Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

7-1.

Per. 3977 d. 163
1812(3-4)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1812.

NEUNTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition,
1812.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JULIUS, 1812.

THEOLOGIE.

STENDAL, b. Franzen u. Groſſe: *Johannes der Donnerer.* Von *J. W. B. Ruſswurm.* 1806. XII u. 272 S. 8. (1 Thlr.)

Die verſpätete Anzeige dieſes Buches wolle Niemand zum Nachtheil deſſelben auslegen. Es gehört unter die gründlichſten Arbeiten, die unſere exegetiſche Literatur in neueren Zeiten aufzuweiſen hat, und wenn gleich Rec. manchen eigenthümlichen Anſichten des Vfs. ſeine Zuſtimmung nicht geben kann: ſo achtet er doch in ihnen das ſelbſtſtändige Urtheil, gleich weit entfernt von blinder Nachbeterey und Wiederholung des ſchon längſt Ausgemachten, als von der Sucht, durch neue paradoxe Behauptungen eine eben ſo leicht verlorene, als gewonnene Aufmerkſamkeit zu erregen. Verleitet dieſes Streben, überall mit gründlicher Forſchung ſeinen eigenen Weg zu gehen, auch öfters zu harten und unbilligen Urtheilen über die Vergänger, ſogar in Fällen, wo die eigene Anſicht offenbar die unrichtige iſt: ſo darf man doch bey Schriftſtellern dieſer Art für die ſpätere Anerkennung und Zurücknahme derſelben nicht beſorgt ſeyn. Denn bey dem Gründlichkeit Achtenden und Übenden iſt, jede gründliche Zurechtweiſung ihrer Aufnahme gewiſs, und eben darum verſprechen wir uns viel von der johanneiſchen Chriſtologie, zu welcher der Vf. Hoffnung macht, weil ihr gewiſs eine unbefangene Reviſion der in dieſem Buche niedergelegten Anſichten und Urtheile vorhergehen wird. In dieſer Überzeugung überläſst ſich Rec. der Hoffnung, daſs auch dieſe Beurtheilung dem Vf. nicht ganz unwillkommen ſeyn werde.

Einige hiſtoriſche Notizen und Hypotheſen über Johannes und ſein Evangelium eröffnen das Werk, keine vollſtändige Einleitung, ſondern nur Anſichten über Johannes ſelbſt, die Quellen, und die polemiſche Tendenz ſeines Buches. Ganz richtig iſt gleich im Eingang bemerkt, daſs Johannes in der Schule Jeſu und des Täufers keine jüdiſche Gelehrſamkeit lernte: aber ob nicht nachher? Darf man darum mit dem Vf. alle Spuren damaliger Schulweisheit aus ſeinen Schriften verweiſen? Ganz werden die Apoſtel ſie ſicher nicht überſehen haben. Sie hatten mit Juden zu thun, die nur aus der Schrift und durch Schriftbeweiſe von der Meſſiaswürde Jeſu ſich überzeugen lieſsen; mit Irrlehrern, die ihre Philoſopheme mit dem Chriſtenthum in Verbindung ſetzten; mit ihren eigenen Nationalanſichten, die in vielfache Berührungen mit der Zeitphiloſophie gebracht worden. Zu loben iſt es, daſs der Vf. alles Fremdartige aus dem Johannes entfernen will; aber darum, weil dieſes vielfach eingemiſchte Fremdartige meiſt Eigenthum anderer Zeiten und Syſteme iſt, darf dasjenige nicht überſehen werden, was zur eigenthümlichen γνῶσις des Chriſtenthums in ſeiner urſprünglichen Erſcheinung gehört. Iſt Johannes der Vf. der Apokalypſis, was ſich doch auf das Gericht innerer und äuſserer Gründe hin mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit annehmen läſst: ſo giebt gerade dieſes Buch den augenſcheinlichſten Beweis, daſs es dem Urheber deſſelben weder am Studium der alteſtam. Propheten, die beynahe überall ſeine Vorbilder ſind, noch an Kenntniſs der Nationaltheologie ſeines Volks fehlte. Rec. glaubt an keine *Sephiroth* in der Apokalypſe; allein auch dieſe abgerechnet, bleibt genug übrig, was die Bekanntſchaft des Vfs. mit der jüdiſchen Gottes- und Meſſias-Lehre beurkundet. Wie ſehr dieſs Miſsverſtändniſs Hn. *R.* in ſeiner Anſicht vom Logos irre führte, wird ſich unten zeigen.

In Beziehung auf die Quellen des Evangeliums bekennt ſich der Vf. zu der auch von anderen Gelehrten in unſern Tagen aufgeſtellten Hypotheſe, daſs Joh. „ein Journal ſcheine gehalten zu haben, in welches er das Wichtigſte und Intereſſanteſte eingetragen; denn alles von ſeinem Lehrer war ihm werth. Die vielen und langen Unterredungen Jeſu in ſeinem Evang. zeugen davon.“ Wir würden noch auf zwey andere Erſcheinungen hingewieſen haben, die dieſelbe Vermuthung wahrſcheinlich machen. Joh. giebt theilweiſe Gloſſen über einzelne von Jeſu gebrauchte Ausdrücke (2, 21. 6, 71. 12, 33), die eine *wörtliche* Anführung ſeiner Äuſserungen verrathen, was nach einem ſo langen Zeitraum von der bloſsen Erinnerung, ohne frühere ſchriftliche Aufzeichnung, wohl nicht erwartet werden darf. Noch mehr, Jeſus erklärt ſich bey Joh. über ſeinen Tod und Auferſtehung (14, 19. 16, 16) weit weniger beſtimmt, als bey den übrigen Evangeliſten (Matth. 12, 40. 16, 21. 17, 23 u. ſ. w.); und das Betragen der Jünger bey der Auferſtehung ſelbſt beweiſt, daſs nur die Unbeſtimmtheit jener Erklärungen bey Joh. als hiſtoriſche Thatſache betrachtet werden darf. Joh. ſcheint demnach ſie ſchon früher aufgezeichnet zu haben, ehe der ſpätere Erfolg jene genauere Beſtimmtheit in ſie legte. Man darf freylich nicht annehmen, daſs Joh. dieſe ſchriftlichen Auffaſſungen der Lehrvorträge ſeines Lehrers von Anfang an für eine künftige ſchriftliche Arbeit und Beweisführung der Meſſianität deſſelben

bestimmt habe. Dieser Gedanke war und mußte ihm, der Natur der Sache nach, ganz fremd bleiben, und man fühlt sich mit Recht gegen diese Hypothese schon im Voraus eingenommen, sobald sie auf einen solchen Grund gestützt werden soll. Auch ein bloßes Journal, wie unser Vf. Joh. halten läßt, ohne alle weitere Ursache und Bestimmung, bleibt sehr zweydeutig. Rec. hat sich indeß die Entstehung solcher schriftlicher Aufbewahrungen einzelner Lehrvorträge Jesu durch Joh. immer anders gedacht. Wir wissen aus den Evangelien, daß Jesus seine Apostel schon sehr früh, theils zu ihrer eigenen Übung, theils zur weiteren Bekanntmachung seines Auftretens, als göttlicher Lehrer, ins jüdische Land als Missionaire herumschickte. Dieß geschah gewiß während der mehrjährigen Dauer seiner öffentlichen Wirksamkeit nicht bloß einmal, sondern mehreremal, wenn gleich die Evangg. es von den zwölf Aposteln nur ein einziges Mal berichten. Zum Behuf dieser Aussendungen, deren Zweck dahin ging, Jesus als Messias der Nation bekannt zu machen, und, als solchem, ihm Zutrauen zu erwecken, scheinen uns diese schriftlichen Darstellungen von Joh. gesammelt und verfaßt zu seyn. So die Sache gedacht, fällt der Einwurf ganz weg, warum der Apostel so lange mit der Herausgabe seines Evang. gezögert, wenn dasselbe schon durch frühere, schriftliche Collectaneen vorbereitet gewesen. Sie in einer besonderen Schrift zusammenzustellen und zu ordnen, fiel ihm gewiß erst spät ein; er bediente sich derselben lange Zeit zum Behuf des ursprünglichen Zwecks, für welchen er sie aufgesetzt hatte, im Kreise seines thätigen Apostellebens, und erst spät mögen ihn zufällige, uns unbekannt gebliebene Ursachen bewogen haben, das, was er bisher mündlich nach diesen Aufsätzen mitgetheilt hatte, nun auch schriftlich zu bearbeiten, und in einer besonderen Schrift den Beweis für die Messiaswürde Jesu, der ihm am meisten zusprach, niederzulegen. Nicht weniger ist damit ein zweyter Einwurf beantwortet, wie die Apostel noch zu Lebzeiten Jesu hätten auf den Gedanken kommen mögen, etwas Schriftliches über seine Lehrvorträge zu sammeln, da ihnen damals, in der Vereinigung mit dem großen Lehrer, in ihren Gesprächen und Unterhaltungen mit ihm, ein weit leichteres Mittel zu Gebote stand, das Vergessene oder Überhörte sich wieder zuzueignen. Der eigenthümliche dogmatisirende Charakter des johanneischen Evang. ist für Rec. nie ein zwingender Beweis gewesen, daß dessen Urheber mehr aus seinem eigenen Gemüthe, und nach gewissen eigenen religiösen Ideen, als aus dem lebendigen Vortrage Jesus selbst, dessen Reden geliefert haben müsse. Einen gleich möglichen Erklärungsgrund bietet wenigstens der besondere Inhalt dieser Reden Jesus bey Joh. dar. Er giebt uns keine Parabeln, wie die ersten drey Evangg., weil er überhaupt die bildliche Einkleidung von der *βασιλεία τοῦ θεοῦ*, zu deren moralischer Erläuterung jene größtentheils bestimmt waren, nicht berührt. Eben so wenig finden sich bey ihm solche Vorträge Jesu, die moralische Sittensprüche, Lebensmaximen und Verhaltungsregeln zum Inhalt haben. Dagegen sind es die Äußerungen Jesu über seine innige Verbindung mit der väterlichen Gottheit, über seine Abkunft von oben, über die zur Einheit mit Gott führende Kraft seiner Religionslehre, welche Joh. fleißig sammelt, nach ihnen die engste Vereinigung des göttlichen Weisheitsgeistes mit Jesus voraussetzt, und darauf seinen Beweis für die Messiaswürde des Erhabenen gründet. Wer wollte leugnen, daß in diesen Äußerungen Jesu, die wir nur aus Joh. kennen, nicht jenes eigenthümliche Colorit von Anfang an gewesen seyn könnte, das wir jetzt in ihnen wahrnehmen? Möge dieß als ein Beytrag zur Erläuterung der vom Vf. nur angedeuteten Hypothese betrachtet werden!

Darauf folgt die Untersuchung *über die polemische Tendenz des johanneischen Evang.* S. 5 ff. Sie ist sehr weitläuftig ausgeführt, bis an das Ende der Prolegg. Der Vf. erklärt sich wiederholt für die schon früher von ihm vorgetragene Vermuthung (vgl. *Augusti* N. theol. Blätter B. 3. St. 3), daß Joh. gegen Johannisjünger, oder solche Leute geschrieben habe, die den Täufer höher achteten, als Jesus. Rec. hat sich nach mehrmals angestellten Prüfungen nie davon überzeugen können, daß das Evang. überhaupt eine polemische Beziehung habe, so oft man auch die Meinungen des Cerinth, der Gnostiker, der Johannischriften in demselben hat bestritten finden wollen. Es fehlt nämlich durchaus an einer bestimmten Erklärung oder Andeutung des Apostels, daß er einen polemischen Nebenzweck (denn Hauptzweck könnte es nie gewesen seyn) bey der Ausarbeitung seines Buchs vor Augen gehabt, und alle Erscheinungen in demselben, die man bisher auf eine solche antithetische Tendenz deuten zu dürfen glaubte, lassen nach Rec. Urtheil viel natürlicher eine andere Auslegung zu, bey welcher jede polemische Rücksicht entfernt bleibt. Wir wollen, um auch unseren Beytrag zu der noch immer besprochenen Frage zu geben, kurz die Momente durchgehen, die vom Vf. zur Rechtfertigung seiner Behauptung angeführt werden. Sie sind dreyerley Art. *Erstens*, die Gegensätze und Parallelen zwischen Jesus und dem Täufer, gleich im Anfang des Evang. „In der Einleitung spricht der Evangelist *erst* von Jesu. Er nennt ihn das Wort, das Leben, das Licht. Jesu sagt er *dann* den Täufer entgegen. Jener ist *θεος*, dieser *ἀνθρωπος*. Jener *φως*, dieser nur Zeuge von dem *φως*. Er zeugete auch laut und öffentlich, daß nicht er, sondern Jesus das Licht, nicht er, sondern Jesus der große Lehrer, nicht er, sondern Jesus der Messias sey." S. 6. Wir erlauben uns folgende Bemerkungen. Was den angeblichen Gegensatz zwischen *θεος* und *ἀνθρωπος* anbetrift: so wird diesen nicht leicht ein Unbefangener im johanneischen Ausdruck finden. *Ἐγένετο ἀνθρωπος, ἀπεσταλμένος παρὰ θεοῦ, ὄνομα αὐτῷ Ἰωάννης*, V. 6, kann keine Opposition zu *θεὸς ἦν ὁ λόγος*, V. 1, seyn, sondern ist augenscheinlich nur Ausdruck des historischen Erzählers. Der Apostel hätte sagen müssen: *ὁ δὲ ἀπεσταλμένος παρὰ θεοῦ, ᾧ ὄνομα Ἰωάννης, ἄνθρωπος ἦν*, wenn er dem *θεὸς* V. 1 das *ἀνθρωπος* hätte entgegen-

ſetzen wollen. Es bleibt alſo nur der zweyte angegebene Gegenſatz übrig V. 8: *οὐκ ἦν ἐκεῖνος τὸ φῶς, ἀλλ' ἵνα μαρτυρήσῃ περὶ τοῦ φωτός.* Allein ſollten dieſe Worte wirklich als Antitheſe gegen Johannisjünger gefaſst werden müſſen? Können ſie nicht eben ſo gut jene bekannte Eigenthümlichkeit der johanneiſchen Schreibart darſtellen, nach welcher der Apoſtel einen und denſelben Gedanken zuerſt durch einen bejahenden, und unmittelbar darauf durch einen verneinenden Satz auszudrücken pflegt? Man vergleiche und urtheile: c. 1, 3. *πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο, καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ἕν* — V. 20. *καὶ ὡμολόγησε, καὶ οὐκ ἠρνήσατο* — 6, 22. *καὶ ὅτι οὐ συνεισῆλθε τοῖς μαθηταῖς αὐτοῦ ὁ Ἰησοῦς, ἀλλὰ μόνοι οἱ μαθηταὶ αὐτοῦ ἀπῆλθον.* — V. 39. *μὴ ἀπολέσω ἐξ αὐτοῦ, ἀλλὰ ἀναστήσω αὐτὸ.* — V. 66. *πολλοὶ ἀπῆλθον εἰς τὰ ὀπίσω, καὶ οὐκέτι μετ' αὐτοῦ περιεπάτουν* — 7, 10. *οὐ φανερῶς, ἀλλ' ὡς ἐν κρυπτῷ* — V. 18. *οὗτος ἀληθής ἐστι, καὶ ἀδικία ἐν αὐτῷ οὐκ ἔστι* u. ſ. w. So verſchwindet auch das Emphatiſche, das nach dem Vf. in der Ausſage des Täufers 1, 20 liegen ſoll. Das *zweyte* Moment für die aufgeſtellte Anſicht iſt von den mehrmals wiederholten Zeugniſſen des Täufers hergenommen. Allein um dieſs beſondere Intereſſe des Evangeliſten an den Äuſserungen des Täufers zu erklären, bedarf es keineswegs der Annahme, er habe gegen ſolche Verehrer deſſelben geſchrieben. Joh. muſste von dieſem Zeugniſs reden, wie die übrigen Evangg., weil es dem Auftreten Jeſu voranging. Ein beſonderes Intereſſe und eine gröſsere Ausführlichkeit muſste er nicht weniger dabey zeigen, da er ſelbſt ein Schüler des Täufers, und Zeuge ſeiner Ausſprüche über Jeſus geweſen, durch dieſes Zeugniſs ſogar beſtimmt worden war, ſeinen älteren Lehrer zu verlaſſen, und in die Schule Jeſu überzutreten. Damit iſt auch der *dritte* Bewährungsgrund der Hypotheſe entkräftet, die Voranſtellung dieſer Ausſagen des Täufers über Jeſus. Der Zeitordnung nach konnten ſie gar keine andere Stelle im Buche erhalten. Glücklicher, als in der Begründung ſeiner eigenen Anſicht, iſt der Vf. in der Widerlegung derjenigen Meinung, welche Cerinths eigenthümliche Lehrſätze im Buche beſtritten glaubt; er zeigt ſehr deutlich, daſs nicht Joh. ſeine Ausdrücke von Cerinth, ſondern umgekehrt Cerinth ſeine Vorſtellungen von Joh. entlehnte.

Auf die Prolegg. folgt eine Überſicht und Kritik der vornehmſten Hypotheſen über den Logos, welcher der ſehr richtige Grundſatz vorangeſchickt iſt, daſs alle diejenigen Erklärungsverſuche vergeblich ſeyn werden, die in dem Logos nicht eine Bedeutung des Meſſias finden, darum, weil das Hauptthema des Buchs, Beweisführung der Meſſiaswürde Jeſu, nothwendig auch im Exordium deſſelben berückſichtigt ſeyn muſs. Rec. kann, um nicht zu ausführlich zu werden, dieſer gelehrten, und durchaus von eigener Forſchung zeugenden Kritik in allen ihren Theilen nicht folgen; er behält ſich nur einige Bemerkungen über die zweyte und die ſiebente Erklärung vor. Erſtere nimmt den Ausdruck Logos für die perſonificirte Weisheit Gottes, für die *σοφία τοῦ θεοῦ* in den Apokryphen. Sie wird von dem Vf. mit drey Gründen beſtritten, die ihre Vertheidiger, unter welche auch Rec. gehört, wohl nicht widerlegen dürften. Joh. — dieſs iſt das *erſte* Argument — wolle zeigen, daſs Jeſus der Meſſias ſey: wie komme er nun auf die Weisheit und Vernunft Gottes? Die einfache Antwort darauf liegt in der jüdiſchen Meſſiastheologie, die ſchon längſt, nach Anleitung der meſſianiſchen Stelle Jeſ. 11, 2, die ungetheilte Vereinigung der Weisheit Gottes mit dem künftigen Meſſias als vorzüglichen Meſſiascharakter aufgeſtellt hatte (vgl. *Bertholdt Chriſtologia Judaeorum Jeſu Apoſtolorumque aetate*, 1811. §. 24). Die Apokryphen laſſen dieſe *σοφία τοῦ θεοῦ*, die bey ihnen auch unter dem Namen *ὁ λόγος* vorkommt, und die im Grunde nur der gelehrtere und beſtimmtere Ausdruck für das populäre *πνεῦμα τοῦ θεοῦ* iſt, in allen Propheten und Gottesbegeiſterten thätig ſeyn. Dem Meſſias kam ſie aber ungetheilt zu, *οὐ γὰρ ἐκ μέτρου δίδωσιν ὁ θεὸς τὸ πνεῦμα* 3, 34, und eben darin beſtand ſeine meſſianiſche Würde. Daſs Joh. etwas von Jeſus behaupten müſſe, das ihm einen Vorzug vor dem Täufer gebe, und daſs damit der Satz: die Weisheit war im Anfange der Welt, war bey Gott, war Gott, nicht zuſammenſtimme, darum alſo eine andere Bedeutung haben müſſe, fällt mit der Hypotheſe, daſs im Folgenden auf Johannisjünger Rückſicht genommen ſey. Das Anſtöſsige und Ungereimte, das der Vf. nach dieſer Erklärung in den beiden Formeln: *ὁ λόγος ἦν πρὸς τὸν θεὸν*, und *οὗτος ἦν ἐν ἀρχῇ πρὸς τὸν θεὸν*, finden will, verſchwindet ganz, ſobald man ſich beſinnt, daſs Joh. dieſe Sätze aus den Stellen Prov. 8, 29. 30. Sap. Sal. 9, 9 entlehnt, wo der dichteriſch perſonificirten Weisheit Gottes daſſelbe Prädicat beygelegt wird. Durch dieſe Erklärung, heiſst es *zweytens*, werde der Zuſammenhang im Prolog zerriſſen; kein unbefangener Exeget könne ſo eine Verbindung in den erſten 18 Verſen finden. Rec. iſt dieſe Verbindung nie ſchwer geworden, er will ſie mit wenigen Worten andeuten. V. 1—5 giebt Joh. eine kurze Beſchreibung von dem Logos nach den älteren Religionsſchriften, von deſſen Eigenſchaften, als phyſiſcher Weltſchöpfer und Urheber alles geiſtigen Glücks, und aller religiöſen Aufklärung, und bemerkt, wo man ſich denſelben vor ſeiner Vereinigung mit dem Menſchen Jeſus zu denken habe. Darauf kommt er auf die Erſcheinung des Logos in der Welt. Dieſer ging die Ankündigung des Täufers voran. Dieſe wird alſo zuerſt erwähnt V. 6—8. Mit V. 9 fängt er an, die irdiſche Erſcheinung des Logos, und die Aufnahme, die er gefunden, zu beſchreiben, bis V. 13. Endlich V. 14 ſchlieſst er kurz ſein Exordium mit der Bemerkung, *wie* der Logos in der Welt ſichtbar geworden, nämlich in Vereinigung mit Jeſus, der dadurch zur Würde des Meſſias gelangte. Rec. zweifelt, ob eine andere Auslegung einen leichteren und natürlicheren Zuſammenhang nachweiſen könne. Das *dritte* Argument, daſs mit dieſer Anſicht vom Logos alle die ſchönen Gegenſätze zwiſchen Jeſu und dem Täufer bedeutungslos werden, trägt ſeine Widerlegung in ſich ſelbſt, da dieſe Gegenſätze für das unbefangene Auge gar nicht vorhanden ſind. Was ſich poſitiv für dieſe Erklärung anführen läſst, und in wiefern ſie in religiöſen Lehrſätzen der apoſtoliſchen Zeit hiſtoriſch nachgewieſen werden kann, iſt hier nicht der Ort auszuführen. Rec. hat noch ein Wort von der eigenen Auslegung des Vfs. zu ſagen.

Dieſe, ſchon bey früheren Auslegern gefundene, giebt Logos durch den *Verſprochenen*, und ſucht ſowohl aus

dem Zusammenhange des Prologs, als auch aus dem Evang. zu erweisen, dass Logos dem Sinn und Zweck des Evang. nach nichts anders, als den Versprochenen, oder den Messias bezeichnen könne. Rec. kann dieses gar nicht *erklären* nennen. Dass Logos den Messias andeute, ist freylich klar; allein nicht diese allgemeine Beziehung will man durch eine Erklärung erläutert wissen, denn dazu bedarf es keiner, sondern es soll ein grammatisch historischer Sinn des Ausdrucks so entwickelt werden, dass er sowohl mit dieser durch den Zusammenhang gegebenen Beziehung, als auch mit den Prädicaten, die ihm beygelegt werden, in Übereinstimmung tritt. Das leistet aber die Erklärung nicht, welche ὁ λόγος für ὁ λεγόμενος nimmt. Freylich sagt der Vf., und diess ist das Eigenthümliche seiner Ansicht, Joh. gebe im Prolog keineswegs seine Ideen, sondern nur die Ideen seines Lehrers wieder. Ihm gehöre nur der Name Logos, unter welchem er die Äusserungen Jesu über seine Präexistenz, über sein enges Verhältniss mit Gott, ja seine Einheit mit demselben wiederhole. Wie sich der Evangelist diese Präexistenz und Identität des Logos, oder des Versprochenen, mit Gott gedacht habe, das liege über alle Erklärung hinaus, weil er sich selbst nicht darüber erklärt habe. Vielleicht seyen ihm diese Äusserungen Jesu nie deutlich geworden. Man sieht, die Ansicht ist originell, aber zweyerley Bedenklichkeiten sprechen gegen dieselbe. *Einmal*, wie kommt Johannes auf den so ungewöhnlichen Ausdruck Logos, sowohl seinem Sinn, als der Form nach? Warum sagt er nicht geradezu ὁ Χριστὸς, wie sonst überall im Evang.? Und selbst, wenn er hier den Messias, als den Verheissenen, einführen wollte, was bey ihm, der so selten Rücksicht nimmt auf die alttestam. Messiasidee, mit Recht auffallend erscheint: warum wählte er nicht die gewöhnliche Form ὁ λεγόμενος? Da gar keine Erwähnung der alttest. Messiasorakel vorausgeht: so bleibt ὁ λόγος immer ein seltener, ungewöhnlicher Ausdruck. Nach einer Anmerkung zu S. 67 soll es freylich ein gewöhnlicher Name in der Schule Jesu gewesen seyn, den Jesus selbst von sich gebraucht habe, zumal da Joh. auch in der Apokalypse 19, 13 und im Briefe 1, 1 davon Gebrauch mache. Allein dann würde er doch auch, wie die Ausdrücke φῶς und ζωὴ, auf die sich hier der Vf. beruft, in den Reden Jesu selbst einigemal vorkommen. Diess ist aber nicht der Fall, und das Stillschweigen der ersten drey Evangg. gilt hier mehr, als bey jenen anderen beiden Ausdrücken, da dieser Name sich auf die alttestam. Messiasorakel bezieht, und jene Bücher Jesus besonders aus diesem Gesichtspuncte darstellen, also auch nicht einen Namen ausgelassen haben würden, der mit ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ, ὁ κύριος, ὁ σωτὴρ ähnliche messianische Bedeutung hatte. Auch die Behauptung des Vfs., dass Joh. in diesem Prolog nichts von Jesu behaupte, was er nicht aus dem Munde seines Lehrers selbst gehört habe, lässt sich nur sehr gezwungen auf das Prädicat der Weltschöpfung anwenden. Diese soll nämlich der Evangelist gefolgert haben aus den Worten 5, 19: ἃ γὰρ ἂν ὁ πατὴρ ποιῇ, ταῦτα καὶ ὁ υἱὸς ὁμοίως ποιεῖ. Wenn der Sohn Alles thun könne, was der Vater thut: so müsse er ja wohl auch die Welt haben bauen können. Immer eine, aufs gelindeste gesagt, sehr müssige Folgerung, die wir dem Joh. nicht aufbürden möchten! *Zudeytens* aber, wie zwecklos erscheint die ganze Zusammenstellung dieser Äusserungen Jesu über seine Präexistenz und Verbindung mit Gott hier im Anfang des Evang., sobald man die vom Vf. behauptete polemische Tendenz des Prologs gegen Johannisjünger einzuräumen keinen Grund hat! Wie viel natürlicher die Ansicht, dass die Erwähnung des Logos, als des Messiasprädicates, vorbereiten soll auf die irdische Erscheinung desselben in dem Menschen Jesus, dem Messias selbst! So lange diese historische Bedeutung des Ausdrucks Logos nicht mit genügenden Gründen bestritten werden kann, sollte man nie eine andere Erklärung suchen, da die Auslegung immer dann am sichersten geht, wenn sie die Geschichte als Führerin benutzen kann.

Wir wenden uns nun zu der Übersetzung selbst. Sie ist in Abschnitte zertheilt, wie der besondere Inhalt und Wechsel der Materien sie verlangte. Jedem voran geht eine ausführliche Inhaltsanzeige, und hintennach folgen die Anmerkungen, die, mit Ausnahme einzelner eingestreuter, philologischer Erklärungen, grösstentheils Sacherläuterungen enthalten. Ihrem Charakter nach steht sie in der Mitte zwischen einer paraphrasirenden, und den Worten und Wendungen des Originals genau folgenden Übertragung. Gewöhnlich sind des letzteren kurze emphatische Ausdrücke, eigenthümliche Sprachgewohnheiten, und unvorbereitete Übergänge wörtlich beybehalten, aber durch eingeschaltete Paraphrasen und Zwischensätze zu verdeutlichen gesucht. Doch nicht immer scheint es dem Vf. um diese Identität des Ausdrucks zu thun gewesen zu seyn, denn nicht eben selten finden sich diese umschreibenden Übersetzungen, ohne Einschaltungszeichen, für die Worte des Originals selbst gegeben, wie 1, 19: *οἱ Ἰουδαῖοι ἐξ Ἱεροσολύμων, der hohe Rath zu Jerusalem* — Eb. 52: *Dass ich als Messias unter dem besonderen Einflusse und Schutze Gottes stehe* — 2, 4: *Mutter, lass mich* u. s. w. Wir wollen nicht darüber mit ihm rechten, da seiner eigenen Erklärung in der Vorrede S. X zufolge die Übersetzung nicht der höchste Zweck seiner Arbeit war, sondern nur, anderen Zwecken dienend, in der Absicht hinzugefügt wurde, um durch ausgezeichnete Stellen zu zeigen, wie der Evangelist sein Thema: Jesus ist der Messias, vom Anfange bis ans Ende treulich vor Augen gehabt habe. Richtige Auslegung des johanneischen Sinnes und Gedankens war es also, die dem Vf. als Hauptzweck vorschwebte, und wir dürfen ihm wohl das Zeugniss geben, dass vor vielen anderen Bearbeitern dieses Evang. ihm unstreitig der Kranz gebührt, wenn nach der exegetischen Enthaltsamkeit gefragt wird, die, besonders bey diesem, so vielfaches Interesse beschäftigenden Buche, allen eigenen, ihm anzupassenden Ansichten entsagend, nur den reinen Gedanken des Schriftstellers aus einer unbefangenen exegetischen Prüfung zu entwickeln unternimmt. Rec. möchte gern nun noch einige Bemerkungen hinzufügen über einzelne Stellen, an welchen der Vf. eigenthümliche Erklärungen giebt; allein er darf die Grenzen einer Recension nicht überschreiten, und muss es daher anderen Beurtheilern überlassen, das Buch auch in dieser Hinsicht seinem Verdienste nach zu würdigen. H. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JULIUS, 1812.

JURISPRUDENZ.

PARIS, b. Garnery: *Cours de législation administrative, dans l'ordre correspondant à l'harmonie du système social, et à tous les points de l'existence civile et politique des individus, contenant l'exposé de l'organisation des diverses fonctions publiques, le tableau des attributions inhérentes à chacune de ces fonctions, leur compétence, le dispositif et l'application des lois qui leur sont particulières, sous le double rapport de l'état civil et du régime administratif*, par M. *Portiez* (de l'Oise), Ex-Tribun, Jurisconsulte, Professeur-Directeur de l'école de droit de Paris. 1808. T. I. LII u. 340 S. T. II. 396 S. 8.

Erst spät ist uns ein Werk zu Gesicht gekommen, welches schon früher eine ausführliche Anzeige verdient hätte, da dasselbe neben *Fleurigeon's Code administratif* und *Bonnin's principes d'administration publique* das ganze administrative Recht Frankreichs begreift, und gewissermafsen als ein Handbuch des französischen Staatsrechts angesehen werden kann. Es hat dieses Werk verschiedene Beurtheilungen erfahren, indem es Einige, wie z. B. *Zachariä* in seinem Handbuche des französischen Civilrechts (2 Ausgabe. Th. I. S. XVII), für eine sehr sorgfältige Zusammenstellung der das Regierungsrecht betreffenden gesetzlichen Vorschriften erklären, nur scheine der Vf. über die Idee seiner Wissenschaft mit sich selbst noch nicht ganz einig zu seyn; wogegen ein anderer sehr geistvoller französischer Schriftsteller über denselben Gegenstand, *Bonnin*, in der Vorrede zu seinem eben genannten Werke, die Methode des Vfs. einer sehr tadelnden Kritik unterwirft. Um desto mehr scheint daher das Werk einer umfassenden Analyse zu bedürfen, um unser Urtheil darüber gehörig zu rechtfertigen, wobey wir auf zwey Hauptpuncte vorzüglich Rücksicht nehmen müssen, theils auf den Plan und die Methode des Vfs. theils auf den Inhalt und die Ausführung. Was den ersten Punct anbetrifft: so erklärt sich darüber der Vf. selbst in der Einleitung weitläuftiger. Er theilt seinen Cours in zwey grofse Hälften, die Personen, welche administriren, und zweytens die Personen und Sachen, welche administrirt werden. Die Administrirten betrachtet er von ihrer Geburt an in allen verschiedenen Epochen und Situationen des Lebens, als Kinder, Minorenne, Jünglinge, Conscribirte, Majorenne, Gatten und Ältern, als geschiedene Eheleute, als Adoptirende oder Adoptirte, als Vormünder, Interdicirte, Verschwender und Abwesende, als Anhänger eines religiösen Cultus, Eigenthümer, Nachbaren, aus dem Eigenthum Gesetzte, als Steuerpflichtige, Staatsgläubiger, Inhaber von Recepisse der Amortisationscasse und von Banknoten und Gelde, als Handeltreibende, in fremdem Lohne Stehende und Gesinde, Arme, Gefangene, Geschworene und Zeugen, und endlich als Gestorbene. — Schon auf den ersten Blick müssen einem Jeden die mannichfaltigen Unbequemlichkeiten dieser Methode einleuchten. Indem der Vf. derselben folgte, hat er keinesweges allein administratives Recht vorgetragen. Lange Digressionen aus dem Civil- und Handels-Rechte mufsten unvermeidlich werden, wie denn auch ganze Titel aus dem *Code Napoléon* und dem *Code de commerce* beynah wörtlich eingeschaltet sind. Aus dieser Methode folgt ferner eine beynah nicht zu vermeidende Unordnung, Wiederholungen und Zerreifsen einzelner Materien, welche doch nothwendig zusammen vorgetragen werden sollten; andere durchaus in ein Werk dieser Art gehörige Puncte sind, weil sie nicht in das System pafsten, gar nicht berührt worden, z. B. die Organisation der verschiedenen Ministerien, die Kriegsverwaltung, Veteranen u. s. w. Bey einem Werke dieser Art sollte ferner vor allen Dingen ein klarer Überblick über die Verwaltung des französischen Reichs gegeben werden; aber dieses ist durch die befolgte Methode gänzlich unmöglich gemacht. Man wird hier in ein Chaos von einzelnen Abhandlungen geführt, die oft bis zur Undeutlichkeit kurz, oft bis zur Ermüdung weitschweifig sind; und so wird es selbst dem stärksten Gedächtnifs unmöglich, sich dieselben einzuprägen, weil es eben an den Hauptgesichtspuncten fehlt, unter welche sie zusammengereihet werden könnten. Wie ungleich einfacher und praktischer würde eine Eintheilung nach den verschiedenen ministeriellen Departements, oder nach den verschiedenen Zweigen der Verwaltung und den einzelnen Regierungsrechten gewesen seyn! Bey den einzelnen Materien ist die Ordnung nicht viel besser. Auch hier scheint der Vf. oft selbst nicht gewufst zu haben, was er aufnehmen und was er weglafsen müsse; daher die ungleiche Länge oft gleich wichtiger und reichhaltiger Artikel. Für ein Compendium, welches bey dem mündlichen Vortrage als Leitfaden benutzt werden soll, ist das Buch offenbar viel zu weitläuftig, für ein vollständiges Lehrbuch dagegen bey weitem zu oberflächlich und unvollständig. Was die innere Einrichtung des Werks betrifft: so ist das-

selbe aufser einer Einleitung, welche hauptsächlich von der Nothwendigkeit des Studiums des administrativen Rechts handelt, in 16 Bücher getheilt, von denen die zwölf ersten jedes wiederum in mehrere Capitel, diese aber in wenig zusammenhängende, sehr ungleiche Rubriken und Abschnitte zerfallen. Es ist dabey zu bemerken, dafs kein Buch eine allgemeine Überschrift führt, und dafs oft die verschiedenartigsten Capitel ohne allen Zusammenhang in demselben Buche auf einander folgen. Dafs Rec. über Inhalt und Ausführung dieses Werks kein günstigeres Urtheil als über dessen Plan und Methode zu fällen vermöge, das, glaubt er, wird aus einer kurzen Anzeige der einzelnen Bücher am besten hervorgehn. Im ersten Buche handelt der Vf. in 7 Capiteln von den Gesetzen im Allgemeinen, wobey hauptsächlich Bestimmungen aus dem *Corpus juris* angebracht werden; über die Bildung und Promulgation des Gesetzes in Frankreich — höchst unvollkommen, der nöthigen Formalitäten bey der Bildung des Gesetzes ist gar keine Erwähnung geschehen; von den Autoritäten — eine kurze Aufzählung der Justiz- und administrativen Behörden; von den Cantonsversammlungen, den verschiedenen Wahlcollegien, dem gesetzgebenden Corps und dem Senate — Alles höchst flüchtig und unvollständig; der Senat ist mit 10 Zeilen, das gesetzgebende Corps mit 5 abgefertigt. Über den Unterschied zwischen Gesetzen und Reglements wird in dem folgenden Capitel kurz gesprochen, so wie im sechsten von dem Rechte, der Gerechtigkeit und der Rechtswissenschaft; gröfstentheils nur ein Auszug von Gesetzstellen aus dem *Corpus juris*. Das 7 Capitel endlich handelt von den Gegenständen des Rechts, den Personen, Sachen und Actionen. Schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige des ersten Buchs, glaubt Rec., werde es einleuchten, welche schlechte Ordnung, oder vielmehr welche Unordnung in der Arbeit des Vfs. herrsche. Um nichts besser steht es mit den folgenden Büchern. Im zweyten Buche spricht der Vf. von der Regierung und der administrativen Organisation, und stellt dabey gleich zu Anfange das Princip auf, der französische Staat sey repräsentativ, und die Gesetzgebung ruhe in den Händen der Repräsentanten der Nation; eine Meinung, gegen welche sich bekanntlich die Regierung selbst im December 1808 im Moniteur laut erklärte, indem der Kaiser der erste Repräsentant der Nation, das gesetzgebende Corps, oder eigentlicher zu reden, das gesetzgebende Conseil, dagegen nur eine Versammlung der Bevollmächtigten der verschiedenen Wahlcollegien sey. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Regierung, geht der Vf. sogleich zur administrativen Organisation über, und spricht in verschiedenen Capiteln nach einander von den Präfecten, den Unterpräfecten, den Maires, den Secretärs der Präfecturen und Mairieen und den Präfecturräthen. Aufser einigen dürftigen Bemerkungen über das Wesen der administrativen Entscheidungen, welchen ein eigenes Capitel gewidmet ist, handeln die übrigen Capitel von den Generaldepartements, den Arrondissements- und den Municipal-Räthen, der Comptabilität der Communen und der Subordination der verschiedenen administrativen Behörden, worüber, so wie über den Conflict der Administration mit den Tribunälen, sehr passende Bemerkungen gegeben werden. Plötzlich geht der Vf. darauf zu den Staatsrathsauditeurs und den Requetenmeistern über, ein sehr mangelhafter Artikel, welcher aufserdem durch die neueste Organisation unbrauchbar geworden ist. Dann von dem Verfahren in streitigen Angelegenheiten vor dem Staatsrathe und von der hohen administrativen Polizey. Die übrigen Capitel handeln von der Unverträglichkeit der verschiedenen richterlichen und administrativen Posten, von der Citation der Zeugen, der den öffentlichen Beamten schuldigen Achtung, den Petitionen, den Legalisationen und den Certificaten über das Leben — eine buntscheckige Zusammenstellung, wobey die einzelnen Puncte obendrein nur sehr oberflächlich berührt sind. Man wundert sich noch mehr, wenn man ein folgendes Capitel von der Statistik in ihren Verhältnissen mit der administrativen Organisation überschrieben findet. Nach einigen unreifen Bemerkungen über allgemeine und besondere Statistik, spricht der Vf. in einigen Zeilen von dem Flächeninhalte, der Bevölkerung, den Staatseinkünften und der Territorialeintheilung Frankreichs, giebt aber nur alte Data. Nicht besser sind die Artikel vom Cadaster, den Grenzen der Departements und den Generaldirectionen behandelt. Das dritte Buch beschäftigt sich im Allgemeinen mit den verschiedenen Bestimmungen über den Civilstand, der Minorennität und der Emancipation; das 4te mit dem Religionswesen, und das 5te mit dem öffentlichen Unterricht, wobey freylich auf die neuere, seit der Errichtung der kaiserlichen Universität eingetretene Organisation desselben noch keine Rücksicht genommen werden konnte. Bey dieser Gelegenheit wird auch die Ehrenlegion zwischen dem Nationalinstitute und den Theatern abgehandelt! Das 6 Buch, von der bewaffneten Macht, spricht nur von der Organisation der Nationalgarde und von der Conscription, von allen übrigen hieher gehörigen Puncten, der Marine, der Organisation der Armee, der Kriegsverwaltung, den Veteranen u. s. w., wie schon oben bemerkt worden, wird gar nichts gesagt. Das 7 Buch, welches sich bis in den zweyten Band erstreckt, handelt von den Steuern, den directen und indirecten, von den letzteren zumal mit einer unbegreiflichen Kürze und Oberflächlichkeit. Das ganze Zollwesen nimmt etwa eine halbe Seite ein! Das 8 Buch, von dem Eigenthume und dessen verschiedenen Arten, begreift in 3 Abschnitten die Domänen, die Güter der Communen und die Güter der Privatpersonen, wobey wiederum manche rein juristische Materien mit aufgenommen sind. Das 9 Buch von den Finanzen und Ausgaben und dem Rechnungswesen der Communen, — wovon schon einmal die Rede war, — der Departements, der Ministerien und der Oberrechenkammer. Die beiden ersten Puncte vorzüglich sind sehr verwirrt und unvollständig vorgetragen. Das 10 Buch von der Amor-

sistionscasse auf 25 Seiten; das 11te von der Industrie, das heifst von dem Fabrikwesen; das 12te vom Handel, wobey zugleich eine Menge Bestimmungen des *Code de commerce* beynah wörtlich mit eingerückt sind; das 13 Buch von Wechseln und von der Bank; das 14te von den Civilhospitälern, und das 15te von der Polizey, nämlich der administrativen und der Feld-Polizey. Der gerichtlichen Polizey, so wie der verschiedenen einzelnen Zweige der administrativen, ist durchaus gar keine Erwähnung geschehen. Das 16 und letzte Buch ist rein-juristisch, und begreift folgende Rubriken: Die Majorennität, das Domicil, die Abwesenheit, Pässe, Heirath und Ehe, Paternität und Filiation, Legitimation, natürliche Kinder, Vormundschaft, Ehescheidung und Trennung, Adoption, Interdiction und Verschwender. So viel von dem Inhalte des vorliegenden Werks. Rec. glaubt, dafs dadurch allerdings die Bemerkung bestätigt werde, der Vf. sey mit sich selbst darüber nicht im Reinen gewesen, was er in sein Buch aufnehmen müsse oder nicht. Das Ganze ist mehr eine zufällige Excerpten- und Materialien-Sammlung, als ein systematisch geordnetes Werk zu nennen. Jedoch wollen wir durch dieses alles keineswegs in Abrede stellen, dafs das Buch auch in dieser unvollkommenen Gestalt von Nutzen seyn könne. Besonders brauchbar ist die Anführung der gesetzlichen Quellen welche freylich nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt und Genauigkeit citirt sind; ja bey manchen Artikeln haben wir sie sogar gänzlich vermifst.

A. A.

Paris, b. Garnery: *Code des contributions directes.* Tome premier, contenant l'exposition des principes, avec des instructions particulières sur les divers objets que ces contributions embrassent. Tome second, contenant les lois rendues sur ces contributions depuis 1789 jusqu'à 1811, avec des notes de concordance, indicatives des changemens, que leurs dispositions ont successivement éprouvés. 1811. T. I. 525 S. T. II. 515 S. 8.

Die Einrichtung dieses Code, der übrigens in grofser Vollständigkeit alles auf die directen Steuern Bezug Habende enthält, ist die, dafs der erste Band unter 13 allgemeinen Rubriken die verschiedenen Hauptpuncte des Steuerwesens entwickelt, durch historische Notizen und ministerielle Instructionen erläutert, und eine Menge interessanter Beyspiele und dem Praktiker wichtiger Tabellen und Formulare hinzufügt, der zweyte Band aber in chronologischer Ordnung den Text der Gesetze über die directen Steuern enthält. Diese von dem Vf. gewählten Rubriken sind folgende: Allgemeine Bemerkungen über die Steuern, über die Anlage der Grund-, Personal- und Militär-Steuer, über die Mutterrollen, die Cadaster, über die Thüren- und Fenster-Taxe, die Patentsteuer, die Zulagscentimen der Steuern, die Erhebung der Steuern, die Steueragenten, die Organisation der Einnahme und des Rechnungswesens, die Reclamationen, die Entscheidungen solcher Streitfragen, welche sich auf die directen Steuern beziehen, und endlich verschiedene Gegenstände. Das Ganze schliefst ein Sachregister; ein Verzeichnisse der angeführten und abgedruckten Gesetze und Verordnungen haben wir vergeblich gesucht.

A. A.

Paris: *Tarif chronologique des Douanes de l'Empire françois, avec des commentaires, des observations et la description des marchandises tarifées; des instructions sur l'acquittement des droits et sur les entrepôts;* un tableau analytique des contraventions aux lois de douanes, désignant les peines et amendes qu'elles déterminent; le tarif des droits de navigation etc. Par *Dujardin-Sailly.* 5 Edition. 1810. 4. (15 Francs.)

Bey der Menge der Verordnungen und gesetzlichen Bestimmungen über den Zolltarif in Frankreich kann es nicht anders als sehr angenehm seyn, ein Werk zu besitzen, das eine vollständige Nomenclatur und Beschreibung aller dem Zolle unterworfenen Waaren, den Betrag des Zolls und zugleich die Verordnungen enthält, wodurch derselbe für die einzelnen Artikel bestimmt ist. Nimmt man dazu den *Code des douanes* desselben Vfs., und sein *Bulletin des douanes*, welches von Zeit zu Zeit alle die Veränderungen bekannt machen soll, welche in dem Zollwesen vorgenommen werden: so verdanken wir ihm eine vollständige Sammlung über einen der wichtigsten und verwickeltsten Puncte des französischen administrativen Rechts. Der Inhalt des vorliegenden Werks ist schon grofsentheils auf dem Titel angegeben; es enthält 1) Bestimmungen über die Erhebung der Zollabgaben und die Ein- und Ausfuhr der Waaren überhaupt, über die Entrepots, die französischen Inseln in Europa, die Ursprungscertificate; 2) den Zolltarif für die ein- und ausgehenden Waaren, mit genauer Anführung der darauf Bezug habenden Decrete; 3) den Tarif der Schiffahrt und die gesetzlichen Bestimmungen über die Erhebung der tarifsmäfsigen Abgaben; 4) ein Verzeichnifs aller Contraventionsfälle in Zollsachen mit den gesetzlichen Strafen, und endlich 5) als Anhang ein Verzeichnifs aller Veränderungen, welche in dem Zolltarife während des Druckes des Werks vorgenommen worden sind.

A. A.

Paris, b. d. Gebr. Clament: *Code Napoléon, mis en vers français,* par *D****, Ex-Législateur. 1811. 667 S. 12. (2 Rthlr.)

Sowohl in der Zueignung an die Kaiserin *Marie Louise*, als in der Vorrede, hat der Vf. den Zweck dieses Werks dahin ausgesprochen, dafs er versuche, durch dasselbe das Lesen des C. N. den Damen angenehmer und den Geschäftsmännern für das Gedächtnifs eindringlicher zu machen. Erreiche er den ersten Zweck: so glaube er sogar zur Verbreitung guter Sitten beyzutragen:

Et la raison, guidant et les esprits et les coeurs,
Etendra son empire avec celui des moeurs.

Des moeurs! source de l'ordre et des vertus civiles
Qui rendent les états florissants et tranquilles.

Wer würde dem Vf. die Erreichung eines so würdigen Zwecks nicht wünschen! — Da jedoch Rec. daran zweifelt, dafs, so gut auch diese metrische Paraphrase des C. N. gerathen ist, wenigstens in Deutschland, sowohl Damen als Geschäftsmänner grofse Notiz davon nehmen werden, da sie vielmehr nur höchstens den Liebhabern ähnlicher Curiositäten bekannt werden möchte: so glaubt er, dafs es nicht unangenehm seyn könne, hier eine Probe dieses, in der That einzigen, und von einer ungeheuren Geduld zeugenden Werks zu finden. Da es vorzüglich den Damen bestimmt ist: so wählt Rec. den Anfang des Titels „*du mariage*,"

Art. 144. *Avant d'avoir fini sa dix-huitième année*
L'homme ne peut prétendre aux noeuds de l'hymenée;
Et la femme, à son tour, ne le peut point non plus
Avant d'avoir atteint ses quinze ans revolus.

Art. 145. *Fondé sur un motif déterminant et sage,*
Le prince, néanmoins peut dispenser de l'age.

Art. 146. *Il ne peut se former de lien conjugal*
Sans un consentement qui soit libre et légal.

Art. 147. *Avant que, du premier, l'époux ne se dégage,*
Il ne peut contracter un second mariage.

Art. 148. *Si vingt-cinq ans complets ne sont l'age du fils,*
Si la fille n'a pas vingt-un ans accomplis,
Pour former des liens, il leur est nécessaire
D'avoir le double aveu du père et de la mère:
Si, sur ce point, entre eux, il existe un conflit,
Le père alors l'emporte et son aveu suffit.

F . . . k.

LANDSHUT, b. Krüll: *Über den Begriff von Verbrechen und Vergehen und deren rechtliche Folgen.* Ein Versuch von *Fr. Xav. Reber*, bey Erlangung der juristischen Doctorwürde. 1811. VIII u. 135 S. 8. (12 gr.)

Die Criminalisten haben schon vor mehr als zehn Jahren auf Unterscheidung der Verbrechen von den Polizeyvergehen gedrungen, und die Merkmale der Verschiedenheit gelegentlich sowohl, als in besonderen Schriften angegeben. Aber immer hat man dieser Unterscheidung keinen besonderen praktischen Werth zugeschrieben, bis sie endlich in positiven Gesetzen selbst, und hauptsächlich in dem österreichischen *Gesetzbuche über Verbrechen*, Wien 1803, anerkannt und berücksichtigt ward. Da erschien denn auch die besondere Schrift von *Hannamann* über die Grenzlinie zwischen Verbrechen und Vergehen, Wien 1805. Der *Code pénal* und der *Code d'instruction criminelle* haben diese Unterscheidung ebenfalls aufgenommen, ein Umstand, der in unseren Tagen am ersten Bekehrungen veranlafst. Auch die vorliegende Schrift scheint ihm seine Entstehung mit zu verdanken zu haben. Sie giebt ganz dieselben Merkmale von Verbrechen und Vergehen an, welche schon in der kleinen Schrift: *Über die Natur der Strafrechtswissenschaft*, von *Titmann*, Leipzig 1802. S. 31 u. f. darüber angegeben sind. Der Vf. unterscheidet nämlich S. 22 u. f., gerade wie hier, zwischen Handlungen, die auf Verletzung solcher Rechte gerichtet sind, welche die negative Bedingung des Lebens ausmachen, ohne welche also kein Leben im Staate denkbar ist, und Handlungen, welche nur den Zustand des öffentlichen Wohlbefindens gefährden, indem sie blofs die mittelbaren Zwecke des Staats verletzen. Jene sind *Verbrechen*, und enthalten stets bestimmte Verletzungen der Rechte; diese sind *Polizeyvergehen*, welche nur Einrichtungen zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung, Sittlichkeit u. s. w. angreifen, mithin nur *störend* wirken, da erstere *zerstörende* Kraft haben. Diese wesentlichen Verschiedenheiten hat aber der Vf. nicht fest zu halten gewufst. Verleitet von den Bestimmungen der angeführten neueren Gesetze, legt er den Verbrechen und Polizeyvergehen in der Folge seiner Abhandlung ganz andere Begriffe unter, als die zuvor angegebenen Merkmale anzunehmen berechtigen, und definirt die Verbrechen S. 69 als *freywillige und vorsätzlich vollbrachte Verletzungen eines öffentlichen absolut nothwendigen Rechtsverhältnisses*, die Polizeyvergehen hingegen S. 104 als *jede dolose Verletzung eines nützlichen und jede culpose Verletzung eines absolut nothwendigen öffentlichen Verhältnisses*. Wir lassen die hier gewählten Ausdrücke auf sich beruhen, und bemerken nur, wie sehr der Gesichtspunct durch diese Begriffsbestimmungen verrückt worden sey. Denn nach ihnen liegt nun das Wesen der Verbrechen und Polizeyvergehen nicht mehr in dem nächsten Objecte der strafbaren Handlung, sondern bald in diesem Objecte, bald in der Qualität der Verletzung derselben. Die Qualität giebt nun aber der Logik zufolge keiner Sache oder Handlung eine *gemischte* Verschiedenheit. Eine Verletzung der zur Existenz des Menschen absolut nothwendigen Rechte bleibt immer seine solche Verletzung, sie mag nun im *dolus* oder in der *culpa* ihren Grund haben. Der Vf. scheint nach S. 31 von der Consequenz unverhältnifsmäfsige Strafen für die culposen Verbrechen zu fürchten. Allein diese sind deswegen immer nicht unvermeidlich, und mithin die Inconsequenz nicht zu entschuldigen.

Übrigens zeigt diese kleine Schrift von Fleifs und Nachdenken, und enthält manche beherzigungswerthe Äufserung, so dafs sie allerdings des Ankaufs werth ist.

F. M.

FORTSETZUNGEN.

Ulm, b. Stettin: *Physikalisch-ökonomisches und chemisch-technisches Kunst-Kabinet*, in einer Sammlung von gemeinnützigen, leichtfaslichen und erprobten Kunststücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen, zum Nutzen und Gebrauch für Künstler, Fabricanten, Professionisten und Jedermann. Viertes Bändchen. Nebst einem vollständigen Register über alle vier Bände. Auch unter dem Titel: *Gemeinnütziges Taschenbuch für Jedermann*. Drittes Bändchen. Und auch unter dem besonderen Titel: *Der erfahrne Rathgeber*. Zweytes Bändchen. 1812. 220 S. 8. (14 gr.) (S. die Recens. des 1sten Bändchen, Jahrg. 1811. No. 47.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JULIUS, 1812.

MEDICIN.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Über Sympathie* von D. *Friedrich Hufeland*, herzogl. sachsen-weimarischem Hofmedicus (jetzt Professor in Berlin). 1811. X u. 228 S. 8. (18 gr.)

Die Idee einer sympathetischen Verbindung aller geschaffenen Dinge unter sich und mit dem Universum, obschon ihr Ursprung sich in die ältesten Zeiten verliert, und sie als die Grundlage aller wahren Naturforschung angesehen werden muss, scheint doch einen ziemlich langen Zeitraum hindurch, über die Bemühungen, das geheime Wirken der Natur auf empirischem Wege zu erforschen, in Vergessenheit gekommen zu seyn. Erst in neuerer Zeit hat eine philosophischere Ansicht der Dinge sie, wie so manchen anderen, in das Dunkel zurückgedrängten Gegenstand der Naturwissenschaft, wieder an das Licht gezogen. Auch der Vf. ist, wie der ganze Gang seiner Untersuchung zeigt, vorzüglich durch jene Ansicht zur Bearbeitung dieses Gegenstandes aufgeregt worden, und hat dadurch sein Talent, sich des wahren naturphilosophischen Standpunctes zu bemeistern, und von jenem Standpuncte aus zu einer reinen Ansicht der Naturerscheinungen und zur wahren Beobachtung zu gelangen, hinlänglich beurkundet. Denn nicht blosse Speculation ist es, was er hier dem Leser darbietet, sondern allenthalben wird das Bestreben sichtbar, die Natur nicht in die Fesseln jener allmächtigen Gebieterin zu zwängen, und die Bahn des unbefangenen Naturforschers nicht aus den Augen zu verlieren. So reiht sich diese Schrift an die Werke eines *v. Humboldt*, *Treviranus* u. A. würdig an, und verdient das unbestochenen und ruhigen Tones wegen, in welchem sie verfasst ist, nicht allein in die Hände solcher, die sich ohnehin aus Hang zum Mystisch-Wunderbaren dazu gezogen fühlen, sondern auch in die Hände derer zu gelangen, welche misstrauisch gegen Alles, was ihnen im Halbdunkel einer philosophischen Terminologie vorgetragen wird, auf allen Glauben an geheime und leise Wirkungen der Natur lieber ganz Verzicht thun. Auch glauben wir diesen dafür Bürgschaft leisten zu können, dass hier weder Aberglaube noch Betrug im Spiel ist, wie dies in früheren Zeiten eben nicht selten der Fall war, und dass hier ein Mann über die Sache redet, dem Wahrheit am Herzen liegt.

Der 1 Abschnitt handelt von der *Sympathie überhaupt*. Durch die Trennung in einen unendlichen, nie aufzuhebenden Gegensatz entfaltet sich die Natur in mannichfaltige Producte; jedes ist nur einseitiger Reflex des Ganzen. Jeder einzelne Entwicklungsproces ist endlich. Dadurch, dass im Ganzen das Einzelne, und im Einzelnen das Ganze lebt, werden alle, auch die entferntesten Körper, mit einander verknüpft. In der ganzen Natur herrscht neben dem Streben, sich zu individualisiren, auch ein entgegengesetztes, sich mit dem Ganzen zu vereinigen. Jeder individuelle Entwicklungsproces lässt sich daher betrachten, 1) in sofern er die ihm inwohnende Idee des Lebens für sich im Realen darzustellen, sich dieser Idee gemäss fortzubilden, und seine Existenz gegen die Aussenwelt zu behaupten sucht; 2) in sofern er als integrirender Theil des Ganzen, in steter Beziehung auf die Sphäre, der er zunächst angehört, sich seiner Individualität zum Theil entäussert, und dem fremden Einfluss willig hingiebt. Aber kein organisches Leben vermag, losgerissen von der umgebenden Welt, für sich zu leben. Jeder, auch der vollkommenste Organismus existirt nur in Relation mit dem Ganzen und zunächst mit der Sphäre, der er, als Gattungsglied, angehört. So verbinden sich organische Individuen zu Familien und Gattungen, die wieder als Theile höherer organischer Verbindungen anzusehen sind, und zuletzt in zwey grosse Ganze, Thier- und Pflanzen-Reich, zusammenfliessen. Die Erscheinungen, welche durch diese organische Verbindung und Wechselbeziehung der lebenden Natur unter sich und mit dem Universum begründet werden, bezeichnet man mit dem Namen *Sympathie*. In ihr offenbart sich die Abhängigkeit des individuellen Lebens vom Leben des Ganzen, sie ist daher mit Beschränkung der Freyheit und Selbstständigkeit der Individuen verbunden. Sie muss desto deutlicher hervortreten, je unvollkommener in den Individuen der Begriff des Organischen realisirt, je lockerer das Band ist, welches in ihnen das Mannichfaltige zur Einheit verbindet; je geringer folglich die Energie ihres inneren Lebens und je tiefer die Stufe ist, auf welcher sie sich in der Reihe der verschiedenen Erzeugnisse der organischen Natur befinden. Je vollkommener hingegen das Leben u. s. w.: desto undeutlicher werden die Spuren der Sympathie seyn. (Hier scheint uns der Vf. den Begriff der Sympathie in einer etwas zu engen Bedeutung zu nehmen. Auch in denjenigen Geschöpfen, in welchen ein vollkommeneres Leben ist, ist ja die Relation zu allen äuseren Dingen, z. B. Luft, Licht, Nahrung u. s. w., gleichfalls Sympathie, wenn wir auch davon absehen, dass die ein-

zelnen organischen Systeme und Glieder, aus denen sie zusammengesetzt sind, selbst nur wieder durch eine sympathetische Verkettung unter sich bestehen. In keinem Falle läst sich daher behaupten, dass die Erscheinungen der Sympathie den höheren Organisationen weniger zukommen, als den niederen; nur in Bezug auf gewisse *besondere* Sympathie-Verhältnisse, dergleichen z. B. die kosmischen sind, findet dieses Gesetz seine Anwendung).

Die einfachste Äuserung der organischen Thätigkeit ist Reproduction. Sie offenbart sich schon in der anorganischen Natur, bey der Bildung der Krystalle. Vorherrschend ist sie im Reiche der Vegetabilien. Diese leben in engeren sympathetischen Verhältnissen mit der sie umgebenden äuseren Natur, und diese Sympathie zeigt sich unverkennbar in der Harmonie zwischen ihrem inneren Leben und den kosmischen und tellurischen Veränderungen. — Höhere Individualisirung und mindere Abhängigkeit von der allgemeinen Natur ist der Charakter der Animalität, und beginnt im Thiere mit dem Hervortreten des Gegensatzes zwischen Nerven und Muskel. Hier äusert sich das sympathetische Verhältnis, durch Gefühl und Empfindung vermittelt, als Trieb, den wir Instinct nennen. Je mehr sich das Thier von der äuseren Natur trennt, je mehr sich das sensorielle System in ihm erhebt: desto mehr gewinnt sein inneres Leben an Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der allgemeinen Natur und von denjenigen Einwirkungen der Aussenwelt, in welchen die Erscheinungen der Sympathie ihren Grund haben. — Im Menschen endlich stehen die Instincte unter der Herrschaft der Vernunft. Nur im Schlafe und bisweilen in Krankheiten scheint seine höhere Natur, vorzugsweise vor den Thieren, ihre organische Einheit und Selbstständigkeit zu verlieren, und in ein innigeres sympathetisches Verhältnis mit der Aussenwelt zu treten.

II Abschnitt. *Sympathie unter den Individuen der organischen Natur.* Jede organische Sphäre stellt eine Einheit dar, in jeder wiederholt sich wieder das Ganze, und ihre Existenz und Fortdauer ist ebenfalls durch einen, sich immer erneuernden, inneren Gegensatz bedingt. Diese Entgegensetzung ist aber eine relative, mit Übergewicht des einen oder des anderen Princips. Der reinste und einfachste Ausdruck dieses Dualismus ist der Gegensatz von Licht und Schwere. Alle einzelnen Processe auf unserer Erde beruhen auf ihm, und in sofern er sich als Streben zur Vereinigung dieser beiden Gegensätze äusert, wird er mit dem Worte *Elektricität* bezeichnet. Auch in den organischen Reichen stossen wir auf diesen Gegensatz. In seiner allgemeinsten Form zeigt sich derselbe in der Animalität und Vegetabilität; in höherer Beziehung als Geschlechtsunterschied. In dem Gegensatze des Männlichen und Weiblichen stellt jedes der beiden Geschlechter für sich das Leben der Gattung, auf verschiedene Weise, dar; dort unter der Form der überwiegenden Thätigkeit, hier des vorherrschenden Materiellen. Diese beiden Gegensätze zerfallen aber wieder in Gegensätze, auf welchen die Verschiedenheit der Individuen desselben Geschlechts beruht. Nur in der Verschiedenheit des Verhältnisses des einen zu dem anderen ist Sympathie gegründet. Nur wenn die Activität des einen Individuums oder die Passivität des anderen so gross ist, dass ein beträchtlicher Grad von Differenz zwischen beiden Statt findet, vermag das erstere in dem Masse positiv auf das letztere zu wirken, dass es ihm gelingt, deutlich wahrnehmbare Veränderungen in der Lebensthätigkeit desselben hervorzubringen. Die dadurch hervorgebrachten Wirkungen werden entweder durch das Gemeingefühl erkannt, und äusern sich als Empfindungen und Triebe, oder sie greifen selbst in die Vegetation ein, und bringen in der sichtbaren organischen Masse sinnlich wahrnehmbare Veränderungen hervor. In den Thieren stellt sich der positive Factor des Lebens in den Nerven, der negative in der bewegbaren Faser dar. In denjenigen Thieren, in welchen der positive Factor an Intensität den negativen in einem sehr hohen Grade übertrifft, wie in den Fischen, kann der positive Factor leichter die Grenzen ihres Körpers überschreiten; daher die wunderbaren Ausströmungen der elektrischen Fische, und vielleicht ihr Leuchten? Auch die von den Reisebeschreibern erzählte Wirkung der Klapperschlange auf andere, kleinere Thiere und den gefährlichen Biss derselben sucht der Vf. hieraus zu erklären. Hieher gehört ferner die Wirkung mancher Thiere auf einander, oder auf Menschen, z. B. der Katzen, und die Phänomene des thierischen Magnetismus. Diese hängen durchaus nicht von mechanischem Reiz ab, denn sie erfolgen auch durch blosse Annäherung des Magnetiseurs. Was ist ferner die Zeugung anders, als eine, die sichtbaren Grenzen des männlichen Individuums überschreitende Wirkung seiner organischen Thätigkeit in einem fremden Körper, die sich durch Bildung eines neuen organischen Wesens äusert? Aus demselben Gesichtspuncte ist die Fortpflanzung ansteckender Krankheiten von einem Individuum auf andere zu betrachten. Aber auch unter den Individuen des Pflanzenreichs nehmen wir Spuren der Sympathie wahr. Dahin gehört, ausser der Begattung, die Thatsache, dass es Pflanzen giebt, in deren Nähe andere vorzugsweise gedeihen, oder in ihrem Aufkommen gehindert werden, ferner die unzertrennliche Vereinigung der Schmarotzerpflanzen mit denjenigen Gewächsen, auf welchen sie festsitzen. Alle Erscheinungen, welche durch Sympathie hervorgerufen werden, sind also gleiches Wesens, und beruhen auf denselben Bedingungen. Die Verschiedenheit in der Form, unter welcher sie sich offenbart, hat ihren Grund theils in dem verschiedenen Grade der Energie, aus welchem ein Subject auf das andere wirkt, theils in der verschiedenen Form der organischen Thätigkeit, welche durch jene sympathetische Einwirkung zunächst und unmittelbar verändert wird, je nachdem diese mehr auf die animalische oder vegetative Sphäre

des thierischen Organismus bestimmend wirkt, mehr als Empfindung percipirt wird, oder sich als bildende Thätigkeit äussert und sichtbare Veränderungen in der Mischung und Form hervorbringt. In dem ersteren Falle erregt sie entweder eine blos vorübergehende Empfindung, oder sie wirkt mehr das ganze Wesen ergreifend; in dem letzteren entstehen die mancherley ansteckenden Krankheiten, welche wieder verschieden sind, je nachdem die krankhafte Veränderung der Vegetation mehr oder weniger in die animalische Thätigkeit eingreift. Ob Sympathie in die Ferne ohne alle materielle Leitung wirke, wird nicht untersucht. Indess giebt es Fälle, wo wir allerdings Erscheinungen der Sympathie deutlich durch sichtbare Leiter vermittelt sehen, wie z. B. bey magnetisirtem Wasser. (Rec. hält diesen Punct für besonders wichtig und der ferneren Untersuchung werth. Sollte nicht alle Wirkung in die Ferne durch materielle Leitung vermittelt seyn? Zum wenigsten macht dieses die ununterbrochene Continuität, in welcher alle Dinge zusammen verbunden stehen, sehr wahrscheinlich. Aber vielleicht sind nicht alle Körper, welche zwischen dem wirkenden und empfangenden in der Mitte liegen, Leiter der sympathetischen Kraft, ja vielleicht werden sie nur unter gewissen Umständen Leiter, wie dieses bey gewissen Stoffen in ihrem Verhalten zu der elektrischen Kraft der Fall ist. Die Beobachtung *Gmelins*, dass die Wirkung des thierischen Magnetismus auf dem Isolirbret verstärkt, dagegen vermindert wurde, wenn die Manipulation mit seidenen Handschuhen verrichtet wurde, scheint diese Meinung zu begünstigen. Wären keine isolirenden Zwischenkörper: so würden die Einwirkungen entfernter Körper auf einander, welche ohne Zweifel häufiger Statt finden, als man unseren jetzigen Beobachtungen zufolge wähnen mag, von weit auffallenderen und leichter in die Augen springenden Erscheinungen begleitet seyn. Unter diese isolirenden Zwischenkörper können wohl auch die äusseren Bedeckungen thierischer Körper gehören, und das *Erscheinen* sympathetischer Wirkungen in gewissen Fällen eben so gut Folge davon seyn, dass diese Zwischenkörper ihre isolirende Kraft verlieren und Leitungsvermögen erlangen, als es von Desorganisationen in der subjectiven Sphäre organischer Körper abhängen mag, wie der Vf. annimmt.)

III Abschnitt. *Fähigkeit des Menschen, in ein sympathetisches Verhältniss zu treten.* Die Bestimmung, in welchem Grade ein organisches Wesen von der Sympathie beherrscht wird, setzt die Beantwortung der Frage voraus, welche Stufe der organischen Vollkommenheit es unter den verschiedenen Erzeugnissen der lebenden Natur erreicht hat. So wie der Gegensatz, in welchem wir jedes Individuum begriffen finden, sich in ihm deutlicher entwickelt, wird die Natur desselben in sich geschlossener, und dem Universum, seinem Urbilde, ähnlicher. Schon an der Grenze organischer und anorganischer Natur, sehen wir in dem Magnet jenes Zerfallen in entgegengesetzte Principien, das erste Erwachen entgegengesetzter Kräfte; in der Pflanze die Differenz zwischen Wurzel und Stamm u. s. f. Im Thiere erscheint dieser Gegensatz als elektrischer Bewegung und folglich ein höherer Grad von Freyheit und Selbstständigkeit ist der Charakter des Thierlebens. Das Princip der Bewegung liegt hier nicht wie bey der Pflanze ausser ihr, sondern in ihm selbst. Es ist an zwey verschiedene Cohäsionen vertheilt, den Nerven und die bewegbare Faser. Dieser Gegensatz entwickelt sich nun immer deutlicher, je höher der Rang ist, den das Thier unter den verschiedenen Productionen der animalischen Natur einnimmt; bis er sich endlich an zwey verschiedene und gesonderte Sphären, die *vegetative* oder *objective* und die *animalische* oder *subjective*, vertheilt. Im Menschen endlich sind diese beiden Sphären auf das Höchste individualisirt und an zwey besondere Centralorgane, Herz und Gehirn, gebunden, von wo sie sich in neue Gegensätze spalten, und eine Mannichfaltigkeit von Organen bilden. In der vegetativen Sphäre erscheint die plastische Thätigkeit unter einer aus Raum und Zeit zusammengesetzten Form, durch Bewegung vermittelt. Diese setzt aber Irritabilität voraus, und diese ist nicht denkbar ohne ein Zerfallen der inneren Einheit in den Gegensatz von Nerv und bewegbare Faser. In der animalischen Sphäre liegt dagegen die das Äussere verknüpfende Einheit im Bewusstseyn, und das organische Wirken äussert sich nicht durch materielles Produciren sichtbarer Gebilde, sondern durch Verknüpfung des gegebenen Objectiven zu Vorstellungen und durch willkührliche Bewegung. Das materielle Substrat dieser Sphäre sind die Nerven, welche Polarität in entgegengesetzter Richtung besitzen. Im Menschen findet sich daher die vollkommenste Individualisirung des allgemeinen Gegensatzes, und daher vermag er mehr, als alle übrigen Geschöpfe, ein für sich bestehendes Leben zu führen. Aber dieser Vorzug ist nur relativ; der Mensch bleibt dessen ungeachtet in der Natur befangen, und wird durch eine höhere Sphäre und ein fremdes Leben bestimmt. Besonders kommt ihm diese Bestimmung durch eine fremde Thätigkeit von Seiten seines vegetativen Lebens zu. Deshalb treten auch die Phänomene der Sympathie vorzüglich in denjenigen Functionen und Organen hervor, welche vorzugsweise der vegetativen Sphäre angehören. Daher die Krankheiten der Jahreszeiten, Fieber, Ruhren, Gicht u. s. f., Ansteckungsgifte, die Begattung, welche alle der vegetativen Sphäre angehören. Doch ist der Mensch auch von Seiten seiner animalischen Sphäre fähig, in ein Verhältniss der Sympathie zu treten, wiewohl seltener. Daher die Affection von elektrischen Fischen, die Zu- und Abneigung gegen gewisse Personen; vielleicht gehören auch Ahnungen hieher. Nirgends aber treten die Erscheinungen der Sympathie so deutlich hervor, als da, wo wir im Menschen die höheren Functionen seiner subjectiven Sphäre gestört oder unterdrückt sehen, und wo die-

se Sphäre aufhört, als ein organisches Ganzes zu wirken und auf die Aufsenwelt zu reagiren. Nicht allein in Krankheiten ist diefs der Fall, sondern auch im Schlafe, welcher in einer Unterdrückung der Subjectivität, einer Desorganisation (wie es der Vf., wie uns scheint, nicht ganz passend, nennt) der animalischen Sphäre oder Störung ihrer organischen Einheit besteht. Das Bewufstseyn geht dabey verloren, indem bey Annäherung desselben die Seele anfängt, ihre Herrschaft über die Organe, durch welche sie mit der Aufsenwelt in Berührung steht, zu verlieren, die Gegensätze, in welche unsere Subjectivität sich spaltet, weniger kräftig in einander greifen, und das Band, welches die einzelnen Theile der animalischen Sphäre zur Einheit verknüpft, locker wird, und sich endlich auflöst. Auch die willkührliche Muskelbewegung hört im Schlafe auf. Indem in der animalischen Sphäre des Schlafenden die Wechselbeziehung ihrer einzelnen Glieder gestört ist, kann durch Polarisirung der Muskelnerven vom Mittelpuncte aus eben so wenig Muskelbewegung, als in entgegengesetzter Richtung durch Polarisirung der Sinnesnerven Vorstellung hervorgebracht werden. Desto vollkommener gehen aber im Schlafe die unwillkührlichen, zum vegetativen Leben gehörigen Bewegungen vor sich. Eine ähnliche Desorganisation der subjectiven Sphäre findet sich auch bey manchen sogenannten Krankheiten, die in höherem Grade gleichfalls die Gestalt des Schlafes annimmt, in geringerem Grade aber sich durch grofse Reizbarkeit, Unruhe, Beängstigung, Neigung zu Krämpfen u. s. w. äufsert. So wie im gesunden Schlafe, während des Träumens, die Phantasie desto thätiger ist, eben weil die Sinne für alle äufseren Eindrücke unempfindlich sind: so sehen wir auch, wie bey diesen Kranken bisweilen die unbestimmten Gefühle ein Übergewicht über die deutlichen Vorstellungen der Sinne bekommen, wie ihre Sinnesthätigkeit mehr oder weniger erlischt, und die durch jene Gefühle aufgeregte Einbildungskraft allein ihnen den Stoff zu ihren verworrenen Ideen giebt. Da die vegetative Sphäre an diesen Störungen der subjectiven Sphäre so wenig Antheil nimmt: so bleibt die Ernährung in solchen Krankheiten meist gut, und selbst der Puls zeigt oft wenig Veränderung. Auch gegen die Aufsenwelt tritt der Mensch in solchem Zustand in ein anderes Verhältnis, und diese vermag mehr auf ihn einzuwirken. Vielleicht ist diefs schon im Schlafe der Fall, vielleicht entstehen prophetische Träume, wenn es dergleichen giebt, aus einer solchen Empfänglichkeit des Schlafenden für äufsere Eindrücke, für welche der Mensch im Wachen keinen Sinn hat. So weicht auch der Schlafwandler bey seinen nächtlichen Wanderungen den ihm im Wege stehenden Hindernissen aus, ohne sie zu berühren, und wird so den Polypen ähnlich, welche, ohne wahrnehmbaren Sinn, doch die ihnen in einiger Entfernung vorgelegte Nahrung erreichen. Noch mehr wird dieses Bestimmtwerden von äufseren Einflüssen in Krankheiten sichtbar; daher die schmerzhaften Empfindungen bey einfallendem Licht, auf gewisse Töne u. s. w. In höherem Grade, und wenn die Kranken die Gegenstände bestimmt nennen, welche auf diese Art unangenehme Gefühle in ihnen erregen, wird diese Fähigkeit Idiosynkrasie genannt. Hier entwickelt sich nicht selten eine Empfänglichkeit für Einflüsse, die im gesunden Zustande auf keinen unserer Sinne zu wirken vermögen. Dahin gehören vorzüglich die ungewöhnlichen Wirkungen der Metalle, des Magnets und des Wassers. Die meiste Aufmerksamkeit verdient indefs die Empfänglichkeit für die Einwirkungen anderer lebender Körper, welche Sympathie im engeren Verstande genannt wird, und oft auch unter entfernt von einander lebenden Personen möglich ist. Auf eine auffallendere Weise offenbart sich diese sympathetische Wirkung in den Phänomenen des thierischen Magnetismus. Jeder individuelle Organismus, der positiv auf einen anderen wirkt, ihn polarisirt, und mehr oder weniger in seine Sphäre zieht, magnetisirt denselben. Je mehr in dem einen Subjecte das positive Princip des Lebens überwiegend, und je mehr durch Desorganisation der subjectiven Sphäre das andere Subject depotenzirt und für sympathetische Einwirkungen empfanglich geworden ist: desto auffallender werden die Erscheinungen des thierischen Magnetismus seyn.

Die folgende Beschreibung der magnetischen Manipulation und die sie begleitenden Erscheinungen, die hier sehr ausführlich, doch ohne Übertreibung, zusammengestellt sind, übergehen wir, weil sie hinlänglich bekannt sind. Besonders schön ist die Parallele zwischen magnetischer Verbindung und der bey Mutter und Fötus, so wie die Erklärung des Phänomens, dafs die Function der höheren Sinne bisweilen bey Magnetisirten auf niedere Organe übergeht und von diesen ausgeübt wird. Zwey eigene Beobachtungen des Vfs. über den thierischen Magnetismus nebst Bemerkungen, welche den IV und V Abschnitt ausmachen, verdienen, der Wichtigkeit des Gegenstandes und der unbefangenen und treuen Erzählung wegen, selbst nachgelesen zu werden. Schade, dafs bey der ersteren Krankengeschichte das Ende fehlt. Bey einem so wunderbaren Heilmittel, als der thierische Magnetismus ist, interessirt es doppelt, zu erfahren, ob der Kranke durch dieses Mittel wirklich geheilt worden ist oder nicht.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Berlin, in Commiss. b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt für den gebildeten und denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wilmsen.* Zwölftes Vierteljahr. 1811. Von S. 1145—1248. 4. (S. d. Rec. Jahrg. 1811. No. 11.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JULIUS, 1812.

MEDICIN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Über Sympathie*, von D. *Friedrich Hufeland* u. s. w.
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Gang der ganzen Untersuchung, welchen der Vf. genommen, lässt nichts mehr zu wünschen übrig, und es steht demnach fest begründet, dass es nicht allein eine systematische Verbindung zwischen organischen Stoffen, und zwar in der Art gebe, dass dergleichen Stoffe, unter gewissen Bedingungen, Wirkungen auf den menschlichen Körper hervorzubringen im Stande sind, die sie dem gewöhnlichen Gange der natürlichen Erscheinungen zufolge und unter den gewöhnlichen Bedingnissen nicht zu bewirken vermögen. Aber, möchte man weiter fragen, kommt nun unter gewissen Bedingnissen *jedem* Dinge diese Fähigkeit zu, auf das andere sympathetisch einzuwirken, oder nicht? und sind jene mannichfaltigen sympathetischen Verhältnisse, von denen uns besonders die ältere Zeit so viele Wunderdinge zu erzählen weiss, als die Wirkungen des sympathetischen Pulvers auf Wunden, der sogenannten Waffensalbe, der Amulete, und so vieler anderer Mittel gegen Gicht, Rose, Fieber u. s. f. geradezu unter die Rubrik Aberglaube zu werfen, oder lassen sich auch diese Wirkungen unter gewisse Gesichtspuncte bringen, aus denen angesehen, der Schleyer des Geheimnisses, der sie bis jetzt umhüllt, davon abfällt? Der Vf. scheint absichtlich einen Blick in dieses dunkle Gebiet vermieden zu haben, und wer wollte ihm dies auch übel nehmen? Denn hätte er nicht durch Einmischung dieses ungeläuterten Stoffs in den reinen Fluss seiner Ansichten und Beobachtungen fürchten müssen, sich selbst das Spiel zu verderben, und den Vorwurf des Wunder- oder Aberglaubens auf sich zu laden? — Indess verdient die Sache eine hellere Beleuchtung, und hat sie zum Theil schon durch die Arbeit des Vfs. erhalten. Denn wenn in gewissen krankhaften Zuständen thierischer Organismen eine solche Differenz zwischen der Activität und Passivität des einen und anderen Individuums Statt finden kann, dass das eine auf das andere polarisirend einzuwirken vermag; wenn ferner unter gewissen Bedingnissen auch anorganische Stoffe, als Metalle, Magnet, Wasser, diese polarisirenden Wirkungen hervorzubringen im Stande sind; ja wenn, wie der Vf. S. 139 bemerkt, sogar eine weitere Entfernung solche Wirkungen nicht aufhebt: warum sollten es nicht unter gewissen Bedingnissen auch andere Stoffe thun können? Ist etwa die Wirkung des magnetisirten Wassers auf Somnambulen weniger wunderbar, als die des sympathetischen Pulvers zur Heilung der Wunde? Freylich können hier, wie dort, nur wiederholte Erfahrungen sichere Bürgschaft für die Wahrheit leisten, und es ist besser, lieber zu lange zweifeln, als zu voreilig, und nach wenigen schwankenden Beobachtungen sich in das Gebiet des Aberglaubens verirren; um so mehr, da, wie dies auch bey dem thierischen Magnetismus der Fall ist, nur selten eine solche Concurrenz von Umständen eintritt, welche das Erscheinen solcher wunderbarer und geheimer Naturwirkungen begünstigt. Zur weiteren Aufhellung dieses bis jetzt noch so dunkeln Gegenstandes, und bey ferneren Beobachtungen verdienen besonders folgende Rücksichten ins Auge genommen zu werden: 1) Der Grad von *activer* Wirksamkeit, welcher es möglich macht, dass ein Stoff oder ein Individuum auf das andere polarisirend einzuwirken vermag; 2) der Grad von Empfänglichkeit, bey welchem in einem Individuum eine polarisirende Einwirkung eines anderen activeren Stoffs oder Individuums möglich wird; 3) die Intermediarstoffe, welche als Leiter zwischen dem activen und passiven Körper mitten inne liegen, und der Grad ihrer Leitungsfähigkeit für gewisse sympathetische Einwirkungen in besonderen Fällen. Was den ersteren Punct anlangt: so scheinen allerdings nur gewisse Stoffe ein solches Übermass activer Wirksamkeit in sich zu vereinigen, wodurch sie in anderen wahrnehmbare sympathetische Einwirkungen hervorzubringen im Stande sind, und dies scheint noch besonders in Bezug auf gewisse menschliche Organismen der Fall zu seyn. Aber ohne Zweifel erstrecken sich diese Wirkungen weiter, als sie uns bis jetzt in den Erscheinungen des thierischen Magnetismus bekannt sind, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass es Menschen gegeben und vielleicht noch giebt, deren positive Thätigkeit, wie bey den elektrischen Fischen, über die Grenzen ihres Körpers hinaus in andere einwirke. Warum sollten wir auch dieses nicht eben so gut annehmen dürfen, als das Gegentheil, dass nämlich in gewissen Menschen der negative Factor in dem Grade gesteigert sey, dass sie für gewisse äussere Gegenstände empfänglich werden, für welche es andere nicht sind, wie z. B. die Rabdomantisten? Ja es verdient noch eine besondere Untersuchung, ob nicht manche Wundercuren, dergleichen die heiligen Männer der alten Zeit verrichteten, eben sowohl als die, welche nach den Erzählungen einiger Reisenden noch

heutiges Tages von indiſchen Jongleurs und Zauberern vollbracht werden, auf Rechnung einer ſolchen ungewöhnlichen Naturkraft geſetzt werden müſſen.

Hbm.

MATHEMATIK.

PARIS u. PETERSBURG, b. Kloſtermann: *Traité élémentaire d'astronomie physique*, par *J. B. Biot*; avec des additions rélatives *à l'astron. nautique*, par M. *de Rossel*. — Seconde édition. 1811. Tome II. 563 S. u. 9 Kupf. Tome III. 243 S. u. 4 Kupf. Additions. 215 S. u. 6 Kupf. *Traité des calculs de l'astronomie nautique avec des tables destinées à en faciliter l'usage.* Par M. *de Rossel*. 191 S. u. 1 Kupf. Tables. 58 S. (Alle 3 Bände 10 Rthlr.)

Wir glauben, bey Gelegenheit des erſten Bandes (J. A. L. Z. 1812. No. 96—98) die Abweichungen dieſer neuen Ausgabe von der erſten hinreichend charakteriſirt zu haben; wir werden uns daher jetzt begnügen, aus dieſen zwey letzten Bänden nur die Überſchriften der neu hinzugekommenen Abſchnitte auszuheben, indem dieſelben Bemerkungen, die wir beym erſten Bande gemacht, auch hier Anwendung finden; bey den Zugaben und der nautiſchen Aſtronomie, die als ganz neue Bücher zu betrachten ſind, werden wir dann etwas länger verweilen.

2tes Buch. Hier ſind hinzugekommen: Formeln zur genauen Beſtimmung der Äquinoctialpuncte und der Schiefe der Ekliptik; Formeln, um Betrachtungen, die nahe beym Apogäo und Perigäo angeſtellt ſind, auf dieſe Puncte zu reduciren. Über die Abnahme der Schiefe der Ekliptik, über Präceſſion und Nutation; Formeln zur Correction der aus der letzteren entſpringenden Wirkungen. Beſtimmung der Excentricität aus der Mittelpunctsgleichung. Nutzen der Bedingungsgleichungen, um auf einmal alle Elemente der Bahn zu corrigiren.

Im 3 Buche nahm die Lehre von den Verfinſterungen der Sonne und des Mondes ehemals einen Abſchnitt von 20 S. ein: jetzt ſind dieſer 5 Abſchnitte, zuſammen von 90 S., gewidmet, und Anleitung zur Berechnung der genauen Umſtände für Sonnenfinſterniſſe, Mondfinſterniſſe und Sternbedeckungen gegeben. Auch die Lehre von Berechnung der geographiſchen Länge durch Finſterniſſe, Sternbedeckungen und Abſtände des Mondes von Sternen iſt weiter ausgeführt.

Im 4 Buche ſind beſonders den Lehren von der Fortpflanzung und Abirrung des Lichtes eigene Abſchnitte gewidmet; aber auch andere Abſchnitte bedeutend erweitert.

Von den *Additions* müſſen wir etwas umſtändlicher reden. Die erſte Zugabe, über die Höhenbeſtimmungen durch Barometerbeobachtungen, iſt als eigene Schrift (denn ſie wird auch einzeln verkauft) in dieſen Blättern (Jahrg. 1811. No. 262) angezeigt. Dann folgt die *Gnomonik* von Hn. *Berroyer* (*Prof. au Collège de Sens*). Der Vf. ſtellt zuerſt einige Betrachtungen über den Grad von Genauigkeit an, den man in der Gnomonik nur erreichen kann, nämlich über die kleinen Fehler, welche aus der ungleichförmigen Bewegung der Sonne und aus ihrer geringen Abweichung von einerley Parallelkreiſe während eines Tages entſpringen. Hierauf folgt die Beſtimmung der Lage der Axe für eine Sonnenuhr. — Die praktiſche Anweiſung zu dieſer Beſtimmung iſt ſonſt ſehr deutlich, aber es iſt doch ein Fehler, daſs S. 59 die Angabe für die Länge der Seiten des rechtwinklichten Dreyecks erſt hinten nach kommt, nachdem von dem Gebrauche deſſelben ſchon lange geredet iſt. — Die Zeichnung der verſchiedenen Sonnenuhren, zuerſt der regulären und dann auch der irregulären, wird auf analytiſche Formeln zurückgebracht; auſser den Formeln für die Lage der Stundenlinien, oder für die Richtung des Schattens zu jeder beſtimmten Zeit, theilt Hr. *B.* auch Formeln für ſeine Länge mit. Dieſer letzteren bedient er ſich insbeſondere, um die Meridienne der mittleren Zeit zu zeichnen, d. i. diejenige Curve, in welche das Ende des Schattens an jedem Tage zur Zeit des mittleren Mittags fällt. Iſt dieſe Meridienne gezeichnet: ſo braucht man nur den Augenblick zu bemerken, wo das Ende des Schattens auf dieſe Curve fällt, dieſer Augenblick iſt der Zeitpunct des mittleren Mittags; — an jedem Tage trifft das Ende des Schattens in einem anderen Punct dieſer Curve ein. Dieſem gut geſchriebenen Aufſatze iſt als Exempel die Berechnung einer Sonnenuhr beygefügt, die auf einer verticalen ſchief gegen den Meridian geneigten Ebene gezeichnet werden ſollte. — Zu bemerken iſt, daſs Hr. *Berroyer* ſich immer der alten Eintheilung des Kreiſes und des Tages bedient, ſtatt daſs Hr. *B.* überall die neue Eintheilung gebraucht.

Über die fortrückende Bewegung unſeres Sonnenſyſtems. In der erſten Ausgabe fand ſich eine kurze Abhandlung unter eben dieſem Titel, in welcher Hr. *B.* aus der Übereinſtimmung der ſcheinbaren eigenen Bewegungen von zwanzig Sternen das Reſultat zieht, daſs das Sonnenſyſtem ſich fortbewegt. Hier hingegen gelangt er zu dem entgegenſetzten Reſultate, daſs keine Übereinſtimmung unter den eigenen Bewegungen der Sterne zu finden ſey. Wir können nicht entſcheiden, ob Hr. *B.* bey der vorigen Ausgabe noch keine eigenen Unterſuchungen hierüber angeſtellt hatte, denn hierüber äuſsert er ſich nicht; — hier theilt er dagegen vollſtändig die Formeln mit, nach denen er ſeine Berechnung anſtellte, und bemerkt, daſs er nur ſolche Sterne verglichen habe, über deren eigene Bewegung die Beobachtungen von *Bradley* und *Maskeline* mit denen von *Mayer* und *Piazzi* harmoniren. Dieſer verglichenen Sterne ſind nur acht, und allerdings fällt ihr Zeugniſs nicht ſonderlich günſtig aus; aber dennoch möchten wir nicht ſo ſchnell in das Urtheil einſtimmen, daſs es unmöglich ſey, einen ſolchen Convergenzpunct der eigenen Bewegungen anzunehmen, wie *Herſchel* es thut. Daſs ein ſolcher Punct in völliger Schärfe gefunden werden kann, wird nun wohl Niemand vermuthen; ja es läſst ſich vorausſehen, daſs es für einzelne Sterne ſehr erhebliche Abweichungen geben muſs, da faſt

ohne Zweifel jeder Stern so gut wie unsere Sonne eine eigenthümliche Bewegung haben mag: aber das, was *Herschel* als auffallend für die eigene Bewegung der Sonne sprechend angiebt, das bleibt doch noch immer auffallend, obgleich auch aus *Herschels* eigenen Untersuchungen schon hervorgeht, dass bey weitem nicht eine völlige Harmonie in diese Bewegungen zu bringen ist.

Es würde sehr der Mühe werth seyn, alle vorhandenen Beobachtungen noch einmal genau zu vergleichen; wir möchten aber wünschen, dass dann mehrere Sterne mit zur Untersuchung gezogen würden, als hier von Hn. *B.* dazu gezogen sind, da bey einer solchen Untersuchung, wobey so viele unbekannte Bewegungen das Hauptresultat verstecken können, es nicht rathsam ist, sich auf einzelne Zeugnisse zu verlassen. Und das um so mehr, da Hr. *B.* doch auch hier noch einräumt, dass die Änderung der Rectascension für Sterne an der einen Seite des Himmels positiv, an der anderen negativ ist, und nur darin, dass die beiden Puncte, wo die Zeichen wechseln, nicht ganz scharf einander gegenüberstehen, Zweifel findet. *Die* folgende Abhandlung erläutert eine von *Delambre* angegebene Methode, um die Lage eines Mittagsfernrohrs zu corrigiren, wenn dieses sich in einer verticalen, vom Meridian wenig abweichenden Ebene bewegt. Die nächste giebt sehr vollständige Anleitung, die Länge des Secundenpendels zu bestimmen; — nicht bloss analytische Formeln zu diesem Zwecke, sondern auch praktische Anleitungen zur Abmessung der Pendellänge u. s. w. Hr. *B.* fand die Länge des Pendels für Decimalsecunden zu Dunkerque 0,7420865 Meter, auf der Insel Formentera = 0,7412061, und leitet aus einer Reihe von Bestimmungen der Pendellänge, die zwischen diesen beiden Puncten angestellt sind, die allgemeine Formel her: Länge des

met. met.

Decim. Sec. Pendels = 0,7397035 26 + 0,0039136892. Sin. ² L, wo L die Breite des Orts ist. Dieser Abhandlung ist beygefügt eine Beschreibung des Massvergleichers *(comparateur)*, oder derjenigen Vorrichtung, deren man sich bedient, um die Länge einer Linie, wie hier des Pendels, überaus genau zu bestimmen. Den Beschluss dieser Zugaben macht *Laplace's* Methode, die Bahn eines Kometen zu bestimmen, mit des Vfs. Erlaubniss abgedruckt aus dessen *Théorie du mouvement et de la figure des Planètes.*

De Rossels nautische Astronomie. — Erklärung der ersten Grundbegriffe, was Länge, Breite u. s. w. sey; bey den Längenbestimmungen durch Chronometer macht der Vf. die Bemerkung, diese wären doch vorzüglich nur geschickt, um den Längenunterschied nahe gelegener Örter zu bestimmen. — Zum Gebrauche der astronomischen Ephemeriden, insbesondere zur Interpolation für Zeitpuncte, die zwischen die in den Tafeln bemerkten fallen, wird sehr umständliche Anleitung gegeben, jedoch nur so, dass man die Änderungen in der Stellung der Gestirne genau der Zeit proportional setzt. Hr. *R.* scheint nicht nöthig gefunden zu haben zu bemerken, dass dies in gewissen Fällen, z. B. für die Declination der Sonne um die Zeit der Solstitien, nicht Statt findet; wahrscheinlich hielt er jene Interpolation zum Gebrauch auf dem Meere immer genau genug. Bey der Bestimmung der Depression des Horizonts für gewisse Höhen des Auges macht er auf die irregulären Phänomene der Refraction aufmerksam. Die Regeln, um Refraction, Parallaxe u. s. w. zu berechnen, sind hier alle nur so angegeben, dass man dabey die Tafeln, welche sich entweder in der *Connoiss. des tems*, oder am Schlusse dieses Werks selbst finden, voraussetzt, und sie geben daher bloss Anleitung zum richtigen Gebrauche dieser Tafeln. Alle diese Regeln sind durch vollständig ausgerechnete Exempel erläutert. — Bestimmung der Breite aus der Mittagshöhe, aus mehreren nahe am Mittage gemessenen Höhen, aus zwey Höhen, die ausser dem Mittage gemessen sind. Die Anweisung zu den Berechnungen ist hier bloss praktisch, die Beweise finden sich in den Anmerkungen. Eben so, ganz für den Gebrauch des Ungelehrten eingerichtet, sind die Regeln zur Berechnung der Länge; alles ist sehr deutlich vorgeschrieben, die Fehler, denen man bey dieser oder jener Methode ausgesetzt bleibt, sind bemerkt, Vorsichten bey der Stellung der Uhr angegeben u. s. w., und die Rechnungen alle an vollständigen Exempeln erläutert. Das letzte Capitel enthält eine Anleitung zu Bestimmung der Abweichung der Magnetnadel und zum astronomischen Aufnehmen irdischer Gegenstände, d. i. zu Bestimmung des Azimuths, unter welchem sie erschienen sind.

Die beygefügten Tafeln enthalten Folgendes: Depression des Horizonts für bestimmte Höhen des Auges. Vermehrung des Mondhalbmessers bey gegebenen Höhen. Verminderung der Horizontalparallaxe in verschiedenen Breiten. Einfluss der Fehler des grossen Spiegels am Sextanten auf die gemessenen Winkel. Refraction für 0,76 Met. Barometerstand und + 14° Thermometerstand. Correctionstafeln für andere Barometer- und Thermometer-Stände. Unterschied zwischen den Parallaxen des Mondes und den Refractionen. Änderung der Höhe eines Gestirns für die erste Minute vor und nach dem Durchgange durch den Meridian. Tafel zu Correction der durch Chronometer bestimmten Längen. Tafeln zum Gebrauch bey der Breitenbestimmung aus zwey Sonnenhöhen. Höhe der Sonne zu der Zeit, da ihr Azimuth 90 Gr. ist.

i. e. e.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Handbuch der Perspective.* Aufgesetzt von *Joh. Albert Eytelwein.* *Erster*, oder *praktischer Theil*, welcher die Regeln zum Auftragen perspectivischer Zeichnungen enthält. 128 S. u. 16 Kupfert. — *Zweyter Theil*, welcher die Beweise für die Regeln des ersten Theils enthält. 39 S. u. 2 Kupfert. 1810. 4. (5 Rthlr. 8 gr.)

Dieses Lehrbuch scheint uns den wichtigsten Anforderungen, die man an ein solches Werk machen kann, vollkommen Genüge zu leisten. Die Regeln zu den perspectivischen Zeichnungen sind sehr

deutlich, und so abgefafst, dafs auch ein Künstler, der wenig Geometrie versteht, sie begreifen und befolgen kann, wenn er nur Geduld genug hat, dem ganzen Vortrage von Anfang an die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken. Der Vortrag ist zugleich gründlich, da man in den Beweisen, welche der zweyte Theil enthält, befriedigende Auskunft über die Gründe der Regeln erhält. Die Trennung der Beweise von den Regeln selbst ist zwar für den, der das Buch im Zusammenhange, um sich zu belehren, zu lesen wünscht, etwas unbequem; der Vf. wählte aber diese Methode, um den Gebrauch des Buchs beym Nachschlagen zu erleichtern, indem bey einem Buche dieser Art vorauszusetzen ist, dafs man es etwa nur ein Mal ganz liest, dann aber in unzähligen einzelnen Fällen sich nach den speciellen Regeln für diesen Fall umsieht. Ob indefs der Zweck nicht eben so gut erreicht wäre, wenn jedem Satze ein genau abgesonderter Beweis beygefügt wäre, wollen wir unentschieden lassen; — uns scheint es, dafs man alsdann eben so gut die praktische Auflösung allein lesen, und doch auch, um sich gründlich zu belehren, weit bequemer als jetzt, den Beweis hinzufügen könnte, statt dafs jetzt das Hin- und Herblättern sehr lästig ist, und sich Regeln und Beweise nicht so systematisch an einander schliefsen, wie es zu wünschen gewesen wäre.

Wir gehen jetzt zu einer etwas genaueren Inhaltsanzeige über, vorzüglich des praktischen Theils. — Erster Abschn. Vom Zeichnen der perspectivischen Bilder. — Zuerst (1 Cap.) von Bildern wagerechter Figuren; Regeln, wie man auf der verticalen Tafel das Bild wagerechter gerader Linien findet; Zeichnung des perspectivischen Winkelmessers und Masses; Anwendung auf einzelne Figuren; wie man das Mafs einer Linie findet, die perspectivisch aufgezeichnet ist; Auflösung einiger Fälle, wo die Lage der aufzutragenden Linien auf eine oder andere Weise gegeben ist. 2 Cap. Vom Zeichnen der Gegenstände, die sich über der Grundebene befinden. Das Wichtigste hiebey, das Auftragen einer gegebenen Verticallinie, deren Durchschnittspunct mit der Grundebene bekannt ist, wird zuerst gezeigt; dann durch einzelne Beyspiele erläutert; ferner folgen Regeln, wie man mit Leichtigkeit die in jeder Verticalebene gezeichneten Bilder auf die Tafel bringen kann. Als Beyspiele sind die Bilder geometrischer Körper, einer Treppe, Dächer, Gesimse, Postamente, Gewölbe mitgetheilt. Im 3 Cap. folgen einzelne Bemerkungen, z. B. über die Wahl des Gesichtspuncts, über die Ausdehnung, die man der ganzen Zeichnung, in Vergleichung mit der Entfernung des Gesichtspuncts u. s. w. geben darf. 4 Cap. Über das Zeichnen der Bilder, deren Gegenstände sich in geneigten Ebenen befinden. Wenn man immer eine Projection auf die Grundfläche entwerfen, und die Höhe jedes einzelnen Puncts oberhalb der Grundebene angeben könnte: so bedürfte es hiefür keiner besonderen Regeln; aber theils möchte dieses nicht immer der Fall seyn, theils führen die hier gegebenen Regeln leichter zum Zwecke. 5 Cap. Vom Auftragen der Bilder auf geneigte Tafeln. 6 Cap. Vom perspectivischen Proportionalcirkel. Der Vf. zeigt, wie man die nöthigen Linien aufträgt, und wie man sich des so vollendeten Proportionalcirkels zum Auftragen bey perspectivischen Zeichnungen bedient.

Der zweyte Abschnitt ist der Lehre vom Schatten gewidmet. Nach den vorangeschickten allgemeinen Sätzen, worauf es hiebey ankommt, geht der Vf. die einzelnen Fälle durch, die vorkommen können. Zuerst wird der Schatten bestimmt, wenn das Licht als ein Punct kann betrachtet werden, und zwar sowohl wenn das Licht hinter der Tafel befindlich ist, als wenn es vor derselben, und dann allenfalls auch hinter dem Gesichtspuncte sich befindet. Die Regeln werden zuerst für die einfachsten Umstände entwickelt, dann aber auf andere mehr verwickelte Fälle angewandt. Eben so wird der Schatten untersucht, den die Sonne hervorbringt, und zwar wieder die Regeln für die einzelnen Fälle entwickelt, da die Sonne hinter der Tafel oder in der Ebene der Tafel oder vor derselben steht. Endlich wird noch kurz von dem Schatten gehandelt, der entsteht, wenn grofse Flammen die Gegenstände erleuchten oder das Licht durch grofse Öffnungen einfällt; — dieses nur kurz, da es blofs eine Anwendung der vorigen Lehren ist.

Von den Abspiegelungen handelt der dritte Abschnitt. Im ersten Cap. wird der leichteste Fall, die Abspiegelung im Wasser, betrachtet; im zweyten allgemein gezeigt, wie man für jede gegebene Stellung der Spiegelfläche die Gegenstände, die nach der bestimmten Lage des Gesichtspuncts darin abgespiegelt erscheinen müssen, angeben, und diese Abspiegelung richtig in der Zeichnung darstellen kann.

Der letzte Abschnitt ist der orthographischen Projection gewidmet. Die Regeln für die wichtigsten Gegenstände werden erläutert, und an wenigen Exempeln die Anwendung gezeigt, da die Gründe schon meistens als aus dem Vorigen bekannt angenommen werden konnten.

Der zweyte Theil liefert die Beweise als Supplemente zum ersten, und mufs eigentlich im Lesen zwischen die Sätze des ersten Theils eingeschaltet werden. Wir versagen uns, einzelne Bemerkungen beyzufügen und in das Speciellere des Inhalts einzugehen, welcher ohne Figuren doch nicht deutlich gemacht werden könnte. Wir können das Buch Jedem, der etwas Geometrie versteht, zum eigenen Studium sehr empfehlen.

i. e. e.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Altenburg, im literarischen Comptoir: *Beobachtungen und Bemerkungen über die sogenannte schwarze Blatterkrankheit, nebst der Angabe einer Präservativ- und Heil-Methode gegen solche Wechselfieber, die von der Ausdünstung der Sümpfe entstehen*, von D. *Christ. Gottlob Hopf*. 1812. 46 S. 4. (6 gr.) Aus den Annalen der Heilkunst, Monat Februar 1812, besonders abgedruckt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JULIUS, 1812.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Barth: *Allgemeine Encyklopädie für praktiſche Ärzte und Wundärzte*, bearbeitet und herausgegeben von D. *Georg Wilhelm Consbruch* und D. *Joh. Chriſtoph Ebermaier*.

IV Theil. Auch unter dem Titel: *Taſchenbuch der Arzneymittellehre für praktiſche Ärzte und Wundärzte*, von D. *G. W. Consbruch*, kön. preuſſ. Hofrathe u. prakt. Arzte zu Bielefeld in Weſtphalen. 1804. VIII u. 391 S. Zweyte Auflage. 1810. VIII u. 408 S. 8. (1 Rthlr.)

V Theil. Erſter Band. Auch unter dem Titel: *Taſchenbuch der Pharmacie für Ärzte und Apotheker*, von D. *J. Ch. Ebermaier*, hochgräfl. bentheim-tecklenb. Hof- u. Medicinal-Rathe u. ſ. w. Erſter Band. 1809. XVI u. 848 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

VI Theil. Auch mit dem beſonderen Titel: *Taſchenbuch der mediciniſch-chirurgiſchen Receptirkunſt*, oder *Anleitung zum Verſchreiben der Arzneyformeln*. Von D. *J. Ch. Ebermaier*. Zweyte verbeſſerte Auflage. 1812. XIV u. 382 S. 8. (1 Rthlr.)

VII Theil. Auch unter dem Titel: *Kliniſches Taſchenbuch für praktiſche Ärzte*. Von D. *G. W. Consbruch*. 1, 2 Th. Vierte vermehrte Auflage. 1804. 8.

VIII Theil. Auch unter dem Titel: *Taſchenbuch der Geburtshülfe für Ärzte und Wundärzte*, von D. *J. Ch. Ebermaier*. 1 Band. 1805. 2 B. 1807. 816 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

IX Theil. Auch unter dem Titel: *Taſchenbuch der Chirurgie für angehende praktiſche Ärzte und Wundärzte*, von D. *J. Ch. Ebermaier*. Zweyte umgearbeitete u. verbeſſ. Auflage. 1 Bd. 1810. XX u. 768 S. 2 Bd. 1811. XVI u. 848 S. 8. (4 Rthlr. 4 gr.)

[Von mehreren Recenſenten.]

Schon ſeit einer Reihe von Jahren hat Hr. D. *Ebermaier* in Verbindung mit Hn. D. *Consbruch* es unternommen, die einzelnen Doctrinen der Arzneywiſſenſchaft auf eine ſolche Weiſe zu bearbeiten, daſs dadurch allmählich ein zuſammenhängendes Ganzes unter dem allgemeinen Titel einer *Encyklopädie für praktiſche Ärzte und Wundärzte* hervorginge. Wir haben die Titel der einzelnen vor uns liegenden Theile aufgeführt, und laſſen, mit Zurückweiſung auf eine durch Zufall ſchon früher erſchienene Recenſion, nun die Beurtheilungen verſchiedener Recenſenten folgen, von denen jeder die Würdigung des in ſein Fach einſchlagenden Theiles übernommen hat.

In dem *vierten* Theil, welcher die *Arzneymittellehre* enthält, hat Hr. Hofr. *Consbruch* nach Art ſo mancher ſeiner Vorgänger ſich nicht enthalten können, allgemeine und beſondere therapeutiſche Sätze mit den Angaben der Arzneymittellehre zu verbinden, ein Verfahren, welches wenigſtens in rationeller Hinſicht und bey dem jetzigen Zuſtande der Wiſſenſchaft, noch mehr aber in Rückſicht der mancherley Claſſen von Ärzten und Wundärzten, ſehr gewagt iſt, und zu der ſchädlichſten Empirie beſonders die Legion der ſubalternen, in die mediciniſche Praxis aber nichts deſto weniger ungeſtört und dreiſt eingreifenden Wundärzte verleiten kann, und, wie die Erfahrung lehrt, wirklich verleitet. Dieſs Verfahren wird um ſo bedenklicher, wenn die Beſtimmung der allgemeinen Grundbegriffe hie und da verfehlt iſt, wie z. B. in folgendem Satze, womit die *Einleitung*, und deren erſtes Capitel: *Über die allgemeinen Eigenſchaften und die Wirkungsart der Arzneymittel*, anhebt. „Geſundheit und Krankheit ſind Zuſtände des Lebens, welche den allgemeinen Naturgeſetzen vollkommen gemäſs, und *ſich einander keinesweges entgegengeſetzt ſind*, ſondern nur als verſchiedene Äuſserungen und Erſcheinungen einer einzigen Grundkraft, nämlich der Lebenskraft *oder* Erregbarkeit, angeſehen werden können.“ Obſchon die ältere negative Definition von Krankheit, daſs ſie das Gegentheil von Geſundheit ſey, philoſophiſch unzuläſſig iſt: ſo hätte doch im obigen Satze dieſs beſtimmt ſo ausgedrückt und bemerkt werden müſſen, daſs man ſich unter Geſundheit und Krankheit keine abſoluten antipolariſchen Gegenſätze, ſondern vielmehr unter letzterer eine Abweichung von dem Puncte der Normalität denken müſſe, welche nach unendlich vielen Beſtimmungen und Graden, ähnlich einer Reihe von Fluxionen, variire, von ihrem Centralpunct divergirend ausgehe, und convergirend zurückkehre. Allerdings concurrirt die ſogenannte Lebenskraft bey beiden, allein doch immer auf eine Art und in Bezug auf die verſchiedenen organiſchen Gebilde, deren Zuſammenſtimmung und Beziehung zum Ganzen, daſs dadurch bey der Krankheit ein Gegenſatz und Inadaequatſeyn der Factoren des Lebens und ihrer Exponenten aufgeſtellt wird. — Übrigens ſind die folgenden Betrachtungen über die Bedingungen und Beſtimmungsgründe der Wirkſamkeit der Arzneymittel, wiewohl hier nicht an ihrem rechten Orte, doch an ſich zweckmäſsig und nicht ohne kritiſche Einſicht abgefaſst. Wir finden es beyfallswürdig, daſs der Vf., bey der noch zur Zeit beſtehenden Unmöglichkeit, die Arzneyen nach einem ſichern Princip zu ordnen, die ſimple alphabetiſche Ordnung beybehalten hat.

Was die ſpecielle Aufführung der Arzneymittel

selbst betrifft: so verklagt und entschuldigt die Urtheile des Vfs. über die Wirksamkeit, Entbehrlichkeit u. s. w. derselben die individuelle und keinesweges übereinstimmende Würdigung, welche beynahe jeder praktische Arzt sich herausnimmt. Wenn z. B. S. 139 vom *Chenopodium ambrosoides* gesagt wird, es stehe der Münze, Salbey, dem Fenchel u. s. w. an Wirksamkeit nach: so möchten wohl die wenigsten Ärzte, die, wie *Leutin*, die hülfreiche Eigenschaft dieses Mittels gegen manche sensible Affectionen kennen lernten, dies unterschreiben. — Wenn S. 156 einmal der häufigen Verfälschungen des Safrans durch Saflor, Ringelblumen, Granatblumen und fein geschnittene Fleischfasern erwähnt werden sollte, und darauf hinzugesetzt wird, „welches man jedoch bey genauer Untersuchung bald entdeckt": so hätte billig mit ein paar Worten wenigstens bey einem so wichtigen Artikel die Art angegeben werden sollen, wie man die Untersuchung z. B. auf Verfälschung durch Fleischfasern anstellen soll; und dass der brenzliche Geruch eines solchen auf glühende Kohlen zerstreueten Safrans dieses am leichtesten und sichersten entdecke. Wenn S. 353 vom *Extractum Squillae* kurzweg gesagt wird: „ist unkräftig": so hätte vielmehr bemerkt werden sollen, dass es zwar den anderen Formen und Bereitungsarten der Meerzwiebel an intensivem Gehalt nicht gleichkomme, wegen seiner gelinderen nicht so leicht Ekel u. s. w. erregenden sichereren Einwirkung aber denselben oft bey weitem vorzuziehen sey. Bey Aufführung der Wirkungen des Salmiaks S. 322 muss man sich billig wundern, wie der Vf., bey welchem sonst ein lobenswürdiges Steigern seiner Begriffe nach dem Princip der Reinheit und Consequenz unverkennbar ist, folgende Charakteristik davon aufstellen konnte. Es heisst: *Wirkung. Schwächend*, in kleinen Gaben *auflösend*, in gröfseren purgirend; *äufserlich, reizend!* Wie will der Vf. den Gegensatz zwischen innerlich *schwächender* und äufserlich *reizender* Wirkung so geradezu darthun? Und was heifst nach reinem Begriff (den er bey Gelegenheit der Aufstellung der Seife richtig vor Augen hat und danach die bisher gangbare Meinung kritisirt) *auflösend?* Hätte sich dieses nicht leicht bestimmter angeben lassen? Aber es ist dies der faule Fleck, welcher noch immer jeder Arzneymittellehre, welche zu weit in das therapeutische Gebiet eingreifen will, ankleht und ankleben muss, dass sie in der Erklärung der Wirkungsart der Arzneyen hinter der selbst noch lahmen Technik herhinken wird. Besonders wird der gerügte Zweck des Vfs., aus der Sphäre der Arzneymittellehre heraus und in das unbestimmte weitläuftige Gebiet der praktischen Heilkunde (die wenigstens sich nicht so leicht mit jener amalgamiren, und in das Taschenformat bringen läfst) überzugehen, auffallend, wenn er bey Aufstellung des Queckfilbers und dessen verschiedenen Präparaten sich weitläuftig über die Wirkungsart desselben verbreitet, und sogar S. 240 die zu beobachtenden Regeln bey seiner Anwendung in venerischen Krankheiten anzugeben nicht unterläfst. Diese und ähnliche allgemeine Bestimmungen abgerechnet, welche nicht in das Gebiet der reinen Arzneymittellehre gehören, können wir diese Schrift als eine bequeme und zweckmäfsige Übersicht der gebräuchlichsten und wirksamsten Arzneymittel den praktischen Ärzten bestens empfehlen. Z.

Der *fünfte* Theil, welcher die Pharmacie in sich begreift, soll, wie Hr. Hofr. *Ebermaier* in der Vorrede sagt, sowohl dem Arzte und Wundarzte, als dem Apotheker eine zweckmäfsige Übersicht alles dessen gewähren, was den beiden ersteren in Hinsicht eines so bedeutenden Zweiges der ganzen Arzneywissenschaft, dem letzteren aber in Betreff einer für sich bestehenden wissenschaftlichen Kunst, wie die Pharmacie ist, zu wissen obliegt. Man sieht hieraus, der Plan ist ziemlich weitläuftig angelegt.

Der vor uns liegende erste Band enthält zwar durchaus keine einzige neue oder eigenthümliche Ansicht des Vfs., aber das Bekannte ist gut zusammengetragen. Bey der grofsen Anzahl pharmaceutischer Werke ist es freylich nicht schwer, aus zehn Büchern das eilfte zu machen, und das Verdienst des Vfs. ist in dieser Hinsicht wirklich gering. Wir möchten daher auch den Pharmaceutikern, die schon im Besitz ähnlicher Schriften sind, nicht zum Ankauf der gegenwärtigen rathen, und blofs in sofern der Vf. die Pharmacie als einen nothwendigen Theil seiner Encyklopädie ansah, läfst sich diese Compilation entschuldigen.

Nach einer zwey Seiten langen Einleitung theilt der Vf. ein Verzeichniss der pharmaceutischen Literatur mit, das freylich dürftig genug ausgefallen ist. Hierauf folgt die 1 Abtheilung, welche die allgemeinen pharmaceutischen Vorkenntnisse enthält. Das 1 Cap. handelt von der Pharmacie überhaupt, fast ganz nach *Trommsdorffs* Apothekerschule bearbeitet. Das 2 Cap. handelt die Verhältnisse und Pflichten des Apothekers ab. Das 3te von dem Locale einer vollständigen Apotheke. Das 4te von dem Gewichte und den Masen in der Pharmacie. Das 5te von den pharmaceutischen Charakteren und Zeichen. Das 6te und 7te von der Einsammlung der rohen Arzneyen, und von der Aufbewahrung derselben. Die 2 Abtheilung handelt die rohen und einfachen Arzneymittel ab, und zwar werden im 8 Cap. die rohen Arzneymittel aus dem Thierreiche beschrieben, nämlich 1) die ganzen Thiere; 2) einzelne sowohl trockne als flüssige thierische Theile; 3) erdige thierische Theile und Concretionen, alles in alphabetischer Ordnung. Zuerst der pharmaceutische lateinische und deutsche Name, dann der lateinische, und diesem folgt nun die Beschreibung des Arzneymittels, mit Angabe eines Kupferwerks, das davon eine Abbildung enthält. Das 9 Cap. handelt die rohen Arzneymittel des Pflanzenreichs ab. 1) Die Wurzeln. 2) Die Hölzer. 3) Die Rinden. 4) Die Stengel. 5) Die Kräuter und die Blätter. 6) Die Knospen und Sprossen. 7) Die Blumen und Blumentheile. 8) Samen und Samenkapseln. 9) Reife und unreife Früchte, Beeren und Schoten. 10) Flechten, Schwämme und Auswüchse. 11) Trockne und feste Pflanzenstoffe und Erzeugnisse. 12) Flüssige und halbflüssige Pflanzenstoffe und Erzeugnisse. Hier findet man fette und ätherische Öle, Brantwein und Citronensaft u. s. w. Auch in diesen einzelnen Rubriken ist wieder die alphabetische Ordnung beobachtet worden. Das 10 Cap. enthält die rohen Arzneymittel aus dem Mineralreiche. 1) Die Erden und Steine. 2) Die Salze. 3) Die brennbaren und erd-

harzigen Körper. 4) Die Metalle und Erze. 5) Das Waſſer. Warum der Vf. hier noch die *Creta nigra*, den *Lap. alabaſtri*, *cryſtalli* und *judaicus* u. dgl. obſolete Dinge aufgenommen hat, iſt ſchwer zu begreifen. CR.

Vom *ſechſten* und *ſiebenten* Theile werden Recenſionen nachgeliefert werden. Vom *achten*, welcher die *Geburtshülfe* begreift, iſt bereits 1807 No. 231 eine Beurtheilung geliefert worden.

Der *neunte* Theil beſchränkt ſich auf die *Chirurgie*. Den erſten Band eröffnet eine Einleitung, in welcher der Vf. ſehr gut über den ſtreitigen Punct, ob die Chirurgie oder die Arzneykunſt älter ſey, hinweggeht, jedoch der erſteren entſchiedene Vorzüge vor der letzteren zugeſteht, und zur Wiedervereinigung der Chirurgie und der Medicin nicht ohne Grund Hoffnung macht. Die Kenntniſſe und Eigenſchaften eines guten Wundarztes werden hier weit vollſtändiger und beſſer angegeben, als in der erſten Auflage. In dem *Verzeichniſs einiger der vorzüglichſten Schriften über die Chirurgie* aber fehlen manche der vorzüglichſten, und viele unbedeutende und entbehrliche ſind aufgenommen. Auch die am Ende eines jeden Capitels angeführte Literatur läſst Manches zu wünſchen übrig. Man vermiſst beſonders unter den Monographieen Hauptwerke, die der Vf. billig hätte benutzen ſollen. Die 3 *erſten Abtheilungen* des Werks ſelbſt, welche den 1 Band ausmachen, handeln die chirurgiſche Arzneymittellehre, die allgemeinen chirurgiſchen Vorkenntniſſe, und die allgemeinen chirurgiſchen Krankheiten ab. Der 2 Band, von dem die 2 Ausgabe noch nicht erſchienen iſt, umfaſst in der 4 Abtheilung die beſonderen chir. Krankheiten. Dem Titel nach iſt dieſes Taſchenbuch für angehende *praktiſche* Ärzte und Wundärzte beſtimmt. Hierunter werden unſtreitig ſolche verſtanden, welche die Chirurgie bereits ſtudirt und ſie auszuüben angefangen haben, denen es alſo nicht an den erſten Elementen der Kunſt fehlen kann. Für dieſe aber iſt dieſes *Taſchenbuch* viel zu weitläuftig und zu unbequem. Was ſoll für den ſchon ausübenden Wundarzt das Elementariſche, das er hier z. B. über die Binden, Compreſſen, Charpie, Pflaſter, Salben, Blutigel, über das Schröpfen u. dgl. antrifft? Das gehört bloſs für Schüler der Wundarzneykunſt. Beſtimmte der Vf. vielleicht ſein Taſchenbuch auch für dieſe: ſo gehören zwar die erſten Elemente der Kunſt allerdings hieher; aber dann iſt das, was dieſes Buch davon enthält, wieder viel zu unvollſtändig und unzureichend. Die *materia chirurgica* durfte dann nicht in die für den Anfänger unfruchtbare, obſchon für den Praktiker allerdings bequeme Tabellenform gebracht, die Lehre vom Verbande nicht auf *acht* Seiten abgefertigt werden u. ſ. w. Für den beſchäftigten Praktiker, der ein ſolches Taſchenbuch nicht zum ſyſtematiſchen Studium, ſondern nur als Unterſtützungsmittel für ſein Gedächtniſs gebraucht, wäre die alphabetiſche Ordnung der Materien der ſyſtematiſchen weit vorzuziehen, und die Behandlung der verſchiedenen Capitel müſste weit kürzer, gedrängter, und doch reichhaltiger und umfaſſender ſeyn. In der letzteren Hinſicht bleibt *Selles medicina clinica* ein unvergleichliches Muſter. Auch das *eonsbruchſche* Taſchenbuch f. pr. Ärzte iſt meiſterhaft ausgefallen. Hr. *E.* hatte dieſes letztere Vorbild vor Augen, und bemühte ſich, daſſelbe zu erreichen; allein die Nachahmung iſt ihm durchaus nicht gelungen. Beſonders iſt die Anordnung der Materien übel gewählt; Rec. mag das Ganze aus einem Geſichtspuncte betrachten, aus welchem er will. Denn abgeſehen davon, daſs die alphabetiſche Ordnung für ſeinen Zweck am beſten paſste: ſo iſt doch auch an der vom Vf. gewählten ſyſtematiſchen Ordnung ſehr Vieles zu tadeln. Er handelt z. B. eher von den Mitteln, deren die Chirurgie zu ihren verſchiedenen Endzwecken bedarf, oder zählt ſie vielmehr tabellariſch auf, ehe er über dieſe Endzwecke ſelbſt etwas ſagt; und das, was unter der Rubrik: allgemeine chirurgiſche Vorkenntniſſe, aufgeſtellt wird, gehört theils nicht Alles hieher, theils iſt Manches, als Vorkenntniſs betrachtet, zu unvollkommen abgefertiget. Mit dem nämlichen Rechte, als die Amputations-Methoden und die Trepanation, würden die Staar-Operations-Arten und alle Gattungen der chirurgiſchen Operationen ebenfalls hier ihren Platz erhalten haben. Wer wird aber dieſe wichtigen Gegenſtände der höheren Chirurgie unter die allgemeinen Vorkenntniſſe dieſer Kunſt ſtellen? Und als Vorkenntniſſe — für den Schüler der Chirurgie iſt z. B. das, was im 8 Cap. über das Aderlaſſen geſagt iſt, viel zu unvollſtändig. Auch kann die wichtige Lehre vom Aderlaſſen, die, beſonders ihrer Folgen wegen, viele, hauptſächlich anatomiſche Kenntniſſe vorausſetzt, gar nicht zu den Vorkenntniſſen des Wundarztes gezählt werden. Allgemeine chirurgiſche Vorkenntniſſe ſind überhaupt etwas ganz anderes, als was der Vf. hier unter dieſer Überſchrift aufſtellt. Endlich kann der Schüler der Wundarzneykunſt von den äuſseren Reizmitteln, künſtlichen Geſchwüren, Arzneymitteln u.ſ.w. unmöglich richtige Begriffe erlangen, wenn er nicht vorher die Lehre von der Entzündung und ihren Ausgängen verſtehen gelernt hat, ſo wie es in der That ſonderbar iſt, eher von der Amputation als von der Entzündung u. Eiterung und von den Wunden zu handeln.

In Rückſicht der einzelnen Gegenſtände ſtieſs Rec. auf Mancherley, welches einiger Erinnerung bedarf. So ſind z. B. in der 1 Abtheilung, welche die *Materia chirurgica* enthält, ſehr reich ausgeſtattet und in der neuen Ausgabe wiederum nicht ſtreng genug geſichtet worden iſt, *Anſerinae herba*, *Auripigmentum*, *Anethi ſemen et oleum*, *Oleum cuſilaban.*, *Spiritus formicarum*, *Origanum*, *Pulegium*, *Herba ſaturejae*, *Oleum thymi*, *plantago anguſtifolia*, 3 Arten Bolus, neben den *floribus Zinci* auch das obſolete *Nihilum album*, 5 Varietäten des *Ranunculus*, die *Cortices aurant.* als *Sialagogum*, das *Allium* unter den *rubefacientibus* und auch unter den *emollientibus* aufgeführt, und das Turniket kommt mit unter den blutſtillenden Arzneyen vor. Gehörte aber dieſs hieher: ſo wäre es ein groſser Fehler, daſs der Vf. nicht der Ligaturen, des bromfield'ſchen Hakens, der Arterienzange u. ſ. w. gedacht hat. Unter derſelben Rubrik iſt die *Cauteriſatio* angeführt, und die *Inſtrumenta uſtor.* ſind (wenigſtens unſchicklich) als *Praeparata* derſelben angegeben. — Dagegen vermiſſen wir z. B. den *Tart. ſtibiat.*, den *Phoſphorus*, die *Naphtha vitrioli*, die *Globuli martiales*, die Elektricität, den Galvanismus und das Haarſeil. Was der Vf. in den 7 erſten Capp. der 2 Abtheiluug von der Anlegung der Binden, von den Compreſſen, vom Gebrauch

der Pflaster und Salben, vom Einspritzen, von der Anwendung der Klystiere und Suppositorien und vom Einschnitte sagt, scheint lediglich für den jüngsten Anfänger geschrieben zu seyn, und gehört keineswegs in ein Buch, das dem Praktiker bey der Ausübung seiner Kunst etwa in schwierigen Fällen zu Hülfe kommen soll. Das 7 Cap. hat in dieser 2 Auflage einige gute Zusätze über die Beschaffenheit und Güte der chir. Instrumente erhalten. Im 8 Cap., *vom Blutlassen*, sagt der Vf., das Öffnen der *Mediana* erfodere wegen der unterliegenden Arterie u. s. w. sehr viel Vorsicht, sie sey aber gröfser und stärker als die *Cephalica* u. *Basilica*, die man indefs auch zum Blutlassen wählen könne. Die Gefahr, eine *Arterie* zu verletzen, ist aber, wie bekannt, beym Öffnen der *Basilica* am gröfsten, und an Stärke steht diese die *Mediana* gewöhnlich weit nach. Dagegen wäre bey der *Mediana* ausser der Möglichkeit, die *Aponeurose* des *Bicipitis* zu verletzen, auch der leichtmöglichen Verletzung des Mediannerven zu gedenken gewesen. Man sieht, dafs der Vf. wohl nie selbst eine Ader geöffnet hat. Ein sehr auffallender, schon in der 1 Auflage vorhandener Fehler ist, dafs er hier sagt: am Halse öffne man die *Vena jugularis interna*. Im 9 Cap., von *den blutstillenden Mitteln*, wird erstlich dem *morellschen* und dann sogleich dem *savignyschen* Tourniket, *jedem* der Vorzug *vor allen übrigen* gegeben, da doch jedes nur an seinem Orte und in seiner Art Vorzüge hat. Im 10 Cap., von *verschiedenen kleinen Operationen*, wird bey der Harnstrenge, erzeugt durch die äufserliche Application der Canthariden, des Camphers, als des sichersten Heilmittels, nicht gedacht. Von den Brenncylindern wird als Zweck angegeben, durch das Verbrennen einen Schorf zu erzeugen, und nach dessen Ablösung die Wunde wie ein Geschwür zu behandeln. Der Hauptzweck ist aber doch die Erregung eines kräftigen Reizes. Das 11 Cap. handelt ganz kurz von den Ätzmitteln und dem Cauterefiren. Das 12 von der *Einimpfung der Kinderblattern* und der *Kuhpocken*. In der 1 Auflage war der letzteren nur beyläufig gedacht, hier aber ist ihnen mehr Raum gegönnt. Im 13 Cap., *von den chirurgischen Näthen*, ist bey der Darmnath der gänzlichen Durchschneidung des Darmes nicht gedacht, jedoch kommt dieser Fall im 2 Bande im 63 Cap. vor. Im 14 Cap., von der Amputation, das in dieser Auflage viel gewonnen hat, hat der Vf. bey dem Satze; „Ist schon ein schleichendes Fieber da: so hilft die Amputation selten, ja sie befördert wohl den Tod — " die nöthige und gegründete Einschränkung hinzugefügt: „im Fall das schleichende Fieber nicht einzig und allein als Folge der vorhandenen Verletzung zu betrachten ist." Rec. weifs aus eigener Erfahrung, dafs unter den mifslichsten Umständen, wo er die Amputation bey dem stärksten Schleichfieber mit grofsen Besorgnissen vornahm, sie dennoch das Leben rettete, und das thut sie unter gleichen Umständen fast immer, wenn durch dieselbe sogleich die ganze äufsere Ursache des Schleichfiebers entfernt werden kann. Was von den Schwierigkeiten bey der alansonschen Amputationsmethode gesagt wird, ist nicht ohne Grund, und es werden dadurch immer noch viele Wundärzte von der Nachahmung dieser Art zu amputiren abgeschreckt. Indefs haben sie doch auch mehrere deutsche Chirurgen glücklich ausgeführt. *Loder*, auch *Fielitz*, haben einige solche Fälle mitgetheilt. Auch hat letzterer in seinen praktischen Bemerkungen über den Mifsbrauch der Tabaksrauchklystiere bey eingesperrten Brüchen, über die Amputation u. s. w. (Leipz., b. Jacob. 1801) eine sehr leichte Amputationsmethode mit 2 Lappen vorgeschlagen, von der zu wünschen wäre, dafs sie der Vergessenheit entzogen und näher geprüft würde. Die Regeln zur inneren Behandlung der Amputirten sind weit besser und bestimmter angegeben, als in der 1 Auflage; indefs könnte hier, so wie in ähnlichen Capiteln, noch mehr auf die möglichen unangenehmen Vorfälle bey und nach den Operationen Rücksicht genommen seyn. Solche Dinge gehören ganz eigentlich in ein Taschenbuch für den Praktiker. Das 15 Cap., *von der Trepanation*, schliefst die 2 Abtheil., in der man die Application des Katheters, die zwar im 67 Cap. des 2 Bandes vorkommt, nach des Vfs. Plan aber billig hieher gehörte, vermifst.

In der 3 Abtheilung, *von den allgemeinen chirurgischen Krankheiten*, handelt der Vf. im 16—19 Cap. die *Entzündung*, die *Eiterung*, die *Verhärtung* und den *Brand* ab. Alle diese Capitel sind in der neuen Auflage sehr verändert, allein nicht in allen Stücken verbessert worden. Denn wenn man in der 1 Auflage eine zu grofse Anhänglichkeit des Vfs. an die Humoralpathologie tadelte: so ist man hier gezwungen, eine zu einseitige Anwendung der Erregungstheorie zu rügen. Überhaupt scheint die Vervollkommnung der 2 Ausgabe nur darin zu bestehen, dafs der Vf. ganze Stellen aus neueren Schriften, oft wörtlich, einschaltete, ohne zu bedenken, dafs nicht alles Neuere besser sey als das Alte. Im 20 Cap. handelt der Vf. von einigen besonderen *Entzündungen* und *Eiterungen*, zu denen er die Rose, die arthritische Entzündung, die Blutschwären, das Panaritium, den Carfunkel, die Verbrennungen und die Erfrierungen zählt, und die in der 1 Auflage sehr irrig *specifike* Entzündungen und Eiterungen genennt wurden. Im 21 Cap., von den *Wunden*, werden auch die Quetschungen abgehandelt. Eine Quetschung aber besteht nach der eigenen Erklärung des Vfs. in einer Verletzung irgend eines Theiles des Körpers, wobey die Haut ganz bleibt — also ist sie an sich keine Wunde, wenn sie auch oft mit wirklichen Wunden verbunden ist. Mithin gehören die Quetschungen eben so wenig hieher, als die hier mit aufgeführten Verstauchungen, Vertretungen u. s. w., denen billig ein eigenes Capitel gewidmet seyn sollte.

Im 22—37 Cap., welche von den *Geschwüren*, von den *Fisteln*, vom *Scirrhus* und *Krebs*, von der *Wassergeschwulst*, von den *Sack-* oder *Balg-Geschwülsten*, von den *Lymphgeschwülsten*, von den *Polypen*, von den *Gelenkkrankheiten*, von den *Verrenkungen*, von den *Verdrehungen der Knochen*, von den *Krankheiten der Knochen*, *wodurch die organische Structur derselben umgeändert wird*, von den *Knochenbrüchen* handeln, hat der Vf. das Bekannte aus *Richters*, *Bells*, *Arnemanns*, *Böttchers*, *Bernsteins* und Anderer Schriften zusammengestellt. Etwas Eigenes kann man hier um so weniger erwarten, da der Vf., wie man an vielen Orten deutlich sieht, nicht selbst technischer Wundarzt ist. Denselben Mangel, bey gleichen Vorzügen, zeigt auch der 2 Band dieses Werkes, zu welchem wir künftig, bey einer schicklichen Veranlassung, zurückzukehren gedenken.

Dr. Fl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JULIUS, 1812.

PHILOSOPHIE.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *De jure generis humani, vel diviſi in gentes, vel in unam civitatem, ſcil. hunc orbem conjuncti, ſ. de jure gentium et cosmopolitico.* 1811. 267 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Da dieſe Schrift nicht durch die, hin und wieder freylich ſehr unlateiniſche Schreibart anziehen dürfte, gleichwohl aber ſo manche, wenn auch nicht ganz neue, aber doch noch lange nicht genug erkannte, geſchweige befolgte Grundſätze enthält: ſo mag eine vorläufige Anzeige der Tendenz dieſer Schrift, ſo wie ſie ſich am Ende derſelben ergiebt, die Aufmerkſamkeit darauf erregen. Der Vf. iſt ein abgeſagter Feind des Krieges, und macht es allen Völkern und ihren Gewalthabern zur unerläſslichen Pflicht, auf Mittel zu denken, damit dieſes Ungeheuer vom Erdboden vertilgt werde. Sey auch dieſe Ausſicht noch ſo entfernt, ſey die Sache mit noch ſo viel Schwierigkeiten verbunden: ſo müſſe man doch auf dieſe Idee hinarbeiten, und ſich durch das Geſchrey: es ſey dieſes eine Chimäre, nicht irren laſſen. Als das einzige Mittel dazu betrachtet auch der Vf. einen *abſolut allgemeinen Völkerbund*, und die Errichtung eines *Völkertribunals*, auf deſſen Ausſprüche Alle compromittiren, und Jeder, der ſich nicht fügen wollte, alle Anderen wider ſich hätte, alſo wollen müſste. Was über die Organiſation dieſes Tribunals geſagt wird, davon unten. Die Schrift zerfällt in 4 Bücher. Das erſte enthält *principia juris generalia*. Die zwey folgenden handeln, nach der Analogie des bürgerlichen Privatrechts, das Perſonen- und Sachenrecht der Völker ab, und im letzten wird *de actione et judicio inter gentes, ſ. modo tuendi et perſequendi jura gentium* geredet. Der Vf. hat nach dieſer Abtheilung freylich alle Fragen und Unterſuchungen des Völkerrechts unterzubringen gewuſst, aber freylich, wie wir ſehen werden, oft etwas gezwungen; auch ſo vieles Anderes eingemiſcht, was man nicht im Völkerrecht ſucht. In Anſehung der Begriffe des Naturrechts, und ſeiner Gegenſätze im 1. Buch findet Rec. Folgendes zu erinnern: Nach S. 7 enthält das N. R. nur ſolche Vernunftvorſchriften, welche ſich auf das bloſse Coexiſtentialverhältniſs der Menſchen beziehen, und das bloſse Beyſammen- und Nebeneinanderſeyn einzelner Menſchen möglich machen. Dieſem ſetzt der Vf. das *poſitive Recht* ſo entgegen, daſs er darunter alle die Geſetze verſteht, welche, nach Entſtehung gröſserer Geſellſchaften der Menſchen, nach Verſchiedenheit ihrer daraus entſtehenden Verhältniſſe, *durch den ausdrücklichen Willen* der Menſchen, als vollkommen verbindlich feſtgeſetzt worden ſind. Wo kommen denn aber nun die Geſetze hin, welche auch ſchon als Ausſprüche der Vernunft in Anſehung ſolcher vorausgeſetzten Verhältniſſe *nicht erſt durch ausdrückliche Willenserklärung der Menſchen* begründet ſind. Und wo kommt im poſitiven Recht das *jus non ſcriptum* hin? Unter die Arten des *poſitiven* Rechts zählt der Vf. 1) das Civilrecht (das bürgerl. Privatrecht); 2) *jus civitatis publicum* (aber es giebt ja auch ein *jus publicum univerſale*); 3) *jus civitatum publicum*, oder das Völkerrecht, κατ' ἐξοχήν (und doch heiſst es S. 23: *Jus gentium eſt mecum jus naturale, a poſitivo plane diverſum*); 4) *jus cosmopoliticum*, wo man alle Staaten und Völker nur als eine groſse Geſellſchaft betrachtet, als Bürger eines Staats. Wenn nun aber das *Jus gentium* und das *Jus cosmopoliticum* als Arten *des poſitiven Rechts* aufgezählt werden, und *dieſes* auf *ausdrücklicher Willenserklärung* beruht: wie ſtimmt damit überein S. 39, wo das ganze Völkerrecht, folglich auch das kosmopolitiſche, da dieſes nur ein vollſtändig ausgebildetes Völkerrecht iſt, *auf die vermuthete Einwilligung aller Völker* gebaut wird? Oder hat der Vf. damit nur ſo viel ſagen wollen: Man habe bisher das Völkerrecht nur als einen Inbegriff poſitiver Regeln betrachtet, *ſo ſolle es aber nicht ſeyn:* ſo wäre das ja hiſtoriſch unrichtig.

Wenn man jedes Volk als eine moraliſche Perſon betrachtet: ſo läſst ſich ein Perſonen-Recht der Völker denken, welches *ex ſtatu populorum* entſpringt: *ſtatus* aber iſt *qualitas populi, quam habet aut a natura, aut jure.* Zu der erſten Art gehört: 1) *das Alter eines Volks.* Und hier redet der Vf. von einer *Majorennität* und *Minorennität* der Völker. Unter ſolchen, welche nicht von einander abſtammen, findet dieſer Unterſchied nicht Statt. Wenn man aber die Colonieen denkt: ſo ſeyen dieſe minorenn, ſo lange ſie noch nicht ſo viel Stärke haben, daſs ſie einen eigenen Staat für ſich ausmachen, und nach ihren eigenen Geſetzen leben können. Haben ſie aber das Mutterland nicht mehr nöthig: ſo ſind ſie majorenn. 2) *Sexus.* Hiebey von Amazonen, und bloſsen Männerſtaaten! 3) *Integritas populi.* Wir müſſen hier, ſo wie auch in der Folge, oft den Ausdruck des Vfs. beybehalten. Er ſetzt dieſe Qualität entgegen *morbis et vitiis, quibus populus laborat, et quibus integritas populi aut ad tempus, aut ad perpetuum tollitur.* Dahin gehören *epidemiſche anſteckende Krankheiten* (daher das Recht der Quarantaine, nicht

garantaneae, wie der Vf. ſchreibt); *der Krieg, furor gentis* (doch beſcheidet ſich der Vf., daſs der Fall bey einem Volke nicht wohl vorkommen könne); *Staatsſchulden, Papiergeld*. 4) *Verwandtſchaft*. Schon hier kommt der Vf. auf die allgemeine Verwandtſchaft aller Menſchen, die beym kosmopolitiſchen Recht zum Grunde liegt. 5) *Die Sprache*, und hiebey der Wunſch, daſs alle Völker nur Eine Sprache haben möchten.

Status a jure, nach der obigen Eintheilung, *legibus et moribus hominum regitur*. Hier redet der Vf. 1) *de ſtatu libertatis*, in Anſehung deſſen auch die Völker *aut liberi, aut ſervi*, jene entweder *ſui*, oder *alieni juris* ſind; wovon er noch *populos ſubjectos*, die weder *liberi* noch *ſervi* ſind, unterſcheidet. Die Begriffe und Beyſpiele muſs man beym Vf. ſelbſt nachleſen. Nun redet er auch von einer *deminutione capitis gentium*, und zwar *maxima, qua populus ſervus ſit*, wie z. B. die Sachſen unter Karl dem Groſsen, aber auch *media et minima*. 2) *De exiſtimatione et infamia* ſowohl *juris*, als *facti* eines Volks. Die Räuberſtaaten, auch die Türken ſind *infames*, weil dieſe bey ausbrechendem Krieg die Geſandten in die ſieben Thürme einſperren. 3) *Vom Rang der Völker*. Wenn es S. 87, 3 heiſst: *Magiſtratum quoque populi tenere poſſunt inter foederatos*, und der erhabene Protector des Rheinbundes als Beyſpiel angeführt wird: ſo iſt gewiſs die Benennung eines *magiſtratus* unſchicklich. 4) *De Civibus et peregrinis*. Völker, die in *einem* Bunde ſtehen, ſind *Cives*, andere Exteri. Nach dem kosmopolitiſchen Recht fällt dieſer Unterſchied weg. In dem Geſandten-Recht, welches hier eingeſchaltet iſt, macht der Vf. unrichtig zum Grunde des Unterſchieds zwiſchen Geſandten vom erſten, zweyten und dritten Range *dignitatem, quam caput populi, a quo mittitur, tenet*. In eben dieſem Perſonenrecht der Völker handelt der Vf. von der *Regierungsform*, und von der *Religion* eines Volkes. In der monarchiſchen Regierungsform muſs die Succeſſion erblich ſeyn, und die Lineal-erbfolge Statt finden, doch ſo, daſs das Repräſentationsrecht nicht zu ſehr ins Entfernte gehe. Warum dieſs, ſehen wir nicht ein.

Das *Sachenrecht* im dritten Buch theilt ſich in die Lehre *vom Eigenthum* ſowohl körperlicher als unkörperlicher Sachen, und die Lehre von *der Verbindlichkeit*, ſo daſs erſtlich von den Quellen der Verbindlichkeit, *ex contractu et delicto*, und dann von Auflöſung derſelben gehandelt wird. Die Freyheit des Meeres vertheidigt der Vf. im ſtrengſten Sinn, ſo daſs er nicht einmal über die Küſten, ſo weit ſie beſtrichen werden können, ein Eigenthumsrecht Statt finden läſst. Wer liegende Güter im Staatsgebiete hat, muſs auch darin wohnen. Die Gründe des Vfs. ſind nicht hinlänglich, und würden zu weit führen. Da nun hieraus weiter folgt, es dürfe Niemand in zwey verſchiedenen Gebieten liegende Gründe haben, ſo giebt er den Rath: *Utatur eo, quem non poſſidet, ſundo, tanquam orbis terrarum Civis*; das verſtehen wir nicht. Die Fälle des Nothrechts, auch fremdes Eigenthum anzugreifen, leitet er aus der grotiuſiſchen *Communione poſitiva primaeva* her, welche in ſolchen Fällen, weil da der Grund der Aufhebung derſelben wegfalle, wieder aufwache. Der S. 153 c angeführte Grund, warum unter Völkern auch die *undenkliche Verjährung* nicht Statt finde: *populi ſunt aeterni*, folgl. *nihil eſt, quod memoriam populi excedat*, oder *tempus immemoriale in populo non invenitur*, iſt nicht hinlänglich. Warum ſoll nicht auch *inter gentes* der Fall vorkommen können z. B. im Mittelalter, wo durch die Länge der Zeit und die damit verbundenen Zufälle nicht mehr ausgemittelt werden kann, wenn und wie etwas von einem Volke ab- und an das andere gekommen iſt (*initium, modus ac titulus praeſentis ſtatus poſſeſſionis*), aber auch nicht *injuſtitia poſſeſſionis* dargethan werden kann? Der Grund eines *Cocceji*, deſſen der Vf. aber nicht gedacht hat, iſt viel ſcheinbarer, obgleich auch nicht unwiderlegbar. S. 156 u. f. ſcheint es, als ob der Vf. gewiſſe von der Natur ſelbſt ſchon völlig begründete Servituten unter Völkern behaupte (z. B. gleichſam eine *Servitutem viae et tranſitus*, wenn ein Theil des Staatsgebietes von dem anderen durch dazwiſchenliegendes eines anderen Staats getrennt iſt. Aber er ſagt doch endlich ausdrücklich: *Servitus juris gentium nonniſi conventione conſtitui poteſt*. Die Geiſſelſchaft nennt der Vf. S. 165 *conſuetudinem, ratione ſana reprobatam*, einmal, weil die Geiſſeln als eine *res* behandelt würden (wo ſteht das?), und dann, weil die Geiſſeln unnütz wären, wenn man ſie nicht tödten dürfte. Auch dieſer ſchon von *Grotius* geäuſserte Gedanke iſt längſt widerlegt. Über die Gültigkeit und Dauer der Völkerverträge findet man hier die richtigen Grundſätze, aber über die durch Furcht abgenöthigten iſt der Vf. zweifelhaft, und leitet eben daraus die Folge her, wie wenig Sicherheit und Zuverläſſigkeit die Völkerverträge haben würden, wenn ſie nicht dem Recht des Krieges entſagen, und ſich einem Völkertribunal unterwerfen. Dieſs führt nun eben im 4ten Buch auf die Materie *de modo tuendi et perſequendi jura gentium*. Nachdem der Vf. gezeigt hat, was für eine unnatürliche und höchſt ungewiſſe Art, zu ſeinem Rechte zu gelangen, der Krieg ſey, nachdem er dieſen mit allen ſeinen Folgen in der ſchwärzeſten Geſtalt geſchildert hat (ob er gleich zugiebt, daſs heut zu Tage auch die Kriege menſchlicher geführt, und gewiſſe Rechtsgrundſätze anerkannt werden, auch, ſo lange die Lage der Dinge bleibt, wie ſie iſt, der Angegriffene kein anderes, obgleich immer miſsliches Mittel hat, ſein Recht zu behaupten, als Krieg): ſo zieht er daraus die Folge, daſs alle Völker der Erde, und ihre Stellvertreter, durch die Vernunft ſelbſt verbunden ſind, auf Mittel zu denken, wie das Ungeheuer als Kriegs auf immer vom Erdboden vertilget werde. Und dieſs iſt nun, wie ſchon oft gedacht und geſagt worden, ſchlechterdings kein anderes, als daſs alle Völker ſich vereinigen, dem Rechte des Krieges, d. i. ihre Sachen ſelbſt auszumachen, entſagen, und auf die Ausſprüche eines Tribunals com-

promittiren, welches nach einem auch zu verabredenden Völkerrechtscodex die Streitigkeiten untersucht und entscheidet. Stehende Heere fallen nun ganz weg, und es darf kein Staat Soldaten halten, als nur so viel er zur Erhaltung der inneren Ordnung und Ruhe braucht. S. 258. Wie schwer ist aber schon der Maßstab! das Tribunal besteht aus einer mäßigen Anzahl von weisen und moderaten Männern, die aus allen Nationen, jedoch aus jeder nur einer, ohne Unterschied ihrer Größe und ihres Umfangs, gewählt werden. Vor diesen Richtern führen die *legati gentium* die Sache ihrer Nationen. Das Tribunal entscheidet nach der Mehrheit der Stimmen. Zur Execution muss das Tribunal eine Anzahl *Bewaffneter* haben, welche aber nicht als ein Heer (*exercitus*), sondern als *executores* und *lictores justitiae* zu betrachten sind. Diese müssen auch aus allen Nationen ausgelesen, und das *Corpus* derselben nur von den Befehlen des Tribunals abhängig seyn, obgleich alle einzelne Völker zur Unterhaltung desselben beytragen. Als Norm der Sprüche des Tribunals muss ein Codex des Völkerrechts niedergeschrieben, und von allen Völkern sanctionirt werden. Dieser Codex enthält unter anderen die genaue Bestimmung des Gebietes der Völker, als Basis des Eigenthums derselben. Hier scheint nun dem Vf. nöthig zu seyn, dass vorher durch eine Art von *lex agraria* die *territoria* der Völker einander gleich gemacht werden müssten, damit der eine Staat dem anderen an Volksmenge und Kräften nicht zu sehr überlegen wäre. Wir sehen davon nicht die Nothwendigkeit ein, da auch ein schwaches Volk gegen die Angriffe eines mächtigeren, durch den vereinten Schutz aller anderen, hinlänglich gesichert seyn würde. Doch fällt dem Vf. ein, dass die Gleichheit des *territorii* nicht eben die Gleichheit der Volksmenge mit sich bringe. Und weil er überhaupt wohl das ganz Unthuliche fühlte, thut er den Vorschlag, dass kleinere Staaten mit größeren besondere Verbindungen schlössen, wodurch die Anzahl der *moralischen Personen*, oder der *nächsten Glieder* des allgemeinen Völkerbundes vermindert, und so das Ganze mehr simplificirt würde. Das Tribunal darf sich nicht in die inneren Angelegenheiten der einzelnen Völker einmischen. Jeder Staat behält seine Autonomie. Doch zeigen sich so manche Vortheile, wenn alle Völker sich nach und nach, so weit es ihre Individualität erlaubt, zur Annahme von einerley Gesetzgebung bequemen wollten. Kein Staat darf Schulden machen ohne Einwilligung des Tribunals, welches zu untersuchen hat, wozu des Anlehn angewendet werden soll. Und doch soll das Tribunal sich nicht in die inneren Angelegenheiten mischen! Auch kein Papiergeld darf erlaubt werden u. s. w. Wir übergehen das Übrige, und glauben einer ferneren Kritik über diese gut gemeinten *reveries* überhoben seyn zu können. N. c. m. e.

NUMISMATIK.

Prag, b. Widtmann: *Kritische Beyträge zur Münzkunde des Mittelalters*, von *Joseph Mader*, des österr. kaiserl. Leopoldordens Ritter, k. k. R., der R. Dr. und Prof. IV (Band). 1817. 259 S. 8. Mit 6 Kupft., auf welchen 97 Münzen abgebildet sind. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die löbliche Absicht des Vfs., auch bey der Fortsetzung dieses Werks, ist keine andere, als zur Erklärung von Münzen der mittleren Zeit etwas beyzutragen, d. h. entweder schon bekannte, aber fehlerhaft erklärte Münzen zu berichtigen, oder bisher unbekannte ans Licht zu ziehen. Der Vf. handelt seine Materien nach folgender Ordnung ab: I. *Merovingische* und *carolingische Münzen*. II. *Versuch, die Münzen der gleichnamigen Könige (der Conrade, Heinriche u. s. w.) von einander zu unterscheiden.* III. *Über Namen, Beynamen und Titel der Personen und Örter des Mittelalters.* IV. *Über J. M. Schneidts Abhandlung von den Münzen der würzburgischen Bischöfe.* V. *Vermischte Münzen.* — Um nicht zu weitläuftig zu werden, sey uns erlaubt, die Leser blos mit einigen Resultaten bekannt zu machen, die aus diesem Werke hervorgehen: der Werth desselben wird dadurch hinlänglich bestimmt werden.

I. *Schon bekannte Münzen, welche aber der Vf. hier berichtigte, sind folgende.* Böhme Grosch. Cab. 31. 32. wird nicht dem Grafen v. Brene Adelbert zugeschrieben, sondern in diesem Namen glaubt der Vf. mehr den eines Monetarius zu finden. — Auf der Münze in Joachims Grosch. Cab. Fach IV. No. 1 wird hier nicht: PIPIN., sondern: HILD*ericus* gelesen und Childerich III zugeschrieben. Böhme 31 wird Arcis an der Aube, in Champagne, lat. *Arceja* oder *Arciaca*, als Münzort angenommen. — Auf der Münze von Karl dem Grosen, auf welcher Eckhart in seinem *Comm. de rebus Franciae orientalis etc.* T. II. p. 92. No. 26. 27 den Münzort *Medogus* (*Metallum*, Medok) zu finden glaubt, liest unser Vf. SEOVS*stero*, SEGCRGV*stero* oder SEGE*sterica*, d. i. Sisteron in der Provence — CARLVS REX FR... PAPIA. Eckhardt a. a. O. und le Blanc eignen diesen Denar Karl dem Grosen zu; Hr *M.* ist geneigter, ihn Karl dem Dicken zuzutheilen. — Die bekannten Münzen mit: HLVDOVVICVS IMP. und XPISTIANA PIIICIO (statt RELIGIO), wenn sie größer sind, als die gewöhnlichen, gehören Ludwig II, Kaiser und König von Italien. — Aus eben dem Grunde wird auch der Denar mit: HCAROLVS IMPER. und XPISTIANA RELIGIO nicht Karl dem Grosen, sondern Karl dem Kahlen zugeschrieben. — KAROLVS (im Monogramm) GRACIA DI. REX und IPALATNA NOME (*Palatina Moneta*) wird, wegen des geringeren Gewichts, Karl dem Einfältigen zugetheilt. —

Unter diese Rubrik gehören auch die oben unter No. II und III angeführten, interessanten Abhandlungen: denn hier ist es dem Vf. mehr darum zu thun, schon vorhandenen Münzen ihren Platz anzuweisen, sie dem Münzherrn und dem Münzorte zuzutheilen, dem sie am wahrscheinlichsten zugetheilt werden können, als neu entdeckte und noch unbekannte Münzen bekannt zu machen. Was die 2te Abhand-

lung anlangt, welche die Münzen gleichnamiger Könige von einander unterscheiden lehrt so ist dies allerdings eine schwere Aufgabe. Um sie befriedigend zu lösen, ist noch viel zu wenig vorgearbeitet; man hat noch zu wenige genaue Beschreibungen, und treue Abbildungen von Münzen des Mittelalters. Es gehört ferner ein grosser Vorrath von Münzen dieser Art dazu, um durch erschöpfende Vergleichungen alles chronologisch-synchronistisch zu ordnen. Und überdiess sind so vielerley Merkmale zu beachten, dass man gar leicht das Entscheidende übersehen, und nach einem Unerheblicheren, das nur wichtig in Verbindung mit anderen ist, sich voreilig bestimmen kann. Oft stehen diese Merkmale in scheinbarem Widerspruche u. s. w. Indessen, bey allen diesen Schwierigkeiten und Hindernissen, hat doch der gelehrte Vf. manchen Fehlgriff berichtigt, manches Datum festgesetzt, und manchen brauchbaren Wink gegeben. Schon ist der erste Schritt gethan, wenn man wenigstens die Wahrscheinlichkeit erlangt, von welchem Heinrich, Conrad u. s. w. eine Münze *nicht* sey. Man hat dann die wahrgenommenen Merkmale auf wenigere Regenten anzuwenden, und nur zu erwägen, auf welchen sie am besten passen. Da die Geschichte der Regenten, auch für diese *negative* Kenntniss, eine Hauptquelle ist: so werden hier erst diejenigen Puncte aus der Geschichte angedeutet, die vor allen anderen einiges Licht geben können. Bey einer solchen Behandlung muss die Münzkunde der mittleren Zeit nothwendig gewinnen. — Was No. III betrifft, nämlich die Namen, Beynamen und Titel der Münzherrn und Münzörter des Mittelalters: so sollte man denken, dieses alles eignete sich dazu, dem Münzforscher ein besseres Anhalten zu geben. Allein auf diesen Münzen ist der Name nicht selten unrichtig geschrieben, oder ganz entstellt, wohl auch nur durch einzelne Buchstaben angedeutet, oder wegen der unförmlichen, verkünstelten und verzerrten Schrift zweifelhaft, und zum Theil oder völlig erloschen. Bisweilen kommt auch ein kaum mehr bekannter, oder nachher sehr veränderter Name vor. Sehr oft ist weder Nation, noch Land, noch Wappen bemerkt, oder dieses auch mehreren Münzherrn gemein, wie Adler, Löwen, Thürme u. s. w. Unter solchen Umständen muss jedes Kriterium willkommen seyn, durch dessen Anwendung man seiner Sache gewiss, oder doch auf eine nähere Spur geleitet wird. Und diesen Dienst leistet zuweilen ein noch lesbarer Beyname, oder ein Titel, der nur *einem* Individuum, oder *einer* Classe ausschliessend eigen, oder nur innerhalb gewisser Grenzen von Raum und Zeit üblich war. Einige Beyspiele mögen dieses erläutern. Der ungarische König *Oba* oder *Aba*, der von 1041 bis 44 regierte, kommt unter *diesem* Namen nur in den alten Landeschroniken vor, auf Münzen heisst er, nach seinem Taufnamen *Samuel*. Des Königs Johann von Böhmen ältester Sohn *Wenzel*, der in Frankreich erzogen wurde, bekam von seinem Pathen, König Karl IV, bey der Firmung den Namen *Karl*, welcher ihm blieb, da hingegen sein eigentlicher Name ganz in Vergessenheit kam. — Doch Freunde dieses Theils der Münzkunde werden dieses alles selbst nachlesen.

Da der Vf. so glücklich war, eine Menge alter würzburgischer Pfennige zu bekommen: so gab ihm dieses Gelegenheit, hier seine Bemerkungen über Schneidts Abhandlung von den Münzen der würzburgischen Bischöfe mitzutheilen, die nicht allein würzburgischen Münzfreunden, sondern auch anderen Freunden von Münzen des Mittelalters interessant seyn werden. Hr. *M.* dringt auch hier sehr in das Innere und den Geist jener Zeiten ein, und macht, mit Hülfe der ihn überall begleitenden Geschichte, die treffendsten Entdeckungen und Beobachtungen.

Den Beschluss machen einige vermischte Münzen, die gehörig erklärt werden, nämlich Obole von Conrad, Bischof von Eborach, vom Bischof von Worms Arold oder Arnold (aus Rau's *Collect. numor. Brandenb.* T. XXIV. 1.); doch die übrigen gehören mehrentheils zu den

II. *Noch unbekannte Münzen.* Diese sind: Ein ungewöhnlich dicker kleiner, in Paris geprägter Denar von Karl dem Grossen No. 6. Die älteste (so viel man weiss), in Chur geprägte Münze von Ludwig dem Frommen N. 9. — Ein Pfennig von Ludwig dem Stammler oder seinem Sohne, mit: *Anconis civit.* (*Ancenis* oder *Encenis* an der Loire) N. 19. — Eine in Grossumstadt, in Katzenelnbogen, von einem Kaiser Otto geprägte Münze. N. 23. — Zwey Pfennige Hermanns von Luxemburg, der sich gegen Heinrich IV zum Könige aufwarf (in Goslar geprägt) N. 47. — Pfennig von K. Richard. N. 60. — 2 marburger Pfennige der Herzogin Sophia N. 93. — In Rauschenberg geprägter Denar Berthelds, Graf v. Ziegenhain. N. 91. — Denar Otto des III Graf v. Waldeck, mit: CIVITAS CORBER (Corbach) — u. a. m.

Die Kupfer sind mit der bekannten kritischen Genauigkeit gezeichnet und gestochen. Wa.

NEUE AUFLAGEN.

Paris u. *Strasburg*, b. Treuttel u. Würz, u. *Dresden*, b. Arnold: *Dictionnaire portatif françois-allemand et allemand-françois contenant tous les termes techniques de l'art militaire, les dénominations des parties, dont se composent les bouches à feu et leurs affûts, les armes à feu et blanches, les voitures et attirails de l'artillerie; les noms des fortifications et des mines, et les commandemens pour les exercices et les manoeuvres de guerre.* Un livre de poche pour les officiers par *J. G. Hoyer*, Lieutenant-Colonel et Commandant des Pontonniers Saxons; membre de la Société royale des sciences militaires de Suède. 2de édition revue et très-augmentée. Auch unter dem Titel: *Französisch-deutsches und deutsch-französisches Handwörterbuch aller Kunstausdrücke in der Kriegswissenschaft, der Benennungen aller Theile der Geschütze und ihrer Laffeten, des Feuer- und Seiten-Gewehrs, der Wagen- und Artillerie-Geräthschaften, der Befestigungskunst und der Minen, so wie der Commandowörter zu den Übungen und Bewegungen der Truppen.* Ein Taschenbuch für Officiere von *J. G. Hoyer*. 1812. VIII u. 191 S. (1 Thlr.) (S. die Rec. der ersten Auflage Jahrg. 1811. No. 164.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JULIUS, 1812.

LITERATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Literarischer Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie, von der ältesten Zeit bis in das sech(s)zehnte Jahrhundert*, durch *Fr. H. von der Hagen* und *Jo. Gust. Büsching*. 1812. XXXII u. 576 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

So spät der Versuch einer geordneten Übersicht der früheren Jahrhunderte unserer poetischen Literatur unternommen wurde: so wenig zahlreich zeigen sich die in solcher Absicht erschienenen Werke im Vergleich zu dem, was von so vielen geschäftigen Händen für die Literatur anderer Völker unter uns geschehen ist. Durch *Adelung*, dessen Wörterbuch noch lange den Ruhm eines nicht übertroffenen Werkes behaupten wird, erhielten wir zuerst 1783 ein chronologisches Verzeichniss der alten Dichter von 1130—1325. Hienächst erschien *E. J. Koch's Grundriss einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen*, 1790. N. A. 1795—98, worin die sämmtlichen Dichtarten, von den ältesten Daten bis auf Lessings Tod, abgehandelt sind; ein Werk, dessen Brauchbarkeit noch jetzt *sehr gröss* seyn würde, wenn der Vf., seinem Plan gemäss, einen dritten Band der *deutschen Prosa* gewidmet hätte. Nach einem langen Stillstande, während dessen so vieles neu entdeckt oder besser bestimmt worden war, lieferte Rec. selbst (1809) als erste Abtheilung seines *Versuchs einer vollständigen Literatur der älteren deutschen Poesie*, von den frühesten Zeiten bis zu Anfang des XVI Jahrh., das Verzeichniss der sämmtlichen Dichter dieses Zeitraums; die zweyte Abtheilung sollte eine Übersicht der irgend bekannten anonymen Gedichte enthalten; von dem Ganzen wurde bemerkt, dass es sich bloss als Vorarbeit und Entwurf eines gröseren Werkes, einer vollständigen Bibliothek unserer älteren schönen Literatur, ankündige, im Fall nicht ein Anderer dem Vf. zuvorkommen würde (s. Museum für altdeutsche Literatur u. s. w. I, 126—234). — Um eben diese Zeit fanden die Hnn. *v. d. Hagen* und *Büsching* es zweckdienlich, ihrer Sammlung deutscher Gedichte des Mittelalters (1808) zur allgemeinen Einleitung eine literarische Übersicht aller noch vorhandenen Werke der älteren Poesie voranzusetzen, die als Vorarbeit zu dem vorliegenden Grundriss angesehen werden mag, in welchem, was unstreitig das Beste, die einzelnen Denkmäler unter gewisse Rubriken geordnet sind. Auch sie setzen 1500 zu ihrem Grenzpunct; biographische Notizen über die Dichter, Angabe des Werths oder Unwerths jener Denkmäler sind ausgeschlossen, und ausserdem noch, was die Vorrede S. XVII angiebt: „Zu einer künftigen Vervollständigung dieser Arbeit bleibt uns nun noch übrig, die Literatur der nordischen, galischen und wälschen Quellen. „Verzeichnung der verlorenen Werke und Dichter, *der poetischen Bibelübersetzungen, der historischen Gedichte und Lieder*, und der bloss prosaischen Romane.“ Die Ausschliessung der angedeuteten Denkmäler gereicht diesem sonst so nutzbaren Handbuche zu keinem Vortheil; es wird den Vff. nicht schwer fallen können, auf irgend eine Art *diese* nöthigen Ergänzungen zu beeilen, die schon bey jener früheren Übersicht von uns ungern vermisst wurden.

Nach Angabe des Werks und seines Verfassers folgt ein genauer Recensus der vorhandenen Handschriften, sodann der Drucke; hienächst Erwähnung der Bearbeitungen, oder älteren *deutschen* Werke gleiches Inhalts in Prosa; zuletzt noch Hinweisungen auf sonstige Schriften, wo über den Verfasser, die Fabel und sonstiges hieher Gehöriges gelesen werden mag. Mit unendlichem Fleiss haben die Vff. hier überall die auf jedes Denkmal Bezug habenden Notizen geordnet, so dass ihr Buch des zerstückelten Zusammenlesens und Anmerkens solcher Stellen *völlig* überheben würde, wenn sie das Unmögliche (dass bey der ersten Ausgabe auch gar nichts ihnen entgangen wäre) hätten leisten können. Hiedurch nun erklärt von selbst sich der Werth, den dieser Grundriss für die Freunde unserer älteren Dichtkunst, für jeden Literator überhaupt, und für die Liebhaber typographischer Alterthümer noch etwa besonders hat. Vorzügliche Wichtigkeit aber erhält er durch das viele Neue und ihm Eigene. Da die Vf. sich allseitsher Nachrichten von alten Gedichten gesammelt: so konnten sie hier eine Menge Notizen — die nur in den Carakterismen der Handschriften oft viel zu umständlich sind — über wenig oder gar nicht gekannte Werke mittheilen; dass es dabey an Anfangs- und Schluss-Versen, die oft aus mehreren Exemplaren wiederholt werden, nicht fehlt, ist zu denken. Das Ganze hat freylich, durch die hiedurch entstandene Ungleichheit der Artikel, an seiner Haltung einbüsen müssen; aber das konnte für jetzt nicht anders seyn. Genug, dass nun eine Grundlage da ist, woran alle weiteren Entdeckungen und richtigeren Bestimmungen sich anschliessen mögen. Sollten Mehrere, nebst uns, mit den Grundsätzen, die des Ganzen Disposition leiteten, nicht völlig einverstanden seyn: so werden die Vff.

bey einer künftigen neuen Auflage die deſsfalſigen Wünſche nicht unberückſichtigt laſſen. Aber nicht bloſs die mehrere Sonderung einzelner Abtheilungen, auch folgende wenig bedeutend ſcheinende Puncte (von denen gleichwohl der befriedigende Gebrauch eines ſolchen Hülfsbuchs ſehr abhängt) würden dem Werke zu Statten kommen: wenn nämlich die beſondere Rubrik über jeder Seite bemerkt wäre, um beym Aufſchlagen ſich ſchnell, ohne weiteres Befragen des Regiſters, orientiren zu können, und wenn dieſer Index vollſtändig die Namen der Dichter, und die Reihe der anonymen Werke geſondert verzeichnete. — Was noch die Abtheilungen betrifft: ſo verlangt man von einem Autor, der dergleichen Schriften nach gewiſſen Fächern verzeichnet, daſs ſeine Abtheilungen die klarſte Überſicht des Ganzen gewähren; ſie ſollen das *Gegebene*, nach den aus ihm ſelbſt ſich ergebenden Geſetzen des Inhalts, der Form u. ſ. w., claſſificiren, nicht durch Subdiviſionen nach allen Alphabeten der Welt (ein Miſsbrauch, deſſen Abſurdität nirgends auffallender iſt, als bey Schriften über die Moral ff.), ſondern durch die einfachſte Bezählung. Die Grundformen der alten Poeſie ſind ſehr einfach; aber bey der erzählenden und lyriſchen muſs nach Form und Inhalt Alles, was unter einem ſelbſtſtändigen Begriff zuſammenfaſslich iſt, geſchieden werden. So z. B. dürfen die *Fabeln* unſerer alten Poeten nicht, wie hier geſchehen, mit den bloſs gnomologiſchen Gedichten vermiſcht werden. Wir werden fortgehends mit dem Plan des Grundriſſes die Leſer hinlänglich bekannt machen, und demnächſt noch einige Erinnerungen darüber beyfügen.

Nach Kochs Vorgange hat man in jeder Abtheilung nach der Zeitfolge die einzelnen Producte zu ordnen geſucht. Nach etlichen Jahren wird hoffentlich Manches in dieſer Stellung ſich durch Gründe rechtfertigen oder umändern laſſen, wobey die Vff. dermalen nur ungefährer Vermuthung folgen konnten. — Das Wünſchenswürdigſte iſt erreicht, wenn ſolche literariſche Werke das weitere Nachſuchen bey anderen derſelben Art überflüſſig machen; allein nicht bloſs auf dieſe eigene Vollſtändigkeit des Wiſſenswürdigen, ſondern auch darauf iſt zu ſehen, daſs ältere Irrthümer und Miſsgriffe als abgethan angeſehen werden, die alſo gar nicht zu erwähnen ſind. Uns ſcheint wohlgethan, daſs dieſe letztere Regel bey der jetzigen *erſten Ausgabe* des Grundriſſes noch *nicht* befolgt worden, indem ſo die Nachweiſungen hier in einer Vollſtändigkeit erſcheinen, wie ſie der Sicherſtellung wegen in jedem Falle gewünſcht werden mochten.

Soll nun dieſes ſo nützliche Werk immer mehr den Zweck, um deſſen willen es unternommen wurde, erreichen: ſo muſs von *mehreren Seiten* zu ſeiner Vervollkommnung beygetragen werden. Hiezu hätten die nächſte Veranlaſſung ſeine Recenſenten; es iſt übel, wenn ſie um bloſse Inhaltsanzeigen ſich drehen, wo ſie trachten ſollten, zur Ausbildung ſolcher, einem vielfältigen Gebrauch beſtimmter Werke *zuerſt* mitzuwirken. Was uns, unter Selbſtbeſchränkung auf eine durch gedruckte Schriften uns dargebotene Hülfe, in dieſer Abſicht zu leiſten möglich war, zeigt folgende Muſterung der einzelnen Rubriken, wobey wir jedoch wegen der nicht zu überſchreitenden Grenzen Verſchiedenes zu übergehen oder nur obenhin zu berühren genöthigt waren. — Die Denkmäler der karolingiſchen Zeit bis etwa 1150 ſind von der übrigen Maſſe geſondert, was auf keinen Fall von Bedeutung; der älteſten *deutſchen* Werke ſind nicht mehr als 10, darunter 6, kaum des Umfangs einer Folio-Seite. Bey Walther von Aquitanien fehlt, daſs der zu früh der Literatur entriſſene Kinderling uns als den Verfaſſer dieſes Gedichts einen der Ekkehards in St. Gallen kennen gelehrt habe. — Der lateiniſche Prolog (von dem es nicht ausgemacht, daſs er zu der ſ. g. cottonianiſchen Evangelien-Harmonie gehöre) bey Du Chesne iſt aus des Flacius Illyr. Catalog. Teſt. Verit., der ſpäteren Ausgabe, entnommen; alſo iſt es unrichtig, daſs Du Chesne das Ganze vor ſich gehabt habe. — Über die freyſinger Handſchrift des Otfrid giebt v. Aretin in den Beyträgen ff. 1805. B. IV, 182 die weiteren Aufſchlüſſe. Möchte doch des einſichtsvollen Sprachforſchers Dietr. v. Stade's Gloſſar über den Otfrid in der hannöver. Bibl. durch nähere Proben bekannter werden! — Übrigens vermiſſen wir in dieſer Reihe jenen Pſalm in Tetraſtichen bey Denis, etwa aus dem XI Jahrh.; ſ. Zuſätze zu den Miſcellaneen S. 21. — Hienächſt beginnt das eigentliche Werk: Schwäbiſche und folgende Zeit vom 12—16 Jahrh. Zuerſt

A. *Gröſsere erzählende Gedichte.* I. *Weltliche:* Heldenlieder und *Romanzen*; in folgenden 6 Claſſen, wovon die erſte durch *v. d. Hagen* ſehr ausführlich bearbeitet worden:

1) *Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen*, S. 1—98. Die Aufſchrift S. 6: „Otnit, Hug und Wolf. Dieterich, *durch Wolfram von Eſchenbach*," wird künftig wohl anders lauten müſſen. Die Stellen des alten Textes, die zu dieſer Autor-Nennung verleitet haben, führt *v. d. Hagen* S. 9 und 525 aus zwey Handſchriften an; die Strophe zeigt ſich auf den erſten Blick verdächtig, nicht, als könnte der Vf. des Heldenbuchs keinen Antheil daran haben, ſondern rückſichtlich der prätendirten Autorſchaft des von Eſchenbach:

> Man ſuch do nider riſen an derſelben Stund
> Manig werch von iſen, *daz iſt* [ ] *vil wol kund*,
> Das ſage *ich* Wolfram, der werde [der] meiſter von Eſchenbach,
> Was ich von dem edelen Kriechen des tages do beſchach.

Der zweyte Vers, mit der jetzt ſo ſchleppenden zweyten Hälfte, fehlt in der einen Handſchrift ganz; die Verbindung: *Das ſage ich . ., was* u. ſ. w., iſt ganz abgeſchmackt, und völlig undenkbar, daſs ſich Eſchenbach *ſo* ſelbſt eingeführt hätte; Rec. vermuthete bey der erſten Anſicht dieſer Stellen, daſs jenes „Das ſage *ich*" ganz auf Rechnung der elenden Abſchreiber kommen möge, die ſo das urſprüngliche: „Das ſage *ich*," entſtellten: „Wie Wolf Dieterich in dieſem Kampfe ſich ausgezeichnet, das möge *euch* ein Tich-

ter berichten, wie Wolfram, der grosse Meister von Eschenbach" (der, freylich nach unserer Ansicht, ohne Maſs und Ziel im Titurel z. B. bey der Darstellung der Kämpfe verweilt). So erklärt, hat jene Strophe einen recht guten Sinn; der kritische Beweis, dafs Eschenbach *nicht* Vf. des Heldenbuchs sey, der übrigens gar nicht von obiger Strophe abhängt, gehört nicht hieher. — S. 79. „Die Klage, *etwas jünger*," als der Nibelungen Lied nämlich; aber die Sache verhält sich gerade umgekehrt; die Klage ist ein weit *älteres* Werk, welches der letzte treffliche Dichter der Nibelungen, mit wenigen Abänderungen, um ihm den alten Rost zu benehmen, seinem Epos als Anhang beyfügte. Hätte Rec. dem Dichterverzeichnisse die anonymen Werke folgen lassen: so würde er längst, gegen die bisherigen Ansichten über das Alter der Nibelungen, die stets in ein entferntes, dunkeles Alterthum sich verloren, bewiesen haben, dafs der Autor unseres Nibelungen-Liedes nicht vor 1190 geschrieben haben könne, und dafs, dabey an Rhapsoden und volksliedermäſsige Verbreitung zu denken, ganz unrichtig sey. — Die Klage steht in allen 4 Handschriften auf gleiche Weise, und ist dieses nach einer sehr richtigen Ansicht der Dinge, in der Gesinnung jener Zeit, so geordnet. Es ist vielleicht noch Keinem bemerklich geworden, dafs der Ausdruck „die Klage" hier ganz und gar nicht in der *allgemeinen* Bedeutung dieses Worts zu nehmen sey, wie bey anderer Gelegenheit des Mehreren gezeigt werden soll. — Die Menge der hier verzeichneten altdeutschen Heldensagen ist beträchtlich; möchte nun auch, unter günstiger Theilnahme des Publicums, das Versprechen der Vff. S. 526, das alte Heldenbuch in II Bande ihrer Sammlung erscheinen zu lassen, bald in Erfüllung gehen! — 2) *Fabelkreis des Grales und der Tafelrunde* S. 98—158. — S. 103. Unter denen, deren Miete Eschenbach empfing, waren freylich der König von Rom (wohl Conrad IV) und ein Herzog (vielleicht Bernhard) von Kärnten; dieſs steht deutlich im Titurel, nur findet Rec. nicht gleich die Stelle. — S. 110. Hier ist Bodmers Bearbeitung des *Gamuret* (nach dem Eingang des Parcifal) hinzuzufügen, s. Fragmente in der erzählenden Dichtart, 1755. — S. 150. Unter mehreren Anspielungen auf die Helden solcher Gedichte nennt diesen *Garel* schon weit früher Eschenbach im Parcifal S. 141. — S. 157. Erzählung, „worin ein Ritter der Tafelrunde bedeutend mit auftritt;" eine ganz verfehlte Location; jener Schwank — ein ganz ähnlicher von dem zauberlichen Fenster kömmt bey Langbein vor — hat nichts mit den Tafelrundern gemein: Wenn der Poet sagt, König Artus habe „durch Frauen-Dienst" jenen Helden aus seinem Hofe her in diese Land' gesandt: so ist das eine bloſse Redensart ohne weitere Bedeutung. — 3) *Fabelkreis Karls des Grofsen und seiner Pärs*; 158—181. Gleich Anfangs stehen hier Flore und Blantscheflur (nicht Flos und Blankflos); was aber hat der *Inhalt* mit jenen Gedichten von Karl ff. gemein? — S. 172. Beziehungen auf K. Karls Recht; dahin gehörig auch folgendes im Tristan 170: das thut die Länge kein gut, „*der allez âdz, daz ín gexhíht, Mit Oharles lote* (Gewicht, Wage) *gelten wil*" u. s. w. — S. 177. Die näheren Gründe, weshalb wir den Ulrich von Turhein und den Ul. von dem Turline als verschiedene Dichter setzen, geben die Marginalien zu Koch an, in v. Aretin's Beyträgen, B. VII, 314. — 4) *Spätere zum Theil auf die Geschichte gegründete Dichtungen*; 181—208. Zuerst *einheimische*. — S. 183. Herz. Ernsts Fabelbuch bey Crusius ist wohl nur die alte prosaische Übersetzung, worin die Hexameter durch schlechte Reimpaare ersetzt wurden. — S. 186. Herzog Leopold bey Schilter ist des Willehelm von Österreich Vater, die dortigen Verse verbinden sich von selbst mit dem S. 187 Angeführten. — Unter dem Gedicht auf Herz. Friderich von Österreich (D 1246) hat Gottsched gewiſs nicht Enichels Fürstenbach verstanden; möchten doch in Österreich, wo das geschichtliche Studium so viele Theilnahme findet, die dortigen Gelehrten gegen das Loos eines ohne Zweifel sehr interessanten historischen Werks nicht gleichgültig seyn! — S. 191. Der älteste Druck von *Eckenolt's* Diemringer von Staufenberg, aus dem XV Jahrh., ist von Rec. an einem anderen Orte näher beschrieben worden. Unter den *ausheimischen* Gedichten S. 198 der Willehalm von Orlienz; „ein *Bruchstück* in der strahofer Bibl. zu Prag" besteht aus 24 grosen Quartblättern, die zum Einbande eines Galenus waren gebraucht worden. — S. 199. Die 1482 gedruckte Geschichte von Gotfrid's Eroberung des h. Grabes ist nichts, als eine Übersetzung aus dem Rupertus de Sto. Remigio. Es ist unglaublich, wie wenig die Incunabulistik zur Förderung bessrer literarischer Kenntnisse beygetragen hat. — 5) *Romantische Umdichtungen antiker Mythen*; 209—225. S. 215. Conrad's v. Würzb. trojanischer Krieg; da Rec. seinem Exemplare zu V. 20610 beygeschrieben hat: „Anfang des wiener Fragments": so gehört die Handschrift der dortigen Stadtbibliothek wohl nicht zu Rudolph's Weltchronik. Die Ursache, warum Conrads Erzählung sich stückweise bey einigen Handschriften jener Chronik findet, liegt wohl darin, weil diese Stellen als *die frühere Bearbeitung* des würzburgischen Dichters anzusehen sind, deren er selbst S. 3. a ausdrücklich erwähnt. Bey Erwähnung der ersten 25,245 Verse jenes Gedichts konnte gesagt werden, dafs die gebrauchte Handschrift durch vielfältige Mängel und Provincialismen entstellt sey, und der Text durch die Setzer noch mehr gelitten habe. Und gleichwohl hatte Koch das beste Mittel in Händen, einen, des Meisters würdigen, lesbaren Abdruck zu liefern, da er von der sehr guten berliner Handschrift Kunde besafs (Compend. I, 102), bevor noch der Druck begonnen hatte. So ist alles Frühere so ganz verkehrt, zum Nachtheil der späteren Welt, behandelt worden, da nicht daran zu denken ist, so grosse Werke zum zweyten Mal erscheinen zu lassen. Am reinsten stellen übrigens die originale Sprache jene theuren Reste dar, deren die Vff. S. 214 erwähnen. — S. 218. Den Namen Hans Yair hat Ofele irrig st. Hans Mair gelesen; die gedruckten alten Übersetzungen des

Guido von Columna sind nicht von einer Hand. Rec. scheint es nicht sehr zweckmäfsig, dafs die alten prosaischen Übersetzungen (vgl. S. 224 Alexander d. Gr. nach dem Pseudo-Kallisthenes) so umständlich hier gemustert werden; dies gehörte etwa für ein Werk über die altdeutsche Literatur *überhaupt*, nicht für eine blofs dem poetischen Theil gewidmete Darstellung. — S. 223. Das Gedicht von Alexander in v. Binkenstock's Bibl. „*authore Eusebio*" ist unzweifelhaft die Arbeit jenes armen (ja wohl *armen!*) Seifried, der den Eusebius als seinen Gewährsmann nennt; Rudolf von Montfort benutzte den *Curtius* u. A. — 6) *Universalkroniken* (chroniken wäre doch wenigstens der altdeutschen Schreibung gemäfs; dieses kh kömmt wie oft in dem Anhang zu dem Sendschreiben über den Titurel vor, und Wolf hat es jetzt bekanntlich, um das griechische χ zu ersetzen, einzuführen versucht): Übertragung der Bibel, durchwebt und fortgesetzt mit alten und neuen Geschichten, Dichtungen und Romanen; 225—51. Nicht sonderlich gut wird mit der Weltchronik des Rudolf von Ense begonnen, der wohl nie die Absicht hatte, ganze Romane älteser und neuerer Zeit einzumischen. Es folgen nun, unter den gröfseren erzählenden Gedichten,

II. *Geistliche Legenden*; 251—302. Wernhers Gedicht auf Maria „in der Versart des Rother" eine in der That unpassende Bezeichnung, gleich als ob die des Rother eine eigene Versart wäre, da sie doch durchaus nicht von der allgemeinen Form der Verse abweicht, die seit dem Abkommen der alten Tetrastichen bis zu dem gebildeteren, mit Heinr. von Veldeck beginnenden, Kunststil herrschend war. Hiebey werde noch bemerkt, dafs die Verse unserer alten erzählenden Poeten zur Zeit der Minnesinger gar sehr von dem sogenannten hans-sachsischen Verse verschieden sind. In einer hier fehlenden Legende (item wie Adam vnd Eua nach dem vnd sie aus dem paradis verdriben worden sein, ir gancz leben verschlyffen haben vnd was groffer puss sie auf sich genumen haben, ob in got verzeyhen wolt vnd sie wider fezten in die lufperkeyt des paradises, etc. Gedr. von *Hansen Volczen*. 1480. 12 Quartbl.) sind die Verse, wie z. B. in dem *Roman de la Rose*, schon immer auf folgende Art gemessen:

$$\cup\,|\,-\,\cup\,|\,-\,\cup\,|\,-\,\cup\,|\,-$$

oder, wenn der Reim ein Trochäus:

$$\cup\,|\,-\,\cup\,|\,-\,\cup\,|\,-\,\cup\,|\,-\,\cup$$

Dagegen finden von diesem Folz sich andere Spruchgedichte, z. B. „von der Collacion kunigs Maximilian in Nuremperg," worin nur 6sylbige Verse mit männlichem Reime, $\cup\,|\,-\,\cup\,|\,-\,\cup\,|\,-$, vorkommen, in welcher Form auch Hans Sachs Einiges gedichtet hat (u. a., wenn ich nicht irre, eine schöne Allegorie von der Starkmüthigkeit). — In *Jaenichii notitia biblioth. Thorunensis*, Jen. 725, findet Rec. folgende hieher gehörige Handschriften angezeigt: 109 *Liber rythm. german. in membr. Vitae Sanctorum et Sanctar., Mariae etc.*, und 113 *Vitae Sanctor. rythmis german. membr.* — S. 278. Margarethen Leben, auch S. 550, ist eine prosaische Reimerey, die mit zwey Zeilen des Anfangs abzufertigen war. Bey diesem Anlafs erinnern wir uns einer Äufserung S. I: „die poetische Prosa, so wie prosaische Poesien, sind *neue Undinge*;" dem Ersteren stimmt Rec. bey, aber prosaische Reimereyen giebt es bis 1500 genug, und es wäre sehr gut, wenn man dergleichen Producte stets mit einer solchen Bemerkung begleitet hätte. In Philipps Marienlegende findet sich kaum ein Ausdruck, der von der gemeinen Rede sich entfernte; darum kann freylich ein solches Werk noch seine sehr guten Seiten haben; fehlen aber auch diese: so ist über dessen Werthlosigkeit, schon aus Achtung gegen jene altdeutschen Werke, die den edelsten Denkmälern des menschlichen Geistes beyzuzählen sind, ohne Rückhalt zu erkennen. — S. 288 und 293 wurde beidemal nicht bemerkt, dafs gegen den Schluss hin des Barlaam die 7 gleichreimigen Verse akrostichisch den Namen des Autors enthalten: R v o d o l f. — S. 296, Pantaleon's Tod, ist nicht, wie hier wiederholt wird, *durch* Johan von Arguel, sondern auf dessen Begehren, also durch einen Anderen gedichtet. — 297: Vom ungenähten Rock Christi, *Augsburg* 1512, steht hier nicht sehr passend; es gehört in die Nähe des Heldengedichts von Morolf. Dagegen würde das Gedicht „Marien Klage" S. 456 mit mehrerem Rechte hier seinen Platz gefunden haben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Halle*, b. Kümmel: *Vollständige Interessen-Tabellen zum Gebrauch für Capitalisten, Banquiers, Comptoiristen und Receveurs des Königreichs Westphalen und der benachbarten Länder, welche die jährlichen, monatlichen und täglichen (?) Interessen von 1 bis 20 Millionen Franken, ingleichen von 1 bis 1000000 Thaler zu 2, 2½, 3, 4, 5 und 6 Procent berechnen müssen; nebst der Reduction eines jeden einzelnen Satzes in preuss. Courant. Von Johann Gotthold Mayer.* 1811. 80 B. 4. (12 gr.) Laut der Inhaltsanzeige enthalten diese Interessen-Tabellen die Berechnung der Interessen der Franken und Centimen auf 1 Jahr, und auf 1, 2, 3, 4, 5, 6 und 9 Monate; desgleichen auf 15 Tage oder ½ Monat; ferner der Thaler-Münze auf 1 Jahr, und eben so auf 2, 2½, 3, 4, 5, 6 und 9 Monate. Wir finden also nichts von täglichen Interessen, wie doch der Titel verspricht. Nach der Vorrede wurde der Vf., seine wenigen müssigen Stunden diesen Zinsberechnungen im französischen Gelde zu widmen, durch die gute Aufnahme seiner Derivationstabellen, wovon an die 5. Auflage gedruckt werde, aufgemuntert. „Es sey dies Werkchen der ihm bewusste erste Versuch der Art, und nur diese Aufmunterung des Publicums habe ihn zu dieser Entschliessung bringen können, weder Mühe noch Fleifs zu sparen, denselben für die Bewohner des Königreichs Westphalen sowohl, als für die benachbarten Länder, die nach Thalern rechnen, so brauchbar als möglich zu machen, und wo möglich, fehlerfrey zu liefern."

Warum hat aber der Vf. seinen ersten 8 Interessen-Tabellen nicht dieselbe abgekürzte Einrichtung gegeben, welche die nachfolgenden 7 haben, wo blofs die 1 bis 9 fachen aller Einer, 10ner, 100ter, 1000der u. s. w. vorkommen? Er hätte dadurch Raum zu den Tafeln für die Interessen von 1 bis 9, 10 und 20 Tagen gewonnen, welche im Titel durch *täglichen* versprochen wurden. Auch in den Monats-Interessen herrscht bey der Thaler-Münze nicht die gehörige Gleichförmigkeit mit dem Franken-Gelde. Bey den Brüchen in Pfennige sollten die Zähler nicht wie die Decimalbrüche angehängt seyn.

V.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JULIUS, 1812.

LITERATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Literarischer Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie, von der ältesten Zeit bis in das sech(s)zehnte Jahrhundert*, durch *Fr. H. von der Hagen* und *Joh. Gustav Büsching* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die zweyte Abtheilung enthält:

B. *Kürzere Erzählungen, theils ernsthafte, ritterliche, theils novellen-artige, komische, und Schwänke.* 303—68. — Der arme Heinrich S. 313, findet sich zum Glück auch in der vaticanischen Sammlung Bl. 249—58, wodurch also ein genügender Text sich herstellen läßt. Diese Sammlung erscheint nachher S. 338; die anfänglichen 27 Erzählungen enthalten blos eine Reihe Wunderthaten der heil. Jungfrau, und finden sich eben so in der wiener Bibliothek, s. Denis, Vol. II. S. 1683. — S. 322. In dieser Reihe möchte wohl No. 16 (eine gute Predig) das Gedicht S. 320 „die Gebote der Minne" seyn, anfangend: Ich *bredie* vnde lere; No. 18 (der Hofwart) wohl Striker's Strauch in den Miscellan. I, 51; No. 38 (von dreyen Wünschen), auch unter Boner's Fabeln?, findet sich schon in dem ungedruckten griechischen Roman von Barlaam und Joasph. — S. 328. Das Spruchgedicht, „wie der Vater seinen Sohn lehrt," wird auch, ohne solche Rückweisung, unter C. S. 399 angeführt. — S. 333. Das zweymal abbreviirte *lra* ist nicht in *lyra*, sondern in *litera* (schlecht Latein st. *Brief*) aufzulösen. — Zu den älteren kürzeren Schwänken — den gröseren von Markolf, Nithart ff. hätte wohl eine besondere Rubrik geeignet — gehört noch folgende zu Strasburg 1495. 6 Bl. 8 gedruckte Erzählung: *Die historien von dem ritter Beringer;* S. 368 ist folgender Schwank von *Hans Folcz* beyzufügen: „*Item* (deutet auf eine ganze Reihe solcher Gedichte aus seiner eigenen Druckerey) *von dreyen studenten, die vm ein aller schönste wirtin pulten, doch keiner von dem andern wissend.* 1480. 12 Quartbl. — S. 366. Von *der Hussen* Flucht; darunter sind freylich die Hussiten zu verstehen (vgl. Radlof's Trefflichkeiten S. 222); aber der Spruch von *Beheim* geht unzweifellich das *Land*, und nicht jenen Mich. Beheim an; von den „Handberkern," ganz gewöhnlich st. Handwerker. Übrigens ist bey einem Recensus dieser alten Erzählungen wegen der Bestimmung der Verfasser und des Alters so mancher die *Kritik* eine höchst nöthige Sache. — Die folgende dritte Abtheilung umspannt so Mancherley, dass wir schon die Überschrift ganz herzusetzen uns enthalten müssen:

C. *Vermischte, weltliche, geistliche, moralische, scherzhafte ... Gedichte, .. die eigentliche Fabel mit eingeschlossen.* 368—464. Fridank in lateinischen Reimversen S. 373; diese ärmliche Seite der alten Literatur verdient gar nicht solche umständliche Aufführung, wie z. B. auch S. 415 die *Schola Salernitana*; es waren das Exercitien obscurer Schreiber, die den Schulknaben schlechte deutsche Reime, deren Rec. um 1420 manche kennt, vormachten, und die besten alten Texte verderbten. Unbegreiflich, wie man früher im deutschen Museum von solchen Schreibereyen (vgl. auch S. 457) nur hat reden mögen; nur Unkenntnis des Besseren kann hier zu einer mehr als oberflächlichen Anführung verleiten. Wichtiger wäre eine Kritik der Texte des Trefflichsten aller Spruchgedichte, *welche* Abweichungen und *woher?* Der Text der berliner Handschrift S. 378 gehört zu den besseren. Ungegründet ist die Ansicht S. 378, als ob Seb. Brant's Umarbeitung aus der strasburger Handschrift hervorgegangen sey. — S. 383. VII. Hier ist im Druck wohl die Erwähnung der mölker Handschrift ausgefallen. Der Striker hat eine Menge solcher Erzählungen verfertigt; von ihm ist wohl auch die von dem ernsthaften, S. 401 und S. 336 von dem milden König; überdiess scheint er uns der Bearbeiter der Sittensprüche des Dion. Cato zu seyn. Die Vermuthung wegen des L. Peuger gehört nicht hieher. — S. 388. In der trefflichen panzerischen, jetzt v. bodmann'schen (in Mainz) Handschrift des Renners fehlen eingangs *sehr viele* Blätter, die P. aus der erlanger copirte. Diese ist zwar die älteste, allein nicht immer die zuverlässigste. In ihre alte Form zurückgebildete Stellen aus der münchner Handschrift stehen in den Marginalien S. 323—7. Daselbst folgen Ergänzungen des eschenburgischen D. Cato, woraus sich ergiebt, dass die Angabe S. 398, „noch *eine andere* Übersetzung eines ungenannten Benedictiners zu Mölk," wegfallen muss, da schon in dieser Ergänzung mehrere Verse vorkommen, die Pez unter *schier, feld* und *began* anführt. — S. 412. *Priameln.* Eine Sammlung solcher Sprüche, die einst Lessing unter dem Titel altdeutscher Witz und Verstand herausgeben wollte, erschien schon um 1570 (?) zu Augsburg, b. Mich. Manger, 8, gedruckt. Der Ausgeber sagt: „Dieweil ich jetzund, Gott sey Lob, sihe allerley feine löbliche Gedicht und Sprüche täglich durch den Truck an Tag kommen: so wolt ich dise alte kurzweilige Sprüchlein (aus einem alten, hundertjärigen, ge-

ſchribnen zerriſsnen Buch geklaubt) den Scharnützeln nit zu Theil laſſen werden" u. ſ. w. Der Titel iſt: „Eins Freyharts Predig, ſampt *hundert* alten Sprüchen, der Welt lauff betreffend." Die mitgetheilten Priameln 8 und 12 finden ſich hier No. 30. 86; unter den von Eſchenburg bekannt gemachten 72 enthält dieſer alte Druck 10 bis 19; 55 bis 61, und auſserdem 1, 22, 38, 41 und 45; zuſammen 22. — S. 413. Facetus; ein ähnliches, oder daſſelbe Werkchen iſt der Fagifacetus, angeführt in Panzer's Annalen. — S. 427. Von einer gedruckten *poetiſchen* Überſetzung des Schachzabels iſt uns nie etwas bekannt geworden; wohl eine irrige Angabe. — S. 444. Die unter 53—5 hier erwähnten Gedichte ſollten doch wenigſtens durch Anführung des erſten Verſes gekennzeichnet ſeyn, da dieſer Grundriſs ſonſt in dergleichen Fällen demjenigen nichts hilft, der die angeführten Bücher eben nicht zur Hand hätte. — S. 445. Krieg der Seele und des Leibes; in franzöſiſchen Verſen (deren Anfang: „*Une grant vision en bref eſcripte Jadis fut revelee a Philibert l'hermite*") findet ſich dieſes Kampfgeſpräch bey *La grande danse macabre*, *Par.* 1533. — S. 455. Ein Dichter unter Kaiſ. *Rudolph II* war in dieſem Werke *nicht* anzuführen. Vor der letzten Rubrik, „das jüngſte Gericht," kann noch ein Gedicht (wenn dieſer Name ihm gebührt), die Geſchichte des Antichriſts enthaltend, angeführt werden; es fängt an: „Herre Chriſt nu wis mir by, Daz min begin dir märe ſy;" vgl. S. 324. No. 56. In der eben erwähnten *Danse macabre* machten „*la vie du mauluais Antechrist*," und die 15 letzten Zeichen, beide in Reimen, den Beſchluſs.

D. *Lyriſche Gedichte*, *Minnelieder*, *weltliche und geiſtliche*. 464—520. Auch dieſer Abſchnitt gewährt durch die hier zuerſt vorkommenden Anführungen ungemein viel Intereſſe. Für die chronologiſche Folge hätte mehr geleiſtet werden ſollen; man fängt gleich mit einer Überſicht der maneſſiſchen Sammlung an, ſtatt von den älteſten Liedern eines Kurenberger's, Dietmar von Aſt u. A. zu ſprechen, deren alterthümliche Bildung vor den Producten einer ſpäteren Kunſtfertigkeit ſo ſehr hervorleuchtet. Auch hätten wir hier einige vorgängige kritiſche Bemerkungen über die Wiederholung derſelben Lieder unter verſchiedenen Namen und die leidige Durcheinanderwerfung der Strophen gewünſcht. Was in dieſe Reihe nicht gehört, ſind die Spruchgedichte von Harder und Müglin S. 499; dagegen iſt die jüngſte Zeit viel zu kurz abgefertigt, was hauptſächlich der Ausſchlieſsung der älteren Volkslieder über hiſtoriſche Vorfälle zuzuſchreiben iſt. Wir müſſen deſshalb unſeren anfänglichen Wunſch, in Betreff der ſämmtlichen hiſtoriſchen Gedichte, hier wiederholen. — Bey der Überſicht der maneſſiſchen Sammlung würde die *beſtimmte* Anführung der von Bodmer übergangenen Strophen ſehr willkommen geweſen ſeyn, wie dieſe dem vaticaniſchen Minneſinger-Codex zu Theil geworden. Bey letzterer Handſchrift und einigen noch folgenden werden wir gegenwärtig 55 Strophen in der maneſſiſchen Sammlung nachweiſen, die die Herausgeber *als dort fehlend* ausgehoben haben; dieſe Nachweiſung, begreiflich die Folge eines oft mühſamen Umherſuchens, ſtehe hier nicht bloſs der einzelnen Dichter wegen, ſondern zugleich zu mehrerer Begründung der kritiſchen Erkenntniſs da, wie höchſt unzuverläſſig dieſe alten Lieder auf uns gekommen ſind. S. 486. *Reinmar*, Str. 56—8 ſtehen unter den Liedern des Heinr. v. Rugge S. 100; 65 ſchon bey Reinmar ſelbſt S. 66. b. — *Reinmar der Sideler*, Str. 8 bey Reinmar S. 71. a. — *Walther v. d. Vogelw.*, die ihm hier zugeeignete Str. 24 hat Reinmar S. 62; 46. 82 finden ſich bey Walther ſelbſt S. 125. b. 135; 126—9 ſuche man bey Rudolf v. Rotenb. S. 33. 44. — *Niune*, 23—4 unter Wachsmuts v. Künzingen Liedern S. 160; 45—7 hat auch der Markgraf v. Hohenburg S. 17 b; wie 50 fängt eine Strophe bey Rud. v. Nüwenburg an S. 9. b. — *Walther v. Mezze*, 15 iſt nicht neu, ſ. S. 166. — *Von Veltkilchen*, 5. 6, beide auch bey Dietm. v. Aſt S. 40. — *Lutolt v. Seven*, Str. 7—9 ſehe man bey Walther von d. Vogelw. S. 106; 15—6 bey Dietmar v. Aſt S. 42; 22 bis 42 ſind, bey einer ſeltenen Übereinſtimmung des Textes, nichts als die ſechs Gedichte, welche die maneſſ. Samml. uns unter der Aufſchrift: „Her Friderich der Knecht," aufbewahrt hat; 45 vgl. Miſcellan. II, 200. Unter den anonymen Gedichten S. 496 ſteht St. 55 bey Reinmar S. 68; 57 unter Frider. v. Sunnenburc maneſſ. Samml. 212; 58. 59. 60. 62 finden ſich bey demſelben Autor in der myller. Samml. II, 3. 4. 5. 2. Die *zweyte* vaticaniſche Handſchrift, der hier unrichtig b) eine ſpätere Liederſammlung vorangeſtellt worden, enthält, wie Rec. längſt entdeckt hatte, eine endloſe Reihe Gedichte Reinmar's von Zweter, was jetzt durch Glöckle's Mittheilung ſich beſtätigt. Auf die Str. 36 bezieht ſich Herm. Damen 33. — S. 501. Frauenlob's Reime No. 14 (wenn es der Mühe werth iſt, dieſs zu bemerken) kommen ſchon bey Fr. Adelung II, 314 vor. Der Anfang der möſer'ſchen Fragmente S. 504 iſt unbezweifelt der Schluſs eines Gedichtes von Frauenlob. S. 509. No. 4. Der leipziger Handſchrift geben die Manezze den *jungen Miſner*, d. i. Frauenlob, aus dem Meiſsnerlande gebürtig; auch das folgende iſt von ihm; ſo wie 7 fängt ein Lied bey dem *Chanzler* S. 240 an. S. 511. Die Gedichte 21—2 ſind Conrad's v. Würzb. S. 206. b. 207; ſodann gehört 26 dem Marner S. 175; 30 ſtand unlängſt in dieſen Blättern 1812. No. 21. S. 167; die letzte Strophe 5) findet ſich ſchon bey dem Marner S. 171. — S. 517. Die Handſchrift der wolkenſteiniſchen Gedichte in der insbrucker Bibliothek iſt, während des letzten Krieges, abhanden gekommen; zur ſelben Zeit wurde bey dem regensburger Brande eine treffliche Handſchrift des Triſtans von Gotfrid von Straſsburg, des ſinnvollſten aller deutſchen Dichter, ein Opfer der Kriegsflamme. — Zu gröſserer Vollſtändigkeit dieſes Abſchnitts hätten die Vff. Verſchiedenes aus Koch benutzen können; mehreres hieher Gehörige bietet das Wunderhorn und die Miſcellaneen (unter den alten Liedern 18. 22—25) dar; ſo Denis II, 1085 ein Lied über das Myſterium der Dreyeinigkeit; auch der Leich von dem heil. Gra-

be (I. Dichterverzeichniſs unter *Rugge*), eine Art von „Krüzeliet," unrichtig S. 459 angeführt, ſollte hier ſtehen. — Die in der Aufſchrift enthaltene Benennung, „geiſtliche Minnelieder," ſcheint uns apokryph. Hätte die Zeit uns das Beſte, was vordem in dieſer Gattung gedichtet worden, aufbehalten: ſo würden die nüchternen Reime der Neueren, und die moraliſche Langweiligkeit der ſpäteren Meiſterſänger den ſchönſten Aufſchwung menſchlichen Sinnes und Gefühls nicht der Geringſchätzung unſerer Zeit preis gegeben haben. Alles, was die maneſſiſche und andere Sammlungen uns überliefert haben, reicht nicht an die Vorzüglichkeit einiger weniger ſolcher alter Lieder, die wir *gerettet* haben, wenn die höchſt verderbten Texte dieſen Ausdruck zulaſſen.

E. *Von der dramatiſchen Dichtung.* 520—24. In dieſem kurzen Abſchnitt fehlt das Myſtére vom Leiden Chriſti, von irgend einem Minneſinger, mit untermiſchten deutſchen Strophen, in v. Aretin's Beyträgen, B. VII. 497; auſserdem die Faſsnachtſpiele des plumpen Roſenplut, die in den literariſchen Blättern VI, 381 von Roth angezeigt wurden. — Hienächſt folgen S. 525—62 eine Reihe Verbeſſerungen und Zuſätze. S. 534. Der Anfang dieſer Fortſetzung des Triſtan's ſteht auch in den Marginalien 317. Die Angaben S. 537 von einem Ulrich, der Mönch in Baiern (Briefmaler) geweſen, und von deſſen Gönner Albrecht I um 1351 ſind irrige Ausſagen des wiener Gewährsmannes; das Richtige gab ſchon v. Aretin in den Beyträgen 1803. IV. S. 96. Die Folge der Gedichte dieſes Poeten in der münchner Handſchrift iſt keineswegs verbunden, wie S. 154 ſteht; dort konnte auch das Urtheil über ihn in der Entdeckung über das Heldenbuch S. 56 mit angeführt werden. S. 561. „In der dresdner Handſchrift nennt ſich in einem dieſer Lieder (als Vf.) *Körewein*." Es iſt eine Wette zu wagen, daſs durch Schuld des Abſchreibers dieſes Körewein aus *Cherubim* entſtanden ſey. Die Denkmäler der ſpäteren Meiſterſängerey müſſen mit dem gröſsten kritiſchen Miſstrauen benutzt werden; jener Regenbog hatte den Platz vor dem Ambos *verlaſſen*, um als Geſanges Meiſter ſich zu produciren; ſpäter blieben Kunſt und Handwerk *beyſammen*.

Somit nun wäre der Leſer über den Plan dieſes Grundriſſes hinlänglich unterrichtet. Da es zu umſtändlich ſeyn würde, die Gründe beſonders anzugeben, warum nicht alle jene Abtheilungen uns genügen: ſo wollen wir hier eine Eintheilung der altdeutſchen poetiſchen Denkmäler vorlegen, die unſerem Glauben nach das befriedigendſte Syſtem für das Auffinden ſeyn würde, ohne dem Charakter des poetiſchen Ganzen hinderlich zu ſeyn. Denn wenn wir z. B. die lyriſchen Gedichte in geiſtliche und weltliche eintheilen: ſo geſchieht das nicht bloſs des Auffindens wegen, indem die Frage, welche Lieder religiöſen Inhalts das Alterthum kannte, eine beſtimmte Aufgabe der *Geſchichte* unſerer älteren Poeſie iſt. Da wir häufig Anlaſs fanden, den Geſammtumfang der älteren deutſchen Poeſie zu durchdenken: ſo dürfen wir hoffen, durch die folgenden zwanzig Abtheilungen das Ganze ſo ziemlich erſchöpft zu haben.

I. Die älteſten einheimiſchen Heldenſagen. II. Die Heldenzeit Karls des Gr. III. Spätere einheimiſche Heldenſagen, Ernſt, Reinfrit u. ſ. w. IV. Die Tafelrunder; von dem Gral giebt es keine iſolirten deutſchen Gedichte. V. Andere romantiſche Gedichte nach ausländiſchen Quellen, Triſtan u. ſ. w. VI. Satyriſche und komiſche Dichtungen, Markolf, Pfaff von Kalenberg, vielleicht auch Fabelromane. VII. Gedichte nach Vorbildern des Alterthums, Aeneas, Apollonius von Tyrus. VIII. Univerſalchroniken, Bibelüberſetzungen. IX. Reimchroniken für beſondere Länder und Vorfälle. X. Legenden, zuerſt die gröſseren, die übrigen nach dem Zeitalter. XI. Erzählungen jeder Art. XII. Fabeln. XIII. Lehr- und Spruch-Gedichte; die gröſseren zuerſt, zuletzt die Priameln. XIV. Didaktiſche Gedichte und Allegorieen in ſtrophiſcher Form, wo alſo auch Manches aus den Maneſſen anzuführen: Laber's Jagdgedicht ff. XV. Geiſtliche Gedichte; die güldene Schmitte ff. XVI. Vermiſchte Gedichte, die zu den bisherigen Rubriken nicht paſſen, Quodlibete ff. XVII. Minne- und Meiſter-Lieder; *das altdeutſche Lied*, mit Ausſchluſs jedoch XVIII der hiſtoriſchen Lieder, Kriegslieder ff. XIX. Geiſtliche Lieder. XX. Anfänge der dramatiſchen Kunſt. —

Übrigens leuchtet von ſelbſt ein, daſs durch den vorliegenden Grundriſs wieder ein bedeutender Fortſchritt im Felde der deutſchen Alterthumskunde gewonnen ſey, der bey der dermaligen Lage der Sachen ſo nöthig war. Was ganz vereinzelt ein geringes Verdienſt geweſen wäre, und von ſo Vielen geleiſtet worden, erſcheint hier, in groſsem Umfange, in einem ganz anderen Werth, und die Schätzung, die wir zuſammengerafften literariſchen Notizen nie zu Theil werden laſſen konnten, dürfen wir einem Werke nicht verſagen, welches das weite Feld und alle die kleinen Abwege unſerer alten Literatur ſorgfältig verzeichnet, und ſo nicht nur die Überſicht dieſes Ganzen, ſondern auch Rath und Auskunft in jedem einzelnen Falle dem Leſer ertheilt. Die Beziehung, welche dieſes Buch zu einer *Geſchichte* der deutſchen Poeſie in jenem Zeitraum hat, iſt durch die Benennung eines *literariſchen* Grundriſſes hinlänglich bezeichnet, durch welchen Titel ein Unbefangener verleitet werden wird (den Schreiber eines argwilligen Recenſion etwa ausgenommen), hier *andere Materialien* zu einer ſolchen Geſchichte vorauszuſetzen. Es wäre doch thöricht, wenn Jemand eine Geſchichte der italiäniſchen Literatur in dem dunkelen Zeitraum von Boccacio bis Arioſto auszuarbeiten ſich vorſetzte, ohne vorher durch eine literariſche Überſicht des in dieſer Periode Geſchehenen ſich ſelber den Grundriſs, wonach er im Allgemeinen zu arbeiten hätte, vorgezeichnet zu haben, da ja die Geſchichte nur durch Erſcheinungen ſich kund giebt; wer dagegen das *Material* einer ſolchen hiſtoriſchen Arbeit anderswo, als in den Denkmälern *ſelbſt*, ſucht, wird nie etwas Gründliches zu leiſten vermögen. Eine Stufe weiter, als die Handbietung durch literariſche Hülfsbücher, geht die Kritik, ſie ſondert, erhellt und verbindet das Einzelne; ohne ſie wäre alle Literatur-*Geſchichte* ungewiſs, und diejenige, von der hier die Rede iſt,

bedarf jener Hülfe noch auf vielfältige Weise, die ihr im Einzelnen und successiv auch zu Theil werden wird; denn eine vollständige *kritische* Literatur der altdeutschen Poesie ist schwerlich zu erwarten, indem die Kritiker nicht so leicht veranlasst werden, ihre Kunst auf eine so getheilte Masse anzuwenden. — Möchten nun die Vff., bey ihrem rühmlichen Bestreben, die einheimische Vorzeit zu erhellen, es bey dem gegenwärtigen Grundriss nicht bewenden lassen, sondern auch die Denkmäler *unserer älteren Prosa*, mit Auswahl des Vorzüglicheren, in einem ähnlichen Handbuch dem Publicum darlegen, damit wir so uns dem Ziele einer umfassenden Kenntniss der altdeutschen Sprache und Literatur immer mehr nähern. Wie können wir hoffen, die jüngste Zeit zu verstehen, wenn wir nicht ihren Stamm und ihre Wurzeln vorher wohl erkannt haben?

B. J. D—n.

KURZE ANZEIGEN.

Literaturgeschichte. *Berlin*, b. Salfeld: *Die blinden Tonkünstler.* Von M. *Joh. Chr. Wilh. Kühnau.* 1810. XXXXVIII u. 347 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Gewöhnlich wird, bey dem Mangel oder Verlust eines Sinnes, die Kraft der anderen desto mehr geschärft; daher ist es kein Wunder, wenn die Zahl der Blinden, die, durch Bedürfniss nach Brod oder Thätigkeit getrieben, sich mit der Musik beschäftigten, und Meister in ihrer Kunst wurden, nicht klein ist. Meistens aber geht das Leben solcher Unglücklichen, auf ihren Wohnort beschränkt, still vorüber; man trifft sie einzeln an, erbarmt sich ihrer, und vergisst sie. Wenn einmal ein Reisender unter anderen es sich zum Zwecke machte, an jedem Orte, wo er sich aufhält, sich nach der Menge und den Talenten der daselbst befindlichen blinden Musiker zu erkundigen, und die Resultate seiner Forschungen der Welt zu lesen geben wollte: so würde man erstaunen, zu finden, wie häufig diese Classe von Leidenden sey. Auch wird nicht aus jedem Blinden ein Virtuos; vielen fehlt es an Gelegenheit, anderen an natürlicher Anlage. Da bey weitem die meisten Blinden aus den niedrigsten Ständen sind, und von Jugend auf nicht die gehörige Pflege und Unterweisung erhalten können: so legen sie sich gröstentheils aufs Betteln, und selten ist eine Armenanstalt strenge genug, um nicht mit solchen Elenden eine Ausnahme von ihren Strafgesetzen zu machen. Es ist nicht möglich, allenthalben Bildungsstuben für Blinde anzulegen, oder alle Blinde des Landes darin aufzunehmen. Wo sie aber sind, da wird die darauf verwandte Mühe durch die daraus erwachsenden Früchte nicht karg vergütet. Eine solche ist die des Hn. Prof. *Zeune* in Berlin, aus welcher manche interessante Nachrichten in diesem Buche vorkommen, worin die Namen, Verhältnisse und biographischen Merkwürdigkeiten einer guten Anzahl Blinder enthalten sind, die dem Vf. entweder persönlich bekannt geworden, oder von denen er in Büchern gelesen hat. Es sind Männer vom ersten Künstlerrange darunter. Doch waren nicht alle blind geboren; manche erblindeten erst im Alter; bey mehreren war eine angestrengte, uneingeschränkte Befliessenheit in ihrer Kunst die Hauptursache. Dass der Vf. auch grosse Dichter und Musiker des Alterthums, als: Homer, Ossian u. A. anführte, stand ihm frey, macht aber die nothwendigen Lücken seines Werks desto auffallender. Sein Verzeichniss enthält folgende Namen von Unbekannten und Bekannten. *Anneuse*, aus Burney gezogen. *Joh. Sebastian Bach*, der Berühmte, 1685 zu Eisenach geboren, und 1750 als Capellmeister in Leipzig gestorben. Ihm ward von Jugend auf die Erlernung seiner Kunst schwer gemacht. Fabelhaft klingt folgende Anekdote von ihm, die hier S. 5 ernsthaft erzählt wird. Er war in Lüneburg auf der Schule, und ging von da zuweilen nach Hamburg, um den damals berühmten Organisten an der Katharinenkirche, *Joh. Adam Reinke*, zu hören. Er kehrte auf der Rückreise in einem Wirthshause ein, und hatte bey grosem Hunger sehr wenig Geld bey sich. Auf einmal wurden aus einem knarrenden Fenster einige Heringsköpfe geworfen. *Seb. B.* machte sich darüber her, und fand in jedem Kopfe einen dänischen Ducaten. Er hat nie erfahren, wer dieses Geld in die Köpfe gesteckt hat. Er erblindete erst im Alter. *Bolze* zu Potsdam. *Brandolinus*, wahrscheinlich 1598, nicht, wie hier steht, 1498 zu Rom gestorben, da er unter dem Kaiser Matthias zu Ofen Beredsamkeit lehrte. *Broomann*, 1397 zu Brüssel gestorben. *Caillot*, aus Hauy's Anstalt zu Paris. *Castelain. Corsepius*, lebt zu Königsberg. *De Curti*, Fabio und Mario, Brüder, zu Neapel. *Dulon*, der noch Lebende, 1770 geboren. *Demodokos*, aus Homer. *Diodotus*, aus Cicero. *Ebell*, ein Jüngling zu Bremen. *Euler*, hieher gehörend durch sein *Tentamen novae Theoriae Musicae*, 1739. Er war 1707 geboren, und erblindete 1735 auf dem rechten, und 1766 auf dem linken Auge. *Engel*, bey Zeune. *Friedr. v. Erlach*, ein Blindgeborner, auf mehreren Instrumenten vortrefflich; er konnte das Waldhorn und die Trompete mit dem Munde ganz natürlich nachahmen. *v. Eyck*, aus Utrecht. *Ferdinand* oder *Ferrandus*, aus Brugge, 1540. *Elis. Fischer*, ein Mädchen in Halle. *Fritzieri*, in Paris. *Grave*, zu Amsterdam. *Grothe*, bey Zeune. *Händel*, geb. 1684 zu Halle, der gewaltige Tonkünstler in London, erblindete 1751, und starb 1759, kurz vor Graun. Bekannt ist sein Denkmal in der Westminsterabtey, und die Jubelmusiken zu seinem Andenken. Die Beschreibung der Abtey hätte Rec. hier nicht gesucht. *Heidemann*, zu Stettin. *Hanze*, zu Brachstädt bey Halle. *Hering*, zu Berlin. *Hertel*, an verschiedenen Orten. Er war geboren zu Öttingen 1699, erblindete zu Schwerin 1748, und starb 1754. *Homer. Hübner* aus Nürnberg, geb. 1631. *Jacobi*, ein Magdeburger, geb. 1696. Die Blinden *japanischen* Weisen. „Diese Blinden haben Gelehrtenvereine, wo sie Ehrenstufen annehmen.“ *Kehl* aus Koburg. *Maria Kirchgässner* aus Bruchsal, geb. 1773, die Harmonicaspielerin. *Krumbhorn* aus Liegnitz, geb. 1542. *Landinus*, ein Florentiner, 1380. *Lauer* aus Genf, starb zu Dessau. *Leopold* aus Lübeck, st. 1753. *Linnemann* zu Halberstadt. *Löbel*, ein Jude. *v. Mastiaux*, geb. 1626. *Matcalf* in Yorkshire, starb 1810, 94 Jahr alt. *Milton*, der grose Dichter, spielte als Blinder die Orgel und die Basgeige. *Neth* zu Itzehoe, geb. 1683, st. 1756. *Ossian. Otto*, Organist in Braunschweig. *Mar. Ther. Paradis*, geb. zu Wien 1759. *Pesenti*, v. J. 1647. *Pothoff*, Organist zu Amsterdam, aus Burney. *Pudon*, ein Berliner. *De los Reyes*, ein Augustiner von Antiquera, 1613. *De Salignac*, eine Französin. *De Salinas* aus Burgos, Verfasser des Werks: *De Musica libri septem*, st. 1590. *Schönberger*, aus der Oberpfalz, geb. 1601, gest. zu Königsberg 1649. Er war ein fertiger Kegelspieler, schoss nach der Scheibe und traf. *Conr. Schott*, der kunstreiche Orgelbauer. Die *sinischen* Fürstenlehrer. *Stanley*, geb. 1712 zu London, st. 1786, ein vorzüglicher Kartenspieler. Fräul. *von Steinecker.Ströhl*, 1740. *Strong*, aus Carlisle, ein Weber. *Thamyris*, vor Homer. *Joh. Tugend*, ein reisender Harfner, geb. zu Presburg 1770. *Esther Velkiers*, aus Genua, 1640. *Viehweger*, aus Mohrungen, geb. 1769. *Elis. v. Waldkirch*, geb. zu Schaffhausen. 1662. *Wendt*, Organist zu Berlin. *Xenokritos. Ziegenhorn*, geb. zu Eisleben 1750. Was der Vf. über jede dieser Personen zu sagen weiss, ist mehr oder weniger trocken, je nachdem er mehr oder weniger über ihren Charakter und über ihr Leben gesammelt hatte. Ereignisse kommen wenig vor; an solchen ist das Leben eines blinden Musikers eben nicht fruchtbar. In den Zusätzen werden einige vergessene Dinge nachgeholt und Berichtigungen geliefert. Dann folgen Gedichte, die verschiedenen Werths, und wovon manche hier nicht an der rechten Stelle sind. Aus lauter Purismus wird der Vf. oft unverständlich, und sein Buch liest sich schlecht, ob er gleich sonst wohl schreiben kann. Statt Archidiaconus findet man *Oberholfer*, st. Capelle — *Tonverein*, st. Capellmeister — *Tonvorsteher*, st. Clarinet — *Gellflöte*, st. Contrescarpe — *Gegenschärfe*, st. Hoboe — *Hochholz*, st. Instrument — *Tonzeug*; Jesuit heisst ihm *Jesuer*, Menuet — *Führtanz*, Notarius — *Beurkunder*, Parlament — *Sprechverein*, ein gemeiner Soldat — *Krieger*, Student — *Hochschüler*, Virtuos — *Grosskünstler*.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JULIUS, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WIEN u. TRIEST, b. Geiſtinger: *Ökonomiſch-politiſche Betrachtungen über Handelsbilanz.* Von *Johann Zizius*, D. d. R., Prof. d. Statiſtik an der wiener Univerſität, u. d. politiſch. Wiſſenſch. u. Geſetzkunde an der k. k. thereſianiſchen Ritter-Akademie, referirendem Redacteur bey d. k. k. Hof-Commiſſion in politiſchen Geſetzſachen, auch Hof- u. Gerichts-Advocaten. 1811. 243 S. 8.

Die Lehre von der *Handelsbilanz* gehört unter die wichtigſten und intereſſanteſten Gegenſtände der Staatswirthſchaftslehre. Es giebt wenig Materien, wo die Unterſuchungen unſerer Theoretiker mehr verdienten aus der Schule in die wirkliche Welt eingeführt zu werden, als hier. Die unrichtigen Anſichten hierüber, welchen noch immer unſere meiſten Staats- und Geſchäfts-Leute folgen, haben auf den Wohlſtand der Völker, auf Frieden, Ruhe und Glück derſelben, den nachtheiligſten Einfluſs. Sie trennen gewaltſam die Menſchheit, ſtatt daſs dem Wohl Aller nichts mehr zuſagt, als ihre innigſte Verbindung.

Als einen Verſuch, die Lehre der neueren Schule in die wirkliche Welt einzuführen, betrachten wir die vor uns liegende Schrift. Doch auch für nichts weiter, als für einen bloſsen *Verſuch*, und noch dazu für einen nicht ganz vollkommen gelungenen. Der Vf. geht zwar bey ſeinen Unterſuchungen mit Recht auf die Grundbegriffe der Staatswirthſchaftslehre, die Begriffe von *Gut* und *Werth*, *Tauſchwerth*, *Gewinn* und *Verluſt*, zurück, und der von ihm an die Spitze ſeiner Unterſuchungen (S. 15 ff.) geſtellte Überblick der meiſten bisherigen ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme zeigt, daſs er mit der Geſchichte und der älteren und neueren Literatur der Staatswirthſchaftslehre ſo ziemlich bekannt iſt. Doch ſcheint er die Grundſätze ſeiner Vorgänger mehr nur hiſtoriſch zu kennen, als in ihren Geiſt ganz eingedrungen zu ſeyn, und vollkommen klar und deutlich in der Sache zu ſehen. Was er im 2 und 3 Capitel über die Begriffe von *Gut*, *Werth*, *Tauſchwerth*, *National-* und *Individual-Reichthum*, *Gewinn* und *Verluſt*, und ihre Bedingungen, ſagt, hat, wenigſtens uns, durchaus nicht befriedigt. In dem ganzen Räſonnement hierüber herrſcht eine auffallende Dunkelheit und Verworrenheit der Begriffe. Der Vf. bekennt ſich zwar in den Hauptpuncten zur *ſmithiſchen* Theorie; allein theils iſt er ihr nicht überall ganz treu geblieben, theils iſt es ihm auch nicht gelungen, ſie rein aufzufaſſen und wiederzugeben. In dasjenige, was er (S. 29) über den Begriff von *Gut* ſagt, iſt der Begriff von *Werth* zu ſehr verſchmolzen, um den hier ſo leicht möglichen Verirrungen gehörig begegnen zu können. Der menſchliche Geiſt muſs vor allen Dingen eine Sache als *gut, als tauglich für menſchliche Zwecke überhaupt*, anerkennen, ehe von ihrem *Werthe* die Rede ſeyn kann. Der *Werth* bezeichnet die *Rangordnung der Güter unter ſich, nach der Verſchiedenheit der menſchlichen Zwecke, für welche ſie tauglich ſind, als Mittel*, er ſetzt nach der Natur der Sache, immer, *wenigſtens eine ſtillſchweigende*, Vergleichung mehrerer Güter unter ſich voraus. Das Anerkenntniſs eines Dinges als Mittel für menſchliche Zwecke bedingt bloſs die Subſumtion derſelben unter die Kategorie von *Gut*, keinesweges aber, wie der Vf. meint, ſeinen *Werth*. Von ſeinem *Werthe* kann nur die Rede ſeyn bey einer Vergleichung der Tauglichkeit *mehrerer Güter*. Übrigens iſt — was ſelbſt *Smith* überſehen hat — ſowohl der Begriff von *Gut*, als der von *Werth*, durchaus unabhängig von der Art und Weiſe, wie das Ding entſtanden iſt, das der menſchliche Geiſt als ein Gut und eine Sache von Werth anerkennt. Die, auf die nicht gehörig verſtandene Lehre *Smiths* gebaute Behauptung des Vfs. (S. 30), die, *durch menſchliche Arbeit geſchehene*, Hervorbringung einer Sache von Werth ſey die Bedingung ihres Werths, iſt durchaus falſch. Auch ohne *Arbeit* iſt die Idee des Werths möglich; und auf keinen Fall beſtimmt ſich der *Werth* einer Sache nach der Arbeit, welche ihre Hervorbringung oder Gewinnung gekoſtet hat. Dieſe *Arbeit* und die *Gewinnung oder Hervorbringung einer Sache durch Arbeit* kann — wie neuerdings *Lotz* in ſeiner *Reviſion der Grundbegriffe der Nationalwirthſchaftslehre* u. ſ. w. Bd. I. S. 9 ff. gezeigt hat — höchſtens auf ihren *Tauſchwerth* (ihre Fähigkeit zum Tauſche) Einfluſs haben und dieſen motiviren, keinesweges aber ihren Werth überhaupt. Zunächſt hängt aber auch ſelbſt der *Tauſchwerth* der Dinge nicht von der Arbeit ab, welche auf ihre Gewinnung und Hervorbringung verwendet iſt, ſondern beym Tauſchwerth kömmt es zuvörderſt auf nichts weiter an, als darauf, *ob eine Sache wirklich zum Tauſche gegeben iſt*, und dieſs hängt von der Frage ab, ob ihre Tauglichkeit als Mittel für menſchliche Zwecke mehr oder minder allgemein iſt, und allgemein anerkannt wird; denn bloſs hienach

beſtimmen ſich die Wünſche Anderer auſser ihrem Beſitzer, ſie an ſich zu bringen im Wege des Tauſches. Die Arbeit, welche ihre Hervorbringung oder Gewinnung erfodert haben mag, kömmt dabey nur ſo weit in Betrachtung, als derjenige, der eine Sache von Tauſchwerth an ſich zu bringen wünſcht, durch das Streben, ſich jene Arbeit zu erſparen, dazu beſtimmt werden kann, ſie im Wege des Tauſches an ſich bringen zu wollen. Übrigens iſt ſowohl der Werth einer Sache überhaupt, als ihr Tauſchwerth bloſs etwas *Ideales*, und daher nach einem *realen* Maſsſtabe nicht zu meſſen. Aber *unſchätzbar*, wie der Vf. (S. 35) will, iſt der Werth überhaupt um deſswillen keinesweges. Nach einem *idealen* Maſsſtabe, nach den Begriffen von der Tauglichkeit der Dinge, iſt die Schätzung der Güter in Bezug auf ihren Werth allerdings ſehr wohl möglich. Und gerade darin, daſs man dieſen Punct überſieht, liegt einer der Hauptgründe, warum die Begriffe unſerer ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſteller und Geſchäftsleute über Nationalwohlſtand und den Einfluſs des Handelsverkehrs auf deſſen Beförderung noch ſo wenig im Klaren ſind und ſo wenig befriedigen. Sie werden auch wirklich nie ins Klare kommen, wenn man bey der Beantwortung der Frage: *wodurch conſtituirt ſich der Reichthum eines Volkes? und worin beſteht er?* nicht auf den *Werth* der in ſeinem Beſitze befindlichen Gütermaſſen ſieht, und nicht Alles, was es von Dingen, tauglich für menſchliche Zwecke, beſitzt, unter dieſe Gütermaſſe aufnimmt, ſondern bloſs ſeine zum Tauſche geeigneten Güter, geſchätzt nach dem *realen* Maſsſtabe, der in ihrem Preiſe beym Verkehr erſcheint, wie dieſs der Vf. (S. 43) thut, in der hier aufgeſtellten Behauptung: „der *Nationalreichthum* beſtehe in dem geſammten Reichthume aller Individuen, und ſey der Überfluſs der Dinge, die einen Tauſchwerth haben, über die Verzehrung, oder Überſchuſs der Production über die Conſumtion“. Dieſe Anſicht iſt offenbar in zweyerley Beziehung zu enge. Einmal dadurch, daſs bloſs Güter von Tauſchwerth dabey berückſichtiget ſind; und dann wieder dadurch, daſs bloſs die Überſchüſſe der Betriebſamkeit eines Volks als die organiſchen Beſtandtheile ſeines Reichthums angegeben ſind. Solche Überſchüſſe können zwar dazu wirken, daſs ein Volk, dem ſie zu Theil werden, reich und wohlhabend wird, aber daſs in ihnen ſein Reichthum beſtehe, dieſs iſt durchaus falſch; ſo wie es gleichfalls ein craſſer Irrthum iſt, daſs ſich der Reichthum eines Volks bloſs durch Güter von Tauſchwerth conſtituire, oder vielleicht gar durch den *Preis*, den dieſe im Verkehr haben mögen. Was den *Preis* der Güter von Tauſchwerth betrifft: ſo iſt hienächſt zwar richtig, daſs keine Sache einen *Preis* haben kann, welche keinen Tauſchwerth hat; denn Preis ſetzt immer die Fähigkeit zum Tauſche bey einer Sache voraus. Aber der *Preis* iſt keinesweges, wie der Vf. (S. 50) behauptet, die beſtimmte Angabe und der Anſchlag des Tauſchwerths, *dieſen nach Maſs und Zahl ausgedrückt;* ſondern er iſt etwas ganz Anderes. Er beſteht in der Gütermaſſe, welche Jemand für eine in den Tauſch gekommene und auf dieſem Wege an ſich gebrachte Waare giebt oder erhält. Der Tauſchwerth einer Sache beſtimmt bloſs ihre *Preisfähigkeit*, keinesweges aber ihren *Preis* ſelbſt. Etwas bloſs Ideales, wie der Tauſchwerth iſt, kann nie durch etwas Reales, wie Maſs und Zahl, ausgedrückt werden; und weder der *Nenn-* noch der *Sach-Preis* einer Waare wird durch ihren Tauſchwerth beſtimmt. Nur ſo viel iſt richtig, daſs der Nennpreis der in den Tauſch kommenden Waaren immer gegen ihren Sachpreis gravitirt, wiewohl jener in hundert Fällen kaum zehn Mal mit dieſem zuſammentreffen mag; denn der Nennpreis — der wirkliche Preis — beruht auf ganz anderen Bedingungen, als der Sachpreis oder Schaffungskoſtenbetrag der Waaren.

Bey demjenigen, was der Vf. (S. 57 ff.) über *Gewinn* und *Verluſt* ſagt, ſind offenbar die Begriffe von *Einkommen* und *Conſumtion* mit den von *Gewinn* und *Verluſt* verwechſelt, oder wenigſtens bey weitem zu ſehr verſchmolzen. Die hier ins Auge zu faſſenden Puncte ſind nicht deutlich genug herausgehoben, um nicht eine Menge Irrthümer zu erzeugen, welche beſonders bey der Lehre von der Handelsbilanz nicht ohne nachtheiligen Einfluſs bleiben können. Wir wollen zwar nicht mit dem Vf. darüber rechten, ob der gemeine Sprachgebrauch nicht — wie *er* (S. 57) angiebt — „jeden Zuwachs in dem Beſitze eines Einzelnen“ einen *Gewinn* nenne. Aber das dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, daſs dieſer angebliche gemeine Sprachgebrauch noch eine Menge näherer Beſtimmungen bedürfe, wenn er nicht zu einer Menge Miſsdeutungen und Verirrungen hinleiten ſoll. Aber dieſe Beſtimmungen vermiſſen wir in den Erörterungen des Vfs. durchaus. Denn das, was er darüber ſagt, daſs nur der *rechtliche* Gewinn, und nur der *ächte*, bey der Berechnung des Nationaleinkommens in den Calcul aufgenommen werden könne, dieſs iſt durchaus nicht ausreichend; am allerwenigſten läſst ſich bey der Lehre von der Handelsbilanz damit auskommen. Hier kann nicht vom Gewinn, oder richtiger, vom reinen Einkommen, welches ein Volk aus ſeiner Betriebſamkeit überhaupt zieht, die Rede ſeyn, ſondern nur von ſeinem Gewinn, oder ſeinem reinen Einkommen, aus ſeinem auswärtigen Handelsverkehr. Nun iſt es zwar ſehr richtig, daſs — wie der Vf. (S. 88 ff.) nach *Smith* behauptet — der ordentliche Handel, welchen zwey Völker ohne Gewalt und Zwang mit einander treiben, immer für beide Theile vortheilhaft iſt. Aber nur *die* Frage, *auf welche Weiſe ſich dieſer Vortheil erzeugt*, iſt nicht gehörig und ganz befriedigend beantwortet. Und dennoch kann nur durch ihre ganz genugthuende Beantwortung dem Streite ein Ende gemacht werden, den die Anhänger der verſchiedenen ſtaatswirthſchaftlichen Theorieen über die Nützlichkeit des Handels führen. Es iſt bey weitem nicht genug, daſs man zeigt, der Handel ſey in ſofern

nützlich, als durch den Absatz unserer Erzeugnisse, zu dem er führt, unsere Betriebsamkeit unterhalten und gefördert wird; oder in sofern, als wir für die weggebenen Sachen andere Güter von Werth erhalten, welche sich mit den weggegebenen ausgleichen — worauf sich die Argumentationen des Vfs. beschränken —: sondern die Sache muss ihrem ganzen Umfange nach, und in jeder Beziehung erörtert werden. Der *erste* vom Vf. angegebene Vortheil ist nur ein *indirecter* Nutzen, welchen der Handel gewährt; und wenn ein Volk, dem dieser Vortheil zu Theil wird, dabey wohlhabend und reich wird: so ist es nicht sowohl eine Folge des Handels, als vielmehr der Betriebsamkeit, welche der Handel unterhält und fördert. Was aber den *zweyten* vom Vf. aufgeführten Vortheil betrifft: so ist das, was *er* desfalls sagt, viel zu roh und zu unbestimmt hingeworfen, um nicht eine Menge Bedenklichkeiten und Zweifel erregen zu müssen. Alle Untersuchungen über den Vortheil des Handels, und über das Einkommen, welches er einem Volke *unmittelbar* gewährt, können nie befriedigen, wenn man nicht die verschiedenen Beziehungen, unter welchen beym Handelsverkehr Gewinn und Verlust möglich ist, ganz genau trennt. *Werth* und *Schaffungskostenbetrag* der Waaren, welche in den Verkehr kommen, dürfen hier nie unter einander geworfen werden, sondern ihre möglichste Scheidung ist unerlässlich nothwendig. So lange Gewinn am *individuellen* und *gemeinen Werthe*, und Gewinn an *individuellen* und *gemeinen Schaffungskosten* unter einander geworfen werden, wie dies gewöhnlich geschieht, und auch hier vom Vf. geschehen ist: so lange sind hier klare und deutliche Ansichten durchaus unmöglich. Mancher Verkehr scheint bey einer solchen Vermischung — wie *Lotz* (a. a. O. S. 150 ff.) gezeigt hat — sehr vortheilhaft, der es wirklich nicht ist; und mancher scheint schädlich und Verlust bringend, der wirklichen Gewinn giebt. Und so lange bey unseren Handelsbilanzen blos der *Preis* der ein- und ausgehenden Waaren berücksichtigt, und hienach der Gewinn oder Verlust der verkehrenden Völker bestimmt wird, sind sie ohne allen Nutzen, und die trüglichsten Messer der Schwankungen des Nationalreichthums der Völker.

Das Resultat, zu welchem den Vf. seine Erörterungen führen, ist übrigens das (S. 121 ff.), dass sich im ungezwungenen Zustande allerdings Vortheil und Nachtheil, Gewinn und Verlust, im Handel der Einzelnen sowohl, als auch ganzer Nationen, ausgleichen müsse; dass der Unterschied, ob die Zahlung zum Theil in Gelde oder in Waaren geschieht, nicht schlechterdings und unbedingt einen Gewinn, oder einen Verlust, die jährliche Handelsbilanz also nicht an und für sich das Steigen und Fallen des Nationalwohlstandes erweise; dass sie vielmehr selbst die Wirkung anderer, tiefer liegender, Ursachen sey, und nur im Zusammenhange mit diesen Ursachen Aufschlüsse über den Gang und die Vortheile des Handels gebe, in sofern man jene Ursachen genauer zu ergründen und zu beurtheilen in den Stand gesetzt wird; dass es also nicht so sehr auf das jährliche *Plus* oder *Minus* der Ausfuhr gegen die Einfuhr, sondern vielmehr auf das jährliche *Plus* dieser beiden Theile, nämlich auf das Zu- oder Abnehmen der Ein- und Ausfuhr zusammen, auf die Vergleichung mehrerer Jahre ankomme, um auf die Zu- oder Abnahme des Handels, auf Zu- oder Abnahme des inneren Wohlstandes, sofern er von äusserem Handel abhängt, zu schliessen; dass aber alles dieses immer den Zustand eines vollkommen freyen Handels zwischen Einzelnen und ganzen Nationen voraussetze. So lange nun ein solcher Zustand noch nicht hergestellt sey, und so lange der Kampf über die Freyheit der Meere und des Handels dauere, sey es die Sache jeder europäischen Regierung, auf ihrer Hut zu seyn, und keine werde eine andere Wahl haben, als das nämliche System in Rücksicht des auswärtigen Handels zu beobachten, zu welchem sich die übrigen Gouvernements bekennen, und demnach in Rücksicht des auswärtigen Handels noch immer vor der Hand die Maximen des sogenannten mercantilischen Systems beyzubehalten, oder, wo es noch nicht wäre, es sogar einzuführen, so sehr auch diese den Foderungen einer dauerhaften und soliden Nationalökonomie entgegen sind. — Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, dass uns diese Argumentationen für die Beschränkungen des äusseren Handelsverkehrs, welche sich die meisten Gouvernements noch fortwährend erlauben, durchaus nicht Genüge leisten. Wir geben zwar gern zu, dass in der staatswirthschaftlichen Politik das Benehmen anderer Gouvernements gegen uns nicht ganz unbeachtet bleiben darf; allein um deswillen, weil dieses oder jenes Gouvernement sich Anomalieen erlaubt, uns dergleichen auch erlauben zu wollen, dieses halten wir für bey weitem mehr schädlich, als nützlich. Blos die Sicherheit eines Staats kann in manchen Fällen die Beschränkung des Verkehrs seiner Unterthanen mit dem Auslande rechtfertigen, keinesweges aber solche staatswirthschaftliche Rücksichten, wie diejenigen sind, welche man bey solchen Beschränkungen meist im Auge hat. Weder Ein- noch Ausfuhr-Verbote, welche wir beynahe überall erblicken, können, wenn sie die Sicherheit nicht gebeut, je von Nutzen seyn. Sie halten immer die Betriebsamkeit und also auch den Wohlstand des Volkes nieder, dessen Regierung sich solche Massregeln erlaubt; und dies ist der Hauptschaden, den sie stiften. Das Gouvernement, das die Einfuhr einer fremden Waare verbietet, weil man im Auslande einen bey ihm producirten Waarenartikel nicht zulässt, verdoppelt den Schaden, den dieses Verbot seinen Unterthanen bringen mag, statt ihn zu beseitigen, und sein Volk dagegen zu decken; denn das Einfuhrverbot nöthigt die Nation, den Zweig der Betriebsamkeit aufzugeben, oder wenigstens minder umfassend zu betreiben, für dessen

Erzeugnisse es sich bisher die fremde, jetzt verbotene, Waare erhandelte. Das Volk wird also in doppelter Beziehung ärmer: einmal in sofern, als es die fremden Erzeugnisse entbehren muss; und dann wieder in sofern, als es aus seiner eigenen Betriebsamkeit nicht das Einkommen ziehen kann, das es bisher daraus zog, und das es ferner gezogen haben würde, wäre der Verkehr unbeschränkt geblieben. Es muss, wenn ein solches System streng durchgeführt wird, sowohl die fremden Güter entbehren, als auch am Ende die seinigen. Die *österreichische Monarchie*, für welche der Vf. die im Geiste des *colbertischen* Systems eingeführte Zollordnung vom J. 1788 für vortheilhaft hält (S. 135), hat gewiss dadurch unendlich gelitten; und stieg dort seitdem der Volkswohlstand: so geschah es gewiss nicht durch die Zollordnung, sondern trotz dieser; wiewohl bey weitem nicht in dem Verhältnisse, in welchem er gestiegen seyn würde, wäre die Zollordnung nicht erschienen, und hätte man sie nicht gehandhabt; denn was der Natur der Dinge widerstrebt, kann nie vortheilhafte Folgen haben. Es mag seyn, dass sich seitdem in Österreich mancher Zweig der Betriebsamkeit sehr gehoben hat, den man vielleicht jetzt dort entweder gar nicht, oder in weit geringerer Blüthe finden würde. Aber wahrscheinlich würden dort manche den Verhältnissen des von der Natur so sehr gesegneten Landes ganz angemessene Gewerbszweige in der höchsten Blüthe erscheinen, welche jetzt nur sehr gering betrieben werden. Die ächte und dem Nationalwohlstande nur allein zusagende staatswirthschaftliche Politik besteht nicht darin, dass in einem Lande Alles producirt wird, was sich nur irgendwo produciren lassen mag, und dass man das Volk nöthiget, das zu entbehren, was bey ihm nach der Lage des Landes nicht hervorgebracht werden kann: sondern diese Politik besteht darin, dass das Volk dahin geführt wird, die ihm von der Natur angewiesenen Gewerbszweige in der möglichsten Ausdehnung und Ergiebigkeit zu treiben. Und diesem widerstreben die Grundsätze des Mercantilsystems, das, der Natur zuwider, Alles von Allen geleistet wissen will, durchaus. Wenn der Vf. sich von dem russischen *Zolltarif* vom 13ten December 1810 bedeutende Vortheile für dieses ungeheure Reich verspricht: so möchte ihm wohl die Folgezeit belehren, dass er sich in seinen Hoffnungen sehr betrogen habe. Die russischen Producte, wofür Russland bisher die jetzt verbotenen Waaren des Auslandes bezog, werden bald zu Dingen ohne Werth herabsinken, und da Niemand etwas hervorbringen mag, was keinen Werth hat: so wird bald der Russe von diesem Verbot keine andere Frucht ärndten, als die, die Tage mit Nichtsthun hinbringen zu können, welche er bisher auf die Erzeugung der Gütermassen verwendete, für welche ihn der Ausländer seine Waaren bisher lieferte, dagegen aber auch alle diese Waaren entbehren zu müssen, so nothwendig sie ihm auch seyn mögen, und so wohl er sich dabey befunden haben mag, sie auf dem bisherigen Wege sich verschaffen und aneignen zu können.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Hitzig: *Rede*, als am Geburtsfeste des Königs, 3 Aug. 1811, die königliche Universität zu Berlin sich zum ersten Male öffentlich versammelte, gesprochen von *Theodor Schmalz*, D., als Rector der Universität. 1811. 33 S. 8. (3 gr.) Eine Fülle kraftvoller Wahrheiten drängt sich in dieser Rede, einer feyerlichen Gelegenheit gewidmet, die nicht in leeren Tönen verbraucht werden sollte. Um ihre Fruchtbarkeit zu zeigen, will Rec. einige der leitenden Hauptsätze in losem Zusammenhange hersetzen. Ausführlich beweisen konnte der Vf. sie auf so wenigen Seiten nicht; daher sind sie mehr an einander gereiht, mehr logisch, als stilistisch verbunden. Der wohlthätige König eilt, durch geistige Kräfte dem Staate zu ersetzen, was er an physischen verloren hat. Im Menschen ist das Göttliche und Thierische wunderbar vereint; im Sinnlichen muss ein Abglanz des Heiligen erkannt werden, das Äussere muss den Stempel des Inneren tragen. In dem Heiligen ist die Wissenschaft nicht enthalten, ist nicht an sich das höchste Ziel der Menschheit. Wissenschaft ist noch nicht Weisheit; alles Erkenntniss derselben gehört nur der äusseren Cultur an. Aber sie darf doch nicht nach dem Masse geschätzt werden, in welchem sie der Sinnlichkeit dient, und Bedürfnisse des irdischen Lebens befriedigt. Nicht sowohl das Gewusste, als vielmehr das Wissen und die rechte Art des Wissens ist es, wonach die Wissenschaft streben soll. Die höchste Würde des Staats ist, der Schützer der Freyheit zu seyn; er ist nicht Bildungs-, sondern Schutz-Anstalt. Wissenschaft gedeiht nur in der Freyheit, welche der Staat ihr gewährt. Durch Lehren wird gelernt. Nur der Lehrende hat die meiste Gelegenheit, die Lücken der Wissenschaft zu bemerken; keine Idee wird deutlicher erkannt, als die, welche ausgesprochen und Anderen erklärt werden muss. Einzig in ihrer Art sind die Universitäten Deutschlands, auf denen nicht den Gelehrten blosse Musse gewährt, sondern die Wissenschaft in allen ihren Zweigen umfasst, im ganzen Umfange gelehrt, untersucht, und mit ruhmvollen Amtsgenossen gewetteifert wird. So weit wir die Erde kennen, wurden die Menschen nirgend gerechter und milder regiert, als im deutschen Vaterlande. Je treuer die Wissenschaft ihrer Eigenthümlichkeit bleibt: desto besser lehrt sie dem Staate ihre Pflege. In der Wissenschaft nur ihren äusseren Nutzen sehen, ist die beschränkteste der Ansichten. Sie soll kein Interesse haben, als das Wissen; und nicht einmal das Wissen, sondern das Durchforschen. Den studirenden Jünglingen wird am Ende die Ermunterung zugerufen, einem besseren Zeitalter entgegen zu sehen, nachdem sie die Erschlaffung des jetzigen und das dadurch herbeygeführte Verderben erlebt haben, welches daher entstanden sey, dass die Menschen sich der Herrschaft der Ideen entzogen, statt der Wissenschaft eine beschränkte Praktik suchten, und das Hochgefühl für das Vaterland gegen Selbstsucht vertauschten.

Chr.

JENAISCHE
ALLGELMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JULIUS, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WIEN u. TRIEST, b. Geiſtinger: *Ökonomiſch-politiſche Betrachtungen über Handelsbilanz.* Von *Johann Zizius*, u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Was dieſer Schrift noch einigen Werth giebt, dieſs ſind die im letzten Capitel, unter der Rubrik: *Einige Betrachtungen über den Zuſtand Öſterreichs* (S. 154—243), gelieferten ſtatiſtiſchen Notizen über den Betrag des öſterreichiſchen Handelsverkehrs mit dem Auslande in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts und in dem erſten Decennium dieſes. Nach der (S. 169) gegebenen Überſicht betrug die *Ausfuhr* in den *zwölf* Jahren von 1795 bis 1806 354,624,107 fl. 28 kr., die *Einfuhr* aber 473,348,396 fl. 10 kr.; wonach denn die Importe die Exporte mit nicht weniger als 118,724,288 fl. 42 kr. überſtiegen haben würden. Am nachtheiligſten war die Bilanz in den beiden Jahren 1802 und 1805. Im erſteren Jahre betrug die *Einfuhr* 48,507,807 fl. 24 kr., die *Ausfuhr* aber nur 28,725,506 fl. 47 kr., alſo 19,782,300 fl. 35 kr. Minus; und im letztern Jahre belief ſich die *erſte* auf 47,613,025 fl. 12 kr., die *letzte* aber nur auf 27,712,947 fl. 12 kr., alſo ebenfalls auf 19,900,078 fl. — kr. Minus. Doch darf man keinesweges glauben, Öſterreich habe bey ſeinem auswärtigen Handelsverkehr wirklich die Summen verloren, mit welchen die Einfuhr die Ausfuhr überſteigt, und ſey alſo in den angegebenen zwölf Jahren durch ſeinen auswärtigen Handel um *hundert* und *achtzehen Millionen Gulden* ärmer geworden. Daſs dieſs nicht der Fall ſey, und daſs ſich ſo etwas keinesweges annehmen laſſe, dieſs hat der Vf. (S. 170 ff.) mit ſehr trifftigen Gründen ganz überzeugend nachgewieſen. Der Hauptgrund des ſich ergebenden Minus liegt in der mangelhaften Abfertigungsweiſe der jährlichen *Commerzliſten*, aus welchen die eben angezeigten Angaben genommen ſind. Die *Einfuhr* iſt zu *hoch* angegeben, und die *Ausfuhr* zu *niedrig*. Jene wird aus leicht begreiflichen Gründen von den Zollbeamten mit bey weitem gröſserer Strenge erhoben, als dieſe; diejenigen Waarenartikel, welche unverzollt aus dem Lande gehen dürfen, bleiben in den Liſten ganz auſser Anſatz. Auch werden die ein- und ausgehenden Waaren nicht nach einem und demſelben Preiſe berechnet. Die ausgehenden Artikel werden noch immer alleſammt nach den ſehr niedrigen officiellen Preiſen der Zollordnung v. J. 1788 angeſetzt; die eingehenden Waaren aber bey ſehr vielen Artikeln nach einer neueren höheren Schätzung. — Auſser den angegebenen Notizen v. d. J. 1795 — 1806 giebt auch der Vf. noch ſehr detaillirte, mit Bemerkungen begleitete Überſichten der Ein- und Ausfuhr im Jahr 1807 (S. 174. ff.). Die *erſte* betrug 44,342,061 fl. 15 kr., die *letzte* aber 26,931,335 fl. 24 kr.; alſo wieder ein Minus von nicht weniger als 17,410,725 fl. 51 kr. Und dieſs Minus conſtituirt ſich — was unſere vorhin aufgeſtellten Behauptungen über die Schädlichkeit des öſterreichiſchen Handelsſyſtems für das Nationalwohl vollkommen rechtfertiget — gröſstentheils, nicht eben durch die Einfuhr von Producten der induſtriellen Betriebſamkeit, ſondern durch Einfuhr von Urproducten und rohen Stoffen, z. B. beym *Vieh* mit 5,469,052 fl. 28 kr., *Eſswaaren* (Fiſchen, Obſt und Gemüſe, Butter, Speck, Fleiſch u. ſ. w.) 1,563,947 fl. 45 kr., *Garn* (beſonders *Baumwollengarn*) 4,757,899 fl. 55 kr., *Fellen* und *Häuten* (Hirſch-, Ochſen-, Gemſen-Häute, Haſenbälge u. dgl.) 3,029,897 fl. 7 kr. Es würde entweder gar nicht erſcheinen, oder in einer bey weitem geringeren Summe, hätte die Volksbetriebſamkeit nicht durch das angenommene Syſtem des Gouvernements eine der Natur der Dinge und den natürlichen Verhältniſſen des Landes widerſtrebende Richtung erhalten. Die Artikel, bey welchen die Ausfuhr die Einfuhr überſteigt, ſind *Feldfrüchte*, doch mit nicht mehr, als 926,507 fl. 57 kr., *Bergwerksproducte* mit 2,865,684 fl. 18 kr., *Holzwaaren* 270,668 fl. 27 kr., *Thon* und *Glaswaaren* mit 1,132,953 fl. 53 kr., *Buchdruckerwaaren* (Bücher und gröſstentheils Papier) mit 40,405 fl. 16 kr.; *Krämereywaaren* (Strohbänder, Brieftaſchen, Brillen, Federkiele, Kämme u. dgl. Kleinigkeiten) mit 457,636 fl. 36 kr., *Tabak* mit 132,627 fl. 56 kr., *Kleidungen* mit 460,598 fl. 47 kr., *Wolle* und *wollene Waaren* mit 2,581,300 fl. 39 kr. (*Wolle* wurde *ausgeführt* für 345,561 fl. 12 kr. und *eingeführt* 1,468,358 fl. 48 kr.), *Baumwolle* und *baumwollene Waaren* mit 657,279 fl. 19 kr., *Flachs* und *flachſene Waaren* mit 3,612,788 fl. 12 kr., *Kunſterzeugniſſe* (Arbeiten aus edelen Steinſorten, Bilder, Gallonen u. ſ. w.) mit 560,073 fl. 20 kr. Übrigens zeigt die Vergleichung der Ausfuhr und Einfuhr der angegebenen Jahre, daſs ſowohl die *Aus-* als die *Einfuhr* geſtiegen ſey. Im Jahre 1795 betrug die *erſte* 24,599,295 fl. 41 kr., die *letzte* aber 25,816,334 fl. 30 kr., und im Jahre 1806 ſtand die *erſte* auf 26,610,269 fl. 9 kr., die *letzte* aber auf 40,152,847 fl. 28 kr. Am höchſten ſtanden beide im Jahre 1804: die *erſte* betrug hier 34,866,241 fl. 1 kr., und die

letzte 51,759,666 fl. 57 kr.; doch in jedem Jahre überstieg die letzte die erste. Und aus dem fortwährenden Steigen beider zieht der Vf. die Folge, dafs Österreichs Wohlstand in dieser Periode bedeutend gewachsen sey, und dafs, trotz der nachtheilig scheinenden Bilanz, Österreich bey seinem Handel dennoch bedeutend gewonnen habe, und nur durch diesen in den Stand gesetzt worden sey, den ungeheuren Anstrengungen Trotz zu bieten, welche in der neuesten Geschichte dieses Staats vorkommen; — worin wohl Jeder mit ihm einverstanden seyn wird, der die Sache von der richtigen Seite betrachtet. Z.

GESCHICHTE.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Compt.: *Mythologisches Taschenbuch* oder *Darstellung und Schilderung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker.* Nach den besten Quellen für jede Classe von Lesern entworfen von *Friedr. Majer.* Erster Jahrgang für das Jahr 1811. Erste u. zweyte Auflage. Mit 12 Kupfern. 268 S. kl. 8.

Der verewigte Herder war es, welcher zuerst den Vf. veranlafste, sich dem Studium und der Cultur der Religionsgeschichte zu widmen, und sich zur Ausarbeitung eines allgemeinen Werks über dieselbe vorzubereiten. Proben seiner dahin gehörigen Studien las man in seinem *asiatischen Magazin*, Weimar 1802, welches aber zu früh wieder geschlossen werden mufste. Bald nachher wurde er zur Ausarbeitung eines *allgemeinen mythologischen Lexikons* aufgefodert. Von diesem sind erst zwey Bände erschienen; Zeitumstände und die Schicksale des Vfs. haben die Fortsetzung desselben unterbrochen, doch nicht gänzlich aufgehoben. Nach einem sechsjährigen Stillschweigen betritt er mit diesem *mythologischen Taschenbuche* wiederum seine alte literarische Laufbahn und kehrt zu seinem ersten Plane zurück, doch so, dafs er ihn mehr für ein grofses und vermischtes, als für ein gelehrtes und philosophisches Publicum ausführt. Er hat aber auch deswegen diese Form gewählt, weil es bey der gegenwärtigen Lage des Buchhandels nicht wohl möglich gewesen seyn würde, in einer anderen Form das Werk mit einer Anzahl von Kupferstichen auszustatten. Es soll also hier in einer Reihe von Taschenbüchern eine Geschichte der Religionen nach Völkern und Ländern geliefert werden. Man wird dadurch an *Zimmermanns Taschenbuch der Reisen* erinnert, und der Vf. bemerkt auch, dafs beide gegenseitig sich zur Ergänzung und Erläuterung dienen können. Dieser erste Jahrgang begreift die Religion *der Grönländer und der Urvölker des nördlichen Amerika*; im nächsten, wir wissen nicht ob schon erschienenen, Jahrgange wollte der Vf. die übrigen Uramerikaner zusammenfassen, und dann durch die Südsee den Übergang nach Asien machen. Mit jenen Völkern macht er den Anfang, weil er bey ihnen den *Naturdienst*, welcher seiner Meinung nach früher oder später einmal über die ganze Erde verbreitet war, und den ursprünglichen Zustand des Menschen in der Wirklichkeit findet, worauf als auf ein Fundament, statt luftiger Hypothesen, ein Gebäude der allgemeinen Religionsgeschichte sicher erbaut werden könne. Welche Stärke der Vf. diesen Behauptungen werde verschaffen können, mufs sich erst aus der Fortsetzung seines Werks ergeben.

In dem vor uns liegenden Bändchen findet man keine Geschichte, welche sich auch hier nicht geben liefs, sondern eine Beschreibung, auch keine gelehrten, historischen, kritischen und philosophischen Untersuchungen, welche zur Bestimmung dieses Taschenbuchs nicht gehörten. Doch sieht man, dafs solche Forschungen vorhergegangen sind. Die besten Quellen und Hülfsmittel sind benutzt und angeführt. Der Vortrag und die Darstellung ist einfach, natürlich, klar, die Ansichten und Urtheile sind unparteyisch, und der ersten Berichterstatter oft so gehässige und einseitige Vorstellungen und Meinungen sind nicht in dieselbe eingeflossen. Bey *Grönland* sind die vier bekannten Werke von den beiden *Egede* und *Cranz* zum Grunde gelegt. Bey den *Esquimaux* findet der Vf. dieselben religiösen Vorstellungen, wie bey den *Grönländern*, und ist der Meinung, dafs beide Völker ursprünglich nur Eins ausmachten, welches aus dem nördlichsten *Europa* durch übermächtige Feinde zunächst nach *Grönland* gedrängt worden sey, und späterhin noch andere Wohnsitze gesucht habe. Er hält diesen Volksstamm für *germanisch - finnisch*, und glaubt die Ähnlichkeit und Übereinstimmung der Sitten und Gebräuche der Esquimaux mit denen der *Finnen* und *Lappen* darthun zu können. Die Gründe für diese Meinung haben wir aber erst in der Folge zu erwarten. Weit reicher und mannichfaltiger flielsen die Quellen in dem Aufsatze über die Religion der nordamerikanischen Urvölker. Es werden darunter hier alle die Völker verstanden, welche bey der Ankunft der *Europäer* die unermefslichen Landstriche von den Gestaden des Eismeers bis zum Meerbusen von *Mexiko* und dem nördlichen stillen Ocean und dem atlantischen Meere bewohnt haben oder noch bewohnen. Über ihre religiösen Vorstellungen und Gebräuche findet man hier Zusammenstellungen, wie man sie anderswo nicht antrifft.

Wir wünschen sehnlichst den glücklichen Fortgang dieser Unternehmung, zugleich aber auch, dafs der Vf., unbeschadet der von ihm rühmlich beobachteten Popularität, mehr Anziehendes, Interessantes und Kräftiges in die Darstellung und Auswahl legen möge, um das Publicum, für welches er schreibt, desto mehr zu fesseln und weiter auszudehnen. Wir rechnen dahin auch das Bestreben, die Glaubensarten und Gebräuche fremder Völker auf ihre Gründe zurückzuführen, sie für uns Europäer begreiflich zu machen, und die Leser so viel als möglich in die Stelle jener Völker und ihre Denkungsart zu versetzen, dasjenige aber, was gar nicht erklärt werden kann, und wovon wir keinen rechten Bescheid wissen, lieber ganz wegzulassen, oder nur kurz zu berühren. Wir haben aber noch etwas Wichtigeres auf dem Herzen. Die Bearbeitung und Darstellung der Religionsgeschichte kann leicht der *Religion* schaden; sie kann

leicht die Leser auf den Gedanken führen, dafs die Religion, so wie sie im Grofsen und in der Wirklichkeit unter den Menschen verbreitet ist und Einfluss hat, nur aus zufälligen, widersprechenden, grundlosen, ungereimten Meinungen, Einbildungen und Observanzen bestehe, dafs also überall wenig oder nichts an derselben seyn möchte. Geschieht dies: so verliert die Religionsgeschichte alles höhere Interesse. Diese Wirkung aber bringt sie am ehesten bey einem grofsen vermischten Lesepublicum hervor. Es ist daher von grofser Wichtigkeit, dafs man die allgemeine Religion in den einzelnen Glaubensarten und Gebräuchen aufsuche und hervortreten lasse, dafs man das Wahre, das Menschliche, mit den religiösen Anlagen Zusammenhängende in den Glaubensarten ins Licht setze, dafs man die Nothwendigkeit und Schönheit in der Mannichfaltigkeit der Gottesdienste nicht unbeachtet lasse, übrigens das Bessere und Höhere auch in seiner höheren Würde und Potenz darstelle. So kann die Religionsgeschichte mit und zu der Religion erzählt werden, und nur dann ist sie, was sie seyn soll.

Bschff.

PARIS, b. Treuttel u. Würtz: *Relation de l'Egypte par Abd-Allatif, médecin arabe de Bagdad.* Suivie de divers extraits d'écrivains orientaux, et d'un état des provinces et des villages de l'Egypte dans le XIVe siècle. — Le tout traduit et enrichi de notes historiques et critiques par M. *Silvestre de Sacy*, Membre de l'Institut de France etc. 1810. 752 S. 4.

Längst schon ist das Werk des Abd-Allatif in den Händen der Deutschen. Hr. *White* trat den von dem einzigen zu Oxford vorhandenen Manuscripte abgedruckten arabischen Text an unseren damals in Jena, jetzt zu Heidelberg lehrenden Hn. Prof. *Paulus* ab, welcher ihn 1789 herausgab; die deutsche Übersetzung verdanken wir dem Hn. Prof. *Wahl*. Im J. 1800 lieferte Hr. *White* den Text mit einer lateinischen Übersetzung auf das Neue in Quart. Die französische Übersetzung hat sich Hr. *Silvestre de Sacy* in dem gegenwärtigen, mit gelehrten Bemerkungen und Erklärungen aus anderen arabischen u. s. w. Schriftstellern reich ausgestatteten Werke vorbehalten. Er bestätigt oder berichtigt seine Vorgänger; vorzüglich äufsert er sich beynahe durchgehends tadelnd gegen die Übersetzung des Hn. *Wahl*, und beweiset dadurch, so wie durch andere Allegate, seine Bekanntschaft mit der deutschen Sprache. Dafs von einem *Sacy* gründliches Forschen der arabischen Sprache, Scharfsinn und ausgebreitete Belesenheit in den Schriftstellern des Orients zu erwarten ist, weifs die gelehrte Welt auch ohne die Zusicherung des Rec., welcher des Arabischen viel zu wenig kundig ist, um in eine strenge Prüfung der Lesarten und der einzelnen Behauptungen eingehen zu können; sein Augenmerk ist auf die durch das Werk für die Geographie erhaltenen Bereicherungen gerichtet. Er glaubte durch die hier aus den Nachrichten des Mittelalters gesammelten Notizen eine bedeutende Ergänzung, ein knüpfendes Band zwischen den Angaben der Alten und den Kenntnissen unseres Zeitalters zu finden; fand auch Manches, gesteht aber zugleich, dafs die Lese minder ergiebig ausgefallen ist, als seine ohne Zweifel überspannte Erwartung ihn hoffen liefs. Das Meiste ist Bestätigung, zuweilen Erweiterung des längst Bekannten; und was als neu erscheinen kann, z. B. über die Bereitung einzelner Speisen, über einige Producte Ägyptens, trägt zu wenig das Gepräge des allgemein Interessanten, als dafs es hoch in Anschlag gebracht werden könnte. Was uns zur Aufklärung und helleren Einsicht des aus dem Alterthume Bekannten dienen kann, besteht hauptsächlich aus folgenden Bemerkungen.

Unterägypten hat (S. 2) vielen Regen, doch fügt der Vf. selbst hinzu, dafs er zur Cultur des Landes bey weitem nicht hinreiche; viel darf daher im Gegensatze von Oberägypten verstanden werden, wo es selten regnet. Das Erdreich des Landes erklärt man gewöhnlich für fett, Abd-Allatif nennt es S. 3, der Natur der Sache nach, mit Recht sandig; fett ist nur der mit jedem Jahre frisch aufgeschüttete dünne Schlamm des Nils; daher hat Oberägypten fruchtbareres Erdreich, als das Unterland. In jeder anderen Gegend verbreitet der Winter und Frühling viele Nässe, in Ägypten ist es die Jahreszeit der äufsersten Dürre, und wegen der Ausdünstungen die Periode der Krankheiten. Nicht allgemein bekannt ist die S. 172 gegebene Nachricht, dafs viele von den kleinen Pyramiden von Saladdins Statthalter Karakusch, einem griechischen Eunuchen, zur Erbauung der Mauern von Kairo, der Citadelle, dem tiefen Brunnen und den bewundernswürdigen Arcaden von Dschizeh verwendet worden sind; die Vernichtung der grofsen Pyramiden versuchte vergeblich der Glaubenseifer mehrerer Fürsten. S. 175. Mit ungeheurer Anstrengung wälzte man die grofsen Massen von der kleinsten der noch vorhandenen drey ab, und man sieht es ihr kaum an, dafs Tausende von Menschen an ihrer Vernichtung acht Monate lang gearbeitet haben; die Einkünfte des Reichs reichten nicht zu, um zu zerstören, was die Urwelt erbauet hatte. Die Öffnung der grofsen Pyramide soll der Chalif al Mamun gemacht, oder die Stelle des Eingangs gefunden haben; die Untersuchungen des Hn. *Sacy* geben dieser Angabe höhere Wahrscheinlichkeit. Die Steine für die Hauptmassen lieferten die ungeheueren Gruben am Fufse des Bergs, aber der rothe Granit zur Bekleidung kam aus den Gebirgen von Kolzum und von Assuan, kurz aus den östlichen Bergreihen, wo sich die Spuren der uralten Anstrengungen zur Stunde noch zeigen; *Bruce* fand sie deutlich auf seiner Reise nach Kossir. — Von dem Pharus zu Alexandria spricht Abd-Allatif S. 183 als noch vorhanden zu seiner Zeit. Mit Bewunderung spricht er auf der folgenden Seite von den Ruinen der Stadt Memphis; übertrieben ist aber wohl seine Versicherung, dafs sie nach jeder Richtung eine halbe Tagreise im Durchschnitte betragen. Mit vieler Gelehrsamkeit führt Hr. *Silv. de Sacy* den Satz durch, dafs die S. 236 beschriebene Pompejussäule aus K. Diocletians Zeitalter einst zu dem Serapeum in Alexandria gehört

habe, und S. 240, dafs eine grofse Bibliothek durch die Sarazenen wirklich daselbst sey verbrannt worden. — Mit dem Anfange des zweyten Buchs S. 329 ff. geht Abd-Allatif auf die Beschreibung des Nils über, spricht mit Einsicht von dem Steigen und Fallen des Stromes, so wie von den bewirkenden Ursachen, von der Zeit seines Anwachsens, höchsten Standes, der allmählichen Abnahme, und den übrigen Merkwürdigkeiten desselben; aber sein Vortrag giebt keinen Zuwachs zu unseren durch alte und neue Beschreibungen erhaltenen Kenntnissen. Doch ist bemerkenswerth, dafs unter der Mameluken Herrschaft alle die Kanäle, Schleusen u. s. w. zur Leitung der Gewässer in entfernte und erhabene Gegenden sorgfältig unterhalten wurden, und dafs der Nil im Mittelalter die nämliche jährliche Höhe erreichte wie zu Herodots Zeiten. Er mufs 18 Cubitus steigen, wenn das Wasser alle der Bewässerung fähigen Gegenden erreichen und allgemeine Fruchtbarkeit, einen Überfluss auf zwey Jahre bringen soll. Zuweilen übersteigt er dieses Mafs, indem er bis über 19 Cubitus anwächst; aber nicht zum Vortheile des Landes, weil in diesem Falle die Erde zu lange mit Wasser bedeckt bleibt und die bequemste Zeit zur Saat unbenützt vorübergeht, auch häufigere Krankheiten entstehen. Bey einer Höhe von 16 Fufs wird nur die Hälfte alles Landes mit Wasser bedeckt, und die Ärndte reichlich genug zur Zahlung der Abgaben und zur Nahrung für Ägypten. Erreicht aber die Wassermasse, welche immer von der Tiefe des Flufsbettes aus berechnet wird, einen niedrigeren Stand: dann liegt unübersehbares Verderben auf den Einwohnern. Aus Furcht vor dem Mangel, theils auch aus einer Art von Verzweiflung, besäen sie nicht einmal die niedrigsten vom Wasser bedeckten Stellen gehörig. Viele in der Gewifsheit des einbrechenden Unglücks flüchten in benachbarte Länder; alle übrigen sehen sich dem Verderben dahin gegeben, der Handwerker und Taglöhner findet keine Arbeit, der Verdienst reicht nicht, um das Anfangs theure, bald für die niedrigeren Volksclassen völlig verschwindende Brod zu kaufen, Tausende sterben Hungers, Ausschweifungen jeder Art, Mordthaten, das Essen des Menschenfleisches, werden dann auch unter der Aufsicht einer strengen Polizey alltägliche Sache. Der Vf. hat ein solches Jahr (1199) erlebt, wo das Wasser nur 12 Cubitus und 21 Finger hoch wurde; er beschreibt die gesehenen und gehörten Unthaten und das allumfassende Unglück mit sehr lebhaften Farben. Es giebt Anzeigen, aus welchen sich mit hoher Wahrscheinlichkeit schon während des Steigens die Fruchtbarkeit des Jahres beurtheilen läfst: ein sehr niederer Wasserstand vor dem Steigen; beym ersten Anwachs eine schmutzig grünliche Farbe des Nils, welche aus den unterwegs in Sümpfen u. s. w. aufgehobenen Vegetabilien und Insecten sich erzeugt und Krankheiten bewirkt, sind schlimme Vorbedeutungen, welche immer drohender werden, je länger diese grünliche Farbe sich erhält; denn wächst der Fluss schnell: so erscheint sie entweder gar nicht, oder verschwindet bald wieder. Die Weiber in Ägypten haben noch andere Proben zur Auskundschaftung der kommenden Fruchtbarkeit; es lohnt aber der Mühe nicht, ihre unmöglich zu einem vernünftigen Resultate führende Verfahrungsart auszuheben.

Um nicht Alles in die ohnehin sehr ausführlichen Noten zu werfen, stellt der Vf. in einem Anhange noch Stellen und Auszüge über andere arabische Schriftsteller auf, welche näheren Aufschluss über mehrere in Abd-Allatifs Texte vorkommende Stellen geben, z. B. über die Balsamstaude u. s. w.; sie liefern einen Beweis von des Hn. *v. Sacy* ausgebreiteter Belesenheit, hätten aber aufserdem vielleicht auch ohne Nachtheil für den Leser zum Theile wegbleiben können. Auch das von S. 581 ff. beygefügte Verzeichnifs der einzelnen Ortschaften Ägyptens, welche im J. 1576 vorhanden waren, mit Bemerkung ihrer Einkünfte für den Monarchen, kann für jetzt um so weniger einen bedeutenden Vortheil gewähren, da Hr. *v. S.* aus vier, jedem in seiner Art verdorbenen, arabischen und türkischen Handschriften schöpfen mufste, folglich mit der richtigen Lesart nicht überall im Reinen seyn kann; dann auch, weil sich über diese Namen äufserst selten nähere Aufklärung für den älteren oder für den heutigen Zustand geben läfst. Doch beweiset das Verzeichnifs die starke Bevölkerung Ägyptens im Mittelalter; und wird eine gebildete Nation Beherrscherin des Landes: so mag sie sich allerdings aus den hier niedergelegten Notizen in mehreren Fällen Raths erholen können. Vd. Hg.

NEUE AUFLAGEN.

Quedlinburg, b. Ernst: *Sammlung und Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch hin und wieder in der deutschen Sprache, hauptsächlich in Zeitungen und Reisebeschreibungen vorkommen.* Für ungelehrte Leser, wie auch für Bürgerschulen angefertigt von *Wilh. Julius Wiedemann.* Dritte stark vermehrte und verbesserte Auflage. 1812. VIII u. 216 S. 8. (8 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1807. No. 69.)

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Das gelehrte Deutschland oder Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller.* Angefangen von *Georg Christoph Hamberger.* Fortgesetzt von *Joh. Georg Meusel.* Sechzehnter Band. Fünfte, durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. — Auch unter dem Titel: *Das gelehrte Deutschland im neunzehnten Jahrhundert, nebst Supplementen zur fünften Ausgabe desjenigen im achtzehnten.* Von *Joh. Georg Meusel.* Vierter Band. — Und noch unter dem Titel: *Dreyzehnter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlandes, welches das neunzehnte Jahrhundert und die Supplemente des achtzehnten zur fünften Auflage des Herrn Hofrath und Professors Meusel enthält.* 1812. 388 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JULIUS, 1812.

PÄDAGOGIK.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Prüfung des Werths der peſtalozziſchen Methode, beſonders in Hinſicht ihrer Erziehungs- und Unterrichts-Principien*, von *A. H. d'Autel*, Aſſeſſor des k. Oberconſiſtoriums und Hofcaplan. 1810. 205 S. gr. 8. (18 gr.)

Hr. *d'A.* bemerkt in der Vorrede, daſs er abſichtlich nur die Principien der peſt. Methode, und mit beſonderer Rückſicht auf die in ſeinem Vaterlande gegen dieſelbe gemachten Einwürfe zu prüfen unternommen habe, und daſs er dabey vorzüglich von dem Bedürfniſs einer beſſeren Lehrmethode für die Volksſchulen ſeiner Gegend ausgegangen ſey. Da die Einwürfe gegen die peſt. Methode, ſo wie die Bedürfniſſe der Volksſchulen, allenthalben wohl ſo ziemlich dieſelben ſeyn werden: ſo kann ſeine Prüfung auch auf ein allgemeines Intereſſe rechnen.

Die Schrift zerfällt in ſechs Abſchnitte. I. *Peſtalozzi.* Einige ſchon bekannte Charakterzüge und Lebensumſtände P's., wozu der Vf. die Notizen von *Witte*, *Johannſen*, *Ewald*, *Gruner* u. ſ. w. benutzt hat. Alle dieſe Bemerkungen aber berühren nur das äuſsere Leben des Mannes, klären die Geſchichte ſeines Geiſtes, beſonders in intellectueller Hinſicht, nicht auf, und laſſen das, was für die Welt und für die Wiſſenſchaft das Wichtigſte wäre, die Entſtehung und allmähliche Ausbildung der ſogenannten peſt. Methode, ganz im Dunkeln. II. *Allgemeine Grundſätze der peſt. Methode.* Dieſe werden in Erziehungs- und in Unterrichts-Principien, und beide wieder a) in allgemeine, b) in Hinſicht der moraliſch-religiöſen Bildung abgetheilt. Die allgemeinen ſind von *Johannſen*, die anderen von *Tillich* entlehnt, und nachher vom Vf. nochmals in eine gedrängte Überſicht zuſammengeſtellt. Die groſse Menge von 21 Erziehungs- und 38 Unterrichts-, zuſammen 59 peſt. Principien, die auch in der gedrängten Überſicht noch aus 12 Hauptprincipien mit 11 Unterabtheilungen beſtehen, erſchwert die Überſicht des Gegenſtandes, und erregt Verdacht theils gegen die Methode ſelbſt, die aus ſo vielen Quellen zuſammenfliefst, theils gegen die Erkenntniſs derſelben, welche dieſes Mannichfaltige doch in ein Grundprincip vereinigen muſste. Die 12 Hauptprincipien des Vfs. laſſen ſich auf folgende 3 Sätze zurückführen: 1) Die Erziehung iſt nichts anders, als ein Unterſtützen der Natur in ihrem Entwickelungsgeſchäfte der menſchlichen Anlagen und Kräfte, und muſs daher auch dieſelben allgemeinen und nothwendigen Geſetze befolgen, welche die Natur bey der Entwickelung jedes organiſchen Geſchöpfs und auch der menſchlichen Geiſteskräfte beobachtet; d. h. ſie muſs von innen heraus, langſam und lückenlos bilden, das Gleichartige, von dem Fremdartigen geſondert, an das Gleichartige reihen, das Einzelne in Harmonie mit dem Ganzen ſetzen und die Selbſtthätigkeit anregen. 2) Sie muſs bey der Entwickelung der Erkenntniſſe, nach der Methode der Natur, die eine unwandelbare Urform der menſchlichen Geiſtesentwickelung iſt, von der Anſchauung als dem Anfangspuncte alles Wiſſens ausgehen, und zunächſt danach ſtreben, die verworrene Anſchauung zur beſtimmten Erkenntniſs zu erheben; weſshalb ſie als Kunſt der Verwirrung der Natur, die ihre Objecte der Anſchauung nicht ordnet, ſteuern, und das Zerſtreute in einen engeren Kreis zuſammenſtellen muſs. 3) Die Erziehung muſs die Aufmerkſamkeit des Kindes zuerſt auf das Weſen einer Sache lenken; und das Weſen, welches in Form, Zahl und Namen beſteht, und woraus 3 Elementarfächer der Erkenntniſs entſpringen, von den wandelbaren und zufälligen Beſchaffenheiten abſondern lehren.

Bevor wir über dieſe Hauptprincipien der peſt. Methode unſer Urtheil fällen, wollen wir unſere eigene Anſicht von dem peſt. Unterricht mittheilen, welche über die, wie uns dünkt, von dem Urheber ſelbſt noch bis dieſen Augenblick nicht verſtandene Methode vielleicht einiges Licht verbreitet.

Rec., der P's. Bücher ſelbſt und die wichtigſten Schriften über die peſt. Methode ſtudirt hatte, fand in den Sätzen, die das Weſen der Methode darſtellen ſollten, ſo viel Unbeſtimmtheiten und Widerſprüche, daſs er ſich von dem Charakter der Methode durchaus keinen Begriff machen, und die Frage, was denn eigentlich peſt. lehren heiſse, ſich nicht beantworten konnte. Er hatte hierauf Gelegenheit, zwar nicht *die* peſt., aber doch *eine* wohleingerichtete peſt. Schule zu beſuchen. Um ein unbefangenes Urtheil fällen zu können, lieſs er Alles, was er über den Peſtalozzism geleſen hatte, an der Thüre zurück, und abſtrahirte ſich an Ort und Stelle aus dem, *was* und *wie* er es vor ſeinen Augen treiben ſah, *beſonnene, ſelbſtthätige, der Menſchennatur angemeſſene Entwickelung der Wiſſenſchaft und Kunſt, von dem Lehrling ſelbſt aus den in ſeiner Körper- und Geiſtes-Natur vorhandenen Elementen vollbracht*, als das Grundprincip dieſes Unterrichts, den er, in einem Aufſatze, welcher nicht in den Buchhandel gekommen, unter dem Namen: *Entwickelungsunterricht*,

charakterisirte. Pestalozzisch, oder vielmehr nach diesem Entwickelungsunterricht unterrichten, hiefs ihm von nun an so unterrichten, *dafs der Schüler mit Bewufstseyn und Selbstthätigkeit das Object des Wissens und Könnens aus seiner eigenen Natur, und gemäfs seiner eigenen Natur, von dem ersten Elemente an stufenweise und lückenlos entwickelt, ausbildet und vollendet.*

Dafs dieses das wahre Grundprincip der pest. Methode sey, und dafs dieser Entwickelungsunterricht, der den materiellen und formellen Zweck in sich vereinigt, das Wesen derselben ausmache, davon ist Rec. noch bis diesen Augenblick überzeugt; ja die Richtigkeit seiner Ansicht ist späterhin noch durch mehrere Aufserungen in dem Bericht der Hnn. *Merian, Girard* und *Trechsel* über P's. Erziehungsanstalt bestätigt worden. Nach Rec. Ansicht von dem Grundprincip und Wesen dieses Entwickelungsunterrichts ist auch die Sphäre desselben bestimmt. Dieser Unterricht nämlich umfafst jede Wissenschaft und Kunst, die aus der Geistes- und Körper-Kraft des Menschen selbst hervorgeht; was dagegen zum Gebiet der Erfahrung aufser uns gehört, ist von ihm ausgeschlossen. Nicht also dadurch, dafs eine Wissenschaft oder Kunst Elemente hat, qualificirt sich dieselbe für diesen Entwickelungsunterricht, wie man dieses irriger Weise behauptet hat; denn Elemente hat jede: sondern dadurch, dafs diese Elemente in der Menschennatur selbst liegen, und dafs folglich die Wissenschaft und Kunst sich aus diesen in der Menschennatur liegenden Elementen zugleich mit der Geistes- oder Körper-Kraft von jedem Individuum entwickeln lasse. Ferner folgt aus dieser Ansicht, dafs die Behauptung, der Entwickelungsunterricht eigne sich blofs für den sogenannten Elementarunterricht, ganz ungegründet sey; denn eine Wissenschaft und Kunst, die ursprünglich aus der Menschennatur entsprungen ist, mufs sich auch von neuem aus jedem Individuum nach Mafsgabe der individuellen Fähigkeiten bis zur Vollendung entwickeln lassen.

Nun entsteht aber die Frage: Erkennt P. und seine Schule das von Rec. angegebene Grundprincip und Wesen des Entwickelungsunterrichts für das Grundprincip und Wesen seines Unterrichts an? — Darauf antwortet Rec.: Den Worten nach nicht, denn P. gesteht selbst, dafs er den Charakter seiner Methode nicht anzugeben wisse, und was er darüber sagt, ist dunkel und unbefriedigend; ein Beweis, dafs er das Wesen seiner Methode selbst nicht begriffen hat. Man vergleiche hierüber unsere Recension des Berichts über die pest. Erziehungsanstalt (J. A. L. Z. No. 32) und die dort mitgetheilte Erklärung P's. — Aber durch die That bestätigt die pest. Schule Rec. Ansicht. Was sie bisher betrieben hat, ist der von ihm bezeichnete Entwickelungsunterricht, und alle Lehrfächer, die sie in Leitfäden methodisch bearbeitet hat, gehören zu den Gegenständen, die sich aus der Menschennatur entwickeln lassen. Zwar verspricht sie fortwährend, auch Gegenstände der äuseren Erfahrung, z. B. Geographie, Geschichte u. s. w., der Methode anzupassen; aber eben darin täuscht sie sich, und legt den Beweis ab, dafs sie das Wesen, mithin auch den Umfang der Anwendbarkeit ihrer Methode nicht erkannt hat. Schon dafs sie diese, dem Jugendunterricht so nahe liegenden Gegenstände noch immer nicht der Methode anpassen konnte, und dafs die Versuche, die z. B. mit der Technologie gemacht wurden, wesentlich verschieden sind von jenen mit der Formen-, Gröfsen-, Gesangs-Lehre und Gymnastik, schon dieses hätte sie auf den Grund dieser Schwierigkeit und Verschiedenheit aufmerksam machen müssen. Und dieser Grund liegt in nichts anderem, als darin, dafs der pest. Unterricht der von uns bezeichnete Entwickelungsunterricht ist, welcher sich seiner Natur nach auf Gegenstände einer äuseren Erfahrung nicht anwenden läfst. Denn was sollte das wohl heifsen: die Geographie oder die Geschichte von innen aus dem Lehrling lückenlos entwickeln? — Vergleichen wir endlich den Gang der Methode in ihrer Ausbildung, von dem pest. Quadrat bis zu den Gegenständen, die nun in der pest. Schule methodisch gelehrt werden, und von *Zeller, Schmid, Griebe* u. s. w. in Leitfäden bearbeitet worden sind: so zeigt sich, dafs die ursprünglich ganz dunkle Idee P's. nach und nach, ihm selbst unbewufst, in unseren Entwickelungsunterricht überging, an dessen Vortrefflichkeit, in der seiner Natur angemessenen Sphäre, wohl kein denkender und erfahrener Lehrer zweifeln wird. Denn was kann und soll der Unterricht mehr, als den Lehrling so leiten, dafs dieser seine Kraft, und aus ihr zugleich die Wissenschaft und Kunst entwickele und sich aneigne?

Wenn Rec. Ansicht die richtige seyn, und als solche von der pädagogischen Welt angenommen werden sollte: so glaubt er, dafs dadurch das Unwesen, welches bisher mit dem Pestalozzism getrieben worden ist und täglich ärger zu werden droht, auf immer zugleich mit dem Namen aus der Welt verbannt werden könnte. Haben wir uns über eine Lehrart bis zu einem wissenschaftlichen Princip erhoben; ja haben wir uns sogar überzeugt, dafs der Entwickelungsunterricht, seiner Natur nach, sowohl zu materiellen, als auch zu formellen Zwecken der vollkommenste Unterricht ist, und dafs die pest. Methode, wenn sie nach Vollkommenheit strebt, gerade in ihm ihr Wesen suchen und nach ihm ihren Charakter bilden müsse: was brauchen wir uns dann noch um die pest. Schule zu bekümmern, und über ihre unbestimmte und schwankende Methode zu streiten? Mag die pest. Schule fernerhin experimentiren und durch neue Versuche die Zahl ihrer Principien vermehren. Wir wollen umgekehrt unser wissenschaftliches Grundprincip entwickeln, ausbilden und in Anwendung bringen, und wir werden weiter und sicherer vorschreiten, als wenn wir nach Yverdon gehen und das Herumtappen einer Schule ansehen, deren Methode aus einem dunkeln Gefühl hervorging, blofs durch Experimente nach keinem festen Ziele fortschritt, und den nach dem letzten Grunde und dem wesentlichen Charakter fragenden Denker unbefriedigt läfst.

Nach dieſer Anſicht werden ſich die vom Vf. geſammelten und in eine Überſicht zuſammengeſtellten peſt. Principien leicht beurtheilen laſſen. Das Schwankende, Unzuſammenhängende, Unbegründete und Verworrene leuchtet von ſelbſt hervor, und beweiſt, daſs dem Ganzen keine umfaſſende Idee zum Grunde liegt. Wir führen zum Beweiſe den Begriff der Natur und des Naturgemäſsen an, den dieſe Schule als den Typus und die Regel ihres Verfahrens überall im Munde führt. Welche verworrene Anſicht äuſsert ſie hievon! Bald iſt ihr die Natur der Inbegriff der äuſseren Erſcheinungen, bald das Syſtem der Geſetze, nach welchen Alles erſcheint, bald die individuelle Beſchaffenheit des Menſchen, bald die wirkende Urkraft ſelbſt. Bald ſoll die Erziehung die Natur in ihrem Entwickelungsgeſchäfte unterſtützen und ihre Geſetze befolgen; bald ſoll ſie der Verwirrung der Natur, die ihre Objecte nicht ordnet (!?), ſteuern, alſo ihr entgegenarbeiten; und Alles dieſes wird eine *naturgemäſse* Erziehung genannt. Das Nämliche gilt von der Behauptung, daſs die Erziehung die Aufmerkſamkeit *zuerſt* auf das Weſen einer Sache lenken *ſoll*, welches die Natur offenbar nicht thut. Das Nämliche endlich gilt von der geprieſenen peſt. Dreyeinigkeit: Form, Zahl und Namen, die der Urquell von 3 Elementarfächern ſeyn ſoll. Denn womit will die peſt. Schule beweiſen, daſs der Name eine weſentliche Eigenſchaft der Objecte der Anſchauung ſey? — Es würde uns zu weit führen, wenn wir unſere Idee vom Entwickelungsunterricht mit den peſt. Principien vergleichend durchführen wollten. Daher bemerken wir nur noch, daſs der Unterricht in Gegenſtänden äuſserer Erfahrung ganz anders behandelt werden muſs, als der Unterricht in Gegenſtänden, die aus der Menſchennatur ſelbſt hervorgehen; daſs, wie die beiden Arten von Gegenſtänden ſelbſt, ſo auch ihre Elementarpuncte weſentlich verſchieden ſind, und daſs von letzteren die Elementarpuncte nicht in Form, Zahl und Namen, ſondern in der urſprünglichen Beſchaffenheit und Äuſserung der Menſchenkraft liegen.

Wir theilen jetzt noch die Inhaltsanzeige der übrigen Abſchnitte mit. III. *Über den Streit: Was iſt an der peſt. Methode Altes und Neues?* IV. *Beytrag zur näheren Vergleichung der peſt. Erziehungs- und Unterrichts-Principien mit denen der neueren Pädagogen* (dem die Vergleichung einiger Erziehungsgrundſätze *Condillacs* mit den peſtalozziſchen angehängt iſt). V. *Kritik der vorzüglichſten Einwürfe gegen die Methode.* VI. *Reſultate.* Wenn einmal die peſt. Methode das iſt und ſeyn will, wofür ſie auch in dieſem Buche ausgegeben wird: ſo hat der Vf. als ein Verehrer derſelben ſie deutlich und ausführlich abgehandelt. Wir ſind dagegen der Meinung, daſs ſie ſich weder charakteriſiren, noch mit den Principien anderer Pädagogen vergleichen, noch gegen Einwürfe vertheidigen läſst, bevor ſie nicht auf Ein wiſſenſchaftliches Grundprincip zurückgeführt worden iſt. Daher enthalten wir uns auch aller Gegenbemerkungen über die letzten Abſchnitte, und benutzen lieber dieſe Gelegenheit, eine Sache zur Sprache zu bringen, die von unſerem Vf. im 1 Abſchnitt zwar berührt, aber nicht, wie ſie es verdient, umſtändlich und in ihren Folgen erwogen wurde.

Wir haben ſchon oft geleſen, und leſen hier wieder, daſs P's. Unternehmen auf die Armen im Volke berechnet war. S. 12 heiſst es von neuem zu ſeinem Ruhm: „Ich konnte und wollte nicht leben ohne meinen Zweck;“ und S. 14: „Daſs P. nun eine Erziehungsanſtalt von Kindern aus gebildeten Ständen hat, lag, wie man ſieht, Anfangs nicht in ſeinem Plane; aber da er nirgends Unterſtützung fand, und doch das Werk ſeines Lebens vollenden wollte: ſo muſste der arme Mann Kinder vermöglicher Ältern erziehen, deren jährlicher Beytrag ſeine Lehranſtalt erhielt und die Gehülfen ihm bezahlte, die er nun ſo glücklich war in gröſserer Anzahl mit ſich zu verbinden und ihre Thätigkeit zu vereinen mit der Seinen für die Erreichung des noch nicht aufgegebenen Zwecks.“ Uns ſcheint das letzte Unternehmen P's. mit ſeinem erſten Zweck ganz unvereinbar. Der Vf. behauptet zwar, P. habe ſeinen Zweck noch nicht aufgegeben, und wolle das Werk ſeines Lebens vollenden: aber wir möchten wiſſen, was noch gegenwärtig P's. Zweck ſey? — P. wollte ſich urſprünglich der armen Volksclaſſe annehmen, und fand natürlich, daſs dieſes nur durch einen beſſeren Jugendunterricht geſchehen könne. Daher wurde er Schulmeiſter, ſann auf eine beſſere Lehrmethode, und unterrichtete nach dieſer die Landjugend. Dieſs war ſein ſchöner Zweck und das einzige wirkſame Mittel dazu. Wäre er auf dieſem Standpunct ſtehen geblieben, und hätte er, anſtatt zu ſchreiben, im Stillen in ſeiner Schule gelehrt: ſo würde er in der Reihe von Jahren gewiſs ſchon viele tüchtige Landleute gebildet, die benachbarten Schulen zur Befolgung ſeiner beſſeren Lehrmethode angereizt, und ſo allmählich zur Verbreitung einer vernünftigeren Lehrart, und dadurch zur Beglückung der armen Volksclaſſe beygetragen haben. Aber iſt P. ſeinem Zweck treu geblieben, und hat er ihn auch nur zum Theil erreicht? — Wir müſſen von Beidem das Gegentheil behaupten. Der genialiſche Mann, der aus Mangel an wiſſenſchaftlicher Bildung und an Bekanntſchaft mit den Fortſchritten der Pädagogik in dem Gedanken, daſs alle Erkenntniſs von der Anſchauung anhebe, mithin auch aller Unterricht von der Entwickelung der Anſchauungskraft anfangen müſſe, ſich ſelbſt übertraf, in den Maſs- und Zahlen-Verhältniſſen, und namentlich im Quadrat den einzigen Werth ſeines Lebens und das Ziel der Menſchheit gefunden zu haben glaubte, ſelbige als den Stein der Weiſen allen Pädagogen öffentlich anprieſs und ſtatt aller Gründe ſein: *Komm' und Siehe!* allen Völkern Europens zurief, der gute P. ahnete in jenem Augenblicke wohl nicht, wie weit er ſich dadurch von ſeinem erſten Zweck entfernt hatte und immer mehr entfernen würde. Denn was geſchah? Die Welt kam und ſah, und ſtaunte die Fertigkeit ſeiner Schüler im Rechnen, und ſpäterhin auch in der Formen- und Gröſsen-Lehre an.

Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte wurden hier Schüler, bekannten demüthig ihre Unwiſſenheit, ſetzten ſich zu P's. Schülern, lernten mit dieſen und von dieſen Zahlen- und Maſs-Verhältniſſe, und kehrten gröſstentheils als Bewunderer und Dolmetſcher der Methode zurück.

Und was wurde dadurch die peſt. Schule? — Nicht eine Lehranſtalt für die Landjugend oder für die Jugend überhaupt, ſondern ein öffentliches Laboratorium für den Experimentalunterricht. — Was wurde aus P.? Nicht der Jugendlehrer, der ſeine Kraft auf die Belehrung und Beglückung des armen Landvolks concentrirte, ſondern ein Methodenlehrer für ſeine Gäſte und für das Publicum, und ein Verfechter ſeiner Lehrart gegen die Angriffe ſeiner Widerſacher. — Und was wurde endlich aus der peſt. Schuljugend? — Dieſe wichtige, nicht ſowohl über die peſt. Methode, als vielmehr über die peſt. Schule entſcheidende Frage richtig zu beantworten, iſt wohl kein Anderer im Stande, als P. ſelbſt. Sollte aber der ehrliche Mann nicht offen geſtehen, daſs ſeine Schüler nicht das wurden, wozu er ſie nach ſeinem erſten Plan machen wollte, und was ſie hätten werden können, wenn er ſeinem Zwecke treu geblieben wäre? Sie wurden gewiſs nicht jene wohlunterrichteten, anſpruchloſen, für ihren Wirkungskreis ausgebildeten Landleute, und nachmals in Yverdon, als Kinder reicher Ältern, nicht die kenntniſsreichen und für einen höheren Standpunct zweckmäſsig vorbereiteten Jünglinge, die wir aus höheren Bildungsanſtalten erwarten. Die beiden Schüler P's., *Schmid* und *Sigriſt*, ſind, ſo viel Rec. weiſs, die erſten, die ſich der öffentlichen Beurtheilung dargeſtellt haben, und dieſe haben eben keinen vortheilhaften Beweis von ihrer Schulbildung und Erziehung abgelegt. Ohne indeſs von zwey auf alle übrigen zu ſchlieſsen, fragen wir: Iſt es wohl möglich, daſs die peſt. Schule in ihrer Lage eine andere Wirkung bey ihren Schülern hervorbringen kann? Muſs das Miſsverhältniſs, in welchem die nach der Methode bearbeiteten Fächer zu den übrigen betrieben werden, nicht nachtheilig auf letztere wirken? Muſs das ewige Gewirre der Fremden nicht die Schüler in ihrer Aufmerkſamkeit und die Lehrer in ihren Studien ſtören? Muſs die dunkele, hochtönende Sprache über die neue Methode, das verächtliche Urtheil über Alles, was auſserhalb Yverdon gewuſst und gelehrt wird, die Bewunderung der zahlloſen Gäſte, deren Weisheit hier zur Thorheit wird, muſs Alles dieſes nicht die jungen Leute auf den Gedanken bringen, daſs ſie aus der einzigen Quelle der Weisheit ſchöpfen, und, weil ſelbſt Gelehrte und Lehrer aus der übrigen Welt bey ihnen nur unwiſſende Schüler ſind, und ſogar von ihnen lernen, daſs ſie mehr und Alles beſſer wiſſen, als alle Gelehrten der Welt? — Rec. würde ſich freuen, wenn er irrte. Im Fall aber auch Mangel an wiſſenſchaftlicher Ausbildung und Dünkel nicht die natürlichen Wirkungen einer ſolchen Schule wären: ſo iſt doch ſo viel gewiſs, daſs P. ſein armes Landvolk ganz aus den Augen verloren hat, und daſs die etwanigen Landkinder in ſeiner Schule ſich gewiſs nicht am rechten Orte befinden. Was iſt denn alſo in dieſem Augenblicke der Zweck P's. und das Werk ſeines Lebens, weſshalb er eine Erziehungsanſtalt für gebildete Stände errichtete? Es bleibt nichts anderes übrig, als die Ausbildung ſeiner Methode. — Wir unſererſeits, überzeugt, daſs das Weſen einer Lehrmethode nicht durch Verſuche, ſondern durch Erforſchung des ihr zum Grunde liegenden Princips erreicht und die Methode ſelbſt nur auf dieſem wiſſenſchaftlichen Wege ausgebildet werden könne, müſſen bedauern, daſs P's. ſchöner praktiſcher Zweck in ein ſolches unnützes Beſtreben ausgeartet iſt. Wie weit beſſer hätte er gethan und würde er noch thun, wenn er die Landjugend, wäre es auch nach einer ſchlechteren Methode, gut unterrichtete, und die Erforſchung und Ausbildung derjenigen Lehrart, die der Menſchennatur und dem Lehrobjecte am angemeſſenſten iſt, den Männern überlieſse, deren wiſſenſchaftliche Bildung ſie dazu fähig macht und verpflichtet. Er müſste dazu um ſo geneigter ſeyn, wenn er bedächte, daſs ſelbſt *der* Grad von wiſſenſchaftlicher Ausbildung, den ſeine Lehrart bis jetzt ſchon erreicht hat, nicht von ihm ſelbſt herkömmt, ſondern von anderen Gelehrten, die das, was er anfänglich trieb, wiſſenſchaftlich deuteten, und ihn ſelbſt zur Befolgung ihrer Grundſätze beſtimmten. Doch möchte der gute Mann immer mit ſeinen Experimenten fortfahren, wenn er ſich dabey nur auf ſich ſelbſt und auf die Verbeſſerung ſeiner Schule beſchränkte, und nicht Alles immer als eine unerhörte Weisheit auf das Publicum übertrüge. Vor Letzterem wollen wir ihn wohlmeinend warnen: denn das Publicum, und namentlich das pädagogiſche, ſcheint ſich nicht länger von ihm und ſeiner Schule eine Sprache gefallen laſſen zu wollen, welche ſelbſt die erſten Pädagogen und Lehranſtalten Deutſchlands wohl nie zu führen gewagt hätten. Wäre Rec. an P's. Stelle: er verſchlöſſe von Stund' an ſein Inſtitut den neugierigen Gäſten; er lieſse nichts eher drucken, als bis er ſeinen Gegenſtand ganz aufs Reine gebracht hätte, und beendigte dadurch einen widerlichen Streit, welcher der Wiſſenſchaft nichts nützt, weil er über zufällige Beobachtungen, und nicht über eine wiſſenſchaftliche Idee geführt wird.

r. b.

FORTSETZUNGEN.

Carlsruhe, b. Müller: *Handbuch für Denker.* Von *Karl Friedr. Schilling von Canſtadt.* Fünfter Theil. 1812. XXX u. 915 S. 8. (S. die Rec. Jahrg. 1809. No. 107.)

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Theologiſche Zeitſchrift*, in Verbindung mit einer Geſellſchaft Gelehrter herausgegeben, vormals von D. *Joh. Joſeph Hatz*, nun von D. *Friedr. Brenner.* Sechſten Bandes erſtes bis viertes Heft. 1812. S. 1—544. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JULIUS, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, auf Kosten des Vfs., und LEIPZIG, in Commission der gleditschischen Buchhandlung: *Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend.* Herausgegeben von *W. G. Becker.* 1811. Des dritten Bandes 1stes, 2tes, 3tes und 4tes Heft, oder in der Reihe des ganzen Werks das 9te, 10te, 11te und 12te Heft. Die Kupfertafeln XCV—CXLII, nebst 60 Seiten Text in Fol. (Jedes Heft 6 Rthlr. 18 gr.)

Indem wir uns auf die früheren Anzeigen berufen, welche von diesem prächtigen, der berühmten Antiken-Sammlung, die solches veranlasste, würdigen Werk in unserer A. L. Z. (1806 No. 240 und 1811 No. 117) erschienen sind, ist es nicht ferner nöthig, von der Einrichtung des Ganzen oder der einzelnen Hefte etwas zu sagen, sondern wir können gleich fortfahren, auf eben die Weise, wie damals geschehen, jetzt von den Monumenten, welche in den 4 vorliegenden und zum dritten Bande gehörigen Heften enthalten sind, unseren Lesern Bericht abzustatten.

Im 9ten Heft oder dem 1sten des 3ten Bandes findet sich Taf. XCV die Gruppe eines mit einem Satyr ringenden Hermaphroditen; Figuren ungefähr halb lebensgross. Hr. *Becker* bemerkt von diesem Denkmal S. 4, in Hinsicht auf die Kunst der Ausführung sey dasselbe ein wahres Meisterwerk. Von dem Gegenstück, Taf. XCVI abgebildet, erfährt man S. 12, dass es ursprünglich eine der vorigen ganz ähnliche Gruppe gewesen, und die gegenwärtige Verschiedenheit bloss durch falsche Ergänzungen entstanden sey; die beiden Köpfe wären zwar von guter antiker Arbeit, gehörten aber den Figuren nicht an. Taf. XCVII stellt eine bekleidete weibliche Figur dar, welche durch den Faltenwurf ihres Gewandes an den älteren Stil der griechischen Kunst erinnert, vielleicht auch gar eine Nachahmung desselben seyn mag. Der retouchirte Kopf passt nicht zur Figur, und die Arme sind bis an die Schultern neu, wie auch der Vordertheil des rechten Fusses. Taf. XCVIII zeigt eine Pallas, woran Vieles ergänzt ist. Taf. XCIX einen kleinen gutgearbeiteten Apollo in ähnlichen Umständen. Taf. C eine noch kleinere Diana, eben so ergänzt. Taf. CI eine andere Diana, wenig grösser als die vorige, doch von geringerer Arbeit; auch an dieser Figur giebt es beträchtliche Restaurationen. Taf. CII enthält Abbildungen zweyer Köpfe: der eine, mit hohem Diadem geziert, stellt nach unserer Überzeugung die Venus Urania dar, aber Hr. *B.* scheint geneigt, solchen für ein Bildniss zu halten; er ist einer grossentheils modernen nicht passenden Figur aufgesetzt. Der zweyte Kopf, zierlich gelockt, mit einer Mauerkrone und Lorbeerkranz, hat, ungeachtet diese Attribute die Cybele ankündigen, so viel Eigenthümliches in den Zügen, dass man solchen füglich für ein wohlgearbeitetes Porträt halten darf. Taf. CIII. Venus. Statue in Lebensgrösse, deren Kopf ein Bildniss zu seyn scheint; das Ganze ist mittelmässig gearbeitet. Taf. CIV. Etwas kleinere Statue, welche durch Restauration in eine Venus verwandelt worden; das ihre Schenkel und Beine umhüllende Gewand hat hübschgelegte Falten. Taf. CV. Wieder eine Statue, die der Ergänzer durch seine Zusätze zur Venus gemacht; die unteren Theile sind ebenfalls bekleidet, der Oberleib scheint nackt, aber über der Brust und den Schultern bemerkt man zarte Falten eines äusserst feinen und durchsichtigen Gewandes angedeutet. Taf. CVI. Sitzendes junges Mädchen, von dem Hr. *B.* S. 21 vermuthet, es habe ursprünglich Spielknochen in der Hand gehalten; die Beine und auch die Vorderarme sind moderne Ergänzungen.

Im 10ten Heft oder dem 2ten des dritten Bandes kommen vor: Taf. CVII. Vordere Ansicht der Statue eines sogenannten Fechters, von trefflicher Arbeit. Taf. CVIII stellt eine andere von der vorigen sehr wenig verschiedene Statue von der Rückseite dar. Die Sammlung besitzt noch zwey ungefähr ähnliche Statuen, welche, nach der geringeren Arbeit zu urtheilen, antike Copieen von den beiden abgebildeten Originalfiguren seyn mögen. Taf. CIX, Statue eines Faustkämpfers von grauem Marmor; Cabaceppi hat die mangelnden Theile an diesem Denkmal ergänzt. Taf. CX. Vorderseite von einem Sarkophag, worauf eine Jagd wilder Thiere in Hautrelief gearbeitet ist. Ein grosser Eber zeichnet sich als Hauptgegenstand aus, und um deswillen glaubt Hr. *B.*, der Künstler habe damit die Jagd des calydonischen Schweins darzustellen beabsichtigt, wogegen jedoch das ungriechische Costume einiger Figuren anzuführen wäre. Taf. CXI und CXII. Basreliefe an der vorderen langen und den beiden kurzen Nebenseiten eines ganz erhaltenen Sarkophags; sie enthalten bacchische Gegenstände. Taf. CXIII. CXIV. CXV. Sarkophag von ovaler Form, um und um mit erhobener Arbeit geziert, welche den Triumph des Bacchus darstellt. Taf. CXVI. Römische Matrone, eine Statue aus Travertinstein gearbeitet. Taf. CXVII. Männ-

liche Figur aus derſelben Steinart in römiſcher bürgerlicher Kleidung: im Text wird S. 36 angemerkt, die Sammlung habe auſser dieſer noch vier ſolche Statuen aufzuweiſen, denen aber die alten Köpfe mangelten. Taf. CXVIII. Fragment oder eigentlich faſt die ganze obere Hälfte einer Statue, mehr als lebensgroſs von Marmor: der Kopf ſoll überarbeitet ſeyn, die Toga hat niedliche, nur etwas zu gehäufte Ichmale Falten.

Im 11ten Heft oder im 3ten des dritten Bandes ſind abgebildet: Taf. CXIX. Ein junger Römer mit anhängender Bulla. Der moderne Kopf dieſer Statue hat, dem Charakter des Ganzen zuwider, Züge eines bejahrten Mannes. Taf. CXX enthält zwey Köpfe: der eine von Bronze wird für das Bildniſs des Julius Cäſar gehalten, doch ſcheint ſelbſt der Vf. S. 40 an der antiken Ächtheit des Werks einigermaſsen zu zweifeln, und wir glauben nicht ohne Grund. Der zweyte Kopf iſt in Marmor gearbeitet und muſs gewöhnlich für einen Pompejus gelten, zu welcher Benennung aber keine ausreichenden Gründe vorhanden ſind. Taf. CXXI zeigt erſtens ein weibliches Bruſtbild in Basrelief gearbeitet, wovon man glaubt, es könne vielleicht die Livia, Auguſts Gemahlin, vorſtellen. Zweytens eine Büſte von trefflicher Kunſt und zufolge des Texts S. 41 eins von den ſeltenen Bildniſſen der Julia, Auguſts Tochter. Taf. CXXII. Ein bronzener Kopf des Germanicus, bey welchem die nämlichen Zweifel walten wie bey dem vorhin erwähnten Julius Cäſar, und ein ſchöner Kopf der Agrippina von Marmor. Taf. CXXIII liefert die Abbildung eines marmornen Bruſtbildes in Hautrelief, worin man den Germanicus erkennen will; doch könnte dieſes Werk dem Stil der Arbeit gemäſs leicht aus einer weit ſpäteren Zeit herrühren. Taf. CXXIV. Statue eines vornehmen jungen Römers, die Einige für das Bildniſs des Lucius Cäſar, Andere aber für das des Britannicus halten; der Text lobt vornehmlich das Gewand dieſer Figur. Taf. CXXV erblickt man zwey hübſche Köpfe von Knaben, der oben ſtehende ſoll den Cajus Cäſar, der andere den jungen Nero darſtellen. Taf. CXXVI. Schön drapirte und zugleich wohl erhaltene Statue der jüngeren Agrippina, des Claudius Gemahlin. Taf. CXXVII. Caligula, ein Kopf mit wenig Bruſt, aus Porphyr fleiſsig und gut bearbeitet, aber höchſtwahrſcheinlich von moderner Hand und nach dem ſchönen capitoliniſchen Bruſtbild in Baſalt copirt, wie vor uns auch ſchon *Winkelmann* bemerkt hat. Taf. CXXVIII. Domitia, Gemahlin des Domitianus, ein Bruſtbild, welches als Kunſtwerk und zugleich als antiquariſche Seltenheit merkwürdig iſt. Taf. CXXIX. Ein ſchöner Kopf des Trajanus in Lebensgröſse, und ein anderer von coloſſalen Proportionen, der ſonſt ebenfalls für Trajans Bildniſs gegolten, doch wahrſcheinlich dieſen Kaiſer nicht darſtellt und ein Werk ſpäterer Zeit iſt. Taf. CXXX. Zwey weibliche Köpfe. Der tieferſtehende von ganz vortrefflicher Arbeit ſoll die Plotina des Trajanus, und der andere Hadrians Gemahlin Sabina darſtellen.

Das 12te Heft oder das 4te des dritten Bandes enthält folgende Denkmale. Taf. CXXXI. Ein Bruſtbild der Marciana, Trajans Schweſter. Taf. CXXXII und CXXXIII haben beide einen bisher nicht erkannten Antinous zum Gegenſtand. Auf jener erſten Tafel nämlich erſcheint die ganze Statue, die durch widerſinnige Reſtauration zu einem Apollo Sauroctonos gemacht worden iſt. Auf der zweyten Tafel erſcheinen nur die antiken Theile derſelben Figur, Kopf, Bruſt und Schultern nach einem etwas gröſseren Maſsſtab abgebildet. Auf der Taf. CXXXIV finden ſich die Köpfe des Antoninus Pius und der Fauſtina, ſeiner Gemahlin, an denen Kunſt und Ähnlichkeit ſehr gelobt wird. Taf. CXXXV. Eine groſse Statue des Antoninus Pius, mit geſchmackvoll verzierter Rüſtung. Taf. CXXXVI. Wohlerhaltenes Bruſtbild des Marcus Aurelius; die Arbeit der Haare an dieſem Stück erhält beſonders viel Lob. Taf. CXXXVII. Ein Kopf des Lucius Verus, und einer von deſſen Gemahlin Lucilla. Taf. CXXXVIII. Bruſtbild des Commodus. Taf. CXXXIX enthält noch einen Kopf deſſelben, nebſt einem weiblichen, den man für das Bildniſs der Criſpina, ſeiner Gemahlin, hält. Taf. CXL. Köpfe des Septimius Severus und ſeiner zweyten Gemahlin, der Julia Pia. Hier bricht der Text ab, doch ſind dem 12ten Heft noch die Kupfertafeln CXLI und CXLII beygelegt. Die erſte hat Abbildungen von zwey Köpfen, vermuthlich des Geta und des Caracalla, aufzuweiſen, die andere aber zeigt eine Statue des Caracalla, welcher die Arme und die Beine fehlen.

Was nun den Text der angezeigten 4 Hefte des dritten Bandes betrifft: ſo hat der gelehrte Vf. den Fleiſs und die Sorgfalt, welche er durch das ganze Werk bewieſen, auch hier fortgeſetzt; er hat, zumal bey Benennung der Bildniſſe, ſich faſt immer auf die Münzen bezogen, indem dieſelben bey dieſem ſchwierigen Geſchäft die ſicherſten, ja die einzigen Wegweiſer ſind. Auch verdient die redliche treue Aufmerkſamkeit, womit Reſtaurationen und andere Beſchädigungen der Denkmale ſowohl in der Erklärung angegeben, als auch in den Kupferſtichen bemerklich gemacht worden, den Dank aller Kunſtfreunde und Verehrer des Alterthums, die ferner auch gegründete Urſache haben, mit den ſämmtlichen Kupfertafeln ſehr zufrieden zu ſeyn. Die Bilder ſind durchgängig beſtimmt, klar, mit vieler Kunſtfertigkeit geſtochen, drücken überdieſs den Charakter der Denkmale meiſt glücklich aus. Vorzüglich wohl geriethen die Platten, welche Basreliefe darſtellen.

Mit dem 13ten Heft oder dem 5ten des dritten Bandes, welcher in Kurzem erſcheinen ſoll, wird das Werk geſchloſſen werden. W. K. F.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Gedichte* von *Chriſtine Weſtphalen*, geb. *von Axen*. Dritter Band. 1811. 302 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieſer Band iſt in drey Abſchnitte getheilt, mit den Überſchriften: Kleinere Gedichte, Denkmäler, Elegieen und Idyllen, welche zuſammen nicht weni-

ger als 267 betragen. Man kann nichts dagegen haben, wenn dieſe geiſtreiche, und durch Umgang und Lectüre gebildete Frau ihrer Neigung folgt, alle Veränderungen des Lebens, alle äuſseren und inneren Erſcheinungen, Stimmungen, Eigenſchaften des Gemüths u. ſ. w. mit einer augenblicklich verweilenden Betrachtung ins Auge zu faſſen und ſie in Verſe zu bringen oder poetiſch zu beſprechen, auch wird es nicht an guten Freunden und empfänglichen Seelen von gleicher Beſchaffenheit fehlen, die ihr ein williges Ohr leihen oder ſich auch an ihren edelen Betrachtungen ergötzen; aber ein prüfendes Urtheil, das auf die Höhen der Kunſt und ihre mögliche Vollendung Rückſicht nimmt, darf dem gröſseren Publicum nicht verſchweigen, daſs dieſe Gedichte weder durch Originalität der Gedanken, noch durch tiefes Gefühl ſich auszeichnen und daher nur wenig Eindruck zurücklaſſen. Sie kommen unſeres Erachtens dem erſten Bande der Gedichte, der ſchon in dieſen Blättern angezeigt iſt, nicht gleich, weil dieſe bey der Wortfülle mehr geiſtreiche Anmuth haben. Die Sprache kann man edel und rein nennen, wenn auch die Verſe nicht immer aufs beſte gelingen und Mangel an Bekanntſchaft mit den Fortſchritten der deutſchen Metrik verrathen. Viele Gedichte ſagen und enthalten ſo wenig, daſs man ſie kaum für Gedichte kann gelten laſſen; doch iſt hie und da ein angenehmes Bild entworfen, oder mit zarten Farben eine Schilderung oder Beſchreibung gegeben, bey der man wohl einen Augenblick verweilen mag, wie z. B. in dem Gedichte: *der Schlaf und der Schlummer*, und die verſtändige Betrachtungsweiſe der Dichterin knüpft an die gewöhnlichen Erſcheinungen zuweilen nicht übele Gedanken an, wie z. B. in folgendem Gedicht, das wir mit zu den beſſeren rechnen.

Der Entenjäger.

Beid' in dem einzigen Schuſs dir gewinnen? O thörichtes Streben!
Hätte dir eine genügt; fehlten dir beide nicht jetzt.
Alſo betrügt ſich öfter die raſche, begehrliche Habſucht;
In der Genügſamkeit liegt einzig der ſichre Gewinn.
T. Z.

Amsterdam u. Leipzig, im Kunſt- u. Induſtrie-Comptoir: *Das Opfer.* Ein Roman von *Regina Frohberg.* 1812. 350 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wenn die Welt noch ſo beſchaffen wäre, wie die Vfn. ſie abzeichnet: da müſste ſichs recht ſanft und einförmig darin leben laſſen. Die Menſchen wären zwar laſterhaft, aber ſie lieſsen ſich doch ſagen, und gingen zur Tugend über. Wenn das Schickſal ein Herz hätte, wie die Vfn.: ſo quälte es uns zwar mitunter ein Weilchen; könnte aber bald vor Erbarmen nicht umhin, uns glücklich zu ſehen. Ihre Menſchen haben Leidenſchaften, kämpfen mit dem Schwerdte der Pflicht dagegen an, und können ſie doch nicht überwältigen, werden krank darüber, und gerathen ſchier ins Sterben, bis man ihnen den Willen thut. So einer, ein Graf Falkenſtein, iſt mit der Tochter ſeines Oheims und Wohlthäters verlobt, und ganz vergnügt mit ſeinem ſchönen Looſe. Er beſucht ein anderes Mädchen ziemlich oft, und merkt am Ende, daſs er verliebt geworden iſt. Die Mutter dieſes Mädchens merkt es auch, ob er gleich kein Wort geſagt hat. Der Oheim findet in ſeinen Papieren einige Stoſsſeufzer über ſeinen Zuſtand, ſagt ſeiner Tochter nichts, und hält ohne ſein Wiſſen um die Andere an. Der armen Couſine bricht das Herz, aus wahrer Liebe giebt ſie ihn auf, und geht vor Betrübniſs in ein Kloſter. In die nunmehrige Braut verliebt ſich der Sohn des Landesfürſten auf den erſten Blick, und beſtürmt ſie ſo, daſs ſie ihn vor Angſt wiederlieben muſs. Wie ſie mit dem Bräutigam getraut werden ſoll, findet ſichs auf einmal, daſs ſie ſeine Schweſter iſt. Des Prinzen Verſtändniſs mit ihr wird bey Hofe entdeckt, und er ſoll ſchon auf die Feſtung gebracht werden, als jene Mutter ſeiner Geliebten, eine Baronin von Barnheim, bey dem Fürſten um ſeine Befreyung bittet. Anderswo wäre ſie mit einer ſolchen Verwegenheit nicht gut durchgekommen; aber dieſer Fürſt, der ſeiner guten Gemahlin durch ſeine ewigen Liebeshändel mit ihren Hofdamen lebenslänglichen Verdruſs gemacht hatte, hat unter andern in früheren Jahren der Baronin auch den Hof gemacht, und iſt von ihr verworfen worden. Alte Liebe roſtet nicht. Er ſagt ihr die hoch bezweifelte Verbindung des Prinzen mit ihrer Tochter zu, wenn die Mutter um dieſen Preis eine Zeitlang die Rolle der erwähnten Hofdamen mit ihm ſpielen will. Er hat ſchon die Dreiſtigkeit, ihr die Hand zu küſſen. Wie ſehr ſich ihre Tugend ſträubt, wird ein Leſer tugendlicher Romane leicht denken. Was thut aber eine kluge Mutter am Ende für ihre Tochter, die zur Prinzeſſin werden kann? Sie willigt ein. Ja, Zucht und Ehre! ihr habt Recht, zu erſtaunen. Sie verſchreibt ſich dem Lüſternen, wie weiland Fauſt dem Teufel, mit ihrem Leibe. Und nun, o Wunder! hat der urplötzlich bekehrte Fürſt nur geſpaſst. Es wird ein ganz anderer Mann aus ihm; ſelbſt bringt er ihr den Heirathscontract zwiſchen ihrer Tochter und dem Prinzen; Julie wird gefürſtet, und die Landesregentin erlangt das Glück, in ihrem Alter nicht mehr eiferſüchtig ſeyn zu dürfen. Aber es iſt auch eine Frau, die Baronin. Wie ſie nebſt ihrer Tochter von dem Gute zieht, um in der ganz nahen Reſidenz zu wohnen, ſind ihre Unterthanen untröſtlich. Zu Hunderten ſtehen ſie um den Wagen herum, trocknen ſich die Augen, ſchluchzen und rufen Heil herab auf die gute, liebe, gnädige Herrſchaft. Steinalte Greiſe und graue Mütterchen laſſen ſich hinführen, um noch einmal ihre Stimme zu hören, noch einmal ihre Hand zu küſſen, damit ſie vergnügt von dieſer Welt treten können. Neugeborne Kinder werden ihr dargereicht, daſs ſie ſie ſegne, und mit ihrem Segen ihnen alle ihre Tugenden verleihe. Opfer werden in dem Buche ſo viele dargebracht, daſs man nicht ſagen kann, nach welchem es ſeinen Titel führt. Das reinſte, ſtillſte Opfer, das Henriette, die Tochter des Oberkammerherrn, Falkenſteins Couſine, bringt, bleibt allein unbelohnt. Falkenſtein reiſet weg, und ſie bleibt im

Kloſter. Wir finden die Vſn. recht grauſam, daſs ſie uns die Wiederkehr des jungen Mannes und ſeine Vermählung nicht in dem Buche erleben läſst. Wer weiſs, wo der Wildfang wieder eine Julie auftreibt! Dann bliebe das gute Kind ewig im Kloſter. Wie viele Hände aber in dem Buche geküſst werden, davon wäre erſt viel zu ſagen. Jenen Genieſtreich der Baronin abgerechnet, geht Alles ganz nüchtern und ehrerbietig zu. Wſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Braunſchweig*, b. Lucius: *The Temple of Nature*, or the Origin of Society; a Poem, by *Erasmus Darwin*, M. D., F. R. S. Author of the botanic Garden, of Zoonomia, and of Phytonomia. 1808. 87 S. 8. (9 gr.) Über den ſpeciellen Inhalt und poetiſchen Werth dieſes didaktiſchen Gedichts wird man von Rec. keine Auskunft erwarten, da es hier bloſs darauf ankommt, anzuzeigen, warum und wie der Abdruck deſſelben in Deutſchland veranſtaltet worden ſey. Der Herausgeber, Hr. *L. A. Kraus*, nennt es mit vollkommenem Recht ein originales Gedicht, welches vor vielen anderen Producten des Auslandes auf den deutſchen Boden verpflanzt zu werden verdiente. Er will ſelbſt eine freye Überſetzung deſſelben liefern, wenn dieſer engliſche Text eine gute Aufnahme gefunden hat. Von der Erſcheinung einer ſolchen Überſetzung hat Rec. nichts erfahren; er muſs alſo zweifeln, ob ſolche herausgekommen iſt. Vielleicht aber hat Hn. *Kr.* nicht ſowohl die ſchlechte Aufnahme des Originals, als die groſse Schwierigkeit des Überſetzens ſelbſt abgeſchreckt. Daſs man poetiſche Formen nur durch poetiſche Formen wiedergeben müſſe, davon iſt er hoffentlich überzeugt. Eine proſaiſche Überſetzung eines, wenn auch wiſſenſchaftlichen, Gedichts iſt ſo wenig ergötzend als belehrend; eine rhythmiſche würde im Deutſchen ſonderbar klingen, da ſeit langer Zeit unter uns keine Verſuche dieſer Art gemacht ſind, weil unſere äſthetiſchen Heerdeführer über das Lehrgedicht als etwas Unwürdiges hinſehen. Rec. hat, zu ſeiner eigenen Prüfung, einige der ſchwerſten Stellen des Tempels der Natur in Jamben zu bringen geſtrebt, wird aber das Reſultat dem Publicum wohl nie vorlegen, weil er den ſpröden Stoff nicht hat zur Erwärmung bringen können. Unter anderen wünſchte er von dem Herausgeber folgende Zeilen treffend überſetzt zu leſen. Canto I, V. 281 — 294.

So, view'd through crystal spheres in drops saline,
Quick-shooting salts in chemic forms combine;
Or Mucor-stems, a vegetative tribe,
Spread their fine roots, the tremulous wave imbibe.
Next to our wondering eyes the focus brings
Self-moving lines and animated rings;
First Monas moves, an unconnected point,
Plays round the drop without a limb or joint;
Then Vibrio waves, with capillary eels,
And Vorticella whirls her living wheels;
While insect Proteus sports with changeful form
Through the bright tide, a globe, a cube, a worm.
Last o'er the field the Mite enormous swims,
Swells his red heart and writhes his giant limbs.

Der hier abgedruckte Text wird in der Vorrede wegen ſeiner Correctheit gerühmt, und behauptet, daſs er den in England gedruckten an Richtigkeit weit übertreffe, wenn man 2 Druckfehler verbeſſere, deren letzter ganz unbedeutend iſt. Rec. iſt nicht im Stande, dieſe Ausgabe mit einer anderen zu vergleichen; ohne indeſſen auf Druckfehler Jagd machen zu wollen, hat er bey flüchtiger Durchſicht mehrere angetroffen, unter welchen er folgende aus dem erſten und letzten Geſange anzeigen will. C. I. V. 117 ſollte die Zeile: *No vernal Zephyr breathes, no sun-beams cheer*, um des Sylbenmaſses willen, beſſer heiſsen: *No vernal Zephyrs breathe.* V. 185 iſt der *ill-fated Orpheus* zu einem *ill-fa'ted* geworden. V. 240 l. *divides* ſt. *devides*. V. 283 l. *tremulous* oder *trem'lous* (— ⏑) ſt. *tremolous*. V. 311 wird *brow* ſt. *braw* zu leſen ſeyn. C. IV. V. 1 *the Muse in plaintive accents cries*, ſichtbar verdruckt für *p aintive*. V. 54 *the unfulded bud*, ſt. *unfolded*. V. 153 *with fond delight*, ſt. *delight*. Für die Liebhaber der *darwinſchen* Muſe bleibt noch nöthig zu melden, daſs dieſer Abdruck des Tempels der Natur das Gedicht allein mit dem Inhaltsverzeichniſſe enthalte, nicht aber die Anmerkungen und Excurſe, Bey der deutſchen Überſetzung werden ſie, zum Theil in Auszügen, nach dem Verſprechen des Herausgebers, zu finden ſeyn. Beſonders wird er aus der Abhandlung über Elektricität und Galvanismus nur das weniger Bekannte und *Darwin* Eigenthümliche, ſo weit es der Zuſammenhang leidet, mittheilen. Auch was *D.* über Hieroglyphenſchrift, über die Natur und Bezeichnung articulirter Töne, und über Theorie und Bau der Sprache geſchrieben hat, wird Hr. *Kr.* ins Deutſche bringen, und mit dem von ihm ſelbſt dazu Gedachten bereichern. Oh.

Dorpat, b. Grenzius: *Die Brautnacht.* Ein Sympoſion von *O. B. Roſenberger*, Lector der lettiſchen Sprache an der k. Univerſ. zu Dorpat und Lehrer der Kreisſchule. 1811. 48 S. kl. 8. Die Neuvermählten ſind bereits in die Brautkammer geleitet, und die Hochzeitgäſte verſchwunden. Im abgelegenſten Zimmer des Hauſes nur ſitzt noch ein Kranz erleſener Freunde, und beſchlieſst, die Nacht beyſammen zu bleiben, und die Muſse derſelben nicht dem Schlafe, ſondern dem Becher unter erhebenden Trinkſprüchen zu widmen. Dieſe, mit rhetoriſcher Zierlichkeit vorgetragen, machen den Inhalt des vorliegenden Sympoſions aus. Das Ganze hat einen feyerlich myſtiſchen Anſtrich; ſelbſt der Scherz iſt gebunden, und ſchwingt beſcheiden die Flügel. Erhabenen Anregungen der Empfindung ſind Worte verliehen; das Gelag ſieht keinem Bacchanal ähnlich. Eine ſolche Unterhaltung exiſtirt nur in der Idee; wo wäre unter einer modernen Nation die Brautnacht, an welcher philoſophirende Gäſte auf dieſe Art ihren Antheil bezeigten? Wie ſich die Sonne in Oſten erhebt, verlaſſen ſchon die Geliebten das Brautgemach, und ſinken ſelig in die Arme der Freunde. Lu.

Jugendschriften. *Gieſsen*, b. Heyer: *Recueil de Contes intéressantes et moraux*, publié à l'usage de la jeunesse, par *F. T. Kühne*, Docteur en Philosophie et Professeur de langues occidentales à l'université de Marbourg. Nouvelle édition, revue et augmentée, avec un Vocabulaire. 1811. 320 u. 55 S. 8. (1 Rthlr.) Die zu Bremen gedruckte Auflage dieſer Erzählungen konnte der Herausgeber mit ſeinen Zöglingen faſt nicht brauchen, weil ſie von Druckfehlern wimmelte. Er hat alſo eine neue Ausgabe veranſtaltet, die er vermehrt und ſorgfältig durchgeſehen hat, und ein Wörterverzeichniſs angehängt. Der Erzählungen ſind 45, aus franzöſiſchen Schriftſtellern entlehnt, unſchuldigen, belehrenden Inhalts. Viele derſelben befinden ſich ſchon in ähnlichen Sammlungen. Kleine Druckfehler ſind doch nicht ganz vermieden. So ſteht S. 18 *se seroit* für *ce seroit*. Das angehängte Vocabular iſt nicht ganz vollſtändig. Rec. hat die in den Erzählungen vorkommenden Wörter: *jovial*, *muscat*, *recevoir*, darin aufgeſucht, und nicht gefunden. Solch ein Regiſter muſs alle, wenigſtens aber die ſeltneren Vocabeln enthalten. Js.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JULIUS, 1812.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf., und in Commiſſion b. Hitzig: *Aſtronomiſches Jahrbuch für das Jahr* 1814. Nebſt einer Sammlung der neueſten, in die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften einſchlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Herausgegeben und berechnet von *J. E. Bode*, königl. Aſtronomen und Mitgl. der Akademie. 1811. 276 S. 8. 1 Kupfert. (1 Rthlr. 8 gr.)

Von drey Finſterniſſen, die dieſes Jahr liefert, iſt eine Sonnenfinſterniſs den 17 July, und eine Mondfinſterniſs den 26 Dec. in unſeren Gegenden ſichtbar. Unter 20 angezeigten Sternbedeckungen iſt keine eines Sterns erſter Gröſse, oder eines Planeten.

Die in dieſem Bande vorkommenden Beobachtungen der Planetenoppoſitionen ſtellen wir wieder wie gewöhnlich zuſammen. Leider zeigt ſich auch dieſes Jahr nicht die Übereinſtimmung und Sorgfalt, die man bey dem heutigen Zuſtande der Aſtronomie zu fodern berechtigt iſt, und wodurch allein die Beobachtungen brauchbar werden können.

Uranus.

	Mz. in Paris.	Geocentriſche Länge.	Breite.	
1810. May 2.	22u 4′ 38″.	7z 12° 16′ 3″,0.	0° 25′ 15″,1	Bugge.
—	22 2 46	— — 16 15 ,9.	— 25 20 ,0	Bürg.
—	21 50 18	— — 15 45 ,0	— 26 10 ,7	Bittner.
—	21 48 7	— — 15 43 ,1	— 25 16 ,9	Bode.
—	21 48 26	— — 15 40 ,6	— 25 5 ,2	Derflinger.

Saturn.

Juny 2.	20u 0′ 32″.	8z 12° 0′ 23″,2.	1° 47′ 0″,6	Bugge.
—	19 42 20,5.	— — 0 15 ,9.	— — — —	Bürg.
—	19 51 52.	— — 0 31 ,3.	1° 47′ 42 ,0	David.
—	19 42 1.	— — 0 6 ,2.	1 47 21 ,8	Bode.
—	19 46 50.	— — 0 19 ,5.	1 47 21 ,1	Derflinger.

Jupiter.

Nov. 18.	18u 46′ 6″,5.	1z 26° 19′ 40″,8.	— 1° 6′ 0″,2	Trisnecker.
—	17 18 23.	— — 20 10 ,0.	— 1° 5′ 36 ,5	Bittner.
—	18 33 56.	— — 19 55 ,3.	— 1° 6′ 3 ,4	Bode.

Auſser dieſen Beobachtungen und mehreren Verzeichniſſen beobachteter Sternbedeckungen und Finſterniſſe, ſind in dieſem Bande noch folgende, eine Erwähnung verdienende Aufſätze enthalten. S. 99—103. Über eine Methode, die Zeit zu beſtimmen durch Meſſung einer Diſtanz der Sonne von einem feſten und bekannten Puncte im Horizonte, von *van Beeck-Calkoen* in Utrecht. Über dieſen Gegenſtand ſchrieb früher *v. Zach* eine Abhandlung, die dem Vf. nicht bekannt geworden zu ſeyn ſcheint. Der Vorſchlag iſt an ſich gut, und vorzüglich anwendbar, wenn man einen deutlichen, hinlänglich entfernten Punct ganz in der Nähe des Oſt- oder Weſt-Punctes hat, und die Beobachtungen nur anſtellt, wenn die Sonne in der Nähe des Meridians ſteht; die hier gegebenen Vorſchriften zur Beurtheilung der vortheilhafteſten Fälle ſind aber weder richtig, noch in der gehörigen Allgemeinheit gegeben. Rec. bemerkt übrigens, daſs dieſe Methode immer nur auf einen untergeordneten Grad von Sicherheit Anſpruch machen kann, indem ſie theils von den Irrthümern der abſoluten Meſſung afficirt wird; theils der Effect der irdiſchen Strahlenbrechung, die nach *Brandes* und *Biots* Beobachtungen ſo ſehr unregelmäſsig iſt, nicht in Rechnung gebracht werden kann; theils auch ein in der Beſtimmung des Azimuths des feſten Punctes begangener Fehler immer wiederkehrt, und auf mehrere Zeitbeſtimmungen einen faſt gleichen Einfluſs äuſsert. Alle künſtlichen Methoden, die Zeit zu beſtimmen, ſind den einfacheren, dem Paſſageninſtrumente und den correſpondirenden Höhen, nicht gleich zu achten. — S. 104—108. Aſtronomiſche Beobachtungen in Wien, von *Trisnecker* und *Bürg*. Unter anderen Beobachtungen der Sonne und ihre Vergleichung mit den *trisneckerſchen* Tafeln; — die Fehler waren, im Mittel aus mehreren Beobachtungen,

20 März 1810.	+ 0″,2
21 Juny —	+ 2 ,7
23 Sept. —	+ 4 ,4
22 Decbr. —	+ 2 ,1.

Auch im J. 1809 hatte *Trisnecker* die Sonne beobachtet, und die Fehler ſeiner Tafel gefunden

21 Juny 1809.	+ 2″,0
25 Sept. —	0 ,0
22 Decbr. —	+ 3 ,6.

Hienach ſcheint die Epoche der Tafeln um ein paar Secunden zu groſs zu ſeyn; über die anderen Elemente läſst ſich nicht urtheilen, da die Beobachtungen vom September 1809 nicht ganz mit denen von 1810 harmoniren. So kleine Fehler, wie unſere neueſten Sonnentafeln noch haben können, ſind überhaupt nicht leicht zu verbeſſern, indem man durch eine auf neuere Beobachtungen gegründete Veränderung ſich vielleicht von den älteren entfernt; — nur von einer *ganz conſequenten* Benutzung aller vorhandenen Ob-

lervationen darf man eine wahre Verbeſſerung erwarten, und dieſe möchte nicht eher möglich ſeyn, bis wir die neue Reduction der *bradleyſchen* Beobachtungen erhalten, welches, wie die Aſtronomen wiſſen, in Kurzem der Fall ſeyn wird. — S. 109—125. Ideen zur Perturbationsrechnung nach *Kepler*, nebſt Anmerkungen von *J. W. Pfaff* in Nürnberg. Dieſe Abhandlung enthält den Vorſchlag, die Coefficienten der Glieder der Reihen für die Störungen nicht direct, ſondern *indirect* aus mehreren Örtern eines Himmelskörpers herzuleiten, die man durch mechaniſche Quadraturen aus den bekannten Ausdrücken für die Störungen der Parameter berechnet hat. Der Vorſchlag iſt allerdings ausführbar: allein es fragt ſich, ob in den Fällen, wo er wirklich nützlich ſeyn kann, d. i. wenn Neigung und Excentricität groſs ſind, die Beſtimmung der alsdann ſehr groſsen Anzahl der Coefficienten durch ſucceſſive Eliminationen nicht eine ſo bedeutende Arbeit verurſacht, daſs die älteren Methoden auch hier den Vorzug verdienen. Ein beſtimmtes Urtheil hierüber würde ſich erſt fällen laſſen, wenn die Methode ſpeciell entwickelt wäre, wozu wegen der Störungen der Pallas jetzt Hoffnung vorhanden iſt. Manche andere hier vorkommende Dinge hat Rec. mit weniger Beyfall geleſen, indem er nicht einſieht, warum man Reſultate der *newtonſchen* Attractionstheorie als beſondere Naturgeſetze ausſprechen ſoll. — S. 126—139. Aſtronomiſche Beobachtungen in Prag von *David* und *Bittner*. Die Beobachtungen der Zenithdiſtanzen der Sterne zur Erfindung der aſtronomiſchen Refraction wurden fortgeſetzt; wir beziehen uns deſshalb auf unſere Anzeigen früherer Bände des Jahrbuchs. Obgleich dieſe Beobachtungen, wie dort gezeigt wurde, nicht dem Zwecke entſprechen können, aus welchem *David* ſie anſtellte: ſo laſſen ſie ſich doch zu dem Entgegengeſetzten, zur Beſtimmung der Polhöhe von Prag, unter Vorausſetzung der Declinationen und Refractionen, benutzen. Rec. fodert Hn. *D.* hiezu auf, indem er überzeugt iſt, daſs dieſes der *einzige* Nutzen iſt, der ſich aus ihnen ziehen läſst. — Aus einem Schreiben des Prof. *Littrow* in Kaſan wird S. 140—143 der Vorſchlag mitgetheilt, in unſeren aſtronomiſchen Tafeln nicht mehr Länge des Knotens und Neigung der Bahn gegen die Ekliptik, ſondern gerade Aufſteigung des Knotens und Neigung gegen den Äquator anzugeben. Ferner eine Formel, aus drey Circummeridianhöhen eines Geſtirns die Meridianhöhe ſelbſt zu berechnen, ohne vorhergegangene Berechnung der Höhenänderung in der dem Mittage nächſten Zeitminute. Dieſe Formel iſt brauchbar, wenn die Höhen etwas weit aus einander liegen; giebt aber, indem ſie ein Element aus den Beobachtungen ſelbſt hernimmt, was man auf einem anderen Wege erhalten kann, dem Reſultate nicht ſein volles Gewicht: trotz der *kleinen* Erleichterung der Rechnung, die man durch ſie erhält, verdient ſie alſo nicht, dem gebräuchlichen Verfahren vorgezogen zu werden. — S. 143—147. Genauere Beſtimmung der Lichtveränderungsperiode des Sterns η Antinous von Prof. *Sturm* in Stuttgardt. Früher beſtimmte der Vf. dieſe Periode = 7 Tage 5 St. 30′; allein theils der kurze Zeitraum zwiſchen den dieſer Beſtimmung zum Grunde liegenden Beobachtungen, theils ein wahrſcheinlich bey einer von ihnen Statt findender Irrthum lieſsen keine groſse Genauigkeit des Reſultats erwarten. Der Vf. beobachtete den Lichtwechſel zwiſchen 1785 und 1809 34 Mal, und bringt dadurch eine Periode von 7 Tagen 4 St. 13′ 35″ heraus, die wahrſcheinlich der Wahrheit ziemlich nahe kömmt. Rec. hätte gern die Vergleichung dieſer Periode mit den einzelnen Beobachtungen hier geſehen. —. S. 148—151. Beobachtungen des Kometen von 1807, und der totalen Sonnenfinſterniſs den 16 Juny 1806 zu Salem, von *Bowditch*. Die Beobachtungen des Kometen, wahrſcheinlich mit einem Reflexions-Winkelmeſſer gemacht, gehen vom 26 Sept. bis 17 Dec. Die Dauer der totalen Verfinſterung war zu Salem 4′ 48″; die Verdunkelung war weniger groſs, als allgemein erwartet wurde, und es zeigte ſich der ſchon oft bemerkte helle Ring um den Mond, und ein der Dämmerung ähnliches Licht am ganzen Horizonte verbreitet: dennoch waren dem bloſsen Auge Venus, Mars, Capella, Aldebaran, Sirius, Procyon, α Orionis und die 3 Sterne im Gürtel des Orion ſichtbar. In Philadelphia, wo Hr. *Adams* die Finſterniſs beobachtete, war die Dunkelheit nicht gröſser als in Petersburg zur Zeit des längſten Tages um Mitternacht. *Bowditch* zog aus den verſchiedenen Beobachtungen dieſer Finſterniſs in den vereinigten Staaten folgende Meridianunterſchiede von Salem:

Rutland	0 St.	8′	21″,0 W.	45°	36′	0″
Albany	0	11	29 ,6 —	42	38	39
Newyork	0	11	38 ,6 —	42	23	3
Philadelphia	0	17	3 ;7 —	39	57	2
Lancaſter	0	21	51 ,5 —	40	2	36
Natches	1	22	9 ,3 —	31	27	48

Den Meridianunterſchied zwiſchen Salem und Paris nimmt er = 4 St. 52′ 51″ an. Hr. *v. Lindenau* hat im Februar-Hefte 1812 der Mon. Corr. auch eine Berechnung dieſer Beobachtungen, aus welcher ſich, durch eine Vergleichung mit europäiſchen Beobachtungen, folgende Meridianunterſchiede von Paris ergeben:

Albany	5 St.	4′	32″,0
Newyork	5	4	33 ,7
Philadelphia	5	9	57 ,0
Lancaſter	5	14	47 ,0
Natches	6	14	53 ,8
Salem	4	52	57 ,9.

Die Unterſchiede ſcheinen daher zu rühren, daſs Hr. *v. L.* die Conjunctionen aus den beobachteten äuſseren Berührungen der Ränder berechnete, da hingegen Hr. *B.* auch auf die inneren, den Anfang und das Ende der totalen Verfinſterung, Rückſicht genommen zu haben ſcheint. — S. 152—154. Nachricht von der mannheimer Sternwarte, von ihrem Curator, dem Staatsrath *Klüber*. Mit Vergnügen wird hier jeder Freund der Aſtronomie eine Vertheidigung gegen ungerechte Angriffe leſen, die man auf den würdigen, dieſer vortrefflichen Sternwarte vorſtehenden *Barry* machte. Hr. *Klüber*, deſſen Eifer für die Sternwarte längſt rühmlich bekannt iſt, konnte in der That nicht beſſer antworten, als durch eine Aufzählung der groſsen Arbeiten, die Hr. *Barry* übernahm, und deren Früchte die Aſtronomen bald genieſsen werden. — S. 155—169. Aſtronom. Beobachtungen auf der berliner Sternwarte im J. 1810 von *Bode*. Die Beſtimmung der berliner Polhöhe, mittelſt des *troughtonſchen* Kreiſes, aus Beobachtungen des Polarſterns, gab 52° 31′ 15″,

sehr nahe übereinstimmend mit den vortrefflichen Beobachtungen des Prof. *Tralles*. — S. 169—172. Über den Kometen von 1795 von Dr. *Olbers*. Die Bahn dieses Kometen war bisher sehr unzuverlässig bestimmt, indem mehrere bekannt gewordene Beobachtungen entweder verschieden angegeben wurden, oder nicht unter sich übereinstimmten. Hr. *Olbers* hat nun alle Data gesammelt, die sichersten ausgewählt, und darauf 2 Systeme von Elementen gegründet, die nahe zusammenstimmen, und als hinlänglich genau betrachtet werden können. — S. 173—178. Resultate einer Untersuchung über die Lage der Ebene des Saturnsringes, die Theorie des vierten Satelliten, die Massen des Planeten und des Ringes, von Prof. *Bessel* in Königsberg. Das Saturnssystem war bisher den Astronomen wenig bekannt; man wußte nichts Bestimmtes über die Neigung des Ringes gegen die Ekliptik, und über die Ellipticität der Bahnen der Trabanten, — seit 100 Jahren hatte man keine *ernstlichen* Nachforschungen darüber angestellt, und so fielen denn oft vorgeschlagene Veränderungen nicht als Verbesserungen aus. Dem Vf. gaben seine Messungen der Entfernungen des 4 Satelliten vom Saturn die Veranlassung zu dieser Arbeit, über die er im königsberger Archiv eine ausführliche Abhandlung bekannt gemacht hat, aus welcher hier die Hauptresultate angeführt werden. Die Neigung des Rings wurde auf *Maraldis* Autorität bisher $= 31° 20'$ angenommen; allein dieser Astronom stützte seine Annahme nicht auf eigene Beobachtungen, sondern auf einige fremde, die, wie der Vf. zeigt, theils zweifelhaft sind, theils falsch berechnet wurden. *Bessel* findet die Neigung, durch eigene Beobachtungen, fast 3° kleiner $= 28° 34' 6''$, und vermuthet, dass sie noch kleiner ist. — Die Discussion aller beobachteten Durchgänge der Erde oder Sonne durch die Ebene des Ringes gab ihm die Länge des Knotens $= 166° 52' 11''$ für 1800; und seine jährliche Vorrückung $= 40'', 57$. Der Vf. erkannte bey dieser Gelegenheit, dass es *unmöglich* ist, dem Ringe eine Lage anzuweisen, die ihn nicht zuweilen verschwinden und wieder erscheinen läßt, wenn die Erde schon seine helle Seite verlassen hat, oder noch nicht zu ihr zurückgekehrt ist. Dieses merkwürdige Resultat zeigt mit Evidenz, dass die Voraussetzung, der Ring liege ganz in Einer Ebene, sey unendlich wenig dick, und von parallelen Seitenflächen begrenzt, unrichtig ist. Die Elevation der Erde über der nichterleuchteten Seite der angeführten Ebene betrug ein Mal $11'$, als der Ring noch sichtbar war. Unter der Voraussetzung, dass der 4 Trabant sich in der Ebene des Ringes bewegt, reducirte der Vf. alle vorhandenen Beobachtungen dieses Trabanten, deren er, zwischen 1659—1790, 25 auffand, und zog hieraus die Elemente der Bewegung

Epoche 1800 Pariser Merid.	67° 25′ 47″.	Perisaturnium 203° 35′ 7″
Bewegung in 365, 25 Tagen	526° 14′ 52″ 252. . . .	20′ 17″, 773
Excentricität	0, 0488759.	

(Durch einen Druckfehler ist im astr. Jahrb. die Epoche 2° zu klein angegeben.) Diese Elemente stellen alle Beobachtungen so genau dar, als man erwarten kann, wenn man eine, offenbar durch einen Schreibfehler entstellte, vom J. 1691 ausnimmt. Wir führen hier die Bestimmungen der Epoche und Bewegungen an, die andere Astronomen erhielten, ohne auf die Ellipticität der Bahn Rücksicht zu nehmen:

Cassini	68°	39′	8″.	326°	15′	46″	
Walley	63	48	13.	326	13	45	
Lalande	70	30	37.	326	18	16, 25.	
Herschel	64	44	14.	—	—	—	—

Die *cassinische* 100 Jahr alte Bestimmung kömmt hier der Wahrheit am nächsten; aus den beiden letzten zeigt sich, wie mißlich es ist, astronomische Bestimmungen auf einzelne Beobachtungen zu gründen, ohne die Elemente zu ihrer Reduction mit hinlänglicher Genauigkeit zu kennen. — Zu einer interessanten Folgerung führte die vom Vf. bemerkte Bewegung der Apsidenlinie, indem sich daraus eine Grenze, welche die Masse des Ringes nicht überschreiten kann, $\frac{1}{211}$ der Saturnsmasse, ergiebt. Die Messungen des Vfs. geben, mit diesen Elementen auf die mittleren Entfernungen reducirt, den Abstand des Trabanten $= 178'', 658$; und hieraus folgerte er die Masse des Saturns $= \frac{1}{3379, 12}$ der Sonnenmasse. Bekanntlich hat *Bouvard* die Masse des Saturns aus den Störungen der Bewegung des Jupiters $= \frac{1}{3534, 08}$ gefunden; es ist zweifelhaft, welche von beiden der Wahrheit am nächsten kömmt. Wir hoffen, dass *Bouvard* die Bitte des Vfs. erfüllen, und angeben wird, welches Verhältniss billig angenommene Beobachtungsfehler zu den Fehlern seiner Bestimmung haben: es wird dieses desto nothwendiger seyn, da *Bouvards* Jupitertafeln schon anfangen, sich merklich vom Himmel zu entfernen. — Unter einigen Sternbedeckungen, die Hr. *B.* in Königsberg beobachtete, zeichnen wir zwey des Aldebaran aus, die am hellen Tage, in der Nähe der Sonne, und überdiess nur mit einem 16zolligen *dollondschen* Fernrohre observirt wurden; diese Bedeckungen scheinen nirgends anders beobachtet zu seyn, obgleich man dieses an mehreren Orten mit ungleich stärkeren Fernröhren versuchte. — S. 178—180. Berechnung der Bahn des Kometen von 1810, von Prof. *Bessel* in Königsberg. Der einzige Beobachter dieses Kometen war *Pons* in Marseille; er sah ihn vom 29 Aug. bis 21 Sept., und beobachtete ihn 10 Mal, zwar nicht sehr genau, aber doch hinlänglich, um dem Vf. eine gute Bestimmung der Bahn möglich zu machen. — S. 187—197. Über das Höhenmessen vermittelst des Barometers von Dr. *Benzenberg* in Düsseldorf. Wir schweigen hier über diese Abhandlung, indem über denselben Gegenstand zwischen dem Vf. und Anderen schon öfters, als nöthig, öffentlich die Rede gewesen ist. — Aus einem Schreiben des Dr. *Pansner* in Petersburg erfahren wir S. 201—203, dass eine Vermessung in der Richtung der Perpendiculare auf den petersburger Meridian, die bis Reval gehen, und $5\frac{1}{2}°$ umfassen wird, beschlossen, und zum Theil schon ausgeführt ist. Es ist zu bedauern, dass der Zweck nicht eine eigentliche Gradmessung ist, wie wir aus den angewandten Hülfsmitteln sehen, welche nicht die *dazu* erfoderliche Genauigkeit geben können. — S. 204—221. Über die Genauigkeit des *baumannschen* Verticalkreises von Dr. *Pottgiesser* in Elberfeld. Diese Untersuchung schließt sich der Beschreibung des Instruments, im Jahrb. 1812, an, und ist, so wie jene, äußerst befriedigend. Die Summe aller Fehler, die man bey einer einzelnen Beobachtung mit dem Instrumente des Vfs. begehen kann,

findet er = 67″,5; woraus es wahrscheinlich wird, dafs eine Reihe von 10 Zenithdistanzen, wenn man die Beobachtungsart des Vfs. annimmt, selten über 3—4″ von der Wahrheit abirren kann. Den sichersten Ausspruch hierüber geben wirkliche Beobachtungen, deren der Vf. hier 4, jede auf 10 Wiederholungen gegründet, anführt, wovon nur eine 1″,16 vom Mittel abweicht; auch versichert er, dafs er nie viel gröfsere Abweichungen gefunden hat. — Es ist keinem Zweifel unterworfen, dafs die kleinen Instrumente, die man seit *Borda* in die Astronomie eingeführt hat, die ehemals gebräuchlichen gröfseren an Zweckmäfsigkeit übertreffen, wenn es nur darauf ankömmt, die Bestimmung eines wichtigen Puncts sehr sicher zu erhalten, ohne dafs die Mühe und der Zeitaufwand, die diese Bestimmung verursacht, dabey in Betracht kömmt; allein wenn man in kurzer Zeit viele Beobachtungen machen mufs, wie z. B. bey der Verfertigung eines Fixsternverzeichnisses: dann wird man besser mit gröfseren Kreisen oder Mauerquadranten seinen Zweck erreichen. Trotz der Vollkommenheit der neueren kleinen Kreise, machen diese keineswegs die älteren Instrumente überflüssig; im Gegentheil sollte man diese fortdauernd anwenden, allein die Fehler, die sie in den verschiedenen Puncten ihrer Gradbögen haben, durch jene mit Fleifs und Sorgfalt zu bestimmen suchen, wodurch denn alle die Vorwürfe wegfallen würden, die man den mit Mauerquadranten angestellten Beobachtungen oft gemacht hat. Die besseren Instrumente dieser Art geben, wenn man von den Fehlern der Theilung, der Collimation und der Ebene abstrahirt, jede einzelne Beobachtung mit gröfserer Genauigkeit als die kleinen Wiederholungskreise: vortheilhaft wird es daher seyn, diesen Vorzug auch ferner zu benutzen. — S. 222—225. Längen- und Breiten-Bestimmung einiger Örter in Oberösterreich, von der Baronin *v. Matt*. Liebe zur Genauigkeit und genaue Kenntnifs der Sache zeichnen diese Bestimmungen aus, und gereichen der Vfn. gewifs zur Ehre, indem sie rühmlichen Eifer und kein oberflächliches Studium verrathen. — S. 226—230. Beobachtungen über die jährliche Parallaxe der Wega, von *Calandrelli* in Rom. Das Resultat, welches der Vf. zog, ist 5″,3 für die Parallaxe der halben Erdbahn. Rec. hat die Beobachtungen einer neuen Rechnung unterworfen, und nach der Methode der kleinsten Quadrate dasselbe Resultat, und für den Fehler des Instruments 25″,38 erhalten; sie stimmen gut unter sich überein, allein dennoch trauet Rec. dem Resultate nicht, indem die Maxima auf das Ende des Juny und Dec., d. i. in Jahrszeiten fallen, wo die gröfste Verschiedenheit der Temperaturen Statt findet, die auf mehr als Eine Weise Einfluss auf den Sector äufsern konnte, zumal bey dem ziemlich bedeutenden Zenithabstand des Sterns (3° 17′). Sehr sorgfältige Vergleichungen der greenwicher Beobachtungen haben Rec. gezeigt, dafs eins der dortigen Instrumente, der nördliche Quadrant, seinen Theilungsfehler mit der Temperatur verändert, so dafs der Bogen von 90° für jeden Grad der Änderung des fahrenheitschen Thermometers um $\frac{1}{4}$″ verbessert werden mufs. Sollte man nicht bey dem Zenithsector in Rom etwas Ähnliches, oder eine andere Einwirkung der Temperatur vermuthen können, die sich vielleicht gezeigt haben würde, wenn *Calandrelli* den Sector umgewandt hätte. Auch müfsten die *Rectascensionen* längst eine Parallaxe von dieser Gröfse verrathen haben, indem sie einen Unterschied von 13″,54 in den Maximis hervorbringen müfste, da hingegen *Bessel* aus *bradleyschen* Beobachtungen, Mon. Corr. XIX Band, S. 185, erwiesen hat, dafs dieser Unterschied *sicher nicht* 3″ betragen kann. Andere Beobachter, die die Parallaxe der Wega auch aus Declinationsbeobachtungen zu erkennen suchten, haben andere Resultate gefunden; z. B. Dr. *Brinkley* 2″,52, und *Piazzi* Anfangs 2″,92, welches sich aber später nicht bestätigte. Es ist klar, dafs hier den *bradleyschen* Beobachtungen, wegen ihrer Genauigkeit, grofsen Anzahl, und der zweckmäfsigen Behandlungsart, die sie verstatten, mehr zu trauen ist, als allen Declinationsbeobachtungen, gegen die sich immer Vieles einwenden läfst. — S. 230—232. Entwurf einer Sonnenuhr, die den mittleren Mittag angiebt, von *Bode*. — S. 233—242. Astronomische Ortsbestimmungen vom Oberprediger *Fritsch* in Quedlinburg. — S. 256—257 finden wir einen Zusatz zu *Gauss Theoria motus corp. etc.* vom Vf., welcher uns eine neue Methode giebt, die bey der Erfindung der Elemente der Bahn aus zwey heliocentrischen Örtern und der zwischen ihnen verflossenen Zeit vorkommende, im Werke selbst durch einen contin. Bruch ausgedrückte Hülfsgröfse durch unendliche Reihen bequem zu berechnen. Der Vf. verwandelt das im 90 Art. seines Werks vorkommende ξ in

$$\frac{\frac{3}{4}A \cdot x \cdot x\,(1-\frac{1}{2}x)}{1-\frac{3}{4}\frac{3}{7}A \cdot xx}$$

wo A durch die convergirende Reihe

$$(1-x)^{-\frac{1}{2}}\left(1+\frac{1\cdot 5}{2\cdot 9}x+\frac{1\cdot 3}{2\cdot 4}\cdot\frac{5\cdot 7}{9\cdot 11}x^2+\text{u. f. w.}\right)$$

gegeben wird. Der Kunstgriff besteht darin, dafs ξ nicht *ganz* in eine Reihe entwickelt wird; *Gauss* wählt dafür eine Quantität (A), von welcher ξ abhängt, die aber leichter zu berechnen ist; — etwas Ähnliches wird man in vielen Fällen anwenden können. — Aus einem Schreiben des Dr. *Koch* in Danzig erhalten wir S. 260—262 die Anzeige eines Fehlers im *herschelschen* Verzeichnisse der verhältnifsmäfsigen Helligkeit der Sterne; und eine Beobachtung der Abweichung der Magnetnadel (d. 9 Apr. 1811 = 13° 48′). Mehr liefs sich bey den störenden Verhältnissen des Vfs. nicht erwarten. — Unter den kürzeren astronomischen Nachrichten finden wir diesmal nichts bemerkenswerthes Neues auszuheben.

Beobachtungen und Berechnungen über den schönen Kometen von 1811 finden wir in dem vor uns liegenden Bande des Jahrbuchs, von *Bessel*, *Bode*, *Gauss* und *Olbers*; wir übergehen sie hier mit Stillschweigen, indem wir uns vorbehalten, bey Gelegenheit des nächsten Bandes des Jahrbuchs eine vollständige Übersicht aller Arbeiten über diesen merkwürdigen Himmelskörper zu liefern. — Dem würdigen Herausgeber des Jahrbuchs, der mit unwandelbarem Fleifse alle Rechnungen selbst führt, und sich dadurch einen Anspruch auf den Dank der Astronomen erwirbt, bringt Rec. gern den seinigen, mit dem Wunsche, dafs dieses nützliche Werk durch die ungünstigen Verhältnisse nie gestört werden möge.

I. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JULIUS, 1812.

CHEMIE.

1) DORPAT, b. Gauger: *Handbuch der theoretischen Chemie zu akademischen Vorlesungen.* Von Dr. *David Hieronymus Grindel*, ord. Prof. der Chemie zu Dorpat u. s. w. 1808. VIII u. 314 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) GÖTTINGEN, b. Röwer: *Grundriss der theoretischen Chemie.* Zum Behuf seiner Vorlesungen entworfen von Dr. *Friedrich Strohmeyer*, Prof. der Medicin und Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen. *Erster Theil.* 478 S. *Zweyter Theil.* VI u. 648 S. 1808. 8. (4 Rthlr.)

3) FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *W. A. Lampadius*, Prof. der Chemie zu Freyberg u. s. w., *erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineral-Chemie, welche in dem freyberger akademischen Lehrcurse von* 1808—1809 *angestellt wurden*, nach eigenen Beobachtungen gesammelt und herausgegeben von *Johannes Breisig*, best. auswärtigem Secretär der helvetischen Nation und Beysitzer der herzogl. mineralogischen Gesellschaft zu Jena. *Erster Band*, die Experimente über allgemeine Chemie enthaltend. LXVIII u. 423 S. *Zweyter Band*, die Experimente über die Mineral-Chemie enthaltend. Gesammelt und herausgegeben von *Chr. Bercht*, Dr. der Philosophie, und *G. G. Pusch*, der Bergwerkswissensch. Beflissenem. XXIV u. 592 S., nebst einer zu S. 530 gehörigen Tafel über die Fällungen des Eisens aus seinen Auflösungen in Schwefel- und Salz-Säure. 1810. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

4) HALLE u. BERLIN, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Grundriss der Chemie.* Nach den neuesten Entdeckungen entworfen und zum Selbstunterrichte eingerichtet von Dr. *Friedrich Albrecht Karl Gren*, (weiland) Prof. der Medicin zu Halle u. s. w., und von Dr. *Christian Friedrich Bucholz*, Apotheker (und Prof.) zu Erfurt u. s. w., als Besorger der dritten verbesserten und umgeänderten Ausgabe. *Erster Theil.* XXXII u. 604 S. *Zweyter Theil.* XVI u. 792 S. 1809. 8. (4 Rthlr.)

Je mehr eine Wissenschaft sich erweitert, je gröfser die Zahl der in ihr Gebiet zu ziehenden Phänomene wird: um so schwieriger zu lösen ist die Aufgabe, durch den systematischen Entwurf eines Lehrbuchs der Wissenschaft den inneren Zusammenhang ihrer Gesetze naturgemäfs und klar zu entwickeln; noch schwieriger wird die Lösung, wenn jener Entwurf für Anfänger bestimmt ist, und ohne das Wesen der Wissenschaft in allen seinen Beziehungen durchdacht, ohne die Einheit derselben erkannt zu haben, ist Annäherung zur Erreichung des vorschwebenden Ideals schlechterdings unmöglich. Im hohen Grade gilt dieſs von der *Chemie*. Früher als Wissenschaft des *Feuers* manches schwache Auge blendend, wurde ihr Wesen von einzelnen strengen Forschern selten erkannt; späterhin das *Wasser* und die *Lüfte* in ihr Gebiet ziehend, schien sie ganz ihre vormalige Natur verleugnen zu wollen, bis ihre Diener endlich, während sie sich abmüheten, alles Feste und Irdische in Lüfte aufzulösen, unerwartet wieder zur alten Quelle der körperlichen Mannichfaltigkeit, zum Feuer, geführt wurden. Eine Wissenschaft, wie diese, die sich Jedem, der sich ihr widmet, als Leitstern zu den Gesetzen der Wandelung des Erdleibes und seiner Theile verkündet, mufs in der That nach allen Richtungen reiflich durchdacht und dem Geiste vergegenwärtigt werden, wenn sie im richtigen und faslichen Zusammenhange gelehrt werden soll. Von Jedem, der sich dieser Arbeit unterzieht, erwarten wir daher, dafs er mit dem Geiste der Chemie vertraut sey, Geschick, Ruhe und Besonnenheit genug besitze, um Wichtigeres vom Unbedeutenderen unterscheiden zu können, und ersteres also zu verbinden verstehe, dafs, so viel als möglich, das Nächstvorzutragende durch das Vorangehende begründet werde. Dieser synthetischen Methode gemäfs, wird er den möglichst bestimmt erörterten Begriff der Chemie bey der Beschreibung jedes Phänomens im Auge behalten, und nichts in seinen Vortrag aufnehmen, was nicht, streng genommen, dahin gehört. So lange hierin gefehlt wird, ist eine schickliche, stets auf die Einheit der Wissenschaft sich beziehende Architektonik des Entwurfs ihrer Gesetze unerreichbar. Auch versteht sich von selbst, dafs jenes Ziel verfehlt wird, wenn der Vf., statt ausführlich zu seyn, weitläuftig wird, oder wenn er mit der nöthigen Ökonomie im Vortrage Armuth in der Darstellung, oder Dürftigkeit in den Beschreibungen der Phänomene verwechselt. Ein Fehler, in welchen ältere und neuere Verfasser chemischer Hand- und Lehr-Bücher häufig verfallen sind. — In wie weit nun vorliegende Lehrbücher diesen Anfoderungen entsprechen, wollen wir versuchen in nachfolgenden Beurtheilungen unparteyisch darzuthun; zuvor versichernd, dafs wir guten Willen, Achtung für fremdes Verdienst und Liebe zur Wissenschaft mitbringen, und uns vom Glauben an eigene Unfehlbarkeit gehörig entfernt zu halten wissen.

No. 1. Streng genommen, eine ganz auf freyen

Vortrag berechnete, mit den nöthigſten literariſchen Nachweiſungen verſehene Skizze eines zu akademiſchen Vorleſungen beſtimmten, dem Vf. in der Idee vorſchwebenden Lehrbuchs, die ſich von einem etwa im Auszuge dargeſtellten chemiſchen Wörterbuche (wie ſo viele Lehrbücher der Chemie) nur durch die Anordnung der Gegenſtände unterſcheidet, der Vorrede zufolge jedoch auch dazu beſtimmt iſt, die dem Vf. eigenthümlichen Meinungen und Erfahrungen („*die im Ganzen deutlicher hervorleuchten, als in einzelnen Abhandlungen*") dem gröſseren naturforſchenden Publicum bekannt zu machen. Rec., der Hn. *G's.* Verdienſte um die Chemie, und insbeſondere um die Pharmacie ſchätzt, hegt allerdings die Meinung, daſs der ächte Lehrer nur eine Skizze bedarf, um durch freyen und lebendigen Vortrag ſeinen Zuhörern die Grundzüge der Wiſſenſchaft treu und eindringend zu entwickeln; aber eine ſolche Skizze muſs dann auch von Gehalt zeugen, und was ihr an Maſſe abgeht, durch Geiſt zu erſetzen wiſſen. Macht dagegen die Skizze auf den Namen eines *Handbuchs* Anſpruch: ſo darf den einzelnen Sätzen auch nichts von dem mangeln, was der Lehrer beym Vortrage der Skizze beyzufügen geſonnen iſt, ſo wenig ſie der ſtreng ſyſtematiſchen Folge der Gegenſtände entbehren kann, wenn dieſer Name nicht uſurpirt ſeyn ſoll. Denn die Benennung *Handbuch* ſetzt eigentlich Leſer voraus, welche in der Wiſſenſchaft nicht ganz bewandert ſind, und das Buch zur Hand nehmen, entweder, um die mannichfaltigen einzelnen Beobachtungen und Erfahrungen auf allgemeinere Thatſachen gründlich zurückgeführt, und auf dieſe Weiſe wahrhaft ſyſtematiſch verbunden zu ſehen, oder gewöhnlicher, um daraus in Fällen, wo eigenes Wiſſen ſie verläſst, ſich Raths zu erholen. Daſs Hn. *G's.* mündlicher Vortrag in Rückſicht obiger Anfoderungen von der vorliegenden Skizze, zum Vortheil ſeiner Schüler, nicht unbeträchtlich abweichen müſſe, ſcheint aus der Vorrede zu erhellen, die überhaupt zu hohen Erwartungen berechtigt, von denen aber leider in der Ausführung nicht der gröſste Theil in Erfüllung geht. Man höre (Vorrede S. V): „Immer hielt ich es als öffentlicher Lehrer für meine Pflicht, den Anfänger durchaus für keine Meinung einzunehmen, vielweniger das, was ich vortrage, als unbeſtreitbar zu empfehlen. Ich ſuche den Anfänger vielmehr zum Nachdenken zu leiten, und freue mich, wenn er auf *dieſem* Wege mit mir übereinſtimmt. Dieſen Grundſatz habe ich auch bey der Bearbeitung dieſes Werks ſo ſtreng als möglich behauptet." — Ja wohl! Denn der Vf. giebt im ganzen Buche lieber gar keine Erklärungen, und bemüht ſich recht gefliſſentlich, oberflächliche Beſchreibungen der Verſuche und bloſse Andeutungen von Erklärungen vorkommender Phänomene für *theoretiſche* Chemie auszugeben, indem er ſich vorbehält, gründliche und ausführliche Beſchreibungen nebſt durchgreifenden Erklärungen der *angewandten* Chemie zu überlaſſen!! Unter ſolchen Umſtänden geräth man faſt in Verſuchung, der angewandten Chemie die leichte Chemie, als Einleitung vorangehend, gegenüber zu ſtellen. Allerdings muſs jeder wiſſenſchaftliche Vortrag der gehörigen Orts angebrachten Kritik ſeine innere Haltung und Beglaubigung verdanken; aber dem Vortrage ſelbſt muſs in der Vorbereitung des Lehrers ſchon eine ähnliche Kritik vorangegangen ſeyn, denn erſt dieſe giebt dem Vortrage jene Beſtimmtheit, die der Anfänger nothwendig erwartet, wenn nicht ſein Intereſſe für die Wiſſenſchaft, ſtatt von Stunde zu Stunde erhöht zu werden, verloren gehen ſoll. Ein lebendiger, von zweckmäſsigen Verſuchen begleiteter Vortrag wird ohnedieſs den Scharfſinn des Zuhörers anſprechen und ſein Nachdenken wecken, ohne eine beſtändige und ängſtliche Kritik zu erheiſchen. Auch läſst ſich durch eine richtige Methode eine Folge in den Unterſuchungen begründen, die ſchon durch ſich ſelbſt von vorangegangener ſtrenger Prüfung der aus den Phänomenen gezogenen Schlüſſe Zeugniſs giebt. Was übrigens von den meiſten Lehrern unter dem Namen *theoretiſche* Chemie der *Experimentalchemie*, oder unter der Benennung *reine* Chemie der *angewandten* Chemie vorangeſchickt wird, iſt entweder ein magerer Auszug der geſammten Chemie, oder eine Einleitung zu derſelben, und ſollte beym Vortrage nur das Letztere ſeyn. Denn es iſt widerſinnig, bey einer Erfahrungswiſſenſchaft die Erfahrungen von den daraus gezogenen Folgerungen im Vortrage trennen zu wollen; ja es fodert der auf ſein Studium bedachte Zuhörer, daſs jeder Satz durch Verſuche anſchaulich gemacht werde. Die ſogenannte *angewandte* Chemie (z. B. in *Trommsdorff's* Sinn) iſt ein Theil der Technologie, und ſollte, wie überhaupt alle auf das bürgerliche Leben bezogene Anwendung und Benutzung wiſſenſchaftlicher Forſchungsreſultate, als mehr oder minder ſelbſtſtändiger Theil der Gewerbskunde für ſich gelehrt werden. — Die Anzeige des Inhalts wird darthun, daſs der Vf. zwar recht eingeſchränkte Beſchreibungen der Grundſtoffe und ihrer bekannteſten Verbindungen, aber faſt ohne alle zur Theorie der chemiſchen Erſcheinungen führenden Folgerungen, und dieſe durchgängig ohne Kritik liefert; man muſs es daher mit des Vfs. oben gedachtem Verſprechen („— — dieſen Grundſatz habe ich auch bey der Bearbeitung dieſes Werks ſo ſtreng als möglich behauptet") nicht ſo ſtrenge nehmen. —

In der *Vorrede* ſucht der Vf. den von ihm gewählten Gang ſeiner Unterſuchungen zu rechtfertigen. Nach S. VI fand er für nöthig, zwiſchen Chemie und Phyſik eine ſtrenge Grenze zu ziehen, und die Lehren der letzteren, z. B. *von den allgemeinen äuſseren Eigenſchaften der Körper* (unter allen Definitionen der Phyſik die ſchwankendſte), wegzulaſſen, weil dem Anfänger das Studium nur erſchwert werde, wenn *heterogene* (?) Lehren durch einander geworfen würden. Erkennt man aber an, daſs Phyſik und Chemie Theile *einer* Wiſſenſchaft ſind, die nur der Schule ihre Trennung verdanken: ſo heiſst es die eine dieſer ſogenannten Wiſſenſchaften verzerren, wenn man bey deren Vortrage von der anderen ganz abſtrahirt. Wie will denn der Vf. zu den einfachen Stoffen gelangen, wenn er nicht Miſchungen und Scheidungen vornimmt, und wie will er dieſe deutlich charakteriſiren, ohne zuvor die Natur des chemiſchen Proceſſes durch Unterſcheidung vom Proceſſe der Schwere, des Magnetismus, der

Elektricität, der Wärme, des Lichts der Betrachtung gewürdigt zu haben? Wird dann dem Anfänger das Studium nicht geradezu erschwert, wenn man ihm z. B. sagt, dafs die Flüssigkeiten bey verschiedenen Temperaturen zum Sieden gebracht werden können, dafs die chemischen Anziehungen zum Theil von der Höhe oder Tiefe des Standorts, wo experimentirt wird, abhängen u. s. w., ohne ihm den Grund dieser Abweichungen anzugeben, und auf den jedesmaligen Druck der Luft zu verweisen? Ferner, wenn man bemerkt, dafs die Elektricitäten das Wasser zersetzen, ohne sich weiter über die Natur der Elektricitäten einzulassen? Wenn man zeigt, wie die Wärme Mischungen begleitet und aufhebt, das Licht aufgelöste Metalle reducirt, aus *wässerigen* grünen Pflanzentheilen Sauerstoff entbindet, ohne zuvor wenigstens eine gedrängte Übersicht der Gesetze der Wärme und des Lichts gegeben zu haben? — Wird durch eine solche willkührliche Isolirung der chemischen Erscheinungen der Zuhörer wohl zum Nachdenken aufgefodert? Gewifs nicht, sondern er wird vielmehr angetrieben, sein Gedächtnifs mit halbverstandenen, unverdauten Sätzen, und oft nur mit blofsen Namen zu beschweren. Wie ist überhaupt eine gründliche Kenntnifs irgend eines Mischungsphänomens möglich, ohne gehörige Berücksichtigung der Wärme- und Elektricitäts-Verhältnisse? und ist es denn schon so ausgemacht, dafs *Schwere* und *Magnetismus* ohne Einfluss auf chemische Actionen sind? Übrigens traut Hr. G. den Zuhörern offenbar zu viel zu, wenn er ihnen den Zusammenhang beider Wissenschaften selbst finden heifst. Das fodert in den meisten Fällen einen Chemiker, der zugleich vollkommen geübter Physiker ist, und dürfte wohl nicht selten manchen Lehrer der Chemie in Verlegenheit setzen. Sehr wahr bemerkt der Vf., dafs eine gründliche Kenntnifs der Verwandtschaftslehre nur nach einer genauen Kenntnifs der ganzen Wissenschaft erlangt werden kann; und wir müssen daher sehr bedauern, dafs der von ihm (in der Vorrede S. VII) versprochene *zweyte* Band, über die *speciellen Verwandtschaftsäufserungen*, nicht erschienen ist; wenigstens konnte Rec., aller Nachfrage ungeachtet, kein Exemplar desselben auftreiben.

In der *Einleitung* wird die Chemie charakterisirt als die Lehre von den Bestandtheilen der Körper. „Sie lehre die Körper zerlegen, zusammensetzen, und danach über die Wechselwirkung der Körper (richtiger der *Materien*), vermöge ihrer *inneren* Qualität, urtheilen. Sie nehme auf Qualitäten und Quantitäten Rücksicht, um die Grundmischung der Körper zu bestimmen.“ Dem Scheiden geht das Einen (Mischen) voran; charakteristisch für alle *chemischen* Phänomene ist die Durchdringung ungleichartiger Materien zu mehr oder weniger gleichartigen Massen, und jede Beschreibung dessen, was die Chemie will, thut oder lehrt, sollte auf diesen gemeinsamen Charakter aller ächt chemischen Wirkungen gehörigen Nachdruck legen. — Weiterhin folgt die Eintheilung, Geschichte und Literatur der Chemie, welche Gegenstände der Vf. nur namentlich, von einigen Citaten begleitet, aufführt. Auf gleiche Weise handelt er von der Nomenclatur und den chemischen Zeichen. — I Abschnitt. *Über die eigentlich chemische Untersuchung der Körper.* „Die Wirkungen der Körper sind von zweyerley Art — *mechanische* und *chemische*. Die mechanischen bestehen in Veränderung oder Beharrung des Orts, der Ausdehnung, Gestalt und des Zusammenhangs; sie betreffen also den Aggregatzustand der Körper und nicht ihre Grundmischung.“ (Die Ausdehnung der Körper durch Wärme, die Anziehung durch die Elektricitäten, die Wirkungen des Magnets auf die Ortsveränderung des Eisens u. s. w., die Schmelzungen durch Wärme und durch Elektricität u. s. w. sind demnach auch *mechanische* Veränderungen!!) „Die chemische Wirksamkeit besteht aber darin, dafs sie die Natur der Materie verändert.“ Eben so unbestimmt ist die weitere Erörterung der letzten Definition. — „Wo unter mechanischer Berührung, ohne mechanische Bewegung, keine Mischung Statt findet, da ist auch keine chemische Wirksamkeit.“ Hr. Prof. *Parrot* würde dieses in einer lehrreichen Abhandlung im *gehleuschen* Journal gründlich zu beweisen suchen. Diese Beweisführung wird unstreitig für die Wissenschaft anderweitig vortheilhaft ausfallen, da sie einen achtungswerthen Physiker zum Urheber hat: allein die Nothwendigkeit eines solchen ausführlichen Beweises findet unserem Dafürhalten nach nicht Statt; denn jeder Chemiker weifs, dafs chemische Anziehung (Mischung) nur bey unmittelbarer Berührung eintritt, und dafs chemische Wirksamkeit und (Mischung oder) Äufserung mischender Kräfte in der Wirklichkeit eins und dasselbe ist. Hätte der Vf. in der Einleitung eine gedrängte Übersicht der Gesetze der Schwere, der Cohärenz, des Magnetismus, der Elektricität, des Galvanismus, der Wärme und des Lichts gegeben: so würde dieser ganze erste Abschnitt verständlicher ausgefallen seyn; dann müfste er aber freylich, statt mit dem Begriffe der Chemie die *Einleitung* zu eröffnen, dieselbe vielmehr damit geschlossen, und den vollständigen Begriff an die Spitze des gegenwärtigen I Abschnitts gestellt haben. Jede *Einleitung* hat ja den Zweck, den Weg zu bahnen, auf welchem man zur Abhandlung der Wissenschaft selbst gelangen will, und nicht in der Einleitung, sondern in dieser Abhandlung soll nur aufgenommen werden, was, streng genommen, in die Wissenschaft gehört. Sofern die verschiedenen chemischen Anziehungsphänomene häufig durch die vorhin genannten Potenzen bedingt werden, ja in den meisten Fällen die allgemeineren Ziehkräfte, z. B. die der Elektricität, voraussetzen: mufs in einem Handbuche der Chemie, durch Zusammenstellung der Hauptgesetze gedachter Potenzen, der Leser in das Gebiet der so mannichfaltigen, eigentlich chemischen Wirkungen geleitet werden. — Aufser Obigem enthält dieser Abschnitt noch die Begriffsbestimmungen und Erörterungen von der Mengung, Schmelzung, Lösung, Auflösung, Sättigung, Neutralisation, Scheidung, von den Grundstoffen, Reagentien u. s. w.; dann einige allgemeine Verwandtschaftsregeln nach *Berthollet* zusammengestellt, und einen Anhang von den *mechanischen* und *chemischen Operationen*, nachdem zuvor noch mit einigen Worten des „Einflusses gewisser Kräfte bey der chemischen Verwandtschafts-

äuſserung," namentlich der Cohäſion, Kryſtalliſation, Elaſticität, Wärme, Efflorescenz und *Auflöſungsmittel*, gedacht worden iſt. Wenn es S. 12 heiſst: „Flüſſige Auflöſungsmittel ſind *immer* durchſichtig:" ſo ſcheint der Vf. nicht an die Auflöſung der amalgamirbaren Metalle in Queckſilber, an die Auflöſungen in geſchmolzenen waſſerfreyen Alkalien, des Schwefels u. ſ. w. gedacht zu haben, von denen ſelbſt der letztere nie vollkommen durchſichtig iſt. Häufig braucht der Vf. das Wort *Miſchung*, um damit das Product der chemiſchen Durchdringung, das *Gemiſch*, zu bezeichnen, da doch Miſchung bloſs als Bezeichnung des Durchdringungsproceſſes oder chemiſchen Ziehactes angewendet werden ſollte. — II Abſchnitt. *Von den Grundſtoffen und unzerlegten Stoffen.* 1) *Sauerſtoff.* Er ſoll nicht für ſich darſtellbar ſeyn, da er Wärme (wie alle Körper!) enthält; übrigens iſt dieſe, wie alle nachfolgenden Beſchreibungen der Grundſtoffe, zu kurz und unvollſtändig. Aus dem Satze: gröſsere und geringere Flüchtigkeit der Körper gründet ſich auf Verwandtſchaft derſelben zum Sauerſtoffe, könnte man auch folgern: bey Abweſenheit des Sauerſtoffs, z. B. im Waſſerſtoffgaſe, ſind alle Körper gleich flüchtig; denn von Folgen der Verwandtſchaft zum Sauerſtoff kann doch nur die Rede ſeyn, in ſofern ſolche von jenen Folgen zeugende Körper den Sauerſtoff berühren. Ein ähnlicher entſcheidender Ton herrſcht in vielen Sätzen, und contraſtirt gewaltig mit des Vfs. Verſprechen, den Anfänger dieſes Buchs *durchaus für keine Meinung einzunehmen.* Z. B. S. 18: „Licht und Wärme bewirken auch Formänderung, aber nicht Grundmiſchungsänderung." Der Vf. fühlt das Falſche dieſer Behauptung, und fügt daher gleich bey: „Wo Wärme und Licht Grundmiſchungs-Änderung zu bewirken ſcheinen, wirken mehrere Kräfte zugleich." Iſt denn dieſes aber nicht bey jeder Zerſetzung der Fall, und kann der Vf. eine einzige Grundmiſchungsänderung nennen, die ohne Wärme, oder Licht, oder Elektricität u. ſ. w. bloſs durch chemiſche Ziehkräfte bewirkt wird? — Auch iſt es unrichtig, daſs die Quantitäten der freygewordenen Wärme und des entwickelten Lichts ſich nicht beſtimmen laſſen. Der Vf. wollte wahrſcheinlich ſagen: *mit der Wage* in der Hand ſich nicht beſtimmen laſſen; denn der Gebrauch der Thermometer und Photometer widerlegt ſeine Behauptung geradezu. Die reinſte atmoſphäriſche Luft enthält nicht 22—23 Theile Sauerſtoff, ſondern 21 Theile. 2) *Stickſtoff.* 3) *Waſſerſtoff.* Bey der Knallluft fehlt das Verhältniſs beider Gaſe; übrigens iſt dieſer Stoff durch künſtlichen Druck allerdings mit Waſſer miſchbar, in Verbindung mit Sauerſtoffgas ſchon beym gewöhnlichen Luftdrucke. 4) *Kohlenſtoff.* Die nun folgenden Stoffe nennt Hr. *G. unzerlegte* Stoffe, während er die vier vorhergehenden als *Grundſtoffe* aufführt: eine Eintheilung, die jetzt nicht mehr zulänglich iſt, da *Davy's* u. A. Beobachtungen die Einfachheit des Stickſtoffs und des Kohlenſtoffs ſehr in Zweifel ſtellen, und da, ſtreng genommen, die Einfachheit des Sauerſtoffs und Waſſerſtoffs ſo gut hypothetiſch aufgeſtellt wird, als dieſes bey jener Annahme der Fall iſt, welche das *Waſſer* als *chemiſch-einfache* Materie im Syſteme aufführt, und den Grund der qualitativen Verſchiedenheit des Sauer- und Waſſer-Stoffs in beiden elektriſchen Flüſſigkeiten nachzuweiſen verſucht. 5) *Schwefel.* 6) *Phosphor.* 7) *Alkalien.* S. 27 heiſst es von ihnen unter anderen: von urinöſem Geſchmack. Der Geſchmack des Harns iſt bekanntlich höchſt verſchieden, gewöhnlich ſalzig ſauer, daher mit jenem der Alkalien nicht vergleichbar; auch ſind nicht alle aus Alkalien und Säuren zuſammengeſetzten Salze kryſtalliſirbar. Das *Ammonium* durfte hier nur in einer Note aufgeführt werden, oder der Vf. hätte zweckmäſsiger die allgemeine Überſchrift *Alkalien* vermieden. Das Eintheilungsprincip der Alkalien geben dem Vf. die Unterſchiede der *Flüchtigkeit* und der verſchiedenen *Löslichkeit ihrer kohlenſauren Salze.* Kalk, Baryt und Strontian werden ihnen beygezählt, ſpäterhin aber doch (S. 31) als *alkaliſche Erden* aufgeführt. Die Schmelzbarkeit des *Strontians* haben neuerlich *Bucholz* und *Gehlen* bewieſen. 8) *Erden.* Die hier erwähnte Ochroiterde iſt jetzt als Oxyd dem Demeter (Cererium) unterzuordnen. Die Talkerde (Magneſia) wird als im Waſſer *unlöslich* bezeichnet; Hr. *G.* hat ſpäterhin zu zeigen verſucht, daſs *Schaub's* reine Talkerde einen geringen Kaligehalt beſitzt, und mittelſt deſſelben alkaliſch reagirt und ſcheinbar vom Waſſer aufgenommen wird. 9) *Metalle.* Die Charakteriſtik derſelben iſt ſehr unvollkommen; ihre groſse Wärmeleitung, Elektricitätsleitung, Elektricitätserregung in der galvaniſchen Kette, ihre ſogenannte Vegetation, ihre ſchnelle Schallleitung u. ſ. w. hätte wohl mit demſelben Rechte erwähnt werden können, als dieſes bey ihrer (ſehr wenigen zukommenden) Entflammungsfähigkeit geſchehen iſt. Unter den einzelnen Metallen muſs jetzt Niccolan und Columbium (?) geſtrichen werden; und die *Metalloide* müſſen (bey einer 2 Aufl.) entweder eine eigene Abtheilung bekommen, oder die Alkalien und Erden müſſen den Metallen untergeordnet werden. *Mangan* iſt nicht, wie S. 45 behauptet wird, nur durch Zuſatz von Zucker in Schwefelſäure auflöslich, ſondern ſchon durch bloſse Erhitzung, wobey zugleich eine bedeutende Menge (nicht ganz reines) Sauerſtoffgas gewonnen wird. Schade, daſs der Vf. bey der Eintheilung der Metalloxyde nicht auf *Thomſon's* Vorſchlag, und S. 46 nicht auf *Bucholz's* Beobachtung über die Verglaſung des Spieſsglaſes Rückſicht genommen hat. Der hydrogenirten und ſuroxygenirten Metalle iſt nicht gedacht, ungeachtet *Ritter's* u. A. hieher gehörende Beobachtungen damals ſchon bekannt waren. Beym *Zinn* wird die Fällung durch Blauſäure als etwas Beſonderes angegeben, während des Verhältniſſes der früher abgehandelten Metalle zur Blauſäure nicht gedacht iſt, und auſser dem *Zinne* bekanntlich mehrere Metalle, z. B. ſelbſt unvollkommenes Eiſenoxyd, *weiſs* gefällt werden. Daſs Spieſsglas und Wismuth durch Schmelzen mit Natron malleabler werden, hätte vielleicht einer Erwähnung verdient. Nicht bloſs Kobalt, ſondern auch magnetiſches Eiſen und Nickel verlieren durch Zumiſchung des Arſeniks ihren Magnetismus. Mangan, Chrom und Uran ſind ebenfalls (im geringeren Grade) des Magnetismus fähig.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JULIUS, 1812.

CHEMIE.

1) Dorpat, b. Gauger: *Handbuch der theoretiſchen Chemie* — von D. *D. H. Grindel* u. ſ. w.
2) Göttingen, b. Röwer: *Grundriſs der theoretiſchen Chemie* von D. *F. Strohmeyer* u. ſ. w.
3) Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *W. A. Lampadius erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineral-Chemie* — I Th. herausgegeben von *J. Breiſig*. II Th. herausg. v. *Ch. Bercht* u. *G. G. Puſch* u. ſ. w.
4) Halle u. Berlin, in d. Buchh. d. halliſchen Waiſenhauſes: *Grundriſs der Chemie* — von D. *F. A. K. Gren* u. D. *Ch. F. Bucholz* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

III Abſchnitt. *Miſchungen der Grundſtoffe unter einander und mit unzerlegten Stoffen, und der unzerlegten Subſtanzen unter einander.* a) *Stickſtoffgemiſche.* Atmoſphäriſche Luft, Salpetergas, oxydirtes Stickgas. Wenn der Vf. die Verbindung der atmoſphäriſchen Luft mit dem Waſſer für eine mechaniſche hält: ſo ſind es auch alle Löſungen. Wie innig übrigens die atmoſphäriſche Luft dem Waſſer beygemiſcht iſt, bezeugen *Prieſtley's* u. A. Verſuche, denen zufolge weder durch Kochen noch durch öfteres Gefrieren das Waſſer ganz von Luft befreyet werden konnte. Nach einer unſtreitig richtigeren, von *Davy* unternommenen Beſtimmung der Beſtandtheile des Salpetergaſes, ſind im Hundert enthalten: 44,05 Stickſtoff u. 55,95 Sauerſtoff. Demſelben Beobachter zufolge, nimmt das Waſſer allerdings etwas von dieſem Gaſe auf; 100 Cubikzoll deſtillirtes ausgekochtes Waſſer abſorbirten 11,8 C. Z. b) *Waſſerſtoffmiſchungen.* Waſſer. Nach *Fourcroy's*, *Vauquelin's* u. *Seguin's* Verſ. iſt das Beſtandtheilverhältniſs eigentlich 14,338 Waſſerſtoff u. 85,662 Sauerſtoff. c) *Kohlenſtoffmiſchungen.* Kohle, Kohlenwaſſerſtoffgas, Öl zeugendes Gas, Kohlenſtoffoxyd - Waſſerſtoffgas (das ſog. gasförmige Kohlenoxyd), Kohlenſtoff - Stickſtoff (*Curaudau's* angebliches Kohlenſtoff - Stickſtoffgemiſch, ſ. *Gehlens* Journ. d. Chem. I B. 400). d) *Sauerſtoffmiſchungen.* 1. Oxyde. 2. Säuren. S. 82 heiſst es: Die ſäurefähigen Subſtanzen haben ſowohl als der Sauerſtoff Theil an der Oxygenation (Sauerwerdung) *und die Urſache der Erſcheinung iſt nicht zu ergründen.* Hoffentlich prophezeyet Hr. *G.* falſch; ſollte er indeſs ſeiner Sache gewiſs ſeyn: ſo würden die Chemiker wohl thun, ihn zu erſuchen, ſeine Divinationsgabe auch auf die übrigen noch unergründeten Naturerſcheinungen auszudehnen, damit man Zeit und Mühe nicht am Unergründlichen verſchwende. — Nicht mit Metallen, ſondern mit Metalloxyden bilden die Säuren Salze. „Unvollkommene Säuren ſeyen faſt alle gefärbt.“ Dieſs iſt wenigſtens bey der phosphorichten und ſchweflichten Säure, ferner bey der unvollkommenen Arſenikſäure, und wenn man die gemeine Salzſäure mit *Gren* für eine unvollkommene Säure hält, auch bey dieſer nicht der Fall. Den Schwefelwaſſerſtoff nennt der Vf., wenn es kein Druckfehler iſt, Hydrothſäure (eine Sylbenökonomie auf Koſten der richtigen Wortbildung, die wir nicht loben können); er nimmt jedoch Anſtand, ſie den Säuren beyzuzählen (ſiehe weiter unten). α) *Säuren mit unzerlegter bekannter Baſis.* Kobaltſäure und Zinnſäure ſind mit Recht nur namentlich mit beygefügter Literatur aufgeführt. Nach *Berthollet* enthalten 100 C. Zoll kohlenſaures Gas als weſentliche Beſtandtheile 43 Gewichtstheile Sauerſtoff, 16 Kohlenſtoff und 10 Waſſer; das ſpecifiſche Gewicht der Schwefelſäure iſt nie 2,000; nach *Thomſon* beſteht die ſchweflichte Säure aus 68,0 Schwefel und 32,0 Sauerſtoff; nach *Davy* ſind im Hundert Salpeterſäure 29,5 Stickſtoff und 70,5 Sauerſtoff enthalten; nach *Roſe* beſtehen 100 Th. Phosphorſäure aus 46,5 Phosphor und 53,5 Sauerſtoff, im glaſigen Zuſtande beträgt ihr ſpecifiſches Gewicht nach *Haſſenfratz* 2,876; das, was man für ſalpetrichte Säure hält, iſt (nach *Berthollet*) ein Gemiſch von Salpetergas und Salpeterſäure; das ſpecifiſche Gewicht der phosphorichten Säure beträgt nach *Pelletier* 1,600; nach *Bucholz* enthalten 100 Theile Arſenikſäure 72,26 Arſenik und 27,64 Sauerſtoff, und eben ſoviel arſenichte Säure, nach *Thenard* 74,24 Arſenik und 25,76 Sauerſtoff; die Wolframſäure iſt im Waſſer unlöslich, und macht mithin in Rückſicht der S. 83 behaupteten allgemeinen Löslichkeit der Säuren im Waſſer eine Ausnahme. — β) *Zuſammengeſetzte Säuren* (das ſind ohne Zweifel alle Säuren; es ſollte daher heiſsen: Säuren mit zuſammengeſetzter Grundlage). Deren Baſis iſt Waſſerſtoff und Kohlenſtoff. Die brandige Säure und die Kichererbſenſäure bezeichnet Hr. *G.* als Gemiſche anderer Säuren; von der Gallusſäure glaubt er, daſs ſie aus einer innigen Miſchung des Tannin und der Benzoeſäure beſtehe. γ) *Säuren mit dreyfacher Baſis — Kohlen-, Waſſer-* und *Sauer-Stoff* (ſoll heiſsen *Stickſtoff*). Die Eigenthümlichkeit der Milchzuckerſäure bezweifelt der Vf.; wahrſcheinlich aber iſt er jetzt anderer Meinung, da *Trommsdorff's* Beobachtungen über die Production der Bernſteinſäure durch

Zerstörung der Schleimsäure in der Hitze die Eigenthümlichkeit derselben wohl ausser allen Zweifel setzt. Fettsäure mufs nach den von *Berzelius* 1806 bekannt gemachten Erfahrungen, als eine durch einen besonderen thierischen Stoff verunreinigte Benzoesäure, aus der Reihe der eigenthümlichen Säuren gestrichen werden. *Ameisensäure* gehört in die vorhergehende Abtheilung. δ) *Säuren mit unbekannter Basis.* ε) *Säure ohne Sauerstoff.* S. 84 sagt der Vf.: „Eine Säure *soll*, was widersprechend scheint, ohne Sauerstoff existiren, nämlich die *Hydrothsäure*, die blofs aus Wasserstoff und Schwefel bestehen *soll*," u. S. 117 fügt er hinzu: „Noch kenne ich keinen Versuch, der die Abwesenheit des Sauerstoffs in derselben gründlich bewiese. Auch ich bin der Meinung, dafs die Hydrothionsäure, als *eine äufserst oxydable Mischung*, schon in dem Augenblick, da sie mit der Luft in Berührung tritt, Sauerstoff anziehen müsse. Kann sie nicht schwefelige Säure enthalten?" Rec. bemerkt hiebey, dafs möglichst ausgekochte Lakmustinctur und Lakmuspapier bey Ausschliefsung der äufseren atmosphärischen Luft dennoch von dem Schwefelwasserstoffgase geröthet werden; dafs die schweflichte Säure die Lakmustinctur grünet und dann allmählich entfärbt; dafs die Fähigkeit, die Lakmustinctur zu röthen, in dem Schwefelwasserstoff nicht erhöht wird durch Zumischung von schwefelichtsaurem Gase, und endlich, dafs nach *Davys* neueren Entdeckungen die gemeine Salzsäure ebenfalls eine Säure ist, deren Grundlage erst durch Vereinigung mit dem Wasserstoffe sauren Geschmack und Fähigkeit, Lakmuspigment zu röthen, annimmt. — e) *Mischungen der Säuren mit einander.* f) *Schwefelgemische.* S. 125 fragt der Vf.: Sollte das Leuchten des Schwefelkalks in trockener Luft Statt finden? Möchte er sich entschliefsen, diese allerdings sehr interessante Frage genügend zu beantworten. g) *Phosphorgemische.* h) *Mischungen der Metalle unter einander und mit anderen Stoffen.* Der S. 132 befindlichen Anmerkung mufs beygefügt werden, dafs mehrere Metallgemische *dichter* sind, als sie der Berechnung zufolge seyn sollten. Zu S. 138 ist vielleicht folgende Notiz den meisten Chemikern nicht uninteressant. *Domingo Vandelli*, Prof. der Naturgeschichte und Chemie auf der Universität zu Coimbra, leitete Queckfilberdämpfe durch eine glühende eiserne Röhre, und erhielt Queckfilberkügelchen von Silberfarbe, welche die Consistenz von Zinn hatten. Vergl. *D. V. Varias observaçoes de chimica e historia natural. Metodo de fixar o mercurio.* In den *Mem. da Acad. Real das sc. de Lisboa.* T. I. p. 259. *Scherers* A. Journ. d. Chem. I B. S. 569 u. 570, und *Kaſtner's* Beyträge I B. S. 147. *Kaſtner* fragt in der ang. Stelle an: Was würde *Scherer* sagen, wenn er durch eigene Wiederholung des Versuchs sich von der Richtigkeit desselben überzeugen sollte? Und Rec. freuet sich hinzufügen zu können, dafs es allerdings mit dem Versuche seine vollkommene Richtigkeit hat. Einer seiner Freunde, Prof. *Altmütter*, wurde durch *K's.* Bemerkung veranlafst, folgenden Versuch anzustellen (den Rec. mittheilt, wie ihm derselbe von seinem Freunde gemeldet wurde): „Ich nahm einen, durch die Schwanzschraube geschlossenen Flintenlauf, goss in denselben ¼ Pfund gereinigtes Queckfilber, und füllte das Übrige mit Drehspähnen von weichem Eisen. Der Flintenlauf wurde in einer Lage glühend gemacht, dafs das sich am kälteren Ende sammelnde Queckfilber wieder zurück in den glühenden Theil des Rohres laufen mufste, und also die nämlichen Queckfilbertheilchen mit den glühenden Spähnen so lange wiederholt in Berührung gebracht werden konnten, als ich wollte. Nach Beendigung der Operation, wobey ich nur bedaure, dafs durch die Ungeschicklichkeit meines Laboranten Queckfilber verschüttet, und so die genaue Bestimmung nach dem Gewichte unmöglich gemacht worden war, fand sich, dafs das ganze Queckfilber einen grofsen Theil seiner Flüssigkeit verloren, auch seine Farbe geändert hatte. An der Luft bildete sich auf diesem verdickten Queckfilber ein rostfarbenes Häutchen, und durch Behandlung mit Schwefelsäure Eisenvitriol; das hievon rückständige Queckfilber war flüssiger wie zuvor." — Eine genaue Wiederholung dieses merkwürdigen, die Fähigkeit des Eisens, sich unmittelbar mit Queckfilber zu verbinden, beweisenden Versuchs bestätigt vielleicht zu gleicher Zeit *Kaſtner's* Vermuthung, dafs das dickflüssige Queckfilber (aufser dem Eisen) etwas *Kohlenstoff* enthalte, vgl. *K's.* Beytr. I, 148 unten. — i) *Verbindungen der Erden unter einander.* k) *Verbindungen der Säuren mit den Alkalien, Erden und Metallen.* Seine Eintheilung der Salze sucht Hr. *G.* zu rechtfertigen durch die Behauptung: die Säuren haben einen allgemeinen, die Basen einen speciellen Charakter! Nach Rec. Dafürhalten kömmt den letzteren so gut ein allgemeiner, als den ersteren ein specieller Charakter zu. Übrigens ist die Eintheilung der Salze nach den Säuren nicht ungewöhnlich. (S. 164 Z. 8 v. o. soll es statt 38 p. c. Sauerstoff heifsen: 38 p. c. *Kohlensäure*). S. 165 sagt der Vf.: „In der Natur ist der kohlensaure Baryt krystallisirt." Ausdrücke der Art kommen öfter vor, was den Anfänger leicht zu der irrigen Vermuthung führen kann, dafs die sogenannten Niederschläge, z. B. der durch Niederschlagung künstlich erzeugte kohlensaure Baryt, aus nicht krystallisirten Theilen bestehen, da doch jedes Staubtheilchen eines solchen Präparats ein einzelner Krystall ist. — Bey einigen Salzen hat der Vf. bemerkt, dafs sie natürlich gebildet vorkommen, bey mehreren, von denen dasselbe bekannt ist, hat er unterlassen es anzuzeigen, z. B. bey kohlensaurem, phosphorsaurem und salzsaurem Bley u. s. w. Das *essigsaure Arsenik* (S. 220) möchte wohl schwerlich etwas anderes als weifser Arsenik seyn. Das Verhalten mehrerer Salze zu den Metallen (und Metalloxyden) wird kurz berührt. Das Ganze beschliefst ein brauchbares Register. Die organischen Körper sind dem Vf. sehr zusammengesetzte, vollkommen zerlegbare *Mischungen;* wir würden sie als zerlegbare und vollkommen *zerstörbare* Naturgebilde charakterisiren. Des Einflusses der Elektricität bey der Gährung und Fäulnifs

(und nicht weniger bey der Ätherbildung) geschieht keine Erwähnung, so wie auch der Wasser- und Salz-Zerlegungen mittelst der Elektricität fast gar nicht gedacht wird. Irrig wird behauptet, dass der *Wein* fertigen Weingeist enthalte; dieser wird erst durch *Destillationswärme* vollendet, was schon *Fabbroni's* Versuche zeigen. Das hier angegebene Bestandtheilverhältniss (nach *Lavoisier*) steht dem von *T. v. Saussure* bekannt gemachten an Richtigkeit nach; dem letzteren zufolge zerfallen 100 Theile reinen Alkohols in 43,65 Kohle, 37,85 Sauerstoff, 14,94 Wasserstoff, 3,52 Stickstoff und 0,04 Asche, welche Salzsäure, Kali, Kalk und Kieselerde enthält. — Fettes Öl (S. 273), z. B. Mandelöl, ist im reinen Alkohol nicht unlöslich. Unter den Pflanzenstoffen vermissen wir die *Pflanzengallerte*. — Hätte der Vf. seinen nicht zu verkennenden Fleiss nicht bloss der sorgfältigen Angabe der Literatur einzelner Gegenstände, sondern auch der genauen Charakteristik der grösstentheils mehr oberflächlich als gründlich beschriebenen Stoffe und Gemische, und der wissenschaftlichen Verkettung der einzelnen Theile seines Buches gewidmet; hätte es ihm beliebt, die verschiedenen Hauptprocesse mehr geschichtlich zu behandeln, als sie nur nach ihren *End*resultaten zu beschreiben: so würde er unstreitig den Foderungen der lehrenden Chemiker und der hörenden Anfänger Genüge geleistet, und ein sehr brauchbares Lehrbuch geliefert haben.

No. 2, Ein gleichfalls auf freyen, von den nöthigen Experimenten begleiteten Vortrag berechneter, schulgerechter Abriss des neueren Zustandes der Chemie, der, abgesehen von einem gewissen, hin und wieder sichtbar werdendem Mangel an Gewandtheit im Ausdruck, und von oftmals lästigen Wiederholungen schon abgehandelter Sätze, sich insbesondere denjenigen Lehrern empfiehlt, die, mit der älteren chemischen Literatur vertraut, bey ihren Vorträgen einen Leitfaden wünschen, der in systematischer Folge mit sorgfältiger Benutzung der Entdeckungen vorzüglich französischer Chemiker eine genaue Charakteristik der chemischen Agentien liefert, und die Grundwahrheiten der Chemie sowohl von Einmischung anderer Wissenschaften als auch von jeder Anwendung im gemeinen Leben frey hält. Die Einleitung enthält *allgemeine Prämissen über den Gegenstand, Begriff und Umfang der Chemie, über den Zweck und Nutzen derselben, und die darauf gegründeten Eintheilungen, nebst einer Übersicht der chemischen Literatur.* Von der Charakteristik der *Mischung* geht der Vf. zu derjenigen der *Bestandtheile* über. Hier heisst es S. 2: „Sind aber die näheren oder entfernteren Bestandtheile nicht weiter aus Bestandtheilen zusammengesetzt: so heissen sie Grundstoffe der Mischung, oder besser, einfache Stoffe." Diese fehlerhafte Definition der sogenannten Grundstoffe ist durch diejenige zu verbessern, welche der Vf. S. 88 giebt. Auch klingt es etwas sonderbar (was übrigens der Vf. mit mehreren Vff. chemischer Lehrbücher gemein hat), wenn der Lehrer sich seinen Zuhörern dadurch als einen ungemein viel umfassenden Kopf bezeichnet, dass er die vorzutragende Wissenschaft als eine übermächtig grosse Geistesarbeit schildert, wie hier z. B. S. 4. Hätte der Vf. das unter der Benennung *Literatur* gegebene (nichts weniger als vollständige) Bücherverzeichniss mit kleineren Lettern gedrängter abdrucken lassen: so würde er Raum gewonnen haben, über die bekanntesten und vorzüglichsten *Werke* allgemeine Urtheile, etwa in Noten, beyzubringen. 1 Abschnitt. *Von den chemischen Grundkräften und deren Gesetzen im Allgemeinen.* Zuerst werden die Begriffe jener Grundkräfte entwickelt, und dann in 3 Capiteln Cohäsionskraft, Expansivkraft und Verwandtschaft abgehandelt. Unter den S. 51 aufgeführten Schriften über die Verwandtschaft vermissen wir ungern die Angabe einzelner hieher gehörender Journalaufsätze, z. B. *Drechslers* gründliche Abh. in *Trommsdorffs* Journal d. Pharm. XIII. 2 St. S. 3—138. Cohäsion, Cohärenz und Krystallisation scheinen dem Vf. wesentlich ein und dasselbe zu seyn, eine Phänomenen- und Begriffs-Verwirrung, die wir bey ihm nicht erwartet hätten. Da er die Elasticität als Folge der Wirkung des Wärmestoffs betrachtet: so hätte er auch mit nicht geringerem Rechte die Cohärenz als Folge der Wirkung eines Kältestoffes aufstellen können; um so mehr, da der Unterschied zwischen Elasticität und Cohärenz am wenigsten ein relativer ist, und mithin die Ursachen dieser Phänomene auch nicht füglich als bloss relativ verschieden, oder die eine als blosse Negation der anderen gedacht werden kann. Nicht minder schwankend behauptet der Vf. S. 60: „Überhaupt zeigen alle Körper ein Bestreben zu Solidität. Der liquide oder expansible Aggregatzustand ist nur Folge ihrer Verbindung mit dem Wärmestoffe, wie dieses Erfahrungen in der Folge näher beweisen sollen." In dem, was weiterhin vom Wärmestoffe vorgebracht wird, haben wir diese *Beweise* nicht gefunden; so wie wir überhaupt den Vf. fragen möchten, ob nicht das Verdampfen aller Körper, auch der dichtesten Metalle, bey Verminderung des Luftdrucks (dessen fast gar nicht gedacht wird) und bey einer Temperatur, in der man sonst gewohnt ist, Flüssigkeiten erstarren zu sehn, eben so gut von einem ursprünglichen Streben zur elastischen Flüssigkeit zeuge, als das Erstarren *verschiedener* Flüssigkeiten ein Bestreben zur Festigkeit beurkunden soll, zumal wenn man bedenkt, dass die Gase für sich, so wie der reine Weingeist, bey keinem bekannten Kältegrade gerinnen. — S. 64 soll es wohl heissen: Die Verbrennung einer der allgemeinsten (statt grössten) Naturerscheinungen; auch ist S. 78 u. a. a. O. der Ausdruck offenbar verfehlt, wenn gesagt wird, dass ein Stoff, durch seine Verbindung mit einem anderen, Zersetzungen widerstehen könne, *gegen die er allein sich nicht zu vertheidigen im Stande wär.* Gott sey gedankt, Kriege führen bis jetzt bloss Thiere und Menschen; wehe uns, wenn auch die anorganische Natur mit solchen Gelüsten schwanger ginge! — Übrigens ist die Entwickelung der Verwandtschaftsgesetze (mit vorzüglicher Rücksicht auf *Berthollets* Leh-

re) sehr wohl gerathen. — 2 Abschnitt. *Von der chemischen Classification und Nomenclatur.* Unter den Stoffen werden Wärmestoff, Lichtstoff, elektrische und *galvanische* Stoffe als Stoffe der *ersten* Classe, oder als solche aufgeführt, *welche die Verbrennung begleiten, begünstigen oder veranlassen.* Ob der Vf. auch für die Phänomene des Magnetismus, der Schwere (die denn doch allerdings jede Verbrennung begleitet) und des Schalls Stoffe annimmt, wozu strenge Consequenz allenfalls führen möchte, erfahren wir nicht. Die *zweyte* Classe „macht den einfachen Stoff aus, welcher die eigentlich wirkende Ursache bey diesem Phänomen ist, der die Verbrennung allein bewirkt und unterhält, und ohne den kein Verbrennen im Schöpfungsraum *denkbar* ist“ (!), nämlich das Oxygen (oder den Sauerstoff). Die *dritte* Classe „vereinigt alle die einfachen Stoffe, welche als die eigentlichen Werkzeuge bey dieser Erscheinung anzusehen sind, und die im vollkommenen Sinne des Worts verbrannt werden. Daher diese Classe der einfachen Stoffe auch den Namen der einfachen *verbrennungsfähigen* (einfachen oxygenationsfähigen) u. s. w. Stoffe führt.“ Diese zerfallen wiederum in metallische und nicht metallische. Den letzteren werden die Grundlagen der Salzsäure, Flussäure und Boraxsäure beygezählt. In die *vierte* Classe endlich verweist der Vf. „alle diejenigen Stoffe, welche *durchaus* (!) keinen Antheil an dem Verbrennungsprocesse nehmen, und die daher durch die Benennung *einfacher unverbrennlicher* (u. s. w.) Stoffe von den übrigen einfachen Stoffen unterschieden werden.“ Dieser Classification gemäss würde der Vf. am treffendsten die Chemie als Verbrennungslehre (als Theil der Physik) charakterisirt haben. Die zusammengesetzten Stoffe lässt Hr. S. zerfallen „1) in *oxygenirte* oder verbrannte *Stoffe;* 2) *Salze*, d. h. Verbindungen der salzfähigen Basen mit den Säuren; 3) *Verbindungen der einfachen oxygenationsfähigen Stoffe unter sich, und mit den Alkalien und Erden;* und 4) *zusammengesetzte Stoffe von unbekannter* oder noch nicht hinlänglich untersuchter *Zusammensetzung.*“ Letzteres würde besser heissen: Stoffe von unbekannter Zusammensetzung; denn „zusammengesetzte Stoffe“ ist die allgemeine Benennung der ganzen 2 Abtheilung. Durch *Davy's* Entdeckungen ist diese sonst schätzbare Classification sehr unvollständig geworden. Warum der Vf. die Verbindungen der salzfähigen Basen mit den Metalloxyden (wie z. B. *Kaline* im *rammelsbergischen* Journ. XII. 1. S. 97 vorschlug) nicht den Salzen beyzählt (und früher unter *salzfähigen Basen* nur Erden und Alkalien, späterhin aber auch die Metalloxyde verstanden wissen will), sehen wir nicht ein. Freylich musste er dann den Begriff der Salze umfassender gegeben haben. Auch hätte bey der Abtheilung der salzfähigen Basen in Erden und Alkalien bemerkt werden sollen, dass das *Ammoniak* kein einfaches Alkali ist. — Die einzelnen Classen zerfallen theils in Ordnungen, theils in Geschlechter, und die letzte Classe der zweyten Abtheilung dient den übrigen zum Appendix. Da der Vf. früher der *winterlschen* Schriften gedenkt: so hätte er sie bey den Schriften über die Nomenclatur auch nicht übergehen sollen, zumal da *Winterl's* Nomenclatur unvermerkt selbst von Gegnern benutzt wird, und da sie von allen anderen Nomenclaturen so beträchtlich abweicht. Die S. 107 aufgeführten älteren chemischen Zeichen wären zweckmässiger aus *Hagens* Experimentalchemie, als aus dessen Lehrbuch der Apothekerkunst, entnommen worden. — 3 Abschnitt. *Von den einfachen Stoffen, welche die Verbrennung begleiten, begünstigen und veranlassen.* Zu diesen Stoffen zählte der Vf. selbst die elektrischen und galvanischen sogenannten Stoffe; von denen ist hier aber durchaus keine Rede: eine Inconsequenz, die wir um so mehr rügen müssen, da dem Vf. doch zur Zeit des Entwurfes der grosse Antheil der elektrischen und galvanischen Agentien auf die chemischen Processe zur Genüge bekannt seyn musste. In 2 Capp. werden *Wärme* und *Licht* mit fast zu grosser, übrigens sehr unterrichtender Ausführlichkeit abgehandelt. Nachdem zuvor gesagt worden, dass „feste Körper erhitzt schmelzen,“ werden gleich darauf als *unschmelzbare* Körper der Demant, die Kohle und Erden angegeben. Im 4 Abschnitte betrachtet der Vf. die einfachen *Stoffe*, „welche die Verbrennung bewirken und unterhalten.“ 1) Vom Sauerstoff, 2) von der Verbrennung.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Nauck: *Die Arithmetik, oder das bürgerlich-kaufmännische Rechnen in seinem ganzen Umfange.* Von *Joh. Friedr. Michaelis.* Dritte vermehrte und verbesserte Auflage des berlinischen Rechenbuchs. 1809. X u. 469 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

München, ohne Angabe des Verlegers: *Der Geistliche des Neuen Bundes aus dem Gesichtspuncte des Neuen Bundes betrachtet.* Eine Rede gehalten von *Joh. Mich. Sailer* in der Stadtpfarrkirche zu Bregenz (als Hr. *Franz Joseph Waizenegger* seine erste heilige Messe las). Zweyte vermehrte Ausgabe. 1811. 72 S. 8. (4 gr.)

St. Gallen, b. Huber u. C.: *Gründlicher Unterricht in der Rechenkunst.* Vorzüglich zum Gebrauch in den Schulen, von *Jacob Tobler.* Neue wohlfeilere Ausgabe. Erster Theil. 1812. 315 u. 333 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

St. Gallen, b. Huber u. C.: *Veränderungen der regel- und unregelmässigen Zeitwörter in der französischen Sprache.* Zum Gebrauch derjenigen Schulen, in welchen die Sprachlehre des Hn. Abbé *Mozin* eingeführt ist. Von *Daniel Freydig.* Verbessert und vermehrt herausgegeben von *D. J. H. Meynier.* Zweyte Auflage. 1812. 546 S. 8. (12 gr.)

JENAISCHE
ALLGELMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JULIUS, 1812.

CHEMIE.

1) Dorpat, b. Gauger: *Handbuch der theoretiſchen Chemie* — von D. *D. H. Grindel* u. ſ. w.

2) Göttingen, b. Röwer: *Grundriſs der theoretiſchen Chemie* von D. *F. Strohmeyer* u. ſ. w.

3) Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *W. A. Lampadius erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineral-Chemie* — I Th. herausgegeben von *J. Breiſig*. II Th. herausg. v. *Ch. Bercht* u. *G. G. Puſch* u. ſ. w.

4) Halle u. Berlin, in d. Buchh. d. halliſchen Waiſenhauſes: *Grundriſs der Chemie* — von D. *F. A. K. Gren*, u. D. *Ch. F. Bucholz* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Im 5 Abſchnitte werden die *Verhältniſſe der einfachen oxygenationsfähigen Stoffe und ihre Verbindungen mit dem Oxygen unterſucht*; und zwar 1) die *nichtmetalliſchen*, 2) die *metalliſchen*. Die erſte Abtheilung zerfällt in 8 Unterabtheilungen: I. Waſſerſtoff und Waſſer. Gegen den Vf. bemerken wir, daſs ſchon *Scheele* reines *geruchloſes* Waſſerſtoffgas darſtellen lehrte, und daſs ein mittelſt der galvaniſchen Säule dargeſtelltes Waſſerſtoffgas in der Regel keinen Geruch beſitzt. II. Vom Salpeterſtoff, der Salpeterſäure, vom oxydirten Salpeterſtoffgaſe (Salpetergas, nitröſe Luft), vom oxydulirten Salpeterſtoffgaſe (oxydirtes Stickgas) und von der atmoſphäriſchen Luft. Bey den Bereitungen des reinen Stickgaſes vermiſſen wir diejenige, welche ſich auf die Zerſetzung der atmoſphäriſchen (Berg-) Luft mittelſt Bleyamalgam gründet. Ein ziemlich reines Salpetergas erhält man nach Rec. Beobachtungen auch durch Zerſetzung mäſsig geglüheten (nach Entwickelung des gröſseren Antheils von Kryſtallwaſſer) Salpeters, mittelſt verdünnter Schwefelſäure. Auch zu S. 203 fügen wir hinzu, daſs Salpetergas thieriſche Theile im hohen Grade gegen Fäulniſs ſchützt. III. Vom Kohlenſtoff und deſſen Verbindungen mit dem Oxygen. Unter den Erzeugungsweiſen der Kohlenſäure vermiſſen wir diejenige mittelſt der galvaniſchen Kette. Zur Darſtellung in gröſseren Quantitäten benutzt man nach *Trommsdorffs* Vorſchlag am beſten die kohlenſaure Talkerde. IV. Vom Schwefel und deſſen Verbindungen mit dem Oxygen. Im 1 Cap., vom Schwefel, vermiſſen wir die Bemerkung, daſs der Stangenſchwefel bey mäſsigem Drucke kniſtert. Nicht nur nach dem Grade der Concentration der Säure, wie Hr. *S.* im 2 Cap. meint, variirt der Temperaturgrad, bey welchem die Schwefelſäure gefriert, ſondern auch nach der Menge beygemiſchten Eisöls. Die ausgekochte Lakmustinctur von *reiner* ſchweflichter Säure (3 Cap.) ſah Rec. nie roth werden, wohl aber grünlich, welches nach und nach in Entfärbung überging, jedoch weniger ſchnell als bey dem Aufguſs von Roſenblumenblättern. Ächte rauchende (nordhäuſer) Schwefelſäure riecht keineswegs nach brennendem Schwefel. V. Vom Phosphor u. ſ. w. Wir fügen hinzu, daſs ſchon *Iſaak Holland* den Phosphor kannte; daſs der Phosphor dem Waſſer Geruch und ſchädliche Eigenſchaften ertheilt, und daſs die Reinigung deſſelben am beſten durch Rectification gelinge. Die Phosphorſäure „*kryſtalliſirt* nach des Vfs. Erfahrungen (S. 248) in vollkommen vierſeitigen oder platt gedrückten ſechsſeitigen Säulen mit vierſeitiger Endpyramide, die in parallelen Richtungen mit den Seitenflächen einer ſchwach geſchobenen vierſeitigen Säule ſich nett ſpalten laſſen, oder auch in nadelförmig ſtrahlig zuſammengehäuften Kryſtallen. Am beſten gelingt das Kryſtalliſiren mit der an der Luft halb zerfloſſenen glaſigen Phosphorſäure, oder noch beſſer mit der durch conc. Salpeterſäure aus phosphorichter Säure bereiteten Säure. Dieſe kryſtalliſirt bey Froſtwetter binnen einigen Tagen.“ Beym oxydirten Phosphor vermiſſen wir das bekannte, gewöhnlich mit etwas Phosphorſäure vermengte *rothe* Oxyd; ferner die Veränderung, welche der Phosphor durch Lichteinwirkung erleidet. VI. Von der Salzſäure u. ſ. w. Den im 1 Cap. angegebenen Eigenſchaften der Salzſäure fügen wir die bekannte, für das ſalzſaure Gas charakteriſtiſche Beobachtung bey, daſs Kampher darin *ſchmelzt*, und ſich (ſo wie auch in Fluſsſäure, Eſſigſäure und Kohlenſäure) auflöſt, welches der Vf. indeſs Th. II. S. 257 bey Kampher anführt. Ungern vermiſſen wir eine kurze Angabe des Verfahrens, die Salzſäure geruchlos darzuſtellen. (Da nach *Davy* die Salzſäure aus Chlorine und Waſſerſtoff zuſammengeſetzt iſt: ſo ſcheint die geruchloſe Säure ſich von der riechenden nur dadurch zu unterſcheiden, daſs in der letzteren weniger Waſſerſtoff vorhanden iſt, als das Chlorine zur Neutraliſation erfodert.) VII. Von der Fluſsſäure und dem fluſsſauren Gaſe. VIII. Von der Boraxſäure. (Färbt Curcumätinctur braunroth, faſt braun.) 2 Abtheilung. *Von den Metallen und ihren Verbindungen mit dem Oxygen.* Daſs der eigenthümliche Glanz der Metalle nicht Folge ihrer groſsen Dichtigkeit iſt, beweiſen jene Körper, welche bey geringer Dichtigkeit einen ähnlichen Glanz darbieten, z. B. das Kalimetalloid. — Mit Hülfe der galvaniſchen Kette laſſen ſich Metallvegetationen vieler Metalle darſtellen, deren Blättchen weit dünner ſind, als das ge-

wöhnliche Blattgold. — Wismuth und Spiefsglanz werden durch öfteres Umfchmelzen mit Natron ductil. Die erfte vollftändige Oxydationsftufe des Arfeniks ift das caftanienbraune Oxyd. — Es giebt ein *Hyperoxyd* des Silbers und aufser den angeführten Chromoxyden ein *fchwarzes* Oxyd; das Kali-Titanoxyd ift verglafungsfähig, und das Titanoxyd ähnelt hierin dem kiefelfauren Kali. Etwas magnetifch ift auch das reinfte *Uran*. Das Bleyoxyd ift zum Theil — nach *Berthollet* — für fich reducirbar. — 6 Abfchnitt. *Von den Alkalien und Erden, oder von den alkalifchen und erdigen falzfähigen Bafen.* Baryt, Strontian und *Kalk* find den Alkalien beygezählt; vom Kalke läfst fich indefs nicht behaupten, dafs er fchmelzbar und flüchtig ift (S. 429), wenigftens ift er es nicht in höherem Grade als die Talkerde, welche übrigens, nach *Henry*, der Ätzbarkeit fähig fcheint. Die Kiefelerde follte wohl billig eine Stelle unter den *Säuren* einnehmen. Auch einige Bleyfalze find neutral, und die Talkerde ift der Neutralifation mit Säuren nicht unfähig. — II Theil. 7 Abfchn. *Von den Verbindungen der einfachen oxygenationsfähigen Stoffe unter fich und mit den Alkalien und Erden.* I. Verbindungen des Waffer ftoffs. — Der unangenehme Geruch des Kohlenwafferftoffgafes dürfte wohl in allen Fällen von aufgelöften Theilen des brenzlichen Öles herrühren. In die Charakteriftik der Kohle könnte noch aufgenommen werden, dafs fie den Metallen fich nähert durch (unvollkommene) Dendritenbildung, durch ihr Verhältnifs zur Elektricität und in der galvanifchen Kette, und dafs fie mehrere Metalle auch aus ihren wafferhaltigen Auflöfungen theils unvollkommen theils vollkommen reducirt. Mit dem Phosphor läfst fie fich in verfchiedenen Verhältniffen vereinigen, defsgleichen mit einigen Metallen. Das Arfenikwafferftoffgas befteht nach des Vfs. Unterfuchung, bey mittlerer Temperatur der Luft und 28″ Barometerftand, im pariser Cubikzoll aus 0,219 Milligrammen Waffer ftoff und 10,600 Milligrammen Arfenik. Zur Darftellung diefes Gafes empfiehlt er vor allen Methoden, die Legirung des Arfeniks mit Zinn, mit Salzfäure oder verdünnter Schwefelfäure zu behandeln, bey möglichft hoher Temperatur. Das Gas wird durch Waffer, welches atmofphärifche Luft enthält, allmählig unter Ausfcheidung von reinem Waffer ftoffgafe und metallifchem Arfenik zerfetzt, wobey fich Waffer und braunes Arfenikoxyd bilden. Es reagirt weder auf Lakmus-, noch auf Curcumä-Papier, wird von Alkalien nicht abforbirt, vom Schwefelwafferftoffgafe nicht fichtbar geändert, dagegen vom Terpentinöl abforbirt, wobey reines Waffer ftoffgas zurückbleibt. Mit atmofphärifcher Luft gemengt, in unbedeutenden Mengen eingeathmet, verurfacht es fchon Schwindel, Beklemmung und Neigung zum Brechen. Es brennt mit bläulich hellweifser Flamme, unter Verbreitung des arfenikalifchen Knoblauchgeruchs und unter Entwicklung eines weifsbräunlich gefärbten Rauchs, der fich fchnell verdichtet und als dünner Überzug die Seitenwände der Gefäfse belegt; er befteht aus arfenichter Säure, braunem Oxyde und zuweilen auch metallifchem Arfenik. Vollftändig (mittelft Sauerftoffgafes, begleitet von mehr oder weniger heftiger Detonation) verbrannt, geht es mit blendend weifser Flamme in wäfferige arfenichte Säure über. Ein Cubikzoll Gas, welches das Maximum von Arfenik enthält, fodert bey mittlerer Temperatur zur vollftändigen Verbrennung 0,72 Cub. Zoll Sauerftoffgas. Das Gemenge läfst fich auch durch den elektrifchen Funken entzünden. Salpetrichte Salpeterfäure und gasförmige oxygenirte Salzfäure zerfetzen das Gas augenblicklich unter Bildung von arfenichter Säure. Salpeterfäure, Salpeterfalzfäure und liquide oxygenirte Salzfäure hingegen fcheiden, wenn fie nicht zu concentirt find, das Arfenik Anfangs in rein metallifchem Zuftande aus. In allen diefen Fällen entgeht ftets ein Theil des Waffer ftoffs der Verbrennung. Ein Gemenge von diefem Gafe und Schwefelwafferftoffgas, mit oxygenirtfalzfaurem Gafe vermifcht, wird zerfetzt, indem fich Operment abfcheidet. Die meiften fauren Metallauflöfungen zerfetzen das Gas. Insbefondere die falpeterfauren und alle oxydirten Metallfalze; fo wie auch diejenigen, deren metallifche Grundlage nur fchwach mit dem Sauerftoff verbunden ift. Der Waffer ftoff wird zum Theil dadurch in Waffer umgeändert, zum Theil tritt er aber als reines Waffer ftoffgas aus. Das Arfenik fcheidet fich Anfangs faft ganz im metallifchen Zuftande (zuweilen mit dem Metall der Auflöfung etwas legirt) aus, wird aber meift fehr bald nachher gefäuert. Hiebey erleiden die Metallfalze gleichfalls eine mehr oder minder bedeutende Mifchungsänderung. Unter allen Metallfalzen ift das oxydirt-falzfaure Queckfilber dagegen am empfindlichften, und wird dadurch in oxydulirt falzfaures Queckfilber verändert. (Eine Veränderung, welche diefes Salz auch durch Einwirkung der Holzkohle erleidet, vergl. *Kaftner's* Beob. in *Trommsdorffs* Journ. XII. 1. 109.) — Da der Vf. *Vauquelins* Zinkwafferftoffgas (*Journ. de la Société des Pharmaciens de Paris* p. 241) aufführt: fo hätte er auch des, aus Goldauflöfung Goldpurpur fällenden Zinnwafferftoffgafes gedenken können. II. Verbindungen des Kohlenftoffs. Hier wird nur die Verbindung mit dem *Eifen* und dem *Mangan* erwähnt, derjenigen mit dem *Kupfer* und dem *Platin* noch nicht gedacht. III. Verbindungen des Schwefels. Nach älteren und unferen eigenen Beobachtungen fügen wir hinzu, dafs Schwefelkali und Natron von Alkohol aufgelöft werden, mit orangebrauner Farbe. Aus der Auflöfung, deren Geruch mit der Zeit an Widerlichkeit zunimmt, fcheiden fich prismatifche farbenlofe Kryftalle ab, die hydrothionfaures Kali (Natron) find. Der Weingeift erleidet dabey einige Veränderung. Ein Stück Phosphor, welches man in die dunkle Auflöfung wirft, *zerfällt augenblicklich zu Pulver, und die Flüffigkeit wird entfärbt.* Der Schwefelkalk, Baryt und Strontian geben unvollftändige und zum Theil fehr fchwache geiftige Auflöfungen, mit zum Theil merkwürdigen Abfcheidungen. Rec. wird feine hieher gehörenden Beobachtungen nächftens in einem chem. Journale öffentlich mittheilen. — Die S. 103 aufgeftellte *Schwefel-Talkerde* dürfte fchwerlich

vom Kali oder Natrongehalt frey gesprochen werden. IV. Verbindungen des Schwefel-Wasserstoffs und des Wasserstoffschwefels. V. Verbindungen des Phosphors. Rec. stellte vor 3 bis 4 Jahren einen Phosphorschwefel dar, der 2 Jahre hindurch fast vollkommen flüssig blieb, unter Wasser gar nicht aufgehoben werden konnte, ohne gänzliche Zersetzung, wobey sich viel Schwefelwasserstoff entband, und säuerliches weisses Phosphoroxyd das Wasser milchicht machte. Unter Weingeist bis jetzt aufgehoben, ist er allmählig erhärtet, wobey sich eine grünlich schwarzgraue (näher zu untersuchende) Materie ausgeschieden hat. Der darüber stehende Weingeist besitzt einen höchst widerlichen Geruch, ist aber farbenlos. VI. Von den wechselseitigen Verbindungen der Metalle, oder von den Metalllegirungen. 8 Abschnitt. *Von den Säuren mit zusammengesetzter Grundlage.* I. Säuren, deren Grundlage aus Wasserstoff und Kohlenstoff besteht. — Da der reine Weingeist etwas Stickstoff enthält: so kömmt dieser auch wahrscheinlich in der Essigsäure vor; *Trommsdorffs* Versuche entscheiden *nicht* für die entgegengesetzte Behauptung. Zweckmäfsiger bedient man sich zur Darstellung der Milchzuckersäure (Schleimsäure) des arabischen Gummi. Das Satzmehl giebt nach Rec. Beob., mit Salpetersäure behandelt, unter abgeänderten Verhältnissen keine Schleimsäure, wohl aber ein sehr auflösliches Oxyd. (Noch merkwürdiger wirkt die *Salzsäure* auf das Satzmehl; es scheidet sich nämlich eine kohlige Materie ab, während der übrige Antheil einen bräunlichen Schleim darstellt.) II. Säuren, deren Grundlage aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Salpeterstoff besteht. Hieher gehört eigentlich auch die Schleimsäure, während die *Ameisensäure*, nicht als problematische, sondern als eigenthümliche Säure, der vorigen Unterabtheilung angehört. 9 Abschnitt. *Von den übrigen oxygenirten Stoffen mit zusammengesetzten Grundlagen.* Der Vf. theilt sie in 3 Classen, je nachdem die Eigenschaften des *Wasserstoffs*, des *Kohlenstoffs* oder des *Salpeterstoffs* vorherrschen. Unter dem Äther ist hier, wie in den meisten Lehrbüchern der Chemie, *Ameisenäther* nicht erwähnt; er ist eine eigenthümliche, nach *S. Bucholz* nach bitteren Mandeln riechende, daher wahrscheinlich Blausäure oder Blausäuresubstrat enthaltende Flüssigkeit. 10 Abschnitt. *Von den Salzen.* Mit besonderem Fleisse ausgearbeitet. Der S. 536 ff. gegebene *Anhang* enthält die Verbindungen der Metalloxyde mit Alkalien und die Seifen, im Vergleich mit den Salzen zu kurz und minder vollständig. 11 Abschnitt. *Von den Vegetabilien* (in soweit die Betrachtung derselben der Chemie angehört). Zum Theil ein Commentar zum 9 Abschnitt. Wir fügen hinzu: Zucker erscheint unter andern auch fertig ausgebildet am Zuckerseetang (*Fucus saccharinus*). Nach dem Picromel hätte die *Sarcocolla* erwähnt und beschrieben werden sollen; nach dem Wachse das *grüne Satzmehl* der Pflanzensäfte, und nach dem Extractivstoff die *Pflanzengallerte*. Aufserdem enthält dieser Abschnitt Betrachtungen über den Vegetationsprocefs (mit kritischer Auswahl der hieher gehörigen Beobachtungen eines *Scheele*, *Sennebier*, *Woodhouse*, *Saussure*, *Link* u. m. A.) und über die Gährung. 12 Abschnitt. *Von den Animalien* (in soweit die Betrachtung derselben der Chemie angehört). Von der Zusammensetzung animalischer Producte, von den chemischen Erscheinungen des Athmens, und von der Fäulnifs. 13 Abschnitt. *Von der chemischen Zusammensetzung des Luftkreises oder der Erdatmosphäre.* — Wir wünschen dem würdigen Vf., dafs sein Grundrifs recht bald eine neue Auflage erlebe, wo denn ohne Zweifel die neuesten (zum Theil umwälzenden) Entdeckungen, insbesondere der englischen, französischen und schwedischen Chemiker, vollständig benutzt werden dürften. Zur gröfseren Brauchbarkeit des Buchs empfehlen wir ihm die Mühe der Ausarbeitung eines vollständigen Registers nicht zu scheuen, und schliefsen mit dem Wunsche, dafs er alsdann auch der Muttersprache treuer bleiben möge, als in der gegenwärtigen Ausgabe.

No. 3. Ein im Ganzen recht gut gerathenes *Tagebuch* über diejenigen chemischen Experimente, welche Hr. Prof. *Lampadius* in Freyberg während eines jährigen Lehrcurses anzustellen pflegt; ausgearbeitet von dreyen seiner Schüler, unter dessen Aufsicht und Genehmigung, und laut den Vorreden desselben dazu bestimmt, 1) seinen Zuhörern die Übersicht der Experimente zu erleichtern, 2) angehenden Lehrern der Chemie eine zweckmäfsige, dem Lehrvortrage angemessene Reihe von Experimenten in die Hände zu geben, 3) sein (1808 b. Craz u. Gerlach in Freyberg erschienenes) tabellarisches System der Chemie zu erläutern, und 4) manche neue Versuche, die er bis jetzt noch gar nicht oder doch nur unvollkommen bekannt machte, mitzutheilen. Diese Zwecke sind allerdings lobenswerth; nur zweifeln wir, dafs der 2te erreicht werden dürfte. Denn theils wird die Chemie auf den meisten Universitäten in halbjährigen Cursen vorgetragen, theils fehlt es den einzelnen Versuchen an wissenschaftlicher Verkettung, und vielen Angaben und Erklärungen an Gründlichkeit und Bestimmtheit, ungeachtet die Ausarbeitung (wie die Vff. versichern) bey frischem Gedächtnisse zu Hause nach den Beobachtungen erfolgte, und diese Ausarbeitungen wöchentlich dem Hn. Prof. *Lampadius* zur Beurtheilung vorgelesen wurden. — Der ganze Lehrcurs zerfällt in *zwey* Theile, den präparativen (allgemeinen) und den angewandten, welcher letztere die Mineralchemie zum Gegenstande hat. Der erste Theil enthält an 400, der zweyte 587 Versuche. Ein Verzeichnifs derselben würde hier zu weit führen (es nimmt an 74 Seiten ein). Die Folge der Untersuchungen möchte für den Vortrag angehender Lehrer der Chemie eben nicht zweckmäfsig seyn, da der Übergang von dem Einfacheren (und Allgemeineren) zu dem Mannichfaltigeren (und Besonderen), und die dadurch von selbst eintretende Klarheit des Vorgetragenen durch die gewählte Anordnung eher verletzt als erreicht wird. Lieber würden wir daher diese Experimente solchen Anfängern zur Nacharbeitung empfehlen, welchen

die Wahrheiten der Chemie im Allgemeinen, und die verschiedenen chemischen Agentien in systematischer Folge schon bekannt sind. Diesen wird auch das vollständige Inhaltsverzeichniss, nach welchen sie beliebige Experimente auswählen können, sehr zu Statten kommen. — Die meisten Erklärungen der einzelnen Versuche sind so gegeben, dass sie die Kenntniss der Kunstausdrücke und des Systemes der Chemie gewissermaßen voraussetzen; Belege für diese Behauptung geben gleich die ersten, und fast alle folgenden Versuche. — Vers. 3 enthält die Bereitung des Essigäthers. Zur Erklärung desselben heißt es: „Hier verbindet sich das Bley des essigsauren Bleyes mit der Schwefelsäure, die Essigsäure wird aus demselben frey, und verbindet sich mit Wasserstoff, Kohlenstoff und dem wenigen Sauerstoff des Weingeistes zur Essignaphte!“ Rec. muss gestehen, dass man sich kaum kürzer mit der Ätiologie dieses Processes abfinden kann, man müsste denn etwa geradezu sagen (was hier dasselbe ist): — „und verbindet sich mit dem Weingeiste zur Essignaphte.“ Da aber durch Angabe der Weingeistbestandtheile jener sog. Erklärung ohne Zweifel ein Schein von Gründlichkeit gegeben werden sollte: so hätte diese Angabe doch wenigstens fehlerfrey seyn müssen. Um die Phänomene der Temperaturerhöhung, der Erglühung und Entflammung zu erklären, heißt es schlechtweg: „Feuer wurde ausgeschieden,“ als wenn dergleichen Worte mehr sagten, als: es wurde heiss, glühend, es entflammte. — Womit wurde denn im 4 Versuche bewiesen, dass die bey der trockenen Destillation des Holzes in die Luft gegangenen Theile kohlenstoffhaltige brennbare Luft (dergleichen Verbindungen der alten und neueren Nomenclatur kommen nicht selten vor), kohlensaure Luft und luftförmiges Kohlenoxyd wären? Welcher Versuch bewies denn, dass die durch Ablöschen glühender Kohlen in Wasser erhaltene Luft kohlensaure und Wasserstoff-Luft war? Vgl. S. 37. e. Bey verschiedenen Versuchen, die sehr belehrend hätten ausfallen können, fehlt die Angabe des quantitativen Verhältnisses der Materien, z. B. S. 14. 2, a, S. 15. 2, b. Nach Vers. 5, b löst sich Phosphor in *Schwefelwasserstoff* zur hellen Flüssigkeit auf; aber erst weiterhin, S. 15, erfährt man, dass unter Schwefelwasserstoff der tropfbar *flüssige* Wasserstoffschwefel (oder, wie ihn *Lampadius* ehemals nannte, der Schwefelalkohol) zu verstehen ist. Ein mit gedachter Auflösung getränktes Stück Löschpapier entzündete sich nach 8 Minuten in der atmosphärischen (Sommer-) Luft von selbst. Wahrscheinlich zur Unterscheidung vom liquiden Wasserstoffschwefel nennt der Vf. das Schwefelwasserstoffgas Schwefelhydrogen! S. 20 hätte wohl bemerkt werden können, dass die Kohlensäure des Wassers verflüchtigt, und das Wasser mithin durch die Destillation sowohl von feuerbeständigeren, als auch von flüchtigeren Beymischungen befreyt wird. Auch hätte angegeben werden sollen, dass das aus *gläsernen* Gefäßen destillirte und darin aufbewahrte Wasser nicht absolut rein ist. Vers. 5, e, ferner Vers. b u. c S. 60, Vers. 2 S. 95 u. m. dgl. sind ohne Zuziehung der Gesetze des galvanischen Processes unverständlich. Was nach der Digestion des Mastix mit Weingeist zurückbleibt, ist nicht, wie S. 66 behauptet wird, Gummi, sondern eine dem Caoutschouk ähnelnde Materie. — S. 73 wird bemerkt, dass künstlicher bononischer Leuchtstein, *unter einer blauen Glasglocke* dem Sonnenlichte ausgesetzt, den darauf folgenden Abend *blau geleuchtet habe!* Bekanntlich wollte *Beccaria* dasselbe beobachtet haben, indem er (1 u. 2 Abh. im Allg. Mag. VI Th. S. 181. u. VII. S. 163) behauptete, dass jener Leuchtstein, wenn er, mit *gefärbten* durchsichtigen Gläsern bedeckt, den Sonnenstrahlen ausgesetzt wird, nachher im Dunkeln unbedeckt, mit einem eben so gefärbten Lichte leuchte. Dieser Behauptung haben unter anderen *Yelin* (Lehrb. der Experimental-Naturlehre. Ansbach 1796. S. 289) und *Scherer* (*Grens* N. Journ. d. Physik B. I. S. 325), auf eigene Beobachtungen gestützt, geradezu widersprochen, u. in den Handbüchern der Physik neuerer Autoren findet man die Unrichtigkeit derselben als bekannt vorausgesetzt. Es wäre daher allerdings der Mühe werth gewesen, hier, statt der erwähnten kurzen Bemerkung, eine ausführliche Beschreibung des Versuchs, eine genaue Bestätigung desselben durch Wiederholungen unter abgeänderten Umständen, und eine strenge Berücksichtigung der früheren Einwürfe zu lesen. So lange eine solche Beweisführung für die Richtigkeit gedachter Beobachtung mangelt, glauben wir, dass Hr. *B.* und seine Commilitonen sich täuschten. — Zu ähnlichen Bemerkungen giebt der übrige bey weitem grössere Theil noch häufig Anlass; indess wir gehen jetzt zu dem angenehmeren Theile unserer Aufgabe über, nämlich das für den Chemiker mehr oder weniger Neue und Belehrende in gedrängter Kürze auszuheben.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Faßlicher Unterricht, jedes deutsche Wort recht zu schreiben.* Nebst einer doppelten Regel für den richtigen Gebrauch des Dativs und Accusativs, oder Mir und Mich, Ihnen und Sie. Fünfte Auflage. 1810. 46 S. 8. (3 gr.)

Leipzig, b. Vogel: *Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand*, von M. *Karl Traugott Thieme.* Siebente Auflage, durchgesehen von M. *Joh. Christ. Dolz.* 1811. XII u. 178 S. 8. (6 gr.)

Ulm, b. Stettin: *Forst- und Jagd-Kalender über die im ganzen Jahre vorkommenden monatlichen Verrichtungen der Forst- und Jagd-Geschäfte für Förster und Jäger, auch Forst- und Jagd-Liebhaber.* Nebst einem Anhange: *der holzgerechte Förster über die technisch-ökonomische und zum Theil medicinische Benutzung der in Deutschland wildwachsenden Holzarten.* Von *Wilh. Hohenadel.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1812. 61 S. 4. (12 gr.)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JULIUS, 1812.

CHEMIE.

1) DORPAT, b. Gauger: *Handbuch der theoretiſchen Chemie* — von D. *D. H. Grindel* u. ſ. w.

2) GÖTTINGEN, b. Röwer: *Grundriſs der theoretiſchen Chemie*, von D. *F. Strohmeyer* u. ſ. w.

3) FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *W. A. Lampadius erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen und Mineral-Chemie* — I Th. herausgegeben von *J. Breiſig*. II Th. herausgeg. von *C. Bercht* u. *G. G. Puſch* u. ſ. w.

4) HALLE u. BERLIN, in d. Buchh. d. hall. Waiſenhauſes: *Grundriſs der Chemie* — von D. *F. A. K. Gren* und D. *Ch. F. Bucholz* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.*)

Hr. *Lampadius* nimmt (mit einigen Phyſikern) an, daſs das Unterſcheidende der beiden Elektricitäten in ihrem Gehalte an Waſſerbeſtandtheilen zu ſuchen ſey. Was die Vereinigung von + E und — E ſey, wiſſe man nicht: + E aber ſey = einer Vereinigung von viel Licht, wenig Wärme und wenig *Sauerſtoff*; — E dagegen eine Vereinigung von viel Licht, wenig Wärme und wenig *Waſſerſtoff*. Unter den neueren Chemikern behauptete *Kaſtner* (Grundriſs der Chemie, Heidelberg 1807. S. 111, noch beſtimmter S. 186 ff.) etwas Ähnliches, nur mit dem Unterſchiede, daſs er von entgegengeſetzten elektriſchen *Materien* den entgegengeſetzten elektriſchen *Zuſtand* der Körper in der Idee trennte, und in Rückſicht der Vorſtellungen über die Natur des Lichtes und der Wärme von *Lampadius* abweicht. So viel auch dieſe Hypotheſen auf den erſten Anblick für ſich zu haben ſcheinen: ſo können wir ſie doch nicht eher auch nur als befriedigende Hypotheſen gelten laſſen, bis wirklich mit der Wage in der Hand erwieſen iſt, daſs der Sauerſtoff und der Waſſerſtoff, der z. B. an den in zuſammenhängenden Waſſermengen geſenkten Poldräthen der galvaniſchen Säule gasförmig erſcheint, nicht aus dem Waſſer, ſondern bloſs von den Elektricitäten abſtamme. *L.* behauptet dieſes; *K.* will dagegen, daſs das ſauerſtoffhaltige + E und das waſſerſtoffhaltige — E, bevor ſie vereint in o E übergehen, eine elektriſch-chemiſche Vertheilung und damit verbundene Zerlegung des Waſſers in der zuſammenhängenden Waſſermenge zu Stande bringen. Nach *L.* beſteht nämlich die Erzeugung der Gaſe in einer Zerlegung der elektriſchen Materien, welche, indem ſie Licht und Wärme abgeben, ihren ponderablen Theil frey laſſen. Je länger man die beiden E in Trennung erhalte, je mehr man ſie zwinge, ſich langſamer zu bewegen: um ſo ſteter und lebhafter ſeyen ihre Wirkungen. Hierauf beruhe die Einrichtung und Wirkung der galvaniſchen Säule, der einfachen Kette und aller dahin gehörigen Vorrichtungen u. ſ. w. Am ſchwierigſten dürften Hn. *L.* nach ſeiner Hypotheſe die Salzzerſetzungen, die Verſchiedenheit der Mengen der Gaſe nach Maſsgabe des Abſtandes der Poldräthe von einander, und die bis jetzt überall beſtätigte Beobachtung ſeyn, daſs die Summe der Mengen der erhaltenen Gaſe dem Gewichtsverluſte des der Polberührung preisgegebenen Waſſers durchaus entſpricht. So viel uns bekannt iſt, war *Gruner* (vgl. *Trommsdorffs* Handbuch der Chemie. 5 B. S. 158) der einzige Beobachter, welcher behauptete, bey der galvaniſchen Waſſerzerſetzung keinen Waſſerverluſt gehabt zu haben, und daher ebenfalls die Gaſe von der Säulenelektricität ableitete; *v. Hauch's* ſchöne Verſuche haben aber dieſe und ähnliche Behauptungen gründlich widerlegt. Hn. *L's.* „erklärende Anſicht der elektriſchen Erſcheinungen“ (S. 76 ff.) wurde Hn. *B.* von *L.* ſelbſt ſchriftlich zum Behuf des Abdrucks mitgetheilt; daher glaubten wir unſere Meinung darüber ausführlich entwickeln zu müſſen. Die (chemiſchen) Verwandtſchaften theilt Hr. *L.* ein: „1) in vollkommen miſchende, 2) unvollkommen miſchende; erſtere vereinigt alle Elemente, die in Berührung gebracht werden, letztere aber bilden aus demſelben (?) mehrere Vereinigungen. Die erſtere theilt er ein a) in Vereinigung zweyer Elemente, b) Vereinigung dreyer Elemente, und c) Vereinigung mehrerer Elemente; die letztere *α*) in Ausſcheidung eines (Elements) aus der Berührung dreyer Elemente, *β*) Ausſcheidung eines aus der Berührung von 4 Elementen, und *γ*) mehrfache Zerſetzungen der Körper unter einander.“ Dieſe nichts weniger als neue Eintheilung in *miſchende* und *zerlegende* Verwandtſchaft hat unſeres Erachtens für die beſſere Verſtändigung der chemiſchen Phänomene gar keinen Nutzen, ſondern bringt eher Schaden durch Verwirrung hervor, weil dadurch Anfänger die miſchenden Verwandtſchaftskräfte leicht als weſentlich verſchieden von den zerlegenden betrachten können, während doch in der Wirklichkeit kein Unterſchied der Art vorkömmt, und jede *chemiſche* Zerlegung als Folge einer neuen Miſchung eintritt. — *L.* unterſcheidet (und dieſes achten wir als einen Gewinn für die chemiſche Terminologie) mechaniſche, ſalzig kryſtalliniſche, metalliſch kryſtalliniſche, coagulirende, ſparſame oder trübende (Trübung), rahmige, flockige, und mit Wiederauflöſung begleitete *Niederſchläge*. Die Verdampfungen theilt

er in Verdampfungen auf naſſem Wege, auf trockenem Wege, und jede derſelben in freywillige und durch Feuer künſtlich beförderte. Die Schmelzungen theilt er ein in auflöſendes, oxydirendes, desoxydirendes, verflüchtigendes Schmelzen, Umſchmelzen, niederſchlagendes und Saiger-Schmelzen. S. 12 findet man die Beſchreibung eines (aus zwey zu vergleichenden Luftthermometern, von denen die Kugel des einen geſchwärzt iſt, beſtehenden), dem *Leslieſchen* ähnlichen Photometers, welches das zerſtreute Licht bey bedecktem Himmel noch mit $1\frac{1}{4}$—2° der Scale anzeigen ſoll. — Nach S. 42 1) geben gleiche Theile Zinn und Roheiſen zuſammengeſchmolzen eine gleichförmige, harte, ſchöner Politur fähige Maſſe. S. 69 f. heiſst es: „mit einem Glasſtäbchen wurden ſehr dünne Silberblättchen in Queckſilber getragen, wo ſich deutlich die groſse Verwandtſchaft zwiſchen dieſen beiden Körpern zeigte, *indem ſich die Silberblättchen* krümmten, und ſich *in einer Entfernung von* $\frac{1}{2}$ *Zoll* (ſage einen halben Zoll!!) *dem Queckſilber zu nähern ſuchten.*“ S. 81 f. wird ein ſehr zweckmäſsiger Apparat beſchrieben, um das aus Braunſtein zu entbindende Sauerſtoffgas auf der Stelle im Sauerſtoffgebläſe oder Löthrohr zu benutzen. Die an die Retortenmündung gekittete 4 Fuſs lange kupferne Röhre läuft nämlich von der Mündung an kegelförmig geſpitzt zu, und iſt am äuſserſten Ende mit einer krummen, angeſchraubten, beweglichen kupfernen Röhre verſehen, die als Löthrohr dienen kann. S. 86 f. wird die *köhlerſche* Blaſemaſchine (zur Erſparung des Gebrauchs der Lungen beym gewöhnlichen Löthrohr) beſchrieben, die der Empfehlung werth zu ſeyn ſcheint. — S. 101 c). „Unter die Glocke der Luftpumpe wurde auf einem flachen Porcellanſchälchen *Mennige* geſetzt, die atmoſphäriſche Luft ausgepumpt und die Glocke mit Hydrogengas angefüllt. — — Nun wurde der Brennpunct eines groſsen Brennglaſes auf die Mennige gerichtet, dieſe kam zum Schmelzen, wurde anfänglich gelb und dann (ohne Enflammung der Luft?) in metalliſches Bley ungeändert, welches als ein Bleykügelchen erſchien und von nicht reducirter Mennige umgeben war. In der Glocke war während dieſer Operation Waſſer entſtanden.“ S. 112 a). „Zwey Loth zerſtückeltes Muskelfleiſch wurden in einer Flaſche mit Lebensluft, mit ätzender Kalkerde überſchüttet, und feſt verſchloſſen einen Monat lang hingeſtellt; nach Verlauf dieſer Zeit war die Kalkerde zum Theil in *ſalpeterſauren Kalk* verwandelt.“ Ebend. b) wurde eine kleine Quantität atmoſphäriſche Luft mittelſt durchſchlagender elektriſcher Funken (ohne Beyhülfe von Kalilauge) einige Stunden hindurch elektriſirt, und dann mit Lakmustinctur geprüft; ſie wurde ſogleich geröthet. (Sollte die Luft frey von Kohlenſäure geweſen ſeyn? Denn ſo ſchnell pflegt Salpeterſäure unter dieſen Umſtänden nicht erzeugt zu werden.) S. 127 f. wurde Arſenikwaſſerſtoffgas durch unmittelbare Einwirkung des Waſſerſtoffgaſes auf den Arſenik gebildet. S. 143. Eine beſtimmte Menge Waſſer lief in $7\frac{1}{2}$ Minuten durch einen Glasheber aus einem porcellanen Gefäſse, in welchem es eine 4 Zoll hohe Waſſerſäule bildete, in ein anderes tiefer ſtehendes. Genau dieſelbe Menge Eſſignaphte floſs durch denſelben Glasheber in $13\frac{1}{2}$ Minuten. Den Adhäſionsverſuchen S. 146 zufolge iſt die Adhäſion zwiſchen Eſſignaphte und Meſſing um 56 — 29 = 27 Gran auf einen Quadratzoll gröſser, als die des Waſſers gegen Meſſing. Um einen Quadratzoll Glas vom Waſſer zu trennen, wurden 50 Gran Gewicht erfodert; um daſſelbe Glas von der Eſſignaphte zu trennen, nur 38 Gran. 100 Tropfen Eſſignaphte wogen 60 Gran, 100 Tropfen Waſſer 140 Gran. Beide wurden ſorgfältig aus demſelben weithalſigen weiſsen Fläſchchen gelaſſen. S. 150. 1 Cubikzoll Waſſer von 17° de Luc, mit eben ſo viel Alkohol von derſelben Temperatur gemiſcht, nahmen 1,9 C. Zoll ein; das Gemiſch hatte 22° de Luc. — S. 170. Phosphor kryſtalliſirte aus ſeiner waſſerhellen Auflöſung in Waſſerſtoffſchwefel durch allmähliches Verdunſten des letzteren, in 6ſeitigen waſſerhellen, durchſichtigen Säulen. S. 203. Mit Waſſer befeuchtetes gepulvertes Wismuth oxydirte ſich binnen 7 Wochen auf Koſten der geſperrten, und daher in Rückſicht des Statt findenden Verluſtes beſtimmbaren atmoſphäriſchen Luft etwas, jedoch ſehr wenig. Bey einem anderen Verſuch bildete ſich mehr (röthliches) Oxyd, als man das täglich 2 Mal befeuchtete Metall der freyen Luft 7 Wochen hindurch ausſetzte. *L.* ſtellte dieſe Verſuche an, um eine wohlfeile Methode der Bereitung des ſpaniſchen Weiſses auszumitteln; unſtreitig würde er ſeinen Zweck eher erreicht haben, wenn er das Wismuthpulver in blanken kupfernen, oder ſilbernen, oder vergoldeten Meſſingſchalen auf gleiche Weiſe behandelt hätte. Zink oxydirt ſich unter dieſen Umſtänden ſehr leicht, und wenn es nicht eilt: ſo iſt dieſes vielleicht die einfachſte Methode, *Zinkblumen* zu bereiten. Jeder kupferne Keſſel kann die Stelle der Schalen vertreten. S. 210 f. Hr. *L.* reducirte Gold mittelſt Holzkohle aus der gewöhnlichen Auflöſung; Silber aus der ſalpeterſauren Auflöſung mittelſt Schwefel. (Ähnliche Verſuche, die zum Theil noch auffallender ſind, als der letztere, ſtellte auch *Kaſtner* an, in ſ. Beyträgen.) S. 239. Im freyen Feuer eingeäſchertes Fichtenholz gab 0,618 Gran mehr Aſche und 0,420 Gran mehr Kali, als dieſelbe Menge Fichtenholz, welche zu gleicher Zeit vor dem Einäſchern in einem bedeckten Tiegel verkohlt worden war; woraus gefolgert wird, daſs ein Theil des Kali Product geweſen iſt. S. 242. Der amethyſtblaue Saft der Beeren der Atropa Belladonna wird durch Ätzkali dunkel bläulich grün. S. 250. Im offenen Feuer ausgeglüheter *gereinigter* Weinſtein entwickelte noch glühend mit Waſſer betröpfelt deutlich einen ammoniakaliſchen Geruch; Hr. *L.* vermuthet, daſs der Waſſerſtoff des mittelſt der Kohle zerſetzten Waſſers einen Theil des Stickſtoffs, den das Kali enthalten ſoll, angezogen habe. Eine Menge nicht minder merkwürdiger Entbindungen des Ammoniaks oder ammoniak-ähnlicher Producte findet man bey *Kaſtner* (Materialien S. 291 bis 297), unter denen manche eine genauere Prüfung zu verdienen ſcheinen. Sind, was *Davys* Entde-

ckungen und Folgerungen wahrscheinlich machen, Wasserstoff und Stickstoff beides Oxyde einer brennbaren Grundlage (des Wassermetalls?): dann wären freylich dergleichen Productionen leicht zu deuten. Nach S. 252 f. macht *L.* wahrscheinlich, dass die Holzkohle durch Anziehung des Stickstoffs aus dem Ammoniak bey Glühtemperatur eine Veränderung erfahre, welche sie der thierischen Kohle ähnlich mache. Ebendaselbst findet man *L's.* Meinung über die Natur der Alkalien, wie folgt, ausgesprochen: a) Die feuerbeständigen Alkalien haben sich längst als oxydirte Körper bewährt, dies zeigt ihre ätzende Kraft auf thierische Körper, und ihre Fähigkeit, manche Metalle (Metalloxyde) zum Theil zu desoxydiren. (Stark oxydirtes Zinn wurde mit Ätzkali geglüht, um es in Säuren auflöslicher zu machen; ob diese Absicht erreicht wurde, erfährt man nicht.) b) Sie geben in starker Glühhitze mit der Kohle eine starke Lichterscheinung einer Verpuffung ähnlich, wobey sie wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grade desoxydirt werden (Kali und Natron drangen, beym Lebensluftgebläse, in die untergelegte Kohle mit *starker Lichtentwickelung*). c) In den Pyrophoren und Schwefelalkalien befinden sich die Alkalien in einem sehr desoxydirten Zustande. d) Die Alkalien scheinen aus Elementen zusammengesetzt zu seyn; hieher gehören die Productionen derselben in Gewächsen, denen sie von aussen nicht zugeführt wurden (dabey bitten wir denn doch, *T. v. Saussures* Beobachtungen nicht aus der Acht zu lassen). e) Sie zeigen sich in Hinsicht auf ihre Ätzbarkeit und Seifenbildungs-Fähigkeit (und wir setzen hinzu, in Hinsicht auf ihre Salzbildungs-Fähigkeit) den Metalloxyden ähnlich. f) Die Alkalien sind eine Verbindung von Azot, Hydrogene und Sauerstoff; die Metalloide sind desoxydirte Alkalien. — *Steffens* (*Schelling's* Zeitschrift für speculative Physik. I. 1 H.) behauptete schon im Jahr 1800, dass die Erdarten (mit Einschluss der Alkalien) *verbrannte* Materien seyen, wobey er sich unter anderem auf die geringe Verwandtschaft derselben zum Sauerstoff stützte. Desgleichen *Eschenmeyer* ein Jahr darauf (a. a. O. II. 1. S. 38). Aber schon 100 Jahre zuvor betrachteten *Stahl* und die Anhänger seiner Lehre die Alkalien und Erden als *dephlogistisirte* Körper. Noch erinnern wir an die merkwürdigen Erfahrungen mehrerer Chemiker, dass Erden und erdige Fossilien (z. B. gebrannte Thonerde u. s. w.) durch Glühen mit Ätzkali oder Natron wieder auflöslich werden, welches unstreitig nicht allein der Cohäsionsänderung, sondern geänderten Oxydationsverhältnissen zugeschrieben werden muss. (*Kastner* hat die hieher gehörenden Beobachtungen im 1 B. s. Beyträge gesammelt, jedoch einer Sauerstoffübertragung dabey nicht gedacht.) S. 268 wird *Kirwans* Beobachtung bestätigt, welcher zufolge in Ätzkali aufgelöste *Thonerde* und in Ätzkali aufgelöste *Kieselerde* eine gallertförmige Thonkieselabsonderung bewirken. S. 271 f. Phosphor und Ätzkali zu gleichen Theilen, in einer unten zugeschmolzenen Glasröhre mit Terpentinöl bedeckt, erwärmt, gaben eine *braune*, schwefelleberfarbene Masse, *die sich im Wasser unter Entwickelung des Phosphorwasserstoffgases auflöste.* S. 275. Stückchen von weissem Porcellan, im hessischen Tiegel mit Kohle geschichtet und einem zweystündigen Windofenfeuer ausgesetzt, waren auf der Oberfläche daurend und vollkommen *geschwärzt* worden. Ein Thontiegel, auf gleiche Weise behandelt, zeigte sich auch auf dem *Bruche* geschwärzt. — In Wasser gelöstes Schwefelalkali absorbirte darüber stehendes Wasserstoffgas, und schlug dann die Bleyauflösung grau, die Kupferauflösung nelkenbraun nieder; die Niederschläge schwammen oben im Glase. — Geschmolzenes Schwefelnatron verband sich mit eingetragenem Phosphor zu einer im Dunkeln phosphorescirenden, im Wasser löslichen, Phosphorwasserstoff entwickelnden Masse. — Auf 2 Quentchen glühende Kupferschnitzel wurde 1 Quentchen Ätzkali getragen, wieder geglüht und endlich 1 Quentchen Phosphor (der zum Theil verbrannte) nachgetragen. Nach 5—6 Minuten daurendem vollständigem Fluss erkaltet, fand man ausser dem Phosphorkupfer (in Gestalt eines 63 Gran wiegenden blassrothen Metallkorns) eine braune, aus *Phosphor*, *Kupfer* und (desoxydirtem?) *Kali* bestehende, in kochendem Wasser lösliche Masse. — Die hydrothionsaure Strontianerde zeigte sich als das empfindlichste Reagens gegen aufgelöste Metalle; 0,00001 Bleyzucker in Wasser gelöst wurde dadurch angezeigt. S. 287 f. Phosphor verbindet sich mit Schwefelbaryt auf *nassem* Wege, wobey etwas Schwefel ausgeschieden und Phosphorwasserstoff entbunden wurde. Bleyauflösung wurde durch diese Verbindung in schwarzen Flocken gefällt. S. 385. Schwefelsaures Kupfer, durch blausaures Kali zersetzt, gab einen nelkenbraunen Niederschlag; Rec. erhielt stets einen rothbraunen, öfters ganz kupferfarbenen. *Schrader* in Berlin hat neulich das blausaure Kali als das sicherste Reagens gegen das *Kupfer* vorgeschlagen; früher schon bemerkte und gebrauchte es *Kastner* in derselben Absicht; vgl. *Trommsdorffs* Journ. XII. 1. S. 104.

Der 2 Band, die *Experimente über die Mineralchemie* enthaltend, zwar minder reich an neuen Beobachtungen als der erste, aber dessenungeachtet, besonders für Freunde der Probir- und Hütten-Kunde, nicht weniger des Nachlesens werth. Die hier beschriebenen Versuche wurden während des Lehrcurses 1809 bis 1810 angestellt, und zerfallen in 4 Hauptrubriken: I. *Halurgie.* II. *Lythurgie.* III. *Phlogurgie.* IV. *Metallurgie.* Wir heben auch hier das Wichtigste aus und fügen unsere Bemerkungen hinzu. S. 33. Mittelst Salpetersäure gelbgefärbte Wolle, Seide, Haut u. s. w. wird durch Kali schön goldgelb. Diese letztere Veränderung soll Hr. *L.* entdeckt haben; unseres Wissens ist sie seit der Anwendung der Salpetersäure zum Färben genannter Stoffe bekannt, wie denn *Gmelins* Versuche darüber schon keinen Zweifel liessen. Eben so ist die S. 41 in der Note bemerkte Selbstentzündung des an der Luft gelegenen Phosphors, durch Erhitzung der concentrirten Phosphorsäure mit dem zugesetzten Wasser, eine längst bekannte Sache. Der gemeine, muschliche, röthlichbraune Jaspis soll nach *L.* (S. 191) grös-

theilen durch *Uran* (gegen 3 Proc.) und etwas Eisen gefärbt seyn. S. 349. Kleine Stückchen von der bey der freybergeer Bleyarbeit ausfallenden Bleyspeise (welche aus Nickel, Kobalt, Eisen, Arsenik, Bley, Schwefel, Kupfer und Silber besteht) wurden vor dem Löthrohr im Strome der Lebensluft eingeschmolzen. So verbrannten nach einander die Beymischungen, endlich das Kobalt mit rother Flamme, und zugleich legte sich pfirsichblüthrothes Kobaltoxyd an die Kohle an. Sobald zuletzt das *Nickel* zu brennen anfing: wurde der Process schnell unterbrochen, und es fand sich auf der Kohle eine kleine Perle *dehnbaren* Nickels, an welchen ganz kleine Körner von Silbermetall *mechanisch* angebacken waren, die sich leicht vom Nickel absondern liefsen. — S. 352. Rec. scheidet seinen Nickel ebenfalls aus der *Kobaltspeise* mittelst Salpetersäure und Königswasser, sucht aber zuvor vor einem guten Gebläse die Speise so lang als möglich in Fluss zu erhalten; dabey verbrennt und verflüchtigt sich der gröfste Theil des Arseniks, Wismuths und Schwefels, und was davon zurückbleibt, scheidet sich durch gedachte Behandlung mit Säuren fast ganz ab. S. 354. Reine Körner von Platin und Nickelmetall, vor dem Löthrohr mit Lebensluft zusammengeschmolzen, zogen sich *schon in einiger Entfernung an*, und zeigten sich im Augenblick der Vereinigung höchst leichtflüssig. Ein aus 2 Theilen Platin und 1 Theil Nickel bestehendes Gemisch war so magnetisch als der reine Nickel, ziemlich hart, dehnbar, von stahlgrauer Farbe und ziemlich schöner Politur fähig. In Salpetersäure aufgelöst, blieb das Platin als schwarzes Pulver zurück. S. 375. „Nach *Gellert* entsteht das gekohlte Kupfer auch, wenn man Kupferbleche mit Kohlenpulver cementirt." S. 382. *Kasiner* fand im Hundert derben Zinnsteins von Zinnwalde: Zinn 72,75, Eisenoxyd 0,35, Thonerde 2,50 und Sauerstoff 24,40. Derselbe Chemiker zerlegte auch den fetten Nephrit (S. 176), und fand im Hundert: Kieselerde 50,50, Talkerde 31,0, Thonerde 10,0, Eisenoxyd 5,50, Chromoxyd 0,05, Wasser 2,75, Verlust 0,20. Vergl. *dessen* Beyträge I. S. 25 und 32. — S. 588. „Eine halbe Unze gepulverter Glänzkobalt wurde gut, mit abwechselndem Zusatz von Kohlenpulver geröstet, und darauf mit drey Theilen schwarzen Flusses in einem Thontiegel vor dem Gebläse reducirt. Hier erhielt man einen noch ziemlich spröden harten Metallkönig von 2½ Quentchen am Gewicht. Derselbe wurde in kleine Stücke zu ungefähr 5—7 Gran zerschlagen, jedes der Stücke so lange vor dem Löthrohr mit Lebensluft auf der Kohle geschmolzen, bis aller arsenikalische Rauch aufhörte, und das Metall einige röthliche Funken zu werfen anfing. Man erhielt hier eine ziemliche Anzahl kleiner Körner von *reinem* Kobaltmetall, welche zusammen 1 Quentchen und 15 Gran wogen. Mit diesen Körnern stellte Hr. *L.* folgende Versuche an. Das weifse, das Mittel zwischen Stahl und Silber haltende Metall zeigte völlige Dehnbarkeit unter dem Hammer, beym Anfeilen mittlere Härte, folgte dem Magnete lebhaft, schmolz vor dem Sauerstoffgaslöthrohr nach 2½ Minuten, konnte aber vor dem gemeinen Löthrohr nicht eingeschmolzen werden. 10 Gran des Metalls, 2 Stunden lang auf einem Scherben von Biscuit-Porcellan unter eine stark erhitzte Mussel gesetzt, verwandelten sich in 11½ Gran *schwarzes Oxyd*. Verschieden von diesem 15 Proc. Sauerstoff enthaltenden Oxyde ist das *blaue Oxydul*, das durch Auflösen des Metalls in Salpetersäure, Fällung mit Ätzammoniak und nachheriges Glühen als schmalteblaues Oxydul erhalten wurde. Die kohlensauren Alkalien und das Ätzammoniak lösen das frisch gefällte Oxydul (letzteres nur unvollkommen) auf. Die salpetersaure Auflösung des Metalls erfolgte lebhaft unter Entwickelung von Salpetergas, besafs eine schöne dunkel rosenrothe Farbe und noch etwas hervorstechende Säure; mit phosphorsaurem Natron versetzt, gab sie einen amethystfarbenen Niederschlag, der nach dem Glühen schön schmalteblau erschien; in eine schwache siedend heifse wässerige Kalilösung getröpfelt, erschien ein blauer, durch fortwährendes Sieden perlgrau werdender Niederschlag (*Proufis* Kobalthydrat); mit arsenikfaurem Natron erschien ein pfirsichblüthfarbener Niederschlag, der ebenfalls nach dem Glühen eine *blaue* Farbe zeigte." Nach *L's.* Beobachtung macht Nickelgehalt die *Schmalten* roth. — Möchte es Hn. *L.* gefallen, seine Beobachtungen der Zuverlässigkeit wegen künftig selbst bekannt zu machen, und durch seine geübte Hand uns recht bald wieder in den Stand setzen, seinem Verdienste zu huldigen!

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Vogel: *Religiöses Handbuch einer christlichen Familie auf alle Tage im Jahre über biblische Sprüche oder erbauliche Lieder-Verse*, von *Jakob Gaupp*, Consistorialrath in Liegnitz. Wohlfeile Ausgabe. 1812. X u. 917 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1805. No. 196.)

Berlin, b. Maurer: *Der vollkommene Geschäftsmann.* Eine Anleitung zur Beförderung einer richtigen Kenntnifs der kaufmännischen Correspondenz und Statistik, des öffentlichen Geschäftsganges und des Münz- und Post-Wesens in Deutschland. Von *Theod. Heinsius.* Dritte umgearbeitete Auflage. — Auch unter dem Titel: *Anhang zu Karl Philipp Moritz allgemeinem deutschem Briefsteller.* Bearbeitet von *Theod. Heinsius*, Dritte umgearbeitete Auflage. 1812. 176 S. 8. (6 gr.)

Leipzig, b. Vogel: *Handbuch zur Erklärung des neuen Testaments für Ungelehrte.* Erster Theil. Zweyte Abtheilung. — Auch unter dem Titel: *Die Evangelisten Markus und Lukas erklärt für Ungelehrte.* Vom Verfasser des exegetischen Handbuchs des neuen Testaments. Zweyte, von Neuem bearbeitete Ausgabe. 1812. 368 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JULIUS, 1812.

CHEMIE.

HALLE u. BERLIN, in d. Buchh. d. halliſchen Waiſenhauſes: *Grundriſs der Chemie* — von D. *F. A. Gren* u. D. *Ch. F. Bucholz* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

No. 4. Eine für den Leſer ſehr vortheilhaft ausgefallene Bearbeitung der vom verewigten *Karſten* beſorgten zweyten, in Beziehung auf die erſte wenig veränderten Ausgabe des allgemein geſchätzten *grenſchen* Grundriſſes der Chemie. Über 8 Jahre waren ſeit der Erſcheinung der 2 Ausgabe verfloſſen, als die Verlagshandlung Hn. *Bucholz* zu dieſer Arbeit veranlaſste; und wahrlich ſie hätte keine glücklichere Wahl treffen können. Vergleicht man dieſe wiedergeborne *gren'ſche* Chemie mit den zuvor beurtheilten Lehrbüchern: ſo werden unſtreitig ſelbſt die Vff. eingeſtehen müſſen, daſs ihre Arbeit, in Beziehung auf die vorliegende, mehr oder weniger unvollkommen, und daſs überhaupt, beſonders zum Selbſtſtudium, kaum ein Lehrbuch vorhanden iſt, das dieſem an die Seite geſtellt werden könnte. Der Plan und Inhalt deſſelben können als allgemein bekannt vorausgeſetzt werden; es wird daher zur Begründung unſeres Urtheils hinreichen, wenn wir, begleitet von unſeren Bemerkungen, die vorzüglichſten Veränderungen und Zuſätze angeben, welche dieſe neue Ausgabe erhalten hat. Durch die neuen Entdeckungen, welche ſeit 8 Jahren im Gebiete der Chemie gemacht wurden, hat dieſe Auflage an Umfang bedeutend zugenommen. Sollte auch dadurch der Gebrauch bey Vorleſungen erſchwert ſeyn: ſo empfiehlt ſie ſich um ſo mehr zum Selbſtſtudium, ſowohl für diejenigen, denen Gelegenheit mangelt, chemiſchen Vorleſungen beyzuwohnen, als auch zur Wiederholung und Nachleſe für diejenigen, welche bereits Experimentalchemie gehört haben. Zur Erweiterung des Umfangs trug auſserdem auch bey, daſs bey den wichtigſten Artikeln jene hiſtoriſchen Notizen beygebracht wurden, die ſonſt bey Compendien (wie *Grens* Abſicht geweſen zu ſeyn ſcheint) für den Vortrag aufbehalten zu werden pflegen; daſs Hr. *B.* bey der Aufnahme von Erfahrungen über einzelne Stoffe und Miſchungen ſtrenger wiſſenſchaftlich verfuhr, als *Gren* (der z. B. manche Salz-Gattungen ganz unerwähnt lieſs — weil ſie keinen *Nutzen* haben (!), welches er der praktiſchen Tendenz ſeines Lehrbuchs ſchuldig zu ſeyn glaubte); und daſs Hr. *B.* die Bereitungen und Darſtellungsarten der wichtigſten Stoffe, ſo wie neuere Lehrſätze, mit gehörigem Umfange erläuterte. Dadurch iſt das Buch allerdings einen groſsen Schritt der Vervollkommnung näher gerückt. Nur einen Hauptmangel hat dieſe Auflage noch, es fehlt ihr die nöthige Literatur; Hr. *B.* fühlt dieſes wohl, entſchuldigt ſich aber damit, daſs das Buch ſonſt zu ſehr an Umfang zugenommen haben würde, und daſs es ganz auſser dem *anfänglichen* Plane des Grundriſſes läge, der zum Theil ein Auszug des gröſseren *grenſchen* Handbuchs der Chemie ſeyn ſollte. Das ebenfalls mangelnde *Regiſter* wird, wiewohl unvollkommen, durch ein ſehr wohlgerathenes Inhaltsverzeichniſs erſetzt.

Die Einſchaltungen und Abänderungen, welche dieſe Ausgabe, (faſt durchgängig) zum Beſten des Leſers, erfahren hat, ſind folgende: 1) Beyfügung einer (als gedrängter und berichtigter Auszug von *Trommsdorffs* Geſchichte des Galvanismus) wohlgerathenen hiſtoriſchen Überſicht des Galvanismus, mit Entwickelung ſeiner Hauptgeſetze, ſo weit ſie in der heutigen Chemie Anwendung finden. 2) Die Aufnahme der aus den neuen Erfahrungen entnommenen, durch Experimente erläuterten Theorie der Blauſäure, der blauſauren Salze, der Alkalien und Erden (nach *Davy*), der Säuren und ihrer Salzverbindungen überhaupt, welche erſtere nach den Grundlagen eingetheilt ſind: eine ſchulgerechte Eintheilung, welche auch bey den Salzen benutzt iſt, die mit Ausſchluſs der metalliſchen (aus beiden Theilen, wo ſie in den vorhergehenden Auflagen ſehr zerſtreut vorkommen) zweckmäſsig in einen beſonderen Abſchnitt des 1 Theils zuſammengeſtellt ſind. „Um aber das Eigenthümliche, das Andenken des ſel. wackeren *Gren's*, wie er es verdiente, Ehrende ſeines Vortrags nicht ganz und ohne Noth zu verwiſchen, iſt das Verfahren beybehalten worden: die Lehre von den Verhalten der Baſen, der Säuren, und ihrer verſchiedenen Modificationen gegen andere Stoffe in den Vortrag einzuweben.“ 3) Bey jeder Claſſe von Säuren und Salzen (und bey den einfachen und zuſammengeſetzten Stoffen) iſt ſehr zweckmäſsig der *allgemeine Charakter* an die Spitze geſtellt und durch geſperrten Druck ausgezeichnet worden. 4) Iſt, wo nicht beſondere Fälle ein Anderes nöthig machten, die alte Vorſtellungsart der chemiſchen Verwandtſchaft, der Kürze und Faſslichkeit des Ausdrucks zu Liebe, beybehalten, jedoch von S. 46—60 eine mit gehöriger Kritik begleitete Darſtellung der *berthollet'ſchen* Lehre gegeben worden. Nur wünſchten wir, daſs Hr. *B.*, ſowohl hier als auch weiterhin, *Berthollets Statique chimique* gehörig benutzt hätte. 5) Iſt bey der Lehre von der Kryſtalliſation auf *Hauys* Bearbeitungen Rückſicht genommen worden, jedoch von gegründeten Zweifeln begleitet. Zu wünſchen wäre, daſs Hr. *B.* die neueren Arbeiten eines *Weiſſe* (deſſen akad. Streitſchriften) benutzt, und der Kryſtalliſation gegenüber die Bildung des Gal-

I. 304) eine gehörig bereitete saure Seife fast keinen sauren Geschmack besitzen; aber daraus folgt nicht, dass sie keine Säure enthält. Es ist ja zur Genüge aus der Beschaffenheit des Essigäthers, Salzäthers u. s. w. bekannt, dass das wahre und vollständigste Abstumpfungsmittel für die Säuren der Kohlenwasserstoff ist, was schon *Wenzel* (Einleitung zur höheren Chemie) durch sein Anneigungsmittel bemerkte, und es darf daher nicht befremden, wenn z. B. die Salzsäure im künstlichen Kampher, und die Säuren in den saueren Seifen *sauer* zu reagiren aufhören. — Auch *Kastner* (*Trommsdorffs* Journ. XI. 2, 96) beobachtete eine Verbindung des Kamphers mit dem Phosphor. S. 63. §. 1428. — S. 193 hätten wohl *Geoffroy's* Beob. über das *Weinöl* und S. 196 *Nasse's* Theorie der Ätherbildung erwähnt werden sollen. *Gehlens* Einwürfe ungeachtet ist doch unstreitig die disponirende Verwandtschaft der Schwefelsäure zum Wasser aus dem Alkohol Mitursache der Äthererzeugung, nur muss man sich dabey die übrigen Bestandtheile des Weingeistes gegen die active (und als solche ohne Zweifel auch elektrisch wirksame) Schwefelsäure nicht in Ruhe denken. Die Bildung des Flussäthers und des Salzäthers bestätigt *Fourcroy's* und *Vauquelins* nur noch nicht gehörig ausgebildete Äthertheorie sehr auffallend. S. 209. Betrachtet man das Verfahren der Darstellung und die Eigenschaften des sogenannten *animirten Weingeistes* der Alchemisten genau: so muss man eingestehen, dass sie unter angeführter Benennung unseren *Essigäther* bereits vor 2—300 Jahren kannten. — Schon *Du Blé* (*Dissert. exam. bituminis Neocomensis*, p. 29 ff.) erhielt aus dem Destillationsrückstande von 20 Pfunden Bergöl eine merkliche Menge Boraxsäure. S. 243. — Ältere Schriftsteller gedenken noch verschiedener Metalle oder metallartiger Materien, die wohl der näheren Erforschung werth wären. Mehrere hieher gehörende Notizen hat *Kastner* in s. Beyträgen (z. B. I B. S. 162. 168 f.) gesammelt. *Derselbe* beobachtete auch schon (a. a. O. II B. S. 75) auf nassem Wege entstandenes Phosphorkupfer (S. 299). Wohl hätte Hr. *B.* S. 294 u. 300 die dort vorkommenden Reductionen der Metalle durch *Schwefel* und durch *Kohle* auf *nassem* Wege erwähnen können, Rec. hat diese Versuche mit demselben Erfolge wiederholt; besonders merkwürdig scheinen Rec. die Versuche mit dem (isolirenden) Schwefel, und die Verwandelung des Ätzsublimats in milden Queckssilbersublimat durch Wasser und Kohle. S. 301. Schon *Trommsdorff* fand, dass kalische *Zinn*auflösung durch Kupfer zersetzt und das Zinn metallisch gefällt werde. S. 313. Es ist eine jedem Goldschmidt bekannte Erfahrung, dass Gold durch öfteres Schmelzen mit Salpeter und Salmiak eine *dunkelere*, mit Borax eine *hellere* Farbe erhält, ja *Kunkel* (*Laborat. chem.*) will auf diesem Wege ein *weisses* Gold dargestellt haben. Etwas der Art behauptet auch *Rob. Boyle*. Indem dieser nämlich eine Quantität Blattgold mit derjenigen salpetersalzsauren Flüssigkeit digerirte, die er durch Destillation der Spiessglasbutter mit starker Salpetersäure gewonnen hatte: erhielt er eine rothe Auflösung; der grösste Theil des Blattgoldes blieb aber mit völlig weisser Farbe zurück, die es im Flusse und beständig behielt, ohne jedoch eine Verminderung des specif. Gewichtes erlitten zu haben. Vgl. dessen *Chymista scept.* — Unter dem Hammer nimmt die Härte des *Bley's* (S. 407) beträchtlich zu. Die S. 615 angeführte scheinbare Vergoldung mittelst Zinkamalgam scheint durch vereinte Wirkung zwey verschiedener galvanischer Ketten und chemischer Auflösung zu erfolgen. Zum Schlusse fügen wir noch eine, von uns mehrmals, und noch in diesem Augenblick gemachte, nicht uninteressante Beobachtung hinzu (die vielleiche in der Folge eine Stelle in der Lehre von den einfachen galvanischen Ketten und in den Handb. der Chemie bekömmt). Wenn man (zum Behuf des *wollastonschen* Versuchs) ein negatives Metall, besonders *Gold*, mit Salzsäure oder auch Salpetersäure (überhaupt mit einem sauren Leiter zweyter Classe) bedeckt, und nun die Zinkstange mit dem Golde (oder Silber, Kupfer u. s. w.) in Berührung bringt: so erfolgt oft auf der Stelle eine Reduction eines Theils des aufgelösten *Zinks* durch den Wasserstoff, der an der Goldplatte abgelagert wird, und das Gold erscheint an dieser Stelle stark und deutlich verzinkt, und zwar sehr dauerbar, so dass z. B. starke Erhitzung mit verdünnter Salzsäure, conc. Essigsäure u. s. w. dazu gehörten, um das Gold wieder vom Zinke zu befreyen. Nimmt man eine Kupferplatte: so thut man wohl, sie zuvor einige Stunden in reines Wasser zu legen, und so (hydrogenirt) der Zinkberührung preiszugeben. Einige Stellen erscheinen dann gelb (Messing), andere bräunlich, andere fast bläulich weiss. Rec. besitzt noch ein Goldstück, welches auf angegebene Weise an verschiedenen Stellen mit *Zink* belegt ist.

Es ist eine erfreuliche Bemerkung für Jeden, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, dass in einer Zeit, die an grossen politischen Veränderungen so reich ist, die Wissenschaften nicht nur unaufgehalten, sondern beschleunigten Schrittes ihrer Vollendung entgegeneilen. Vorzüglich gilt dieses von der Chemie. Kaum sind *Lavoisiers* Entdeckungen einigermassen verarbeitet, kaum ahnet man, dass ausser den Verhältnissen des Sauerstoffs die des Wasserstoffs mit gleicher Strenge durchgeführt werden müssen, wenn wir auf den Besitz einer systematischen Chemie mit einigem Rechte Anspruch machen wollen: als auch schon *Ritter* u. A. durch die Entdeckung der Hydrogenmetalle diesem Vorwurfe zu begegnen versuchen; und kaum ist diese glänzende Endeckung geprüft: so findet *Davy* auf glücklicher Spur die metallischen Grundlagen der Alkalien und Erden, erkennt bald darauf die wahre Natur der bis dahin so räthselhaften Salzsäure, strebt die des Stickstoffs und Wasserstoffs zu enthüllen, und stellt endlich in dem *Chlorine* (oxygenirte Salzsäure der *lavoisierschen* Schule) dem Sauerstoff eine Materie zur Seite, die eines Theils die Nachfrage nach ihrem noch unbekannten Gegner erweckt, anderen Theils der antiphlogistischen Lehre eine Berichtigung verleiht, die auch der weitblickendste Verehrer des unvergesslichen *Lavoisier* nicht ahnete, und mit der eine neue Epoche der Wissenschaften anzuheben beginnt. Glück auf!

H. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JULIUS, 1812.

GESCHICHTE.

RUDOLSTADT, in d. Hofbuchhandlung, und PARIS, b. Tourneiſen: *Mythologie des Indous;* travaillée par Mdme. la Chnsse. *de Polier*, sur des Manuscrits authentiques apportés de l'Inde par feu Mr. le Colonel *de Polier*, Membre de la Société Asiatique de Calcutta. 1809. T. I. LX u. 628 S. T. II. XII u. 722 S. gr. 8. (6 Rthlr.)

Hr. v. *P.* war zu Lauſanne geboren, und der Abkömmling einer in der Schweiz etablirten und naturaliſirten Hugenotten-Familie. In ſeiner Erziehung wurde er vernachläſſigt. Doch ſagt er ſelbſt S. III der Vorrede: „*J'étais, à quinze ans, passablement avancé dans les mathématiques, et j'avais de plus la tête meublée d'une prodigieuse lecture; faite sans direction, sans choix, sans suite; car je vidais rayons par rayons, les cabinets de lectures, établis à Lausanne et à Neufchatel.*“ Von Kindheit auf von dem heftigen Verlangen getrieben, Aſien zu ſehen, wo ſich einer ſeiner Oheime in engliſchen Militärdienſten befand, ging er 1756 nach England, und im J. 1758 kam er in einem Alter von ſiebzehn Jahren in Oſtindien an. Durch die Nachricht, daſs ſein Oheim als Commandant von Calcutta, bey Vertheidigung dieſes Platzes gegen die Franzoſen, kurz vorher geblieben wäre, gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen, trat er als Cadet in die Dienſte der engliſchen Compagnie. Nach einigen Feldzügen auf der Küſte von Orixa gegen die Franzoſen, und in Bengalen gegen die Indier, wurde er im Jahr 1762 nach Calcutta berufen, und daſelbſt als Ingenieur en Chef mit dem Rang eines Capitains angeſtellt. Als Major wohnte er der berühmten Expedition des Lord Cleves (Clive) bey. Sein weiteres Avancement verzögerte eine Ordre der Directoren der oſtindiſchen Compagnie, unter dem Vorwande, weil er kein geborner Engländer ſey. Miſsvergnügt darüber nahm er auf Empfehlung von Haſtings, jedoch ohne die Dienſte der Compagnie zu quittiren, die Stelle eines Architekten und Ingenieurs bey dem bekannten Nabab Soujah Aldowla an. Er etablirte ſich zu Feizabad, der Reſidenz deſſelben, und lebte daſelbſt ganz nach den Sitten und Gebräuchen der Indier. Als er aber an einem Kriegszug des Nababs gegen andere indiſche Prinzen Antheil nehmen wollte, erhielt er einen Befehl des Generalgouverneurs von Indien, das Heer zu verlaſſen und ſich nach Feizabad zu begeben. Etwas ſpäter wurde er nach Calcutta zurückberufen. Überzeugt, daſs von den dortigen Gewalthabern weder Gunſt noch Gerechtigkeit für ihn zu erwarten ſey, reſignirte er 1775 den Dienſt der Compagnie. Er kehrte nach Feizabad zurück; jedoch die Cabalen der Compagnie brachten es dahin, daſs der neue Nabab Azeph Aldowla ihm befahl, ſeine Staaten zu verlaſſen. Nun begab er ſich nach Dehly und trat in die Dienſte des Kaiſers, der ihn zum Befehlshaber eines Corps von 7000 Mann ernannte, mit dem Titel und Rang eines Omrah. Nach mancherley mit Verluſt und Gewinn verknüpften Ereigniſſen, die man in der Vorrede ſelbſt nachleſen muſs, etablirte er ſich zum dritten Mal, und zwar zu Laknau (Luckuow). Endlich reiſte er im J. 1788 nach einem dreyſsigjährigen Aufenthalt in Indien nach Europa zurück. Er kaufte ein Landgut bey Lauſanne, lieſs die Kinder, welche ihm, während er in Indien nach aſiatiſcher Sitte lebte, verſchiedene indiſche Frauen ſeines Harems geboren hatten, zu ſich kommen und legitimiren, und vermählte ſich mit einer der liebenswürdigen Töchter des in ſeiner Nähe wohnenden Hn. *v. B.* Um den durch die in Frankreich ausgebrochene Revolution auch in der Schweiz möglichen Unruhen zu entgehen, noch mehr aber wohl aus Vorliebe für die in Frankreich damals herrſchend gewordenen Ideen von Freyheit und Gleichheit, verlieſs er zu ſeinem Unglück den freundlichen Wohnplatz bey Lauſanne, und bezog 1792 das von ihm erkaufte ſchöne Landgut Roſetti, ganz nahe bey Avignon. Der groſse Aufwand, welchen er machte, reizte eine Räuberbande, an einem Abend, als ſie ihn abweſend wuſste, ſeine Wohnung zu überfallen und auszuplündern. Als er, während die Räuber noch mit der Plünderung beſchäftigt waren, zurückkehrte: ſchleppten ſie ihn aus ſeinem Wagen in das Haus und in die Keller, und ermordeten ihn dort auf die grauſamſte Weiſe.

Während ſeines Aufenthalts zu Lucknow beſchäftigte ſich Hr. *v. P.* mit mancherley Unterſuchungen über die Geſchichte der Indier, insbeſondere die der Sikh's. Seine Aufmerkſamkeit wurde auch auf die Religion der Indier gerichtet, und das Verlangen in ihm erregt, ſich von den urſprünglichen mythologiſchen Meinungen (*opinions mythologiques primitives et fondamentales*) derſelben gründlich unterrichtet zu ſehen. Ein glücklicher Zufall führte ihn mit einem Mann zuſammen, welcher alle erfoderlichen Eigenſchaften beſaſs, ihm, der keine Kenntniſs des Samskrit beſaſs, dieſen Unterricht zu ertheilen. Da die Feſtſtellung des Werths des vor uns liegenden Werks zum gröſsten Theil von der Perſönlichkeit dieſes Mannes, von dem der Inhalt deſſelben zu-

nächst sich herschreibt, und von den Quellen, deren er sich bey seinem, dem Hn. *v. P.* ertheilten Unterricht bedient hat, abhängen muss: so ist es nöthig, die ganze Stelle der Vorrede S. XV u. XVI anzuführen, in welcher der letztere sich darüber äussert: „*Cet homme, nommé Ramtchund, avait été l'instituteur du célèbre Sir Jones, mon ami. Il habitait Sultanpour, près de Lahor, il avait beaucoup voyagé, et parcouru toutes les provinces du nord, et de l'ouest de l'Inde; il était Sik'h de religion et de la noble tribu des Kättris; et s'il n'avait pas, comme les Braminés, le droit exclusif d'enseignement public, il avait cependant comme Kättris, celui d'entendre la lecture des livres sacrés. Doué en outre d'une mémoire prodigieuse, de beaucoup d'intelligence, d'ordre, de netteté, dans l'esprit, et très versé dans les poésies, et Pouram, qui contient le système de mythologie, Ramtchund avait de plus, deux Bramines, constamment attachés à sa suite, qu'il consultait sur les points difficiles, et qui par leurs explications le mettait en état de répondre à toutes mes questions, et de m'instruire à fond. — Satisfait de l'idée d'avoir un instituteur capable de me donner les secours, que demandaient les diverses recherches, que je me proposais; je pris Ramtchund chés moi; il ne me quitta plus, je me mis à l'oeuvre, et j'écrivis sous sa dictée, le précis historique de trois poëmes épiques, le Marconday, le Ramein purby, le Mahabarat; et celui des awtars ou incarnation de Vichnou, l'histoire de Chrisnen, et toutes les fables et légendes, concernant les Deiotas ou êtres intermédiaires, les Bhagts ou saints, et les personnages célèbres dans leur mythologie; en un mot le système complet tel, qu'il était dans son origine, tel qu'il a été dans ses variations; et qui, envisagé sous son vrai point de vue, est très différent de celui sous lequel je l'avais considéré, avant de le connaître à fond, et des idées, qu'on s'enforme en Europe. Notre travail fini, je le soumis à la revision des Bramines, et docteurs, de ma connaissance ou de mes amis; ils me confirmèrent unanimement l'exactitude et la fidélité des instructions de Ramtchund.*“

Als Hr. *v. P.* nach Europa zurückgekommen war, konnte er sich nicht entschliessen, die auf solche Weise entstandenen Materialien selbst in die zur Herausgabe durch den Druck nöthige Ordnung zu bringen. Er foderte den berühmten *Gibbon* auf, sich diesem Geschäft zu unterziehen, und dieser erklärte sich auch bereit, jedoch nur unter der Bedingung, dass er diese Materialien ganz nach seiner Weise verarbeiten dürfe. Als Hr. *v. P.* sich nicht dazu verstehen wollte, brachte *Gibbon* die Herausgeberin, mit welcher er, da sich beide zu Lausanne aufhielten, schon lange in den freundschaftlichsten Verhältnissen lebte, in Vorschlag. Sie war eine nahe Verwandte des Hn. *v. P.*, und hatte sich, bey einer ihrem Geschlechte selten eigenen Vereinigung von Reichthum an Geist und gelehrten Kenntnissen, seit einer Reihe von Jahren mit Vorarbeiten zu einer allgemeinen Geschichte der Philosophie von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeiten beschäftigt; einer „*histoire, qui n'est autre chose que celle de la marche de l'esprit humain depuis le moment, où l'homme abandonné à lui-même a cherché à approfondir les idées fondamentales, primitives, qu'il reçut de son créateur à l'instant de sa création;*“ — sagt sie selbst S. XXVI der Vorrede. Sie verweilte in ihren Studien eben bey den Indiern, und hatte alle in Europa bekannten und geachteten Quellen über dieses Volk erschöpft, als ihr Cousin aus Indien zurückkam. Auf das Beste vorbereitet, konnte sie also das von ihrem Freunde ihr zugedachte und von ihrem Cousin ihr überlassene Geschäft übernehmen. Unter den Augen des letzteren, mit seiner Hülfe und Belehrung wurde, es vollbracht. Der Erstere gab ihr den Rath, ihre Sammlungen zur asiatischen Mythologie überhaupt damit in Verbindung zu bringen, und das ganze Werk in vier Bänden herauszugeben, davon zwey die asiatische und zwey die indische Mythologie behandelten. Die Zeitumstände, durch welche die Erscheinung des Werks verzögert und behindert wurde, bestimmten sie endlich, diese von jener zu trennen, und vor der Hand nur die indische Mythologie im Druck erscheinen zu lassen, jedoch mit einer aus den Darstellungen über asiatische Mythologie ausgezogener Einleitung.

Voll gespannter Erwartung nahmen wir das Werk zur Hand, mit der schmeichelhaften Hoffnung, auf den vierzehnhundert Seiten, welche es enthält, eine Menge längst gewünschter und ungern entbehrter Aufschlüsse über den für die älteste Geschichte der Menschheit überhaupt, und insbesondere die der Religionen, so höchst wichtigen Gegenstand, welchen es behandelt, zu erhalten. Bevor wir aber unser Urtheil über den Werth des Ganzen und darüber, wie diese Erwartungen und Hoffnungen erfüllt worden sind, aussprechen, ist es zu Rechtfertigung desselben nöthig, eine erschöpfende Inhaltsanzeige des Werks vorauszuschicken. Damit wollen wir zugleich einige in den Darstellungen der einzelnen Capitel uns aufgestossene Zweifel und nöthig scheinende Berichtigungen verbinden.

Introduction S. 1—149. Blick auf das eigentliche Indien. Vorläufige Erläuterungen zum Verständnis nicht nur der Mythologie der Indier, sondern auch der Theogenieen und Kosmogonieen aller alten Völker. Prüfung der orientalischen Chronologieen. Abriss der alten Constitution und Geschichte der Indier. Von den vier ursprünglichen Casten derselben. Von den Brahminen, den verschiedenen philosophischen Secten und der bändereichen heiligen und profanen Samskrit-Literatur. Discussion über die Veds. Angabe der Pourams, aus welchen die Fabeln ihrer Mythologie geschöpft sind. Methode des Vfs. bey der Exposition dieser Mythologie. — Eine sehr gelehrte Compilation, die aber weder neue Ansichten, noch neue Resultate enthält. Den bekannten fünf Abhandlungen von *W. Jones* über die Indier, Araber, Tataren; Perser und Sinesen, die zwar reich an scharfsinnigen Vermuthungen, aber desto ärmer an historischer Evidenz sind, wird ein zu grosser Werth beygelegt und zu viel auf sie gebauet. Gänzlich zu verwerfen aber ist Alles dasjenige, was auf die im Vol. III

der *Asiatic Researches* enthaltene Abhandlung *Wilfords* über Ägypten und den Nil gegründet wird, da derselbe im Vol. VIII der *As. Res.* mit der einem ächten Gelehrten wohlanständigen edeln Offenheit eingestanden und bekannt gemacht hat, von einem Pandit oder gelehrten Brahminen dadurch getäuscht und betrogen worden zu seyn, dass derselbe in der dabey zum Grunde gelegten Episode des Scanda-Purana einige Stellen und Namen seiner Handschrift abgeändert und verfälscht hatte.

Cap. I. Allgemeine Ideen von der indischen Mythologie. Ihre Basis: ein höchstes Wesen, drey Wesen seine Gehülfen bey Hervorbringung, Erhaltung und Zerstörung der Welt, und eine Menge von Zwischenwesen zwischen diesen vier oberen und dem Menschen. Vom Ursprung der drey grosen Deiotas, Birmah, Vichnou, Mhadaio. Fabeln von der Bhavani, der Mutter derselben. Schöpfung der unsichtbaren Welt und der ihr einwohnenden Intelligenzen. Degradation dieser Wesen, Schöpfung der sichtbaren Welt durch Birmah. Inniger Zusammenhang zwischen der Existenz dieses Gottes und der Dauer des Schöpfungssystems. Revolutionen und Krisen desselben. Promulgation der Veds. Birmah ist geringer als seine beiden Collegen, und übel berufen in der Mythologie. Geschichte der vier Regenerationen, zu welchen das höchste Wesen ihn verurtheilte, um seinen Stolz zu bestrafen. Er erhält keine Verehrung. Seine Söhne, die Brahminen, theilen sich in die beiden Secten des Vichnou und Mhadaio. Die Fabeln sind allgemeine oder besondere, und nur einer der beiden Secten eigen. Mhadaio oder Chiven, seine Superiorität über Birmah, Gestalt, Charakter, Attribute, Symbole, Vermählungen desselben. Geschichte des Daint oder Dämonen Tarakée. Er unterdrückt die unteren Deiotas. Scanda, ein Sohn des Mhadaio, tödtet ihn, und wird ihn befreyen. Inferiorität des Mhadaio gegen Vichnou. Er kann nichts geben als zeitliche Güter, und ist der Protector der Daints oder bösen Genien. — Sehr weitläuftig, aber lange nicht vollständig. Gerade die schönsten Mythen werden nicht erwähnt, und müssen aus Roger, Baldäus, Holwell, Sonnerat u. A. supplirt werden. Der Anführer der von dem höchsten Wesen abgefallenen Geister, hier S. 158 Mékasser genannt, ist unstreitig der Moisasur der Chartah Bhade des Brahma bey Holwell. Den Lomus, von welchem es S. 162 heisst: „*Cet être extraordinaire première création de Birmah, vit plus longtems que son créateur*," haben wir sonst nirgends erwähnt gefunden. Vielleicht ist er einerley mit der männlichen Macht Viraj, welche nach den Verordnungen des Menu Cap. I, 33 Brahma aus sich selbst zeugte. Der heilige Weise Nardmann S. 166 ist kein anderer als Nareda, der Erfinder der Wina und Gott der Musik. Des Brahma Gemahlin, hier Sarbutti genannt, ist unstreitig die Savitri des Brahma Vaidartika Purana. Ihr Sohn Dateh ist der Dekscha oder Dekschen des Bagavadam; die Tochter Soursety aber einerley mit der Saraswati, die zwar allgemein für eine Gemahlin des Brahma gehalten wird, nach dem angeführten B. V. Purana aber an Wischnu vermählt ist. Der Rab. Cagbossun, welcher nach S. 177 als die erste Regeneration des Brahma im ersten Weltalter den Marcondai Pouram geschrieben haben soll, dessen wir in diesen Blättern Jahrg. 1812. Bd. I. S. 415 gedachten, möchte wohl für eine Person mit dem berühmten Büser Marcondai selbst zu halten seyn. Bayas, die dritte Regeneration des Brahma, heisst sonst Vyâsa; Caldas, die vierte, Katidasa. Satty, die Tochter des Dakscha und Gemahlin des Mhadaio, ist die Schakti, d. i. *energetica virtus* nach Paullini a S. Barthol. syst. Brahman. p. 98. Der Riese Terrackée S. 198. und Taracké nach S. 215, kann kein Anderer seyn als der Sura-Parpma, dessen Sonnerat gedenkt in der Reise nach Ostindien, d. Übers. in 4 Th. I. S. 154. Indra oder Dewandren, das Oberhaupt der unteren Deiotas, sonst Dewta's oder Deweta's genannt, heisst hier immer Ainder. Cuvera ist nicht, wie S. 203 gesagt wird, der indische Mars, sondern der Gott der Reichthümer. Falsch ist es ebendas., die Kuh des Überflusses Kamdheva zu nennen. Kamdheva ist der Gott der Liebe, die Kuh aber heisst Kamadhook nach dem Bhagvat-Geeta transl. by C. Wilkins, lect. X. S. 86. Der Gott der Liebe wird hier S. 205 Camdhaio genannt, und seine Gemahlin Retty, Rhéta. Parbutty, die Gemahlin des Mhadaio, heisst wohl richtiger Parvadi, d. i. *montium domina* nach Paullini a S. Barthol. syst. Brahman. p. 98. Ihren Vater Hermala, den Chef der Gebirgsgötter, nennt der Bagavadam im 4 Buch Bavanyschmavan. Der Kriegsgott Scanda wird S. 215 Swam Cartuc anstatt Carticeya genannt, und der Beyname Seryeman ist offenbar nur eine Corruption des Namens Subramannja, unter welchem er gewöhnlich erwähnt wird.

Cap. II. Vichnou, Superiorität über seine Collegen, Entscheidung der sieben Rischis zu seinem Vortheil, seine Gestalten, Attribute, seine Macht, sein Wohnplatz. Er ist die erste Emanation des göttlichen Wesens. Er verleiht nicht nur zeitliche Güter wie seine Mitbrüder, sondern auch ewige Glückseligkeit. Allgemeine Fabeln darüber und besondere seiner Secte aus dem Bhagavat. Verschiedenheiten zwischen den Incarnationen des Vichnou und denen seiner Collegen. Von den zehn hauptsächlichsten Incarnationen dieses Deiotas, deren vier in das Sut-yuc oder erste Weltalter fallen, drey in das zweyte oder Tiraita-yuc, zwey in das dritte oder Dwaper-yuc, und eine in das vierte oder Cal-yuc. Fabeln von den vier ersten, als Fisch, Schildkröte, Eber und Menschlöwe. Berechnung der Grade der göttlichen Natur, welche eine Incarnation haben muss, um vollständig zu seyn. — Weit gründlicher und vollständiger hat die Geschichte der vier ersten Incarnationen *F. Major* geliefert im 1 Band des asiatischen Magazins. Der grose Weise Bhrigu wird hier immer Bhreg genannt. Der S. 232 erwähnte König Biskum ist der Bhischma des Bagavadam. Die tausendköpfige Schlange Seisnag hat sonst den Namen Seschen; Latchemi, die Gemahlin des Wischnu, sonst Lakschemi. Die erste Incarnation des Wischnu heisst im Samskrit nicht

Mastya Autar, wie S. 243 gesagt wird, sondern Matsiâ Avatar. Denn derjenige Purana, welcher die Geschichte derselben erzählt, ist betitelt: Matsiâ Purana. Der Chef der Daints, welcher dem Brahma die Veda's raubte, wird hier Sankasser genannt, von Anderen Kanagakschen, auch Kajagriva. Der Berg Mandar erscheint hier unter dem Namen Mandashel; die tausendköpfige Schlange Wassugy heifst Basugnac; Amrita, der Trank der Unsterblichkeit, Ambert; die schöne Mohini Maja, unter deren Gestalt sich Wischnu zeigte, Mahmoni. Der kostbare Edelstein Kostroloh oder Kowstoobh mufs sich hier Kosathemuk nennen lassen; der mächtiggrofse weise Elephant Iravat, Airaput. Unter dem Namen Oubshservas erkennt man kaum das gedankenvolle Pferd Orchisrawa; in dem Baum Parjartuck kaum den Parcejat, den Baum des Überflusses nach den Angaben des Bagavadam und Mahabharata, deren und anderer indischer Originalschriften Autorität bey jedem Zweifel über Richtigkeit der Namen für entscheidend gehalten werden mufs. Der göttliche Arzt Danawandri, nach Heetopades of Vishnoo Sarma transl. by Wilkins, p. 230, Danvantari, heifst hier Dhananter; der Riese Rahu hier Rha. Die beiden Riesenbrüder, welche Wischnu in seiner dritten und vierten Verkörperung tödtete, werden Hernachus und Herncashup, dieses Sohn aber Pralhaud genannt. Der Bagavadam dagegen nennt sie Eruniakschen und Eruniakassiaben, und des letzteren Sohn Pragaladen.

Cap. III. Die drey Incarnationen des Vichnou im zweyten Weltalter. Die als Zwerg hat zwey Grade der göttlichen Natur, also einen mehr als die vier ersten. Die als Brahmine unter dem Namen Parasu-Rama hat deren drey. Des Parasu-Rama Siege über die Kättris, er verleihet die Herrschaft den Brahminen, und begiebt sich zu Mhadaio. Die siebente Incarnation, als ein Kättris, genannt Ramtchund, hat sieben Grade der Gottheit und ist von grofser Wichtigkeit. Sie wurde schon 60000 Jahre vorher verkündigt. Die sie betreffenden Fabeln sind Auszüge aus dem Gedicht Ramein Parby oder Ramayanam. Geschichte der Vorfahren des Ramtchund, seine und seiner Brüder Geburt. Seine Kindheit, seine ersten Thaten gegen die Zauberer, welche die Heere des Raven, Tyrannen von Lanca oder Ceiland, anführten. Geburt der Sita und Verheirathung derselben mit Ramtchund. Zusammentreffen des Ramtchund mit Parasu-Rama bey der Rückkehr nach Ajudhia und Ankunft daselbst. Ränke seiner Stiefmutter, ihn vom Thron auszuschliefsen, sein Exil. Seine Abreise mit Sita und Latchemund, seinem Bruder. Im Faquir-Gewand führen sie ein herumschweifendes Leben und kommen nach Decan. — Die Geschichte der fünften Incarnation findet man weit vollständiger im 1 Band des asiatischen Magazins, nach dem achten Buch des Bagavadam. Hier ist nicht einmal der Name des Zwergs genannt. Er hiefs Wamen oder Vamana. Die Geschichte der sechsten ist nicht erschöpfend; sehr weitläuftig und fast zu breit die der siebenten, doch als Auszug aus dem von den Indiern so hoch geachteten Ramayana des Valmiki höchst schätzbar. Übrigens findet sich in den Hauptsachen eine beynahe gänzliche Übereinstimmung mit dem, was Roger, offene Thür zu dem verborgenen Heidenthume S. 256 bis 266, und Baldäus, Beschreibung der ostindischen Küsten S. 497—512, berichtet haben. Der sonst unter dem Namen Bely oder Biryen bekannte, von Wamen in die Unterwelt verwiesene Riese wird hier Bal genannt. Der Vater des Parasu-Ram heifst Jamadagni, die Mutter Runcka. Der Bagavadam nennt jenen Jemadakni, diese Renugei. Die Riesenbrüder auf Lanca, sonst unter den Namen Rawanen und Kumbakarnen bekannt, heifsen hier Raven und — Kuntch bec Karen. Auch die Verwandten des Ramtchund oder Rama Tschandra haben alle veränderte Namen. Dassaraden, sein Vater, erscheint als Doseruth, seine Mutter Gosally als Cunsillia, Sumosetrei und Kaigessi, die beiden anderen Gemahlinnen des Dassaraden, wohl richtiger als Sumitra und Kaikai, des Rama Brüder, Baraden, Lakschumanen und Satrugen, als Bhart, Latchemund und Satterghan.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Cnobloch: *Abenteuer auf einer Reise in die andere Welt*, von *Heinrich Fielding*, Esq. Aus dem Englischen. 1812. XLVI u. 255 S. 8. (1 Rthlr.) Unter Hn. *F's.* beliebten Schriften mag wohl seine *Journey from this world to the next* am wenigsten gelesen worden seyn. Zwar fesseln viele launigte und satyrische Züge die Aufmerksamkeit; der feine historische Menschenkenner zeigt sich überall darin. Aber in der ganzen Anlage ist doch etwas Grobes und Widriges, das einen ekeln Geschmack empört. Die Stadt der Krankheiten und der Palast des Todes sind nicht geeignet, Wohlgefallen zu erregen. Den gröfsten Theil nehmen die mannichfaltigen Begebenheiten Julians (des Apostaten, wie er hier noch genannt wird) in den Rollen ein, die er nach seiner Wiederkehr ins Leben auf Erden spielt. Er wird von Minos nie gut genug für Elysium, noch schlecht genug für den Tartarus befunden. Daher mufs er allerley Charaktere nach einander annehmen, und spielt sich als Sclave, Jude, General, Zimmermann, Stutzer, Mönch, Geiger, Klügling, König, Hofnarr, Bettler, Minister, Soldat, Schneider, Rathmann, Dichter, Ritter und Tanzmeister, gleich unglücklich und mittelmäfsig durch. Nach einer vorgeblichen grofsen Lücke im Manuscript folgt die Geschichte der hingerichteten Anna Boleyn, Mutter der Königin Elisabeth, von ihr selbst erzählt. Minos öffnet ihr das Freudenthor in Betracht der vielen Leiden, wodurch sie ihre begangenen Thorheiten abgebüfst hat. Von der Übersetzung läfst sich nicht viel sagen; sie giebt das Original wieder, das nicht schwer nachzubilden war; doch ist sie oft wortreich ohne Noth. Eine besondere, doch vielleicht dankloſe Mühe hat sich der Übersetzer mit seinen hinten angefügten historischen Erläuterungen gemacht, welche durch einen ächten Brief der Anna Boleyn an Heinrich VIII, einige Tage vor ihrem Tode geschrieben, geschlossen werden.

Oh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JULIUS, 1812.

GESCHICHTE.

RUDOLSTADT, in d. Hofbuchh., u. PARIS, b. Tourneisen: *Mythologie des Indous; travaillé par Mdme. la Chnsse. de Polier*, sur des Manuscrits authentiques apportés de l'Inde par feu Mr. le Colonel *de Polier* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. IV. Fortsetzung der die Geschichte des Ramtchund betreffenden Auszüge aus dem *Pamein-Parby*. Die beiden Faquirs und ihre Begleiterin verweilen in den Staaten der Soupnaka, Schwester des Raven. Leidenschaft der Fürstin für die beiden Fremden; Bemühungen derselben, sie zu verführen; ihre Bitten, wie ihre Drohungen, sind gleich unwirksam; sie will sich rächen, wird aber von den Brüdern besiegt. Raven bemächtigt sich der Sita, Verzweiflung des Ramtchund, Wanderungen der beiden Faquirs, um sie wieder zu finden. Sie begegnen dem Deiotas, Ytau, und er hilft ihnen auf die Spur des Räubers. Die Brüder schlagen den Weg nach Lanca ein, kommen in die Staaten des Sougri, Königs der Affen, und treffen mit Hassouman zusammen. Geschichte des Sougri und Baly. Kriege zwischen diesen beiden Fürsten um die Herrschaft des Affenreichs. Tod des Baly. Bündniss zwischen Ramtchund und Sougri, welcher ein Heer von Affen zur Disposition desselben versammelt. Man sendet Kundschafter nach Lanca und in die Staaten des Raven. Luftreise des Hassouman nach Lanca. Eifersucht des Ramtchund, Rückkehr der Kundschafter, merkwürdige Brücke. Ramtchund schickt einen Herold, die Sita zurückzufodern oder den Krieg zu erklären. Beleidigende Antwort des Raven. Babitchund, ein Bruder desselben, begiebt sich in das Lager des Ramtchund, der Krieg beginnt, Tod des Ainderjit, Ravens Sohn, Latchemund wird tödtlich verwundet durch den Wurfspiess des Birmah. Hassouman transportirt auf seinen Schultern einen Berg, auf welchem sich die Verwundeten befinden. Der Zauberer Mohram entführt den Ramtchund und seinen Bruder. Hassouman, in eine Fliege verwandelt, befreyt sie. Ein Netz von Schlangen wird über Ramtchunds Heer geworfen; Hülfe von Vichnou gesendet. Sieg des Ramtchund und Zurückkehr nach Ajudhia mit seiner Gemahlin. Seine Eifersucht, Begebenheiten, welche dadurch veranlasst werden, Tod der Sita. Ramtchund verlässt die Erde. — Soupnaka, die Schwester des Raven, haben wir anderwärts Souppeneckia, auch Chanparaga benannt gefunden. Der Affenkönig Sougri heisst sonst Souckariga; Baly, sein Bruder, Bael; Babitchund, des Raven Bruder, Wibuscheten; Ainderjit, des Raven Sohn, Indersiet; Mandodri, die Gemahlin des Raven, Mandori; des Ramtchund Söhne aber, sonst Russen und Lawen, erhalten hier die Namen Cus und Layan. Hassouman, den wir seither nur unter dem Namen Hanuman oder Hanumat kannten, wird S. 336 für eine Incarnation des Madhaio gehalten: nach *Baldaeus* im a. W. S. 453 war er ein Sohn des Schiva und der Parameseeri oder Bhagavadi; nach *Paullinus a S. Barthol. in syst. Brahman.* p. 158 aber ein Gott des Windes und Sohn der Sonne und des Mondes. Einen Deiotas mit Namen Ytan, der hier S. 332 unter der Gestalt eines Geyers erscheint, haben wir sonst nirgends erwähnt gefunden, und wir wissen also nicht, was wir aus ihm machen sollen. Vielleicht ist er einer und derselbe mit Garudha, dem Lieblingsvogel und Reitthier des Wischnu.

Cap. V. Achte Incarnation des Vichnou, genannt Chrisnen. Sie hat alle sechzehn zu einer vollständigen Incarnation nöthigen Grade. Die sie betreffenden Fabeln sind Auszüge des Bhagavat oder des achtzehnten Pouranam und des Gedichts Mahabarat. Einleitung. Geschichte des Jujat, ersten Kaisers von Indien; Ursprung des Stammes der Yadous, gegründet durch Yud, den ältesten von dem Vater enterbten Sohn des Jujat, der das indische Reich dem Courou, dem jüngsten seiner Söhne, hinterliess. Chrisnen entsprosst dem Stamme der Yadous. Geschichte seiner Ältern; des Basdaio und der Daioky. Weissagungen von der Geburt ihres achten Sohnes, die seinen Oheim Cans, Tyrannen von Mathra, erschrecken. Vorsichtsmassregeln desselben, um alle Kinder seiner Schwester in seine Gewalt zu bekommen. Wunderbare Geburt des Ram und des Chrisnen. Die beiden Kinder werden ihrem Oheim entzogen und gelten für Söhne des Nanda, eines Pachters zu Gokul. Angst des Cans. Ermordung aller Kinder im Alter des Chrisnen. Versuchte Zaubereyen der im Dienste des Cans befindlichen Daints, um den Chrisnen noch in der Wiege zu tödten. Wunderwerke des göttlichen Kindes. Unruhe seiner vermeinten Ältern und des Basdaio. Dieser sendet den Brahminen Garg, seinen Kindern die Nativität zu stellen. Abenteuer des kleinen Chrisnen mit den Hirten und Milchmädchen, unter welchen er lebt. Nanda, um ihn den Verfolgungen des Cans zu entziehen, verlässt Gokul und lässt sich zu Brindaban nieder. Neue Versuche des Cans, das Kind umzubringen, und von demselben verrichtete Wunder. Von Birmah angestellte Probe, ob Chrisnen wirklich

eine Incarnation des Vichnou sey. Kampf des göttlichen Kindes gegen die Schlange Calinak, und Sieg über dieselbe. — Unter den hier vorkommenden Personen führt in anderen Nachrichten Yadu, der Stammvater Yadous, den Namen Jadawa; Basdaio, der Vater des Krischna, heifst Wassudewen; Daioky, die Mutter desselben, Dewagi; Cans, ihr Bruder, Kamsa oder Kaniassen; Rodni, die andere Gemahlin des Wassudéwen, Rogani; Yeodha, die Gemahlin des Nanden, Esadei; Bali oder Bulbhader, der Bruder der Incarnation, Balaramen oder Balapatren. Nach dem 3 Buch des bekannten französischen Auszugs des Bagavadam, war Dewagi eine Tochter des Dewagen. Hier wird ihr Vater Ogursein genannt. Auch die Geschichte des Corou wird dort ganz anders erzählt.

Cap. VI. Spiele und Zeitvertreibe des Chrisnen mit den Gopias oder Schäferinnen. Seine Liebschaft mit Radha. Er schafft ein jährliches Opfer zu Ehren des Rajah Ainder ab. Er führt die Einwohner von Brindaban ins Paradies und bringt sie in ihren Wohnort zurück. Cans sendet den Akrour, den väterlichen Oheim des Chrisnen, ihn nach Mathra einzuladen, und trifft Vorkehrungen, um ihm das Leben zu rauben. Reise des Akrour nach Brindaban. Chrisnen, Ram, Nauda und alle Gopias reisen nach Mathra. Vision des Akrour. Eintritt des Chrisnen in die Hauptstadt seines Oheims. Er entgeht allen ihm gelegten Hinterhalten und Fallstricken. Tod des Cans und Wiedererhöhung des Ogursein auf den Thron von Mathra. Chrisnen sendet seinen Freund Oudho, die Schäferinnen über seine Abwesenheit zu trösten. Sein Besuch zu Coubja. — Der Rajah Bären, Souverain der Meere, von welchem hier S. 466 gesprochen wird, ist kein anderer als Varuna oder Borun, der Gott des Wassers. Die begeisterten Ausrufungen, mit welchen S. 480 Akrour dem Krischna seine Verehrung an den Tag legt, erinnern an die vortreffliche, an poetischen Schönheiten weit reichere Hymne des Jajadeva auf Wischnu, welche *Majer* nach *Works of W. Jones* Vol. I. p. 288 übersetzt hat im asiatischen Magazin Bd. II. S. 314.

Cap. VII. Ursprung der beiden sich um die Herrschaft streitenden Linien, der Coros und Pandos. Geschichte des Santan, der Ganga, der Gandhari. Biskum setzt seinen Bruder Tchitterbourg auf den Thron. Tragisches Ende dieses Prinzen. Auseinandersetzung der Uneinigkeiten zwischen den Coros und Pandos. Durdjohn, der Chef der ersten, dieser Familien, ist ein Tyran und in alle Laster versunken. Seine Vettern, die Pandos, denen alle Tugenden und Vorzüge eigen sind, werden von ihm unterdrückt. Chrisnen beschützt sie. Kriege des Chrisnen gegen Jerashind, Calyamen und andere schlechte Fürsten, welche den Tod des Cans rächen wollen. Seine Siege. Er versetzt die Einwohner von Mathra und alle Yadous nach Dwarka, welches er aus dem Meere heraufsteigen läfst. Geschichte seiner Vermählung mit Roukmani, Prinzessin von Cantapour. Seine Rückkehr nach Dwarka. — Dafs S. 524 die zweyte Gemahlin des Santen oder Sandanen John Gandhari genannt, wird, ist offenbar eine Verwechselung mit der Gandhari oder Kandhori, der Gemahlin seines Enkels Dhritaraschtra. Die Gemahlin des Santen hiefs nach dem 9 Buch des Bagavadam Sattiawodi. Auch der Name der Rischi, von welchem sie vor ihrer Vermählung den grofsen Bayas oder Vyasa gebar, hätte angeführt werden sollen. Er hiefs Parassen. Ihr und des Santen Sohn Tchitterbourg wird in anderen Nachrichten wohl richtiger genannt Wissitrawerien. Der älteste Sohn desselben Dirtracht heifst sonst Dhritaraschtra, dessen Sohn Durdjohn aber Durjodun. Die zweyte Gemahlin des Pandu wird hier Mandri genannt, sonst Matin; der Dewta Assoumi, sonst Aswin; Noukal, der vierte Sohn des Pandu, sonst Nagulen; Schécdaio, der fünfte, Sagadewa; der Rajah Jérashind, sonst Sorassanden.

Cap. VIII. Bruch zwischen den Coros und Pandos. Chrisnen begiebt sich nach Hastnapour. Durdjohn schlägt übermüthig die Vermittelung desselben zwischen den beiden Familien aus. Drohungen des Chrisnen und Angst des Durdjohn. Er verstellt sich, schenkt den Pandos ein befestigtes Haus und läfst es anzünden. Die Pandos entgehen der Gefahr, aber es verbreitet sich das Gerücht von ihrem Tode. Freude des Durdjohn, Betrübnifs der Verwandten und Freunde der Pandos. Chrisnen bringt sie in Sicherheit und kennt allein ihren Aufenthalt. Geschichte des Karfunkels des Satterjit und Abenteuer, die er veranlafst. Vermählung des Chrisnen mit Jemty, Tochter des Königs der Bären und mit Southama, Tochter des Satterjit. Er begiebt sich nach Tanaisser, wo Draupud, der Rajah daselbst, um den Preis der Hand seiner Tochter Draupadi, einen Wettkampf zwischen den geschicktesten Bogenschützen halten läfst. Der junge Arjoon, der dritte der Pandos und Mündel des Chrisnen, trägt den Sieg davon. Draupadi heyrathet die fünf Pandos, die sich zu Tanaisser niederlassen. Beschlufs der Geschichte des Karfunkels. Tod des Satterjit. Kälte zwischen Bulbhader und Chrisnen. Geschichte des Purdman, einer Regeneration des Camdhaio, des Deiotas der Liebe. Chrisnen wird von 28,800 Rajahs, Gefangenen des Jerashind, um Hülfe ersucht. Die Pandos melden ihm, dafs sie in ihr Eigenthum zurückgekehrt sind. Judister, der älteste der fünf Brüder, will ein feyerliches Opfer, genannt *Reisoo-yuc*, anstellen. Chrisnen, dazu eingeladen, geht nach Aindraprest oder Dehly. Tod des Jerashind. Versammlung aller Rajahs der Erde zu Aindraprest. Beschreibung der Feyerlichkeiten. Triumph der Pandos und Wuth des Durdjohn. Aufenthalt des Chrisnen bey seinen Vettern. Seine Vermählungen und Namen seiner acht ersten Gemahlinnen, welche Nayagas genannt werden. Seine Rückkehr nach Dwarka. — Den Draupud, Rajah von Tanaiser oder besser Tannaser, kennt man sonst unter dem Namen Durpaden, seine Tochter Draupadi unter dem Namen Drowadei. Sie waren aus dem Geschlechte der Kinder der Sonne.

To. II. Cap. IX. Ereignisse zu Dwarka während Chrisnens Abwesenheit. Der Rajah Sal, um seinen von Chrisnen getödteten Freund Souspal zu rächen,

zieht im Vertrauen auf den Schutz des Mhadaio mit einem Heer gegen Dwarka. Purdman, der Sohn des Chrisnen, vertheidigt diese Residenz. Zaubermittel, welche Sal in diesem Kriege anwendet, und tapfere Thaten des Purdman und der Yadous. Rückkehr des Chrisnen und Niederlage des Sal. Die göttliche Sendung des Chrisnen fängt an sich zu offenbaren. Sein Kampf mit Panderik, dem Herrn von Prag oder Eliabad. Reise des Chrisnen und der Southama nach den Sourgs. Als sie nach Prag kommen, verhindert ihnen Bhoumasser durch seine Zaubermittel den Eintritt. Niederlage desselben. Chrisnen befreyet sechzehntausend von Bhoumasser gefangen gehaltene Prinzessinnen, vermählt sich mit ihnen allen und sendet sie nach Dwarka. Seine Ankunft in den Sourgs, Aufnahme bey dem Rajah Ainder und Rückkehr nach Dwarka. Privatleben des Chrisnen in seinen menschlichen Verhältnissen. Untersuchungen des Patriarchen Nardman über den Umgang des Chrisnen mit seinen sechzehntausend und acht Frauen. Geschichte des Samb, des Sohnes des Chrisnen. Ram befreyt den jungen Prinzen aus der Gefangenschaft Durdjohn. Vermählung desselben. Neue Verfolgungen der Pandos durch Dourdjohn. Geschichte eines bezauberten Pallastes. Würfelspiel zwischen Judister und dem Chef der Coros und Exil der Pandos. Ihr Aufenthalt bey dem Rajah von Bayrhut und Rückkehr in ihre Staaten. Vertrag mit Durdjohn. Büssungen und Wallfahrten des Arjoon, um sich das von einem Rischi über ihn ausgesprochenen Fluches zu entledigen. Seine Ankunft zu Dwarka und Verheirathung mit einer Schwester des Chrisnen und Ram. Geschichte des Amsrout, Enkels des Chrisnen und der Outka, Tochter des Bhanasser, des Rajah von Benares. Chrisnen und die Pandos finden sich wieder in den heiligen Bädern von Kourtcheiter. Er verspricht ihnen beym Abschied seinen Schutz gegen Durdjohn.

Cap. X. Auf Veranlassung des Chrisnen verlangen die Pandos von Durdjohn, von seinen Ungerechtigkeiten gegen sie abzulassen. Er verwirft ihre Vorschläge, den guten Rath und die Vermahnungen des Biskum. Der Krieg wird erklärt und ein Schlachtfeld ausgewählt. Ankunft des Chrisnen bey der Parthie der Pandos. Anordnungen für diesen Krieg, welcher achtzehn Tage dauert. Thaten der Anführer. Geschichte des Biskum. Niederlage der Coros, und Tod des Durdjohn. Treulosigkeit der vier ihn überlebenden Anführer. Vernichtung des Heeres der Pandos. Nur die fünf Brüder entgehen dem Verderben. Judister wird von Chrisnen auf den Thron gesetzt. Geburt des Paritchet und feyerliches Opfer.

Cap. XI. Gesandtschaft der Deiotas an Chrisnen, ihn zur Rückkehr nach Baikunt einzuladen. Er verschiebt sie noch. Vertilgung der Yadous. Tod des Bulhaader, Tod des Chrisnen. Seine letzten Befehle an Oudbo. Sein Körper wird in einen Baumstamm gelegt und dem Meere übergeben. Ankunft des Arjoon. Er und Oudho gehen nach Dwarka, um Chrisnens letzte Anordnung auszuführen. Allgemeine grosse Betrübniss. Basdaio, Daioki, Ogursain, die acht Nayagas und viele andere sterben. Hundert von den Frauen des Chrisnen folgen dem Arjoon. Dwarka wird vom Meer verschlungen. Die Pandos erheben den Parichet auf den Thron und verlassen die Welt. Ihre Reise nach Baikunt. Vergleichung zwischen den Incarnationen des Ramtchund und Chrisnen. Neunte, zwar unvollkommene, aber sehr wichtige Incarnation des Vichnou, als Bhoud. Sie dauert hunderttausend Jahre und hemmt die Verderbniss des vierten Weltalters. Ihr Zweck scheint die Vereinigung aller Secten zu seyn. Prophetische Geschichte der zehnten Incarnation, welche am Ende des vierten Weltalters unter dem Namen Calenck Statt haben wird. Beschluss der Fabeln über die Incarnationen des Vichnou. Kurze Wiederholung der mythologischen Dogmen über das höchste Wesen und die drey grossen Deiotas. Erläuterungen der Brahminen darüber. Sie reduciren sich auf zwey Hauptsysteme, ein positives und allegorisches. Resultate. — Über die so räthselhafte Geschichte des Budha findet man durchaus keine neuen Aufschlüsse; ja der geheimnisvolle Schleyer, welcher das Wenige, was davon schon bekannt ist, verhüllt, wird fast noch dichter zusammengezogen.

Cap. XII. Ursprung der Deiotas und der Daints, von denen die ersteren noch vor der sichtbaren Welt geschaffen sind. Diejenigen unter ihnen, welche abgesetzt wurden, werden Daints. Zweyte Schöpfung solcher Wesen durch Birmah. Von den vier Frauen seines Enkels Cashup. Deiotas und Daints, welche es entweder wegen ihres guten oder schlechten Betragens, oder durch über sie ausgesprochene Segnungen oder Verwünschungen geworden sind. Gemeinschaftliche und distinctive Eigenschaften dieser Intelligenzen. Moralische Natur, körperliche Formen. Aufenthalt, Studien und Kenntnisse, Gewalt und Verrichtungen derselben. Hierarchie der Deiotas. Von den drey Deiotany, Gemahlinnen der drey grosen Deiotas. Parbutty ist die vorzüglichste derselben. Von den beiden Söhnen des Mhadaio, Ganaish und Scanda. Dem Vichnou angehörige Deiotas, Scisnac, Garud. Zweyte Hierarchie. Ainder, der Chef des Firmaments und der Sourgs. Die sieben Vicekönige, welche unter seinem Befehl die Sourgs beherrschen. — Dieses Capitel, welches nebst dem folgenden die meiste Ausbeute für indische Mythologie gewähren sollte, ist sehr mager und unvollständig ausgefallen. Die hier S. 185 und 228 angeführten Gemahlinnen des Cashup oder Kasyapa, Banta und Cadrou, sind, wenn man die Nachrichten bey *A. Hoger* S. 267 u. f. damit vergleicht, gewiss nur andere Namen der Adidi und Didi, von denen jene als die Mutter der Sors oder subalternen Deiotas, diese als die Mutter der Daints oder finsteren Dämonen und Riesen bekannt ist. Schiwa oder Mhadaio, wie er hier immer genannt wird, hat ausser den beiden angeführten Söhnen Scanda und Ganesa noch zwey andere, den Wairewert und Witrapatrin, die nach der Götterlehre seiner Anhänger eine eben so wichtige Rolle spielen wie jene. Abbildungen derselben und Nachrichten von ihnen findet man bey *Sonnerat* I S. 154. 155. Die Männer der schönen Ansova und Ahlia, die berühmten Rischis Atter und Godum, kennt man sonst unter dem Namen

Atterien und Gaudama. Die Gemahlin des Indra oder Dewandren, welche nach den *Asiat. Research.* I p. 241 und *Paullinus a S. Barthol. syst. Brahman.* p. 180 Indrani oder Satschi heifst, wird hier S. 232 Suchtely genannt. Auch seine Kinder, ein Sohn Namens Dschayanta und die Tochter Dewanei, vermählt an den Kriegsgott Scanda, hätten erwähnt werden sollen. Die durch das ganze Werk höchst nachlässig behandelte Rechtschreibung der Namen zeigt sich unter anderen auch S. 194 u. S. 236. Dort werden die vier ersten der schönen Apatcheras oder Nymphen der Sourgs unter den Namen Ranka, Ourbery, Mainka und Kettchi aufgeführt: hier heifsen sie Rhanbha, Ourbekry, M. und Kertchi. Wer unter dem S. 244 erwähnten „*fameux Muni, nommé Capelman,*" verborgen ist, würden wir schwerlich errathen haben, wäre uns nicht die von ihm erzählte Verwünschungsgeschichte der sechstausend (oder, wie andere Nachrichten sagen, sechzigtausend) Söhne des Rajah Sagur schon aus dem 9 Buch des Bagavadam bekannt gewesen. Nun wufsten wir, dafs der fromme Kabiler, der für eine Incarnation des Wischnu gehalten wird und ein Sohn des Rischi Kartamen und der Dewagdi war, damit gemeint seyn soll. Auch die Namen der Deiotas der Planeten und Regenten der Himmelsregionen stimmen mit den schon bekannten nicht ganz überein. Die Sonne, sonst *Surya* genannt, heifst hier *Sour*; *Ciandra* oder *Tschandra*, der Mond, hier *Tschanderma*; *Mangalen*, unser Mars, hier *Mogult*; *Brahaspati*, unser Jupiter, hier *Brisput*; *Sani*, unser Saturn, hier *Sanitcher*.

Cap. XIII. Von der Erde und ihren acht Hütern. Von den acht Regionen der Meere und dem Rajah Bären, ihrem Beherrscher. Die Deiotas der Flüsse gehören zu dieser Hierarchie. Drey Deiotany stehen an ihrer Spitze. Jumna, die Gemahlin des Chrisnen; Soursetty, die Tochter des Birmah, und Ganga, die Tochter des Königes Hermantchel, die auf dem Haupte des Mhadaio thront. Geschichte der Reise der Ganga mit dem Rischi Bhagirut. Von den Daints und von ihrem Aufenthaltsort, den Patals. Von den Geschlechtern der Schlangen und ihren acht Chefs, welche diese Wohnungen erleuchten. Die Herrschaft der Daints wird durch ihren Empörungsgeist unterbrochen und ist veränderlich. Die Oberhäupter der ursprünglichen Daints sind Sund und Apsund. Die, welche Daints geworden sind, haben keine. Die niederen Deiotas können nicht für Götter gehalten werden. Die Rischis sind über ihnen und gehen ihnen vor. Die neun ursprünglichen Rischis; andere sind es durch ihre Heiligkeit geworden. Geschichte des Bisvamiter. Macht und Lebensdauer der Rischis. Die Bhagts sind ihre Stellvertreter im dritten und vierten Weltalter. Geschichte des Dherou, des Namdhaio und des Cabir, dreyer berühmter Bhagts. Kurze Digression über die Secte der Sikh's. — Nicht einmal der Name der Erdgöttin, Prithivi, wird angegeben und nur die von den Regenten der acht Regionen der Erde sind genannt, Ainder, Coubair und Yis, sonst Indra, Cubera und Isanja. Die übrigen fünf heifsen Agni, Jama, Niruti, Waruna und Wayu. Die Hoffnung, hier eine gründliche Auskunft über Anzahl und Natur der so räthselhaften grofsen Rischis oder Weisen der Urwelt zu finden, wird nicht befriedigt. Die Veda's und die Verordnungen des Menu nennen zehn, der Bagavadam neun, hier findet man nur sieben angegeben und genannt, aber die Namen sind so entstellt, dafs man nicht einmal weifs, welche von jenen neun oder zehn dazu gerechnet werden. Nur im Bhreg und Pouleht erkennt man den Bhrigu und Pulagen. Was S. 269, 270 von den Patals oder sieben unterirdischen Regionen gesagt wird, läfst sich durch Vergleichung mit *Oupnekhat* T. I p. 189 u. 275 berichtigen. Gar nicht hieher gehörig, doch für die Geschichte der aus dem Wischnuism hervorgegangenen Secte der Sieks, nicht ohne Werth, ist die von S. 289—335 laufende Geschichte der drey Bhagts, deren Lehren und Grundsätze von Nanuk oder Nanek, dem Stifter der Secte der Sieks, angenommen und erneuert wurden.

Cap. XIV. *Resumé* der beiden vorzüglichsten Systeme der Brahminen über die Zwischenwesen (*êtres intermédiaries*). Sie sind keine Gottheiten, obgleich ihnen ein Cultus gewidmet ist. Von der Natur dieses Cultus. Nach der Mythologie giebt es zwey Arten desselben, den Nirgoni Poujah oder geistigen Cultus (*culte spirituel*) und den Serjoni Poujah oder äufserlichen Cultus (*culte exterieur*). Der erstere richtet sich an Gott, der zweyte an die Deiotas. Zu den Übungen und Gebräuchen des letzteren gehören: 1) Abwaschungen u. Reinigungen; 2) Büfsungen u. Kasteyungen; 3) Milde Gaben und Geschenke an die Brahminen; 4) die grofsen Opfer. Subdivisionen dieser Gebräuche. Von den gewöhnlichen und täglichen Abwaschungen und den feyerlichen Reinigungen. Contemplative und versöhnende Büfsungen. Häusliche und feyerliche milde Geschenke. Zwey Hauptgattungen der Opfer, feyerliche und blutige und unblutige. Die grofsen Opfer sind im Calyuc oder vierten Weltalter verboten. Besondere Gebräuche des Cultus der beiden grofsen Deiotas. Auszüge aus den Gesprächen des Chrisnen und Arjoon im Geeta über den Cultus. — Einer der besten Abschnitte des ganzen Werks. Der Name des merkwürdigen Opfers eines Pferdes, welches S. 364 u. f. beschrieben wird, hätte genannt werden sollen. Er ist: Aswamedha. Auch was von der mystischen Bedeutung desselben bey *Halhed* im *Code of Gentoo Laws* und bey *Maurice Indian Antiquities* II. p. 162—174 gesagt wird, hätte eine Erwähnung verdient. Wo S. 385 nur mit wenigen Worten von den hieroglyphischen Unterscheidungszeichen der Indier gesprochen wird, wäre eine Hinweisung auf die trefflichen Nachrichten darüber in das *Fra Paolino da S. Bartolomeo Viaggio alle Indie orientali*, nöthig gewesen. Langweilig und nur für die Geschichte der Sieks von einiger Bedeutung sind die abermaligen Episoden von Cahir, einem Vorläufer des Nanek. Falsch ist es S. 398, von den Purana's zu sagen: „*les Pourams, ou livres, qui contiennent les fables relatives à Vichnou et à sa doctrine*"; denn es giebt auch Purana's, welche die Mythen u. Lehren des Schiwaism enthalten. Die Auszüge aus dem *Bhaguat-Geeta* von S. 399—414 hätten füglich erspart werden können, da die englischen, französischen und deutschen Übersetzungen dieses vortrefflichen Werkes von *Wilkins*, *Parraud* und *Majer* bekannt genug sind.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JULIUS, 1812.

GESCHICHTE.

RUDOLSTADT, in d. Hofbuchh., u. PARIS, b. Tourneisen: *Mythologie des Indous;* travaillé par Mdme. *la Chnsse. de Polier*, sur des Manuscrits authentiques apportés de l'Inde par feu Mr. le Colonel *de Polier* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. XV. Vom Ursprung der Seele, von der Natur derselben und ihrem Schicksal nach dem Tode. System der Seelenwanderung. Zusammenstimmung der Mythologie mit dem Geeta, welcher die speculative Lehre des Chrisnen enthält. Zwey verschiedene Meinungen über den Ursprung der Seele. Nach der einen ist sie geschaffen gleich dem Körper; nach der anderen, die sich in den Fabeln der Verehrer des Vichnou ausspricht, ist sie eine Emanation der Gottheit. Sie ist von einer anderen Natur als der Körper, und überlebt ihn. Auch den Thieren wird eine Seele zugestanden, in Folge des Systems der Seelenwanderung. Entwickelungen dieses Systems und Fabeln darüber. Vom Aufenthalt der Seele in der Zwischenzeit von einer Wanderung zur anderen, in dem Nark oder den Sourgs. Die Verehrer des Mhadaio beschränken die Belohnungen auf die Sourgs, die Verehrer des Vichnou nehmen im Baikunt noch ein höheres Paradies an. Fabeln über die verschiedenen Grade der Glückseligkeit der Seele in demselben. Der letzte führt zu dem höchsten Glück, und befreyet die Seele von allen weiteren Regenerationen. Mittel, ihn zu erhalten. Kreis der Wanderungen, und Mittel, sich ihm zu entziehen. Erläuterung des Chrisnen über diese Gegenstände. — Abermals Stellen aus dem Geeta von S. 472 — 480.

Cap. XVI. Die Natur der Seele ist von der des Körpers verschieden. Fabeln darüber und Entwickelungen des Chrisnen im Geeta. Zwey Seelen im Menschen. Die eine ist ein emanirter Theil der Gottheit, die andere ist zusammengesetzt aus den vier Elementen und dem Äther oder Astralfeuer (*feu astral*), dem fünften. Einfluss der Materie auf diese zweyte Seele. Die Moral theilt sich in die religiöse und philosophische. Die religiöse zerfällt in zwey Hauptzweige. Der erste begreift die allen Sterblichen gemeinsamen Pflichten, und diese scheiden sich wieder in die Pflichten gegen die Gottheit, gegen sich selbst und gegen Andere. Der zweyte Hauptzweig der religiösen Moral begreift die Verpflichtungen der vier Hauptkasten oder erblichen Stände und die des einzelnen Menschen als Mitglieds der bürgerlichen Gesellschaft. — Dieser Abschnitt würde durch grösseren Umfang und mehr Präcision des Dogmatischen in demselben, so wie durch weniger Weitschweifigkeit in den als Beweise dafür angeführten Fabeln, sehr gewonnen haben. Von dem schon so oft erwähnten Cabir wird wieder an mehreren Orten gesprochen. Sehr unzureichend sind die Nachrichten von den erblichen Ständen. Das *feu astral* der Inhaltsanzeige scheint ein blosser Druckfehler zu seyn, denn in der Exposition wird vom Äther oder Achas gesprochen, welches einerley seyn soll mit dem Akas des Baguat - Geeta.

Cap. XVII. Das in dem Hytopadesa (hier steht beständig und also nicht als Druckfehler Hypotadessa) enthaltene System der philosophischen Moral. Der Geeta bestätigt dieses System, indem er es mit dem metaphysischen und mystischen Dogmen der Lehre des Chrisnen vermischt. Widerspruch zwischen der Moral und den Zügen von Immoralität in den religiösen Fabeln. Geschichte des Rischi Durbassa. Erklärungen der Brahminen über diese Widersprüche. Der Fatalism ist sowohl in dem philosophischen System als auch in der Mythologie angenommen. Fabeln, welche es beweisen. Theorie der vier Weltalter. Beziehungen dieser Theorie auf den physischen, religiösen, moralischen und politischen Gesichtspunct. Fabeln darüber. Beschluss der Mythologie. — Wiederum viele Auszüge aus dem Hytopadesa und Baguat-Geeta; mehrere meist unbedeutende Fabeln darunter eine, in welcher auch Cabir noch einmal erscheint; über die Weltalter weder vollständige Nachrichten, noch neue Aufschlüsse.

Cap. XVIII. Eine Zusammenstellung von Sätzen des mythologischen Systems, welche die Epoche des Ursprungs der Indier, ihrer religiösen und bürgerlichen Constitution charakterisiren. Sie sollen bis in die Zeiten der allgemeinen Fluth hinaufsteigen, und die in den Veds und Shasters enthaltenen Grunddogmen sind als das erste Glied jener grosen Kette zu betrachten, welche alle Völker durch Übereinstimmung in gewissen ursprünglichen Meinungen vereinigt u. s. w. — Ein mit der Einleitung in Zusammenhang stehender Versuch der Herausgeberin, über welchen wir als eine entbehrliche Zugabe des ohnehin weitläuftigen Werks unser Urtheil suspendiren, um so mehr, da es nach unserer Überzeugung überhaupt noch zu früh seyn möchte, eine solche Harmonie zwischen den indischen Mythen und religiösen Ideen und denen anderer Völker, wirklich erschöpfend und allen Foderungen genügend, darzuthun.

Nach dieſer genauen und ausführlichen Inhaltsanzeige wird es bey jedem mit den in dieſem Werke behandelten Gegenſtänden nicht ganz unbekannten Leſer keiner beſonderen Rechtfertigung bedürfen, wenn wir verſichern, unſere Erwartung ſey nur zum Theil befriedigt worden, und wenn wir als Urtheil über das Ganze die Behauptung aufſtellen, es könne, beſonders in dem eigentlichen mythologiſchen Theil, weder für *umfaſſend* gelten, noch für *vollſtändig* gehalten werden. Wie könnte man auch ein Werk über die Mythologie der Indier umfaſſend nennen, welches, während es ſich auf mehr als ſiebenhundert Seiten mit der Mythologie des Wiſchnuism, beſchäftiget, die der drey übrigen vorzüglichſten indiſchen Religionsſyſteme, des Schiwaism, des alten Brahmaism und des wahrſcheinlich gerade mit dieſem in einem noch nicht genug bemerkten und klar gemachten innigen Zuſammenhange ſtehenden Buddhaism nur auf wenigen Seiten abfertigt. Alſo nur von jener kann man ſagen, ſie ſey wirklich darin *abgehandelt;* die der anderen ſcheint nur *berührt* zu ſeyn, um ſie eben doch nicht ganz mit Stillſchweigen zu übergehen. Auch was über Cultus, das Weſen der Seele, religiöſe und philoſophiſche Moral geſagt wird, iſt faſt durchaus nur auf Schriften und Lehren von Anhängern des Wiſchnuism gegründet, und würde eine viel andere Geſtalt erhalten haben, wenn die der übrigen Religionsparteyen dabey zu Rathe gezogen worden wären. Es ſind alſo auch die als *opinions primitives et fondamentales* darin aufgeſtellten Ideen nicht unbedingt dafür anzunehmen, weil ſie hier meiſtens nicht in ihrer urſprünglichen Form, ſondern faſt immer in dem Gewand der Emanationslehre erſcheinen, jenes eſoteriſchen Theils des Wiſchnuism, der ſich nach inneren und äuſſeren Gründen gewiſs erſt *nach* und zum Theil wohl *aus* ihnen entwickelt hat. Nur dann erſt, wenn wir mit dem Weſen des Dualism, des Pantheism, und anderer den übrigen indiſchen Religionsſyſtemen als die eſoteriſche Seite entſprechender Lehrgebäude eben ſo bekannt ſind, wie mit dem des Emanationsſyſtems, wird es möglich ſeyn, die ihnen gemeinſchaftlichen, aus einem Brennpuncte des menſchlichen Geiſtes hervorgegangenen Grundideen zu erkennen und von allen durch die verſchiedenen Syſteme ihnen gegebenen Formen entkleidet darzuſtellen. Daſs aber ſelbſt die Bearbeitung des mythologiſchen Syſtems des *Wiſchnuism* in dem vor uns liegenden Werke nicht ſo vollſtändig und erſchöpfend ausgefallen iſt, als ſie hätte ſeyn ſollen, beweiſen die bey der Angabe des Inhalts der einzelnen Capitel von uns gemachten Ausſtellungen und zugefügten Berichtigungen. Daſs dieſe Berichtigungen uns möglich waren, zeigt nicht nur, was von der vorgegebenen *Neuheit* des Inhalts zu urtheilen iſt, ſondern wird auch unſere Verſicherung, daſs ſich mit Benutzung anderer ſchon vorhandener Materialien eine weit gründlichere Darſtellung des Wiſchnuism hätte geben laſſen, ohne in eine ſolche Weitſchweifigkeit zu verfallen, auſser allen Zweifel ſetzen. Die gar zu langen und mit der Behandlung der übrigen Mythen in gar keinem Verhältniſs ſtehenden Erzählungen von den Thaten und Schickſalen des Ramatſchandra und Kriſchna hätten um vieles abgekürzt werden können, da ſie ja meiſtens nur poetiſche Ausſchmückungen von Mythen enthalten, welche vielleicht nicht einmal in dem Weſen des Wiſchnuism entſprungen, ſondern nur in ihn aufgenommen worden ſind, und welche, indem ſie nach den Anſichten deſſelben ausgebildet erſcheinen, die ihnen urſprünglich eigenen Beziehungen kaum noch errathen laſſen. Warum, da ſich doch ein groſser Theil des Werks mit dem Cultus beſchäftigt, gar nichts von den Tempeln und dem Tempeldienſt der Brahminen geſagt worden iſt, vermögen wir nicht zu begreifen. Es wäre ihm doch daraus der Vortheil erwachſen, daſs man es wenigſtens als eine vollſtändige Darſtellung der Mythen, religiöſen Ideen und Gebräuche des Wiſchnuism anſehen und empfehlen könnte. Ohne denſelben, und da die in dem eigentlichen mythologiſchen Theil enthaltenen Materialien wirklich weder neu noch vollſtändig ſind, beſteht nun, nach einer unbefangenen, auf ein langes und gründliches Studium Alles deſſen, was auf Charakteriſtik und Geſchichte des brahmaniſchen Religionsſyſtems in allen ſeinen Verzweigungen Bezug hat, gegründeten Schätzung, der eigentliche Werth deſſelben darin, daſs dasjenige, was wir über den *Wiſchnuism* aus anderen Quellen, nämlich theils aus in Überſetzungen und Auszügen bekannt gewordenen indiſchen Originalſchriften, theils aus Berichten aufmerkſamer und wohl unterrichteter Reiſenden, ſchon *wuſsten und wiſſen konnten,* dadurch abermals *beſtätiget*, und in ſofern es hier auch aus indiſchen Originalſchriften geſchöpft iſt, *zur Gewiſsheit erhoben* wird. Die aus dieſem Urtheil ſich ergebenden Regeln für den Gebrauch dieſes Werks bey Unterſuchungen über indiſche Mythologie und Vergleichungen mit anderen darüber vorhandenen Nachrichten wird jeder Verſtändige ſich ſelbſt aufſtellen können, und wir können ſie, um die Grenzen dieſer Anzeige nicht zu überſchreiten, hier mit Stillſchweigen übergehen.

Auch nach dieſer gewiſs gerechten Würdigung bleibt das Werk in den angegebenen Beſchränkungen eine höchſt ſchätzbare Quelle indiſcher Mythologie und Religionsgeſchichte, in welcher der Liebhaber dieſes Studiums eben ſo gewiſs einen Reichthum angenehmer Belehrung, als der Kenner eine gar häufig ſehr erwünſchte authentiſche Sanction anderer nicht ſelten zweifelhafter Nachrichten über dieſe Gegenſtände finden wird. Beide werden ſich zugleich mit uns ſowohl der würdigen Herausgeberin als dem wackeren deutſchen Verleger zu dem beſten Dank verpflichtet fühlen, jener für die mühevolle Redaction und Überarbeitung, dieſem für das Wageſtück, in für den Buchhandel ſo höchſt betrübten Zeiten an einem ſolchen bogenreichen Werke die Pathenſtelle zu übernehmen. Der Überſchätzung deſſelben in Ankündigung, Vorrede und Einleitung hätte es nicht bedurft, da ſie den wahren Werth nicht erhöhen kann, die hier näher beſtimmte eigentliche Brauchbarkeit deſſelben aber die Anzahl

der Käufer gewifs nicht vermindern, fondern vermehren wird, und die Verdienfte des Hn. *v. P.* doch diefelben bleiben. Die Urfache diefer Überfchätzung lag offenbar in feinen und der Herausgeberin mangelhaften Vorkenntniffen, vermöge welcher fie die von dem gelehrten Ramtchund zu feinen Dictaten gebrauchten und oben angegebenen Samfkrit-Schriften für hinreichend hielten, eine vollftändige Darftellung der indifchen Mythologie daraus zu geben, und glauben konnten, dafs die Purana's überhaupt nur diejenigen Fabeln, welche fich auf Wifchnu und feine Lehre beziehen, enthielten, weil er nur folche zu feinem Unterricht gebraucht hatte. Gar fehr ift es zu beklagen, dafs auch nicht einer derjenigen Purana's, welche fich auf den Mythenkreis des Schiwaism beziehen oder zu beziehen fcheinen, z. B. der Kali-Purana, der Agin-Purana, der Siva-Purana, der Skanda-Purana u. a., und welche der in dem jüngfthin in diefen Blättern von uns angezeigten *Catalogue des manuscrits Samskrits de la bibliothèque impériale* enthaltenen kurzen Anzeige ihres Inhalts zufolge höchft merkwürdige und wichtige Aufichlüffe über die Mythologie der Indier geben könnten und geben müfsten, bey diefem Unterricht zum Grunde gelegt worden ift. Das Wefentliche des *Schiwaism* ift und bleibt uns alfo nach wie vor faft gänzlich unbekannt. Die Herrlichkeit des alten, wie es fcheint, gegenwärtig fogar von den Schiwaiten in Indien felbft nicht begriffenen und mifsverftandenen *Lingamdienftes* ift noch immer ein unerklärtes Myfterium, und den auf einzelne Erfcheinungen in demfelben und in den Mythen des Schiwafyftems gegründeten Vermuthungen, dafs eine Menge *aftronomifcher Beziehungen* damit im innigften Zufammenhange ftehen mögen, fehlt es noch gänzlich an Mitteln, fie zur Gewifsheit zu erheben. So lange aber diefe höchft bedeutende Lücke — denn zu hinreichender Auskunft über Wefen und Form des Brahmaism und Buddhaism möchte aus den bereits vorhandenen Materialien vielleicht Rath zu fchaffen feyn — nicht ausgefüllt ift: kommen alle allgemeinen Urtheile über Geift und Sinn der indifchen Mythologie, über exoterifche und efoterifche Entwickelung des brahmanifchen Religionsfyftems noch zu bald. Mit wie vielem Scharffinn auch *F. Schlegel* in feinem Werk über die Sprache und Weisheit der Indier das Wefentliche afiatifcher Religionsphilofophie, wie es in verfchiedenen Entwickelungsftufen erfcheint, in kräftigen Umriffen gezeichnet hat: bey einem ruhigen und unbefangenen Blick in die Tiefen der indifchen Mythologie und Religion wollen ihnen doch feine hypothetifchen Syfteme weder in Anfehung der Grundprincipien, noch der Entwickelungsfolge, gehörig entfprechen. Der geiftreiche *Görres* dagegen, dem Anfcheine nach, von den Eigenheiten der Grundideen, der wefentlichen Eigenfchaften und des Zufammenhangs diefer in den geheimften Werkftätten der menfchlichen Seele entfprungenen älteften Weisheit des Menfchengefchlechts inniger durchdrungen, hat nach unferem Dafürhalten in feiner Mythengefchichte der afiatifchen Welt, bey Auseinanderfetzung der Entwickelung und Fortbildung der indifchen Mythen, doch zu viel auf die in den älteften Schriften der brahmanifchen Religion — nämlich in den ohne Zweifel dem alten Brahmaism angehörigen Veda's — enthaltene efoterifche Lehre gebauet, und zu bedenken vergeffen, dafs diefelbe in der Regel und meiftens nur Refultat des Mythus, gar felten aber Quelle und Veranlaffung deffelben gewefen ift.

Doch wir kehren wieder zu unferer *Mythologie des Indous* zurück, und fchliefsen diefe Anzeige mit der Verficherung, dafs die katechetifche Form des Werks höchft unerfreulich ift, indem die ewig wiederkehrenden Floskeln: „*demanda M. de Polier*“ und „*repondit Ramtchund*“ oder „*répondit le docteur*“, den Lefer aufs äufserfte ermüden und langweilen. Viele der dem Hn. *de Polier* in den Mund gelegten Fragen gereichen auch weder feinem Scharffinn noch feiner Umficht zur Ehre, und da fie nicht felten wirklich ganz zur Unzeit gefchehen: fo haben fie zugleich die nachtheilige Folge, dafs der Vortrag durch Einfchiebung anderer Materien unterbrochen wird. Solche naive Motive zu Beendigung der Lectionen, wie: „*Je suis de votre avis, répondit M. de Polier en se levant, car mon estomac et ma montre m'appellent à dîner*“, hätten füglich wegbleiben können. Die Schreibart ift fich nicht gleich, zuweilen blühend und flieffend, häufiger trocken, fchleppend und gezwungen. Über die Rechtfchreibung der indifchen Namen haben wir uns fchon geäufsert. Da fie meiftens fehlerhaft ift: fo mufs man ihr überhaupt nicht trauen. Sie blindlings zu befolgen, würde zu den gröfsten Verwirrungen führen. Papier und Lettern find gut, der Druck aber ift leider höchft incorrect, und die Menge von Druckfehlern, fo wie die falfche oder unterbliebene Interpunction, erfchweren die Lectüre.

M. F.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Weimar, im Verl. d. L. Induftrie-Compt.: *Überficht der ausländifchen Colonial-Waaren und ihrer inländifchen Surrogate aus dem Pflanzenreiche;* von Dr. *Fr. Juft. Bertuch*, H. S. W. Legationsrathe, u. mehr. gel. Gefellfch. Mitgliede. 1812. XII u. 248 S. gr. 12. (18 gr.)

Diefe Schrift enthält eine ziemlich vollftändige Sammlung von Befchreibungen der bis zum März d. J. bekannt gewordenen Surrogate der Colonialwaaren, welche wir jetzt entbehren müffen, weil ohne diefe Entbehrung der Continent feinem Widerftreben gegen den brittifchen Handelsdespotismus keine Realität zu geben vermag; und bey der dermaligen Lage der Dinge ift diefe Sammlung wohl kein unnützes Unternehmen ihres Herausgebers. Seine hier gegebene Überficht verbreitet fich über alle einzelnen Colonialwaarenartikel, von welchen wir bis jetzt einige Surrogate kennen, *Zucker, Kaffee, Thee, Baumwolle, Cacao, Tabak, Farbematerialien, Arzneymaterialien, Gewürze, feine Meubleshölzer* und *Reis*. Für jeden Artikel finden fich hier einige Surrogate an-

gegeben, und die Recepte zu ihrer Bereitung und Gewinnung; wovon jedoch eine anſehnliche Parthie von S. 1 — 128) bereits vom Herausgeber im *allgemeinen deutſchen Gartenmagazin* bekannt gemacht worden iſt. Das dort zerſtreut Gegebene iſt hier zuſammengeſtellt worden, und ausgeſtattet mit anſehnlichen *Nachträgen* (S. 127 — 248). Am ausgedehnteſten und wirkſamſten zeigt ſich übrigens das Raffinement auf Surrogate bey den *Rohrzuckerſurrogaten*. Es hat uns nicht bloſs den *Ahorn-*, *Trauben-* und *Runkelrüben*-Zucker gegeben, ſondern nächſtdem auch noch den *Birnzucker*, den *Zucker-Syrup aus Maulbeeren*, den *Zwetſchgen-* und *Honig-Zucker*, den *Möhren-* und *Malz-Syrup*, den *Mais-*, *Stärkemehl-*, *Kaſtanien-* und *Süſsholz-Zucker*; doch fragt es ſich ſehr, ob alle dieſe Surrogate den *Rohrzucker* verdrängen werden, wenn ein allgemeiner Friede und Freyheit der Meere und des Handels das jetzt abgeriſſene Band mit den Rohrzuckerländern wieder anzuknüpfen erlauben werden. Unſere Zuckerſurrogate ſind alle bey weitem koſtbarere Producte, als der Rohrzucker, und ſie werden, ſelbſt nach der Meinung des Herausgebers (S. 60), wohl ſchwerlich die Concurrenz im Preiſe mit dem Rohrzucker aushalten können, den man noch vor zwanzig Jahren in der Mitte von Deutſchland von der beſten Qualität zu *fünf* bis *ſechs* Groſchen das Pfund haben konnte, ſtatt daſs ſich Trauben- und Runkelrüben-Zucker, ſelbſt bey der geeignetſten Bereitungsmanipulation, kaum zu *acht* Groſchen liefern laſſen. (Verſuche, welche man i. J. 1810 zu *Mainz* mit dem *Traubenzucker* machte, beweiſen ſogar, daſs man das Pfund dieſes Zuckers nicht unter 2 Rthlr. 24 kr. herſtellen könne.) Und was von den Rohrzuckerſurrogaten gilt, läſst ſich auch wohl ohne Mühe von den übrigen Colonialwaarenſurrogaten nachweiſen. — Am meiſten und am dauerhafteſten unter den einzelnen Colonialwaarenſurrogaten möchten wohl die *Farbematerialienſurrogate* ihr Glück machen, wenn man *Kulenkamps*, *Heinrichs*, *Trommsdorffs*, *von Reſch's* und *Reichardts* Erfindungen gehörig benutzt und verfolgt. Doch ſollte man wohl bey dem jetzt immer reger werdenden Streben aller Gouvernements und aller Völker, in jedem Lande Alles zu ſchaffen, was ſich nur irgendwo ſchaffen laſſen mag, nie die ſchon von *Cicero* (offic. Lib. I. Cap. 31) für alles menſchliche Treiben empfohlene Maxime überſehen: *id maxime quemque decet, quod eſt cujusque maxime ſuum.* Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *St. Petersburg*, b. Pluchart: *Principes de chronologie pour les tems antérieurs aux Olympiades*, par le Comte *Jean Potocki*, de l'Académie des Sciences de St. Petersbourg etc. 1810. 34 S. 4. Möchte doch der Hr. Graf ſein ausgebildetes und tiefes Studium auf einen anderen Zweig der Wiſſenſchaften verwendet haben! Das hier gewählte Feld muſste unter der wenigen Frucht viele Dornen liefern. Zur eigentlichen Wiſſenſchaft im ſtrengeren Sinne des Worts, im gleichen Range ſchreitend mit den mathematiſchen Wiſſenſchaften, ſucht er die älteſte Zeitrechnung des Menſchen zu heben; ſein Eifer entzieht ihm alle Rückſicht auf den Gedanken, daſs Völkerhaufen im frühen rohen Zuſtande keine zuſammenhängende Zeitrechnung haben, noch weniger eine ſolche auf die ſpäte Nachkommenſchaft fortzupflanzen vermögen; daſs die in dem gebildeten Zuſtande der Nationen über jene Urzeiten hervortretenden Berechnungen auf keine in das Einzelne gehende Gewiſsheit, ſondern nur auf Näherungen Anſpruch machen; daſs für uns dieſe alten Chronologen zum Theil gar nicht mehr, zum Theil in Bruchſtücken, zum Theil in häufig verfälſchten Angaben vorhanden ſind. Dieſe, wie uns dünkt, für immer unüberſteiglichen Schwierigkeiten ſchrecken den Vf. nicht zurück; er beſiegt ſie ſämmtlich, liefert überall beſtimmte Zahlen, aber freylich nach eigener Methode, welche wohl ſchwerlich je zur Regel für andere Chronologen werden darf. Was nicht zum Syſteme paſst, wird als unrichtig bey Seite gelegt, die Aechtheit gegebener Nachrichten nur dann bezweifelt, wenn ſie ſich in die künſtlichen Berechnungen nicht fügen wollen, und nicht ſelten ſtehen Behauptungen als Gewiſsheit da, welche ohne die unbegränzte für den Gegenſtand gefaſste Vorliebe gewiſs nie der Feder des Vfs. entſchlüpft wären. Denn ausgebreitete Beleſenheit und gründliche Kenntniſs der Claſſiker, ſorgfältiges Studium der neueren chronologiſchen Syſteme, und in vielen Fällen eigenes ſcharfes Denken wird nie ein billiger Beurtheiler dem Hn. Grafen ſtreitig machen. Punct für Punct ſeinen Entwicklungen folgen, dieſs können wir unmöglich, ein von ihm niedergeſchriebenes Wort würde zehn andere zum Beweiſe erfodern, daſs ſeine Behauptungen nicht die wahren ſind; zur Bezeichnung des Ideenganges reichen einige ausgezogene Beyſpiele hin. In der griechiſchen Chronologie ſchlieſsen ſich ſeine Reſultate, obgleich mit abweichenden Beweisarten, ziemlich nahe an den von ihm benutzten Larcher und andere Vorgänger. In der Berechnung der iſraelitiſchen Könige erkennen wir den ſcharfſinnigen Unterſucher, ob wir gleich einzelne Annahmen für eigenmächtig halten. Doch ſo wie er von dieſen zum höheren Alterthume ſteigt, die Chronologie des Buches Samuel und der Richter mit feſter Gewiſsheit zu begründen ſucht, verliert er ſich in ſeine Berechnungen. Die Salbung des Königs David iſt bey derſelben eine der Grundſtützen. Der Vf. ſetzt ſie in das vierzehnte Lebensjahr Davids, ohne zu bedenken die Verſicherung des Geſalbten, daſs er in früherer Zeit, als Hüter der Schafe ſeines Vaters, einen Löwen und einen Bären erſchlagen habe. Doch ähnliche Abweichungen von dem alltäglichen Denken anderer Menſchen verſchwinden gegen den Zuſammenhang mit der ägyptiſchen Chronologie, dem Lieblingsgegenſtande des Hn. Grafen, bey welchem er ſich an Manetho's Dynaſtieen, vorzüglich nach dem von Syncellus gelieferten Verzeichniſſe, hält; die abweichenden Angaben des Julius Africanus und Joſephus finden nur zuweilen ihr Plätzchen, wenn ſie zu dem Syſteme tauglicher erfunden werden. In demſelben ſteht ihm alles klar vor Augen, freylich mit Verſetzung der Dynaſtieen nach eigenem Gutdünken, und mit Verwerfung der Angaben des Julius Africanus von der achtzehnten Dynaſtie an. Das Ganze ſteht im ſtrengen Zuſammenhange mit den Heroen der Griechen. Folglich iſt der Enak oder eigentlich die Enakim der Bibel der griechiſche Inachus (der Beweis bleibt als überflüſſig völlig weg); Inachus iſt ein Philiſter, und dieſe Philiſter ſind Herodots Phönicier; unter den ägyptiſchen Inachiden entſteht Uneinigkeit, dieſs zeigt ſich unverkennbar aus IV Buch Moſis XIII, 23: „da war Ahiman, Seſai und Thalmai, die Kinder Enak, Hebron aber war ſieben Jahr gebauet vor Zoan in Aegypten“ u. ſ. w. Der Vf. ſteigt S. 24 noch weit höher hinauf, geleitet durch eine Stelle des Cenſorinus, welche verſichert, daſs von der erſten Fluth bis zum Inachus 400 Jahre verſtrichen ſeyen. Dieſe Fluth erklärt er für die babyloniſche, bey den Chaldäern Tuphna, eigentlich Typhon genannt, und dieſe für einerley mit der chineſiſchen, wo das Waſſer neun Jahre lang über alle Berge erhaben blieb. — Der Hr. Graf verſpricht eine ausführliche Darſtellung ſeines Syſtems, wenn die gegenwärtige, bloſs zum allgemeinen Überblicke dienliche, den Beyfall der Kenner erhält.

Vd. Hg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JULIUS, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Göschen: *Finnland und seine Bewohner*, von *Friedr. Rühs*. Mit einer Charte von Finnland. 1809. 428 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Abstand der Wichtigkeit der Finnen in der alten und in der neuen Geschichte ist fast eben so gross, wie der der Germanen in alter und neuer Zeit. Dort ein mächtiges weit ausgebreitetes Volk, das seit 474 nicht nur die Entstehung neuer Reiche in Osteuropa durch seinen Einbruch veranlasste, sondern auch Stifter von 3 der ansehnlicheren Reiche ward, die wir unter dem Namen Avaren-, Bulgaren- und Magyaren-Reiche kennen: hier in einem einzigen Feldzuge, den die Miscellen für die neueste Weltkunde 1811. No. 33 nach drey Perioden (in der ersten hatten die Russen zu berennen, in der zweyten zu schlagen, in der dritten zu kommen und zu nehmen) treffend darstellen, nach einer sechshundertjährigen Verbindung von einem Reiche losgerissen, das einst Polen, Russland, Dännemark, Deutschland Gesetze vorschrieb; dort von der Wolga und dem caspischen Meere bis an die Ens in Österreich und die dalmatische Küste, zwischen dem Don und dem Dnjestr bis an den Bog, und nördlich bis an Lebedin ausgebreitet und kraftvoll wirkend: hier auf einen Flächenraum von ungefähr 5000 geographischen Quadratmeilen beengt und in seiner Thatkraft gelähmt; dort Völker bindend und gebietend: hier dem ganzen Eigensinne des Schicksals preis gegeben, mit anderen Völkern verschmolzen, und selbst seiner Lebensart, seinen Sitten, und sogar zum Theil seiner Sprache entrissen. Dieser Mangel einer politischen Wichtigkeit in der Gegenwart kann daher freylich den Eindruck schwächen, den man von der Geschichte eines Landes und eines Volks erwartet, besonders da wir nur gewohnt sind, in den Grosthaten der Gegenwart die Verdüsterung der Geschichte von Jahrhunderten zu sehen; allein so wie die Geschichte eines jeden nicht mehr herrschenden, sondern beherrschten Volks in den mancherley Schattirungen des Abstands voriger von den jetzigen Zeiten ein anziehendes Schauspiel darbietet: so kann der Geschichte der Finnen noch das, was ihr an politischer Wichtigkeit in der Gegenwart abgeht, von dem Interesse zu gute kommen, womit ein theilnehmender und gewandter Schriftsteller das Unbeachtete achtbar zu machen und zu würdigen, die Trümmer voriger Grösse zusammenzusetzen und zu beleben, das Ganze künftiger Vergessenheit zu entreissen, und so in der Gefahr, Volk und Land von überfluthenden Wellen begraben zu sehen, Volk und Land zu retten versteht. Glücklicher Weise trägt sogar die Geschichte der Leiden dieses Volks, das mit beharrlichem Eifer vormals dem Verwüsten durch Anbauen, und dem Zerstören durch neue Schöpfungen abhalf, wie sein Charakter, dazu bey, eine Cultur geltend zu erhalten, die sich in der Eigenheit und Mannichfaltigkeit individueller und nationeller Situationen schön und rein ausspricht, und unter dem Drucke von Kriegen und Elend sich durch sich und durch dieses die Achtung erhielt. Hr. *R.* verdient den Dank des Publicums, die Geschichte dieses Volks zum Gegenstande seiner fast immer glücklichen Forschungen, und das Volk selbst in allen seinen Beziehungen, wie das Land, zum Gegenstande seiner interessanten Darstellung gewählt zu haben. Er hat dadurch nicht nur eine grosse Lücke in der historischen und staatskundlichen Literatur ausgefüllt, sondern auch zugleich (einzelne Theile abgerechnet) einen Beweis gegeben, wie ein Gegenstand so spröder Bearbeitung behandelt werden muss, um ihm auch dann noch das Interesse zu erhalten, wenn er der Welt der Erscheinungen entgeht.

Das ganze Werk theilt sich in die *Geschichte* und *Staatskunde* Finnlands. Die *Geschichte* fängt mit der Vorzeit an und schliesst mit dem Jahre 1807. Die Abtheilung derselben läuft nach gewissen Numern fort. 1) *Die Vorzeit der Finnen.* Es ist nach unserer Überzeugung eine richtige Bemerkung, dass die Finnen bey Ankunft der Schweden ganz in ihrer natürlichen Freyheit lebten, und kein gemeinschaftliches Oberhaupt kannten. Die Sprache hat für König, Fürst, Oberhaupt kein Wort, und die Geschichte kein beglaubigendes Datum. Der Vf. lässt zwar keinen anderen Unterschied der Stände, als zwischen Freyen (*Wapa*) und Sclaven (*Orja, Palvelia*) zu; allein die Menge von Arbeiten und Beschäftigungen, die sie in ihrer Sprache bey der ganzen Landwirthschaft, bey der Jagd und Fischerey genau unterschieden, die Verschiedenheit der Häuser, des Hausgeräths, die Bezeichnung der Höfe, Dörfer, Districte, Versammlungen, die Hausgewalt, die das Verkaufen oder Verheirathen einer Tochter zu sinnverwandten Wörtern machte, lässt auf Abstufungen der Freyheit und der Sclaverey schliessen, ohne an die Geschichte anderer ähnlicher Völker zu erinnern. Geschicklichkeit, grösserer Wohlstand und der Tausch der älterlichen Gesellschaft mit der ehelichen gewährten bey allen Völkern, die nicht in einem ganz rohen Zustande lebten, und gesellschaftliche Verbindungen kann-

ten, Vorzüge; auch scheint der Vf. in der Angabe von dem Baue ihrer Gedichte (*Runot*) die Vorzeit mit der späteren Zeit des Mittelalters zu verwechseln. Die Religion der verschiedenen Stämme hätte viele Ähnlichkeit unter einander, und war nach dem Grade der Cultur mehr oder weniger gebildet. Das höchste Wesen hiefs *Jumala* (*Jumalat* in der vielfachen Zahl). Sonne, Mond, Sterne, Erde, Berge, Meere, Quellen, Bäume waren heilig (*Pyhae*), unter den Gestirnen besonders der grofse Bär; auf seine Schultern steigen, hiefs im höchsten Himmel erhoben werden. Der Erfinder der Musik und der Leyer, der Urheber der ganzen geistigen unter ihnen bekannten Natur, der zugleich das Feuer auf die Erde gebracht haben soll (*Wäjnämoejenen*), führte beständig das Beywort alt oder Greis (*Wanha*, *Ucko*). Sein jüngerer Bruder, mit dem er oft in Gesellschaft lebte (*Ilmareinen*, Luftgott), hatte das Beywort (*Säppä*) Schmidt, Künstler. *Kekki* war Vorsteher des gesammten Ackerbaues (eigentlich der Landwirthschaft). *Sakamieli*, die Göttin der Liebe, erweichte die Herzen spröder Schönen, und machte trotzige Jünglinge für die Liebe empfänglich. Die Wohnungen der Götter wurden nach dem äufsersten Norden verlegt. Gleich den alten Germanen hatten sie keine Bilder, aber aus einem anderen Grunde, wie bey diesen, weil sie, sagt der Vf., keine Werkzeuge hatten. Dieser Grund möchte wohl, ihre Hausgeräthe, ihren Ackerbau und ihren Säppä angesehen, irrig seyn. Rec. glaubt die Stelle des Tacitus, worin er den Germanen die Bilder der Götter aus der Ursache abspricht, weil ihre Vorstellungen von ihnen zu erhaben waren, mehr dahin zu deuten, dafs sie mit ihren Vorstellungen diese unsichtbaren Wesen nicht erfassen konnten, und so pafst diese Stelle auch auf die finnische Mythe. Nur einem so vorsichtigen und bewanderten Historiker kann es übrigens gelingen, aus dem Mangel eines Worts auf den Mangel der Sache zu schliefsen, und das Vorhandenseyn eines Worts nicht als Grund anzunehmen, dafs ihm der Gegenstand entspreche. So mangelt das Wort Opfer, und doch kann man die Existenz derselben nicht leugnen. *Omena* (Apfel), *Tummi* (Eichen), *Kirja* (Buch, Brief) sind nationelle Wörter, die Gegenstände aber, die sie bezeichnen, besonders die Schreibkunst, nicht ursprünglich. Indefs können wir nicht bergen, dafs hie und da Etwas eben so gesucht ist, als dafs er Opfer, Wahrsager, Zeichendeuter, Hexenmeister und keine Priester zugiebt. 2) *Eroberung Finnlands durch die schwedischen Kolonisten.* Die christliche Religion ward erst unter Erich dem Heiligen 1156 durch die Anlegung der Kolonie *Nyland* (der Vf. nimmt hier schon, aber zu frühe, die Entstehung des Schlosses Abo an) und den Zwingbekehrer Heinrich, Bischof von Upsala, bekannt, aber noch nicht eingeführt; denn der Vf. sagt selbst: Kaum war der Bischof fort: so fielen die Finnen wieder ab. Einerseits mag wohl der Mangel an guten Dollmetschern dazu beygetragen haben. So predigte, wie der Vf. erzählt, ein Geistlicher am Weihnachten, dafs Jesus von der Wurzel Jesse geboren sey; der Dollmetscher, durch die Ähnlichkeit des biblischen Ausdrucks mit dem schwedischen Worte *Gjässe* (Gänse) verführt, übersetzte: Der Weltheiland sey von einer Gans entsprungen. Allein es wirkten hier alle Ursachen, die die Einführung der christlichen Religion in Deutschland und anderen Ländern erschwerten, das Ihrige ebenfalls, und um so mehr, da es an solchen Aposteln, wie Bonifacius u. s. w., fehlte. Die christliche Religion, die von dem schwedischen Major Domus (Jarl) *Birger* (er war schon Regent) gemachten Eroberungen, die sich auf Satekunda und Tawastland erstreckten, neue Kolonisten anzogen, die Anlage von Tawasteborg, wie die Zunahme des Ackerbaues, begünstigten, und die Eroberung von Karelien (wozu der Vf. auch damals Sawolax hätte rechnen sollen) durch Torkel Knutson 1293, die den russischen Räubereyen auf einige Zeit Einhalt that (die Festungen Wiburg, Kexholm, Landeskrona, wovon der Vf. spricht, waren nur Schlösser), und die Verkündigung des Christenthums durch den Bischof Peter in Osten erleichterte, dieses Alles diente dazu, die Herrschaft der Schweden über Finnland zu befestigen. Die Überwundenen nahmen an den Rechten der Überwinder Antheil, und zahlten nur einige gröfsere Abgaben. Das Land ward in politischer Hinsicht in 3 Statthalterschaften eingetheilt, deren Vorsteher auf den drey Burgen Abo, Tawastehus und Wiburg ihren Sitz hatten. Die Schweden behaupteten die Herrschaft über die finnländische Bucht und die Newa, und sie ertheilten den hanseatischen Kaufleuten förmlich die Erlaubnifs, diese Gewässer zu befahren. 3) *Geschichte Finnlands während des Mittelalters bis auf Gustav I* 1523. So gerecht der Vf. in dieser Periode gegen die Verdienste ist, die sich die schwedischen Regenten durch Beförderung der Cultur unter ihren neuen Unterthanen, durch Entfernung oder Verminderung der Hindernisse, die sich der Bevölkerung entgegenstellten, durch die Verminderung der Abgaben nach den verwüstenden Einfällen der Russen und der Vitalienbrüder, und durch andere Begünstigungen (die nicht selten dem Volke lästig oder schädlich waren) erwarben: so ungerecht scheint er uns gegen die Stimme der Geschichte bey der Rechtfertigung eines Erich von Pommern, dessen löbliche Thaten nichts als zuletzt Maulmacherey sind. Der Vf. hat sich zu dieser Behauptung besonders durch den Umstand verführen lassen, dafs Erich 1407 (? Margaretha starb erst 1412) den neuen Anbauern die culturfähigen Allmenden gegen die gewöhnlichen Abgaben an die Krone, und gegen eine verhältnifsmäfsige, den bisherigen Besitzern oder Benutzern zu entrichtende Entschädigung anwies, den Steuerfufs regulirte und die bisherigen Leistungen in Producten auf Geld setzte, dafs er 1435 ganz Finnland unter zwey Richter vertheilte, und ein eigenes Landgericht anordnete. Allein diesen Anordnungen fehlte es ganz an Consequenz und Ausführung. Kein Privatmann war so leicht wortbrüchig wie er; der wilden Tyranney seiner durch diese Anordnungen vermehrten Vögte sah er ruhig zu, oder liefs es blofs bey Erklärungen be-

wenden; und wenn er das Landgericht bereits 1407 angeordnet haben soll, und erst 1435 mit einer förmlichen schriftlichen Instruction versah: wie mag es bey einem solchen Landgerichte in diesen Intervallen hergegangen seyn? Der König war oft toll, wenn die Parteyen sich an ihn wendeten, und wie würde der wackere Engelbrecht wohl Anführer einer Insurrection haben werden können? Selbst das Ende seines Lebens, das er mit Seeräuberey beschloss, entspricht seinem ganzen, nur auf Momente in der Aufwallung für das Gute empfänglichen, aber durchaus inconsequenten Gemüthe. In der Übersicht der Cultur dieses Zeitraums, der Fortschritte des Ackerbaues, der Bevölkerung vermissen wir ungern die Resultate über geistliche und weltliche Rechte, über die Macht des Papstes, über den Einfluss der seit 1476 eingeführten Druckerey. Unrichtig ist es, den Militärbehörden einen Einfluss in die Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten in dieser Zeit zuzugestehen, die meistens, wenn kein Lagmann (*Legifer*) angestellt war, von den Geistlichen oder durch die Selbsthülfe geschlichtet wurden. 4) *Finnland unter Gustav und seinen Söhnen bis zum Jahre* 1611. Die Bestimmung dieser Periode beruht mehr auf dem Anfang der Reformation, als auf der Auflösung der calmarischen Union. Magister Peter Särkilax war der erste Finnländer, der von der Universität Wittenberg die Reformationsansichten in sein Vaterland brachte; zum ersten evangelischen Bischofe ward Martin Skylte erwählt 1528; man liess noch viele päbstliche Gebräuche zu, aber wohl nicht, wie der Vf. glaubt, um das Volk nicht zu sehr zu betrüben, sondern um das Volk während der allmählichen Abschaffung von jedem Sturme, den eine neue Lehre zu begleiten pflegt, unversucht zu erhalten. K. Gustavs I Regierung war für Finnland lange nicht so wohlthätig, wie für seine übrigen Provinzen. Erst in den letzten Jahren seines Lebens, wo das Alter seine Thätigkeit bereits geschwächt hatte, lernte er das Land näher kennen. In diesem Zeitraume hätte noch die Erhebung Finnlands zu einem Herzogthum um so mehr herausgehoben werden sollen, da darüber ein allgemein verderblicher Bruderzwist entstand; und warum sind sowohl der Einfluss der stehenden Armee in Schweden, die Dienstregulirung der gröfseren und kleineren Eigenthümer, als auch die Folgen der Verrücktheit des Königs Erich XIV, die nicht unwichtigen Beziehungen der wandelbaren Religionsgesinnungen Johannes III und seiner zelotischen Gemahlin Katharina, durch welche allein die nachfolgende Geschichte, besonders die Geschichte der Synode zu Upsala, heller wird, meistens mit den Abänderungen in den Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, der Cultur, politischen Verfassung u. s. w. unberührt geblieben? 5) *Finnland unter Gustav Adolf.* Die Verhandlung des Reichstags zu Helsingfors, die der Vf. mit der Rede des Königs ganz einrückt, hätte abgekürzt werden können, da sie aus Wittekind bekannt ist. Über die ansteckende Krankheit Spitalska an der Küste würde eine ausführlichere Nachricht willkommen gewesen seyn. Die Nachrichten über die Einrichtung des Kriegswesens hätten mehr Detail verdient, und die Einleitung dazu hätte von dem J. 1543 beginnen sollen. Interessant ist die Notiz von dem Gehalte eines Rathsherrn, der 3 Daler, $1\frac{5}{7}$ Kanne Wein, jedes zweyte Jahr 3 Tonnen Getraide, $\frac{5}{7}$ Liespfund Butter, und ein halbes Schaf betrug. Eben so interessant ist die Notiz von Alands und Finnlands Einkünften; *État* heisst aber nicht Staat, wie der Vf. die Übersicht dieser Einkünfte nennt, sondern entweder Etat — ein Wort, das schon das Bürgerrecht hat, oder Staatsrevenüen-Betrag, oder auch jetzt Budget. 6) *Finnland unter Christina und Karl Gustav.* Die Verdienste des Generalstatthalters (Peter Brahe) um Finnland, um Verbesserungen im Militärwesen, um Städteaufnahme und um den Lehrsitz zu Abo werden, wie die Verdienste des Bischofs zu Abo, Joh. Elofssohn Terserus, gut gewürdigt. Der Letzte war besonders nöthig, um Zucht und Ordnung unter den verwilderten Geistlichen herzustellen. Die Beschuldigung, die er gegen einen Studenten erhob, den er des Bundes mit dem Teufel verdächtig hielt, weil er zu viel in kurzer Zeit gelernt hatte, gehört dem Zeitalter an, und thut seiner Unbefangenheit keinen Eintrag. Auch die Titulaturordnung stammt von der nämlichen Wurzel. Die Tochter eines Edelmanns hiess adeliche Jungfrau, die eines anderen vornehmen Mannes tugendreiche Jungfrau, die eines Handwerkers tugendsames Mädchen; ein Bürger hiess ehrlicher, bescheidener, oder ehrlicher und vorsichtiger, oder ehrlicher, verständiger, auch wohl ehrengeborner. 7) *Finnland unter Karl XI.* Bey der Reduction der Krondomänen befolgte man in Finnland die nämlichen Grundsätze, und die Baronieen Brahes, Lewenhaupts und anderer grofser Familien wurden mit der Krone vereinigt. Aber warum hat der Vf. den Gewinn verschwiegen, den die Krone dabey hatte? warum die grofse Fehde zwischen dem Prof. der Theologie *Bänig* und dem Prof. der Philosophie *Martin Miltopaenus* blofs erwähnt, ohne dass man den Gegenstand des Streites erfährt? 8) *Finnlands Leidensgeschichte unter Karl XII.* Eine unrichtige Bezeichnung; denn auch viele vergangene Jahre, selbst das Jahr 1696, und der Anfang des Jahrs 1697, waren leidenvoll, und welche Greuel waren nicht in voriger Zeit durch die Russen, durch die Vitalienbrüder und im Gefolge der calmarischen Union verübt? Warum hat der Vf., wenn er in der Bezeichnung der Periode die Sache aussprechen will, das Nämliche nicht auch bey den übrigen gethan? und warum nicht auch, was doch zu dieser Bezeichnung gehört, den Verlust angegeben? Schwerlich möchte er historisch die Behauptung durchführen können, dass Karl mit Gewalt in den Strudel der Kriege hinabgezogen wurde, die seine ganze Regierung hindurch dauerten, und dass er nichts als Frieden wünschte, da er die Genüsse liebte und nur Hass und Erbitterung den kriegerischen Sinn entwickelten, der ihn in der Folge nie verliefs. Schauderhaft und unbekannt, aber fast unglaublich sind folgende zwey Scenen. Die Russen hielten Männer und Weiber, 10 bis 12 hinter einander

an einer Stange gebunden, ins Feuer; zogen die Gefangenen mit einem Stricke an das Dach, und fteckten durch die zufammengebundenen Füfse eine Stange, woran fich an jedem Ende einige Dragoner fo lange fchaukelten, bis die Glieder aus den Gelenken wichen. Eine Mutter hatte fich mit 7 Kindern in eine Einöde geflüchtet; bald fehlte es ihr an Nahrung, verzweiflungsvoll irrte fie umher, traf endlich an einer Bucht ein todtes Rofs und fieben menfchliche Körper; mit Freuden ward das Rofs und endlich noch die 7 menfchlichen Körper verzehrt; aber auch diefer Vorrath nahm ab; zwey Kinder ftarben; fie entfchlofs fich, auch diefe zur Speife zu beftimmen, als der Tod ihrem Jammer ein Ende machte. 9) *Finnlands neueffe Gefchichte*, kurz und flüchtig. — Gegen die ganze gefchichtliche Darftellung haben wir aufser den fchon angeführten einzelnen Bemerkungen noch zu erinnern, dafs oft die Mühe zu fichtlich ift, Lacunen auszufüllen, und dafs die bürgerliche Gefchichte oft das Blatt der politifchen macht.

Die *ftatiftifch-geographifche Darftellung des Landes* zerfällt in zwey verfchiedene Überfichten, wovon die erfte den *ganzen Staat*, die zweyte die *Topographie* umfafst. Die erfte hat in befonderen Abfchnitten die Lage, Grenzen, Gröfse, den Namen, die Gebirge und Waflerzüge, das Klima und feine Folgen, die Producte und Gewerbe, die Einwohner, ihren Charakter, ihre Sitten und Lebensart, die finnländifchen Sprichwörter, die Volkslieder, die Verfaffung zum Gegenftande. Die Eingeborenen nennen ihr Land *Suomemaa*. Es ift etwa 80 deutfche Meilen lang, aber von fehr ungleicher Ausdehnung; nach *Wetterftadt* beträgt fein Flächeninhalt 5431, nach *Djurberg* 4568 geogr. Quadr. Meilen. Die Seen und Sümpfe, welche aus den drey grofsen Waflerfyftemen, die hier ausführlich und genau vorgetragen find, entftehen, nehmen faft ein Drittheil des Landes ein, und find als Froftbehälter bey plötzlich mit Thauwetter eingetretenen Überfchwemmungen eben fo nachtheilig, als durch ihre Ausdünftungen der Gefundheit fchädlich. Das Klima weicht nach der Lage, nach den Gebirgs- und Waffer-Zügen ab; felten vergeht ein Winter ohne Kälte von 26 Graden; er fängt in der Mitte des Octobers an, und endigt in der Mitte Mays; der Sommer bringt oft 30 Gr. Wärme; die entlegenften Waldgegenden find die gefündeften; von 60 Menfchen ftirbt einer, in volkreichen Kirchfpielen der vierzigfte, auch wohl, wie in Rimito, der 23fte. Das hauptfächlichfte Gewerbe befteht in Ackerbau, Viehzucht, Holzfchlag, Jagd und Fifcherey. Der Ackerbau, obgleich meiftens guter Boden, leidet durch ungünftiges Klima, mangelnde Bevölkerung, Schwierigkeiten des Abfatzes (eine Reife zur Stadt koftet oft 2—5 Wochen) und die geographifche Lage. Die vornehmften Getreidearten find Gerfte und Roggen; hingegen wenig Buchwaizen, Waizen, Hafer; der Kartoffelbau ift erft feit 1762 bekannt; Tabak wird zum Bedarf gebauet; der Flachs geräth fo gut, wie der ruffifche; Gartenfrüchte feltener; man kennt 1300 verfchiedene Pflanzenarten, wovon die meiften als nahrhaftes Futter dienen. Der gröfste Erwerb find die Wälder; Brennholz geht jährlich gewifs 500,000 Faden nach Stockholm; die Theerverfendungen betragen 100,000 Tonnen jährlich, wozu 7 Millionen 30jährige Eichen erfodert werden. Das Vieh leidet fehr von Raubthieren; die ächtfinnländifchen Pferde find beffer, wie die fchwedifchen, meiftens nur 2½ Elle hoch, aber zur Arbeit gefchickt; die fpanifche Veredelung nimmt zu. Die Jagd wird durch das Klima begünftigt, aber die Pelzwerke verftehen die Finnen nicht zu behandeln. Die Gewäffer find mit Fifchen allerley Art angefüllt. Der Lachs wird meiftens frifch verzehrt; am Ulnä werden jährlich 4—500 Tonnen eingefalzen. In Oflerbotten und Sawolax hat man 700 Infectenarten (?). Das Klima ift der Bienenzucht nicht entgegen. Das Mineralreich liefert wenig nutzbare Producte. Der Mangel an Salze ift oft fehr drückend, und dennoch das Salz mit hohem Impoft belegt. Die Gewerbe find unbedeutend; es fehlt am Verkehre; die Eifenfabriken an den finnifchen Küften, die ihr Erz aus Rufsland erhalten, verfertigen jährlich 11112½ Schiffpfund Stangeifen und Eifenwaaren. Die Bevölkerung macht grofse Fortfchritte; fonft 33 Menfchen auf die Q. Meile, jetzt 183⅓. Ihre Wohnungen (Pörtten) find wahre Rauch- und Schwitz-Hütten, meiftens ohne Glasfenfter; an der See wohnt man zierlicher. *Am Wort den Maan; am Horn den Ochfen*, find Sprichwörter, nach welchen der Vf. den Nationalcharakter bezeichnet. So wie man nach der Äufserung des Vfs. faft auf jedem Blatte von *Acerbis* Reife eine Unwahrheit antrifft (*Arndt* urtheilte etwas billiger): fo foll *Acerbi* auch Vieles, befonders die Sprichwörter, verunftaltet haben. Hr. *R.* theilt defswegen eine andere Überfetzung mit; einige davon find vollfinng, z. B. *der Erfahrene kennt, der Unglückliche verfucht Alles; fcharf ift das Meffer der Weisheit, ftumpf das Meffer der Thoren.*

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Berlin, b. Hitzig: *Bemerkungen und Erfahrungen über die Wirkfamkeit der Rinde des Traubenkirfchbaums (Cort. Pruni Padi) und deffen therapeutifche Benutzung in gichtifchen und rheumatifchen Krankheiten.* Von D. *Bremer.* Nebft einem Anhang, betreffend den botanifchen Charakter, die ökonomifche Nutzung, die chemifche Analyfe und die Literatur des Baumes, und einer Kupfertafel. 1812. 54 S. 8. (8 gr.)

Aus *Horns* Archiv für medicinifche Erfahrung befonders abgedruckt.

Halle u. *Berlin*, in den Buchhandlungen des hallifchen Waifenhaufes: *Gefchichte einer durch Lebensmagnetismus geheilten Epilepfie.* Von D. *J. C. G. Ericke* in Berlin. 1812. 50 S. 8. (6 gr.) Aus dem Asklepieion abgedruckt nebft Vorwort und Bemerkungen vom Herausgeber deffelben.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 JULIUS, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Göschen: *Finnland und seine Bewohner*, von *Friedrich Rühs* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die finnische Sprache ist sehr melodisch zum Gesang, weil die Worte sich meistens auf Vocale endigen; es fehlt ihr aber an Ausbildung. Es giebt viele Dialekte, und selbst in vielen Kirchspielen verschiedene Mundarten. Die sonst allgemeine Neigung zur Dichtkunst, wovon auch das weibliche Geschlecht beseelt war, hat sehr abgenommen; in dem Inneren findet man aber noch häufig Naturdichter. Jeder erwachsene Bauer macht wohl im Falle der Noth ein Gedicht, und heifst dann auch Liederkünstler (*Runonilkat*). Ohne die Regeln zu wissen, oft ohne zu schreiben, behalten sie die gröfsten Gedichte, und feilen so lange an ihren poetischen Ergüssen, bis ihnen die Verse gefallen. Der Vf. hat ein Volkslied aus *Abo Tidning* (1805) mit Musik angeführt. Eine besondere Classe von Liedern sind die Mühlengesänge, wovon ebenfalls mehrere Proben aus bekannten Schriften ausgehoben werden. — Die schwedische Verfassung war auch in Finnland eingeführt, und seit dem 20 Jul. 1775 war es in 6 Statthalterschaften abgetheilt, von denen jede unter einem Gouverneur (Landshöfding) stand; in juristischer Hinsicht gab es zwey Hofgerichte, das zu Abo mit 3 Landgerichten und 11 Magistraten, und das zu Wasa mit zwey Landgerichten und 9 Städten; in kirchlicher Hinsicht 2 Stifter, eins zu Abo mit einem Bischofe, 19 Probsteyen und 480 geistlichen Stellen, und zu Borgo mit einem Bischof und 7 Probsteyen; aufserdem zählt man noch 4000 Griechen im Kirchspiel Liebeliz, und 2748 im Kirchspiele Homanz; in militärischer Hinsicht gab es Kirchspiele, wo jeder fünfte und sechste Mann Soldat war; die Truppenzahl in Finnland belief sich auf 15000 Mann ohne Reserve. Aufser Sweaborg kennt man in ganz Finnland keinen einzigen haltbaren Ort.

Diesen Auszug, den wir der Sache schuldig waren, begleiten wir mit einigen Bemerkungen. Zu den Hindernissen des Ackerbaues hätte der Vf. besonders die Nationalvorurtheile und die Unwissenheit rechnen sollen. Denn die sonst eigenthümliche allgemeine und noch jetzt in einzelnen Districten gebräuchliche Art — das Absengen (*Svedjen*), welches die Verwandlung der Wälder und Brüche in Äcker bezeichnet, und wovon er fünf Abarten aufzählt, ist dem Anfange zum Ackerbaue, wie der Holzökonomie, gleich nachtheilig; dann mufs die Bearbeitung, Düngung, Wartung der Felder mehr als die Beschwerlichkeit des Weges, und der Mangel an Absatze wirken; und wie kann Mangel an Absatze ein Hindernifs seyn, da die Feldfrüchte auf so mannichfaltige wohlthätige Art mit den übrigen Zweigen der Land- und Stadt-, wie Staats-Wirthschaft in Verbindung stehen und benützt werden können? Warum isst man so häufig Rennthier- und isländisches Moos als Brod, — ein Moos, das drey Jahre zur Reife braucht, und das, besonders das isländische, seine Bitterkeit nur nach wiederholtem Abkochen verliert? Gern hätten wir den Ertrag an Waldungen bestimmt gesehen, und dafür eben so gern die weitläuftige Beschreibung, wie der Theer gewonnen wird, hingegeben. Wir sehen auch nicht ab, was, bey einer sonst guten Forstverwaltung, die Befriedigung nutzen soll, da er selbst gesteht, dafs der Schaden, den die Ziegen anrichten sollen, sehr übertrieben wird. Die Beschreibung, wie der Vielfrafs das Rennthier fängt, und wie der Bär gefangen wird, gehört zur Naturgeschichte. Der Vf. hält es nicht für rathsam, das Emporkommen der Landesstädte zu vermehren, weil ihnen zu viele Hindernisse entgegenstehen. Das Haupthindernifs wäre, nach unserer Überzeugung, wohl der Mangel an Bevölkerung; allein diese macht ja beträchtliche Fortschritte, und warum soll man ihr Emporkommen nicht wünschen, da es noch wandernde Schullehrer giebt? Das angenommene Verhältnifs der Todten zu den Lebenden 100:164 mufs ein Druckfehler seyn. Bey der Bedeutung des Worts Fenne (Hexenmeister) verliert sich der Vf. in eine grofse Diatribe über den Aberglauben, und auch die Geschichte des Schwärmers Jacob Wallenberg hätte abgekürzt werden sollen. Die Tugenden der Finnen, die er ein an Geist und Herz vortreffliches Volk nennt, möchten wohl etwas übertrieben seyn, wenn man bedenkt, dafs unter Gustav Adolph die Mitglieder des Consistoriums meistens betrunken von Brantwein zur Sitzung kamen (S. 151); dafs die Lehrer des Gymnasiums sich anheischig machen mufsten, weder betrunken noch nüchtern die Heimlichkeiten des Collegiums zu offenbaren; dafs 1622 Unzucht an der Tagesordnung war; dafs die Bevölkerung so viel durch Auswanderung litt (S. 155); dafs die Gerichte in Kexholmslän sich 1649 nach Samuel Cröells schauderhafter Schilderung von beiden Parteyen bestechen liefsen, und dafs ein Richter die Parteyen fest ins Auge fafste, um aus der Sum-

me der aufgehobenen Finger, welche die Summe der Thaler anzeigte, die Rechtsfrage zu entscheiden, und dafs finnischer Eigensinn S. 294. Sprachgebrauch ward, wie folgendes: wenns toll zugeht, gehts wie in Finnland. Die Dänen glaubten sogar, sie fräfsen Kinder. Sagt nicht Gustav I: „Die finnländischen Bauern haben ein sehr wunderliches unbeständiges Gemüth, so dafs, wenn man sie gegen den Feind führt, sie keinen Gehorsam beweisen; pflegen ein Geschrey und Parlament zu machen, zu rauben, und Freund' und Feinde todt zu schlagen." Welche Greuel wurden nicht unter Sigismund verübt? — Eben so bedarf der Satz, dafs Schweden die Rechte der Finnen unangetastet liefs, mancher Modificationen.

Die *topographische* Übersicht von *Oesterbotton, Sawolax, schwedisch Karelen, Tawästland, Nyland,* dem eigentlichen *Finnland*, mit Abolän und Bjorneborgslän oder Satakunda, und von den *ålandischen Inseln* ist um so schätzbarer, als sie durch ein genaues Detail und durch eine (freylich etwas überladene) Charte (die verbesserte hermelinische) unterstützt wird. Jeder District ist nach seinen geographischen, physischen, statistischen, commerciellen, politischen und zum Theil auch kirchlichen und Cultur-Verhältnissen dargestellt. Die Unterabtheilungen, welche die Städte und Dörfer treffen, haben ähnlichen Inhalt. Es thut uns leid, aus Mangel an Raum die Lücken, die dadurch in den geographischen Handbüchern ausgefüllt werden, nicht namhaft machen zu können. Auch der Anhang von den verschiedenen Stellen in Schweden, wo Finnen wohnen, und von dem Finnländern in Norwegen ist interessant. *Arndt* hat hierüber, besonders über die Finnmarken und ihren Charakter, etwas mehr gesagt.

H. P. E.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Halle, in der schimmelpfennigschen Buchhandlung: *Reden über die christliche Religion* von *Johann Schulze* (Director des Gymnasiums zu Hanau). 1811. XVI und 314 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Vor zwey Jahren legte Hr. *S.* dem Publicum eine Sammlung von Predigten vor; es ist jetzt eine zweyte gefolgt: denn dafs diese unter dem Namen *Reden* eingeführt wird, ändert nichts. Es sind wiederum Predigten, wie jene, die in der J. A. L. Z. (1811. No. 165 f.) beurtheilt worden sind, von demselben, der eben diese neue Sammlung durchgesehen, um das Resultat seines Lesens und seiner Betrachtung den Lesern dieser Zeitung vorzulegen. Er kann dieses in wenigen Worten, indem er versichert, dafs diese Predigten sich weder dem Inhalt, noch der Form nach im mindesten von den schon beurtheilten unterscheiden, dafs sie im Geist und Ton ganz dieselben sind. Das frühere Urtheil, das, wenn auch an einzelne Predigten sich haltend, doch immer den Geist des Ganzen zum Augenmerk nahm, bliebe demnach ganz dasselbe. Es zu wiederholen, wäre ungeschickt. Passender möchte es seyn, darzustellen, wie man in unseren Tagen zu einer solchen und zu ähnlichen Weisen, die religiösen Wahrheiten darzustellen und zu predigen, gekommen ist. Scheinen wir auch etwas weit auszuholen: wir werden die Weise unserer Zeit nicht ganz verstehen, ohne uns über die frühere verständigt zu haben.

Es ist für den Denkenden eine anziehende und erfreuliche Beschäftigung, zu betrachten, wie die religiösen Wahrheiten in den verschiedenen Zeitaltern der Erde in verschiedenen Formen kund geworden, oder durch ausgezeichnete Menschen dargestellt worden sind. Denn *die* grofse Wahrheit prägt sie uns unvergefslich ein, dafs, wie viel Jahrhunderte auch hingehen, in wie verschiedener Gestalt sich auch Völker zeigen mögen und Länder, dennoch die Grundgedanken des Menschen, die seinem Daseyn Werth und Dauer geben, nicht untergehen, dafs sie, auch in mancherley Gestalt sich offenbarend, „einig sind und bleiben, und alles erneuen, und sich für und für begeben in die heiligen Seelen, und Gottes Freunde machen und Propheten."

Ist dagegen die Wahrnehmung traurig, auf die die Geschichte uns nicht selten führt, dafs oftmals ein Gedanke der Form, in der er sich kund that, lange entwichen ist (wie ja die Form immer etwas Zeitliches bleibt), und diese, gleich einem wesenlosen Gespenst, noch fortwandelt, Einzelnen, ja ganzen Völkern zum Schreckniss, Stifter von Aberglauben und Streit; oder dafs sich in der Zeit mancherley Unverträgliches und Verkehrtes an diese Form anfügte: so ist ein Anblick, der erheitert, nicht fern. Zu allen Zeiten, wo ein Dogma, eine beschränkende Form ohne Wesen und Leben noch da ist in der menschlichen Gesellschaft, sehen wir edlere Naturen, durch vorzüglichen Geist, oder Menschen-Gefühl geleitet, sich absondern von der Verbindung, die eine solche todte Form noch unterhält, und entweder still für sich dem Besseren leben, oder muthig in den Streit treten für Wahrheit und für Recht.

Vorzüglich aber auf zwiefache Weise finden wir den Widerspruch gerichtet gegen eine todte Form, wenn sie noch gebietend unter den Menschen dastehen will: zweifelnd, und Allem, was über den menschlichen Verstand hinausgeht, den Krieg ankündigend, oder, mit Verbannung aller Form, allein, wie viel es möglich ist, nach dem körperlosen Worte trachtend. Was die letztere betrifft: so ist sie die natürliche, aus der Sache selbst fliefsend, und dem menschlichen Geiste ehrenvoll. Wo eine geistlose Satzung dem Gefühle widerspricht und der Vernunft, da wird verbannt, was an diese erinnern könnte. Die frommen Christen in den Thälern Piemonts, die von Alby, die Schüler Wiklefs und Vieler, die nach ihm kamen, sind Beweise hiefür. Und führten nicht die Jünger dessen, der als der Stärkste unter Allen auftrat, den Namen der Protestanten?

Wie wir nun diese Weise in den früheren Zeiten häufiger finden, wo Kraft und Vernunft und Herzlichkeit allgemeiner verbreitet waren: so haben uns die späteren, die uns nahe liegen, ein lebendi-

ges, aber trauriges Bild von jener anderen gegeben. Viele Dogmen aus uralter Zeit, die ſtark im Glauben war, ſtanden da, nicht unverſtändlich für die Denkenden, aber unverſtanden, und, was ſchlimmer iſt, ungefühlt von der Menge. Nicht die Vernunft erwachte in dieſer, ſondern ein klügelnder Verſtand, und um das Anſehen, das jenen Dogmen wenigſtens ihr Alter, oder früh eingeflöſste Ehrfurcht erzeugte, war es faſt gethan. — Warum hier länger verweilen bey einer Zeit, die von Philoſophen und Dichtern und Rednern oft genug, ernſt und würdig, aber auch oft mit argem Frevel dargeſtellt worden iſt?

Eine lebendig machende Philoſophie ward in Deutſchland von tüchtigen, begeiſterten Männern aufgebracht; ſie wirkte bald belebend auf alle Wiſſenſchaften: denn die Religion war nicht die letzte unter dieſen.

Jene Aufklärer hatten ſich bald an das Chriſtenthum und an ſeine Urkunde gemacht. Sie erklärten ſie nach ihrer Weiſe; und das einzig treffende, in der Entſtehungszeit jener falſchen Propheten geſprochene Wort des Dichters: „So ſpräch' ich, wenn ich Chriſtus wär'," war, wenn ſie es auch nicht eingeſtanden, ihr Wahlſpruch. Was daraus erfolgen muſste, erfolgte; es iſt nicht nöthig, es darzuſtellen. Die Edleren, die das Unweſen frühe einſahen, wurden wenig gehört. Die Philoſophie unſerer Tage erſt öffnete den Meiſten die Augen. Das thörichte Unrecht jener Theologen war leicht durchſchaut; die Philoſophie, wie ſie bey Darſtellung ihrer Wahrheiten gern in allen Zeiten und auf alle Nationen blickt und ſich freut, wenn ſie verwandte, oder gleiche Gedanken bey ihnen ausgedrückt ſieht, machte auf die groſsen Gedanken des Chriſtenthums aufmerkſam, und bediente ſich oftmals gern ſeiner Sprache, weil ſie ſo begeiſtert iſt und ſo gedankenreich. Kein Wunder, daſs mancher Philoſoph ſeine eigenen geliebten Ideen alle im Chriſtenthum fand.

So entzündete ſich in vielen, in den meiſten Gebildeten unſerer Tage gewiſs auf dieſe Weiſe neue Liebe und Bewunderung des Chriſtenthums. Bey Anderen geſchah dieſes anders. Wenn ein bedeutender Menſch von uns geſchieden iſt: dann erzeugt ſich oftmals reiner und lebendiger das Bild ſeines Werthes in uns; die Sehnſucht geſellt ſich dazu, und das Verlangen, daſs er wieder erſcheine. So war es bey Manchen mit dem Chriſtenthum, das in der Geſtalt, wie es vor Jahrhunderten gebildet daſtand, kaum noch (hier iſt zunächſt von den Proteſtanten die Rede) zu finden war. — Daſs bey Vielen dieſe Sehnſucht nach dem Alten Empfindeley ward, daſs ſie bey Anderen eine äſthetiſche Krankheit war, von einer After-Poeſie unſerer Zeit erzeugt, in der ſo oft Alles durch einander gemengt wird, Religion und Kunſt und Wiſſenſchaft, die, zu ſchwach, Madonnen und Chriſtus-Kinder zu bilden, mit heiligen Marieen und Chriſtkindelein tändelte, berührten wir lieber nicht; aber die Wahrheit läſst ſich nicht verbergen. — Die Zahl derer, die feſt an dem alten Glauben hält, iſt geringe, und wird immer geringer, durch den Zuwachs derer, die das Wort hören und verſtehen, aber nicht glauben.

So möchte die Weiſe entſtanden ſeyn, nach der von Vielen, die gegen die obengenannten Aufklärer ſtreitend auftreten, von der Kanzel gepredigt wird. Denn natürlich war es, daſs die Anſicht von dem Chriſtenthum ſich vor allem und am wirkſamſten in den Predigten ausdrückte.

Wir brechen hier unſere Betrachtung ab, um noch einige Worte über die vor uns liegenden Predigten zu ſagen. — In ihnen, wie in denen der früheren Sammlung, hat Hr. S. lebendig den Haſs ausgeſprochen, den er gegen die falſche Aufklärung hegt, und wie er innig durchdrungen iſt von dem Gefühle, daſs Lebenſchaffendes aus einer anderen Quelle flieſsen müſſe, und dieſe Quelle war ihm die Philoſophie. Die Ahnung des Schönen und Groſsen, das im Chriſtenthum liegt, die Erinnerung an eine religiöſere, kräftigere Zeit erweckten Sehnſucht danach, und das Verlangen, das jene Zeit ſo ſtark gemacht in der Religion, zu erneuen. Eine lebendige Phantaſie und eine poetiſche Anſicht der Dinge (wohl nicht die ächte, doch nicht von der thörichten Art wie die obengerügte) geſellten ſich dazu, und machten den Vermittler zwiſchen dem Chriſtenthum und der Philoſophie. So entſtanden, nach unſerer Meinung, dieſe Predigten, von denen wir hier nur noch die Themata herſetzen:

1) Chriſtus, der ewige Arzt der krankenden Menſchen. 2) Das Chriſtenthum, die Religion des endloſen Kampfes. 3) Über die Mütterlichkeit der Kirche. 4) Der Chriſt in den Widerſprüchen des Daſeyns. 5) Was die Himmelfahrt für den Erlöſer, iſt der Tod für den Menſchen. 6) Maria, die Sonne der Frauen. 7) Über die ſieben Worte des Erlöſers am Kreutze. 8) Über die ewige Dauer des Chriſtenthums auf der Erde. 9) Viele ſind berufen, aber wenige auserwählet. (Warnte denn den Vf. kein guter Geiſt, das Evangelium vom groſsen Abendmahle aus den einfachen, *heiligen* Worten der Bibel, in neue Verſe übertragen, von der Kanzel herabzuſprechen?) 10) Über die Bedeutung des Abendmahls. (Möchte dieſe Rede, als Schluſs der zwey Sammlungen, doch Hn. S. ſagen, zu welchen Verirrungen ſeine Weiſe zu predigen führen kann, und wie, wenn man im Dunkel wandelt, man in Gefahr geräth, auf Dinge zu ſtoſsen und dieſe fremden Augen zu enthüllen, die ein Anderer mit frommem Schweigen bedeckt!) F. i. n. k.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Eſſen*, b. Bädeker: *Die Aufnahme einiger Zöglinge der weiblichen Erziehungsanſtalt zu Reckenburg in die chriſtliche Gemeine*, gefeyert in der reformirten Kirche zu Hueth von *F. W. Dethmar*, ref. Pred. daſelbſt. 1809. VI u. 52 S. 8. (4 gr.)

Ebendaſelbſt; *Das Confirmationsfeſt mit der evangel.*

lutherischen Gemeinde zu Essen, gefeyert von *B. C. L. Natorp*. 1809. 36 S. 8. (4 gr.)

Hr. *Dethmar* hat schon einmal eine Beschreibung einer Confirmationshandlung herausgegeben, die mit Beyfall aufgenommen, Rec. aber nur durch Recensionen bekannt geworden ist. So wie schon bey jener ersteren: so hat auch bey dieser Feyerlichkeit der lutherische Prediger, Hr. *Zurnieden* in Emmerich, einige Gebete gesprochen. Man wird sie, und die ganze Art, wie die Handlung begangen worden, im Ganzen genommen, sehr zweckmäßig finden, und eben dies muss Rec. auch von dem *natorpschen* Confirmationsfest rühmen, bey welchem es doch nicht gefallen will, dass die Confirmirten gleich in derselben Stunde der Confirmation das Abendmahl empfangen, und zwar so, dass sie es erst allein geniessen und dann erst, nach dem der ganze Act geendigt ist, die Gemeinde. Es scheint angemessener, dass die Communion erst am folgenden Tage von den Confirmirten und zwar gemeinschaftlich mit der Gemeinde gehalten wird, damit diese Handlung nicht, wie es hier scheint, ihr Versprechen ihnen wichtiger mache, sondern vielmehr ihre Gemeinschaft an den Wohlthaten der christlichen Kirche ihnen versiegele.

Man wird nicht verlangen, dass Rec. genau die Art, wie die Hnn. *D.* und *N.* die Confirmation eingerichtet haben beschreiben soll. Prediger, die sich gerne darüber belehren wollen, suchen wohl diese kleinen Schriften selbst zu erhalten, und werden gewiss sie mit Vergnügen durchlesen. Die Lieder sind gröstentheils neu und schön, die Anreden kräftig, die dabey zum Grunde liegenden Religionsideen richtig. Einige Anmerkungen aber, die überhaupt den jetzt bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Predigerton betreffen, und wozu die hier zu beurtheilenden Aufsätze Veranlassung geben, werden nicht am unrechten Orte seyn.

Hr. *N.* und so viele Prediger der jetzigen Zeit ermahnen zu viel und zu lange; der gewöhnliche Erfolg solcher Ermahnungen aber ist, dass Jeder, der sie hört, sie nicht sich selbst gegeben seyn lässt, sondern sie gleichsam einem Anderen wieder giebt, indem er die Worte des Predigers bey sich wiederholt. Nach Rec. Urtheil sollte der Prediger weniger ermahnen, mehr Wahrheiten vortragen und einschärfen, welche bewirkten, dass Jeder, der sie hörte, sich selbst ermahnte.

Hr. *Zurnieden* betet, wie viele Prediger, in Worten, die von einer sehr christlichen Gesinnung und Gemüthsstimmung zeugen. Z. B. Wir alle danken dir mit kindlich ergebenem, dir geheiligtem Herzen für die grosse Wohlthat, welche du uns durch die Religion Jesu erwiesen hast. Aber kann das mit Wahrheit von allen Zuhörern, in deren Namen es gesprochen ist, auch nur den allermeisten, gesagt werden? und ist es erlaubt, in einem Gebet von sich oder Anderen etwas zu rühmen, was man nicht mit Wahrheit rühmen kann? Darf man sich solcher Redensarten, die höchstens als Rednerfiguren gelten können, in Gebeten erlauben? Rec. enthält sich ihrer so viel als möglich, und sucht so etwas lieber als Wunsch auszudrücken: Gieb, o Gott, dass wir alle mit kindlich ergebenem, dir geheiligtem Herzen dir danken mögen.

Hr. *D.* lobt, wie viele heutige Prediger, an einer Stelle zu viel. Seine Zöglinge sind seit geraumer Zeit damit umgegangen, sich mit dem reinen Geiste des Christenthums vertrauter zu machen. Sie thaten deshalb tiefe Blicke in sich selbst, sie sahen die Wunder der Natur mit Aufmerksamkeit an, sie nahmen die biblischen und besten moralischen Schriften in die Hand, um daraus den Willen Gottes kennen zu lernen. Ist das Wahrheit oder nur Redefigur? und sind solche Figuren Predigern erlaubt? Rec. verneint das letzte. Er liebt zwar das Tadeln noch weniger, als das Loben. Aber es giebt auch Mittel, beidem auszuweichen. Was sonst zum Lobe der einzelnen confirmirten Jungfrauen gesagt ist, mag die Wahrheit nicht überschreiten. Es ist immer auf das hohe Ziel christlicher Tugend hingewiesen, und Demuth nicht nur empfohlen, sondern auch befördert, und so wird es Niemand tadeln können, wie man insonderheit fast überall die Kunst, speciell und individuell zu reden, die so wenige Prediger recht verstehn, wie sie hier geübt ist, zur Nachahmung empfehlen muss. Dfr.

Münster, b. Theissing: *Geistliche Lieder, nebst einigen Gebeten und Litaneyen, zum gottesdienstlichen Gebrauche des münsterischen Gymnasiums.* Mit Erlaubniss der Oberen. 1810. 238 S. kl. 8. (12 gr.) In einem ganz anderen Geiste, als viele der gewöhnlichen Liedersammlungen für Schulen und Gymnasien, ist diese Sammlung angelegt und gefertiget. Nicht versificirte Bitten um Aufmerksamkeit, Fleiss, Folgsamkeit u. s. w. findet man hier, sondern nur Ausflüsse einer edlen Begeisterung an den erhabensten Wahrheiten und Thatsachen unserer Religion. In traulichem Verein findet man hier die begeisterten aller Confessionen: denn im Ganzen ist die Religion und die Erhebung des Gemüths durch dieselbe doch nur eine. *Klopstock, Cramer, Novalis* sind die bedeutendsten Namen, welche in dieser geistlichen Anthologie gefeyert werden. Den deutschen Gesängen sind auch einige lateinische Lieder beygegeben, *pro matutino, pro adventu, pro quadragesima, pro paschate, de S. Spiritu, hymnus S. Ambrosii, de venerabili sacramento* und *de b. virg. Maria.* Auch hier ist das Beste ausgewählt. Im Anfange stehen die Gebete und Litaneyen. Nur eines der kürzeren Gebete stehe hier, um daraus ungefähr den Geist der übrigen zu erkennen. Es ist das Vorbereitungsgebet zum Opfer der h. Messe. „Allmächtiger, ewiger Gott! sieh gnädig herab auf deinen heiligen Altar, wo wir dir das Opfer des neuen Bundes darbringen, die Wiederholung jenes ewigen Opfers, was dein Eingeborener, unser Heiland und Erlöser, am Stamme des h. Kreuzes zur Versöhnung aller Sünden vollbrachte. Wir bitten dich, verleihe uns deine Gnade, dass wir deinen heiligen Geheimnissen mit wahrer Andacht des Herzens beywohnen, und der unendlichen Früchte derselben theilhaftig werden. Durch Jesum u. s. w.“ Unter diesen Gebeten auch noch die Litaney zu Ehren aller Heiligen mit ihrem: „Fabianus und Sebastianus, Kusmas und Damianus, Gerasius und Protasius, Ludgerus und Suibertus, — Agatha, Lucia, Agnes, Cäcilia u. s. bitte für uns!“ war Rec. nicht erwartend. Druck und Papier sind sehr schön. mmm.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Lobgesänge am Morgen und Abend* von *Juliane Maria Charlotta Veillodter*. Herausgegeben von *Valentin Karl Veillodter*, Pfarrer in Walkersbrunn. 1808. XII u. 50 S. 8. (8 gr.) Es ist wahr, was der Herausgeber in der Vorrede versichert S. XI. „Tragen gleich diese dichterischen Arbeiten nicht das Gepräge hoher Begeisterung: so wird doch gewiss der reine Geist des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, der aus ihnen spricht, manches fromme Herz ergreifen, und zu andachtsvollem Gefühle erheben.“ Einige davon hatte der Herausg. in die erste Auflage seines Communionbuchs aufgenommen. Da sie nach seiner Versicherung in öffentlichen Blättern gerühmt und ihm zugeschrieben wurden: so hat er sie jetzt, nachdem die Verfasserin gestorben ist, gesammelt, und dem Drucke übergeben. Warum sie aber gerade den Titel: Lobgesänge, führen, worunter man sich schon Ergiessungen eines erhabenen begeisterten Sinnes denkt, begreifen wir nicht. Es sind ihrer zusammen 14, nämlich an jedem Tage der Woche, am letzten Abend des Jahres, am Morgen des neuen Jahres, am Abend des Neujahrstages, am Charfreytage, Ostern, Pfingst- und Weihnachtsfeste. Man muss diesen Gesängen das Zeugniss geben, dass sie eine leichte Versification und gröstentheils richtige Reime haben. Der Gebrauch der Artikel erschwert oft das Errathen des Sinns z. B. S. 39:

Wo ist die Nacht, die auf dem Leben lag?
Es strahlt verjüngt im schönern Glanze wieder.
O du, die seine (des Glanzes oder des Lebens?) Klage
schweigen heisst,
Von der (der Klage oder der Unsterblichkeit?) der Mitton
stirbt, die Schatten fliehn,
Unsterblichkeit! Dich denkt des Menschen Geist u. s. w.

—R—

Monatsregister

vom

Julius 1812.

I. Verzeichniss der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Abd-Allatif relation de l'Egypte. Traduit p. *de Sacy* 139, 77.

d'Autel Prüfung des Werths der pestalozzischen Methode, besonders in Hinsicht ihrer Erziehungs- u. Unterrichts-Principien 140, 81.

B.

Becker Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. 3 B. 1—4 H. oder 9—12 H. 141, 89.

Bertuch Uebersicht der ausländischen Colonialwaaren u. ihrer inländischen Surrogate aus dem Pflanzenreiche 150, 166.

Biot Traité élémentaire d'astronomie physique. 2 éd. T. II. III. 133, 27.

Bode astronomisches Jahrbuch f. d. J. 1814 142, 97.

Bremer Bemerkungen u. Erfahrungen über die Wirksamkeit der Rinde des Traubenkirschbaums u. dessen therapeutische Benutzung in gichtischen u. rheumatischen Krankheiten 151, 175.

Büsching, s. Grundriss.

C.

Code des contributions directes. T. I. II 131, 13.

Code Napoléon, mis en vers françois, p. *D.* 131, 24.

Consbruch klinisches Taschenbuch für praktische Aerzte. 1. 2 Th. 4 Aufl. 134, 33.

——— Taschenbuch der Arzneymittellehre für praktische Aerzte u. Wundärzte. 2 Aufl. 134, 33.

D.

Darwin the temple of nature (herausg. v. *Kraus*). 141, 95.

De jure generis humani vel divisi in gentes, vel in unam civitatem, sc. hunc orbem conjuncti, s. de jure gentium et cosmopolitico 135, 41.

Dethmar die Aufnahme einiger Zöglinge der weiblichen Erziehungsanstalt zu Reckenburg in die christl. Gemeine 152, 184.

Deutschland, das gelehrte, angefangen von *Hamberger*, fortgesetzt von *Meusel*. 16 Bd. 5 Ausg. 139, 79.

——— das gelehrte, im 19 Jahrh. v. *Meusel*. 4 Th. 139, 79.

——— 13 Nachtrag zur 4 Ausg. des gelehrten, 139, 79.

Dujardin-Sailly Tarif chronologique des Douanes de l'Empire françois. 5 éd. 131, 14.

E.

Ebermaier Taschenbuch der Chirurgie für angehende praktische Aerzte u. Wundärzte. 2 Aufl. 1. 2 Bd. 134, 33.

——— Taschenbuch der Geburtshülfe für Aerzte u. Wundärzte. 1. 2 Bd. 134, 33.

Ebermaier Taschenbuch der medicinisch-chirurgischen Receptirkunst. 2 Aufl. 134, 33.

——— Taschenbuch der Pharmacie für Aerzte u. Apotheker. 1 Bd. 134, 33.

Encyklopädie, allgemeine, für praktische Aerzte u. Wundärzte, herausgeg. von *Consbruch* und *Ebermaier*. 4—9 Th. 134, 33.

Eytelwein Handbuch der Perspective. 1. 2 Th. 133, 30.

F.

Fielding Abenteuer auf einer Reise in die andere Welt. Aus d. Engl. 148, 151.

Freydig Veränderungen der regel- u. unregelmäßigen Zeitwörter in der franz. Sprache. Verbessert von *Meynier*. 2 Aufl, 144, 120.

Fricke Geschichte einer durch Lebensmagnetismus geheilten Epilepsie 151, 176.

Frohberg, *Regina*, das Opfer 141, 93.

G.

Gaupp religiöses Handbuch einer christlichen Familie auf alle Tage im Jahre über biblische Sprüche oder erbauliche Liederverse. Wohlfeile Ausgabe 146, 135.

Gren Grundriss der Chemie. 3 Ausgabe v. *Bucholz*. 1. 2 Th. 143, 105.

Grindel Handbuch der theoretischen Chemie zu akademischen Vorlesungen 143, 105.

Grundriss, literarischer, zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das 16 Jahrh. durch *v. d. Hagen* u. *Büsching* 136, 49.

H.

v. d. Hagen, s. Grundriss.

Handbuch zur Erklärung des N. T. für Ungelehrte. 1 Th. 2 Abth. 2 Ausg. 146, 136.

Heinsius d. vollkommene Geschäftsmann. 3 Aufl. 146, 135.

Hohenadel Forst- u. Jagd-Kalender. 2 Aufl. 145, 128.

Hopf Beobachtungen und Bemerkungen über die sogenannte schwarze Blatterkrankheit u. s. w. 153, 81.

Hoyer Dictionnaire portatif françois-allemand et allemand-françois contenant tous les termes techniques de l'art militaire. 2 éd. 155, 47.

——— Französisch-deutsches u. deutsch-französisches Handwörterbuch aller Kunstausdrücke in der Kriegswissenschaft. 2 Aufl. 155, 48.

Hufeland über Sympathie 132, 17.

K.

Kühnau die blinden Tonkünstler 137, 63.

Kühne recueil de contes intéressants et moraux. Nouv. éd. 141, 96.

Kunst-Kabinet, physikalisch-ökonomisches u. chemisch-technisches. 4 Bdchen. 131, 15.

L.

Lampadius erläuternde Experimente über die Grundlehren der allgemeinen u. Mineral-Chemie. 2 Bd. Herausgeg. von *Broſig*. 2 Bd. herausg. v. *Bercht* u. *Puſch*. 143, 105.
Lieder, geiſtliche, nebſt einigen Gebeten u. Litaneyen, zum gottesdienſtlichen Gebrauche des münſterſchen Gymnaſiums. 152, 184.
Lukas, ſ. Markus.

M.

Mader kritiſche Beyträge zur Münskunde des Mittelalters. 4 Bd. 135, 45.
Majer mytholog. Taſchenbuch. 1 Jahrg. 1811. 1 u. 2 Aufl. 139, 75.
Markus u. Lukas, die Evangeliſten, erklärt für Ungelehrte. 2 Ausg. 146, 136.
Meuſel, ſ. Deutſchland.
Meyer vollſtändige Intereſſentabellen zum Gebrauch für Capitaliſten u. ſ. w. des K. Weſtphalen und der benachbarten Länder 136, 65.
Michaelis. die Arithmetik, oder das bürgerlich-kaufmänniſche Rechnen in ſeinem ganzen Umfange. 3 Aufl. 144, 119.
Moritz, Anhang zu deſſen allgemeinem Briefſteller. Bearbeitet von *Heinſius*. 3 Aufl. 146, 136.
Mythologie des Indous, travaillée p. Mdme. *de Polier*, sur des Manuscrits authentiques apportés de l'Inde par Mr. *de Polier*. T. I. II. 148, 145.

N.

Natorp das Confirmationsfeſt mit der evangeliſchen Gemeinde zu Eſſen. 152, 183.

P.

de Polier, ſ. Mythologie.
Portier Cours de législation administrative. T. I. II. 151, 9.
Potocki Principes de chronologie pour les temps antérieurs aux Olympiades. 150, 167.

R.

Rathgeber, der erfahrne. 2 Bdchen. 131, 16.
Reber über den Begriff von Verbrechen u. Vergehen u. deren rechtliche Folgen 131, 15.
Roſenberger die Brautnacht. 141, 96.
de Rossel Traité des calculs de l'astronomie nautique 133, 27.
Rühs Finnland und ſeine Bewohner 153, 169.
Ruſswurm Johannes der Donnerer 130, 1.

S.

Sailer der Geiſtliche des neuen Bundes aus dem Geſichtspuncte des n. B. betrachtet. 2 Ausg. 144, 119.
Schilling v. Canſtadt Handbuch für Denker. 5 Th. 140, 87.
Schmalz Rede, als am Geburtsfeſte des Königs, d. 3 Aug. 1811, die kön. Univerſität zu Berlin ſich zum erſten Male öffentlich verſammelte 138, 71.
Schulz Reden über die chriſtliche Religion 152, 179.
Strohmeyer Grundriſs der theoretiſchen Chemie. 1. 2 Th. 143, 105.

T.

Taſchenbuch, gemeinnütziges, für Jedermann. 3 Bdchen. 131, 16.
Thieme erſte Nahrung für den geſunden Menſchenverſtand. 7 Aufl., durchgeſehen von *Dolz* 145, 127.
Tobler gründlicher Unterricht in der Rechenkunſt. Neue wohlfeilere Ausgabe. 1 Th. 144, 120.

U.

Unterricht, faſslicher, jedes deutſche Wort recht zu ſchreiben. 5 Aufl. 145, 127.

V.

Veillodter, Juliana Maria Charlotte, Lobgeſänge am Morgen u. Abend. Herausgeg. von *Val. K. Veillodter* 152, 184.

W.

Wadzeck, ſ. Wochenblatt.
Weſtphalen, geb. *v. Axen*, Gedichte. 5 Bd. 141, 92.
Wiedemann Sammlung u. Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch hin u. wieder in der deutſchen Sprache vorkommen. 3 Aufl. 139, 79.
Wochenblatt, nützliches u. unterhaltendes berliniſches, für den denkenden u. gebildeten Landmann. Herausgeg. von *Wadzeck*. 12 Viertelj. 132, 23.

Z.

Zeitſchrift, theolog., vormals von *Batz*, nun von *Brenner*. 6 Bd. 1—4 Heft 140, 87.
Zizius ökonomiſch-politiſche Betrachtungen über Handelsbilanz 138, 65.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonyme Verleger 131. 144.
Arnold in Dresden 135.
Bädecker in Eſſen 152 (2).
Barth in Leipzig 134.
Clament, Gebr., in Paris 131.
Enobloch in Leipzig 148.
Graz u. Gerlach in Freyberg 143.
Dunker u. Humblot in Berlin 136.
Ernſt in Quedlinburg 139.
Fleckeiſen in Helmſtädt 145.
Fleiſcher, Gerh., in Leipzig 152.
Franzen u. Groſſe in Stendal 130.
Garnery in Paris 131 (2).
Gaugen in Dorpat 145.
Geiſtinger in Wien u. Trieſt 138.
Gleditſchiſche Buchh. in Leipzig 141.
Göbhardt in Würzburg 140.
Göſchen in Leipzig 152.
Grenzius in Dorpat 142.
Heyer in Gieſsen 141.
Hitzig in Berlin 138. 142. 152.
Hofbuchhandlung in Rudolſtadt 148.
Hoffmann in Hamburg 141.
Huber u. Comp. in St. Gallen 144 (2).
Klostermann in Paris u. Petersburg 133.
Krüll in Landshut 131.
Kümmel in Halle 136.
Kunſt- u. Induſtrie-Comptoir in Amſterdam u. Leipzig 141.
Landes-Induſtrie-Comptoir in Weimar 132. 139. 150.
Literariſches Comptoir in Altenburg 133.
Lucius in Braunſchweig 141.
Maurer in Berlin 132. 146.
Meyerſche Buchh. in Lemgo 139.
Metzler in Stuttgardt 140.
Müller in Carlsruhe 140.
Nauck in Berlin 144.
Pluchart in St. Petersburg 150.

Realschulbuchh. in Berlin 153.
Köwer in Göttingen 143.
Salfeld in Berlin 157.
Schimmelpfennig in Halle 152.
Steinkopf in Stuttgardt 135.
Stettin in Ulm 131. 145.
Theising in Münster 152.
Tourneisen in Paris 148.
Treuttel u. Würz in Paris 135. 139.
Vogel in Leipzig 145. 146 (2).
Waisenhausbuchh., hall., in Halle u. Berlin 143. 152.
Widtmann in Prag 135.

III. Intelligenzblatt des Julius.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Kiel Verl. 42, 334.
Barth in Leipzig Verl. 44, 350.
Breitkopf u. Härtel in Leipzig Anzeige, die Leipziger Lit. Zeitung betreffend 43, 341.
Burns Beobachtungen über Hexenkrankheiten, Uebersetzungsanzeige 44, 352.
Degensche Buchh. in Wien Verl. 43, 351.
Donner über die nachtheiligen Folgen des Arseniks 42, 331.
Erholungen, ein thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete, 1 Jahrg. 2 Hälfte 43, 339.
Frommann in Jena Verl. 45, 355. 357, 359.
Guilhauman in Frankfurt a. M. Verl. 42, 334. 336. 44, 350. 351.
Hartknoch in Dresden u. Leipzig Verl. 41, 327.
Hemmerde u. Schwetschke in Halle Verl. 43, 341.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 45, 358.
Hof-Buch- u. Kunst-Handlung, privil., in Rudolstadt Verl. 41, 327. 42, 331. 333. 44, 349.
Mauche u. Söhne in Jena Subscriptionsanzeige 42, 339.
Schmidt in Berlin Verl. 44, 350.
Starke in Chemnitz Verl. 43, 343.
Vogel in Leipzig Verl. 41, 328.
Waisenhausbuchh. in Halle Verl. 43, 343. 45, 357.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Afzelius in Upsala 44, 348.
Andrée in Leipzig 42, 331.
Beck d. J. in Leipzig 44, 345.
Bessel in Königsberg 44, 345. 346.
Brugmans in Leiden 45, 354.
Camper in Gröningen 45, 355.
Canova in Rom 45, 355.
de Coninck in Hamburg 43, 340.
Crome in Mögelin 45, 354.
Cuvier in Paris 43, 340.
Diehl in Warschau 42, 332.
Dirksen in Königsberg 44, 345.
van den Ende in Holland 45, 354.
Erfurdt in Königsberg 44, 346.
Faber in Hamburg 43, 340.
Flament in Leiden 45, 355.
Gaspari in Königsberg 44, 346.
Gerlach in Wittenberg 42, 332.
Gotthold in Königsberg 44, 346.
Hagen d. Ä. in Königsberg 44, 346.
Hamann in Königsberg 44, 346.
Hennig in Königsberg 43, 357.
Herbart in Königsberg 44, 346.
Müntinghe in Gröningen 45, 355.
Noel in Paris 43, 340.
Norberg in Lund 44, 349.
Pope in Frankfurt a. M. 43, 340.
Scheu in Wittenberg 42, 332.
Schmidt in Wittenberg 42, 332.
Schmülling aus dem Münsterschen 44, 345.
Schumann in Leipzig 43, 354.
Schumann in Wittenberg 42, 332.
Schweigger in Königsberg 44, 346.
van Swinden in Amsterdam 45, 355.
v. Swinderen in Gröningen 45, 355.
Tegnér in Lund 44, 349.
Thieme in Wiburg 42, 332.
Vater in Königsberg 44, 346.
Weise in Annaburg 45, 354.
Willudovius in Samland 44, 345.
Zachariä in Königsberg 44, 345.

Nekrolog.

Götschel in Eutin 44, 345.
Holzapfel in Rinteln 43, 338.
Jansen in Paris 44, 345.
Lombard in Nizza 44, 345.
Magnien in Paris 45, 355.
Müller in Stuttgardt 44, 345.
de Nonal de la Houssaye zu Paris 45, 355.
Pallas in Berlin 44, 345.
Oliveri in Turin 45, 355.
Röntgen auf der Reise nach Afrika 45, 356.
Wanckel in Bottendorf 45, 355.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Brüssel, Preisaufgaben der Gesellschaft zur Aufmunterung der schönen Künste 44, 347.
Corfu, Preisfragen der ionischen Akademie 45, 356.
Hamburg, öffentliche Versammlung der Gesellschaft zur Beförderung der Künste u. öffentlichen Gewerbe am 21 May 43, 339.
Königsberg, Organisation der wissenschaftlichen Deputation für Ostpreussen, Westpreussen u. Litthauen und der damit verbundenen pädagogischen Gesellschaft 44, 346.
— — jetziges Präsidium, Directorium, und Vorlesungen der deutschen Gesellschaft 44, 346.
— — jetziges Directorium der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft 44, 347.
Montauban, Preisvertheilung und Preisaufgabe der Société des sciences, agriculture et belles-lettres des Tarn- u. Garonne-Departements 44, 347.
Toulouse, Sitzung u. Preisvertheilung der Académie des Jeux floraux am 3 May 44, 346.
Wien, Preisaufgabe der k. k. Akademie der bildenden Künste 43, 340.
— — Preisaufgabe für ein Lehrbuch der Comptabilitäts- u. Staatsrechnungs-Wissenschaft 44, 347.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Aschaffenburg, Prüfung u. Lectionsverzeichniss im Forstlehrinstitut 45, 353.
Königsberg, Disputationen, Pfingstprogramm,

Nachricht über das Observatorium, Klinicum u. den botanischen Garten. – Schulprogramme 43, 337.
Lund, die Professuren der griechischen und morgenländischen Literatur werden getrennt 44, 349.
Marburg, Promotionen und Antrittsrede 43, 337.
Parma, Aufhebung der vormaligen Universität. — Errichtung einer Akademie der kais. Universität — Errichtung zweyer Lyceen zu Parma u. Plaisanza 45, 355.
Plaisanza, s. Parma.
Upsala, Anzahl der Studirenden. — Medaille auf den Kronprinzen als Kanzler der Universität 44, 348.
Wittenberg, Universitätschronik vom April und May 42, 329.
Zeitz, Schulactus am 27 April 43, 338

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

Berlin, Verordnung der Polizey, die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel betreffend 44, 347.
Berzelius in Stockholm macht auf Kosten der Regierung eine Reise nach Frankreich 44, 348.
Gorgiulli in Neapel hat Lykophrons Cassandra zuerst ins Ital. übersetzt 44, 348.
Grau in Leipzig Bücher zum Verkauf 43, 343.
Grosse in Stendal Bücher zum Verkauf 41, 321.
Koethe in Jena Druckfehleranzeige 42, 336.
Kuinoel in Giessen Druckfehleranzeige 43, 344.
Link in Breslau Erklärung an Hn. Prof. *Voigt* in Jena 45, 360.
Meister in Breslau Erklärung 45, 359.
Norberg lässt seinen Codex Nazaraeus auf eigene Kosten drucken 44, 349.
Oedmann in Upsala, s. Schweden.
Oxenstierna in Schweden, s. Schweden.
Svanberg in Upsala, s. Schweden.
Schweden, literarische Nachrichten aus Briefen daher 41, 318.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 AUGUST, 1812.

THEOLOGIE.

GREIFSWALD, b. Mauritius: *Handbuch einer praktischen Pastoralwissenschaft*, welche ausser den theoretischen Belehrungen eine Sammlung von Materialien, Gedanken und Formen zu den Reden des Predigers in seinem Amte liefert, von Dr. *Gottlieb Schlegel*, seitherigem Generalsuperintendenten von Schwedisch-Pommern und Rügen, mit der *Lebensbeschreibung des Verfassers* und einigen erläuternden Anmerkungen und literarischen Nachweisungen herausgegeben von Dr. *Johann Ernst Parow*, Prof. der Theol. und Philos. 1811. 317 S. (Die Lebensbeschreibung 51 S.) kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das letzte Werk, das wir aus der Feder dieses ehrwürdigen Veteranen in der Theologie empfangen, welches schon als ein Product, worin er Resultate seiner vieljährigen gelehrten theologischen Forschungen sowohl als seiner ausgebreiteten Amtserfahrungen niedergelegt hat, unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Der Verewigte hatte es, selbst die Vorrede zum ersten Theile mit eingeschlossen, beynahe vollständig ausgearbeitet hinterlassen. Die Erfahrung, dass ein Theil der Studirenden auf den Universitäten die Pastoralwissenschaft ganz vernachlässigt, und selbst diejenigen, welche Vorlesungen über diese Wissenschaft besuchen, doch Belehrungen dieser Art, durch andere Geschäfte des Candidatenlebens zerstreut, nicht selten wieder vergessen, ehe sie in das Predigeramt treten, hatte den Vorsatz in ihm geweckt und befestigt, den angehenden Predigern mit einer solchen Anleitung zu den Pastoralgeschäften und Verhältnissen zu Hülfe zu kommen, welche Theorie und Ausübung mit einander verbindet, und eben deswegen von dem Vf. eine *praktische* Pastoralwissenschaft genannt wird. Die vorliegende erste Abtheilung dieses Handbuchs, um welche sich der würdige Herausgeber, Hr. D. *Parow*, das Verdienst erworben hat, den Text von einigen Flecken und Mängeln befreyt, und mit reichhaltigen schätzbaren Anmerkungen und Zusätzen (unter dem Texte) ausgestattet zu haben, enthält die theoretischen Belehrungen. Sie zerfällt (eine kurze Einleitung abgerechnet) in vier Abschnitte. Der *erste* betrachtet *das Predigtamt überhaupt* (Benennungen der Prediger, Zweck, allgemeine Pflichten und Würde des Predigtamts, die nothwendigen Eigenschaften, welche es voraussetzt, die Bildung und Vorbereitung zum Predigtamte, den Eintritt in dasselbe). In dem *zweyten* folgen die *allgemeinen Beschäftigungen des Predigtamts* (das Predigen selbst, worüber sich der Vf. am ausführlichsten verbreitet, das Katechisiren, die Taufhandlung, die Confirmation der Jugend, die Beicht- und Abendmahls-Handlung, die Geschäfte des Predigers bey den Ehen der Gemeindeglieder). Der *dritte* behandelt *die besondere Seelsorge und die Beschäftigungen des Predigers mit einzelnen Arten von Menschen*, Freydenkern, Religionsspöttern, Verächtern des öffentlichen Gottesdienstes, Personen, welche wegen lasterhafter Handlungen berüchtigt sind, Schwermüthigen u. dgl. m. In dem *vierten* wird *über die äusseren Verhältnisse* des Predigers gesprochen, sein Verhältniss zu dem Kirchenpatron, als Stadt- und Land-Prediger, seine wissenschaftliche Fortbildung, sein Hauswesen, und gewisse besondere mit den höheren geistlichen Stellen verbundene Verpflichtungen. Als eine Zugabe ist noch eine *kurze Anweisung für die Landschullehrer* beygefügt. Rec. glaubt durch diese kurze Übersicht des Inhalts hinlänglich gezeigt zu haben, wie viel dieses Handbuch umfasse. Man wird nicht leicht einen Punct ganz vermissen, dessen Erörterung in einer vollständigen praktischen Pastoralanweisung erwartet und verlangt werden kann.

Eine treffende und offene Beurtheilung des Geistes, der in diesem Werke herrscht, und des Nutzens, den es verspricht, hat gewissermaßen der Herausgeber selbst in dem Vorberichte geliefert. Sehr richtig bemerkt er S. VII—IX, dass vorliegendes Handbuch weder auf Reichthum an neuen und seltenen Bemerkungen, noch auf eine streng wissenschaftliche und systematische Darstellung der einzelnen Materialien, welche es umfasst, Ansprüche machen könne, dass sich vielmehr sein Verfasser damit begnügt habe, etwas Gutes (wenn auch nicht Originelles) und vorzüglich *in einem bestimmten Kreise* Brauchbares zu liefern. Allerdings gewinnen auch Bemerkungen, welche nicht gerade das Gepräge der Originalität an sich tragen, in dem Munde eines Mannes, der sich, wie der verewigte *Schlegel*, gewisse Ansichten und Regeln durch eine äusserst ausgebreitete, vieljährige und vielseitige Erfahrung gleichsam ganz zu seinem Eigenthume gemacht hat, einen eigenen Reiz. Es lässt sich vorzüglich in einzelnen Partieen dieses Handbuchs nicht verkennen, dass der Vf. auch in den späteren Jahren des Lebens nie aufgehört hat, selbst zu prüfen, und sich, so weit es seine beschränkte Zeit verstattete, mit Werken der neueren Literatur bekannt zu machen. Dabey bemerkt man freylich auch eben so sichtbar

die Richtung seines Geistes, sich mehr an das Positive, in der Erfahrung Gegebene und durch Erfahrung Bewährte zu halten, und dieses Einzelne in einer gewissen Ordnung zusammenzustellen, als sich mit abstracten Untersuchungen zu beschäftigen, und alles Einzelne auf höhere Principien streng-wissenschaftlich zurückzuführen. Befriedigender ist daher sein Handbuch da, wo er sich über die besonderen Beschäftigungen und Verpflichtungen des Predigers in Hinsicht einzelner Classen von Menschen und besonderer Verhältnisse verbreitet, als da, wo er von der Natur und dem Endzwecke des Predigtamts überhaupt, und seinen allgemeinen Beschäftigungen, besonders von dem Predigen selbst, redet. Auch hier vernimmt man zwar die Stimme eines erfahrnen Mannes; aber man sieht sich auch an mehreren Stellen veranlasst, theils bestimmtere Begriffe zu wünschen, theils eine erschöpfendere Ableitung gewisser Bemerkungen und Regeln aus höheren Principien, wodurch sie wissenschaftliche Begründung erhalten hätten. Wenn der Vf. z. B. S. 14 die *Religion* „die Sittlichkeit oder Pflichtübung in Beziehung auf Gott" nennt: so wird zwar durch diese Definition das Verhältniss der Religion zur Tugend, und die Art und Weise, wie sie sich am vollkommensten äussert, angegeben, aber das eigentliche Wesen derselben, welches Denken, Fühlen, Streben und Handeln zugleich umfasst, nicht erschöpfend bestimmt. Eben so wenig können wir uns mit dem Begriffe der *Predigt* begnügen, welchen der Vf. S. 39 aufstellt: „Die Predigt ist ein zusammenhängender Vortrag an eine zur Gottesverehrung versammelte Gemeinde, welcher den Zweck hat, Gottseligkeit und Sittlichkeit zu befördern." So sehr es auch unseren Beyfall hat, dass der Vf. im Folgenden ausdrücklich behauptet, der Prediger könne und solle eine gewisse wahre Beredsamkeit anwenden, um die Wahrheiten, welche er darstellt, dem Verstande und Willen besser einzuprägen und zu empfehlen: so hätte doch der Ausdruck: *Rede* (den der Vf. in einem sehr weiten Sinne fasst, als gleichbedeutend mit dem Ausdruck: ein zusammenhängender Vortrag), weit genauer bestimmt, der Unterschied zwischen der eigentlichen Rede (welche durch harmonische Beschäftigung höherer und niederer Geisteskräfte den Willen lenkt und bestimmt) und anderen zusammenhängenden Vorträgen festgesetzt, das Wesen der wahren Beredsamkeit, welche der Vf. meint, entwickelt, und aus dem allgemeinen Endzweck, den der Prediger überall im Auge haben muss, wo er, durch sein Amt aufgefodert, öffentlich auftritt, gezeigt werden sollen, warum auch die Predigt eine Rede seyn müsse. Die S. 39. 40 befindlichen Äusserungen über die Beredsamkeit auf der Kanzel sind schwankend und unbestimmt. Hätte sich der Vf. hier an genau festgesetzte Begriffe gehalten: so würde es ihm auch besser gelungen seyn, im Folgenden den Abschnitt seines Handbuchs, in welchem er (von S. 45 an) von den eigentlichen Materien der Predigt spricht, systematisch zu begründen. Denn von einer richtigen Vorstellung über das Wesen und den eigentlichen Zweck der Predigt ist auch die Entscheidung der Frage abhängig, welche Materien für den Kanzelvortrag geeignet sind. Dieselbe Bemerkung trifft die Äusserungen des Vfs. über die Disposition (S. 93 f.) und über die Elocution (S. 111 f.). Auch in diesen Abschnitten vermissen wir eine bestimmte Hinweisung auf den Begriff einer Predigt, oder einer *Kanzelrede*, der auch hier als das Princip aller einzelnen Regeln hätte betrachtet werden müssen. Die Disposition wird von dem Vf. (wie man besonders aus S. 93 f. sieht) nur von Seiten ihrer logischen Vollkommenheit betrachtet, in ihrer Angemessenheit zu dem Endzweck des Predigers, zu belehren, eine deutliche, bündige und bleibende Einsicht hervorzubringen. Will aber der Prediger nicht blos belehren, ist es ihm auch darum zu thun, dass er zugleich Gefühle und Neigungen für den dargestellten Gegenstand gewinne, und durch Beschäftigung des ganzen menschlichen Wesens den Willen kräftig und lebendig bestimme: so kommt es bey der Anordnung der Materialien einer Predigt zugleich darauf an, die Wirkungen, welche man durch den Vortrag auf das Erkenntnissvermögen, die Einbildungskraft, das Begehrungsvermögen und seine verschiedenen Neigungen und Bestrebungen zu äussern vermag, so nach psychologischen Gesetzen und Beobachtungen mit einander zu verketten und auf einander folgen zu lassen, dass der Wille am lebendigsten für den dargestellten Gegenstand gewonnen wird. Der Vf. würde gewiss, wenn er von einer bestimmteren Beantwortung der Frage: In wiefern soll die Predigt eine Rede seyn? ausgegangen wäre, diesen für die Theorie der Disposition so wichtigen Umstand nicht unbemerkt gelassen haben. Eben so vermissen wir da, wo von dem Predigerstande überhaupt gesprochen wird, ein bestimmtes Resultat über den Zweck der öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen. Der Vf. übergeht diese nothwendige Prämisse ganz, und wendet sich, ohne sich darüber zu erklären, S. 15 sogleich zu den allgemeinen Pflichten des geistlichen Standes (welche aus jener Prämisse vielmehr abgeleitet werden mussten). Warum eine gründliche Gelehrsamkeit zur zweckmäsigen Führung des Predigeramtes unentbehrlich sey, hat der Vf. (S. 27 f.) nicht so befriedigend gezeigt, als es in unserem Zeitalter, welches gar zu oft Popularität mit seichter und oberflächlicher Kenntnis und Behandlung eines Gegenstandes zu verwechseln pflegt, nöthig ist. Bestimmter und ausführlicher wünschten wir S. 55 f. oder S. 69 f. den Werth *historischer Predigten* erörtert zu sehen, und den Standpunct angegeben, von welchem der Prediger, wenn er Thatsachen der Geschichte auf der Kanzel behandelt, ausgehen muss. Sehr richtig werden zwar S. 82 u. 83 die Materialien einer Predigt, welche zur Erklärung dienen, von denen, welche zur Begründung dienen, unterschieden: aber der Vf. bleibt zu sehr im Allgemeinen stehen, ohne die verschiedenen Quellen und Methoden der Erklärung und Begründung gehörig zu würdigen und ihre Anwendung in der Predigt zu zeigen. Ein für Pastoralanweisungen sehr wichtiges Capitel ist die Untersuchung der Art und Weise, wie

ſich der Prediger gegen *Schwermüthige* zu benehmen hat. Der Vf. hat ſie nur kurz und oberflächlich S. 263 berührt. Gegen mehrere einzelne Anſichten und Grundſätze würden ſich Einwendungen erheben laſſen, welche von dem Vf. nicht berückſichtigt worden ſind. So möchten wir S. 23, wo von der Würde und dem Nutzen des Predigtamtes die Rede iſt, folgende Behauptung nicht unbedingt unterſchreiben: „Sie (die Prediger) ſind Diener Gottes und der Menſchen, und können ſich nicht als Nachfolger der Propheten, Bevollmächtigte der Gottheit, Mittelsperſonen zwiſchen Gott und den Menſchen und Fürbitter bey Gott betrachten.“ So wenig Rec. daran zweifelt, daſs der Prediger mit vollem Recht ein *Diener Gottes und Chriſti* genannt werde: ſo würde er doch ſehr Bedenken tragen, ihn *als Diener der Menſchen* darzuſtellen; ein Ausdruck, der gar zu leicht ein Vorurtheil veranlaſst, welches in unſerem Zeitalter ſeine Stimme oft ſehr laut erhoben hat, und von dem würdigen Vf. ſelbſt gewiſs nie gebilligt werden konnte, als ob die Nothwendigkeit des Predigerſtandes darauf beruhe, daſs der Staat zur Erreichung ſeiner Endzwecke der Prediger bedürfe. Und warum ſollte man nicht den Prediger, der von einem wahrhaft göttlichen Sinne durchdrungen, und für ſeinen heiligen Beruf begeiſtert iſt, wenn auch nicht einen Bevollmächtigten oder Geſandten Gottes, wie Jeſum, oder einen Fürbitter bey Gott, doch einen Nachfolger der Propheten, und gewiſſermaſsen einen Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen nennen dürfen, da es in der That den Beruf des Predigers ausmacht, nach dem Vorbilde Jeſu die Gnade Gottes den Menſchen zu verkündigen, und dieſe durch ächte Religioſität und Sittlichkeit der Gottheit zu weihen? Über den Vortrag der Sittenlehren wird unter andern S. 51 bemerkt: „Doch hüte ſich der Prediger, Handlungen, die nicht erfüllt werden können, und gegen welche Einwürfe gemacht werden dürften, vorzuſchreiben.“ Das Abſolut-Unmögliche kann und darf der Prediger allerdings niemals fodern. Aber wollte er ſich unbedingt durch Einwürfe, welche gegen dieſe oder jene Handlung erhoben werden dürften, abſchrecken laſſen, zu ſolchen Handlungen zu ermuntern: zu welcher *fehlerhaften* Nachgiebigkeit gegen Vorurtheile oder gegen den Geiſt des Zeitalters könnte ihn dieſer Grundſatz verleiten! Willkührlich iſt es, wenn der Vf. S. 111 den Ausdruck: *elocutio* auf die ganze Ausarbeitung der entworfenen Dispoſition bezieht, da man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nur die Schreibart ſo zu nennen pflegt. Eben dieſe Bemerkung iſt auf das, was der Vf. S. 112 äuſsert, anwendbar: „Die allgemeinen guten Eigenſchaften der Schreibart kann man in der *Schicklichkeit* zuſammenfaſſen.“ Zweckmäſsiger wäre dieſer Ausdruck unſtreitig zur Bezeichnung des Princips für die *beſonderen* (in Hinſicht auf die verſchiedenen Zwecke, welche durch die Darſtellung zunächſt erreicht werden ſollen, ſich unterſcheidenden) *Gattungen* der Schreibart und ihre Geſetze. Überhaupt iſt auch dieſe Lehre von der Schreibart in dem vorliegenden Werke nicht befriedigend ausgeführt. Die von dem Vf. gewählte Anordnung findet Rec. im Ganzen zweckmäſsig, und wohl dazu geeignet, dem Leſer eine leichte Überſicht der Hauptbeſtandtheile einer praktiſchen Paſtoralwiſſenſchaft zu gewähren. Vorzügliche Auszeichnung verdienen unter anderen die äuſserſt praktiſchen Bemerkungen des Vfs. über das Gebet (S. 95 f.), über den Ausdruck des Thema (S. 99 f.), über die Übergangsformeln in Predigten (S. 118), über die Methode der Dispoſition und Ausarbeitung (S. 119 f.), und über die Feſt- und Caſual-Predigten (ein Capitel, welches in einem beſonderen Anhange S. 139—158 mit vorzüglicher Sorgfalt bearbeitet worden iſt). Übrigens beurkunden mehrere Äuſserungen (z. B. was S. 35 u. 36 von dem Werthe der ſymboliſchen Bücher und S. 201 f. von der Beichthandlung geſagt wird) die *liberale* theologiſche Denkungsart des verewigten *Schlegel* ſehr rühmlich.

Gewonnen hat das Ganze unſtreitig durch die ſchon oben kürzlich erwähnten ſchätzbaren *Zuſätze* des würdigen *Herausgebers*, in denen er theils literariſche Nachweiſungen liefert, welche dem Leſer willkommen ſind, theils gewiſſe Begriffe ausführlicher und richtiger beſtimmt, theils über philoſophiſche und theologiſche Fragen, welche mit den Bemerkungen des Vfs. in genauer Verbindung ſtanden, und über Gegenſtände des Kirchenrechts und der kirchlichen Geſetze mit eben ſo viel Gelehrſamkeit als philoſophiſchem Scharfſinn ſich verbreitet. Sehr richtig beſtimmt der Herausgeber die älteſte und urſprüngliche Bedeutung des Ausdrucks *Klerus* S. 5 f. dahin, daſs er einen Stand bezeichnete, den Gott von anderen ausgeſondert und zu ſeinem Eigenthume und Dienſte geweiht habe, und zeigt aus dem bibliſchen Sprachgebrauch und der Geſchichte, wie ſich erſt aus jener Bedeutung diejenigen allmählich enwickelt haben, welche von anderen Theologen für die älteſten und urſprünglichen gehalten worden ſind. Beachtungswerth iſt, was er S. 9 f. gegen die unlängſt von *Marheineke* vertheidigte Anſicht erinnert, daſs jeder Geiſtliche ein Prieſter ſeyn, d. h. in einem höheren Sinne des Worts das den Prieſtern des Alterthums zuerkannte Opfergeſchäft verrichten ſolle. So gern wir indeſſen dem Herausgeber einräumen, daſs jene Anſicht, wenn ſie nicht genau beſtimmt und begrenzt wird, leicht Miſsdeutungen erwecken, und dem Streben und Wirken des geiſtlichen Standes eine ſchiefe Richtung anweiſen könne (als ob ſeine ganze Würde und Beſtimmung einzig im Entbehren geſucht werden müſſe): ſo möchten wir doch den Gebrauch jenes Bildes (der in der That durch die Sprache der chriſtlichen Urkunden ſelbſt veranlaſst wird, wo Gottgeweihte und Gott ſich weihende Seelen bisweilen mit Opfern verglichen werden, z. B. Römer 12, 1) nicht unbedingt miſsbilligen, da eine wahre, innige Religioſität und ein Streben nach der höchſten und reinſten Sittlichkeit in der That eine gewiſſe Bereitwilligkeit des Gemüths in ſich faſst, da, wo es das höhere religiöſe und ſittliche Intereſſe gebeut, auch auf jeden irdiſchen Genuſs Verzicht zu leiſten (das ſinnliche Wohlſeyn der Pflicht, die

sich als Pflicht unverkennbar ankündigt, zu (*opfern*) und eben darin die höchste Würde des wahren Christen besteht. Der Zweck des Predigtamts wird von dem Herausgeber S. 15 richtiger, als S. 13 von dem Vf. bestimmt. Treffend sind die Bemerkungen des Herausgebers über die Ausdrücke: *Gottselig* S. 13, und *Erbauen* S. 44. Nur muss der letztere noch genauer aus dem zum Grunde liegenden Bilde eines Gebäudes entwickelt werden. Die Urtheile des Herausgebers S. 49 f. über die Frage, ob sich der Prediger der eudämonistischen Triebfedern in seinen Vorträgen bedienen dürfe, unterschreibt auch Rec. im Ganzen, so wie das, was S. 52 f. gegen die Behauptung einiger neuerer Theologen bemerkt wird, dass man in der geoffenbarten Religionserkenntniss auf den Gebrauch seiner Vernunft freywillig Verzicht leisten müsse. Sehr richtig erklärt sich der Herausgeber S. 60 f. gegen solche Beschreibungen äusserer Gegenstände auf der Kanzel, welche zu sehr ins Detail gehen und den Geist auf das Irdische richten. Der Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Vorträgen wird S. 80 sehr deutlich gezeigt. Weniger befriedigt die Art, wie er S. 92 u. 93 das Verhältniss der Popularität im Predigen zur Simplicität bestimmt: „Die *Popularität* ist immer noch mit einem höheren Grade von Lebhaftigkeit und sogar Derbheit verträglich, die *Simplicität* hält sich aber immer in den Schranken der Affectlosigkeit und Ruhe, und weiss mehr durch die ungekünstelte, leichte und ungezwungene Darstellung, als durch Erregung irgend eines Affects das Herz in Anspruch zu nehmen, und für oder wider einen Satz zu gewinnen." Mit dem Ausdruck: Simplicität, pflegt man vielmehr überhaupt die Eigenschaft zu bezeichnen, welche ein Werk der Kunst (also auch eine Predigt) dann besitzt, wenn es so wenig als möglich an einen Aufwand von Kraft und Kunst von Seiten des Urhebers erinnert, wenn Alles in ihm so erscheint, als ob es ein reines Werk der Natur sey, und nicht anders seyn könne. Die Simplicität kann daher einer lebendigen und affectvollen Darstellung nicht entgegengesetzt werden. Auch die ergreifendste und erhabendste Darstellung kann den Schein der Kunstlosigkeit an sich tragen und in diesem Sinne einfach seyn. Wie eindringend, lebendig und feurig sprach Demosthenes, und dabey — wie einfach und natürlich! Die Popularität eines Vortrags im engeren Sinne (d. h. seine Angemessenheit zu der Denkungsart und Erkenntnissart der niederen Stände) beruht nun allerdings zum Theil auf dieser Einfachheit. Denn je ungezwungener und natürlicher die Verbindung, Anordnung, Einkleidung der Gedanken ist: desto leichter und schneller wird der Vortrag in der Regel gefasst. Doch macht die Simplicität noch nicht einzig und allein die ganze Popularität eines Vortrags aus. Keine Predigt kann vollkommen populär seyn, wenn sie nicht einfach ist; aber nicht jede einfache Predigt ist darum schon vollkommen populär, und wir können dem Herausgeber nicht beystimmen, wenn er (S. 93) glaubt, der Ausdruck *Simplicität* bezeichne immer eine Eigenschaft, welche nicht ohne Popularität, obgleich die Popularität wohl ohne sie, bestehen und von dem einen oder anderen Prediger geübt werden könne. Die Popularität begreift auch noch manche besondere Hinsicht auf die Eigenthümlichkeiten des Volkssinnes in sich, welche nicht schon in jenem Begriffe der Einfachheit enthalten ist. Manches ist nach dem Urtheile gebildeter Zuhörer und Leser einfach und ungezwungen, ohne darum den niederen Ständen vollkommen klar zu seyn. Nützliche und treffende Winke geben die Bemerkungen des Herausgebers über einige oft vernachlässigte Hauptregeln bey dem Disponiren einer Predigt S. 101 — 105 an die Hand. Nur kann sich Rec. von der Richtigkeit der S. 104 aufgestellten Regel nicht überzeugen: „Bey zusammengesetzten Sätzen (d. h. bey Hauptsätzen, welche aus zwey Hauptbegriffen zusammengesetzt sind) muss man so viele Haupttheile wählen, als einfache Sätze in dem Hauptsatz begriffen sind." Da ein Thema die Begriffe, aus denen es besteht, zu *einem Ganzen* genau und innig vereinigt: so müssen sich auch die Theile desselben auf jene Begriffe *gemeinschaftlich* (auf jenes verbundene Ganze) beziehen. Ausserdem würde der ganze Vortrag nicht *eine* Predigt, sondern zwey oder mehrere ausmachen. Hat ein Thema jene verlangte *Einheit* wirklich (d. h. ist es eine genau bestimmte, feste und scharf begrenzte Verknüpfung von Begriffen): so müssen sich auch die einzelnen Theile ungezwungen so darstellen und ordnen lassen, dass sich jeder einzelne auf jenes gemeinschaftliche Ganze bezieht. Ein Thema, dessen ganze Natur diess Letztere unmöglich macht (dessen ganzer Ausdruck schon Theile ankündigt), ist fehlerhaft gewählt, und kann eigentlich nicht *ein* Thema, sondern eine Verbindung mehrerer Hauptsätze genannt werden, deren jeder in einem besonderen Vortrage ausgeführt werden sollte. Soll z. B. der von dem Herausgeber als Beyspiel genannte Satz: „Der Glaube an Jesum berechtigt uns, einen allgemeinen und dauerhaften Frieden auf Erden zu hoffen, und verpflichtet uns zugleich, zur Erfüllung dieser Hoffnung mitzuwirken," als ein Hauptsatz behandelt werden können, dem es nicht an Einheit fehlt: so muss *jeder* einzelne Theil einen Grund aufstellen, der sich auf das Ganze bezieht (d. h. der *sowohl* zu jener *Hoffnung* berechtigt, *als* verpflichtet, zur Erfüllung derselben mitzuwirken). Übrigens machen wir das Publicum noch auf die interessanten Bemerkungen des Herausgebers über das Wesen der Katechetik (S. 169 f.), über die Eigenschaften und Zahl der Gevattern (S. 183 f.), über die Verschweigung der dem Prediger anvertrauten Geheimnisse (S. 209), über die dispensabeln und indispensabeln Fälle für die Ehen unter nahen Verwandten (S. 226 f.), über die Widerlegung der Haupteinwürfe gegen das Christenthum (S. 251 f.) aufmerksam. Allen Verehrern des verewigten *Schlegel* wird unstreitig die von dem Herausgeber hinzugefügte gehaltvolle Lebensbeschreibung desselben (welche auch besonders gedruckt worden ist: Leben, Verdienste und Charakter D. *Schlegel's* aus den von ihm selbst entworfenen Grundzügen dargestellt von D. *Parow*, Greifswald, b. Mauritius. 1811. 51 S. 8) eine sehr schätzbare Zugabe seyn. St.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 AUGUST, 1812.

JURISPRUDENZ.

Revision der dermalen in den vornehmsten europäischen Seestaaten geltenden Seerechte und der Literatur derselben.

Die in dem römischen Gesetzbuche zerstreuten rhodischen und römischen Seegesetze machen das Fundament aus, auf welches die mehresten Schriftsteller über das Seerecht, die Autorität besitzen, ihre Arbeiten gebaut haben. Der Commentar, den *Bynckershoeck* in seinen verschiedenen Werken giebt, ist das brauchbarste, welches darüber erschienen ist. Ferner sind zu beachten:

P. Peckii in Tit. Dig. et Cod. ad rem nauticam pertinentes Commentarii.

Der berühmte holländische Rechtsgelehrte *Vinnius* hat nachmals Zusätze aus dem neueren Seerechte dazu gemacht. Die Falschheit der ausser den in dem *Corpore juris* enthaltenen Fragmenten angeblich aufgefundenen rhodischen Seegesetze hat am besten *Bynckershoeck* und *Emérigon* dargethan.

In England hat das Seerecht der Insel Oleron noch immer gerichtliche Autorität, so wie daselbst das wisbysche, das französische Recht der *Ordonnance de la marine* von 1681, welches in den *Code de commerce* übergegangen ist, und das hanseatische Seerecht in den Gerichten citirt wird. Das Consulat der See gilt mehr daselbst in Prisensachen als in anderen Seesachen. Es giebt keine englische Übersetzung dieses Rechtes, als nur von den Capiteln, die von Prisensachen handeln, in

A Collection of public Acts and papers relating to the principles of armed neutrality. London 1801,

die mit der Übersetzung des 273 und 287 Capitels anhebt.

Übrigens sind über die in England geltenden fremden und statutarischen Seerechte zu beachten:

A general Treatise of the dominion of the Sea and a compleat body of the Sea-laws. London 1709.

und

Lex mercatoria,

welches zuerst 1686 in London herauskam, späterhin aber unter dem Titel:

Lex mercatoria rediviva von *Beawes*

herausgegeben wurde.

Was das Kriegsseerecht betrifft: so ist über den Process das berühmteste Buch

Praxis supremae curiae Admiralitatis Franciſci Clerke. Londini 1798.

Demnächst

A compendious view of the civil Law and of the Law of the Admiralty by *Arthur Browne*, 2 Volumes. London 1802.

Sammlungen der alten Prisengesetze sind enthalten in

Collectanea maritima by *C. Robinson.* Lond. 1801.

Die berühmtesten englischen Prisengesetze sind jetzt ausser den *Orders of Council:*

An Act for the Encouragement of Seamen, and for the better and more effectually manning His Majesty's Navy (17 June 1793),

und

An Act for the better Regulation of His Majesty's Prize-Courts in the West-Indies and America, and for giving a more steedy and effectual Execution to the Decrees of the Lords Commissioners of Appeals (2 July 1801).

Entscheidungen der englischen Prisenrichter in folgenden Werken:

The Life of Sir Leoline Jenkins. 2 Volumes. London 1724, am Ende des 2ten Theiles.

Decisions in the High Court of Admiralty; during the time of Sir George Hay, and of Sir James Marriott late judges of that Court. 2 Vol. London 1801.

Wichtiger als alle diese Werke ist folgendes Werk, weil es höchst wahrscheinlich für die Folgezeit eine grösere Anwendung erhalten wird:

Reports of cases argued and determined in the High Court of Admiralty; in the time of the Right Hon. Sir William Scott. By *Chr. Robinson.* 6 Volumes. London.

Der letzte nach Dännemark gekommene Theil ist der erste Theil des 6ten Bandes. Jeder Band hat 2 Theile.

Für diejenigen, welche Deutsch verstehen, sind die Grundsätze des englischen, so wie des französischen Kriegsseerechtes nachgewiesen in

Jacobsen Handbuch des praktischen Seerechtes der Engländer und Franzosen. 2 Bände. Hamburg.

Die vorhin angeführten Seegesetze sind unter anderen in folgendem Werke gesammlet:

Bibliotheca di Gius nautico. 2 Tomi. Firenze 1785.

Dieſs Werk enthält das rhodische, das römische, das oleonsche, das wisbysche, das hanseatische Seerecht, die Gesetze Philipps II, das Consulat und einige andere unbedeutende Seestatuten.

Corpus juris nautici oder Sammlung aller Seerechte der bekanntesten handelnden Nationen alter und neuer Zeiten nebst der Assecuranzhaverei und anderen zu den Seerechten gehörenden Ordnungen, von *J. A. Engelbrecht*. Lübeck 1790.

Diese Sammlung enthält dieselben Gesetze in deutscher Übersetzung.

Der 5te Theil von

Baldasseroni delle Assicurazioni marittime Trattato. Livorno 1804.

enthält eine vollständige Sammlung der europäischen Seegesetze, so weit sie das Assecuranzfach betreffen.

Die am mehrsten verbreiteten Exemplare des Consulats sind die italiänischen Übersetzungen mit dem Commentar des florentinischen Rechtsgelehrten *Casaregis*, z. B. die Ausgabe unter folgendem Titel:

Il Consolato del mare colla Spiegazione di G. M. Casaregi. Venezia 1737. 4.

Kürzlich hat Hr. *Boucher* in Paris eine französische Übersetzung von diesem Gesetzbuche in 2 starken Octavbänden herausgegeben unter dem Titel:

Consulat de la mer, traduit du catalan en français par *P. B. Boucher*, Professeur de droit commercial à l'académie de législation. Paris 1808.

Er ist darüber mit Hn. *Azuni* in Streit gerathen, der in vielen Sachen nicht einerley Meinung mit ihm ist, und der die ausführlichste Nachricht über die Entstehung und Verbreitung dieses Gesetzbuches in folgendem Werke:

Origine et progrès du droit et de la législation maritime avec des observations sur le Consulat de la mer par *M. Azuni*, Président de la cour Impériale de Gênes. Paris 1810.

vorgetragen hat.

Sowohl der Vf., als der Ort, woselbst das Consulat zuerst Gesetzeskraft erhalten, ist unbekannt. Es ist wahrscheinlich, dass die Sammlungen spanischen Ursprungs sind, obgleich Hr. *Azuni* glaubt, dass sie von Pisa stammen. Wäre späterhin für die Schifffahrtsgesetzgebung so gesorgt, als wie durch diese Vernunft- u. Billigkeits-Gesetze: so würde es gut um die Seegesetzgebung stehen. Vieles daraus ist nur auf die Kindheit der Schifffahrt anwendbar; aber man kann diesen Code nicht zu Rathe ziehen, ohne für die Weisheit und Billigkeit desselben die höchste Achtung zu empfinden.

Das Consulat gilt noch als Gesetz in Sardinien, in sofern königliche Verfügungen es nicht modificirt haben, und galt in den spanischen Seehäfen der mittelländischen See, ehe sie von den Franzosen occupirt waren. Es wird übrigens als Vernunftgesetz in allen Seestädten beachtet.

Das jetzige dänische Seegesetz ist das 4te Buch in Christians V Gesetzbuch.

Es hat auch in den deutschen Provinzen Dänemarks Gesetzeskraft, in sofern ihm nicht durch Statuten und, was Altona betrifft, durch die hamburgische Assecuranzordnung widersprochen wird. Es ist aus den alten dänischen Seegesetzen, die weit zahlreicher sind, wie man es auswärts kennt, und aus dem wisbyschen Seerechte entstanden. Viele Verfügungen beziehen sich aber, was z. B. Volkshäuer betrifft auf veraltete Einrichtungen. Man hat folgenden sehr brauchbaren Commentar darüber:

Forsög til den Fierde Boys Fortelkeing a Christian den Femtes danske og norske Lov og de oldre Loves Bestemmelser, som kechein til denne Deel of den danske Lovgiveing, ved C. Brorson, Advocat - Hoiesteret. Kiöbenhavn 1797.

Das schwedische Seerecht ist von 1667, und, so wie das Dänische, in vielen Puncten veraltert. Es sind indess in den späteren Zeiten weit mehr Sätze desselben näher bestimmt, wie bey anderen Nationen, die alte Gesetzbücher haben. Von Hn. *J. A. Flintberg*, Fiscal bey dem königl. Commerzcollegio in Stockholm, erschien 1794 ein Commentar über das dermalen geltende schwedische Seerecht unter dem Titel:

Anmärkningar til Sweriges Rikes Sjö-Lag, Jämte For fattningarne om hwarje, å utrikes ort wistande Swensk Agents, Consuls eller Commissaries, med handel och sjöfart gemenskap ågande skyldigheter och rättigheter. Utgifne, tillika med Orda-Register, af.... Med Kongl. Majts Allergnädigste Privilegio daterat den 26 Novemb. 1793.

In der späteren Ausgabe dieses Commentars befinden sich im Nachtrag eine Menge gerichtliche Entscheidungen.

Die erste Ausgabe dieses Werkes ist deutsch übersetzt 1796 zu Greifswald von Hn. D. *E. F. Hagemeister* herausgegeben.

Das preussische Seerecht ist sehr zweckmäßig, sehr ausführlich, und befindet sich in dem 2ten Theile des allgemeinen Landrechtes für die preussischen Staaten. Es ist aus dem alten nordischen Seerechte und dem früheren preussischen Seerechte entlehnt. Die berühmten hamburgischen Kaufleute *Joh. Schuback* und *Sieveking*, so wie Hr. *Geerderts* zu Lübeck, sind bey dem Entwurf desselben befragt worden. Es wird auch in den russischen Seestädten, so weit das russische Seerecht nicht zureicht, allegirt. Es existirt folgender Commentar über das preussische Recht:

Commentar zum allgemeinen Landrecht für die preussischen Staaten oder Erläuterungen des allgemeinen Landrechtes und Vergleichung desselben mit dem gemeinen, besonders römischen Rechte. Breslau 1805 u. 1806.

Bis jetzt sind 2 Theile dieses Commentars erschienen.

Der russische Seecodex verdankt der Kaiserin *Catharina II* seine Entstehung. Er führt den Titel:

Russisch kaiserliche Ordnung der Handelsschifffahrt auf Flüssen, Seen und Meeren. Auf allerhöchsten Befehl aus dem Russischen übersetzt von *C. G. Arndt*. St. Petersburg 1781. 2 Theile in 4.

Ein dritter Theil, der die Verordnungen wegen der Werfte, wegen des zum Bau der Schiffe und Fahrzeuge erfoderlichen Holzes, und wegen der Schifffahrtschulen enthalten sollte, ist bis jetzt nicht erschienen.

Das russische Seerecht ist aus den übrigen nordischen Seerechten, auf die Local- und National-Verhältnisse angepasst, zusammengetragen. Die erschienenen

Theile enthalten zuerst allgemeine Regeln wegen der Schifffahrt im Allgemeinen, dann über die Pflichten des Schiffers, des Steuermannes, des Zimmermannes, eines Schiffsbedienten oder Schiffsmannes und aller übrigen auf dem Schiffe befindlichen Leute. Sie enthalten die Form des Contractes zwischen dem Schiffer und den Schiffsbedienten und Leuten. Sie handeln von der Befrachtung und von den Rhedern oder Eigenthümern eines Schiffes, von der Pflicht des Maklers, von Assecuranzen, von der Convoy, von Havereien, von Schiffbruch und Verunglückung, von dem Berglohn und von Lootsen. Es giebt keinen Commentar dieses Rechtes.

Ausser dem Consulat der See für die Häfen des Mittelmeeres galten vormals in Spanien die *Ordonanza de Bilbao*, für die Häfen des atlantischen Meeres und für Cadix die *Contrattacion de Sevilla*, so wie die verschiedenen spanischen Sammlungen von Gesetzen eine Menge Vorschriften für die Handlung enthielten.

Welche Gesetze fortan in Spanien herrschen werden, wird die Zukunft lehren. Die alten spanischen Gesetze wurden in Portugal, wofern einheimische Statuten keine Abänderungen getroffen hatten, bey Seesachen gerichtlich beachtet.

Weiter, wie eines dieser Seegesetze, herrscht jetzt der *Code de commerce* von *Napoleon*.

Code de commerce. Edition originale et seule officielle. Paris 1807.

Da er grösstentheils aus früheren französischen Gesetzen entlehnt ist: so bleiben *Valin*, *Pothier* und *Emérigon* die besten Ausleger desselben, die, alle drey Rechtsgelehrte, mit Gründlichkeit das alte französische Seerecht commentirt haben. Es sind eine Menge Bücher über diesen Code erschienen.

Herr *Sanfouretre-Laporte* hat die auf den neuen Code aus Valin passenden Stellen unter folgendem Titel abdrucken lassen.

Le nouveau Valin ou *Code commercial-maritime*, par *Sanfouretre-Laporte*, Avocat, rédacteur du journal de jurisprudence commerciale, revu et approuvé par M. P. B. Boucher, jurisconsulte et Conseiller d'Etat de Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies. Paris 1809.

Was das französische Prisenrecht betrifft: so beziehen sich auch obige Commentare darauf, und die beiden hauptsächlichsten Werke darüber sind:

Nouveau code des prises, ou recueil des édits, déclarations, lettres patentes, arrêts, ordonnances, réglemens, et décisions, sur la course et l'administration des prises, depuis 1400 *jusqu'au mois de mai* 1789 (v. st.), *suivi de toutes les lois, arrêtés, messages, et autres actes qui ont paru depuis cette dernière époque jusqu'au* 3 *prairial an* 8. Par le *C. Lebeau*, chargé des détails du bureau des lois du ministère de la marine et des colonies. 4 Tomes. Paris an 9.

und

Code des prises et du commerce de terre et de mer. Par *F. N. Dufriche-Foulaines*, jurisconsulte, membre de l'académie de législation et de l'athénée des arts. 2 Tomes. Paris an 13 — 1804.

Was die Literar-Geschichte dieses Gegenstandes betrifft: so ist die des alten Rechtes in *Lange's Brevi introductione in Notitiam legum nauticarum et scriptorum juris reique maritimae.* Lubecae 1715. mit deutschem Fleiss enthalten. Neuerdings ist darüber in französ. Sprache erschienen das oben bemerkte Werk:

Origine et progrès du droit et de la législation maritime par *Azuni*, président de la Cour Impériale de Gênes. Paris 1810.

Es beschäftiget sich hauptsächlich mit der Geschichte und der Kritik des römischen Seerechtes, und des Consulats der See, und enthält eine Nachweisung der in Europa geltenden Seegesetze, die, was die nordischen Länder betrifft, nicht vollständig ist. Bey Spanien führt er nur die älteren Prisengesetze an, und scheint das neue Gesetz vom 20sten Juny 1801 nicht zu kennen. Eben so wenig kennt er das neue russische Seerecht von Catharina II. Es wäre übrigens ein nützliches, von einer seefahrenden Nation zu unterstützendes Unternehmen, eine Sammlung aller zur Zeit Gesetzeskraft habenden Gesetze zu sammeln, da die bestehenden Sammlungen unvollständig sind.

London, b. Brooke u. Clarke: *A Treatise of the Law relative to merchantships and Seamen, in four parts.* By *Charles Abbott*, of the inner Temple barrister at Law, the second edition with additions. 1804. 8.

Seit *Molloys* Werk *de jure maritimo*, in einem ganzen Jahrhundert, in welchem England so wichtige Vorschritte machte, den Haupthandel des ganzen Erdkreises an sich reissen zu wollen, erschien in England kein juristisches Buch über die rechtlichen Verhältnisse der Schifffahrt, das Assecuranzfach ausgenommen. England hat sich selbst zu der Höhe des jetzigen Handels, ohne ein Gesetzbuch über den Handel zu besitzen, emporgeschwungen. Das am mehrsten in England beachtete Seerecht von *Oleron* ist bekanntlich sehr dürftig, und das Consulat der See wird mehr in den Prisengerichten allegirt, als in the instance Court der Admiralität, in Kings Bench, Guildhall, und wo sonst über Seesachen entschieden wird. Man sollte glauben, dass vorzüglich dieser letztere Umstand dem Aufblühen des Seehandels Hindernisse gemacht hätte; aber man irrt sich. England hat einen Vorzug, der alle diese Mängel aufwiegt, nämlich diesen, dass die Richter über seerechtliche Gegenstände bescheiden genug sind, bald das Gutachten von Kaufleuten, bald von alten Schiffern einzuziehen, ehe sie entscheiden. Wie oft hat Sir *W. Scott*, unstreitig der grösste Seerechtsgelehrte in Europa, alte Schiffsleute aus dem Trinityhouse kommen lassen, um ihr Gutachten zu vernehmen, ehe er ein Urtheil fällte. Selbst das Oberhaus des Parlements entscheidet in schottischen Appellationssachen, wenn dieselben handels- und seerechtliche Gegenstände betreffen, nie, ohne das Gutachten angesehener Kaufleute einzuziehen. Daher zeichnen sich die englischen Entscheidungen durch Sachkenntnisse aus, die man in dem grössten Theil der deutschen und dänischen Entscheidungen vermisst. (Die Entscheidungen der vormaligen hamburgischen Admiralität machen eine rühmliche Ausnahme.) Einen Beleg der ersteren Behaup-

tung enthält das Werk des Hn. *Abbott*, von welchem schon die 2te Auflage erschienen ist. Er hat sein Werk nach Grundsätzen, die er aus dem wisbyschen, oleronschen und hanseatischen Seerechte, aus den französischen *Ordonnance* von 1681 (die fast unverändert in dem *Code de Commerce*, was die Schifffahrtsgegenstände betrifft, aufgenommen ist), aus dem Consulate der See und den einzelnen Parlementsacten seines Landes entlehnt hat, aus mehr als 500 gerichtlichen Entscheidungen, und den darin aufgestellten Grundsätzen zusammengetragen, und seine Vorgänger, besonders *Roccus*, *Pothier* und *Emerigon* dabey zu Rathe gezogen. Das Ansehen, welches der Neapolitaner *Roccus* sich in allen Seeländern erworben hatte, verdunkelte nachmals *Pothier*, der vielleicht jetzt die mehreste Autorität in Seesachen besitzt. Das Werk von *Abbott* zerfällt in 4 Abtheilungen. Von den Rhedern der Kauffahrteyschiffe. Von den Personen, die bey der Schifffahrt der Kauffahrteyschiffe gebraucht werden. Von der Verführung von Gütern in Schiffen. Von dem Gehalte der Seeleute. Die 1 Hauptabtheilung hat 3 Cap.: von den Rhedern überhaupt, von dem Eigenthum brittischer Schiffe, vom Zusammenrheden. Das erste dieser Capitel ist wenig befriedigend. Es berührt die Lehre von der rechtmäfsigen Erwerbung der Schiffe durch Ankauf und durch Adjudicatur, und einige Nebenpuncte, die füglich in den Abschnitt von den Pflichten und Rechten der Schiffer und von der Verfrachtung der Schiffe gehören. Umständlicher ist das 2 Cap. von den brittischen Schiffen. Grofs ist die Sorgfalt, welche die brittische Regierung anwendet, durch Gesetze den Schiffbau in England zu befördern, und die Fremden von dem Miteigenthum in Schiffen auszuschliefsen. Nur *die* Schiffe, welche in dem brittischen Gebiet gebaut, oder dem Feinde abgenommen sind, haben alle Vorrechte brittischer Schiffe; andere Schiffe können von Britten besessen werden, bezahlen aber eine Abgabe, die *Alien duty* heifst. Alle Schiffe der ersten Art sind bey der oberen Zollbehörde des Landes nach einer genauen Beschreibung registrirt, und erhalten darüber ein Certificat, im gemeinen Leben Register genannt, auf welchem die Eigenthumsveränderungen bemerkt werden. Eine ähnliche Einrichtung findet in Amerika Statt. Es ist äufserst zweckmäfsig, und vereinfacht die Schiffspapiere, welche bey anderen Nationen, z. B. bey den Dänen, *in molem incredibilem crescunt*. Ferner ist sie in Assecuranzhinsicht wichtig, um dem Assecuradeur eine richtige Schätzung seiner Gefahr zu verschaffen, da auf Lloyd Casseehause nach den Staatsregistern genaue Listen über alle brittischen Schiffe, ihr Alter und die Reparaturen, die sie erhalten haben, vorhanden sind, welche ohne obige gesetzliche Verfügung so unvollkommen seyn würden, wie sie es in Hamburg, ungeachtet aller Mühe der Assecuradeure, sind. Das 3 Cap. von der Mitrhederey enthält sehr interessante Entscheidungen über diesen Gegenstand. Nach der Praxis der mehresten Seeländer entscheidet die Stimme der Pluralität über die Fahrten der Schiffe. Die englische Admiralität hat seit Jahrhunderten einen Mittelweg eingeschlagen; sie erlaubt der Pluralität, das Schiff auszusenden, wenn sie vorher der Minorität Caution für den Werth ihres Antheils gestellt hat. Diese trägt dann keine Ausrüstungskosten, geniefst aber auch keinen Vortheil von der Reise. Der zweyte Theil handelt von den Tüchtigkeitserfodernissen des Schiffers und der Mannschaft, — von der Autorität des Capitains in Hinsicht des Gebrauches des Schiffes, ferner in Hinsicht der Ausbesserungs- und Ausrüstungs-Gegenstände, und von den Pflichten des Capitäns und der Seeleute, endlich von den Lootsen. In England sind nach dem 1 Cap. des 2ten Theils die Schiffs-Capitaine vor ihrer Anstellung keiner Prüfung unterworfen, mit Ausnahme derjenigen, die auf Sclavenschiffen angestellt werden, und die gröfste Sorgfalt ist in der Gesetzgebung getroffen, in Friedenszeiten den brittischen Unterthanen den ausschliefsenden Verdienst am Bord brittischer Schiffe zu sichern. In Hinsicht derjenigen Handlungen, welche die Capitaine im Laufe der gewöhnlichen Beschäftigung und für die gewöhnliche Beschäftigung eines Schiffes vornehmen, sind die Rheder (Cap. 2 u. 3) verantwortlich. Im Fall ein Schiffer Geld zur Reparatur eines Schiffes aufnimmt: so, mufs der Anleiher sich nach englischen Entscheidungen von der Nothwendigkeit der Reparatur oder der Ausgabe vergewissern, wenn er Regress an den Rheder haben will. Nach den englischen Entscheidungen sind die Arbeiter eines Schiffes nicht privilegirt, wenn sie nicht mehr im Besitz des Schiffes sind, oder wenn die Arbeiten nicht während der Fahrt des Schiffes und aus der Existenz einer dringenden Noth veranlafst sind. Das 4 Cap., über die Pflichten der Capitaine und der Seeleute, ist sehr unvollständig, und trägt gröfstentheils nur die Vorschriften der wenigen englischen Statuten vor, so wie das folgende Cap. über die Lootsen auch sehr unvollständig ist. Der 3 Th. berührt erst die Lehre von der Befrachtung laut Certepartie, enthält äufserst merkwürdige englische Entscheidungen über Certepartieen, demnächst die Lehre von der Frachtfahrt auf Stückgüter, die weniger reichhaltig vorgetragen ist. Das 3 Cap. handelt von den Pflichten der Capitaine und Rheder in Hinsicht des Pachtcontractes, das 4te von der Ursache, wodurch Rheder und Schiffer in Hinsicht ihrer Verbindlichkeiten entschuldiget werden können, das 5te von den Grenzen ihrer Verpflichtungen, das 6te von den Pflichten des Befrachters im Allgemeinen, das 7te von der Frachtbezahlung, das 8te von der *Avarie grosse*, das 9te von dem Anhalten der Waaren *in transitu*, das 10te von der Bergung, und das 11te von anderen Endigungen des Contractes. Von diesen Capiteln sind viele äufserst lehrreich für jeden Kaufmann und Handelsrechtsgelehrten. Die Lehre von der rechtlichen Wirkung der Veräufserung der Connoissemente ist nach den englischen Grundsätzen vorgetragen, die mit dem neueren französischen *droit de suite* ziemlich übereinkommen. Das 1 Cap. des 4 Theils handelt von den englischen Häuercontracten der Matrosen, das 2te von dem Gageverdienst und dessen Zahlung, das 3te von dem Verlust und der Einbusse der Gage, und das 4te über das Verfahren bey der gerichtlichen Beytreibung derselben. Über alle wichtigen Puncte sind gerichtliche Entscheidungen allegirt. Der Stil des Werkes ist deutlich; eine Inhaltsanzeige und ein Register erleichtern den Gebrauch des Buches. Es wird jedem Seehandlung treibenden Kaufmann unentbehrlich seyn, sobald ein Friede den Verkehr mit England wieder erlauben wird.

J. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 AUGUST, 1812.

MEDICIN.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Beytrag zur Physiologie der Sinne.* Von *Joh. Georg Steinbuch*, der Arzney- und Wundarzney-Kunst Doctor, prakt. Arzte zu Heidenheim u. s. w. 1811. 312 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Hauptabsicht des Vfs. geht nach der Vorrede dahin, die Wirkungsweise der Sinne bey Erzeugung der Vorstellung in dem Bewufstseyn darzulegen. Der Sinnregheit räumt Hr. *S.* nicht blofs ein passives Verhalten bey Aufnahme der äufseren Eindrücke ein, sondern erkennt ihr auch zugleich einen activen Betrieb zu. Der Beweis hievon stützt sich auf den bey jedem Sinnorgane vorhandenen Bewegungsapparat, denn in dessen Hülfe sieht der Vf. einen wesentlichen Dienst für die genannten Organe, hauptsächlich beym Tasten durch Ausstrecken der Arme, Bewegung der Hand, Finger u. s. w., und das Bewufstseyn hievon soll mit jeder zu bildenden Sinnesvorstellung nothwendig verschmolzen seyn. Dieses Verhältnifs in jeder Sinnform nachzuweisen, ist das Ziel, welches der Vf. durch das ganze Werk vor Augen hat, es sey in der gegebenen Sinnorganisation unmittelbar enthalten, oder es werde von einem anderen, seiner Natur nach hiezu geeigneten Mittelsinne erborgt. Hr. *S.* führt den Sinn in der inneren räumlichen Construction der Vorstellung von dem Puncte zur Linie, Fläche und sofort bis zur Vollendung körperlicher Dimensionen in der eigentlichen Weltanschauung empor, und Rec. findet die Darlegung der Art, wie die äufsere Wirklichkeit der Dinge von den Bestimmungen der Ichheit im Bewufstseyn unterschieden wird, gelungener, als nach den bisher gewöhnlichen Ansichten. Eigentlich sind es nur die räumlichen Momente, welche der Vf. sich in der Construction unserer Sinnvorstellungen zum Ziele vorsteckte; von den zeitlichen Bestimmungen der Ichheit abstrahirt er vor der Hand völlig. Unverkennbar geht aus dem Gesagten hervor, dafs die von Kant hauptsächlich in Anregung gebrachten Sinnlichkeitsformen hier nur einer besonderen Cultur oder vielmehr Analytik unterworfen werden. Im 1 Abschnitt von der Einwirkung des Körpers auf das Vorstellungsvermögen der Seele untersucht der Vf. die Wirkungsweise des Nervensystems, die Muskelbewegung, das Gemeingefühl, die ursprüngliche Quelle der Vorstellung bey der Leibesfrucht, dann die Construction der räumlichen Verhältnisse der Vorstellung u. s. w. Vorzüglich gefällt er sich bey der Annahme einer elektrischen Leitkraft des Nerven, die er mit früheren Physiologen gemein hat, und die hier mit mancherley Zuthaten, z. B. besonderer Taktik ihrer Polaritäten, Spannungen u. s. w., erscheint. Scharfsinn in der Deutung der höheren Erscheinungen des individuellen organischen Lebens ist hier unverkennbar, doch erhebt er sich nicht über die Sphäre gewagter Voraussetzungen. Zu dreist findet Rec. die Behauptung, dafs die bey dem Acephalus wahrnehmbaren, die Form von Handlung tragenden Bewegungen völlig seelenlos, oder blofs körperlich seyen, und aus diesem Grunde auch bey dem vollkommen organisirten neugeborenen Kinde gleichen Charakter haben müssen. Alles möchte hier auf den richtigen Begriff der Seele ankommen; allein dieser schwierigen Frage weicht der Vf. weislich aus, indem er, wenn wir seine hingeworfenen Deutungen nicht missverstehen, die Seele im Geiste der grauen Vorzeit als individuell persönliches Substrat der Körperlichkeit voraussetzt. Überhaupt scheint Hr. *S.* der Analogie einen etwas zu weiten Spielraum gegeben zu haben, wenn er von ihr das nöthige Licht über den in undurchdringliches Dunkel gehüllten Seelenzustand der noch im Leibe der Mutter verschlossenen Frucht erhalten zu können wähnt. Ungeachtet er darauf besteht, dafs die Muskularbewegungen der Individualität vor der Geburt völlig willenloses körperliches Spiel seyen: so werden doch gleich hierauf wieder (S. 20) der Leibesfrucht Vorstellungen eingeräumt. Welcher Contrast! Heifst dies nicht Gottheiten schaffen, wie man sie braucht? Was von dem Gemeingefühle überhaupt gesagt wird, ist wahr, aber auch einem Jeden schon bekannt. Wie sinnreich übrigens Hr. *S.* jeden Umstand, der sich auf tausendfältige Weise deuten läfst, zu seinem Zwecke zu nützen weifs, und wie treuherzig er zu diesem Ende seine Theorie auf den trügerischen Anker der teleologischen Schule stützt, mögen folgende Worte (S. 22) lehren: „Die vorsichtige Natur, welche den äufseren Sinnorganen des Foetus allen Zugang äufserer Reize versagen wollte, war nicht damit zufrieden, durch jene Anstalten die aufkeimende Seele des Embryo der Sinnenwelt entrückt zu haben, sondern sie wollte, dafs jedes der Sinnorgane noch durch einen besonderen Deckel verklebt sey, der noch mehr den Zugang der Welt zu ihm verhindere (warum verhindere? liefse sich fragen). Die Schliefsung der Pupille und des äufseren Gehörgangs durch eigene Häutchen, der schmierige Überzug der Lederhaut, die Bedeckung der Zunge und der inneren Nase durch zähen Schleim, diese auf

einen gemeinschaftlichen Zweck hinzielenden Anstalten sprechen doch zu laut, als dass man in ihnen nicht wenigstens, wie an den Brustwarzen des nicht säugenden Mannes (welche übel gewählte Analogie!), die Absicht oder den Zweck, den sie gemeinschaftlich anzeigen, erkennen sollte. Es war nach diesen Anstalten sichtbarer Zweck des Schöpfers, die erste Grundlage der werdenden Seele des Foetus aus der Innenwelt allein zu schöpfen, und alle weiteren Sinnesvorstellungen von aussen bis zu der Zeit der Geburt von ihr entfernt zu halten u. s. w." Natürlicher, wiewohl etwas zu sehr gedehnt, findet Rec. die Analytik des Bewusstseyns in Bezug auf die willkührliche Bewegung in der Construction der räumlichen Verhältnisse der Vorstellung. Doch erfahren wir hier wenig Neues. Die der Handhabung der Muskeln bey der Willenshandlung zum Grunde liegenden Vorstellungen will der Vf. Bewegideen genannt wissen, deren Zahl sich nach der Menge der besonderen Muskeln richten soll, welche sich zu irgend einer Bewegung vereint thätig zu beweisen haben. Im folgenden Abschnitte zeigt der Vf. die Art der Einwirkung der Aussenwelt auf das Anschauungsvermögen der Seele. Das *Tasten* erkennt er als Haupt- und Grund-Sinn an, dem selbst in den Sinnen des Gesichts, des Gehörs u. s. w. eine bedeutendere Rolle gebühre, als ihm bisher von den Physiologen und Psychologen eingeräumt wurde. Mit Übergehung der teleologischen Demonstrationen, die auch hier bey jeder Gelegenheit die Beweislücken ausfüllen, rechnen wir es Hn. *S.* zum Verdienste an, dass er auf den bisher zu sehr vernachlässigten Unterschied der räumlichen Vorstellung, je nachdem sie aus leidender Berührung des Tastorgans, oder aus dessen activem und freyem Gebrauche hervorgeht, aufmerksam macht. Er verbreitet dadurch manches neue Licht über die Natur des Tastsinnes, und die von ihm gegebene räumliche Construction der Tastvorstellung, so wie die in dem Bewusstseyn nachgewiesene Unterscheidung objectiver und subjectiver Bestimmungen, sind der Beachtung des Physiologen in jedem Betrachte würdig. Was aber die Vermuthung betrifft, dass die Klugheit der Thiere überhaupt von der Vollkommenheit des ihnen von der Natur zu Theile gewordenen Tastorgans abhänge: so möchte sich dieselbe um so schwerer in der Erfahrung nachweisen lassen, da die von den Raubthieren und dem Elephanten angeführten Beyspiele zu ängstlich herbeygeholt sind, und des eigentlichen Verhältnisses, in welchem die Tastorgane der Säugthiere zu den Antennen und Tentikeln der ihnen doch allem Anscheine nach untergeordneten Insecten, Mollusken u. s. w. stehen, mit keiner Sylbe gedacht wird. Den Sinn des *Gesichts* stellt der Vf. seinen räumlichen Beziehungen zufolge gleichsam nur als modificirtes Tastorgan dar, wozu ihn seine eigenen Bewegmuskeln qualificiren. Auch hier stossen wir in der Beweisführung allenthalben auf teleologische Declamationen und auf eine Menge unerwiesener Voraussetzungen, z. B. um die verschiedenen specifischen Sensationsthätigkeiten der einzelnen Netzhauttheile als ausgedehnt vorzustellen, werde erfodert, dass im Bewusstseyn ein innerer Schraum existire, in welchem das Individuum die specifischen Sensationsthätigkeiten der verschiedenen Stellen der Netzhaut zur Anschauung bringe u. s. w. Übrigens enthält auch dieser Abschnitt manches Beherzigenswerthe, worauf bisher noch kein Schriftsteller aufmerksam machte. Rec. rechnet dahin die Construction räumlicher Dimensionen im Bewusstseyn mittelst des Lichts und die der Augenmechanik. Mit vielem Scharfsinn erklärt der Vf. gewisse Verhältnisse des Sehens, z. B. das Einfachsehen mit beiden Augen, die Erscheinung des krankhaften Doppeltsehens, obgleich seine Erklärungsweise, die er für unumstösslich hält, vor der Hand für weiter nichts, als für einen Versuch angesehen werden kann, der früher oder später mit so manchem anderen, nicht weniger scharfsinnigen, aber in der Folge doch unhaltbar befundenen Erklärungsversuche räthselhafter Erscheinungen des organischen Lebens gleiches Schicksal haben kann. Bey der Art, wie der Vf. sich die Construction eines inneren Sehraumes denkt, in welchen die Seele die ihr von aussen gegebenen Bilder versetzt und gleichsam in ihrer Wiedergeburt anschaut, fällt abermal der bereits oben gerügte Widerspruch auf, dass das Kind schon vor seiner Geburt befliissen sey, sich seinen inneren Sehraum zu construiren, da doch im Eingange geradezu behauptet wurde, dass alle Regheit des individuellen Lebens im mütterlichen Leibe lediglich von der Körperlichkeit ausgehe, die Seele aber dabey gar nicht im Spiele seyn könne, als wenn das Construiren der Vorstellung keine Willenshandlung, kein Bewusstseyn, mithin kein Daseyn der Seele voraussetzte. Überhaupt möchte es Hn. *S.* eine schwer zu lösende Aufgabe werden, seine oft zu dreisten Behauptungen in Hinsicht des Lebens vor der Geburt vor der Vernunft genügend zu erweisen. Übrigens ist in der Erklärung der Haupterscheinungen des Sehens mehr Zwang sichtbar, als in der weit natürlicheren Construction der Vorstellung des Tastens, und bey dem unbestrittenen Verdienste, welches der Vf. sich hauptsächlich in der Analytik der Gesichtsvorstellung erworben hat, bleibt doch noch manches Wie und Warum unerörtert, und muss unerörtert bleiben, so lange uns die unmittelbare Einsicht in das Wesen der einfachen Lichtempfindung, so wie der Qualitäten der Empfindung überhaupt, als durch organische Bestimmungen zunächst in das Daseyn gerufen, abgeht. In der Untersuchung über das *Gehör* sucht der Vf. hauptsächlich darzuthun, wie der Gesichts- und Tast-Sinn den räumlichen Gehalt der Hörvorstellung begründet. So wahr und von früheren Psychologen längst anerkannt es ist, dass die Gesichtsvorstellungen, wie die des Gehörs, ihre eigentliche Berichtigung durch Beziehung auf den Tastsinn erhalten: so wenig kann Rec. dem unbeweglichen Trichter des äusseren menschlichen Ohres und den darum gelagerten Muskeln die Fähigkeit der Bewegung einräumen, durch deren Hülfe Hr. *S.* die Richtung des Tonstrahles erspähen lassen will. Er selbst scheint sich bey dieser

Klippe mit seiner Raumtheorie der Sinne etwas im Gedränge gefühlt zu haben, und um diese zu retten, greift er abermal zu seinem teleologischen Panier. Die Unsichtbarkeit der Bewegung des menschlichen Ohrtrichters, behauptet er, könne keinen Einwurf gegen ihr Daseyn abgeben, indem die Richtung des scheinbar unbeweglichen menschlichen Ohres nach dem von einer Gegend her einfallenden Schallstrahle nothwendig Statt haben müsse; denn bey der Annahme des Gegentheils sey nicht abzusehen, wofür die äuseren Muskeln des menschlichen Ohres vorhanden seyn sollten, und ein solcher Glaube hiesse das grosse Meisterwerk des göttlichen Urhebers auf eine zu grobe Art tadeln und verbessern wollen. Dagegen soll sichtbare Bewegung nicht der einzige Dienst seyn, welchen die willkührlichen Muskeln leisten, sondern ihr Daseyn soll auch noch dadurch ersprieslich werden, dass sie den Grund zu eigenen, ihrer Natur entsprechenden Bewegideen abgeben, letztere werden nun ausgeführt oder nicht. Wenn Rec. den Vf. recht versteht: so will er hiemit sagen: zur Construction räumlicher Verhältnisse der Hörvorstellung bedürfe das Ohr seiner äuseren bey dem Menschen unbeweglichen Muskeln nicht. Und doch wurde ihre Bewegung kurz zuvor als nothwendig mit teleologischen Gründen vertheidigt. Wer vermag sich aus solchen Widersprüchen zu finden! Das Hauptverdienst dieser Hörtheorie besteht in der allerdings scharfsinnigen Analytik der räumlichen Hörvorstellung, welche für eine künftige Physiologie der Sinne manche lehrreiche Winke giebt. Was die übrigen Sinne des *Geschmacks* und *Geruchs* betrifft: so ist ihrer, da sie an sich keine eigentlichen räumlichen Vorstellungen gewähren, und den Tastsinn nur zufällig beygesellt haben, blos im Vorübergehen gedacht; jedoch findet sich in der vergleichenden Ansicht dieser beiden Sinnesarten mit den durch das Tasten, Sehen und Hören gegebenen Vorstellungen Manches, was der Beachtung werth ist. Am Ende trägt Hr. S. noch einige Betrachtungen über die menschliche Sprache als Sinn vor. Was ihn berechtigte, diesem zufälligen Erzeugnisse der Sinnlichkeit den Gehalt einer besonderen Sinnesart beyzulegen, begreifen wir nicht, was er auch zur Rechtfertigung dieses sonderbaren Einfalles vorbringen mag. Eben so wenig leuchtet es ein, warum er die geistigen Vorzüge des Menschen vor dem ihm so analogen Affen in den Reichthum setzt, welchen die Sprache der Erkenntnis gewährt, als wenn die Sprache dem Menschen von der Natur ohne sein Zuthun verliehen wäre, und nicht schon ihre Möglichkeit eine gewisse Superiorität des Geistes voraussetzte. Wiewohl wir hiemit keineswegs in Abrede stellen, dass der Reflex dieses Erzeugnisses sensibler Superiorität nicht ohne bedeutenden Einfluss auf Quantität sowohl als Qualität unserer Erkenntnis sey. Schon ein Blick auf die sensible Organisation des Menschen überhaupt kann uns überzeugen, dass der Mensch auch ohne Sprache der übrigen Thierheit in manchem Betrachte überlegen seyn könnte und müsste, so wie wir die sprachlose Thierheit in Hinsicht auf ihre sensiblen Fähigkeiten und Anlagen die mannichfaltigsten Abstufungen, von der unbeholfenen Moluske bis zu dem Affen hinan, bilden sehen. Übrigens scheint der Vf. bey der besonderen Sinnwürde, welche er der Sprache beylegt, nicht beachtet zu haben, dass Letztere, als zufälliges Erzeugnis anderer Sinne, nur in dem Daseyn jener Sinne Bedeutung für den Verstand haben könne, wie uns der Zustand der Taubstummen zur Genüge beweist.

Wenn der Vf. seine Raumtheorie, auf deren Gebrechen wir hingewiesen haben, für die einzig wahre, für den Stein der Weisen *in nuce* hält, ohne dessen Fund die Welt im Dunkeln herumtappen musste: so mag er für seine Person sich an diesem Glauben weiden, jedoch von dem Wahne abstehen, dass sein Glaube auch der Glaube Anderer seyn müsse. Übrigens möchte Rec. ihm zur Beherzigung empfehlen, dass die scharfsinnigsten theoretischen Gebäude, die dem Auge nirgends eine Blösse, nirgends einen handgreiflichen Widerspruch zeigen, darum noch keineswegs für vollendete Erkenntnis angesehen werden können, und dass die im Geiste aufwuchernde Idee erst von hinreichender Erfahrung die ihr noch abgehende Bewährtheit erwarte. Dass wir aber dem Vf. nicht zu viel zur Last legten, und dass sein wahrhaft zu anmassender Ton eine Rüge verdiente, wird der Leser aus folgender pomphafter Phrase, welche die Schlusszeilen des Werks ausmacht, abnehmen. „Ich glaube, heisst es daselbst, auf die Hoffnungen hinweisen zu dürfen, zu welchen meine Entdeckung für so manche Zweige des menschlichen Wissens berechtigt. Ich will hier nur der einzigen Pädagogik Erwähnung thun. Wie schön realisirt sich hier *a priori* gleichsam des glücklichen Pestalozzi aus der Erfahrung entlehnte, einzig wahre Erziehungsmethode! Hier, in meiner Sinnenlehre, wird Pestalozzi den wissenschaftlichen Grund finden, warum Anschauung, warum Übung der Sinne zur Bildung der menschlichen Seele so unumgänglich erforderlich ist. Vorzüglich wird das dem Sinne selbst angemessene Wie der Anschauung, und das Was derselben durch Anwendung meiner Theorie auf das System dieses Gelehrten sich ergeben." Rec. schliesst mit dem Wunsche, dass, im Falle der Vf., seinem Versprechen gemäss, die Bearbeitung der Physiologie der Sinne in einem zweyten Theile fortsetzen sollte, er sich den etwas schwerfälligen, hin und wieder ermüdenden Vortrag des ersten Theils nicht zum Muster wählen, und sich überhaupt der Deutlichkeit mehr befleissigen möge. ΔΦ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Halle*, in d. Buchhandlung d. Waisenhauses: *Gail. Herm. Niemeyer de origine paris quinti nervorum cerebri monographia.* Mit 1 Kupfertaf. und 1 Titelvign. 1811. 6 Bog. 8. (12 gr.) Der Vf., ein würdiger Schüler *Reils*, wählte diesen Gegenstand als Thema zu seiner Inauguralschrift auf Anrathen und unter Beyhülfe dieses; seines trefflichen

Lehrers, in dessen Archiv für die Physiologie Hr. *N.* auch eine Übersetzung seiner Probeschrift liefern wird. Die Abhandlung zerfällt in einen historischen und einen theoretischen Theil. Jener giebt einen rühmlichen Beweis von der Belesenheit des Vfs., indem Rec. bis auf die *ackermannsche* Schrift: *Gustus organi novissime detecti prodromus, quem eruditor. exam. subjecit Petr. Jos. Daniels* (Mogunt. 1790. 8), kaum ein hieher gehöriges Werk von einiger Bedeutung übergangen gefunden hat. — Der theoretische Theil begreift 4 Abschnitte. Der erste handelt vom Ursprunge und Fortgange des fünften Nervenpaares im Hirn. Hr. *N.* konnte denselben unter dem hinteren Schenkel des kleinen Hirns, in der Entfernung von ungefähr einer halben Linie vom äusseren Rande des Rückenmarks neben der Linie, welche die Olivenkörper vom hinteren Hirnschenkel scheidet, noch deutlich verfolgen. Von hier aus aber fängt der Ursprung desselben an immer dunkler zu werden, so dass seine Central-Enden nicht mit Gewissheit angegeben werden können; doch hält es der Vf. (und Rec.) mit mehreren Anatomen, auch nach der Ähnlichkeit des Ursprungs anderer Nerven, für das Wahrscheinlichste, dass dieser Nerv bis in die Olivenkörper dringe. — Der 2 Abschnitt enthält den Fortgang des fünften Nerven nach seinem Austritte aus dem Hirnknoten, und ist, so wie der 3 Abschnitt, von der Structur des fortschreitenden Nerven und von dem *gasserschen* Nervenknoten, blos der Betrachtung der grösseren Portion gewidmet. Hr. *N.* zählte an dieser Portion bey Erwachsenen gewöhnlich 80 bis 100 Fäden; bey ganz jungen Subjecten aber, wie schon *Wrisberg* und *Sömmerring* angemerkt haben, weit wenigere, nämlich bey einem achtmonatlichen Foetus nur 18, und bey zwey neugebornen Kindern in dem einen Falle 29, und in dem anderen 30 Fäden — eine Erscheinung, auf welche mit Recht Hr. *N.* die Physiologen aufmerksam macht. Eben so bestätigt derselbe die Wahrnehmungen *Wrisbergs*, *Sömmerrings* und *Vicq d'Azyrs* von der ungleichen Stärke dieses Nerven auf beiden Seiten in einem und demselben Subjecte, indem er denselben in 26 Leichnamen 24 Mal auf der rechten, und 2 Mal auf der linken Seite stärker, niemals aber auf beiden Seiten von einerley Stärke fand. Hauptsächlich wichtig ist, was der Vf. im 3 Abschnitte von dem feineren Baue des *gasserschen* Nervenknotens anführt. Dieser Knoten scheint ihm kein für sich bestehender Theil, sondern vielmehr eine Vereinigung der letzten Enden der drey Äste des fünften Nerven zu seyn, von welchen die vom Hirne kommenden Fäden aufgenommen werden. Dieses, so wie manches Andere, verdient in der Abhandlung selbst nachgelesen, auch in physiologischer Hinsicht näher erwogen zu werden. Der 4 Abschnitt endlich ist der kleineren Portion des fünften Nerven, oder dem *N. crotaphiticus* und *buccinatorius* gewidmet, und gröstentheils nach *Palletta* (nicht *Paletta*) bearbeitet, jedoch nicht ohne eigene Bemerkungen des Vfs. — Den Beschluss macht eine Erläuterung der auf der Kupfertafel und der Titelvignette dargestellten Figuren, welche letzteren sauber und instructiv sind. — + —

Münster, b Waldeck: *Grundzüge zu einem System der Heilkunde.* Von *Johann Rudolph Giese*, Physicus des Emsdepartements im Grosherzogthum Berg. 1811. 65 S. 8. (8 gr.) Hätte sich Hr. *G.* nur ein wenig in der literarischen Welt umgesehen, und von dem Notiz genommen, was seit einem Jahrzehend im Fache der theoretischen Heilkunde, besonders aber gegen die Usurpationen des Brownianism, gethan und geschrieben worden: so würde er wohl mit seinen Grundzügen zu Hause geblieben seyn. So kommt er, als ein wahrer hinkender Bote, hinterdrein, und schleppt sich noch mit Dingen, die Andere schon längst von sich abgeworfen, und als eine unnütze Bürde zurückgelassen haben. „Nach *langem reiflichem* Überdenken" glaubt er einen Hauptirrthum in der *brownischen* Aufstellung von der Ein- und Unzertheilbarkeit der Erregbarkeit gefunden zu haben. Zufrieden mit diesem vermeintlich glücklichen Fund und unbekümmert um alle Einwürfe, welche sich der Annahme des Begriffs der Erregbarkeit überhaupt als Princip der *Heilkunde* entgegensetzen und ihr entgegengesetzt worden sind, bemüht er sich nun, sowohl das verschiedenartige Leben der Thiere und Pflanzen, als die verschiedenen Krankheitsphänomene aus einer Verschiedenartigkeit der Erregbarkeit zu erklären; woraus sie, wie leicht einzusehen, nimmermehr erklärbar sind. In dem Begriffe der Erregbarkeit liegt es wahrlich eben so wenig als in dem einer verschiedenartigen Erregbarkeit, „dass jedes Gewebe und jede Verwebung (!) nur dasjenige aus der allgemeinen Säftemasse in sich aufnimmt, was zum Bestehen desselben und zum Bestand des Ganzen nothwendig ist." Auch lässt sich der Vf. darüber nirgends vernehmen, was er denn unter Verschiedenartigkeit der Erregbarkeit, deren Annahme übrigens nichts Neues ist, eigentlich verstehe; ob damit blos eine quantitative oder qualitative Verschiedenheit gemeint sey. Denn obgleich das letztere aus dem Worte Verschiedenartigkeit zu folgen scheint: so hätte doch dieses Wort selbst, da sich hier Alles um dasselbe dreht, einer weiteren Erklärung und Entwickelung des Begriffs, welcher damit verbunden wird, nicht überhoben. So leicht es nun hier um die Bestimmung dieses Grundbegriffs aussieht: eben so leicht sind auch alle daraus abgezogenen Folgerungen. Nur einige zum Beyspiel: In jeder Ausschlagskrankheit, als Pocken, Masern u. s. w., soll ein anderes System ergriffen seyn. Dass Menschen, Pferde und andere Thiere nicht von der Viehseuche angesteckt werden, soll daher rühren, dass bey dem Hornvieh ein sicheres (?) System oder eine Verwebung verschiedener Systeme vorhanden sey, welche(s) allen übrigen Thieren nicht gegeben worden ist. In dem entzündeten Theile sey vermindertes Wirkungsvermögen zugegen, eine alte Behauptung *Röschlaubs*, an welche wohl dieser eifrige, und ohne Zweifel an Scharfsinn unseren Vf. weit übertreffende Commentator *Browns* selbst nicht mehr glaubt. Die Wirkung der Salze auf die lebende Faser vergleicht der Vf. mit dem Sporn und der Peitsche, um ein Pferd zu schnellerer Bewegung aufzumuntern!! u. s. w. u. s. w. Aus dem Ganzen geht hervor, dass der Vf. nicht berufen sey, dem morschen Lehrgebäude *Browns* eine Stütze unterzustellen, welche den Einbruch desselben zu verzögern im Stande wäre.

Hbm.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über den Missbrauch der Salben nebst einer Anleitung für Wundärzte, nach einer einfacheren und zweckmäßigeren Methode, Wunden und Geschwüre zu heilen;* durch vielfältige Erfahrungen bestätigt. Von *Heinrich Friedrich Trumpf*, k. k. französischem Armee-Wundarzte. 1810. 50 S. 8. (4 gr.) Die Natur heilt Wunden und Geschwüre mit und ohne Salben, aber auch mit und ohne Wasser. Der Missbrauch, den unwissende Wundärzte mit jenen getrieben, ist unleugbar, aber auch schon zur Genüge von einsichtsvollen Männern gerügt worden. Durch die Empfehlung des letzteren nun wird sich der Vf. wohl eben so wenig den Dank seiner Collegen verdienen, als es mit Hn. *Kern* in Wien der Fall war, der bekanntlich dasselbe Mittel mit vieler Wärme anpries. Die theoretischen Prämissen, aus denen der Vf. die Vorzüge seiner Methode folgert, sind hypothetisch und einseitig; seine übrigen chirurgischen Curregeln aber bekannt.

Hbm.

Druckfehler. In der Recension vom *Catalogue des Manuscrits Samskrits de la bibliothèque impériale* par *Hamilton* et *Langlès* No. 52. 53 u. 54 d. J. S. 412. Z. 4 von unten l. *Sanhita's* st. *Sannisa's*. S. 412. Z. 2 von unten l. *denn das Samskritwort* st. *denn Samskritwört*. S. 414. Z. 4 von oben und sonst l. *Schlaken* st. *Schloben*. S. 416. Z. 1 v. u. l. *wo er* st. *wo*. S. 423. Z. 22 von oben l. *Pandus* st. *Bandus*. S. 425. Z. 25 von oben l. *Gentous* st. *Gentoos*. Ferner in der Recension von *Voyage de Humboldt et Bonpland* No. 99. 100 u. 101. S. 265. Z. 8 von oben l. *von ihnen gesammelter Berichte* st. *von ihren gesammelten Berichten*. S. 265. Z. 9 von oben l. *Resultate* st. *Resultaten*. S. 271. Z. 22 von oben l. *haben es sich* st. *haben sich*. S. 271. Z. 41 von oben l. *Raynal* st. *Reynal*. S. 272. Z. 51 von oben l. *köstlicher* st. *künstlicher*. S. 272. Z. 43 von oben l. *Weidsprüche* st. *Widersprüche*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 AUGUST, 1812.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GOTHA, b. Becker: *Bonifacius*, oder *Feyer des Andenkens an die erſte chriſtliche Kirche in Thüringen, bey Altenberga im Herzogthum Gotha.* Nebſt einer hiſtoriſchen Nachricht von ſeinem Leben. Herausgegeben von D. *J. F. C. Löffler*, Gen. Sup. des Herzogth. Gotha. Mit einem Titelkupfer. 1812. 224 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Es iſt in einem deutſchen Staate ein religiöſes Feſt gefeyert worden, welches vielleicht das erſte ſeiner Art iſt, und welches für ganz Deutſchland, ja ſelbſt weit über die Grenzen deſſelben hinaus Intereſſe erregen ſollte. Bonifacius, dem Apoſtel der Deutſchen, wird in einem proteſtantiſchen Lande ein öffentliches Denkmal unter freyem Himmel geſetzt; bey der Einweihung deſſelben vereinigen ſich die Repräſentanten dreyer Confeſſionen, um ſein Andenken zu feyern, und ihre Verehrung und Dankbarkeit für das, was in ſeinem Werke und Verdienſte wahr und bleibend iſt, auszuſprechen; nicht nur aller theologiſchpolemiſche, ſondern auch der angeblich philoſophiſche und aufklärende Geiſt, welcher uns die religiöſen Heroen der Vorzeit und des Mittelalters nur für gutmüthige Schwärmer oder für kluge, herrſchſüchtige und ehrgeizige Hierarchen geben will, und damit nur ſeine eigene Irreligioſität verkündet, verſtummt hier, und löſt ſich nicht in überſpannte, unbedingte Lobpreiſungen, nicht in leere, redneriſche Figuren, ſondern in eine gerechte, humane und ruhige Würdigung auf. Das Feſt wiederhohlt ſich gleichſam in der vorliegenden Schrift, und wird vor einem gröſseren Publicum gefeyert, welches zugleich eine in demſelben Geiſte geſchriebene hiſtoriſche Nachricht von dem Leben des Bonifacius erhält. Wir tragen gerne dazu bey, den Inhalt dieſer Schrift bekannter zu machen, und die Aufmerkſamkeit des Publicums darauf zu richten.

An dem Platze, wo die von Bonifacius erbaute Johanniskirche geſtanden hatte, waren nur noch einige Trümmer übrig, und er war ſammt dem Kirchhofe und dem darauf erwachſenen Holze von dem Oberconſiſtorium der Gemeinde Altenberga gegen eine Kaufſumme, welche der an ihre Stelle gekommenen Immanuelskirche bezahlt werden muſste, überlaſſen; die Gemeinde wollte den Platz mit ihrem daran ſtoſsenden Holze verbinden. Da öffnete ſich das Teſtament eines Einwohners in Altenberga, eines armen Holzhauers, welcher fürchtete, daſs die Stelle, wo die Kirche geſtanden, bald unkenntlich werden möchte; es war eine kleine Summe beſtimmt, von deren Zinſen ein Stein geſetzt und erhalten werden möchte, um jene Stelle zu bezeichnen. Der Amtmann, betroffen und gerührt darüber, foderte mehrmals öffentlich zu Beyträgen auf, um ein gröſseres und bedeutenderes Denkmal zu errichten. Es kam eine beträchtliche Summe zuſammen. Nach mehreren Berathſchlagungen wurde auf den Vorſchlag des regierenden Herzogs von Gotha ein groſser gewölbter ſteinerner Leuchter, auf welchem ſich Flammen aus einer Pfanne erheben, als Denkmal gewählt. Der Grundſtein zu demſelben wurde unter der Leitung des Amtmanns und unter verſchiedenen Feyerlichkeiten gelegt. Nachdem der Bau des Denkmals vollendet war, wurde das Feſt der Einweihung begangen. Es ſollte zunächſt ein Feſt für die vier benachbarten Gemeinden ſeyn, welchen ehemals die Johanniskirche gemeinſchaftlich geweſen war, alsdann aber auch ein Feſt der Einführung des Chriſtenthums in dieſe Gegenden, da jene Kirche wahrſcheinlich die älteſte iſt, welche Bonifacius in Thüringen erbauen lieſs. Daher nahmen auſser dem Gen. Sup. *Löffler* auch der Prälat *Placidus Muth*, Abt der ehemaligen Benedictiner-Abtey auf dem Petersberge zu Erfurt, welcher die Angelegenheiten der zu Gotha neuentſtandenen katholiſchen Kirche leitet, und der reformirte Prediger *Wittich* aus Smalkalden, welcher der Seelſorger der in Gotha wohnenden Reformirten iſt, Antheil. Am Tage des Feſtes verſammelten ſich die an demſelben näher theilnehmenden Perſonen in der Immanuelskirche, wo ein Lied geſungen, und ein Pſalm vorgeleſen wurde. Darauf begann der Zug unter Glockengeläute und Muſik auf die Höhe nach dem Denkmal. Eine Fahne mit dem Bilde des Bonifacius und eine andere mit des dem h. Benedict wurde vorangetragen. Die Schulkinder der vier Dörfer des Kirchſpiels, ihre Lehrer, der gemeinſchaftliche Prediger, die Schultheiſsen und Vorſteher der vier Gemeinden, mehrere Beamte, die Künſtler, welche das Denkmal gearbeitet hatten, mehrere nahe und entfernte Geiſtliche, beſonders die drey Redner, machten den Zug aus. Auf der Höhe nahm Jeder den ihm angewieſenen Platz an, die ſämmtlichen Geiſtlichen am Fuſse des Candelabers. Für die Redenden war ein einfach geſchmückter Tiſch in Form eines Altars mit einem Pulte bereitet. Nach der Abſingung eines Liedes, welches zu dieſem Zwecke von *J. H. Heſs* gedichtet war, trat zuerſt der ehrwürdige *Löffler* auf. Seine Rede iſt die ausführlichſte, ausgearbeitetſte und inhaltsreichſte. Nachdem er gezeigt hat, daſs die Feyer des Andenkens eines verdienten Mannes der Vorzeit mit der Religion und der Anbetung Gottes zuſammenhänge: ſo verſetzt er ſeine Zuhörer in die Zeit

ten, da Bonifacius zuerst Thüringen betrat, berührt, was man etwa an seinem Werke, seinen Mitteln und Absichten tadeln oder zweifelhaft finden könnte, und kommt auf sein Hauptthema: *Welches* ist das Verdienst des Mannes, dem ein Denkmal gesetzt ist? Er würdigt dieses Verdienst nach dem *Werke*, das er vollbrachte, und dessen Nützlichkeit, nach der *Gesinnung*, die ihn dabey leitete, nach der *Kraft*, die er dabey äusserte, und nach der *Beharrlichkeit*, womit er sein Ziel verfolgte. Zuletzt erhebt er sich zum Danke gegen Gott für das Gute, das er durch diesen Mann gestiftet hat, und weist seine Zuhörer an, wie das errichtete Denkmal sie nicht nur an die Begebenheiten der Vorzeit, an die Verdienste der Vorfahren, an die Ausbreitung des Christenthums, sondern auch an das erinnern soll, was *ihre Pflicht* sey, und was die *Zukunft* von ihnen erwarte. Nach einem Gesange redete der Präl. *Muth* kurz und kräftig, ohne bestimmtes Thema, und sich vorzüglich an den Gedanken haltend, dass *auch er* an diesem Feste Theil nehmen sollte. „Wenn nun auch mir, theuerste, geliebte Freunde und Brüder, die ausgezeichnete Ehre und die wahrhaft hohe Freude werden sollte, an diesem seltenen schönen Feste so nahen mitwirkenden Antheil zu nehmen: so geschah es gewiss zur Ehre unseres Zeitalters und aus Achtung unserer gemeinschaftlichen Überzeugung, dass das Wesentliche der reinen Christusreligion nicht in äusseren Formen und conventionellen Bekenntnissen, sondern vorerst im inneren Geiste reiner Gottes- und ungetheilter Menschen-Liebe, in der Weihe unserer Herzen für ächten Wahrheits- und Tugend-Sinn, wie ihn Christus lehrte und durch sein Beyspiel heiligte, in der Wachsamkeit unserer selbst auf die inneren Ansprüche unseres Gewissens für stete Vervollkommnung unserer geistigen Natur nach dem Urbilde des Ewigen gegründet sey. Wir erkennen unsere gemeinschaftliche christliche Pflicht ohne Widerspruch darin an, dass wir als Christusverwandte einen und denselben Vater der Güte und der Gerechtigkeit verehren, dem wir nur durch kindlichen Gehorsam und treue Folge seiner liebevollen Gebote ähnlicher werden sollen. Wir verehren das Heilige unserer Religion nicht von gestern und heute, welches der Veränderung in stets abwechselnden Gestalten und Meinungen so sichtbar unterliegt; uns ist sie das übersinnliche Gemeingut der ganzen Menschheit, durch alle Himmelsstriche, durch alle Zeiten, durch alle Veränderungen in der Sinnenwelt unerschütterlich und göttlich vollendet." S. 49 f. Übrigens fehlt es dieser Rede hie und da an Correctheit und Reinheit des Stils, noch mehr aber an Popularität. Wir meinen die edlere, höhere Popularität, welche Menschen von allen Classen trifft und rührt, und welche hier bey einer grosen, sehr vermischten Versammlung und bey einem Gegenstande von einem so natürlichen und vielseitigen Interesse ganz an ihrer Stelle war, und wohl erreicht werden konnte. Auch die dritte Rede ist kurz, so wie es ganz zweckmäßig war, da schon der erste Redner das Meiste weggenommen hatte, und sonst die Feyerlichkeit zu lange gedauert hätte. Hr. *Wittich*, der Vf. derselben, macht am meisten darauf aufmerksam, wie Bonifacius *für Andere gelebt habe*; er zeigt dies aus seiner Geschichte, und ermahnt, durch Nachahmung dieses seines Beyspiels sein Andenken zu ehren — Alles sehr einfach und eindringend. Nach einem neuen Gesange sprach der Amtmann *Langheld*, welcher sich um dies Monument so grose Verdienste erworben hat, und ohne welchen es nie zu Stande gekommen wäre, die Schlussrede. Er sagt nichts, was nicht der Zeit, den Umständen und seinem Verhältnisse angemessen wäre. Er dankt Allen, welche die Unternehmung unterstützt und daran Theil genommen haben; er stiftet dem armen Manne, der durch ein kleines Vermächtnis den ersten Gedanken zu diesem Monumente veranlasste, in seiner Rede ein Andenken; er bittet, das Monument mit seinen Umgebungen auf keine Weise zu beschädigen, und den Einweihungstag durch keine Ausschweifung und unsittliche Handlung zu entheiligen. An diesem Tage wurde auch ein Gedicht von dem Rath *Ewald* vertheilt, welches hier wieder abgedruckt ist, so wie auch ein vorher ungedrucktes von dem Prediger *Jakobi* in diese Sammlung eingerückt ist. Vierzehn Tage nach dem Einweihungsfeste wurde auf Kosten des regierenden Herzogs den Kindern der vier Gemeinden und ihren Lehrern, den Schultheisen derselben und mehreren Personen, die sich um die Errichtung des Denkmals ein besonderes Verdienst erworben hatten, ein ländliches Fest gegeben, wovon sich in der Nationalzeitung der Deutschen eine nähere Beschreibung findet. In der beygefügten historischen Nachricht von Bonifacius geht Hr. D. *Löffler* von dessen Briefen und seinen ältesten Lebensbeschreibern, nicht von späteren Hülfsmitteln, aus. Wir stimmen ganz in den Wunsch ein, dass eine neue kritische Ausgabe der Briefe und der Lebensbeschreibungen nach den hier angegebenen Grundsätzen veranstaltet werden möge. Alsdann wird erst eine rechte Biographie des Apostels der Deutschen möglich werden. Übrigens verdient das, was hier geliefert ist, alle Empfehlung. K L M.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Predigtentwürfe in sturmscher Manier, über die neuen Perikopen*, welche im Jahre 1811 statt der gewöhnlichen — Evangelien bey dem evangel. Gottesdienste in den königl. sächs. Landen öffentlich erklärt werden sollen; theils ganz neu bearbeitet, theils ausgezogen aus den Predigtsammlungen der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner vom Vf. der Predigtentwürfe über die Evang. und Episteln in sturmscher Manier. 1811. *Erste Abtheilung.* 106 S. *Zweyte Abtheilung.* 272 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

2. Dresden, b. Arnold: *Praktische Erläuterungen der* — im J. 1811 — in dem Königreich Sachsen *zu erklärenden biblischen Texte* für Prediger, Schullehrer und Familienväter in Städten u. auf dem Lande — abgefasst von M. *Christian Friedr. Traug. Voigt*, Pfarrer in Tarant. *Erstes* bis *fünftes Heft.* 1811. Zusammen 375 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Die gegenwärtige Anzeige ist als *Nachtrag* zu der Collectivbeurtheilung mehrerer *durch die sächsischen Perikopen von* 1811 *veranlaßter Hülfs- und Erläuterungsschriften* anzusehen, welche in unserer A. L. Z. 1812. No. 22. folgg. befindlich war. Obwohl wir dort schon *fünf* solcher Schriften Erwähnung gethan: so ist mit den beiden obigen ihre Reihe noch keinesweges geendet. Man sieht hieraus, daß *nicht bloß* die Verfasser derselben schnell und gutwillig sind. Auch *der* Theil des Predigerpublicums, welchen es am meisten angeht, mag dabey seine Schuld, vielleicht seine Schmach tragen.

No. 1 liefert — aber *nicht in Sturm*'scher *Manier*, welcher Beysatz nur als Aushängeschild anzusehen ist — zu jedem Text *einen* vollständigen Entwurf. Wie schon der Titel bekennt, findet man darin theils eigne, theils fremde Arbeit. Um mit *dieser* anzufangen, können wir den Gedanken, einige Predigtsammlungen durchzublättern und die etwa auf die neuen Texte anzuwendenden Themata abzuschreiben und ihre Disposition beyzufügen, zwar bequem, aber nicht glücklich finden. Der Herausgeber hat zwar nicht schlecht gewählt — ob er es gleich mit dem viel sagenden Beywort der *vorzüglichsten deutschen Kanzelredner* nicht allzugenau nimmt, denn man findet hier auch Entwürfe von *Kosegarten*, *Wesphal*, *Pölitz*, u. A. — und mit Vergnügen haben wir die Dispositionen mehrerer wohlbekannter vortrefflicher Reden von *Reinhard* (der am meisten benutzt ist) hier wieder gelesen. Aber eine Hauptsache, nämlich die genaue Benutzung und verständige Anwendung der zu Texten auserlesenen Bibelsprüche, geht nothwendig verloren, weil die Verfasser jener hier ausgezogenen Predigten bey ihren Arbeiten ursprünglich ganz andere Texte zum Grunde legten. Der oft gezwungen genug von dem Sammler beygefügte Übergang von der vorliegenden Predigt auf den neuen Text macht jenen wesentlichen Verlust auf keine Weise gut. — Was aber die *eigenen* Arbeiten des Herausgebers betrifft, so haben sie vor den geborgten mindestens das bedeutende Verdienst, den Texten angepaßt zu seyn, dabey einfache und nicht verkünstelte Themata zu wählen, auch bey ihrer Zerlegung einer oft sehr einleuchtenden und sich selbst empfehlenden Gedankenfolge nachzugehen. Wenn Rec. diese Weise des Vfs., *leicht* zu disponiren, lobt, da die gesuchten und schwerfälligen Dispositionen höchst widerwärtig sind: so warnt er dabey, es dabey nicht an logischer Schärfe und bündiger Consequenz fehlen zu lassen. Es mag an wenigen Beyspielen genügen. Am *ersten Epiphan. Sonut.*, ist das Thema: „der reine Sinn," welches an sich den Hauptgedanken des Textes (1 Tim. 6, 13—16) zu sehr in das Allgemeine zieht, ziemlich willkührlich abgetheilt: 1) worin er besteht; 2) was uns zu ihm verpflichtet. Bey 1) sind die Unterabtheilungen: a) in reiner Liebe zu Gott, b) zur Tugend, c) zu den Menschen. Wir lassen diese Erklärung übrigens auf sich beruhen, und bemerken nur, daß die Theile sich keinesweges einander ausschließen, indem b in a und c mit enthalten ist, und daß sie sich darum *nicht* coordiniren lassen. Bey 2) sind die Theile zwar nicht erschöpfend, aber doch aus dem Text entnommen. Ähnliche Bemerkungen sind bey der Disposition des Thema: „Gott in der Natur" — am 4 *Epiphan. Sonntag* zu machen. Denn im *ersten* Theil sind b und c wiederum a unterzuordnen, und im *zweyten* sind die Theilungsglieder willkührlich und unbestimmt. Andere Entwürfe, als am *Charfreytag*, zergliedern den Hauptgedanken gar nicht, und ermangeln darum des Adäquaten. Auch liebt der Vf. die *allgemeinen Themen* über die Gebühr, und doch sind es gerade diese, durch deren Bearbeitung seinen ungeübten Amtsbrüdern am wenigsten Hülfe geschieht, da es eben das Vage und Allgemeine in ihrer Meditation ist, was sie matt und sich immer wiederholend macht. — Das Papier zu dieser Schrift ist grau, und der Druck häufig incorrect.

Der Vf. von No. 2 hat den wohlgemeinten Rath nicht befolgt, den wir ihm bey der Anzeige des vorigen Jahrgangs seiner *praktischen Erläuterungen* gaben. Rec. glaubte Ursache zu haben, anstatt dieser oft in das Weitläuftige und Gedehnte fallenden paränetischen Anreden und Ermahnungen an Kinder, lieber Katechesen oder doch katechetische Winke und Anleitungen über die gegebenen Bibelsprüche zu wünschen, wodurch der Vf. sich sicherlich um das Publicum lehrfähiger Schulmänner, besonders auf dem Lande, mehr verdient gemacht hätte. Denn wir fürchten, daß sie die Erläuterungen, so wie sie jetzt sind, nur unvollkommen werden benutzen können, indem die Hauptgedanken nicht genug hervorgehoben sind, und der Ungeübte aus der oft viel zu langen Ermahnungsrede das *Wesentliche* und die Art, wie es *wirksam* auf die Gemüther der Jugend zu machen ist, nicht füglich herausfinden und lernen kann. Nach unserer Meinung denkt sich der Vf. die Classe von Lesern, welchen er nützlich werden will, nicht bestimmt genug; dieß zeigt auch die Erweiterung des Kreises auf dem Titel. Die zwey kurzen Katechisationen, die ganz am Ende angehängt sind und den Meister nicht verrathen, helfen zu gar nichts. Zweckmäßige katechetische Winke und Fingerzeige mit Beyspielen waren durch alle fünf Hefte zu verbreiten. — Übrigens verdient die fleißige umschreibende Erklärung der Texte, die der Vf. giebt, wobey auch der *Zusammenhang*, durch welchen sie Licht erhalten, nicht übersehen ist, alles Lob. Auch in den praktischen Nutzanwendungen zeigt sich ein aufmerksamer und wohlmeinender Sinn. Hätte der Vf. durchgängig mehr *abgekürzt*, und hätte er sich nicht in seinen Vorstellungen und Anmahnungen gar zu nachgiebig selbst gehen lassen: so würden wir mit seiner Schrift noch zufriedener seyn. Welcher Wortreichthum und welche Wiederholungen sind nicht z. B. in der Erläuterung des schönen Textes Matth. 29, 13—15, S. 32 ff.! Der Vf. meint es, man nimmt dieß deutlich wahr, gewiß gut mit seinen Lesern; aber er würde es noch besser mit ihnen meinen, wenn er, strenger gegen sich selbst, das kritische Messer mit weniger Schonung bey seinen Arbeiten anwendete. NA.

Landshut, b. Thomann: *Das Ganze der christlichen Sitten- und Glaubens-Lehre anbequemt dem*

christlichen Kirchenjahre, in drey vollständigen Jahrgängen von Sonntags- und Fest-Predigten bearbeitet und vorgetragen durch *P. F. A. Furthner*, Stadt-Pfarr-Prediger an der St. Martinskirche in Landshut. *Dritter Jahrgang.* 1811. 607 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Mit Beziehung auf unsere Anzeigen von den beiden vorhergehenden Jahrgängen (J. A. L. Z. 1809. No. 92 u. 1811. No. 123), kann Rec. auch dem neuesten Jahrgang alles das sonst bezeugte Gute nachrühmen. Gereinigte Religionsbegriffe, praktischer frommer Geist, Herzlichkeit in den moralischen Ansprachen und verständige Benutzung des Historischen, besonders in den für die kleineren kathol. Feste bestimmten Vorträgen, zeichnen diese Arbeiten fortwährend aus, und Rec. ist dem würdigen Vf. auch durch den vorliegenden Theil nicht ohne Befriedigung und Erbauung gefolgt. Gleichwohl dürfen wir den Wunsch nicht zurückhalten, dafs der Vf. in der Vervollkommnung seiner homiletischen Methode an sich, und ihrer Form insonderheit, unermüdet fortgehen, und sich unberührt von dem Wahn erhalten möge, als habe er schon das Höhere erreicht. Rec. macht ihn deshalb wohlmeinend auf einige Puncte aufmerksam. Am meisten vermissen wir in vielen Vorträgen eine scharfe und strenge Anordnung der Gedanken. Die Unterabtheilungen sind oft gar zu willkührlich gemacht, und es wird über die vorliegende Pflicht häufiger manches Gute und Passende gesprochen, als dafs sie nach den Hauptmomenten eingreifend erschöpft würde. Auch ist es ein Nachtheil, der schon aus der gewählten Form des *Jahrgangs zusammenhängender Predigten* hervorgeht, dafs sich öfter der Text nach der Materie, als diese nach jenem, richten mufs. Die Texte dienen nicht selten blofs zum Motto, aber nicht zum belebenden und durchdringenden Führer des Vortrags. Bey den Festvorträgen sind die Übergänge auf den besonderen Gegenstand, worüber eben nach dem Plane des Ganzen zu handeln ist, zuweilen mehr gewaltsamen Sprüngen ähnlich. Die Vortragsart ist dabey mitunter etwas gedehnt, weil der Vf. sich schwer zu heilsamen Abkürzungen des ersten Concepts entschliefsen zu können scheint. Dafs die *Sprache* viel Provincialismen und aus dem Gelehrtenidiom adoptirte Ausdrücke hat, darüber ist schon sonst geklagt. Wir finden auch hier *Geschwisterte*, *abgeleibt*, *schrofigt* (?) und dann: Tribunal, Cultur, fanatisch, Panegyriker u. a. Auch in der grammatischen Wortfolge wird hie und da, gefehlt z. B. ein Gewerbe, *dem* ein Petrus — abwarten zu müssen glaubte u. s. w. — Mit dem vorliegenden Bande ist übrigens der auf *drey* Jahrgänge vertheilte Lehrplan des Vfs. geschlossen. Ein angekündigter *neuer* Jahrgang wird — *die christliche Kirchengeschichte*, in ihrem Zusammenhange vollständig durchgeführt in den Sonn- und Festtags-Evangelien angepafst, abhandeln. Wir sehen ihm wegen der Neuheit und des Interesse dieses Gegenstandes mit gedoppelter Erwartung entgegen, da zumal der Vf. in der Behandlung des Historischen eine gewisse Stärke besitzt. NA.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Berlin*, in d. Realschulbuchh.: *Zwey Predigten*, am 22 Jul. und am 5 Aug. in der Dreyfaltigkeitskirche in Berlin gesprochen von *D. F. Schleiermacher*. 1810. 52 S. gr. 8. (6 gr.). Die Gelegenheit zu diesen Predigten wurde durch den Tod der Königin von Preussen gegeben, der in dem ganzen, von ihr mitbeherrschten Lande so tief und so innig gefühlt wurde. Der 22 Jul. war der erste Sonntag nach dem Tode, an welchem „alle Kirchen Berlins angefüllt waren von solchen, die ein Wort christlicher Tröstung und Beruhigung zu hören wünschten." Hr. *Schl.* kömmt diesem Wunsche entgegen, und spricht über Apost. Gesch. VI, 15 von der *Verklärung des Christen im Angesicht des Todes*. Nur am Schlusse des Eingangs wird der Begebenheit, welche die Versammlungen zahlreicher gemacht, Erwähnung gethan mit wenig Worten. In der Predigt selbst sieht man zwar, dafs die Stimmung des Redners aus dieser Begebenheit gekommen, und Alles im Bezug auf dieselbe gesprochen; aber mehr als dieses auch nicht. Sie soll ja auch nur die Vorläuferin der eigentlichen Gedächtnifspredigt seyn. Die Ausführung des Hauptsatzes hält sich an das Bild des sterbenden Stephanus. „So wie eines Engels Angesicht erscheint der sterbende Christ im Angesicht des Todes, er der 1) gemeinhin Verkannte und unschuldig Verläumdete, er 2) der Überwundene vor den siegreichen Feinden, er endlich 3) der Treue, indem er scheidet aus seinem Berufe." Es läfst sich erwarten, dafs uns Hr. *Schl.* hier mild und freundlich ansprechen werde. Wir geben zur Probe, in welchem Geiste das Ganze gesprochen, eine Stelle aus der dritten Abtheilung. „Wenn geliebte Menschen zurückgelassen werden, ohne vielleicht dafs die ihnen gewidmeten Bemühungen schon zum Ziel gelangt wären, ohne Sicherheit für ihr Schicksal vielleicht mit so vielen Sorgen, wie Stephanus seine Freunde und Geliebten unter den Jüngern zurücklassen mufste — sollte da nicht bange Sorge die letzten Augenblicke des Lebens trüben? Aber dennoch sahen sie sein Angesicht wie eines Engels Angesicht; und so ist auch das Angesicht jedes Christen. Er ist verklärt durch die Liebe, die in der Seele des Christen immer himmlisch ist und rein, aber von der sich im Angesicht des Todes mehr als je alles Irdische und Unvollkommene ablöst, durch das Gefühl, dafs er in Gott und Christo Eins ist mit denen, die er liebt, dafs er wohnt und lebt in ihren Herzen, und dafs auch in ihnen das Gefühl seiner Nähe und das verklärte Bild, welches ihnen zurückbleibt, reiner und heiliger wirken wird, als die immer getrübte Gegenwart es vermochte. *Das heifst den Himmel offen sehn*, die unzerstörbare Gemeinschaft des Göttlichen und Ewigen mit dem Zeitlichen und Irdischen, und des Menschensohn zur rechten Gottes, ihn, der alle die Seinigen unter sich und mit sich vereinigt, ihn, dessen ewig gesegnete Liebe auch den fortdauernden Segen jeder wahren Liebe verbürgt, und der selbst mit der tröstlichen Versicherung schied, dafs er Alle zu sich ziehen wolle." — Von dem zur allgemeinen Gedächtnifsfeyer besonders bestimmten Tage erhalten wir hier, neben der über den vorgeschriebenen Text gehaltenen Predigt, auch noch fast den ganzen Verlauf des Gottesdienstes. Über Jes. LV, 8. 9 überlegt Hr. *Schl.*: *Wie wir auch in Bezug auf das Andenken an die vollendete Königin unsere Gedanken mit Gottes zu einigen haben*, und zwar 1) unsere Gedanken über den Werth des Lebens und seiner Güter, 2) über das Wesen und den Ursprung menschlicher Liebe und Verehrung, und 3) über die Art und den Umfang menschlicher Wirksamkeit. — Der Redner ist hier ganz in seinem Gebiete. Er weifs mit Meisterkräften zu herrlichen Gedanken das Gemüth zu erheben, und zu übersinnlichen Bestrebungen das erhabene zu begeistern. Und wie trefflich steht die geliebte und liebenswürdige Königin immer zwischen der Betrachtung. Ihr schönes Bild gewährt neue Begeisterung. „Es ist nur die Anmuth und Schönheit der Seele, der edle und reine weibliche Sinn, das liebevolle für alles Gute empfängliche Gemüth, es ist der Glanz jener Tugenden der Gattin, der Mutter, der hülfreichen Beschützerin, die sie unter uns ausübte, und dieses, dafs alle Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, zugleich Huldigungen gegen Tugend und Frömmigkeit waren, es ist die Hoheit der Gesinnung und des Muthes, die innere Heiterkeit des Gemüthes — diese Fülle ist es, um derentwillen jeder ihr Leben selig pries; und Gott sey gelobt, der sie ihr verliehen hatte." — Der lateinische Chorgesang: *Requiem aeternam dona Ei, Domine! et lux perpetua luceat Ei!* mufs einen schauerlichen Eindruck gemacht haben. Mit vollem Herzen stimmt Rec. in Hn. *Schl.* Wunsch ein, die Bedeutsamkeit des Kirchengesanges, sowohl der Gemeine als kunstreicherer Chöre, wieder herzustellen und seine erbauende Kraft zu empfinden. Hb.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 AUGUST, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Geographisch-historisch-statistisches Zeitungs-Lexikon*, von *Wolfgang Jäger*, Prof. zu Altdorf; neu bearbeitet von *Conrad Mannert*, Prof. der Geschichte und Geographie zu Würzburg (jetzt zu Landshut). II Theil. 1806. 690 S. (2 Rthlr. 16 gr.) III Th. (LANDSHUT, b. Krüll.) 1811. 840 S. Mit Zusätzen und Berichtigungen. 214 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Hr. *M.* beklagt sich so sehr über die Ungunst der Gegenwart, dass er denen, die etwa wegen der Strafe für ein literarisches Vergehen in Verlegenheit kommen, anräth, einem straffälligen Schriftsteller die Anfertigung eines solchen Lexikons, wie er es nennt, auf die Schultern zu legen. Allein er ist gegen die Gegenwart, streng genommen, ungerecht. Denn der rasche Wechsel und die Fülle von neuen geographischen Ansichten, zum Theil Entdeckungen, wodurch sie ihr Daseyn ankündigt, beurkundet zugleich auch das Bedürfniss eines grossen Publicums, und in diesem Publicum die Gefahrlosigkeit bey dem Absatze, der äusseren Bedingung, worunter so manche innere jetzt erliegt. Weggesehen von der Nothwendigkeit, wahr, vollständig und zweckmäfsig zu seyn — Erfoderniße, die jedem Werke der Art unerläfslich sind, — bestehen die Vorzüge nicht darin, den letzten Zeitmoment der eingetretenen Veränderungen, sondern Zeit und Ort in einem Zeitmoment zu erhaschen, der mit der Gegenwart in der nächsten Berührung steht, ohne von ihrem Einflusse gestört zu werden. Warum soll in der Mitte des Jahrs 1811 ein Lexikon für das Jahr 1810 nicht willkommen seyn? Wer sich dem Haschen nach dem neuesten Zustande hingiebt, läuft Gefahr, das wissen zu müssen, was er nicht weifs, und das nicht zu wissen, was er wissen kann. Die meisten Lexikographen opfern entweder einem speciösen Titel den Inhalt, oder dem Glauben des Publicums die Sache auf. Hr. *M.* hat zwar weder dem Titel seines Werks eine sonst in diesem Felde so gewöhnliche (und so selten erfüllte) Einladung angehängt, noch auch auf den Glauben des Publicums an seinen in vieler Hinsicht gegründeten Beruf gesündigt; aber er hat dadurch sich eine Menge von Hindernissen selbst verursacht, dass er keinen Jetztpunct der Zeit in der Zeit selbst und dem Orte fixirte, und sich den raschen Veränderungen beider hingab, ohne für den Verlust des rückwärts Liegenden sicher und vollständig entschädigt zu seyn, und dass er zugleich an dem alten *jägerschen* Fachwerke, an einer zahllosen Menge durch *Jäger* wider den Zweck eines solchen Lexikons in die Sphäre desselben eingeführter Begriffe, und an Daten und Facten hing, die den Zweck der Gegenwart nicht nur vereiteln, sondern sogar in der Vielgestalt desselben, die ihm als scheinbares Bedürfniss vorschwebte, unerfüllt lassen. In der ersten Hinsicht, um nicht gegen den neuesten Zustand zu fehlen, hat er den Anhang von Zusätzen und Berichtigungen für die früher erschienenen zwey Theile und für die während dem Abdruck des dritten Theils nöthig gewordenen Verbesserungen beygefügt, und sich dadurch die Verantwortlichkeit zugezogen, diese Theile in die Kategorie des letzten Abdrucks gesetzt zu sehen; in der anderen Hinsicht aber hat er einen todten auf einen lebendigen Körper gebunden; wenigstens ward in der ersten Hinsicht das Werk neuer, als es alt ist, und in der zweyten älter, als es neu ist. So hat der Vf. im Anhange unter dem Titel: *Österreichische Monarchie*, die Veränderungen, die der wiener Friede bewirkte, treu nachgetragen, und damit auch die Artikel Gallizien, Illyrien, Salzburg, den Salzach-Kreis neu ausgestattet; sogar unter dem Titel: *Preussische Monarchie*, ist bemerkt, dass 1811 die Hälfte der vom Kaiser Napoleon ihr auferlegten Contribution bezahlt war. Allein man würde sich irren, wenn man nach diesen neuesten Angaben glauben wollte, dass er z. B. in allen die österreichische Monarchie betreffenden Orten von den Abänderungen Gebrauch gemacht hätte, die *Karl Georg Rumis geographisch-statistisches Wörterbuch des österreichischen Kaiserstaats*, das noch vor dem wiener Frieden erschien, durch mühsame Vergleichung der besten vorhandenen geographischen und statistischen Werke anführte. Bey *Bern* ist zwar im Nachtrage Mehreres zugesetzt, aber das interessante Detail übersehen worden, das uns die *Description de la ville de Berne contenant sa situation, son climat etc.* von 1810 giebt. Andere alte Artikel, z. B. *Rabi*, eine Mineralquelle in Tyrol, *Ram*, festes Bergschloss in Servien, *Rantampur*, sehr wichtige Bergfestung in Hindostan zwischen Agra und Azmet, und besonders die Gegenstände, welche Erklärungen von Wortbedeutungen enthalten, contrastiren mit diesem neuesten Zustande sehr. So heifst es bey *Reichsglied:* „war von einem Reichsstande unterschieden, indem ehemals die italiänischen Fürsten und die freye unmittelbare Reichsritterschaft, einige Ganerbschaften und Herrschaften zwar Reichsglieder, aber keine Reichsstände waren, weil sie weder Sitz noch Stimme auf dem Reichstage hatten.“ *Reichsfuss* ist „die Beschaffenheit

der Münze nach ihrem innerlichen Werthe, wie solche sich im ganzen Reiche an Korn befinden, und alsdann gang und gäbe seyn soll." *Reichsfundamentalgesetze* bestunden „in den Reichsabschieden, der goldenen Bulle, den kaiserlichen Capitulationen, dem allgemeinen Landfrieden, dem augsburger Religionsfrieden, dem westphälischen Frieden, den Abschieden der Deputationstage und in den Kammergerichtsvisitationsabschieden." Die Mängel und das Schiefe dieser Erklärungen leuchten von selbst ein, und der Contrast des Neuen mit dem Alten wird um so schreyender, weil sogar die Kammerzieler und Römermonate in den meisten deutschen Staaten — wahrer antiquarischer Plunder — angeführt sind, und dennoch nicht ein Titel vom *Reiche* und *Reichsverfassung*, und ihrer Abänderung, wodurch allein eine Bindung unter den vielfachen Wörtern Reich erhalten, und das Ganze verständlich werden konnte. So hat sich der Vf. den Raum für eine grosse Menge von Ortschaften und Ländern selbst beschränkt. Wir heben den Buchstaben *M* als Beweis aus, der durch die Nachträge auch zu dem neuesten Zustande übergegangen ist, und um so leichter ergänzt werden mußte, da *Schorchs* fortgesetztes Lexikon von *Ehrmann* schon bey dem Abdrucke der Nachträge erschienen war. Bey Hn. *M.* fehlen gänzlich: *Maanas*-Inseln, zu Japan gehörig; *Maanselka*, Hochgebirge im K. Schweden; *Maareraue*, franz. Rheininsel; *Maasweiler*, franz. Dorf im Departement Donnersberg; *Macan*, Provinz in Bambuk; *Macapa*, St. am Amazonenfl.; *Macas* in Peru; *Machala*, ebendaselbst; *Machen*, Df. in Schlesien, saganer K.; *Mackenau*, Gros und Kl., Df. in der Mittelmark, teltover Kr.; *Machiaco*, Vgb. bey Biscaya; *Machias*, Hf. in der Gfschf. Washington; *Machias*, St.; *Machicores*, Völkerschaft auf Madagascar; *Machidas*, südafrik. Volk; *Machtolsheim*, k. wirt. Pfarrd.; *Macku* in Nubien; *Macintosch*, Gfsch. in Georgien; *Macomago* in Sumatra; *Macquini*, Stamm der Beetguanen; *Macratsch*, St. in Lahor; *Macramp*, Fk. in der irländischen Gfschf. Cork; *Mad*, Arm des Miami in N. Amerika; *Magdagh*, Hf. in Markarn; *Madame*, Insel an der Mündung der Charente; *Madame*, Insel bey Cap Breton; *Madbury*, Fk. in der Gfsch. Strafford N. Hampshire; *Maddison*, St. in Virginien; *Maddison*, berühmte Höhle daselbst; *Madalaine Nonancourt*, Df. im Euredepart.; *Madera*, Hf. auf dem grünen Vorgebirge; *Madevipatnam*, St. in Ostindien; *Madfeld*, hessendarmst. Df. im Herz. Westphalen; *Madiran*, franz. Fk. im O.-Pyrenäendep., Bz. Tarbes; *Madre*, fr. Df. im Dp. Mayenne; *Madre de Jopa*, St. und Pilgrimsort auf Terra firma; *Madrid* am Missisippi; *Madum Cook*, If. daselbst; *Mael Pestivien*, fr. Df. in dem N. Küstendep.; *Marloese Herred*, Dist. von 13 Kirchspielen auf Seeland; *Märzdorf*, preuss. Df. in Schlesien, Kr. Bölkenhain Landshut; *Maes*, If. in der irischen Gfschf. Galway; *Magadore Suira*, marokk. St. in Sus.; *Magdalena*, Hf. auf der azorischen Ins. Piko; *Magdalenen*-If., eine der Marquesasinf.; *Magdaleneninseln*, Gruppe der Marquesasinf.; *Magellania*, und doch magellanische Meerenge; *Magese*, fr. Df. im Dep. der Heiden; *Maggano*, fr. Df. des Dep. Sesia; *Magherafelt*, St. in der irischen Gfsch. Londondery; *Magheralin*, Df. in der irischen Gfsch. Armagh; *Magistene*, fr. Df. im Garonnedep.; *Magliano*, fr. Df. im Dep. Tenaro; *Magliano*, fr. Df. im Sturadep., Bezirk Mondovi; *Magnetuaja*, russ. Festung im Gouvernement Orenburg; *Magnuszow*, österr. Herrschaft in W. Gallizien, radomer K.; *Magny le Desert*, fr. Df. im Ornedep.; *Magny S. Medard*, im Dep. der Goldküste; *Magny Vernay*, im Dep. der Obersaone; *Magro*, Fluss im Vicekönigreiche Peru; *Magyaar Beel*, Df. und Lustschloss des Fürsten Batthiany in der presburgischen Gespannsch.; *Mahas*, N. amerikanische Nation und Etablissement in Oberlouisiana: *Mahern*, fr. Df. im Ornedep., Bez. Mortagne; *Mahi*, Ld. der Sclavenküste; *Mahilon*, fr. Df. im Dep. Finisterre, Bezirk Gimper; *Malheimersdorf*, fr. Df. bey Mainz; *Mahlis*, sächs. Df. im meissner Kreise, wo guter Capselton; *Mahlum*, westph. Df. im Ockerdep., District Goslar; *Mahollom*, Hf. in Anatolien; *Mahrah*, Landsch. an der S. Küste Arabiens; *Maja*, Commarca zum Bisthum Oporto; *Maja*, ein Concelho in der Commarca; *Majak* in Bessarabien; *Majak*, St. in Japan; *maiberger Hof*. Df. im Dep. Donnersberg; *Maichingen*, wirtemb. Df. im Oberamte Boblingen; *Maidenhead*, N. amerik. Fl. in Neujersey, Gfsch. Hunterdor; *Maidenhead*, Df. daselbst; *Maidière*, fr. Df. im Dep. der Meurthe, Bezirk Nancy; *Maidstone*, Ort im NA. Freystaate Vermont, Gfsch. Essex; *Mailac*, fr. Df. im Dep. der Obervienne, Bez. Bellun; *Maille*, fr. Df. im Loire- und If.-Dep., Canton S. Maure, Bez. Chinon; *Maillebois*, fr. Df. im Eure- und Loire-Dep., Bez. S. Dreux; *Maillet*, fr. Df. im Indredep., Bezirk la Chartre; *Mailly*, fr. Df. des Yonnedep.; *Maimatschin*, chinesischer Handelsplatz; *Main* unter Mayn, wie Mai unter May; *Mainbergsheim*, unfern Kitzingen; *Mainland*, Schettlandsinsel bey Schottland; *Majotta*, an der O. afrikanischen Küste; *Maire*, fr. If. im Bezirk Marseille; *Maire*, das Eisenbergwerk und Dorf im Dep. beider Severs; *Maire Levescault*, fr. Df. in dem dep. Canton Melle; *Maisdon*, fr. Df. im Niederloiredep., Bez. Nantes; *Maiwormshammer*, hessendarmst. Hammerwerk im Herz. Westphalen; *Maixent*, fr. St. an der Sever in Poitou; *Makan sur Assy*, eine der curilischen Inseln: *Makanda*, grosser Handelsplatz in Niederguinea des Königreichs Loango; *Makassar*, Hpst. des Königreichs auf der Insel Celebes; *Mackenbach*, fr. Ort im Dep. Donnersberge, Bezirk Zweybrücken; *Makkun*, Fl. am Zuidersee; *Maklar*, Mfl. im tarner Bez. der hewescher Gespannschaft in Ungarn; *Makossen*, kafferscher Völkerstamm; *Malaga Velez*, spanische St., zwey Stunden von der in Granada an der Meeresküste; *Malambito*, St. in der Provinz Carthagena auf Terra firma; *Malativoe*, Fort auf Ceylon; *Malauze*, fr. Df. im Lotdep., Bez. Montauban; *Malayen*, indische Völkersch.; *Malago*, St. auf den Molucken; *Malazka*, ungar. Marktfl. in der presburg. Gespannsch.; *Malbose*, fr. Df. im Dep. der Ardeche, Bez. Argentière; *Malborn*, im Saardep., Bez. Birkenfeld; *Malden*, beträchtlicher Bezirk in Canada in N. Ame-

rika; *Malden*, Ort der Gfsch. Middlesex in Massachusets; *Maldern*, fr. Df. im Dyledep., Bez. Brüssel; *Maldonado*, Hf. der Provinz Buenos-Ayres; *Maleatur*, Wallfahrtsort in Ostindien, nördl. von Travankor; *Malenowitz*, österr. Mkfl. in Mähren; *Maligny*, fr. Df. im Yonnedep., Bez. Auxerre; *Malköping*, Fl. in Südermannland; *Malleswesi*, See in Schweden, Provinz Taweststand des Grossf. Finnland; *Malleville*, fr. Df. im Niederloiredep. am Ursprung der Isar; *Mallicolo*, hebridische Insel; *Malmerbach*, fr. Df. im Oberrheindep., Bez. Befort; *Malmöhnsläu*, District in der Provinz Südschweden; *Malmy*, fr. Df. im Marnedep., Bez. S. Menchould; *Malo*, fr. See- und Handels-Stadt im Dep. der Ille und Vilaine; *Malo de la Lande*, fr. Df. im Canaldep., Bez. Coutances; *Maloi Jamsala*, russ. neu angelegtes Df. in Neurussland; *Malpas le grand*, fr. Df. im Doubsdep., Bez. Frontarlier; *Malva*, Fl. im algierischen Mascara; *Malwa*, Provinz in Ostindien; *Mambächel*, fr. Df., Bez. Birkenfeld im Saardep.; *Mamet*, fr. Df. im Cantaldep., Bez. Aurillac; *Mamet (st)*, fr. Fl. im Dep. des Gard, Bez. Nismes; *Mammendorf*, baier. Pfdf. im Landg. Dachau und Isarkr.; *Mamora* kommt unter Mehedia vor, ohne von jenem auf dieses, noch auf Mahedia bezogen zu werden; *Manacha*, türk. St. im Gebiete des Imans von Sannah; *Manambule*, Landsch. auf Madagascar; *Manane*, If. in der Grafsch. Washington, Provinz Maine; *Manchester*, Ort in der Gfsch. Essex, Prov. Massachusets; *Manchester*, in Vermont, Gfsch. Bennington: *Mancilla*, span. Fl. im Königr. Leon.; *Manaurie*, fr. Df. im Dordognedep., Bez. Sarlat; *Marcellus*, Marmorbruch und Ort im Moseldep., Bez. Gaudens; *Mandement*, fr. Df. im Garddep., Bez. Uzes; *Mandiolei*, eine der molukkischen Inf.; *Mandschelli*, russ. Fl. in der Ukraine, Gouv. Pultawa; *Mandschkum*, Volk am Ural am Kama und Irtisch, von finnischer Abkunft; *Mandu*, St. der Maratten in Ostindien; *Manebach*, Steinkohlenbergwerk und Dorf im Herzogth. Gotha; *Manetin*, Herrschaft in Böhmen mit 11 Dörfern und 1 Stadt im Pr. Kr.; *Mangatle*, St. in Travankor auf der Küste Malabar; *Mangeca*, Inf. südwestl. von den Gesellschaftsinf.; *Mangen*, Benedictinerabtey in der bair. St. Füssen mit ansehnl. Besitzungen; *Mangischlak*, Hf. am caspischen Meere; *Manheim*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Kölln; *Maniana*, St. im algierischen Maskara; *Manieres*, fr. Df. im Norddep., Bez. Cambrai; *Manigot*, fr. Df. im Dep. Montblanc; *Manika*, Königreich in Sofoles; *Manisses* oder *Block-Eiland*, Inf. und Ort in der Grafsch. Newport von Rhodeisland; *Manlius*, Haupto. der Grafsch. Ouandago in Newyork; *Mannabako*, kleine molukkische Insel; *Mannersdorf*, 2 Marktfl. in Österreich unter der Ens; *Manot*, fr. Df. in dem Dep. der Charente, Bez. Confolens; *Mansac*, fr. Df. im Correzedep.; *Mansfield*, in Nottinghamshire; *Mansfield*, in Massachusets, Grafsch. Bristol; *Mansfield*, in Newyersey, Grafsch. Sussex; *Mansfield*, in Connecticut, Grafsch. Windham; *Mansonville*, fr. Df. im Geredep., Bez. Lactus; *Manthelan*, fr. Fl. im Dep. der Indre und Loire, Cant. Ligueil; *Manthes*, fr. Df. im Bez. Aubusson, Dep. der Creuse; *Manzac*, fr. Df. im Dordognedep., Bez. Perigueux; *Manzat*, fr. Fl. im Dep. Puy de Dome, Bez. Riom; *Manziat*, fr. Df. im Ainedep., Bez. Bourg; *Mara*, St. in Syrien; *Marat*, fr. Df. im Dep. Puy de Dome, Bez. Amberti; *Marawi*, Königr. der Kaffern im inneren Afrika; *Marbach*, wirtemb. St. am Einflusse der Murr in den Neckar; *Marbais*, fr. Df. im Dyledep., Bez. Nivelle; *Marbletown*, Ortsf. in der Graff. Ulster, Staat Newyork; *Marbore*, höchster Berg der Pyrenäen; *Marbuten*, Stamm der Araber in Sennegambien; *Marsce*, fr. Df. im Maine- und Loire-Dep., Bez. Segne; *Marcellus*, Ortsf. in Newyork, Graff. Ouandago; *Marcenat*, fr. Fl. im Cantaldep., Bez. Murat; *March*, District der Graff. Berwik; *Marchain*, fr. Df. im Sambre- und Maas-Dep., Bez. Marche; *Marchasiel*, fr. Df. im Cantaldep. an der Loudre; *Marchaux*, fr. Df. im Doubsdep., Bez. Besançon; *Marché*, fr. Fl. im Dep. der Goldküste, Bez. Dijon; *Marche*, fr. Fl. im Dep. des Wasgaus, Bez. Neuchateau; *Marche la Cave*, fr. Df. im Sommedep., Bez. Amiens; *Marché les escaussines*, fr. Df. im Jemmappesdep., Bez. Mons; *Marche sur Meuse*, fr. Df. im Ourthedep., Bez. Huy; *Marchesieux*, fr. Df. im Manchedep., Bez. Coutances; *Marchiennes au pont*, fr. Fl. im Jemmappesdep., Bez. Charleroy; *Marcille*, fr. Df. im Vilaine- und Ille-Dep., Bez. Vitre; *Marcilly le Hayer*, fr. Df. im Aubdep., Bez. Rogent sur Seine; *Marcon*, fr. Df. im Sarthedep., Bez. S. Calais; *Mar coussis*, fr. Df. im Seine- und Oise-Dep., Bez. Versailles; *Mardore*, fr. Df. im Rhonedep., Bez. Villefranche; *Marene*, fr. Fl. im Juradep., Bez. Savigliano; *Marets*, fr. Df. im Norddep., Bez. Cambrai; *Margaret*, weder unter *M* noch unter *St*, die Benedictinerabtey, nahe bey Prag im rakonitzer Kreise von Böhmen; *Margarita*, fr. Df. im Dep. der Stura, Bez. Mondovi; *Maria*, steht unter Santa, wie auch *Mary* unter St.; *Mariaberg*, wirtemberg. aufgehobenes Kloster; *Mariaborn*, fr. Df. im Donnersbergdep., so berühmt als geistliches Zuchthaus und durch einen Ausfall der Franzosen aus Mainz auf das preussische Lager; *Mariabrun im Walde*, österr. Df. und Kl. unter der Enns; *Mariabuch*, Wallfahrtsort im inn. Österr., judenburger Kr.; *Mariahilf*, Gnadenort im inn. Österr., unterkärn. und klagenfurt. Kr.; *Mariahilf*, derselbe in Böhmen, ellenbogener Kr.; *Marias des Liardo*, ein Etablissement in Oberlouisiana; *Mariaschein*, grosses Df. in Böhmen, leutmeritz. Kr.; *Maria Sehrai*, badischer Wallfahrtsort unter Pfullendorf; *Mariarina*, ein Df. auf den Philippinen von 1800 Familien; *Marientraut*, fr. Df. im Dep. Donnersberg, Bez. Speyer; *Marignan*, Städtchen am Loimber, im Bez. Monza, Dep. Olona, Königr. Italien; *Marigne*, fr. Df. im Sarthedep., Bez. Mans; *Marimbault*, fr. Df. im Dep. Jemmapes, Bez. Charleroi; *Maris*, fr. Df. im Loiredep., Bez. Charolles; *Mark Alwensleben*, Fl. im Elbdep., District Neuhaldensleben; *Markersdorf*, Df. in Böhmen, bunzlauer Kr.; *Markersdorf*, Df. in Schlesien, troppauer Kr., Herrschaft Grätz; *Markersdorf*, ebendaselbst der jägernd. Kammergüter; *Marlborough, Neu*, Ortsch. in

Maſſachuſets, Graff. Berkſhire; *Marlborugh*, Ortſ. in Maſſachuſets, Graff. Middleſſex; *Marlborugh*, Ort in Newyork, Graff. Ulſter; *Marlborugh*, Ortſ. in Neuhampshire, Graff. Cheſhire; *Marlhes*, fr. Df. im Loiredep., Bez. S. Etienne; *Marmormühle*, ſachſen-mein. Örtchen im Fürſtenth. Coburg, wo die Marmorkugeln in groſser Menge gemahlen werden; *Marquiou*, fr. Df. in dem Dep. der Meerenge, Bez. Arras; *Mars*, fr. Df. in dem Loiredep., Bez. Roane; *Marſay*, fr. Df. in der niederen Charente, Bez. Rochefort; *Marsfield*, Fl. im engliſchen Glouceſterſhire; *Marshfield*, nordamerik. Ort in Maſſachuſets, Graff. Plymouth; *Marſilly*, fr. Df. im Marnedep., Bez. Epernay; *Marſonnaz*, fr. Df. im Ainedep., Bez. Bourg; *Marſou*, fr. Df. im Oſtpyren. Dep., Bez. Argoles; *Martebo*, See im Königr. Schweden auf der Inſel Gothland; *Martens* oder *Martinsdyk*, St. im Königr. Holland an der Schelde; *Martha* bringt er unter San. Martha! *Marthas Weinberg* oder *Vineyard*, Inſ. in Maſſachuſets, Graff. Dukas; *Marthad*, fr. Df. im Montb. Dep., Bez. Annecy; *Marton*, St. im Charentedep., Bez. Angouleme; *Martigne*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. Vitre; *Martigny le peuple*, fr. Df. im Saonne- und Loire-Dep., Bez. Charolles; *Martin*, dieſer reichhaltige Artikel kommt unvollſtändig unter *Saint Martin* vor; *Martiniz*, in Böhmen, Stammort der gräflichen Familie dieſes Namens; *Martinsinſel*, Scillyinſel; *Martinsſchöne*, fr. Df. im Dep. Donnersberg, Bez. Zweybrücken; *Martinshöhe*, ebendaſelbſt; *Martinay*, fr. Fl. im Indredep., Bez. le Blanc; *Martory* kommt unter St. vor; *Martinovnovy*, öſterr. Herrſchaft in Oſtgallizien; *Martinov Stary*, ebendaſelbſt; *Martyre Treve*, fr. Df. im Dep. Finisterre, Bez. Broſt; *Marval*, fr. Df. im Obervienndep., Bez. Rochechouart; *Mary* unter St.; *Marzan*, fr. Df. im Morbihondep., Bez. Vannes; *Maſagran*, St. in der algieriſchen Provinz Maskara: *Maſakke*, St. in Arabien, Landſch. Jemen; *Maſiaſu*, Landſch. in Japan; *Masjinda*, ebendaſelbſt auf der Inſel Nipon; *Maſiki*, Landſch. ebendaſelbſt, Inſel Kiusju; *Maſſemen*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Termonde; *Maſſenbach*, wirtemberg. adel. Df. im obera. Kirchhauſen; *Maſſi*, Königreich im Innern von Südafrika: *Maſſignac*, fr. Df. im Charentedep., Bez. Confolens; *Maſuna*, Landſch. in Japan auf der Inſel Nipon; *Matakong*, Landſpitze der Sierra Leona und Guineaküſte; *Matanza*, Ort auf Teneriffa; *Matatapa*, Dſt. auf Madagaskar; *Matebois*, Hf. in Maſſachuſets, Graff. Plymouth; *Mattes* führt er hier unter *M* auf, ob es gleich *Leo Mattes* heiſst, und läſst *les Matelles*, fr. Fl. im Heraultdep., unſern Montpellier, weg; *Materborn*, fr. Df. im Ruhrdep.; *Materieh*, Inſ. auf dem ägypt. See Menzaleh; *Matheo*, obgleich das ſpaniſche *San* zwiſchen Saint und Sancta eine groſse Intervalle macht: ſo wird doch Matheo unter San aufgeführt; *Matimbas*, Nation in Niederguinea; *Matkrök*, gefährlicher Felſen im Königr. Schweden, Inſel Oeland; *Matmai*, gröſste der curiliſchen Inſeln (es kann ſeyn, daſs der Vf. ſie unter *Arkis* genannt hat; Rec. kann dieſes wegen Mangels des erſten Theils nicht ausmitteln; ſollte es ſeyn: ſo hätte ſie doch auch hier unter *Matmai* mit Rückführung auf Arkis genannt werden ſollen); *Matrer* Bezirk, eine Abtheilung der heweſcher Geſpannſchaft; *Matſchiſchan*, eine der Lieu-Kieu-Inſeln in Japan; *Mattanſcheri*, Fl. auf der Küſte Malabar; *Matterhenne*, alte Memphisſtelle in Ägypten; *Mattersdorf*, Marktfl. der ödenb. Geſpannſchaft in Ungarn; *Mau-ahheb*, St. im glücklichen Arabien, P. Jemen; *Maubec*, fr. Df. im Iſerdep., Bezirk Vienne; *Maudach*, fr. Df. im Donnersbergdep., Bez. Speyer; *Mauersberg*, k. ſächſ. Pfarrdorf im erzgebirg. Kreiſe; *Maugo*, fr. Df. im Dep. Tanaro, Bez. Acqui; *Maulde*, fr. Fl. im Dep. Jemmapes, Bez. Tournai; *Mauka*, eine Navigators im Südmeere; *Maunah Koah* und *Maunah Roha*, zwey hohe Berge auf den Sandwichsinſeln; *Mauren*, fr. Df. im Alpendep., Bez. Barcellonette; *Mauri*, Negernation auf der Goldküſte von Weſtafrika; *Maurice*, Fluſs in Neuyerſey, Graffch. Cumberland; *Maurizer See*, ſchweizeriſcher See in Ober-Engadin; *Mauroux*, fr. Df. im Dep. Gers, Bez. Leslour; *Maurua*, eine der Geſellſchaftsinſeln im Südmeere; *Mauſeberg*, enger Paſs auf der Capſtadt; *Mauſigne*, fr. Fl. im Sarthedep., Bez. La Fleche; *Maulhen*, öſterr. Herrſchaft und Marktfl. in Inneröſterr.; *Mavahrio*, Küſtenfl. auf der Weſtküſte von Afrika; *Mavromolli*, Df. in Morea; *Mawaliburam*, 7 Pagoden-Stadt von Madras in Oſtindien; *Maxent*, fr. Fl. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. Montfort; *May*, Inſel bey Schottland; *Mayenhaim*, fr. Df. im Oberrheindep., Bez. Colmar; *Mayerhof* und *Mayerhofen*, hier fehlen wenigſtens 12 beträchtliche Ortſchaften; *Mayfield*, nordamerik. Ortſchaft in Neuyork, Graff. Montgommery; *Maynas*, ſüdamerik. Gouvernement am Quito; *Maypures*, ſüdamerik. Katarakte am Orinocco; *Mayſchoff*, fr. Df. im Rhein- und Moſel-Dep., Bez. Bonn; *Matza*, japaniſche St. der Inſel Kawith; *Mazza*, fr. Fl. im Doriadep., Bez. Jure; *Matzdorf*, ungariſche Sechsſtadt der zipſer Geſpannſchaft; *Matzenheim*, fr. Df. im Niederrheindep., Bez. Barr; *Mazounah*, St. in Algier; *Mazumay*, jap. Inſel, zu den nordjapaniſchen Nebenländern gehörig; *Mazures*, fr. Df. im Ardennendep., Bez. Mezieres.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Berlin, b. Hitzig: *Erfahrungen und Bemerkungen über Schwangerſchaften auſserhalb der Gebärmutter.* Von D. *Ernſt Ludw. Heim.* 1812. 40 S. 8. (8 gr.) Aus *Horns* Archiv für mediciniſche Erfahrung beſonders abgedruckt.

Altona, b. Hammerich: *Grundriſs anthropologiſcher Vorleſungen für Ärzte und Nichtärzte.* Von D. *Georg Heinr. Maſius.* 1812. XIV u. 162 S. 8. (16 gr.) Ein beſonderer Abdruck vom erſten Theile des *maſiuſiſchen* Lehrbuchs der gerichtlichen Arzneykunde für Rechtsgelehrte, von welchem auch eine zweyte, ſehr vermehrte und verbeſſerte Ausgabe erſchienen iſt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 AUGUST, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Geographisch-historisch-statistisches Zeitungs-Lexikon* von *Wolfgang Jäger* — neu bearbeitet von *Conrad Mannert* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Meadow, Hf. in der Cascobay in Massachusets; *Meana*, fr. Df. im Podep., Bez. Susa; *Mearnshire*, schottische Grafsch.; *Meath*, irische Grff., wird auf *East* und *Westmeath* verwiesen; *Meaulne*, fr. Pfd. im Allierdep., Bez. Montlucon; *Meaunes*, fr. Df. im Vardep., Bez. Brignoles; *Meautis*, fr. Df. im Manchedep., Bez. Carenton; *Medea*, afr. St. in Algier; *Meddelser*, schweizer. Thal in Dissentis; *Medem*, St. in Arabien; *Meden* in Holland ist nicht ein, sondern zwey Dfer, *Meden* unter *Husing* und *Meden* unter *Westerwald*; *Medenschild*, fr. Df. im Mosel- und Rhein-Dep., Bez. Zimmern; *Medewi*, schwed. Gesundbrunnen; *Medfield*, norda. Ort in der Grfs. Nordfolk, Freystaat Massachusets; *Medina*, Hptst. des Kön. Wuli in Afrika; *Medinipor*, ostind. St.; *Medling*, Mktfl. in Östr. unter der Ens; *Mednu Ostrow*, aleutische Insel; *Medrasheim*, Monument in Algier; *Medreac*, fr. Df. im Ille- und Villaine-Dep., Bez. Montfort; *Medschetisar*, westpers. Hafen am kaspischen Meere; *Meducha*, ostgalliz. Df.; *Medum Coke*, Ortsch. in der Provinz Main, Grfs. Lincoln; *Meduun*, Ort in Ägypten, berühmt durch die dabey befindlichen Pyramiden; *Medway*, nordam. Ort in Massachusets, Grfs. Suffolk; *Medwezza*, ungar. Df. in der sarotscher Gespannsch.; *Mealah*, St. in Algier; *Meeralpen*, das Departement davon ist weder angeführt, noch von hier zurückgewiesen; *Meerbutten*, nordamerik. Küsteninsel; *Meerende*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Gent; *Meerhout*, fr. Df. im Dep. beider Netten, Bez. Tournhout; *Meerle*, fr. Df. daselbst; *Mefarikin*, türkis. Stadt in Mesopotamien; *Megalopis*, Ort in Morea; *Megeau*, fr. Hafen an der Rhonemündung; *Megen*, St. an der Maas im Nordküstendep., Bez. Dinan; *Megyer*, ungar. Mkfl. in der komor. Gespannsch.; *Megyaszo*, ung. Mkfl. in der semp. Gesp.; *Mehabakebir*, ägypt. St.; *Mehauced*, arab. St.; *Mehlem*, fr. Df. im Mosel- und Rhein-Dep., Bez. Bonn; *Mehlingen*, fr. Df. im Dep. Donnersberg, Canton Otterburg; *Meiches*, hessendarmst. Df. im Fürstenth. Oberhessen; *Meigne*, fr. Df. im Dep. der Loire und Mayenne, Bez. Baugés; *Meillac*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. S. Malo; *Meillant*, fr. Fl. im Cherdep., Bez. S. Amand; *Meillard*, fr. Flk. im Correze-Dep., Bez. Toul; *Meillerage*, fr. Df. im Unterloiredep., Bez. Chateaubriant; *Meillonas*, fr. Flk. im Bez. Bourg; *Meinau*, *Ober-* und *Unter-*, öst. Df. der Herrsch. Walpersdf. in Öst. unter der Ens; *Meinersdorf*, kön. sächs. Df. im erzgeb. K.; *Meinfeld*, *Grofs*, *Meinfeld*, *Klein*, ansehnliche Weiler im k. bair. Landger. Hersbruck des pegnizer Kr.; *Meinhardt*, hohenlohe-bartenfel. Mktfl. unter wirtemberg. Hoheit; *Meirargues*, fr. Df. im Dep. der Rhonemündung, Bez. Aix; *Meire*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Alost; *Meiringen*, schweiz. Hauptort im Canton Bern; *Meironnes*, fr. Df. im Niederalpendep., Bez. Barcellonette; *Meisdorf*, westph. Dorf im Saaldep., Bez. Blankenburg; *Meisseldorf*, *Grofs* u. *Klein*, öst. Pdf. unter der Ens; *Meisserthal*, fr. Df. im Dep. Donnersberg, Bez. Zweybrücken; *Meisol* oder *Misoal*, eine der Molukken; *Meisbach*, badisches Thal im Oberamte Oberkirch der Prov. des Mittelrheins; *Meissac*, fr. St. im Dep. Correze, Bez. Brives; *Meize*, fr. Df. im Oberviennedep., Bez. S. Yrleux; *Mecklenburger Kreis*, der das eigentliche Herzogthum Schwerin umschliefst; *Mecklenburg altherrschaftlicher Bezirk*; *Mecklenburger Amt*, das 7 Dörfer umfafst; *Meknes*, afrik. marokkanische St., sollte auf *Meguinez* zurückgeführt seyn; *Melagues*, fr. Df. im Aveirondep., Bez. S. Afrique; *Melan*, fr. Df. im Lemandep., Bez. Bonneville; *Melani*, oberägypt. St.; *Melay*, fr. Df. im Obermarnedep., Bez. Langres; *Melay*, fr. Fl. im Mayennedep., Bez. Leval; *Melay*, fr. Df. im Loire- und Savonne-Dep., Bez. Charolles; *Melazgerd*, türk. St. in Armenien; *Melazzo*, fr. Df. im Dep. Tanaro, Bez. Acqui; *Melban*, fr. Insel im Nordküstendep., im Canal; *Melcombo*, englische Ortsch. in Dorsetshire; *Melden*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Oudenarde; *Melderstein*, schwedische Eisenfabrik in Westerbottn.; *Meldert*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Termonte; *Mèle*, fr. Flk. im Ornedep., Bez. Aleucon; *Meletta* steht unter Melada; *Meleray*, fr. Df. im Sarthedep., Bez. Mammers; *Melesse*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep.; Bez. Rennes; *Melger de Yusa*, sp. Flk., Hauptst. u. Grafs. im Königr. Leon; *Melgren*, fr. Df. im Dep. Finisterre, Bez. Quimperli; *Mellac*, fr. Df. daselbst; *Melle*, fr. Df. im Scheldedep., Bez. Gand; *Mellé*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. Fougeres; *Melleran*, fr. Df. im Dep. beider Severs, Bez. Melle; *Melovia*, Insel im toskanischen Meere; *Melrand*, fr. Df. im Morbihandep., Bez. Pontivy; *Melres*, portugiesisches Df. in Entre Duero e Minho; *Melzele*, fr. Flk. im Scheldedep., Bez. Termonde; *Melz*, öst. schlesisches Df.; *Melz*, mecklenburg. schwerin. adel. Kirchspiel; *Melzo*, kön. italiän. Flk. im Departement Olona, Bez.

Mailand; *Membach*, fr. Df. im Ourthedep., Bez. Malmedy; *Membach*, k. bair. Df. im Fürstenth. Baireuth, Amte Herzogenaurach; *Memchie*, afrik. Ort an der Westseite des Nils; *Memframogug*, grofser See in Nordamerika, im Staate Vermont; *Memershofen*, fr. Df. im Rheindep., Bez. Soults sous Forêts; *Memphis*, die Pyramiden daselbst; *Menamen*, türk. St. in Anatolien; *Menasalvas*, span. Flk. in der Provinz Toledo; *Menchenhoffen*, fr. Df. im Niederrheindep., Bez. Saverne; *Meneuncio*, fr. Df. im Marengodep., Bez. Bobio; *Mendavia*, span. Flk. in Navarra; *Mendham*, nordamerik. Ort in Neuyersey; *Mendionde*, fr. Df. im Unterpyrenäen-Dep., Bez. Bayonne; *Mendip*, englische Gebirgskette und Kohlenbergwerk in Sommersetshire; *Mendipor*, ostind. Ort am Ganges; *Mendo*, portugies. Flk. in der Provinz Beira; *Mendon*, nordamerik. Ort, Graff. Worcester, Staat Massachusets; *Mendon*, fr. Df. im Morbihandep., Bez. Lorient; *Mendu*, St. im ostindis. Agra; *Meneac*, fr. Flk. im Morbihandep., Bez. Ploermel; *Menes*, griechisches Pfd. der arader Gesp. in Ungarn; *Menetou Couture*, fr. Flk. im Cherdep., Bez. Saint-Amand; *Menetou-Ratel*, fr. Flk. im Cherdep., Bez. Sancerre; *Menetou sur Cher*, fr. St. in Loire- und Cher-Dep.; *Mengen*, wirt. St., Kr. Ehingen; *Mengen*, fr. Df. im Saardep., Bez. Saarbrücken; *Mengersschild*, fr. Df. im Rhein- und Mosel-Dep., Bez. Simmern; *Mengersgereutherer Rott*, herz. sachs. mein. Marmorbruch im Fürst. Coburg. mein. Anth.; *Mengsberg*, westph. Df. im Werradep., Dist. Marburg; *Menhardsdorf*, eine von den Sechzehnstädten der zipser Gesp. in Ungarn; *Menil*, fr. Df. in dem Vosgesdep., Bez. Remiremont; *Menil Aubry*, fr. Pfd. im Seine- und Oise-Dep., Bez. Pontoise; *Menil Hermey*, fr. Df. im Ornedep., Bez. Argentau; *Meniz*, öst. Mkfl. in Mähren, brünner Kreise; *Mennecy*, fr. Df. im Seine- und Oise-Dep., Bez. Corbeil; *Menpori*, St. in Ostindien, Prov. Agra; *Mensscheid*, fr. Df. im Saardep., Bez. Prümm; *Mensdorf*, fr. Df. im Wälderdep., Bez. Luxemburg; *Mensignac*, fr. Df. im Dordognedep., Bez. Perigueux; *Menterode*, sachs. goth. Pfd. im Amte Volkenrode; *Mentesche*, kl. St. in der asiat. Türkey in der Beklerbekschaft von Natolien; *Meollons*, fr. Df. im Alpendep., Bez. Barcelonette; *Mequinenza*, span. Schloss und St. in Catalonien; *Merath*, ehemals starke Fest. in Ostindien, Provinz Delhi; *Mercato Saracino*, kön. ital. Flk. im Dep. Rubicone; *Mercenasco*, fr. Flk. im Dorcadep., Bez. Yvrée; *Merchingen*, Pfd. und Schloss in Hohenlohe-Oring.; *Mercury chamilly*, fr. Df. im Dep. Montblanc, Bez. Chambery; *Mercy le Bas*, fr. Df. im Moseldep., Bez. Briey; *Merdingen*, badisches Pfd. in der vormaligen Landgrafschaft Breisgau; *Meredith*, Ort in Nordam., Neuhampshire Graff. Strafford; *Mererau*, vormaliges Klost. und Abtey im bair. Landger. Bregenz des Iller-Kreises; *Mergelstetten*, wirtemb. Pfd. im Oberamt Heidenheim, ellwanger Kr.; *Mergenthal*, *Gross* und *Klein*, DD. in Böhmen, bunzlauer Kreise; *Merida*, Hpto. in der Audienz von Mexiko; *Merim*, grofser See in Paraguay; *Merinchal*, fr. Df. im Creusedep., Bez. Aubusson; *Merken*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Achen; *Merkfritz*, isenburg. biersteinischer Eisenhammer und Df.; *Merlau*, hessendarmst. Df. im Amte und Landger. Grünberg; *Merleac*, fr. Df. im Nordküstendep., Bez. Loudeac; *Meronville*, fr. Df. im Eure- und Loire-Dep.; *Merrimack*, Ortim nordam. Kr. Massachusets, Grff. Cumberland; *Merrimak*, der gröfste Fluss in Neuhampshire nach dem Connecticut; *Mers*, fr. Flk. im Indredep., Bez. la Chatre; *Mersch*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Kölln; *Merschwitz*, preuss. Pfd. in Schlesien, Steinau Rauden-Kr.; *Mersea*, berühmter Auster-See in Engl., Grf. Essex; *Mers el Berber*, Hafen an der Küste von Algier; *Merscl*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Cleve; *Mersifunn*, türk. Flk. in Kleinasien, Pasch. Scivas; *Merta*, St. in Ostindien, Provinz Aschmir; *Mertelshaus*, fr. Df. im Dep. Donnersberg, Bez. Kaiserslautern; *Merten*, fr. Df. im Moseldep., Bez. Thionville; *Merthyr Tydvil*, engl. Ort und Steinkohlenbergw. in Glamorganshire; *Mertloch*, fr. Df. im Rhein- und Mosel-Dep., Bez. Coblenz; *Mertou*, engl. Ort in der Grff. Surry; *Mervans*, fr. Flk. im Saone- und Loire-Dep., Bez. Louhans; *Merville*, fr. Df. im Obergaronnedep., Bez. Toulouse; *Merxhausen*, vorm. Klost. im westph. Fuldadep., Dist. Cassel; *Merxheim*, fr. Df. im Oberrheindep., Bez. Colmar; *Merxheim*, fr. Df. im Saardep., Bez. Birkenfeld; *Merxstein*, fr. Df. im Untermaasdep., Bez. Mastricht; *Mery-es Bois*, fr. Df. im Cherdep., Bez. Sancerre; *Mery*, fr. Df. im Oisedep., Bez. Clermont; *Merzenhausen*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Achen; *Merzheim*, fr. Df. im Niederrheindep., Bez. Weissenburg; *Meschehed*, pers. St. in Chorosan; *Meschers*, fr. Df. im Untercharentedep., Bez. Saintes; *Meschtschowsk*, russ. Kreisst. im Gouv. Kaluga; *Mesen*, helv. Pfd. im Canton Solothurn; *Mesle* ist *Meslay* geschrieben; *Meslen*, fr. Df. im Jemmappesdep., Bez. Tournai; *Mesnay* und *Montigni*, fr. Df. im Juradep., Bez. Poligny; *Mesail*, fr. Df. im Maine- und Loire-Dep., Bez. Beaupreau; *Mesnil*, fr. Df. im Marnedep., Bez. Epernay; *Mesnil-Esnard*, fr. Pfd. im Unterseinedep., Bez. Rouen; *Mesquitelle*, port. Flk. in Beira; *Messac*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. Redou; *Messeack*, öst. Flk. in der Provinz Ava; *Messendorf*, öst. Ort in Schlesien, troppauer Kr.; *Messmer*, eins der Felsenhörner des Sentis; *Messow*, preuss. Df. in der Neumark; *Messletten*, wirtemb. Pfd. im Oberamt Bahlingen; *Mesurado*, Cap in Guinea; *Mesves*, fr. Fl. an der Loire, Bez. Losne; *Mesvre*, fr. Df. im Saone- und Loire-Dep., Bez. Autun; *Met*, Df. auf der Küste Aschen in Ostafrika; *Metamies*, fr. Df. im Vauclusedep., Bez. Charpentras; *Metelar*, lakdivische Inf.; *Metellen*, St. im Herzogth. Warschau; *Meteln*, mecklenb. schw. Kirchspiel; *Metenich*, fr. Df. im Wälderdep., Bez. Luxemburg; *Metten*, vormalige bairische Benedictiner-Abtey im Regen-Kr.; *Mettes*, fr. Df. im Sambre- und Maas-Dep., Bez. Namur; *Mettinghausen*, westph. Df. im Fuldadep.; *Meusnes*, fr. Df. im Loire- und Cher-Dep., Bez. Blois; *Meusac*, fr. Df. im Oberviennedep., Bez. Urier; *Meyral*, fr. Df. im Dordognedep., Bez. Sarlat; *Meys*, fr. Df. im Rhonedeep., Bez. Lyon; *Mezza longi*, St. in Morea; *Metzerich*, fr. Df. im Ruhrdep., Bez. Achen; *Mezenile*, fr. Flk. im Podep., Bez. Turin; *Mezereal*, fr. Df. im Oberrheindep., Bez. Colmar; *Mezerey*, fr. Df.

im Sarthedep., Bez. Fleche; *Mezerwieſe*, fr. Df. im Moſeldep., Bez. Thionville; *Mezidon*, fr. Fl. im Dep. Calvados, Bez. Liſieux; *Mezière*, fr. Df. im Dep. der Obervienne; *Mezière*, fr. Df. im Ille- und Vil.-Dep., Bez. Rennes; *Mezières sous Ballon*, fr. Df. im Sarthedep., Bez. Mamors; *Mezille*, fr. Df. im Ardechedep., Bez. Tournon; *Mezilles*, fr. Df. im Dep. Yonne, Bez. Joigny; *Mezotour*, Mkfl. in Siebenbürgen; *Mezy*, Mkfl. in Böhmen, budw. Kr.

Dieſes iſt nur ein flüchtig entworfenes Regiſter von allen den Provinzen, Städten, Diſtricten, Marktflecken, Dörfern und anderen berühmten Örtern und geographiſchen Gegenſtänden, die man unter *Ma* und *Me* vergebens ſucht und mit Grund zu finden berechtigt wäre; die geringen Ausnahmen, die es geben kann, entſtehen bald aus der verſchiedenen und ſchwankenden Orthographie, bald aus der oft eigenſinnig getroffenen Stellung (z. B. daſs *Saint*, *Santo*, *San*, welches doch nur Beywörter ſind, unter S und nicht unter dem Hauptworte vorkommen), bald aus der angenommenen und wieder verlaſſenen Überſetzung fremder Wörter, und dann aus Mangel einer feſten geographiſchen Würdigung. Der Raum verſtattet nicht, den ganzen Buchſtaben *M*, den Rec. durchgearbeitet und bey ſich liegen hat, anzuführen; allein er darf den Vf. verſichern, daſs die Zahl der in *Mi*, *Mo*, *Ms*, *Mu*, *Mz* ausgelaſſenen Örter eben ſo beträchtlich ſey. *Mi* enthält deren 223, *Mo* 286, *Ms*, *Mu* und *Mz* 52, alſo noch 561 mehr, als in *Ma* und *Me* angegeben ſind, und doch hat Rec. nach dem Plane des Vfs. nur Dörfer angenommen, welche wenigſtens 500 Einwohner, oder eine andere Merkwurdigkeit haben. Hätte er dieſe Grenze überſchritten: ſo wäre die Zahl noch gröſser geworden. Was will aber der Vf. eigentlich mit einer ſolchen Beſchränkung ſagen? Nach Rec. Urtheil geht ſie entweder in eine Tautologie über, oder ſie thut der Sache ſelbſt Eintrag. So ſind in Schwediſch-Finnland, in verſchiedenen Theilen von Ruſsland, in den meiſten Gegenden von Afrika und Amerika Örter, die bloſs das Merkwürdige haben, daſs ſie ein Etabliſſement von wenig Seelen ſind. *Leuwenkuil*, der Wohnort Anderſons in Südafrika bey den Baſtardhottentotten, zählt nach *Lichtenſtein* 3—400 Einwohner; ſind dieſe nicht an dieſem Orte eben ſo viel, und nicht noch mehr werth, als 30,000—40,000 Einwohner in einer Stadt eines volkreichen Landes? *Maidſtone* in der Grafſchaft Eſſex des Staats Vermont in Nordamerika wiegt mit 150 Einwohnern in der geographiſchen Wage mehr, als manches franzöſiſches Dorf mit 1500 Einwohnern. Was will auch die Einwohnerzahl im *alternirenden* Sinne oder ſogar im *Gegenſatz* mit *einer anderen* Merkwürdigkeit ſagen, da weder ein übervölkerter Bettlerſtaat, wie z. B. die ehemaligen ſogenannten Mönchsſtaaten, worin faſt der 24ſte Menſch ein Geiſtlicher war, eine Merkwürdigkeit, noch eine *andere* Merkwürdigkeit ohne ihre Angabe beſtimmt und begreiflich iſt. Warum hat endlich der Vf. faſt überall die Bevölkerung beziehungslos gelaſſen? Bald ſteht bloſs die Bevölkerung ohne Flächeninhalt und Häuſerzahl, wodurch die Bevölkerung Bedeutung und Leben erhält, bald die Häuſerzahl ohne Bevölkerung, bald wieder die Bevölkerung ohne Unterſcheidung von den Volksbeſtandtheilen, und von der Volksmenge. Z. B. bey *Marietta*, das er den Hauptort (?) in der *weſtern Territory* (ſollte *NW.* heiſsen) der nordamerikaniſchen Freyſtaaten an der Mündung des Muskingum in den Ohioflufs (ſollte heiſsen: am Ohio unfern von der Mündung des Muskingum) nennt, und wobey er des kleinen Forts Harmar erwähnt (ohne den von der Ohiocompagnie 1788 errichteten Campus Martius, und die Vorzüge der Fortification anzuführen, die allen Foderungen ſowohl des äuſseren Anſehens, als der Übereinſtimmung der Theile mit dem Ganzen, und der Tauglichkeit zur Vertheidigung entſprechen), ſagt er: „Die Bevölkerung beſtand zu Ende des XVII Jahrh. nur aus 220 Seelen, im J. 1802 hatte ſie aber ſchon über 200 meiſt von Backſteinen gebaute Häuſer.“ Hier iſt die Seelenzahl ohne Häuſer, und die Häuſer ſind ohne Seelenzahl angegeben und zwar bey einem Gegenſtande, wo beides gleich wichtig iſt.

Wie weit der Vf. den Begriff der anderen Merkwürdigkeiten unerfüllt gelaſſen habe, mögen folgende theils allgemeine, theils ſpecielle Bemerkungen beweiſen. Faſt durchgängig fehlen die Angaben von Längen und Breiten, wodurch der Werth eines *geographiſchen*, faſt durchgängig die Angaben vom Flächeninhalte und der *redenden* (man verzeihe dieſes Wort, deſſen Sinn aus dem Obigen erklärbar iſt) Bevölkerung, wodurch der Werth eines *ſtatiſtiſchen*, und faſt durchgängig die Angaben von Poſtörtern, Poſtſtationen und Meilen-Entfernungen, wodurch der Werth eines *Poſtlexikons*, ſchonend geſagt, vermindert wird. Da wir die Buchſtaben *Ma* und *Me* unter den ausgelaſſenen Örtern angeführt haben: ſo beſchränken wir hier die Beyſpiele auf *Mi*, *Mo*, *Ms*, *Mu*, *Mz*. In *Miſiek* weder Häuſer- noch Einwohner-Zahl, keine Erwähnung des Salz- und Wegmauts-Oberamts; im bairiſchen *Mittelberg* keine Angabe des Landgerichts Füſsen, Amts Vils Sonthofen im Illerkreiſe; in dem *mittelländiſchen Meere* wird des Flächeninhalts, und der Buſen, die wieder Meere ſind, nicht gedacht; in *Mittelmark* nicht ihrer veränderten politiſchen Exiſtenz mit Beziehung auf die Alt- und Neu-Mark, nicht ihres Fabrikfleiſses in Wollen- und Leinenzeug-Arbeiten, und ihres Handels, nicht ihrer Eintheilung in Kreiſe; in *Mittelwalde* nicht der Bleichen; im bairiſchen *Mittenwald* nicht des Iſarkreiſes; in *Mitterburg* nicht der aus 6 Städten und 9 Marktfl. beſtehenden Herrſchaft; in *Mitterſill* nicht des Landgerichts in ſeinem vorigen und gegenwärtigen Umfange, ſeiner Eintheilung in Zechen, ſeiner Beſtandtheile von 27 Dörfern, 3 Kupferbergwerken, 1 Vitriol- und einem Schwefel-Bergwerk, ſeiner Einwohnerzahl und Viehzucht; in *Mitweida* fehlt die Zahl der Tuchmacher, Leineweber, Bleicher, Handſpinnmaſchinen, die groſsen und kleinen Handelshäuſer; in *Mobile* die Handelshäuſer der verſchiedenen Nationen; in *Modena* der Handel der Gegend, die Seiden- und

Wollen-Manufacturen; in *Modica* wird die Zahl der Einwohner, ihr Reichthum, der Hanf- und Flachs-Bau, die Stier- und Maulthier-Zucht nicht erwähnt; in *Mögeldorf* nicht das Landgericht Schwabach im pegnizer Kreis; in *Mölleng*, der hannöverischen St., vermissen wir die Brantweinbrennereyen, und das Grabmal von Till Eulenspiegel; in *Mömpelgard* den Flächeninhalt und die Bevölkerung der ehemaligen Grff.; in *Mönchberg* das Kammer- und Justiz-Amt, die Superintendur mit den 11 Pfarreyen; in *Moen* ihre geographische Lage gegen Seeland und Falster, ihre Länge und Breite; in *Mördyk* die Angabe des Departements Maasland; in *Moergestel* die des Dep. Brabant im Königr. Holland; in *Mörsburg* das Conchyliencabinet; in *Mogador* die Erwähnung der Häuser, des Hafens; in *Mogadure* die der Parochie, der Feuerstellen und des Districts; in *Mohawk* wird der Weite des Flusses und der kostbaren Brücke; in *Molsdorf* des Kammerguts und des so häufig besuchten in französischem Geschmack angelegten Gartens nicht gedacht; in *Molukken* nicht der Bänke, Riesse, Untiefen, Erdbeben, des Inselmeers, der Pomeranzen, Citronen, Sagobäume, Aloe, des Sandel- und Brenn-Holzes; in *Mongolei* nicht der bestimmten Lage, der Gebirge, Wüsten, der Producte, des Handels; in *Monomotapa* nicht der ehemaligen Jesuiten-Residenz, der Benutzung durch Portugal, des Wassermangels im Innern, der Kaffernstämme; in *Montblanc* finden wir keine vollständige Geschichte seiner Berciſung, und der Darstellung seines Horizonts; in *Mont de Marsan* keine Einwohnerzahl; in *Montjoye* eben so wenig; in *Morbihan* keine Erwähnung des Klimas, des getraidereichen Bodens, des Handels; in *Morris* keine der Hammerwerke und Schmelzen; in *Mossist* keine der Mauer, der Baumwollenarbeiten und der Musseline, der Residenz des Paschas mit den Grenzen des Paschaliks; in *Motiers* keine der Versteinerungen; in *Mostar* keine der Damascener-Klingen; in *Mühlberg* (sächs. St.) keine der Viehzucht, Brauerey, Wollespinnen, der Brantweinbrennereyen, der Tuch-, Strumpf- und Handschuh-Manufacturen; in *Münden* keine der Handelshäuser und des sonst lebendigen Schiff- und Fracht-Handels; in *Murano* keine der Kirchspiele, (sonstigen) Klöster und der Gemäldesammlungen. Grosse Artikel haben wir absichtlich verschwiegen, um Raum zu gewinnen. Man nehme die *Marquesas*-Inseln, wovon nur folgende drey Zeilen vorkommen: „Auch Mendozas-Inseln, sind 3, enthalten nach den neuesten Nachrichten nur 20,000 Einwohner.“ Will man einen vollständigen Begriff von der Dürftigkeit und Unzweckmäfsigkeit der Haupt- und bedeutenden Artikel haben: so lese man folgende: *Maasland*, *Macao*, *Macas*, *Macedonien*, *Machian*, *Machias*, *Mackenzie*, *Madagaskar*, *Madeira*, *Madras*, *Madura*, *Maehren*, *Magellanische Meerenge*, *Mahe*, *Mailand*, *Maina*, *Maine*, *Malabar*, *Malaga*, *Malapane*, *Maldiven*, *Malembo*, *Malta*, *Man*, *Manchester*, *Manila*, *Maranhac*, *Marburg*, *Marengo*, *Marienwerder*, *Marokko*, *Maroniten*, *Masandran*, *Massachusets*, *Mataran*, *Mayenne*, *Medelpad*, *Medingen*, *Mehadia*, *Meiningen*, *Meissen*, *Mecklenburg*, *Melinda*, *Mellingen*, *Memel*, *Memmingen*, *Menil*, *Menzaleh See*, *Meppen*, *Mergentheim*, *Merconetshire*, *Merse*, *Merseburg*, *Meschehed-Ali*, *Meschehed-Hussain*, *Mesen*, *Meseritz*, *Mesopotamien*, *Messina*, *Meurthe*, *Mexiko*, *Michelauscher Kreis*, *Mihigan*, *Mies*, *Mifflie*, *Militsch*, *Milos* und *Mitylene* (von welchen beiden man glauben sollte, dafs er sie *con amore* bearbeitet hätte), *Mingrelien*, *Minorka*, *Miquelon*, *Misistra*, *Mitterfill*, *Mittweida*, *Moldau*, *Montana real*, *Monterey*, *Monte rosa*, *Montferrat*, *Montreal*, *Montserrat*, *Morea*, *Morlack*, *Mosambik*, *Moskau*, *Munchen*, *Münster*, *Münzenberg*.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Heiligenstadt*, b. Dölle: *Über Bildung und Verbildung*. Bey Gelegenheit der öffentlichen Prüfung der 3 und 4 Classe des königl. Gymnasium zu Heiligenstadt. Von *Bernard Turin*, Doct. d. Philos. u. Prof. am Gymnasium. 1810. 20 S. kl. 8. Nur einzelne Gedanken und Bemerkungen sind es, welche man über den angezeigten Gegenstand hier zu finden hat, wie dies auch schon der geringe Umfang der Schrift selbst vermuthen läfst. Was der Vf. sagt, ist wahr und angenommen; nur hätte es weniger pomphaft gesagt werden sollen, wodurch die Gedanken oft dunkel und zweydeutig werden. „Bildung ist der grosse Aufruf an die Menschheit, so wie ihrer schönsten und gerechtesten Ansprüche theuerstes Unterpfand. Sie aus ihrem verborgenen Keime der Bildsamkeit mit pflegender Hand zur reiferen Blüthe erziehen, ist das heiligste Gesetz der Natur, das wahre Geschäft der Veredlung auf Erden.“ „Sie hat in ihrer Anwartschaft auf Ausdehnung, in ihrer Annäherung an die viel- ja allseitig auszuprägenden Formen der menschlichen Gemüthsanlagen, vorzüglich eine dreyfache Beziehung: sie betrifft den Geist, das Herz und die Sitten“ (Wahrheit, Tugend und Schönheit). „Der Mangel an Bildung verräth sich an der unausgeprägten Natur, an dem unregelmäfsigen blinden Drange der Kraft, an einer nicht hervortretenden Fertigkeit, Fähigkeit und Gewandheit, an den rohen Ausbrüchen der Sinnlichkeit und der Ohnmacht in der Selbstbeherrschung; an dem Unbekümmertseyn um Anstand und Sitte, an der Vernachläfsigung einer gefälligen Ankündigung und Selbstdarstellung.“ Treffend und scharf ist das, was über Verbildung beygebracht wird, und die Züge zum Gemälde des Verbildeten sorgsam ausgewählt. „Ist der Ungebildete erkenntnifslos und unwissend; so sieht, würdigt und wägt der Verbildete mit falschem, irrendem und verkennendem Blicke: ihm ist die Bestimmung keine reine Aufforderung der Vernunft und Pflicht, sondern ein Frohndienst. Ist der Ungebildete roh und uneben: so ist der Verbildete falsch ausgeglättet und leerschimmernd; hängt jener am niederen Interesse der Thierheit: so fröhnt dieser dem Triebe einer feineren Sinnlichkeit. — — Daher ein eigenes Register, in welchem Einfachheit der Sitten für Einfalt; Wissenschaft für müfsige Geistesbeschäftigung; Bescheidenheit für Mangel an Kraft und Selbstgefühl; oberflächliche Ausdehnung für Vielseitigkeit; auflodernder Affect für Enthusiasmus, leere Form für Wesenheit, Maximenlehre für Grundsätze, feiner Egoismus für Lebensweisheit, und Leidenschaft für Stärke des Gemüths u. s. eingeschrieben stehen.“ Der Enthusiasmus, mit welchem der Vf. von seinem Gegenstande spricht, ist rührlich. Dd.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 AUGUST, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

NÜRNBERG, b. Grattenauer: *Geographisch-historisch-statistisches Zeitungs-Lexikon*, von *Wolfgang Jäger* — neu bearbeitet von *Conrad Mannert* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von den nöthigen Berichtigungen mehrerer Artikel mag man sich aus folgenden Beyspielen überzeugen. *Macedonien* hat nicht 720 Quadratmeilen und 700,000 Einwohner, sondern nach franz. Angaben 2000 fr. Q. M. und 157,000 E.; *Madagaskar* nicht 10,000, sondern 105,000 Q. M.; *Madrid* nicht 40 Mönchs-, 30 Nonnen-Klöster und 17 Hospitäler, sondern 44 Mönchs-, 31 Nonnen-Klöster und 21 Hospitäler; nicht 156,672, sondern 160,000 E.; die Einkünfte der Präsidenschaft *Madras* werden von ihm blos auf 1,070,000 Pfund Sterl. angegeben; sie betragen aber gewis 2,500,000 Pf.; *Mähren* hat nicht 90, sondern 97 Städte; *Maira* Fl. ist mehr ein Fluls in Graubünden, als in Italien; die *maldivischen* Inseln betragen in ihrer Zahl nicht blos mehrere 1000, sondern über 12000; *Mala* liegt nicht im Herzogthum Venedig, sondern im Departement Bachiglione; *Mamers* hat nicht 800, sondern 880 Feuerstellen; *Man* hat nicht 20,000, sondern 30,000 Bewohner; *Mane* nicht 1500, sondern 1300; *Manerbio* nicht 3000, sondern 1000 E.; *Mariahitzing* ist kein blosser Andachtsort und Capelle, sondern eine Pfarrey; *Marly*, im Dep. der Aisne, ist kein Flecken, sondern Stadt, und führt sogar den Beysatz *Marly la ville* zum Unterschiede von *Marly la machine*; *Marmagnac* heist Marmangnac; *Matha* hat nicht 714, sondern 2700 E.; *Matignon* ist nicht klein, sondern ein Städtchen: *Matho grosso* ist kein Gouvernement, sondern Capitainerie, zählt nicht nicht 4000 Landeseingeborene und 7000 Neger, sondern 4400 Landeseingeborene und 8000 Neger; *Maugio* hat nicht 1167 E., sondern 1560; *Mauron* hat nur 3500, nicht 4212 E.; *Maurs* heist nicht geradehin Maurs, sondern *St. Etienne de Maurs*; das Dep. *Mayenne* hat nicht 320,000 E., sondern 332,000, nicht 90, sondern 96 geogr. Q. M.; *Maynz*, was heist das: *das kurfürstliche Residenzschloss Martinsburg hat alte und neue Bauart unter einander. Es ist zum Niederlagsplatz für den mainzer Handel bestimmt?* — *Mayo*, die capverdische Moll hat nicht 6 Meilen im Umfange, sondern nur 5 Seemeilen; *Mayo* in Irland ist keine Landschaft, sondern Grafschaft, hat nicht 125,000, sondern 140,000 E.; *Meadia* ist keine Schanze, sondern Festung; *Mecheln*, der Flecken, hat nicht 906, sondern 2500 E.; *Medyn* nicht 158, sondern 166 Häuser; nicht 600, sondern 700 E.; *Megeve* hat nicht 3075, sondern 2800 E.; in *Meharicourt* sollen es 172 Feuerstellen statt Einwohner heisen; *Meersen*, besser *Merssen*, hat nicht 1147, sondern auf 1800 E.; der *Meisner* ist nicht 2000, sondern 2184 Fuls über die Meeresfläche erhaben; *Meisenheim* hat nicht 1730, sondern gewis 1800 E.; *Melrich* wird ein Gericht und Pfarrdorf im Herzogth. Westphalen Quartier Rhüder genannt. Warum wird der Ursprung des *Memels* nicht in das Gouvernement Minsk, sondern nach Lithauen versetzt? die zwey Arme des Memels sind zwey Canäle, und einer derselben heist nicht vom Anfange die neue Gilge, sondern erst der Gilgecanal, nachher erst die neue Ailge; *Mendig* hat nicht 672, sondern 723 in dem einem Oberdorf, und nicht 723, sondern 672 E. im Niederdorf; *Mengersgereuth* verfertigt nicht blos hölzerne, sondern die beliebten sonnenberger Waaren; *Mens* hat nicht 1883 E., sondern 2200; *Mequinez* und *Mequinenza* sind unrichtig geordnet; *Merkendorf* ist keine Stadt, sondern Dorf; *Merseburg* hat nicht 6000, sondern 5300 E.; *Messina* hatte nicht 90,000, sondern 150,000, und nicht die Empörung wider die spanische Regierung allein, sondern Pest und Auswanderung haben ihre Bevölkerung auf 30,000 herabgebracht; *Metelino* hat nicht 16000 Griechen und 8000 Türken, sondern 20,000 Griechen und fast eben so viele Türken. In *Metz* ist der alte Zustand des Erzbisthums mit dem neuen vermischt, und wenn der Vf. hier das Alte angiebt, warum konnte er nicht auch die Entstehung des Bisthums von Merseburg unter Otto I erwähnen? *Mewe* ist eine Immediatstadt, und hat nicht 2011, sondern 1374 E. In *Mezzovo* soll *Janna* heisen *Jauiah*; *Miawa* ist eine St., kein Markfl. *Mittelbach* gehört zu Hohenlohe-Neuenstein; *Militsch* hat nicht 1551, sondern 1300 E.; die Bevölkerung vom militscher Kreise ist jetzt 33,900 Seelen stark; *Minas Geraes* zählt nicht 36,000 Indianer, 108,000 schwarze Einwohner, sondern 35,000 Weise, 108,000 Sclaven, 26,000 Eingeborene; der Anschlag der Volksmenge im *Minciodepartement* ist um 78000 zu hoch; die Anzahl der Einwohner in *Mindelheim* um 2,200 zu niedrig; in *Minorca*, wo nach der Bemerkung, dals es viele Kaninchen giebt, die Nachricht folgt, dals die Einwohner den Tanz und die Dichtkunst lieben, ist die Einwohnerzahl auf 28,000, statt 32,000 Seelen bestimmt; *Miselohe*, das Amt im Herzogth. Berg, hat nicht für sich, sondern mit der Herrschaft Ödenthal, einen Umfang von

23¼ Q. M.; die *Mittelmark* enthält nicht 226, ſondern 251 Q. M., nicht 476,550 E., ſondern 503,900; *Mitweida* hat 500, ſtatt 488 Häuſer, 5770 ſtatt 3438 E.; *Mniszow* liegt nicht in kielier ſondern radomir Kreiſe von Weſtgallizien; *Mocca* iſt nicht bloſs eine groſse St., ſondern Hauptſtadt des glücklichen Arabiens; *Mögeldorf* war ein nürnbergiſches, und iſt jetzt ein k. baier. Pfarrdorf im Landgericht Schwabach, pegnitzer Kreis u. ſ. w.

Wir würden auch zu den Berichtigungen zählen, daſs der Vf. die franzöſiſchen Departementsnamen, z. B. *basses Alpes*, *haute Marne*, *Meuse*, *Forèts etc.* unüberſetzt angiebt; da es aber abſichtlich ſcheint: ſo rügt Rec. nur die Inconſequenz, nicht auch die Departements des Donnersbergs, des Ober- und Nieder-Rheins unüberſetzt gelaſſen zu haben. Eben ſo iſt die Aufnahme des *Rio major* unter Major, von *Meath* unter Eaſt und Weſtern Meath gegen den Begriff eines Lexikons. Die gröſste Verwirrung herrſcht in *Mai*, *May*, *Mei*, *Mey*, *Maria*, *Marie*, *Marien*, *Mark*, *Marck*, *Markt*, *Mauer*, *Merz*, *Michel* und *Michael* u. ſ. w. Die nicht geographiſchen Artikel in *M*, die bloſse Begriffserklärungen anzeigen, ſind zwar nicht beträchtlich, aber mehrere doch ſehr ſchief. Z. B. er nennt *Majeſtät* die höchſte Gewalt, die Unterthanen zu regieren, und mit Auswärtigen in Abſicht auf Kriegs- und Friedens-Geſchäfte alles das vorzunehmen, was die Erhaltung und das Wohl des Staats erfodert. Wie würde der Vf. hienach die Souveränität, ja ſelbſt die Landesherrlichkeit deutſcher Fürſten unterſcheiden? *Maire* iſt die vornehmſte obrigkeitliche Perſon einiger Städte in England und Frankreich. Schon die Frage: in welchen Gegenſtänden? ſtöſst dieſen Begriff um, und unter *Mayor* nennt er ſie in England Bürgemeiſter. Das Wort *Meile* bedarf mehrere Berichtigungen und Zuſätze; und warum hat der Vf. das franzöſiſche Meilenmaſs verſchwiegen? *Menſa epiſcopalis* nennt er Güter, die zu des Biſchofs Tafel beſtändig gewidmet ſind. *Meſſe*, als Opfer, und als Jahrmarkt, iſt meiſtens vergriffen. Das erſte iſt verzeihlicher, als das Letzte. Meſſe unterſcheidet ſich vom Jahrmarkte durch den Verkauf im Groſsen, und durch die Concurrenz der Fremden; der Jahrmarkt hat mehr das Detailgeſchäft zum Gegenſtand, und die Concurrenten ſind hier mehr Landeseinwohner.

Den ſtrengen Tadel, den wir uns erlaubt haben, waren wir der Sache und ſelbſt der groſsen Achtung gegen den Vf. ſchuldig. Wir verkennen bey dieſer Arbeit ſeinen auſserordentlichen Fleiſs nicht, und müſſen ihm ſogar das beſondere Verdienſt zugeſtehen, zur Zeit der erſte geweſen zu ſeyn, der ſeine Arbeit vollendete, während *Ehrmann*, *Schorch*, *Winkopp* u. A. noch im Rückſtande ſind, und die gegebenen Verſprechungen unerfüllt laſſen. Daſs der Vf. den alten *Jäger* und *Hübner* zur wahren Antiquität gemacht habe, wollen wir ihm weniger als Verdienſt anrechnen; denn dieſe Veralterthumung liegt noch mehr in dem Plane, den ſie befolgten, und in der Zeit, die vielfach und ſchnell änderte. — Dagegen aber zeugen mehrere Artikel von des Vfs. Liebe zu dieſer Arbeit, und vielleicht iſt kein Lexikon, von dem ſtrengen Begriffe eines hiſtoriſch-geographiſch-ſtatiſtiſchen Lexikons weggeſehen, ſo reichhaltig als dieſes in den Artikeln *Ritter* und *Orden*.

H. P. E.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Amorbach, b. Volkhart: *Kurze Beſchreibung des Ritterſaales in dem Schloſſe zu Erbach, im Odenwalde, und der in demſelben aufgeſtellten Rüſtungen und Waffen.* 1808. 40 S. 8.

2) Halle, b. Hemmerde u. Schwetſchke: *Die Ritterburgen und Bergſchlöſſer Deutſchlands*, von *Friedrich Gottſchalck*, herzogl. anhalt-bernburg. Rathe. 1B. 1810. 273 S. 2B. 1811. 302 S. 8. (3 Rthlr.)

Ein edler deutſcher Mann, Hr. Graf *Franz zu Erbach*, hat eine deutſche, in ihrer Art ganz eigene Sammlung angelegt, von welcher uns No. 1 kurze Nachricht giebt. Ganz beſtimmte Nachrichten verſichern, der Hr. Graf habe über dieſe Sammlung ein mit hiſtoriſch-literariſchen Notizen ausgeſchmücktes Werk ausgearbeitet, welches aber nur als Manuſcript, für Wenige, vorhanden ſey. Möge es doch das nicht bleiben, ſondern zu Belehrung und Unterhaltung für Viele durch den Druck recht bald gemeinnütziger werden! Wie ſehr müſſen Freunde der Vorwelt, ihrer Bewohner, ihrer Eigenheiten, und alles deſſen, was an dieſe hochherzige Menſchengattung ſich anſchloſs, wünſchen, jeden Faden zu dem leichten Gewebe, welches jene Zeiten umgab, und uns ſo leiſe an dieſelbe anknüpft, aufzufangen! — Wallen wir alſo zu dem Schloſſe *Erbach*.

„Zu der Erbauung des Ritterſaales — heiſst es in der Beſchreibung S. 5 und 7 — gab die jetzt in demſelben aufgeſtellte Sammlung der Rüſtungen einiger Männer der Vorzeit die Veranlaſſung. Da dieſe Gegenſtände aus verſchiedenen Jahrhunderten abſtammen: ſo muſste man bey der Architektur dieſes Saales auch den Stil mehrerer Jahrhunderte vereinigen, um ein dem Zwecke entſprechendes Ganzes darzuſtellen. Deſswegen wurden, auſser anderen Gebäuden, beſonders die Kirchen zu Michelſtedt, Gelnhauſen, Frankfurt am Mayn und der Dom zu Straſsburg als Muſter angenommen. Die Sammlung der Rüſtungen verdankt man gröſstentheils dem jetzigen Wechſel der Dinge, dem auch Zeughäuſer unterworfen wurden. Von ſolchen Umſtänden, und von guten Freunden unterſtützt und begünſtigt, konnte nach und nach dieſe nicht unbeträchtliche Sammlung hier vereinigt werden.“ In dem Saale findet man die Rüſtungen Kaiſer Friedrichs III, Herzog Johann Ernſts des Älteren von Sachſen, Conr. von Kinsberg, Erasm. Schenks, Eitelfrieds von Hohenzollern, Eppelein Gailings, Cosmus II, Gr. Herzogs zu Florenz, Peter Strozzi's, Medichino Medicis Marcheſe de Marignano, Conr. von Bemelbergs, Philipps des Guten, Herzogs von Burgund, Kaiſer Maximilians I, Guſtav Adolphs, K. in Schweden, Wallenſteins, des Markgr. Albrecht des Streitbaren von Brandenburg, Götz von Berli-

chingen, Georgs von Waldburg, Herzog Albrechts von Baiern u. a. m. Ferner alte Waffen, gemalte Glasscheiben, und eine antik decorirte Begräbnisscapelle. — Genug, jeden Deutschen, der jene Strasse zieht, zu bestimmen, diese herrlichen Reliquien der Vorzeit zu befehen, um ein dankbares Andenken an den Sammler derselben mit sich zu nehmen.

No. 2. Die Vorarbeiten eines *Melissantes*, *Günther*, *Müldener*, *Schlenckert*, *Meisner*, *Helfrecht*, die Beschreibungen mancher Reisenden von alten Burgen vor sich, mehrere eigene Ansichten und Beyträge guter Freunde setzten Hn. *G.* in den Stand, seine Arbeit zum Besten der Lesewelt (S. 5 Vorr.), zur Belehrung und Unterhaltung zu unternehmen. Daher hat derselbe auch Mährchen und Volkssagen mitgetheilt, und die romantischen Begebenheiten der Vorzeit nachzuerzählen nicht verschmäht. Der Mannichfaltigkeit wegen, will er sich weder an eine topographische Ordnung binden, noch die Burgen nach dem Alphabete geordnet darstellen, sondern die Ruinen der Vorzeit in steter Abwechselung mit noch stehenden Schlössern aus jener Epoche zeigen. „In allen, besonders in den Gebirgsgegenden Deutschlands (sagt er) erblickt man Ruinen von den Wohnungen unserer Ahnherrn, einer kräftigen *Menschenraçe*, die, rauh wie die Luft, die sie umgab, auf ihren Bergen hauste. Hoch und fest bauten diese Adler ihre Nester. Jahrhunderte *zogen herauf*, sie zerfielen, und wie die *Bilder einer Fabelwelt* stehen für uns ihre Ruinen da. Wir blicken sie mit Staunen an, und sie *sehen finster herab* in die Thäler, in welchen wir bey einander sitzen, und uns Gespenstergeschichten von ihnen erzählen: denn dem verweichlichten Enkel ist jede grose Erscheinung gespenstisch geworden."

Nach einer kurzen Abhandlung über die Entstehung, den Verfall und die Bauart der Ritterburgen in Deutschland, nach bekannten, vom Vf. angeführten Werken geschrieben, theilt derselbe in beiden Bänden von 41 Ritterburgen und Schlössern (die alle namentlich aufzuzählen, hier zu weitläuftig wäre) Nachrichten und Beschreibungen mit, wozu im zweyten Bande der Pastor *Dahl*, Major *v. Boyneburg* und ein Ungenannter Beyträge geliefert haben. — So, wie der Herausg. seinen Plan angelegt und verfolgt hat, mus er ganz natürlich dem Werke Leser gewinnen. Es kann auch, im Ganzen genommen, dem Buche gefällige Unterhaltung gar nicht abgesprochen werden. Zwar ist der Stil des Werks sich ungleich, weil der Vf. nicht immer selbst erzählt, sondern Andere sprechen läst, auch Beyträge mittheilt; aber vielleicht dürfte selbst dies den Lesern angenehm seyn, und die beabsichtigte Mannichfaltigkeit befördern. — Hinter den gegebenen Erzählungen und Nachrichten von den Schlössern stehen kurze Angaben der Quellen, aus welchen dieselben geschöpft wurden. Diese hätten nun freylich oft weit ansehnlicher seyn können. Indes die Leser mögen vorlieb nehmen mit dem Wenigen, da es gern gegeben wurde, und nach Kräften. Denn nicht allen Schriftstellern ist es vergönnt, die Meere groser Bibliotheken mit ihren Entdeckungsschiffen zu befahren, und die Früchte aller aufgefundenen literarischen Zonen sich eigen zu machen, um dieselben in die Lesewelt zu verpflanzen. Andere Bemerkungen und Berichtigungen können nur an Ort und Stelle gemacht werden, was auch wohl nicht unterbleiben dürfte.

Aus eigenem Herzen vielleicht, und am gefühlvollesten, spricht der Vf., in einer sehr erklärbaren Art von Begeisterung, in dem kurzen Eingange (S. 557) zu der Beschreibung der unweit Jena gelegenen *Kunitzburg*, den ehrwürdigen Ruinen der Veste *Gleisberg* (von welchen der bekannte Landschaftsmaler *Roux* eine schöne Abbildung geliefert hat), oder er hatte den Aufsatz über dieses Denkmal der Vorzeit, in den *sächsischen Provinzialblättern* Jahrg. 1800, von Einem, der an Ort und Stelle seine Empfindungen niederschrieb, vor Augen. Jedoch den historischen Kenntnissen des Beschreibers möchte Einiges noch hinzuzusetzen seyn. So würde derselbe z. B. von dem Geschlechte derer von *Glizberg*, *Gleisberg*, (die *Ministeriales Imperii* und vermuthlich *SubPalatini* der Stadt Weimar waren) in *Avemans* kirchbergischer Historie, in *Schneiders* Sammlung z. thüring. Geschichte 1 St. und in den *deutschen Actis Eruditorum* T. 19 bessere Nachrichten gefunden haben. Von dem Schlosse aber handelt *Kittelmann* in seiner Beschreibung des Saalstroms S. 81 ff. Der, die reizenden Gegenden seines Aufenthalts so gefühlvoll schildernde, bekannte Dichter *Jo. Stigelius* rief, als er den Berg erstiegen hatte, und unter den Ruinen stehend hinab blickte in das reizende Thal, welches die Saale durchströmt, (Poem. T. II. L. 3. p. 183) voll Begeisterung aus:

Per varias rupes, per tot ludibria venti,
Sperata montis victor in arce steti:
Et gaudens patriae thesauros cernere terrae,
Subjectas oculis sum licitatus opes!

Das ganze Gedicht würde, übersetzt beygefügt, den Lesern gewis eine sehr willkommene Zugabe gewesen seyn.

Herzergreifend ist, was der Vf. im 2 Bande, im Eingange zu der Beschreibung der Veste *Hohenstaufen*, dem Stammsitze des herrlichen Kaiserhauses, sagt. Er theilte seine Gefühle mit denen, welche Rec. bey Gelegenheit der Anzeige von *Baumeisters Beschreibung des Klosters Lorch*, in diesen Blättern (Jahrg. 1809. No. 176) äusserte. „Verschwunden ist das mächtige Geschlecht, und seine Stamm-Veste liegt in Trümmern." Nein! der Mensch kann hienieden nichts Ewiges gründen. Eine Wahrheit, die sichtbar uns aus jeder Ruine anspricht. — — Einen uns sehr befremdenden Machtspruch hat der Vf. (2 B. S. 281) gewagt, wo er von einem Gemälde, das von *Lukas Kranachs* Meisterpinsel gemalt seyn *soll*, spricht: „Es ist *mittelmäsig*, wie das *Meiste*, was *Kranach* lieferte, dessen Name eine *unverdiente Celebrität* erhalten hat." Diesem Urtheile nach *kann* Hr. *G.* gar keinen ächten Kranach gesehen haben. Rec. kann ihm Stücke von diesem Meister nachweisen, die, wenn er sie sieht, ihn gewis eines Besseren belehren sollen.

Jeder Band dieses Werkchens hat zwey recht artige Abbildungen von darin beschriebenen Burgen.

L. P.

Berlin, b. Nicolai: *Latona.* Unterhaltungsschriften von *Franz Horn.* Erster Theil. 1811. 371 S. Zweyter Theil. 1812. 392 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Was uns der Vf. im ersten Theile dieses Buchs voran giebt, sind *Andeutungen*, d. i. unausgeführte Gedanken und Einfälle über allerley Gegenstände, die dem Gesichtskreise dessen nahe liegen, der sich vorzüglich mit Lesen und Schreiben beschäftigt. Er theilt seine Weisungen bald dem Publicum, bald den Schriftstellern mit, giebt der zeitwierigen Kritik sein Missfallen zu verstehen, steigt in die höheren Regionen der forschenden Weisheit, verschmäht auch ein Körnchen Lebensphilosophie nicht. Manchmal stellt er das Christenthum dem Heidenthum entgegen, und preiset den Oberwerth des ersteren an. Selbst dem Wunderglauben ist er hold. „Wer an keine Wunder glaubt, sagt er S. 12, glaubt auch nicht an sich selbst; denn das Wesen des Menschen ruht in seinem tiefsten Grunde auf dem Unbegreiflichen: und wehe dem, der es etwa gar dahin gebracht hätte, sich selbst zu einer vollendet flachen Begreiflichkeit zu werden.“ Er ist zwar in vieler Hinsicht nicht mit der neueren deutschen Literatur zufrieden, giebt ihr aber doch den Vorzug vor den vorhergegangenen Perioden. „So oft wir auch Gelegenheit haben, heisst es S. 30, die mannichfaltigen Verkehrtheiten zu belächeln, die unsere neuere Literatur so reichlich bietet: so werden wir doch, wenn wir gerecht seyn wollen, einräumen müssen, dass die Summe von Kraft, welche im Allgemeinen aufgeboten, so wie die Summe von Ideen, welche von den heutigen Schriftstellern verarbeitet wird, bey weitem grösser sey, als in jenem Zeitalter unserer Literatur, das von Adelung und Anderen, ihm Gleichgesinnten, das goldene genannt wird, während es billiger Weise, wenn wir die einzelnen Heroen ausnehmen, die fast jede Periode aufzuweisen hat, das zahme Zeitalter, oder die ideensparende literarische Gesellschaft heisen sollte.“ Rec. hört den Vf. am liebsten aus der Fülle seiner Anschauungen urtheilen, und kann dem Witze nicht zürnen, der sich ungerufen, doch mit Anstand, einmischt, wiewohl man ihn eben dort nicht erwartet hatte. Weniger gefällt er, und misswirkt sogar, wenn er die Hauptrolle spielen will. Es ist, als ob man Lichtenbergs mattesten Einfälle vernähme. Ein solcher steht S. 68. „Es ist gewiss, und man kann es auf jeder Strasse hören, dass ein gewisses Thier sich übel auf das Lautenschlagen verstehe; doch eben so gewiss, nur nicht so lustig ist es, auch hört man es selten, dass der Lautenschläger zu den Geschäften jenes Thiers nicht passen kann.“ Wie einseitig gefasst manche Ausprüche des Vfs. seyn können, kann unter anderen aus S. 64 belegt werden. „Amors Fackel ist eine gemeine Pechfackel, wenn sie sich nicht an der Poesie entzündet; so wie die Freundschaft eine schlechte Öllampe, wenn sie nicht von der Wissenschaftlichkeit erzeugt worden ist.“ — Auf die Andeutungen folgt: *Erinnerung an L. F. Huber.* Vorzüglich die Verhältnisse des Vfs. mit ihm. *Notizen und Ergötzlichkeiten aus der Geschichte und Kritik der deutschen Sprache und Poesie.* Der Vf. blättert zuweilen in den Büchern der Vorzeit, zeichnet sich eine Seite daraus auf, und seine zufälligen Gedanken darüber. Weit zurück ist er eben nicht gegangen. *Kritiken.* Es sind Recensionen über Jean Pauls und andere Schriften, die der Vf. weiter ausgearbeitet und zu Abhandlungen erhoben hat. *Scenen aus einem Trauerspiel: Isidor, Graf von Santeasa.* Der Vf. hat seinem verstorbenen Freunde Huber das dramatische Talent abgesprochen; lebte dieser noch: so würde er es Hn. *H.* mit grösserem Rechte wett machen. Nicht einmal etwas tragische Sprache hat er in seiner Gewalt; nicht das mindeste Interesse weiss er zu erregen. Seine Personen führen sich auf und ab, ohne dass man sie herwünscht, ihnen nachblickt. *Etwas über und aus Jakob Böhmens Leben und Schriften.* Man sieht aus diesem Aufsatze so viel, dass, wenn J. B. ein Narr gewesen, seine Gegner bey seinem Leben wenigstens nichts zur Abkühlung seines Gehirns beygetragen haben. Aus der unphilosophischen Frömmigkeit seiner Zeit ist es zu erklären, dass seine Examinatoren in Dresden „sich über die Continuation und Harmony seiner Schriften verwundert haben“, so dass der Doctor Gerhard sagte: „Ich wollte die ganze Welt nicht nehmen, und den Mann verdammen helfen;“ und D. Meisner ihm antwortete: „Ich auch nicht, wer weiss was dahinter steckt; wie können wir urtheilen, was wir nicht begriffen haben noch begreifen können, ob es recht, schwarz oder weiss sey? Gott bekehre den Mann, so er irret.“ *Vermischte Gedichte.* Sonette, Epigramme und Elegieen. Selten trifft der Vf. seinen Gegenstand voll; er hat noch an der Metrik zu lernen, sogar noch an der Grammatik. Zum Zeugniss diene sein Epigramm: Der Coquette:

Viele Pfeile durchstachen dein Herz, doch gingen sie alle,
Wie durch ein dünnes Brett, schwebend und leicht nur dahin.
Siehe, jetzt tritt ein Sünder daher, und in der Umarmung
Bricht das wurmstichige Herz, aber der Sünder mit ihm.

Und ein anderes: Dem Forçirten:

Was nur geknetеter Schnee, das nennst du ewigen Marmor;
Aber die Zeit zerschmi(e)lzt, was nur die Noth dir gebar.

Aus dem zweyten Theile, der im Ganzen ähnliche Materien mit dem ersten darbietet, zeichnen sich besonders die *historischen Gemälde* aus, in welchen die drey Zwischenkaiser, Galba, Otho und Vitellius, nach ihren vorzüglichsten Lebensumständen ausführlich dargestellt werden. In den *Erinnerungen* an einige merkwürdige alte Schriften wünscht der Vf. eine baldige neue Ausgabe von *Weckhrlins* Werken, welchen er, nebst Flemming und Gryphius, dem Vater der deutschen Dichtkunst, Opitz, vorzieht.

Wst.

NEUE AUFLAGEN.

Gmünd, b. Ritter: *Predigten auf alle Sonntage des Jahrs.* Gehalten in der Stadtpfarrkirche zu Schw. Gmünd von *Johann Thomas Vogt.* Zweyte verbesserte Auflage. 1812. II Band. XVI u. 422 S. 8. (18 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 AUGUST, 1812.

PHILOLOGIE.

LEIPZIG, b. Vogel: *Epiſtola critica de C. Valerii Flacci Argonauticis.* Ad Virum Illuſtriſſimum et Doctiſſimum *Henr. Car. Abr. Eichſtaedt*, Theol. et Philoſ. D., Seren. Saxon. Duc. et Princ. Vimar. a conſ. aul. intim., Eloquent. et Poeſ. in Univerſ. Liter. Jenenſ. Prof. P. O. etc., ſcripſit *Jonathan Auguſtus Weichert*, Phil. D., Lycei Vitz. ergenſ. Rector et Soc. Latin. Jenenſ. Socius honor. 1812. 96 S. 8. (10 gr.)

Kritiſche Schriften ſind einer ſorgfältigeren und ausführlicheren Prüfung, als andere Bücher von nicht gröſſerem Umfange gewöhnlich verdienen, mit Recht zu unterwerfen; denn ſie vertreten oft die Stelle ganzer Ausgaben alter Schriftſteller, oder ſind als Proben derſelben zu betrachten. Darum werden wir auch bey der Anzeige dieſer lobenswerthen kritiſchen Beyträge zum Valerius Flaccus länger verweilen, als diejenigen pflegen, welche ſich an dürftigen Auszügen begnügen, ohne doch dem Leſer Zeit zu ſparen, oder die Bücher ſelbſt entbehrlich zu machen; in der Unterſuchung über einzelne behandelte Stellen können wir vielleicht auch etwas zur Kritik dieſes Dichters beytragen.

Hr. *Weichert*, der unſeren Leſern durch die Diſſertation *de Nonno Panopolitano* (ſ. Jahrgang 1810. No. 188) rühmlich bekannt geworden iſt, erzählt in der Einleitung, daſs er ſeine Studien auf den freylich langeher verlaſſenen Dichter Valerius Flaccus gerichtet habe, und ſeine volle Jugendkraft daran ſetzen wolle, dem dunkelen und ſchwierigen Gedicht, das Jul. Cäſar Scaliger mit Recht im prägnantem Sinne *acerbum poema* genannt hat, Licht und Reinheit zu geben. Er erwähnt mit Beſonnenheit die ſich entgegenſtellenden Schwierigkeiten, und läſst die Foderung an Wiederherſtellung der Reinheit und Vollendung nur bedingt gelten, da Valerius Flaccus ſelbſt von der letzten Umarbeitung durch ſeinen frühen Tod abgehalten worden iſt, und alſo, wenn auch viele Fehler den Abſchreibern zur Laſt fallen, doch ein groſser Theil derſelben auf den Dichter zurückgeführt werden muſs. Dann erinnert er, daſs Valerius Flaccus von den Kritikern nicht ſorgfältig genug behandelt worden (wir möchten ſagen, in unrechte Hände gekommen) ſey. *Burmann* kannte ſehr gut das Grammatiſche, und beſaſs Beleſenheit; aber zur Auffaſſung und Bezwingung einer dichteriſchen Darſtellung war er unfähig, und Geſchmack ging ihm ganz ab. — Was Hr. *W.* über die Nachahmung anderer Dichter als Hülfsmittel der Kritik ſagt, iſt ſehr wahr; nur muſs die Regel, wie die Erfahrung leider gelehrt hat, in engen Grenzen der Umſicht und Beſonnenheit gehalten werden, damit nicht das allgemein Dichteriſche zum individuell Charakteriſtiſchen herabgezogen werde, und wir nicht endlich ſelbſt wieder vollſtändige Nachahmungen der Ausgaben des Horatius und A. erhalten, in denen, wie Rec. weiſs, die Lücken für die zahlloſen Citate erſt nach der zweyten Correctur ausgefüllt wurden (ſo nachläſſig räffte man ähnelnde Stellen, ohne die Bücher ſelbſt zur Hand zu haben, zuſammen). — Von kritiſchen Hülfsmitteln beſitzt der Vf. bis jetzt auſser dem Gewöhnlichen nur die *editio princeps* a. 1474. Er verſucht an einzelnen Stellen das zu leiſten, was von einem Bearbeiter des Dichters gefodert wird, und zeigt hiebey ein ſehr rühmliches Streben, da nicht leichtſinnige Kühnheit, wie bey Anderen, hier den Mangel an Sprachkenntniſs zu erſetzen ſucht, noch auch dürftige Beſchränktheit an Vertheidigung des Unſinnes wie an eigenem Schutze hängt. Man findet intereſſante Bemerkungen eingeſtreut, Beweiſe von lohnender Beleſenheit; und wenn wir dem Vf. weniger in ſeinen Verbeſſerungsvorſchlägen beypflichten mögen: ſo finden wir ihn glücklich in Rechtfertigung vieler mit Unrecht angetaſteter Stellen. Das Einzelne wird dieſs beſſer beweiſen, und uns ſelbſt zu eigenen Bemerkungen Gelegenheit geben, wobey wir freylich uns mehr auf das von unſerer Meinung Abweichende beſchränken müſſen. Lib. I, V. 15—20. Der Vf. emendirt durch Interpunction und Änderung alſo:

> *Ille tibi cultusque Deum delubraque genti*
> *inſtituet, quum jam, genitor, lucebis ab omni*
> *parte poli. Neque enim Tyrias Cynoſura carinas*
> *certior, aut Graiis Helice ſervanda magiſtris,*
> *ſi tu ſigna dabis: ſeu, te duce, Graecia mittet,*
> *ſeu Sidon Nilusque rates.*

Gewöhnlich wird *genitor* als Nominativ angenommen, und *ſeu tu ſigna dabis — — Et Sidon N. r.* geleſen. Warum *Gronov* und Andere angeſtoſsen, werden die Leſer in ihren Ausgaben angegeben finden. Der Vf. will *ſigna* als *ſidera*, *ſtellae*, σήματα genommen, und von *aſtris* unterſchieden wiſſen, daſs *ſigna dare* vom Veſpaſianus in ſofern geſagt werde, als er den Schiffern Zeichen durch ſeine Erſcheinung als Stern verleihe, wie von der Nacht beym Cicero Arat. V. 189 *ſigna dedit nautis, cuncti quae noſcere poſſent*, geſetzt wird. Er erklärt: *Si tu coelo rece-*

ptus aſtrum eris, et ſidera tua nautis conſpicienda praebebis, nullus nauta, ſive e Graecia veniat, ubi Helice, ſive a Phoenicibus Aegyptiisve mittatur, ubi Cynoſura obſervanda eſt, alia, quam tua, obſervabit ſidera, quippe quae et Helice et Cynoſura clariora et certiora erunt. Was die Interpunction bey *genitor* betrifft: ſo zieht Rec. die gewöhnliche vor, da ſie weit kräftigeren Sinn giebt: *Du wirſt ein Gott leuchten am weiten Himmel. Genitor* ſteht hier, wie in der ſpäteren Sprache gewöhnlich, geradehin für *deus*. Im Übrigen widerſtrebt der doppelte Gebrauch des *ſi* und *ſeu*, da *ſi* ſonder Zweifel in Verbindung mit *ſeu* ſteht; dann aber erſcheinen auch die Worte *ſi tu ſigna dabis* als matter, unnöthiger Zuſatz, da ohne die Vorausſetzung, die ſie ausdrücken, das Vorhergehende nicht Statt finden kann. Rec. will ſeine Meinung beyfügen. Aus der Stelle ergiebt ſich, daſs zwey Glieder: *ſeu ſigna dabis* und *ſeu te duce — rates* ſich als Gegenſätze entſprechen, und daher *et* nicht geändert werden darf. Dann aber iſt eben ſo nothwendig, daſs ſich die Worte *neque enim — magiſtris* an das Vorausgehende als Zuſatz anſchlieſsen, und nicht zu dem Folgenden gezogen werden dürfen. Endlich iſt in dem Ganzen der Gedanke ausgedrückt, den die ſpäteren Dichter faſt als Formel zum Eingang wählten. M. ſ. Culex V. 11—17. Aetna V. 4 ſqq. Darum lieſt Rec. die Stelle alſo abgetheilt:

— — quum jam genitor lucebis ab omni
parte poli: neque enim in Tyrias Cynoſura carinas
certior, aut Grajis Helice ſervanda magiſtris.
Seu tu ſigna dabis, ſeu te duce Graecia mittet
et Sidon Nilus rates, nunc noſtra ſerenus
orſa juves, etc.

Gewonnen wird dabey, daſs nun *nunc* verſtändlich wird, das ſonſt ohne Bedeutung ſteht; es iſt dem im Futuro enthaltenen *olim* entgegengeſetzt. *Signa dare* wird hier von den Zeichen am Himmel, alſo von der Divination geſagt, und macht die eine Art der Betrachtung der Sterne aus. So ſteht es von dem Anzeichen der Zukunft Virgil Georg III, 503. Ovid. Heroid. 19, 152. Den Gedanken: *Maſſt du auch einſt unter den Geſtirnen vergöttert ſtehen: ſo ſtehe du jetzt meinem Liede bey*, drückt der Dichter getheilt aus: *Maſſt du einſt den Sehern Zeichen geben, oder den Schiffer leiten: ſo —.* Die Verbindung des Futurum iſt ganz richtig, und Rec. wird dieſs an einem anderen Orte, wo er die mehr als verkannte Lehre vom Futurum zu revidiren gedenkt, weitläuftiger zeigen.

I, 31. Hr. *W.* vertheidigt das von *Burmann* aus der Lesart *qrit* gewonnene *quaerit* ſtatt *pergit*. Freylich kann *pergit* Anſtoſs geben, wenn es von einem Fortſetzen des Angefangenen verſtanden wird, da Pelias nur erſt ſeine That beginnt. Aber man verſtehe *pergit* vom Plan und Entſchluſs: *im Gedanken verfolgen und zur Ausführung ſo vorſchreiten*, und die Lesart hat mehr Kraft und Schönheit. Auf ähnliche Weiſe ſagt Cicero Orat. Partit. c. 8, 28: *Perge igitur ordine quatuor mihi iſtas partes explicare*, i. e. *aggredere explicare.* Daher das komiſche *pergitin pergere?* bey Plautus (Pſendol. V, 1, 4 cf. Poen. I, 3, 23): *macht ihr noch nicht Anſtalt fortzukommen? —* I, 73. 74. Statt des mit den Worten *freta juſſa* nicht einſtimmenden *ſuperet* ſchlägt der Vf. *ſperet* vor; an ſich gewiſs ingeniös. Wir ſtoſsen nur an dem abſoluten Gebrauch des Wortes *ſperet* in dieſer Verbindung an. I, 130 zieht Hr. *W.* die Lesart *ſpectata vago* und V. 132 *at ſilet haec*, wie ſchon Pius anführt, dem Gewöhnlichen *inſperatos* und *illa ſedet* vor. I, 148 *acclinisque tapeti in mediis vacuo condit caput Hippaſus auro.* Hr. *W.* will *immanis* ſtatt *in mediis* leſen. Wir hatten erwartet, daſs er vielmehr eine Vertheidigung der handſchriftlichen Lesart unternehmen würde. Sie iſt *acclinisque tapetis in mediis. Mediis* iſt ein bekannter poetiſcher Überfluſs, und *acclinis* hier ſo viel als *acclinatus.* Daſs es bey der Verbindung *in mediis tapetis* nicht abſolut ſtehen könne, iſt ein Vorurtheil von *Burmann.* Die Zuſammenſtoſsung der Ablativen ſind bey Val. Flaccus nicht anſtöſsig. — I, 283:

Septem Aurora vias totidemque peregerat umbras
Luna polo.

Sehr gut vertheidigt Hr. *W. vias* gegen das von *Voſs* gebilligte *dies* und des *Heinſius vices*, ſo wie er übergehend zu der von *Voſs* ziemlich kühn geänderten Stelle des Tibullus I, 2, 55: *aeſtivo convorat orbe nives*, die alte Lesart hinlänglich rettet. Auffallend iſt es, wie *Voſs* zugeben kann, daſs von der Wetterhexe Sturm, Donner und Hagel im heiterſten Sommer hervorgebracht werden könne, und er doch den möglichen Sinn der angeführten Worte leugnet. *Nives* ſind ja eben *Hagel*, wie dafür auch *hiems* ſteht. Statius Theb. II, 144 *exempta hiems*, und darauf bezogen I, 405 *infuſa tergo glacies.* Man ſ. den Vf. S. 41 f. Hr. *W.* behandelt zugleich eine Stelle des Seneca Hercul. Oet. 45, wo ſich Hercules rühmt: *ſolis exceſſi vices intraque noſtras ſubſtitit metas dies.* Hr. *W.* ſchlägt vor *exceſſi vias.* Dieſs nimmt der Stelle den beſſeren Sinn, und wiederholt denſelben Gedanken. Hercules ſagt: Ich habe *fortwährend, ohne Wechſel*, geleuchtet und die Sonne übertroffen, die mit der Nacht abwechſelt, mein Ziel liegt über die Grenze des Tages hinaus. — Bey I, 331, wo *pontumque Cytamque* vertheidigt wird, findet man gute Bemerkungen über *Cyta, Cytaea.* Richtig ſcheint uns der Vf. I, 420 *caelata plumbo* in Schutz zu nehmen. Dagegen glauben wir ihn nicht ganz gefaſst zu haben, wenn er I, 755 *nemus ſacerdos praecipitat* erklärt: *vittas ſacrificales, quas Alcimede capiti impoſitas geſtabat;* denn *nemus* kann ohne weitere Unterſtützung nicht für die Kopfbinde ſtehen. Daſs Hercules beym Statius *populea movens albentia tempora ſylva* genannt wird, hat ſeinen ſpeciellen Grund, und *populea ſylva* iſt ein Buſch von Pappelreifern. Daher iſt auch die Verbeſſerung, die der Vf. in Seneca Herc. Oet. 1641 *Populea ſylva, frontis Herculeae nemus*, ſtatt des ächten *frondis* wagt, keineswegs zu billigen; denn die Pappel iſt hier als der dem Hercules heilige Baum genom-

men, Virgil. Ecl. VII, 61 *Populus Alcidae gratissima*, und *nemus* steht, wie oft *sylva*, für *Bäume, Baumholz.* — Zu den gut vertheidigten Stellen ist I, 784 *cunctae — stant* zu rechnen. — Wie Rec. I, V. 823 *limine* wohl erklärt findet: so kann er der Emendation V. 826 *tulit sub manibus umbram*, theils wegen des schwerlich zu beweisenden Sprachgebrauchs, theils um des verdrängten dichterischen Bildes willen, seine Zustimmung nicht geben. — II, 56 schlägt der Vf. zu lesen vor: (*Titan*) *in nullo decidit Euro.* Vielmehr verstehe man hier den Zephyrus, der am Abend weht. Ovid. Trist. I, 2, 28, und nehme hier, wie an anderen Stellen, an, dass durch *Eurus* jeder besondere Wind bezeichnet, und so der Name verwechselt wird. — II, 257. *Sub pedibus dextraque dei. Latet ille receptus veste. sacra.* Hr. *W.* interpungirt: *Sub pedibus dextraque dei latet ille, receptus veste sacra.* Rec. macht dagegen auf den Sprachgebrauch aufmerksam, nach welchem die Lateiner gern ein Participium mit dem Verbo *latere* verbinden, Horat. *latet abditus agro;* aber nach *dei* ist gewiss auch weder ein Punct, noch Kolon zu setzen. — II, 439. Diese den Kritiker zur Verzweiflung bringende Stelle emendirt Hr. *W.* also:

Hactenus in populos, vates, sacra Thracia divum
Missa mane.

Rec. überlässt dem Leser das Urtheil, da ihm bey diesen Versen das Eigene noch gebricht, und er nur sagen kann, dass ihm dieser Versuch wegen der Structur, wegen des überflüssigen *divum*, wegen *hactenus* und der wenigstens hier auffallenden Wiederholung des *sacra* und *deorum* nicht Genüge zu leisten scheint. Solche Auskunft verlangt man freylich nicht von einem Recensenten. Gewisser kann Rec. von der gelegentlich beygebrachten Emendation in Senecae Oedip. V. 230

Incipit Cirrhaea vates spargere horrentes comas

sprechen, da sie ohne Zweifel richtig ist. — II, 519 sqq.

intremere Ide
illidique ratis, pronaeque resurgere turres.

Hr. *W.* verbessert *intremere undae illidique vadis, pronaeque resurgere terrae.* Auch *Beck* hat *undae* und *vadis* früher vorgeschlagen. Keinesweges möchte aber Rec. *turres* ändern, vielmehr auch bey dieser Stelle einen Gebrauch vertheidigen, der fast immer verkannt worden ist. *Turres* nämlich wird, namentlich in der späteren Zeit, von den Felsen, Klippen und Bergen, den gleichsam aufgethürmten, gesagt. So mehrmals beym Statius; so auch hier. Daher möchten wir die Lesart *turres* bey Horatius epist. I, 3, 6 keinesweges mit *terras* vertauschen, wie *Bentley* wollte, Hr. *W.* billigt; daher ist noch eine erneuerte Kritik auf Virgil. Georg. IV, 125 anzuwenden. Die Supplirung „*litora, ante aquis superfusa, recedentibus undis eminentiora facta sunt*" hätte Valerius Flaccus, wie er musste, gewiss ausgedrückt. — *Scopulosa terga* V. 518 ist mit Recht in Schutz genommen worden. Lib. III V. 120—123

Talis in arma ruit; nec vina dapesque remotae,
stratque loco torus: in quo (omen) mansere ministri
inde vagi nec tela manus nec castibus isdem
conseruere manum, et longe jacuere peremti.

Diese Stelle musste allen Kritikern corrupt scheinen, da *omen* sich weder mit dem Übrigen verbinden kann, noch auch für sich als Ausruf genommen, wie *Burmann* wollte, passenden Sinn giebt. Hr. *W.* sah wohl, wie in dem Zurückbleiben der Diener auf keine Weise eine Vorbedeutung gefunden werden kann. Wenn er dagegen auch *Bentley's* Emendation *insomnes* verwirft, weil sie des Zusammenhangs entbehre: so kann Rec. diesen Gegengrund nicht tauglich finden, da er doch nur durch Voraussetzung einer anderen Erklärung möglich wurde; wohl aber lässt sich Vieles und Triftiges gegen *insomnes* selbst einwenden. Die Stelle schildert, wie bekannt, die Scene nach dem Aufruhr der Städter bey Ankunft der Argonauten in der Nacht. Medon greift zu den Waffen, lässt den gedeckten Tisch, der seiner wartet, stehen und eilt hinaus. Hr. *W.* glaubt die Stelle also fassen zu müssen, dass die Diener die Tafel nicht nach gewöhnlicher Sitte abgedeckt hätten, sondern dem hinauseilenden Herrn gefolgt seyen; daher deutet er die Worte *inde vagi* nicht mit *Bentley* auf den Medon und Genysus, sondern auf die Diener, und thut zwey Verbesserungsvorschläge: *Statque loco torus: in quo non mansere ministri* — und *stratque loco torus: eque domo evasere ministri.* Die letzte nennt er aber selbst die gewaltsamere; die erstere kann Rec. nicht billigen. Das *non* ist nicht blos hart, sondern man muss bey solcher Verbindung vielmehr *nec*, freylich nicht an dieser Stelle, vom Dichter erwarten. Wer möchte auch glauben, dass der Dichter also erzählt habe: Der Herr stürzt so zu den Waffen vom Gastmahl hinweg, und die Tische bleiben unbedient stehen; die Diener blieben auch nicht zurück. Hier wird ein anderer neuer Gedanke erwartet. An den Worten *inde vagi* darf man nicht Anstoss nehmen, noch auch nähere Beziehung in ihnen suchen. Es sind die Losstürmenden überhaupt gemeint, sowohl Medon und dessen Haufe, also auch der des Genysus. Es ist *inde* hier Zeitpartikel für *deinde*, wie bekannt. In dem Vorigen verlangt Rec. folgenden Gedanken: „So stürzt er schnell zu den Waffen; der Tisch bleibt unbedient, die Sessel an ihrem Platze. Hier erwarten die Diener den Feind. Drauf dann zerstreut kämpfen sie und fallen vereinzelt." Die Dieder konnten ohne Befehl nicht folgen, darum erwarten sie Anfangs hier den Feind, den sie durch des Herrn Aufstürmen vermuthen können. So kam Rec. auf den Gedanken zu lesen:

Statque loco torus: in quo hostem mansere ministri.

Hostem manere wie Livius XLII, 66: *ipse hostium adventum, elatus successu, mansit.*

III, 257:

Ecce, levi primos jam ſpargere lumine portus
Orta dies, notaeque (nefas) albeſcere turres.

Alle Handſchriften leſen *primo*, woraus wegen des doppelten Beyworts *Heinſius primos* machte, *Jakobs En coeli primo — lumine portas orta dies*, wogegen Hr. *W.* mit Recht, daſs *portus* erfoderlich ſey, einwendet, und *leve lumen* gut rechtfertigt. Die Beweiſe für *primum* hätten als bekannt übergangen werden können. Von der angeblichen Correction des *Heinſius: primo limine*, ſteht in deſſen *Adverſariis* S. 43 keine Erwähnung. Hr. *W.* folgt nun, um *primo* zu vertheidigen, der von *Heyne* zu Tibullus III, 3, 22 und von *Voſs* S. 191 angeführten Regel, daſs zwar Epitheta ohne Copula verbunden werden können, wenn das Eine zur Vervollſtändigung des Subſtantivbegriffs erfoderlich ſey (beſſer: wenn das eine Beywort mit dem Subſtantiv *einen* Begriff bilde oder als verbundene Formel gebraucht werde). Dieſe Regel iſt wahr, und datirt ſich, von Homer an, durch alle ſpätere Zeit hindurch. Allein ſie hat bey den Römern ihre Einſchränkung und Bedingungen, ohne welche ſie bey keinem alten Schriftſteller gültig wird. Sie ſind kürzlich folgende: 1) Das Beywort, welches durch ſeine Bedeutung mit dem Subſtantiv ſo verſchmilzt, daſs es mit dieſem einen Begriff bildet (eine Ergänzung der dem Lateiner mangelnden Compoſita), muſs ſich unmittelbar und zwar voraus an das Subſtantiv anſchlieſsen. Dieſs iſt beſtimmte Regel für die Proſaiker, und auch Dichter bleiben ihr, wo nur möglich, treu. 2) Der Dichter erlaubt ſich, dieſs Beywort unmittelbar nach dem Hauptwort zu ſetzen, Ovid. Faſt. I, 637 *candida — lux proxima.* Senecae Medea 110. 3) Ganz ausgeſchloſſen von dieſer Regel ſind die vielen Beyſpiele, in denen wir zu einem Epitheton noch ein Participium, das nie die Stelle eines Adjectivs ganz vertritt, geſetzt finden, z. B. Senec. Troad. 172 *terra — fremens concuſſa.* 4) Nicht hieher gehören mehrere verbundene Vocative, und eben ſo wenig 5) die Stellen, in denen, ohne daſs ein Beywort dem Subſtantiv vorausgeht, zwey oder mehrere ohne Copula nachgeſetzt werden. Beym Gebrauch der hinzugefügten *Patronymica* und *Gentilia* iſt die Regel weniger ſtreng. Was aber jenen Bedingungen nicht gemäſs, hat entweder ſeinen ſpeciellen Grund, oder iſt verdorben. Da Rec. an einem anderen Orte hievon weitläuftiger handeln wird: ſo beſchränkt er ſich auf die von Hn. *W.* angeführten Stellen. Val. Flacc. II, 387 *brevis in laevos piger angitur orbes* hat ſchon *Hand* zur neuen Ausgabe von *Gronovs* Diatribe p. 469 T. 1 alſo emendirt: *brevius laevo piger angitur orbe.* Im Silius Ital. XVII, 466 iſt, wie Hr. *W.* ſelbſt behauptet, mit *Livinejus inimicos* zu leſen. Horat. I, 4, 17 gehört zur oben angeführten Ausnahme. Darum aber können wir dem Vf. in der Vertheidigung des *primo* bey Val. Flaccus nicht beypflichten, und ſind mit des *Heinſius primos* wohl zufrieden. — III, 723 *ingemit et dulci frater cum Caſtore Pollux.* Hr. *W.* ſchlägt vor *duplici.* Aber war dieſs nöthig? *Dulciſſime frater* iſt ein gewöhnliches Schmeichelwort (Cic. legg. III, 11), und ſo kann an unſerer Stelle *Pollux frater cum dulci Caſtore* geſagt ſeyn für *Pollux cum Caſtore, dulci fratre.* — VI, 655. Hr. *W.* emendirt *Aemonia vulnus fatale ſed haſta per clipeum, per pectus agit*, ſtatt *Aeſoniae — haſtae — pectus abit.* Wenn auch zugegeben würde, daſs *Aemonia haſta* geſagt werden könne, was ſchwer zu beweiſen: ſo nimmt das *agit* der Stelle das Leben, und *haſtae* darf nicht verändert werden; denn *vulnus* ſteht für *Schlag, ictus.* Propert. I, 1, 13. *Hylaei percuſſus vulnere rami.* Und auch Statius ſagt *haſta abit trans pectus.* III, 731. *nox — ſidera ſuſtulit aſtris.* Hr. *W.* ſchlägt vor: *ſuſtulit undis;* eine Verbeſſerung, die, auſser der Kühnheit, wohl gebilligt werden muſs. Wenn IV, 85 die Conſtruction wirklich nach geſetzmäſsiger Regel geſtattet ſeyn ſoll (woran Rec. noch zweifelt): ſo hat Hr. *W.* gewiſs das Richtige in der Verbeſſerung

Thracius at ſumma ſocios e puppe ſacerdos
fata docet, miſerae ſolans incommoda vitae,
Securum etc.

gefunden. IV, 393 vertheidigt der Vf. die Lesart *hydris* ſtatt *ſpiris.* Hiebey verbeſſert er Virgil. Aen. IV, 384 in der Rede der Dido: *ſequar anguibus abſens*, ſtatt *ignibus.* Deutlicher wird allerdings hiedurch die Beziehung, aber die Schwierigkeit der Stelle nicht gelöſt; denn die gewöhnliche Erklärung: *ego ipſa etſi abſens tibi occurram, tamquam ex Furiis una*, liegt gar nicht in den Worten. Rec. faſst die Stelle alſo, *ignibus* beybehaltend: Ich werde durch der Furien Gluth entzündet und ſinnlos dir folgen. Dido hatte nämlich V. 376 geſagt: *Heu Furiis incenſa feror.* Dieſs ſind *atri ignes. Abſens* iſt ſo viel als *amens, correptus.* — Noch würde Manches der rühmlichen Erwähnung werth ſeyn, wie die Verbeſſerung VII, 244, mehrere vertheidigte Stellen und die Behandlung anderer Schriftſteller, ſo vorzüglich die Verbeſſerung des Quintus Smyrn. S. 57; uns gebietet aber der Raum, abzubrechen. Indem wir nicht einen Auszug, ſondern eine Beurtheilung, und zwar deſſen, was uns anderer Behandlung bedürftig ſchien (denn das Gute bedarf nicht der hohlen Anpreiſung) lieferten, haben wir dem Vf. einen Beweis unſerer Achtung und unſeren Leſern einige kritiſche Bemerkungen vorlegen wollen. Möge der Vf. ausdauern in ſeinem ſchönen Vorſatze und Streben, und nach dem, was er in der Einleitung ſpricht, entweder mit ſeiner Amtspflicht einen ſolchen Vergleich treffen, daſs er uns eine vollſtändige Bearbeitung des Valerius Flaccus recht bald liefern könne, oder in eine andere, ſeinen Talenten und Kenntniſſen würdigere und ſeinen Privatſtudien günſtigere Lage verſetzt werden!

X. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 AUGUST, 1812.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Vogel: *Wilhelm Traugott Krug's*, Prof. der Philos. zu Leipzig, *naturrechtliche Abhandlungen*, oder *Beyträge zur natürlichen Rechtswissenschaft*. 1811. 9 B. 8. (12 gr.)

Diese Abhandlungen sind als eine Fortsetzung der mit Beyfall aufgenommenen schon 1800 erschienenen *Aphorismen zur Philosophie des Rechts* anzusehen. So wie in diesen der Vf. sich mit der Exposition des Rechtsbegriffs, und der Deduction des Rechtsgesetzes beschäftigte, um mittelst derselben die Grenzlinie zwischen *Rechts-* und *Tugend-Lehre* einerseits, und zwischen *natürlichem* und *positivem Rechte* andererseits genau zu bezeichnen: so hat er es in diesen Beyträgen mit Erörterung und Ableitung wirklicher Rechte zu thun, so weit dieſs möglich ist, ohne ins Gebiet der positiven Rechtssphäre einzugreifen. Nach einer Einleitung (wo sich der Vf. nochmals die Mühe nimmt, diejenigen auf das gründlichste zu widerlegen, welche entweder die Absonderung des Naturrechts und der Moral tadeln, oder, meist nur durch die Autorität einiger sonst berühmter Namen verführt, nachsprechen, dass es gar kein Naturrecht, sondern nur ein positives Recht, und daher nur eine Philosophie des positiven Rechts gebe, d. i. dass man zwar über das positive Recht, wie über jeden Gegenstand, philosophiren, nicht aber die Philosophie aus eigener Machtvollkommenheit allgemeingültige Rechtsgesetze aufstellen könne —), handelt der Vf. mit der gewohnten Deutlichkeit und Gründlichkeit in 6 Abschnitten *von den Urrechten*, *von Erwerblichkeit* und *Veräusserlichkeit* der Rechte, von *Erwerbung eines äusseren Eigenthums*, von der *Übertragung der Rechte*, von der *Ausübung des Rechts*, *zu zwingen*, und *vom Strafrechte*.

Durch *Urrechte* (ursprüngliche, wesentliche, allgemeine, absolute, unbedingte Rechte) versteht der Vf. nur solche, welche einem vernunftigen Wesen überhaupt, als einem solchen, zukommen (ohne noch auf eine gewisse Form zu sehen, in welcher es in der Sinnenwelt auftritt, z. B. als Mensch), die weder irgend eine besondere Begebenheit in der Sinnenwelt, noch irgend einen besonderen Freyheitsact eines vernunftigen Wesens, als Bedingung ihrer Gultigkeit, voraussetzen. Der Gegensatz sind *entstandene* Rechte (*adventitia* im weiteren Sinne, welche einem vernünftigen Wesen nicht schlechthin, als einem solchen, sondern vermöge irgend einer von seinem Willen unabhängigen oder abhängigen Thatsache zukommen. Diese sind entweder angeborne (*adnata*, *connata*), oder erworbene (*acquisita*) oder hinzugekommene im engeren Sinne (*adventitia str. s. d.* oder *accessoria*). Da diese Abtheilung und Terminologie von der gewöhnlichen etwas abweicht: so muss man nicht nur auf die Erklärungen des Vfs. S. 13 f., sondern auch auf die weitere Eintheilung *der angebornen Rechte*, und die Beyspiele S. 42, 43 genau merken, wenn man dasjenige richtig fassen will, wa
schnitt über Erwerblichkeit und V
Rechte gesagt wird. Es giebt,
nur ein einziges Urrecht, als die E
standenen Rechte, *das Recht der I*
das Recht, als Selbstzweck in d
seyn und zu wirken. Das Rech
Subsistenz, und das der Freyheit u
den zwar in der Reflexion und Abstraction getrennt, sind aber in ein und eben demselben Urrechte unzertrennlich verbunden, und mit demselben identisch. So ist auch das Recht der Sicherheit kein besonderes, sondern das mit jedem eigentlichen Rechte verbundene Recht, zu zwingen.

Wenn Einige behaupten, dass nach dem blossen Naturrecht alle unsere Rechte *veräusserlich* seyen: so sucht der Vf. zu zeigen, dass nicht nur das *Urrecht*, sondern auch gewisse *entstandene*, nämlich die eine Gattung der angebornen Rechte S. 43, schlechterdings unveräusserlich seyen; und wenn auch ein Mensch so unsinnig wäre, sein Urrecht veräusern zu wollen: so dürfe doch ein anderes vernünftiges Wesen solches nicht annehmen, ein solcher Vertrag habe gar keine Gültigkeit, und sobald der andere einsehe, dass er etwas schlechterdings Unveräusserliches veräusert habe: so höre das vermeinte Recht des Anderen auf. Z. B. wenn jemand sich freywillig in die völlige Sclaverey des Anderen begeben hätte. Die ungereimten Folgen, welche aus einer vorausgesetzten *Communio positiva primaeva* hervorgehen, führen darauf, dass ursprünglich Alles ausser uns *herrenlos*, oder, wie sich Einige ausdrucken, *res negative communes*, *res nullius* waren. Daher ist zur *Erwerbung* eines äusseren Eigenthums die *occupatio* einer solchen noch herrenlosen Sache schon hinlänglich, und, so lange ich die Sache inne habe, dauert auch mein von Anderen zu respectirendes Eigenthumsrecht fort. Wenn aber dieses Recht auch *ohne fernere Innhabung der Sache* fortdauern soll: so gehört dazu *Erkennbarkeit*. Diese wird gewirkt dadurch, dass ich mit der Sache eine gewisse Veränderung vornehme, *Formation im weitesten Sinne*; so dass nach dem Vf.

auch die bloſse Verſetzung aus einem Ort an einen anderen *Formation* iſt — *forma exiſtendi modificatur quoad locum.* — Rec. iſt immer viel deutlicher geweſen zu ſagen: Wenn ich ein auch ohne Innhabung beharrliches Eigenthum haben ſoll: ſo muſs ich etwas gethan haben, welches macht, daſs mir die Sache nicht entzogen werden kann, ohne mir zugleich ein Product meiner Kräfte und meiner Thätigkeit zu rauben.

In der Lehre von der Übertragung der Rechte kömmt der Vf. auf die Gültigkeit auch der Verträge, wo die Leiſtung noch nicht wirklich geſchehen, ſondern nur eine künftige Leiſtung verſprochen, und dieſe Zuſage angenommen worden iſt. Daſs ihre vollkommene Verbindlichkeit nicht erſt durch die poſitive Geſetzgebung eingeführt worden ſey, ſondern ſchon vor dieſer angenommen werden müſſe, iſt einleuchtend dargethan, und gezeigt, daſs eigentlich zwiſchen einem, unmittelbar durch die Leiſtung ſelbſt geſchloſſenen, mithin auf der Stelle vollzogenen Verſolchen, der mittelbar durch Zuſage einer künftigen Leiſtung geſchloſſen erſt ſpäterhin vollzogen werden ſoll, licher Unterſchied Statt finde. Die von der Veränderlichkeit unſeres Wol- Freyheit u. ſ. w. genommen ſind, werden hinlänglich entkräftet. Ich brauche mich alſo, bey dieſer Gattung der Verträge, nicht mit bloſser Entſchädigung zu begnügen, ſondern kann auf Erfüllung des Verſprechens dringen, ſo weit dieſe nur möglich iſt. Sollte wohl der Grund, aus welchem beyläufig S. 91, Note, die Ehe mit Ältern und Geſchwiſtern verworfen wird, weil man dieſen Perſonen das reinſte und uneigennützigſte Wohlwollen ſchuldig ſey, hinlänglich ſeyn? Sollte denn das eheliche Verhältniſs ſolche Geſinnungen ſchlechterdings aufheben? Rec. glaubt noch immer, daſs man hier *phyſiſche, moraliſche* und *politiſche* Gründe zuſammennehmen müſſe.

Noch zeichnet Rec. aus der 5ten Abh., von der *Ausübung des Rechts, zu zwingen*, in Verbindung mit der 6ten, *vom Strafrecht*, den Ideengang des Vfs. mit einigen Bemerkungen aus. Die Ausubung des Rechts, zu zwingen, ſetzt voraus, daſs ein Recht entweder ſchon verletzt worden, oder mit einer Verletzung bedrohet werde. In beiden Fällen *vertheidige* ſich der Zwingende gegen das Unrecht. Wir wollen hier nicht mit dem Vf. über das Wort: *Vertheidigen*, ſtreiten, welches genau genommen nur auf Abwendung des Künftigen geht. Wird Jemand mit einer Rechtsverletzung oder Beleidigung bedroht: ſo kann der Zwang in nichts anderem beſtehen, als in einer Gewalt, wodurch der Bedrohende von der Vollziehung der Beleidigung abgehalten wird, d. i. im *Zurucktreiben*, oder *Zuvorkommen*, je nachdem (ſo unterſcheidet der Vf. beides) der Beleidiger entweder durch bloſsen Widerſtand — oder durch Zufügung einer, der beabſichtigten gleichen oder ähnlichen Verletzung auſser Stand geſetzt wird, ſeine Abſicht zu erreichen. So ſehr hiebey der Vf. S. 103 f. die Grenze des äuſserlichen Rechts und der Moral feſtzuhalten ſcheint — denn er erlaubt demjenigen, auf deſſen Leben ein mörderiſcher Angriff geſchieht, den Angreifer zuerſt niederzuſtoſsen, ſelbſt wenn er ſeinen Zweck durch einen geringen Grad der Gewalt, z. B. durch bloſse Entwaffnung, hätte erreichen können; eine ſolche Schonung hange vom guten Willen des Vertheidigers ab —: ſo verlangt er S. 104 doch, daſs man NB. nach dem Naturrecht, auſser dem Fall, wenn die Rechtsverletzung auf *Vernichtung unſerer perſönlichen Subſiſtenz* ausgeht, nicht den äuſserſten Grad der Gewalt entgegenſetzen dürfe, ſondern ſeine Vertheidigung nach der intendirten Beleidigung abmeſſen müſſe. Dieſe Einſchränkung kann im Stande der Natur durchaus nicht angenommen werden. Der Verluſt, oder die Beleidigung, womit ich bedrohet werde, ſey groſs oder gering: ich brauche ſie nu nicht gefallen zu laſſen, und ich bin dem, der nicht abſtehen will, durchaus rechtlich keine Schonung ſchuldig. Ich darf auch die geringſte Beleidigung, Verletzung und Verluſt des Meinigen durch die äuſserſte Gewalt abzuwenden ſuchen. Durch Nothzucht wird nicht *die perſönliche Subſiſtenz*, nicht *die ganze Freyheitsſphäre* der Perſon vernichtet. Soll aber dieſe Perſon, die mit Nothzucht bedroht wird, wenn ihr endlich kein Rettungsmittel übrig bliebe, als den ſtieriſchen Menſchen zu tödten, es nicht thun dürfen?

Wenn das Recht ſchon verletzt worden: ſo kann der Zwang in weiter nichts beſtehen, als daſs man entweder den Beleidiger zum *Wiedergutmachen* nöthigt, oder ihm ſchlechtweg *Gleiches mit Gleichem vergilt*, d. i. *Wiederherſtellung* oder *Rache*. Wir würden ſtatt dieſes durch Nebenbegriffe ſchon verdächtigen Worts *Rache* lieber das ganz unſchuldige *Retorſion* gebraucht haben. Aber ſelbſt das Retorſionsrecht bezieht ſich doch wieder mit auf andere Zwecke, ſowohl dem Beleidiger ſelbſt, als auch Anderen zu zeigen, daſs man ſich nicht ungeahndet beleidigen laſſe. Nennt man jedes phyſiſche Übel, das einem vernünftigen Weſen um eines moraliſchen willen zugefügt wird, *Strafe im weitläuftigſten Sinn*: ſo iſt jeder Zwang eine Strafe, und das natürliche Recht, zu zwingen, kann ein *natürliches Strafrecht* genannt werden. Aber im engeren und eigentlichen Sinn findet Strafe nur in der bürgerlichen Geſellſchaft Statt, wenn nämlich in dieſer der Zwang als ein phyſiſches Übel, und *als nothwendige Folge des Unrechts*, durch ein beſonderes Geſetz beſtimmt, und nach dieſem Geſetze von einem beſonderen Richter dem Urheber des Unrechts zuerkannt wird. So hat das Strafrecht einen poſitiven Charakter, und kömmt nur dem Staat im Ganzen oder denjenigen Perſonen zu, welchen der Staat die Ausübung deſſelben anvertraut hat. Das Strafrecht nun gründet der Vf., wie Kant und Andere, zuförderſt auf die, wie es hier heiſst, im Weſen der menſchlichen Natur ſelbſt gegründete — Foderung der Vernunft, daſs das Thun und Laſſen eines vernünftigen Weſens in der Sinnenwelt mit ſeinem ſinnlichen Zuſtande in einem harmoniſchen Verhältniſs ſtehe, daſs es alſo dem Guten wohl, dem Böſen übel gehe. Rec. hat ſo oft gewünſcht, daſs man doch deutlich zeig-

te, warum physisch Gutes sich für den moralisch bösen, und physisches Uebelseyn für den sittlich guten Menschen nicht schicke; denn auf ein bloßes Gefühl sich berufen ist doch immer etwas Mißliches. Und warum sollte sich dieß Gefühl nicht aufklären lassen? Es beruht doch darauf die ganze Lehre vom sogenannten *inneren Zweck der Strafe*, da man strafen muß, *quia peccatum est*, oder, wie sich Leibnitz erklärt, damit nicht das Gesetz der Schicklichkeit leide (*loi de convénance*). Jene Foderung der Vernunft aber vorausgesetzt, ist es freylich richtig S. 121: Wenn die Strafe auch keinen anderen Effect hätte, als diese Foderung der Vernunft zu befriedigen, daß Jedem nach seinen Werken vergolten werde: so würde sie schon dadurch allein in den Augen jedes vernünftigen Wesens gerechtfertigt seyn. Indessen leugnet der Vf. nicht, daß die Strafe außerdem noch einen besondern Effect habe. Ihr besonderer Zweck ist nämlich auch Sicherung des Rechts, und diesen Zweck erreicht sie dadurch, daß sie theils auf die *Geneigtheit*, theils auf die *Fähigkeit* zu Rechtsverletzungen, entweder *hemmend*, oder *vernichtend* einwirkt. Sie hemmt die Geneigtheit durch *Abschreckung*, sie vernichtet dieselbe durch *Besserung*. (Eigentlich wird Niemand durch die bloße Strafe gebessert. Sie kann aber Anlaß werden, daß Jemand über seine Handlungen und deren Quellen nachdenkt, das Vernunftwidrige davon einsieht, mit gerechten Abscheu erfüllt, und dagegen dem Vernunftgesetz Achtung verschafft wird.) Die *Fähigkeit zu Rechtsverletzungen* wird gehemmt, durch Einschränkung der äußeren Freyheit, in minderem oder höherem Grade. Da aber, so schließt der Vf. weiter, auch die stärkste Beschränkung der Freyheit keine Vernichtung der Fähigkeit zu Rechtsverletzungen bewirken kann (denn wenn nicht während dieser Beschränkung, durch eine dadurch veranlaßte Besserung, die Geneigtheit zu widerrechtlichen Handlungen aufgehoben wird: so wird der Beschränkte immer seine Fesseln abzuwerfen suchen, und wenn er durch Zufall, List oder Gewalt seinen Zweck erreicht hat, das Recht von neuem verletzen, wenn er der Strafe auszuweichen hoffen darf): so muß es auch eine Strafe geben, welche die *Fähigkeit zu Rechtsverletzungen gänzlich vernichtet*, indem sie das Subject aus der Welt der Erscheinungen dergestalt entfernt, daß es darin gar nicht mehr wirken kann — *Lebensstrafe*. In welchem Falle nun diese höchste und letzte aller Strafen anzuwenden sey, soll, wenn wir den Vf. recht verstehen, durch folgende Betrachtung bestimmt werden: „Wenn es Rechtsverletzungen giebt, die auf *Vernichtung alles Rechts* ausgehen: so muß der Staat das Recht haben, solche widerrechtliche Handlungen *mit dem Tode zu bestrafen* — obgleich die Strafpolitik in einzelnen Fällen eine mildere Strafe verfügen kann." Rec. fragt: Was soll dieß heißen: *Ein Verbrechen gehe auf die Vernichtung alles Rechts.* Der Vf. giebt als Beyspiel *den Mord* an. Nun ist zwar wahr, der Getödtete selbst hat keine Rechte mehr in der Sinnenwelt. Aber wir sehen doch nicht, wie durch den Mord eines Einzelnen alles Recht vernichtet werde. Doch wir wollen den Vf. hören: Der Mörder eines Menschen erklärt durch die That, daß er, wenn sein Interesse es heischt, oder die Leidenschaft ihn dazu antreibt, jedes anderweite Glied des Staats auf gleiche Weise zu behandeln kein Bedenken tragen werde. Sein Angriff erstrecke sich also nicht minder auf das Ganze, als der Angriff dessen, der gegen den eigenen Staat die Waffen führt, und mit dem Feinde gemeinschaftliche Sache macht. Wenn nun schon der Einzelne berechtigt sey, sich gegen einen mörderischen Angriff durch Tödtung des Angreifers zu vertheidigen, oder nach Vollbringung eines solchen Angriffs *gegen einen Anderen* den Mörder zu verfolgen, und im Betretungsfall zu tödten: so müsse um so mehr der Staat, als eine zum Schutze des Rechts überhaupt bestimmte Gesellschaft, das Recht haben, eine Handlung mit dem Tode zu bestrafen, die auf Vernichtung alles Rechts ausgeht. Noch immer ist nicht klar, wie man sagen könne, daß der Mord eines Einzelnen auf die V
Rechts *ausgehe.* War das die Abs
day? Uns wundert, daß der Vf. nic
gen Grundsätze von der Rache, wo
hier, möglich ist, gebauet hat, wenn e
die Obrigkeit zugefügte Übel *nicht m*
dern *Strafe* nennen wollte. Vielmehr nimmt nun der Vf. eine andere Wendung, indem er fortfährt: „Daß der Staat auch auf andere Art das Leben seiner Bürger gegen mörderischen Angriff *sichern* könne, ist eine sehr problematische Behauptung. Denn es möchte schwerlich irgend ein Mittel ausfindig zu machen seyn, daß, *wenn es nicht noch schlimmer, als der Tod, seyn soll*, dem Staat völlige Sicherheit gegen Verbrecher gäbe, die selbst das Leben der Bürger zu zerstören kein Bedenken tragen." Also wird nun das Recht der Todesstrafen auf die Nothwendigkeit zur Sicherheit des Lebens der Bürger gegründet. Sicherheit gegen die Person des Mörders, daß er nicht mehr morden kann, ist im Staate gar wohl möglich, ohne ihn zu tödten. Mithin käme es auf den Zweck der Abschreckung Anderer, die so etwas zu thun geneigt wären, und somit auf die Frage an, ob Androhung und also auch Vollstreckung der Todesstrafe weit besser abschrecke, als jedes andere Übel, ein höchst elender, hoffnungloser Zustand, der sich nicht anders, als mit dem Tode endiget, ein langsamer Tod — wovon die anschauende Vorstellung immer jedem Bösewicht, der zu dergleichen Verbrechen geneigt und fähig wäre, vor Augen bleibt? Dieß leugnet nun der Gegner der Todesstrafen, und gewiß mit nicht gemeinen und flachen, sondern selbst durch die Erfahrung bestätigten Gründen. Die Frage des Vfs. S. 130: Was kann der Verbrecher für ein Recht haben, vom Staate zu fodern, daß dieser ihn auf öffentliche Kosten unterhalte? — entscheidet gar nichts. Der Gegner der Todesstrafe wird selbst das stillschweigende Geständniß des Vfs. (S. 129 zu Ende), daß es Mittel gebe, die noch schlimmer sind, als der Tod, sich zu Nutze

machten. Nicht alle Gegner der Todesstrafen sind es aus *irregeleiteter Philanthropie*, oder gar *aus empfindelnder Schwäche* (S. 131), sondern der Gedanke der scharfsinnigsten ist vielmehr der, dass, nach ihrer Überzeugung, die transitorische, so kurz vorübergehende (und selbst dem Zuschauer gar bald wieder verschwindende) Todesstrafe für die gröbsten Verbrecher und Bösewichter viel zu wenig sey, und daher nicht hinlänglich abschrecke.

N. c. m. e.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. 1) *Landshut*, b. Thomann: *Prof. Salat gegen den Angriff seines Herrn Kollega* (sic) *Winter*. Ein freymüthiges Wort an das gelehrte Publicum. Auch ein Beytrag zur Geschichte der neuern Literatur. 1812. VIII und 68 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Über das Loos katholischer Schriftsteller in den Literatur-Zeitungen der Protestanten. Etwas* an die Freunde der höhern wissenschaftlichen Bildung im deutschen Vaterlande. Von *Jacob Salat*, königl. bayerischem Rath und Professor. Nebst einer Zugabe über den gegenwärtigen Zustand der kritischen Literatur in Bayern. 1811. XXXII und 157 S. 8.

erfreuliche Erscheinungen auf dem Gebiete
ratur, wenn man anders solche Broschü-
rechnen darf! Indessen figurirt doch der
r wenigstens auf den Titeln dieser Schrif-
soll sogar ein *Beytrag zur Geschichte der*
syn! Also müssen wir sie schon mit einigen

es der Vf. mit seinem *Collega*, dem Hn.
rof. *Winter* in Landshut, zu thun. Dieser
hatte geglaubt, der Vf. habe einige Schriften desselben in einer deutschen L. Z. (namentlich in der hiesigen, wie man S. 23 erfährt) auf eine ungünstige Weise recensirt, und deshalb in einem vaterländischen Blatte den Vf. heftig angegriffen. Statt sich nun mit den Erklärungen zu begnügen, welche S. 2 und 23 zu lesen sind, dass er von allen winterschen Schriften gar keine, und in der jenaischen A. L. Z. nie irgend ein Buch recensirt habe, welches letzte wir im Namen der Redaction zu bezeugen den Auftrag haben — statt sich also mit diesen Erklärungen, die seinen Gegner beschämt haben würden, zu begnügen, erlaubt sich der Vf. einen nicht minder heftigen Angriff gegen Hn. *Winter*, und giebt so der Lesewelt das traurige, oder auch tragikomische, Schauspiel zweyer geistlichen Räthe und Collegen, die sich gegenseitig vor ihren Zeitgenossen und, wenn's möglich wäre, dass solche Erzeugnisse literarischer Streitsucht ein längeres Daseyn gewönnen, auch vor der Nachwelt möglichst zu prostituiren suchen. Wir wollen übrigens nicht leugnen, dass Hn. *Winter's* Angriff, da er auf einer falschen Voraussetzung ruhte, ungerecht war. Wenn aber Hr. *Salat* S. 27 seinen Gegner nicht nur bey der Landesregierung, sondern auch bey einer auswärtigen Macht verdächtig zu machen sucht; wenn er gegen das Ende der Schrift Klatschereyen einmischt, die den Charakter seines Gegners überhaupt antasten, und S. 53 sogar den Ehelnamen beybringt, welchen sein Gegner als Student in Ingolstadt erhielt: so ist eine solche Gemeinheit doch in der That unter aller Kritik!

In No. 2 hat es der Vf. mit seinen Recensenten zu thun, besonders mit einem leipziger und einem heidelberger, die dessen neueste Schriften gar nicht nach seinem Sinne recensirt haben. Wir können uns in diesen Streit nicht mischen, da es ausser unserem Berufe liegt, Kritiken und Antikritiken von neuem zu kritisiren. Was aber die Hauptsache betrifft, nämlich die Behauptung, dass das religiöse oder vielmehr kirchliche Verhältniss zwischen dem Vf. und seinen Recensenten in den Lit. Zeitungen der Protestanten auf die ungünstige oder nicht durchaus vortheilhafte Beurtheilung seiner Schriften in diesen Zeitungen Einfluss gehabt habe: so wundern wir uns um so mehr, dass der Vf. diese schon im Intelligenzblatte der Leipz. L. Z. aufgestellte Behauptung hier von neuem wiederholt, da (wie schon der dortige Rec. ihm nach S. 33 der gegenwärtigen Schrift zu Gemüthe führte) viele katholische Gelehrte in Nord- und Süd-Deutschland an den norddeutschen, von Protestanten redigirten, Lit. Zeitungen als Recensenten Theil nehmen, mithin der Vf. gar nicht wissen kann, zu welcher Kirchenpartey seine Recensenten gehören, wenn es sich auch als möglich denken liesse, dass ein protestantischer Rec. einer philosophischen Schrift des Vfs. dieselbe darum weniger vortheilhaft beurtheilt oder ihr weniger Aufmerksamkeit geschenkt haben sollte, weil der Vf. ein Katholik ist. Aber der Vf. rühmt sich ja selbst in seiner Streitschrift gegen Hn. *Winter*, dass viele seiner, besonders früheren, Schriften auch sehr günstig in den Lit. Zeitungen der Protestanten beurtheilt worden seyen. Hat hier etwa auch das kirchliche Verhältniss mitgewirkt? Noch mehr! Ist wohl der Vf. je von einem *protestantischen Rec.* so behandelt worden, wie ihn jetzt sein *katholischer* Hr. *Collega* behandelt hat? Und was für andre Dinge dieser Art erzählt nicht der Vf. in der *Zugabe* (S. 135 ff.) *über den gegenwärtigen Zustand der kritischen Literatur in Bayern*, besonders in Beziehung auf die *Oberdeutsche* A. L. Z., in der doch wohl meistens *katholische* Gelehrte recensiren!

L.

Naturgeschichte. *Dresden*, b. Arnold: *Über die geometrische Bildung merkwürdiger Gebirgspartheien und ihre Vervielfältigung in erhabener Arbeit.* Eine Vorlesung, gehalten vor Sr. Majestät, Maximilian Joseph, Könige von Bayern u. s. w. von Dr. *Karl Weinhold*, k. russ. u. k. preuss. Hofrathe, Professor u. s. w. Zugleich als Bekanntmachung dieser Erfindung und Bearbeitung von *August Weinhold*, Architekt. 1812. 22 S. 8. (4 gr.) In dieser Rede wird viel Gutes und Wahres über Gebirgs-Reliefs im Allgemeinen, dann über die *pfyfferschen*, *müllerschen*, *meyerschen*, u. A. Arbeiten, so wie über die grossen Schwierigkeiten gesagt, die sich bisher nach dieser Art der Darstellung der festen Erdenrinde entgegengestellt haben. Getäuscht wird man aber in der Hoffnung, Aufschlüsse darüber zu finden, wie diese Schwierigkeiten durch die Erfindung der Hn. *Weinhold* beseitigt sind. Diese Blätter dienen mithin nicht, wie der Titel sagt, zur *Bekanntmachung* der Erfindung, sondern nur zur *Ankündigung* derselben; daher ein Urtheil darüber vor der Hand nicht möglich ist. Die Vortheile der von den Vff. erfundenen Methode der Verfertigung von Gebirgs-Reliefs sollen übrigens nach ihrer Angabe bestehen: 1) in einer für diesen Zweck berechneten und abgekürzten *Aufnahms-Manier*; 2) in der erfundenen sogenannten *Modellir-Maschine*, durch welche das Originalmodell schneller gebildet wird, als es die Plastik aus freyer Hand vermag; 3) in der *Vervielfältigung* oder dem *Gewinnen* einer gegebenen Menge von Abdrücken.

O. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 AUGUST, 1812.

PÄDAGOGIK.

Wien, b. Schaumburg u. C.: *Georg Sigriſt's Briefe an Schmid über ſeine Anſichten und Erfahrungen der Erziehungs-Inſtitute u. ſ. w.* Mit Antworten und Bemerkungen herausgegeben von *Joſeph Schmid*, Zögling und nachmals Lehrer am peſtalozziſchen Inſtitute. 1811. 125 S. gr. 8. (16 gr.)

Hr. *J. Schmid*, der durch ſeine „Elemente der Form und Gröſse" u. ſ. w., und durch „ſeine Anſichten und Erfahrungen der (?) Erziehungeinſtitute" dem Publicum bekannt iſt, hat in Beziehung auf letztere Schrift von einem Hn. *Sigriſt*, ſeinem vormaligen Schulcameraden, vier Briefe aus Wien erhalten, die er mit eben ſo vielen Antworten aus München und Wien, und mit einer Nachrede begleitet dem Druck zu übergeben für gut befunden hat. In der Weihungsanrede an die Liebe und Freundſchaft ſchickt er dieſe Blätter mit einem Segen „in die Hütten derjenigen, die ſo nach Frieden und innerem Troſte für ihr Herz ſtreben, als das ſeine" (als er). Dabey verſichert er, in denſelben Vieles gefunden zu haben, „das ihm lieb war und ihn geſtärkt hat, und wünſcht, daſs auch die, welche ihnen gaſtfreundliche Wohnung gönnen, das Gleiche finden mögen." Rec. miſsgönnt zwar Hn. *S.* ſeine Empfänglichkeit für Frieden und Troſt keineswegs, begreift aber nicht, was dieſe Briefe in den Hütten ſollen, und bedauert, ihnen überall keine gaſtfreundliche Aufnahme verſprechen zu können. Er für ſein Theil muſs dieſe leidigen Tröſter von ſeiner Wohnung abweiſen, und er wird dazu beytragen, daſs von allen übrigen Menſchenwohnungen ein Gleiches geſchehe, weil das fade und aberwitzige Geſchwätz, womit die beiden Correſpondenten ſich unterhalten, irgend einem Menſchen, in der Hütte oder im Pallaſte, weder Frieden, Troſt und Stärkung noch ſonſt etwas Gutes gewähren kann. Doch der Leſer urtheile ſelbſt, ob er ſolche Gäſte in ſeine Behauſung aufnehmen mag.

„Laſs dich umarmen, lieber theurer *Sch.*" In dieſer Ekſtaſe fangt Hr. *S.* ſeinen erſten Brief an, nachdem er „das letzte Bangen verhaucht hat, das ihn ſchon lange der *ſchmidſchen* Anſichten und Erfahrungen wegen in ſeinem Herzen fürchten gemacht hatte." Und wodurch verhauchte denn Hr. *S.* ſein letztes Bangen? — Er hatte ſchon in Lucern von Hn. *Sch.* erfahren, daſs dieſer mit dem welterſchütternden Plan umgehe, Peſtalozzi zu verlaſſen, und deſſen Inſtitut, ſo wie alle Erziehungeinſtitute, öffentlich für eine Schande der Menſchheit zu erklären. Darüber war Hr. *S.* in „doppelt ſchwere Angſt" gerathen, und hatte ſich das ihm mitgetheilte „kahle Gerippe der *ſchmidſchen* Schrift in ein ſo trauriges Gemälde ausgemalt," daſs er im Geiſte ſchon Hn. *Sch.* „durch die rauchende Wolke rennen ſah." Als er aber nachmals „die Schrift ſelbſt mit Muth ergriff: ſo war die Geſtalt, vor der ihn erſt noch ſchauderte, zu einem Weſen herangewachſen, das er nicht mehr haſſen, nein, das er lieben muſste." Doch „verlangte ihn vor Allem mit eiſerner Strenge zu erwägen,
liche Freude nur eine Bethörung der
ſsengeſtalt dieſes Geſchöpfs ſey, das in
geſunden Bau aus den meiſten Bewegu
ches Blut zeigt." Daher entſchloſs er ſi
Hn. *Sch.* mit mühſamer Härte an deſſe
ſchlagen," um zu erfahren, „ob die
vielleicht ein gefährliches Luftgebilde ſey." Und dieſer Schlag mit mühſamer Härte, wodurch er ſein letztes Bangen verhauchte, beſtand in dem ſinnreichen Einfall, die *ſchmidſche* Schrift „als aus dem Kampfe zwey ganz verſchiedener *Stimmungen* hervorgegangen ins Auge zu faſſen. Die erſte Stimmung: Jene Liebe und jene groſsen Dankgefühle, die *Sch.* an Peſtalozzi und deſſen Haus, an ſeine vorige Lebensweiſe und ſeine ſo häusliche und angewohnte Lebensbahn gebunden haben. Die zweyte Stimmung: Das erwachte Treiben, jenes feurige innere Aufgehen und lebendige Blühen, das ſich nach einem Himmel hinbreitete, welchen er freylich noch nicht geſchaut, aber durch eine Ferne, zu welcher ein angenehmer Weg hinzuleiten ſchien, geahnet hat." Dieſe beiden Stimmungen treten nun in ein Wechſelgeſpräch über Hn. *Sch.*, und faſeln ſo lange, bis die Stimmung der Liebe und Dankbarkeit zum Schweigen gebracht iſt, und nur noch die Frage aufwirft: Warum haſt du (nämlich du zweyte Stimmung des Hn. *Sch.*) nicht dieſen Lebensfunken in Peſtalozzi ſelber geweckt, daſs er noch mit ſeiner groſsen milden Vaterliebe zu den Herzen der Ältern, mit ſeiner eigenen Redegewalt zu den Herzen der Fürſten und Landesväter geredet hätte? Warum haſt du dich nicht an dieſen gewendet, der unſerem Zögling die Kraft und dieſes geiſtige Leben gegeben hat? Worauf die zweyte Stimmung in bündiger Conſequenz mit dem würdigen Benehmen des Hn. *Sch.* gegen Peſtalozzi antwortet: Weil ich ſein Haus für ſo Viele wie einen Ort ihrer Reinigung und wachſenden Ruhe ſah; weil ich ihn als Vater unter Söhnen erblickte, die ſeiner bedürfen und ſich in ſeiner Nähe reinigen, damit, wenn ſie

auch seiner Werthes nichts, thun, sie wenigstens seiner nichts Unwerthes beginnen." Hr. *S.* hat sich in diesem Gespräch der zwey himmlischen Schwestern, das die unbesonnene Handlungsweise eines jungen aufgeblähten Schwärmers beschönigen soll, so sehr selbst übertroffen, dass er es nicht für zu anmaslich hielt, seinem Freunde zuzurufen: „Hör' sie an, lausche ihrer, vielleicht vernimmst du noch *Gröfses* aus ihrer *herrlichen* Rede."

Hr. *Sch.* scheint denn auch so viel Grofses aus dieser herrlichen Rede vernommen zu haben, dass ihm davon seine Sinne schwinden, und er ausser sich vor Entzücken ausruft: „Theurer! ich möchte dir für deinen Brief danken; doch du bist es nicht, sondern dein in dir wohnender *Gott*. Ihm sey also gedankt für das, was du mir durch diesen Brief bist." — Können sich junge Leute wohl aberwitziger unterhalten, und ist es nicht eine beyspiellose Unverschämtheit, dergleichen Geschwätz drucken zu lassen? — Doch man höre weiter! Hr. *Sch.* besinnt sich auf der Stelle, dass in ihm ein noch höherer Gott wohne, und macht dem in Hn. *S.* wohnenden Gott den Vorwurf, dass er „seinen in ihm selber zerrissenen Zustand nicht mit den lebendigen Farben vor die Seele stelle, wie er sich in ihm hat aussprechen müssen, und dass er ihm auf der einen Seite zu viel Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, auf der anderen Seite aber wirklich zu strenge mit ihm gewesen sey;" wobey wir zugleich folgende wichtige Wahrheit lernen: „Der Mensch zerrissen ist nicht mehr Mensch, und sollte er auch ein Engel seyn." „Als Mensch in seinem ungetheilten und wahren Zustand" schämt Hr. *Sch.* sich nun seiner im zerrissenen Zustande, wo er sich gegen seinen Vater Pestalozzi und gegen die ganze Welt auflehnte; aber er tröstet sich bald wieder damit, „dass unser ganzes Geschlecht eben so zerrissen ist, wie er es war," und sagt mit musterhafter Bescheidenheit: „Ich will mir meine in mir aufgegangene Sonne weiter leuchten lassen; sie ist keine andere, als die deine: es ist (— ?) die *Demuth*, die in dem grofsen, von den Göttern bestimmten Kreise alles für nothwendig, gerecht und gut erkennt (also auch die dümmsten Streiche, die der Demüthige begeht? —), und mich wieder vereinigt mit mir selbst und mit der Welt." Nun wird noch über den Cirkel und Bund der Seligen, über den grofsen göttlichen Cirkel, über die Verdammung zur Vollendung des entweihten Cirkels und über die Berufung zur Vollendung des göttlichen Cirkels gefaselt, wodurch Hr. *Sch.* Hn. *S.* „in das Heiligthum seines neuen Lebens" einführen will.

Hr. *S.* mus sich nun wohl schon in diesem Bunde der Seligen und in dem *schmidschen* Heiligthume des neuen Lebens befinden; denn er fängt seinen zweyten Brief mit den Worten an: „Du hast meinen Brief so freundlich aufgenommen und mit deiner Liebe gepflegt, dass ich mich fast scheue, deine Gastfreundschaft mit einem zweyten Besuche anzusprechen (damit ich deine Liebe nicht ermüde); oder dass ich wieder fürchte, du macheſt durch deine Güte mich sammt meinen Briefen *ungezogen*. — Deine Geduld zu prüfen, will ich beym jetzigen Besuche nicht mindestens schön thun, sondern ohne Scheu in deinem Hause, d. h. in deinem Buche, herumlärmen, gleich (— ?) einem *ungekämmten Jungen*. Setze dich und höre."

Rec. glaubt, der Leser habe jetzt von diesen Briefen zur Genüge gehört; er würde ihm auch aus allen übrigen nur ähnlichen Unsinn mittheilen können. Aber ist es nicht empörend, dass solche ungekämmte Jungen als Schriftsteller auftreten, mit frecher Stirn der ganzen Welt Hohn sprechen, die ehrwürdigsten Anstalten und Gelehrten herabwürdigen, ihre thörichten Phantasieen für weltbeglückende Weisheit halten, und sich selbst als Lehrer und Muster öffentlich darstellen? Wahrlich, nicht blofs die Kritik, sondern das ganze Publicum kann gegen solche unverschämte Schulknaben nicht zu strenge verfahren. Wir würden hier abbrechen; um aber allen Schein von Ungerechtigkeit zu vermeiden, erwähnen wir noch, dass Hr. *S.* in seinem 3 Briefe auch einen Schulplan mitgetheilt habe. Dieser handelt 1) von Erkenntnissen und Fertigkeiten. Hier lernen wir denn, dass der Mensch aus Seele und Leib bestehe, und dass aus diesen der Geist hervorgehe; dass des Menschen Aussern und Thätigkeit dreyfach sey: die körper-seelische, die seelisch-körperliche und die ganz seelische, körperlose oder geistige Thätigkeit. Hierauf kramt Hr. *S.* seinen ganzen Vorrath von Gelehrsamkeit aus, wovon manche sonderbare Lehren ihm eigenthümlich anzugehören scheinen. 2) Von der Jugend, die in Fertigkeiten geübt werden soll. Unter dieser Rubrik kommt, nach des Vfs. Logik, ein armseliges Geschwätz über Sprache und fremde Sprache vor, woraus man zugleich abnehmen kann, wie viel Wissenschaft er seinem Freunde zutraut; denn er will nur das sagen, was Hr. *Sch.* nicht schon besser weifs, oder besser gehört hat. Dreymal ruft er bey dieser Gelegenheit der studirenden Jugend zu: Lernet ein Handwerk! wofür er unter anderen den Grund anführt: „Wer kann euch sicher stellen, dass die Verhältnisse und Umgebungen, in die ihr gelanget, dass die Stimmung der Zeit eure Geistesarbeiten wolle und auswäge gegen ihre Gaben und Erzeugungen!" — Möchte Hr. *S.* sich dieses doch selbst gesagt seyn lassen, ein Handwerk lernen und treiben, und die Geistesarbeiten Anderen überlassen, da die seinigen schwerlich, was auch die Zeit für eine Stimmung annehme, gewünscht und ausgewogen werden dürften! 3) Von Lehrern, oder was der Lehrer dem Schüler nütze. Hier äufsert Hr. *S.* sich sehr naiv: „Ich bitte dich sehr, sey mir nicht ungeduldig, dass ich so einseitig und unordentlich rede, denn sieh', von Lehrern weifs ich kein Wort, weder ein Bild aufzustellen, in dem wir die Art seines Benehmens sehen könnten, noch Regeln anzunehmen, nach denen er handeln sollte." Und doch hat er sich unterfangen, von Lehrern zu sprechen.

Endlich wird uns das Schema eines Schulplans für eine Schule von 3 Classen mitgetheilt. Was sich

hier erwarten lasse, wird man schon aus dem Vorigen abnehmen können. Doch zur Probe diene der Unterricht in der Naturgeschichte. „1 Cl. a) Im Winter Anschauung und Beschreibung der im Sommer gesammelten Mineralien. b) In den treibenden Jahresmonaten, was Zeit und Ort darbietet. c) So Zoologie. 2 Cl. Fortsetzung der Übungen in der ersten Classe. 3 Cl. Wie in den zwey vorhergehenden Classen.“ — Ist es nicht zum Erbarmen, wenn solche Schulknaben sich zu Reformatoren des Schul- und Erziehungs-Wesens aufwerfen? Aber man höre, wie Hr. *Sch.* diesen Plan gefunden hat. „Lieber *S.*, heisst es S. 95, ich habe deinen Schulplan gelesen und wieder gelesen, und kann ihn noch nicht satt werden; und doch fehlt mir dabey noch eins (der Leser ahnet wohl nicht, was an einem so trefflichen Schulplan noch fehlen könne?), ich sehe dich noch nicht in der Stadtschule wirken und leben.“ Also das fehlt noch dem Plan? — Dass doch die Stadt Wien so verblendet ist und den Werth dieses Plans und seines Verfassers gänzlich übersieht! Sie hätte doch die Lehrer aus ihren Stadtschulen wegjagen, und Hn. *S.* einen Platz einräumen, oder für ihn und seinen neuen Plan eine neue Schule erbauen sollen. Hr. *Sch.* giebt dies auch nicht undeutlich zu verstehen, indem er sich über „die unnatürlichen Verhältnisse der Welt“ beschwert, nach welchen solche Kraftmänner, wie er und *S.*, „ihr Treiben und Streben, statt in der That, nur in Worten auf dem Papier äussern und festhalten müssen, und dadurch niedergebeugt werden.“ Kann man wohl etwas Lächerlicheres lesen? Wer in aller Welt zwingt denn diese Herren, ihr Treiben und Streben auf dem Papier zu äussern? Und warum folgern sie daraus nicht, dass die Stimmung der Zeit ihre Geistesarbeiten nicht auswägen will, und dass es also für sie Zeit sey, ein Handwerk zu ergreifen? Aber freylich, was solche zur Vollendung des göttlichen Cirkels Berufene der studirenden Jugend aus dem entweihten Cirkel rathen, passt auf sie selbst nicht. Sie haben von sich eine andere Meinung, wie wir S. 98 sehen. „Schön aus der Natur der göttlichen Schöpfung, durch einen besonderen Genius geleitet, hast du entwickelt, was die Jugend zu ihrer Bildung bedarf, und wie ihr dieses gegeben werden soll. (Man erinnere sich z. B. der schönen von einem besonderen Genius geleiteten Entwickelung des Unterrichts in der Naturgeschichte!) Es erfodert aber einen Menschen, der es verdeutlicht durch die That (solche Thatmänner, wie die beiden Correspondenten), wenn es nicht als eine dem alten gleich und ähnliche Schulform erscheinen soll. Die Menschen können es im Allgemeinen nicht anders nehmen als sie sind; ihnen fehlt (—?) die Weihung, den Schulen fehlt sie ebenfalls (die armen Menschen und Schulen! Ist es nicht ewig Schade, dass Städte, wie Wien und München, die schöne Gelegenheit verabsäumt haben, ihren Schulen durch diese Geweihten eine Weihung geben zu lassen?), und so magst du auch selber einsehen, wie nichtig und schwach dieses Vortreffliche und Kräftige (d. i. der Schulplan Hn. *S's.*) in einer solchen Welt ist“ (die nämlich Männern, wie Hnn. *Sch.* u. *S.* nicht die Direction von Stadtschulen übertragen will).

Die beiden letzten Briefe enthalten Herzensergiessungen über die Recensionen der *schmidschen* Schrift. Wie bekannt, hatte der würdige *Schwarz* aus der Seele aller verständigen Männer ein kräftiges Wort zu dem jungen Mann gesprochen, den er für einen Verirrten hielt, und durch vernünftigen Rath auf den rechten Weg zurückzuführen wünschte. Wie schlecht er aber damit bey Hn. *Sch.* angekommen sey, ersehen wir aus einer beygefügten Note über die *schwarzische* Recension. *Schwarz* hatte (was auch früher Rec. Absicht war) Hn. *Sch.* wohlmeinend gerathen, eine Schule zu besuchen, sich Sprach- und wissenschaftliche Kenntnisse zu erwerben, und sich zu einem brauchbaren Mann auszubilden. Über diesen vernünftigen Rath, so wie über das ganze treffende Urtheil jenes würdigen Gelehrten, spöttelt der aufgeblähte Ignorant auf eine aberwitzige Weise, und charakterisirt sich dadurch zugleich als einen unheilbaren Egoisten. Auf gleiche Weise lässt Hr. *Sch.* sich über den Vf. der Schrift: *Auch Erfahrungen und Ansichten* u. s. w., aus, ja selbst über seine Vertheidiger, die, wie er hohnlächelnd bemerkt, ihn mit Öl salbend stärken wollen, aber weder zu seiner Hinrichtung, noch zu seiner Krönung berufen sind. Doch er selbst entblödet sich nicht, in der Nachrede die Hinrichtung und Krönung der Schulen vorzunehmen. Mit einer Krone in der Hand ruft er spöttisch allen Instituten zu, ob sie sich ohne Erröthen auch nur um einen Theil dieser Krone bewerben können. Da sich aber keines erhebt: „so hat ihn ein wunderbar zusammengeführtes Verhältniss berechtigt, seinem Vaterhause den Preis zu reichen,“ und demnach setzt er dem pestalozzischen Institut die Krone auf.

Wenn das pestalozzische Institut nicht über diese Krone erröthet: dann ist es derselben werth. Rec. glaubt wenigstens im Namen aller Schulen und Erziehungsanstalten versichern zu können, dass keine es weder um diese Krone noch um diesen krönenden Zögling beneiden wird. r. b.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, in Commission b. Schaumburg u. Comp.: *Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat auf das Jahr* 1811. Januar—December. 628 S. 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.)

Wir wollen die vorzüglichsten Abhandlungen dieser Zeitschrift, die eine blos belehrende Tendenz hat, und zunächst den Bewohnern Österreichs, im weitesten Sinne genommen, zum Nutzen herauskommt, nennen, und mit wenigen Anmerkungen begleiten. Das erste Heft beginnt mit der Frage: Welche nützliche und nöthige Anstalten sind der österreichischen Monarchie noch zu wünschen? Der ungenannte Vf. findet eine österreichisch-kaiserliche Akademie der Wissenschaften in jetziger Zeit dringend nothwendig und unentbehrlich, und macht einen Plan dazu. „Die ordentlichen Mitglieder und Associés der wiener Aka-

demie der Wiſſenſchaften ſollen, der Regel nach, Inländer, oder wenigſtens indigeniſirte unbeſcholtene Ausländer ſeyn.“ Verſuche, Erzeugniſſe des Auslandes durch inländiſche zu erſetzen. Man hat Proben mit Opium und Ahornzucker gemacht. Weiter folgen: Chronik der Bildungsanſtalten in den deutſchen, böhmiſchen und galiciſchen Provinzen. Mineralogiſche Bemerkungen über die karpathiſchen zipſer Alpen in Ungarn. Über Kunſt und deren Nothwendigkeit in Hinſicht auf Finanzweſen. Vorſchlag zu einem Muſeum heutiger Kunſt für die öſterr. Staaten. Rückerinnerungen an groſse und berühmte Männer Öſterreichs. Reiſe von Jaſſy nach Siebenbürgen im J. 1809. Skizze einer muſikaliſchen Bildungsanſtalt für die Hauptſtadt. Bevölkerung von Lemberg. Es enthält mit ſeinen Vorſtädten 43,522 Köpfe, worunter 200 Geiſtliche und 14,574 Juden. Bevölkerung Wiens im J. 1810. Sie beträgt 224,548 Menſchen, worunter 862 Geiſtliche. 6019 Handwerksmeiſter beſchäftigen 23,435 Geſellen, 6616 Lehrlinge und 24,710 Mädchen. Hunde ſind 20 bis 30,000. Erdbeben in der ſtuhlweiſſenburger Geſpannſchaft. Privat-Humanitäts-Geſellſchaft in Prag; beſonders auf Rettungen abgeſehen. Der projectirte ſzolnocker Canal ſoll die Theiſs mit der Donau verbinden. Die Bevölkerung von Öſterreich ob der Enns beträgt 433,247 Seelen. Zucker-Erzeugung aus Runkelrüben zu Horzowitz in Böhmen im J. 1800—1805. 127 Pfund Rohzucker gaben 23 Pf. 4 Loth Raffinat, 11 Pf. 5 Loth an feinem, 10 Pf. 4 Loth an grobem Melis und 47 Pf. 28 Loth Syrup. Öſterreich unter der Enns hat 1,048,263 Menſchen. Dem Orden der Mechitariſten, welches armeniſch-katholiſche Mönche ſind, hat der Kaiſer ein Capuzinerkloſter in Wien eingeräumt, ſo lange ſie dem Staate nicht zur Laſt fallen. Anekdote von Waldſtein (Wallenſtein), Herzog v. Friedland. Der Weg zum unſichtbaren Mädchen, mit der Zeichnung einer erklärenden Maſchinerie, von *Kinzel*. Das k. k. Waiſenhaus, wodurch ungefähr 13,000 Kinder ſeit dem Jahr 1742 gepflegt und unterſtützt worden ſind. Fortſchritte der Bienenzucht. 1810 waren in allen Grenzgeneralaten 107,226 Bienenſtöcke vorhanden. Über den Rujaſtrauch (*Rhus Cotinus L.*) im Bannat, vom Freyhn. *v. Jacquin*. Statiſtiſche Skizze der ſiebenbürgiſchen Militärgrenze. Überſicht der literariſchen Thätigkeit in Öſterreich während dem J. 1810. *Anthim Gazi's* griechiſcher Mercur. Der Metropolit *Ignatios*, geb. zu Lesbos, hat zu Bukureſcht, ein Lyceum geſtiftet, worin im Julius 1810 über 230 Studenten waren. Die gelehrte Geſellſchaft daſelbſt lag beſonders dem Archimandriten *Anthim* zu Wien an, die griechiſche gelehrte Zeitung herauszugeben. „Als in einer ihrer Verſammlungen ein Brief von *Anthimus* abgeleſen wurde, in welchem nur noch von 400 Piaſtern Druckkoſten, als dem noch einzigen Hinderniſſe der Erſcheinung derſelben, Erwähnung geſchah, griffen die Herren einmüthig in ihre Taſchen, und die 400 Piaſter waren beyſammen.“ Alle vierzehn Tage erſcheint ein Bogen, und die Geſellſchaft zu Bukureſcht ſendet jeder griechiſchen Schulanſtalt in Europa und Aſien ein Exemplar unentgeltlich zu. Glückliche Verſuche zur Erzeugung des Weinbeerkern-Öls. Nach der Berechnung kann Öſterreich jährlich 515,982 Pfund ſolches Öls aufbringen. Kartoffeln wachſen in finſtern Kellern. Einwohnerzahl des Königreichs Ungarn. Es enthält wahrſcheinlich 7,937,054 Seelen. Dr. *Heinrich* fabricirt Indigo aus Waid. Vorſchlag zum Anbau der vorzüglichſten Färbekräuter in den öſterreichiſchen Staaten; beſonders von Färberröthe und Saflor. Bevölkerung von Galicien, welches 3,309,813 Menſchen in ſich faſst. Hierunter ſind 4154 Geiſtliche und 168,255 Juden. Sitten und Gebräuche in einigen Theilen der zipſer Geſpannſchaft. Bevölkerung des noch öſterreichiſch gebliebenen Theils von Kärnthen. Er enthält 161,500 Seelen, worunter 424 Geiſtliche. Welche Maſsregeln könnte die Ackerbaugeſellſchaft in Kärnthen ergreifen, um nützlicher zu ſeyn? von *Sartori*. Der Geſundbrunnen zu Pirawarth, welcher „liederlich verwahrt“ wird. Bevölkerung von Steiermark. Es begreift 800,091 Menſchen, worunter 1343 Geiſtliche. Briefe des böhmiſchen Weltumſeglers *Thaddäus Hänke*. Aus Wien, Straſsburg, Madrid, Cadix, Montevideo, Buenos-Ayres, Lima, Acapulco, Mamilla, Cochabamba und Franceſco Xavier. Ertrag der Hausmiethen in Wien. Sie ſtanden 1777 auf 2,551,052, 1789 auf 2,897,275, 1804 auf 5,100,000, und 1810 auf 9,052,232 Gulden; dieſe zu 6 Procent angeſchlagen, würde der Werth aller Häuſer in Wien ſich auf 150 Millionen belaufen, wofür man es doch wohl ſchwerlich bauen könnte. Reiſe von Debrezin nach Ofen. Bergbau in Ungarn. Der Stephansthurm in Wien ward im J. 1359 angefangen und 1433 vollendet. Er iſt über 72 Klafter hoch, und jetzt mit einem Wetterableiter verſehen. Das allgemeine bürgerliche Geſetzbuch für die geſammten deutſchen Erbländer der öſterreichiſchen Monarchie. Es ſollte mit dem erſten Jan. 1812 zur Anwendung kommen. Beyträge zur ſiebenbürgiſchen Ethnographie; die das Land bewohnenden Zigeuner werden abgehandelt, der Aufſatz iſt noch nicht vollendet.

Man ſieht aus den angeführten Artikeln, wie reich und mannichfaltig dieſe Monatsſchrift iſt. Und doch hat Rec. lange nicht alle angeführt. Der Nekrolog iſt ein ſtehender Artikel, und enthält manche intereſſante Nachrichten von Männern, die dem Lande wichtig geweſen ſind. Unter den Miſcellen ſtechen beſonders die Tagesbegebenheiten hervor, bey deren Durchleſung man über die Menge Mordthaten, Einbrüche und Gaunereyen erſchrecken muſs, die in dem Kaiſerthume, namentlich in der Hauptſtadt, im Schwange gehen. Lauter unſelige Früchte des Krieges. Die deutſche Diction in dieſen Blättern iſt ſo rein, als Rec. je in einer vermiſchten Schrift aus Öſterreich gefunden hat. Einige der angezeigten Aufſätze, die ein allgemeineres Intereſſe geben, ſind ſchon in andere Journale übergegangen. Dahin rechnen wir: die Reiſe von Jaſſy nach Siebenbürgen, die Sitten und Gebräuche in den zipſer Geſpannſchaften, und einige andere. Von den Verfaſſern haben ſich wenige genannt.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 AUGUST, 1812.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN, b. Arnold: *Von der Vertheidigung fester Plätze.* Auf Befehl Sr. k. k. Majeſt. für den Unterricht der Zöglinge im Ingenieur-Corps angefertiget durch Mr. *Carnot*, ehemaligen Officier dieſes Corps und vormaligen Kriegsminiſter, Mitglied des Inſtit. de France und der Ehrenlegion. Aus dem Franz. überſetzt, mit Anmerk. und einem aus *Virgin*, *Montalembert*, *Andreas Böhm*, *Belidor*, *Bousmard*, *Mandar*, *Belair* und Anderen entlehnten Anhange vermehrt durch *R. v. L.* 1811. 431 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Zu einer Zeit, wo die Kriegskunſt in allen ihren Zweigen durch Studium und Erfahrung ſo mächtig gefördert worden iſt, ſcheint gerade der Feſtungskrieg keine, oder doch nur ſehr unbedeutende, Fortſchritte gemacht zu haben. Ohne nur einmal regelmäſsig belagert worden zu ſeyn, fielen die meiſten Feſtungen beynahe ohne allen Widerſtand. Der franzöſiſche Kaiſer trug daher dem aus den Zeiten der Revolution genugſam bekannten Vf. auf, eine Anweiſung zu entwerfen, durch welche Mittel die Feſtungen am beſten vertheidigt und eines langwierigen Widerſtandes fähig gemacht werden können. Hr. *C.* ſtellt zu dem Ende im *erſten Theile* den Grundſatz auf: „Jeder mit der Vertheidigung eines Platzes beauftragte Kriegsbeamte ſoll des Entſchluſſes ſeyn, lieber unterzugehen, als ſich zu ergeben.“ S. 5 wird eine Verordnung Ludwigs XIV angeführt, keine Feſtung zu übergeben, ſo lange nicht der Hauptwall eingeſchloſſen, und wenigſtens Ein Sturm ausgehalten worden; von S. 8 an folgt die Geſchichte der Belagerung von Hesdin 1637, und hierauf Auszüge aus *Vauban*, *de Ville*, *Cormontaigne* und dem Marſchall von Sachſen, welche die Pflichten und Verrichtungen des Commandanten einer belagerten Feſtung begreifen. Sehr wahr ſteht S. 14: „Der gröſsere Theil ſchlecht vertheidigter Feſtungen war es weniger durch den Mangel an Muth der Gouverneure, als weil ſie die Vertheidigung nicht gehörig verſtanden.“ Rec. fügt hinzu: und weil ſie nicht einmal Einſicht genug hatten, einen ihres Vertrauens würdigen Ingenieur oder Artilleriſten zu wählen, dem ſie unbedingt die Leitung alles deſſen überlaſſen konnten, was ſich nicht unmittelbar auf den Dienſt der Beſatzung bezieht, deſſen Detail gewöhnlich von ihrer Jugend an ihre einzige Beſchäftigung ausmachte. Nachdem der Vf. vor denjenigen Ereigniſſen gewarnt hat, welche die ſchnelle Übergabe einer Feſtung herbeyführen können, als Überfälle, Bombardements u. dgl.: ſo fährt er S. 36 fort: „Im Laufe des Revolutionskrieges bedienten wir uns oft der Drohung eines Bombardements, wenn es uns an wirklichen Mitteln gebrach. Das auffallendſte Beyſpiel von der Wirkung ſolcher Drohungen iſt das, welches uns die vier Plätze Valenciennes, Condé, Le Quesnoy und Landrecies wieder gewinnen lieſs, die uns durch die Feinde abgenommen worden waren. Als nach der am 8 Meſſidor des Jahrs 2 gewonnenen Schlacht bey Fleurus der Feind weit zurückgetrieben worden, ward auf der Stelle Anſtalt zur Einſchlieſsung der vier Plätze gemacht, durch deren Eroberung der Feind ſich eine Lücke gebrochen hatte; die von Landrecies und le Quesnoy wurden bald durch regelmäſsige Angriffe genommen, allein es blieben noch die ſchwierigſten und wichtigſten dahinten, Valenciennes, das der Feind völlig hergeſtellt und hinlänglich verſehen hatte, enthielt zumal eine ſtarke Garniſon und eine unermeſsliche Menge Geſchütz. Wir hatten unſererſeits nicht ein einziges Erfoderniſs zu einer regelmäſsigen Belagerung, kaum konnten wir die Einſchlieſsung durchſetzen, und das Material gebrach uns durchaus; indeſſen war es von der höchſten Wichtigkeit für uns, dieſe Plätze aufs ſchnellſte wieder zu nehmen, um mit den Truppen, welche die Einſchlieſsung bildeten, die active Armee zu verſtärken, welche dem Feinde die Spitze bot und die ſolcher Hülfe höchſt nöthig bedurfte. Unter dieſen Umſtänden entſchloſſen wir uns, die Garniſon aufzufodern, ſich uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben; unſere Drohungen waren um ſo heftiger, je weniger wir im Stande waren, etwas auszurichten. Dieſe Plätze ergaben ſich, die Beſatzungen wurden gefangen gemacht, die Frucht des ganzen Feldzuges, den der Feind verwandt hatte, ſie zu erobern, ging in einem Augenblick für ihn verloren, die Lücke war geſtopft, unſere Detaſchements ſtieſsen zur Armee, und wir hatten ſeit der Zeit über die coaliſirten Mächte ein Übergewicht, das ſich fortdauernd erhalten hat.“ Im V Cap. eifert der Vf. gegen alle Kleinmuth erregenden Reden in einer belagerten Feſtung. Der Fall der letzteren ward in den neueren, wie in den neueſten Zeiten, oft ohne zureichenden Grund dadurch herbeygeführt, daſs der Commandant nichts von der Vertheidigung verſtand, und den furchtſamen Inſinuationen ſeiner Untergeordneten ein günſtiges Ohr lieh. Hr. *C.* belegt das, was er über dieſen Gegenſtand ſagt, wie vorher, durch

lange Auszüge aus *Vauban, de Ville* u. A., die wohl mehr hätten ins Enge gezogen werden ſollen, mit Hinweiſung auf die erwähnten Schriftſteller. Mit Recht tadelt zugleich der Vf. im VI Cap. die von *Cormontaigne* zuerſt gegebene Berechnung des Moments und der relativen Stärke der Feſtungen, wo die Tapferkeit der Beſatzung und die Entſchloſſenheit des Commandanten nicht mit in Anſchlag gebracht werden können. „Se. Majeſt., fährt er fort, die bey ſo vielen Gelegenheiten gezeigt hat, daſs ſie die geheimen Triebfedern dieſer moraliſchen Kraft in Thätigkeit zu ſetzen weiſs, will, daſs von nun an Regel ſey, was bisher als Ausnahme gegolten: Sie geſtattet keine Berechnung, wo als zufällig aus der Acht gelaſſen wird, was die vorzüglichſte Kraft bewähren ſollte. Sie verwirft eine muthraubende Theorie, welche unaufhörlich einer tapferen Beſatzung den Augenblick der Übergabe vor Augen hält; Sie will, daſs jeder Vertheidiger von der einzigen Hoffnung zu ſiegen neubelebt werde: jede andere Berechnung iſt in ihren Augen ein Miſsbrauch der Wiſſenſchaft; und Se. Majeſt. hat mir ausdrücklich befohlen, eine ſolche Lehre zu widerlegen.“ Die eben erwähnte Berechnung ward von *Fourcroi*, Directeur des Fortifications, im Namen der Staabsofficiere des Ingenieur-Corps, in dem *Mémoires sur la fortificat. perpendic.* bekannt gemacht, einem Werke voll Irrthümer und falſcher Behauptungen, das der Vf. hier ſelbſt ein *ſchlechtes Werk* nennt, und deſſen Abſicht bloſs darauf ging, *Montalemberts* treffliche, obgleich hie und da zu weit ausgedehnte Ideen und Vorſchläge als nutzlos herabzuwürdigen. — Im VII Cap. folgen die Patente der Commandanten, das von Gent und Antwerpen, ſo wie die Urtheilsſprüche des Kriegsgerichts über den Gouverneur von Vlieſsingen, von Martinique und von Guiana, worunter vorzüglich der letztere durch das genaue Detail der geographiſchen Lage dieſer Beſitzung ſehr intereſſant iſt.

Der *zweyte Theil* beſchäftigt ſich mit den Mitteln, welche die Kunſt darbietet, Feſtungen aufs beſte zu vertheidigen, und giebt zunächſt eine Überſicht der Geſchichte ſolcher Städte, die entweder gar nicht, oder doch nur nach langwierigen Belagerungen erobert wurden, wie Syrakus, Veji, Tyrus, Lilybäum, Sagunt, Karthago, Numanz, Aleſia, Jeruſalem, Palmyra. Aus der ſpäteren Zeit finden ſich hier die Belagerungen von Paris im J. 885; Toulouſe im J. 1217; Henneton 1341; Calais 1346; Rennes 1357; Rheims 1359; Montarjes 1427; Orleans 1428; Compiegne 1432; Belgrad 1439 und 1455; Beauvais 1489; Mezieres 1520; Rhodus 1521; Marſeille 1524; Landrecis 1543; Metz 1552; Malta 1565; Tergoes 1572; Harlem 1573; Livorno 1574; Leyden 1574; Antwerpen 1584; Perenne 1586; Chateau Renaud 1589; Quilleboeuf 1592; Oſtende 1601; Montauban 1621; Rochelle 1627; St. Jean de Lone 1635; Dole 1636; Lerida 1647; Candia 1667; Grave 1674; Philippsburg 1676; Maſtricht 1676; Barcelona 1713; Genua 1800: wo jedoch Rec. ungern Port Mahon und Gibraltar vermiſst, die beide ſich in der Kriegsgeſchichte ſo vortheilhaft auszeichnen. Im II Cap. geht Hr. *C.* zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſes Werkes, zu der Vertheidigung der Feſtungen ſelbſt, über, und redet zuerſt von der Unterſuchung der letzteren in Hinſicht ihrer inneren Eigenſchaften, ſo wie ihrer äuſseren Beziehungen. Zu dieſem Ende giebt er einen 10 Seiten langen Auszug aus *Vaubans Angriff der Feſtungen* über die Wahl des ſchicklichſten Angriffspunctes. So viel Wahres dieſer auch enthält: ſo ſteht er doch keinesweges hier an ſeinem Orte, wo die Rede von der Vertheidigung, nicht aber vom Angriff der Feſtungen iſt. Zweckmäſsiger iſt das, was S. 265 ff. über den Nutzen der Kaſematten geſagt wird. Hier heiſst es: „Der wahre Gebrauch der bedeckten Feuer beſteht darin, ſie an Orte zu legen, wo ſie nicht direct beſchoſſen werden können, zum wenigſten nicht durch tief gelegene Batterieen. Es iſt einzig der Bomben- und Schleuder-Schüſſe wegen, daſs man ſie bedeckt, und nicht deſshalb, um lange Zeit gegen direct entgegengeſtellte Batterieen kämpfen zu können. Die erſte Bedingung, daſs (damit) bedeckte Feuer ihrem Endzweck entſprechen, iſt, daſs ſie dem Anblick vom Felde aus, wo ſie mit voller Ladung beſchoſſen werden könnten, gänzlich entzogen werden. Ihre Beſtimmung iſt ausſchlieſslich die nahe Vertheidigung, und wenn man ſich ihrer direct bedienen will, geſchehe es einzig, um das Etabliſſement des Feindes auf dem Werke ſelbſt zu hindern oder zu ſtören.“ Rec. behält ſich vor, an einem anderen Orte mehr über dieſen Gegenſtand zu ſagen, und zu zeigen, wie man ſich der Kaſematten auf eine, bis jetzt noch nicht gewöhnliche, ſehr wirkſame Weiſe zur Vertheidigung bedienen kann. S. 267 wird den aus ſtarkem Holz verfertigten Blendungen der Vorzug vor den Kaſematten zu Bedeckung des Geſchützes gegeben. Allein theils findet man nur ſelten zu dieſem Zweck taugliches Holz in hinreichender Menge; theils iſt dieſes Material ſelbſt zu vergänglich, als daſs es ganz den hier angegebenen Nutzen gewähren könnte. Beherzigung verdient, was Hr. *C.* über die vorläufige Unterſuchung einer zu vertheidigenden Feſtung ſagt. Die Vertheidigungsanſtalten ſelbſt aber im IV Cap. ſind aus *Struenſees* und *Bousmards* Werken genugſam bekannt. Mit Recht empfiehlt Hr. *C.*, dem angreifenden Feinde immer eine ſtärkere Macht entgegenzuſetzen, indem man ihm weicht, ſobald er mit Überlegenheit ankommt; jedoch nur, um unmittelbar darauf ſeine noch unvollendeten Logements ſelbſt mit Übermacht anzugreifen, ihn herauszuwerfen und ſie zu zerſtören. Geht hingegen der Feind nur langſam vor, um mit Sicherheit die angegriffene Fronte zu umfaſſen und nach und nach einzuengen: ſo ſoll man die Spitzen ſeiner Sappen mit dem dazu aufbewahrten Geſchütz beſchieſsen, und, wenn er ſie nur ſchwach beſetzt, um nicht zu viele Leute zu verlieren, ſie mit Kraft anſtellen, die Arbeiter tödten und ihre Arbeiten zerſtören. Sehr würden dieſe ununterbrochenen Anfälle der Belagerten auf die Arbeiten des Feindes durch eine unbekleidete Contreſcarpe begünſtigt, deren

flacher Ablauf gegen den Graben das Heraufsteigen in breiter Fronte gestattet, und die dem Belagerer durchaus keinen Vortheil bey Vertheidigung seines Couronnements gewährt. Ist endlich die Bresche dennoch zu Stande gekommen: so giebt es tausend Mittel, den Feind zu verhindern, sich darauf fest zu setzen, sobald man nur nicht versäumt hat, gleich von Eröffnung der Transchee an einen haltbaren Abschnitt anlegen zu lassen. Aus diesem soll man nach S. 304 mit Geschütz gegen das feindliche Logement feuern, und sich dabey vorzüglich der Granaten bedienen, oder auch, von der äuseren Böschung des Walles an, das ganze Werk mit 12 Fuss breiten Gräben durchschneiden, die 10 bis 24 Fuss von einander und senkrecht auf der Kehle stehen. Sie geben Gelegenheit, das Logement des Feindes theils durch kleine Detaschementer ohne Aufhören zu beunruhigen, theils durch hinein geworfene Granaten, oder durch kleine Minenkammern zu zerstören. Das folgende Cap. über die Vertheidigung gegen den Sturm ist aus *de Ville*, mit einigen unbedeutenden Zusätzen.

In einer besonderen Abhandlung stellt Hr. *C. eine neue Art* auf, die Festungen durch *Verticalfeuer* wirksamer zu vertheidigen, als es bisher geschehen. Nach Vollendung der dritten Parallele will er anstatt der Kanonen sich der Mörser bedienen, und zugleich die Musketiere unter einem Winkel von 45 Graden feuern lassen. Die zwölfzolligen Mörser sollen dabey anstatt der Bomben mit 600 achtlöthigen eisernen Kugeln geladen werden; und darauf gründet Hr. *C.* eine Berechnung, dass, wenn von 180 Kugeln nur Eine trifft, und aus 6 Mörsern 10 Tage lang täglich 100 Würfe geschehen, nach Verlauf dieser Zeit 20,000 Mann von der Belagerungsarmee getödtet und verwundet seyn werden. Rec. vermisst hier nur den einzigen Umstand, woher die zu diesem sogenannten *Verticalfeuer* erfoderliche Menge achtlöthiger Kartetschkugeln kommen soll, die sich bey den angeführten Prämissen auf nicht weniger als auf 3,600,000 beläuft. Wer Belagerungen beygewohnt hat, weiss, dass die Steinwürfe und selbst die Hebespiegelgranaten nicht sehr zu fürchten sind, und dass ihre Wirkungen bey weitem der Mühe und dem Aufwand ihrer Verfertigung nicht entsprechen. Man darf daher nicht ohne Grund an dem Erfolg dieses Mittels zweifeln, und der Vorschlag des Vfs. wird sich dahin beschränken müssen, dass es allerdings vortheilhaft ist, bey der Vertheidigung, wie beym Angriff, sich der Wurfgeschütze so viel als möglich zu bedienen, weil der Feind ungleich mehr Schwierigkeit findet, sich gegen sie zu schützen, als gegen das Kanonenfeuer.

Sehr richtig bemerkt der Übersetzer im Anhange, dass Hr. *C.* Unrecht hat, wenn er die geringe Dauer der neueren Belagerungen ganz allein aus der Vernachlässigung des Handgefechtes herleitet. Der Hauptgrund davon scheint vielmehr theils in der gewöhnlichen Schwäche der Besatzungen, theils in der Vernachlässigung der vorzüglichsten Vertheidigungsmittel zu liegen. Nachdem Gibraltar eine dreyjährige Belagerung durch seinen kräftigen Widerstand ausgehalten hatte: ward es durch den Angriff der schwimmenden Batterieen an den Rand seines Unterganges gebracht. Weniger durch die Wirkung der glühenden Kugeln, als durch die Missgunst der Spanier gegen d'Arcow und durch die daraus entspringenden zweckwidrigen Massregeln, gerettet, würde es diesem Angriff dennoch unterlegen haben, wenn er besser geleitet worden wäre. Vollkommen müssen wir dem Übers. beystimmen, wenn er sagt: „Die rühmlichsten Vertheidigungen sind unstreitig die, welche durch einen glücklichen Erfolg gekrönt werden; allein auch eine unglückliche Vertheidigung kann schön gewesen seyn. Nur solche, in denen das Streben nach Musterhaftigkeit (?) vermisst wird, und das Höchste, nach dem man trachtete, die Tendenz gewesen war, sich ausser Verantwortlichkeit zu setzen, diese dürfen nie und unter keiner Bedingung schön genannt werden. Eine schöne Vertheidigung setzt jederzeit das Daseyn von Originalität und Begeisterung voraus, es muss mehr als die Pflicht gethan worden seyn; Heroismus und Industrie müssen Ausserordentliches, nicht zu Erwartendes bewirkt haben. Eine Vertheidigung ist desto rühmlicher, je grössere Resultate, bey geringen Mitteln, in verzweifelten Lagen und bey grosser Kraft, Geschicklichkeit und Anstrengung des Belagerers, von den Belagerten erzeicht worden sind. Um solche Resultate zu erlangen, reicht eine methodisch passive Abwehrung, und langsames gemessenes Zurückweichen freylich nicht hin. Da dem Belagerer das allmähliche Vordringen in den wenigsten Fällen absolut und stetig verwehrt werden kann: so muss man seine Zuflucht zu einzelnen Gewaltthaten nehmen, die den vorgedrungenen Feind von Zeit zu Zeit zu Rückschritten nöthigen. Der Belagerte soll sich demnach, so oft es irgend thunlich ist, in die Offensive versetzen, und hiezu wird ihm in vielen Fällen das Handgemenge und die blanke Waffe (das schwerste Gewehr) unentbehrlich seyn. Die Besatzung soll zu dem Ende unaufhörlich bereit und aufgelegt zu diesem Handgemenge seyn, und der Commandant keine Gelegenheit verabsäumen, wo er sich desselben zu seinen Zwecken mit entschiedenem Vortheil bedienen kann. Allein wenn der Soldat das Leben gering achten, und jeden Augenblick, wo ihn seine Pflicht ruft, als den entscheidenden betrachten muss: so soll der Commandant hingegen über den Augenblick hinweg in die Zukunft schauen (?), die ganze Dauer der Belagerung in seinen Calcul ziehen, und wohl eingedenk seyn, dass das Leben des Soldaten das kostbarste ist, was er dem Feinde entgegensetzen kann, und es nur dann wagen, wenn ihm kein anderes Mittel zu Gebote steht, oder wenn es das wirksamste von allen ist, die angewendet werden konnten. Ein Hauptgrundsatz der Befestigungs- und Vertheidigungs-Kunst ist, den Feind so viel als möglich mit den Elementen, mit mechanischen

und leblosen Dingen kämpfen zu lassen; ihn auf der Bresche abschlagen, ist schön, ihn gar nicht zum Breschesschiessen kommen lassen, indessen noch besser; und wenn man den Feind völlig zu Grunde richten könnte, ohne selbst Einen Mann dabey einzubüssen: so wäre es wohl eine herrliche Sache um eine solche Vertheidigung!"

Hn. *Carnots* Vorschlag, Kartetschenkugeln in Bogen zu schiessen, ist nicht neu, er ist sogar im französischen Revolutionskriege ausgeführt worden, wo ein sächsischer Artillerie-Officier zwey hinter einem Gehölze stehende französische Haubitzen auf diese Weise zum Schweigen brachte. S. 347 wird die Unzuverlässigkeit der *carnotschen* Berechnung der Wirkung der aus den Mörsern geworfenen Kartetschenkugeln durch eine andere Berechnung gezeigt, aus welcher hervorgeht, dass in der angegebenen Zeit von 10 Tagen durch drey Millionen Kugeln auch wohl nur 2727 getroffen werden können, unter der Voraussetzung, dass die Belagerer sich durch keine Blendungen, Sturmdächer u. dgl. gegen die Wirkung der herunterfallenden Körper decken.

Von S. 348 an giebt der Übersetzer Auszüge aus *Böhms* Magaz. für Ingen. u. Artilleristen, Band XI; *Mandar architect. des forteresses*, über die Analyse befestigter Fronten, oder die Abschätzung ihres relativen Werthes in Rücksicht ihrer Vertheidigungsfähigkeit; und aus einigen sich auf den Minenkrieg und die Vertheidigung der Festungen beziehenden Werken von *Belidor*, *Bousmard*, *Virgin*, *Montalembert*, von welchen der letztere 49 Seiten enthält, und eine gute Darstellung das bey weitem nicht nach Verdienst bekannten Angular-Systems giebt.

Die Übersetzung ist im Ganzen gut; nur hat der Übersetzer sich bisweilen verleiten lassen, unrichtige Ausdrücke zu gebrauchen, oder solche Worte zu wählen, welchen man in der besseren deutschen Sprache durchaus nicht das Bürgerrecht zugestehen kann, eine *Entmuthung* S. 48; *eingekriegt* S. 276 für *aguerri*; der *Kanonenbereich* S. 279 für die Kanonenschussweite; *widerhaarig* S. 295; eine Unsumme S. 367; die Futtermauern *en décharge bauen*, für: sie mit hinten offenen Bogen auf die Widerlagen wölben S. 268. Die S. 12 aufgeführten *geschwefelten Reisbündel* heissen in der Kriegssprache *Pechfaschinen*, und die *Schwärmerfässer* sind *Sturmfässer*, die mit Pulver, geschmolzenem Zeuge und Granaten gefüllt, von der Bresche auf die Stürmenden hinunter gerollt werden. *Garde du Génie* S. 92 würde Rec. durch Festungsverwalter oder Zeugwärter übersetzt haben; S. 100 steht *Bohlenroste* für Bettungen; S. 329 werden die herumfliegenden Stücke der zersprungenen Bomben *Splitter*, und die *Minenkammern* (*forneaux*) stets Öfen genannt. Endlich heissen S. 402 die *höchsten Kopfbriesen* der Kanonen (*le bourrelet*) auf eine ganz ungewöhnliche Weise: der *Wulst*.

N. M. M.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Nürnberg*, b. Raspe: *Abendblätter der Liebe an Helene* von *Jacob Bischof*. Erstes Bändchen. 1808. 98 S. 8. (8 gr.) Um dieses kleine Buch kurz zu charakterisiren, bedarf es beynah nur einer näheren Erklärung des etwas mysteriösen Titels, welcher so viel sagen will als Blätter, am Abend jedes merkwürdigen Tages mit den Leiden und Freuden der Liebe bezeichnet, und Helenen, der Geliebten, geweiht. So überfliessend zärtlich und so säuberlich gewählt und geziert wie dieser Titel sind auch die elegischen Herzensergiessungen selbst, die am Schlusse ins Verzweifelnde übergehen. Folgendes Abendblatt mag das Urtheil bestätigen: „Wir standen am Scheidewege, unter der Trauerkiefer, die schauerig der Abendwind schüttelte. Rasch, wie immer bey'm Auseinandergehen, entriss ich den Busen, was heiss mir von Herzen auf's Blatt hinströmt, und drückt es dir hastig in die Hand. Unzählige Mal gabst du mir wieder den innigen Zuruf! Gut' Nacht, gut' Nacht! und immer liess ich deine Rechte nicht los. Noch etwas lag mir schwer auf dem Herzen. Es wollte nicht über die Lippen. Dein Auge ruhte voll Liebe auf mir. Einmal über das andere griff ich in's Westentäschchen, und immer zog ich die Finger wieder zurück, als berührten sie glühende Kohlen. Endlich, jäh' mich dir entwindend, mit einem Blicke voll Unruhe: so dünkte mich, eiltest du fort. Einige Secunden noch wankt' ich — unentschlossen —, dann stürzt' ich dir nach, ergriff hastig deine Hand, und noch ehe du wusstest, wie dir geschah, hatt' ich den Brautring dir an den Goldfinger gelegt . . . Mein erster Blick morgen fällt in die schwarze Gluth deiner Augen, mein zweyter auf deine Hortensiahand, ob sie auch der Minne Sinnbild schmücke. Wie Gold bewährt sich reine Liebe im Feuer der Prüfung und ewig ist ihr Sehnen: dahin deutet der goldene Perlenmund — des Haupthaars eingeflochtene Locke, dass ich dir freudig opfere jede Kraft und selbst das Leben. Die Worte, die ich in den Ring schnitt, soll meine Liebe dir so unauslöschlich tief in's Herz eingraben, wie sie in den meinigen stehen." Ha. Ha.

Leipzig, b. Hinrichs: *Alfons oder der natürliche Sohn* von der Frau *von Genlis*, bearbeitet von *Theodor Hell*. Zwey Bände mit 1 Kupfer, 1809. 265 u. 254 S. 8. (2 Rthlr.) Nicht unverdient hat dieser Roman der Fr. *v. G.* einen mehr als gewöhnlichen Beyfall gefunden, und Rec. stimmt mit in das allgemeine Urtheil ein, dass es das beste Werk der Verfasserin sey; nur darf „die Belagerung von Rochelle" dabey nicht zu viel zurückgesetzt werden. Mit seltener Treue hat die Vfn. die Welt ihres Romans in jedem Zuge dargestellt, und diese Welt unsern Erfahrungen so nahe gebracht, dass wir sie für die unsere halten möchten. Was in der kurzen Vorrede gegen den Tadel einer zu strengen und zu unduldsamen Moral, welche die Vfn. vortrage, gesagt wird, ist hinreichend zu beweisen, dass in diesen Tadel kein ächt moralischer Mensch einstimmen werde, und Fr. *v. G.* hat vollkommen recht, wenn sie sagt: „Wenn man von *Lesern* spricht, muss man bestimmt, streng, selbst hart seyn; ist aber die Rede von *Menschen*, so ist es Pflicht, nachsichtig zu urtheilen und Entschuldigungen für ihre Fehler zu suchen, sollten sie auch sehr schwer zu finden seyn." Der Übersetzung fehlt zwar hie und da die vollendende Feile; aber sie ist deshalb nicht rauh und unbehülflich. mh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 AUGUST, 1812.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

MÜNCHEN u. BURGHAUSEN, b. Fleischmann: *Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten, zur Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache.* Gesammelt von *Radlof.* 1811. XII u. 292 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Allen Freunden der Sprache war es gewiss sehr erfreulich, als die königl. baiersche Akademie der Wissenschaften zu München vor einigen Jahren einen ansehnlichen Preis für die beste deutsche Sprachlehre (oder richtiger, Lehre der deutschen Sprache) aussetzte. Es stand zu hoffen, dass dieser Preis, andere damit verbundene Vortheile und der dabey zu erlangende Ruhm einen Wetteifer der Besten erregen, und uns eine Sprachlehre verschaften würde, welche die Resultate scharfsinniger, tief in den Geist und in den ganzen Umfang der Sprache eingehender Forschungen enthielte, das viele Unrichtige, Unbestimmte und Schwankende in unseren (bis jetzt) besten Sprachlehren berichtigte und fest bestimmte, und endlich einmal streng vernünftige und ein in allen Theilen übereinstimmendes und vollkommenes Ganzes bildende Regeln der Sprache aufstellte, nach welchen sie richtig gelehrt und gelernt werden könnte. Aber leider ist diese Hoffnung getäuscht worden. Der Preisbewerber fanden sich nur wenige, und von diesen wenigen wurde keiner des Preises würdig befunden, ja die Preisaufgabe selbst wurde zurückgenommen, und es ist nun zu erwarten, ob und wenn wir auf andere Art eine Sprachlehre, wie wir sie nöthig haben, erhalten werden.

Willkommen müssen uns, bis dies geschieht, alle einzelnen Untersuchungen über Gegenstände der Sprache überhaupt und einer Sprachlehre insonderheit seyn, und so verdient auch der Vf. den Dank aller Sprachfreunde für die hier gelieferten Beyträge zu einer künftigen deutschen Sprachlehre. Dergleichen würde man unter dem gewählten Titel freylich nicht suchen, welcher dem Inhalte gemäss besser: Abhandlungen über Wohllaut, Umlaut und Kürze in den deutschen Sprachformen, mit besonderer Rücksicht auf die oberdeutsche Mundart, oder: Beyträge zu . . ., oder: Proben von einer künftigen Lehre der deutschen Sprache, lauten würde. Man sieht aber leider bald aus dem ganzen Geiste, in welchem die Schrift geschrieben ist, aus den starken unanständigen Ausfällen auf einzelne verdiente norddeutsche Gelehrte, und aus manchen anderen Umständen, dass jenen Titel auf eine nicht edle Art gewählt wurde, theils um Aufmerksamkeit zu erregen, besonders um die Mundarten des Südens von Deutschland ungebührlich zu erheben über die des Nordens, diese aber eben so ungebührlich hinabzusetzen, und damit einen kleinen Beytrag zu den ärgerlichen An- und Ausfällen der süddeutschen Gelehrten gegen die norddeutschen zu geben, und sich bey den Süddeutschen „einzufreundeln".

Dies Alles kann jedoch dem Werthe der Schrift keinen Eintrag thun, denn sie enthält schätzbare Abhandlungen über einige einzelne Theile der Sprachlehre. Man überzeugt sich bald, dass der Vf. sich mit Gegenständen dieser Art schon lange und vielfach beschäftigt, dass er viel gesammelt, dass er seinen Stoff wohl durchdacht hat. In der Darstellung fehlt es nicht an Deutlichkeit und an Bestimmtheit im Einzelnen; wohl aber wäre durchweg mehr Kürze in der Ausführung zu wünschen gewesen. Die Beyspiele sind unnöthig gehäuft, und oft ist weitschweifig auf ganzen Seiten etwas gesagt, was in wenigen Zeilen hätte gesagt werden können. In der gegenwärtigen Schrift ist dies jedoch zu übersehen, besonders wenn man annimmt, dass der Vf. von seinem Vorrathe an gesammeltem Stoffe einen Begriff habe geben wollen; sollte er aber künftig in Stand gesetzt werden, eine Sprachlehre herauszugeben, was zu wünschen wäre: so würde bey der nöthigen Deutlichkeit die höchste Bestimmtheit und Kürze anzuempfehlen seyn, damit das Werk nicht zu einer unbehülflichen Dicke anschwelle, und Verleger und Käufer davon abgeschreckt werden. Die Darlegung des Inhalts der Schrift möge nun zeigen, was man darin zu suchen, und wie ausführlich und umfassend der Vf. seinen Stoff behandelt habe. Aus unseren an jedem Orte beygefügten Bemerkungen aber wird hervorgehen, wo er auf eine oder die andere Art zu weit gegangen sey, wo er sich geirrt habe u. s. w.

In der Einleitung wird mit Recht *Adelungs* und seiner Nachtreter Bemühen getadelt, die meissnische Sprechart zur Schriftsprache zu machen, unsere *lebende* Sprache zu festigen, und sie, gleich einer ausgestorbenen, zu einer in ihre, überdies engen, Grenzen beschlossenen zu machen; mit Unrecht aber wird die niedersächsische „eine langs vergessene und versunkene Sprache" genannt. — Die Verständigen kommen darin überein: Alle Mundarten können und sollen die allgemeine oder Schrift-Sprache bereichern, und besondera, mag man hinzusetzen, kann dies die oberdeutsche, in welcher sich viele alte gute Formen mehr noch als in den anderen erhalten haben. Die

Schrift selbst zerfällt in zwey Abtheilungen. *Die erste* stellt „*die wohllautlich trefflichen Formen der Mundarten des Südens*“ auf. Vorher werden die Foderniſſe des Wohllauts angeführt, nämlich: I. „Eine im Ganzen gleiche Vertheilung der ſprachlichen Urſtoffe, nämlich der Mannlaute (Conſonanten) und der Weiblaute (Vocale),“ die aber in unſerer Sprache ganz verhaltwidrig iſt. II. „Eine glückliche Miſchung der verſchiedenen *Lauttöne* (Accente) eines edelen Redeſanges.“ Hiebey wird S. 13 zugegeben, „daſs in einigen Gegenden des Nordens die Tonwendungen, ja die ganze Melodie der Rede, den Geſetzen des Wohllautes weit gemäſser ſcheine (nur ſcheine?), als in den meiſten des Südens.“ III. „Eine Fülle von Volllauten. Nach dem über den Wohllaut Geſagten heiſst es S. 16 ganz richtig: „Diejenigen Formen und Geforme einer Mundart würden demnach, *unter ſonſt gleichen Verhältniſſen*, den Vorzug verdienen, welche den Foderungen des höheren Wohllautes am meiſten genügen.“ Doch iſt in dem Bisherigen noch gar nicht befriedigend dargethan, daſs dieſer Vorzug der oberdeutſchen Mundart ausſchlieſslich zukomme. S. 17 ff. handelt von dem „Vorwerthe der Volllaute,“ und der Vf. ſucht hier zu zeigen, daſs die volllautigen Wörter die fähigſten ſind, durch Umlaut und Veränderung in Kleinlaute und Halblaute eine bey weitem gröſsere Menge abgeleiteter Wörter zur Bezeichnung mannichfaltiger Begriffe und Nebenbegriffe zu geben, als die Wörter mit Klein- oder Halb-Lauten. Mehrere Wörter, beſonders *gut* und *ſchön*, werden auf eine weitläuftige Art als Beweiſe davon auf- und durchgeführt. Hierin aber iſt ſo viel theils Ungewöhnliches, theils Überflüſſiges, daſs, wenn man dergleichen anführen will, um jene Wörter mit ihren vielen Ableitungen „prangen und üppigen“ zu laſſen, man leicht noch einmal ſo viele davon ableiten und bilden kann. Z. B. von *gut* noch die Formen: 1) *gutig*, ein Gut, und *güterig*, Güter beſitzend; davon a) Gutigkeit, b) Güterigkeit, 2) Gutigen, Verb. a) das Gutigen, b) die Gutigung, c) der Gutiger. 3) *Gutlich*, Adj., ein wenig gut, dem Guten ähnlich (unterſchieden von gutlich, Adv.), mit ſeinen Ableitungen. 4) *Guteln*, Verb., mit ſeinen Ableitungen. 5) *Der Gutling*. 6) *Güteln*, Verb., mit ſeinen Ableitungen. 7) *Der Gütling*. 8) *Der Gutner*. 9) *Der Gütner*. 10) *Beſt*, mit ſeinen Ableitungen, als: Beſtheit, beſtlich, Beſtlichkeit u. ſ. w. — S. 26 ff. wird unter der Überſchrift *Umlaut* dem Volllaute, welcher ſich im Oberdeutſchen am beſten erhalten hat, mit Recht das Wort geredet, und zum Beſten der Sprache iſt es allerdings nöthig, die Geſetze des Umlautes aufzuſuchen und feſtzuſtellen. Dieſs verſucht der Vf. in den folgenden kleineren Abſchnitten:

I. „Eigennamen auf *a* und *o*.“ Die volllautigen Namen Amalia, Sophia u. ſ. w., Jena, Gera, Fulda, Salza u. ſ. w. werden, manche oft, manche gewöhnlich, in Amalie, Marie u. ſ. w., Jene, Gere u. ſ. w. (doch nur in der gemeinen oberſächſiſchen Sprechart) geändert. Dieſs ſollte nicht ſeyn, am wenigſten in der höheren Schreibart. Daſs hierin der Volllaut im Oberdeutſchen noch am meiſten beybehalten ſey, kann man dem Vf. leicht zugeben; aber nicht ſo wird man mit ihm übereinſtimmen, daſs Wörter, wie Summa, Caſſa, Maſſa, Inſul, Titul, Regul u. ſ. w., oder gar ſolche aus unſerer Sprache gänzlich zu verbannende Wörter, wie das Militär, ordinär, die Lectür u. ſ. w. ſchriftgewöhnlich gemacht werden möchten. II. „Umendung der Eigennamen auf *o* und *a*.“ Des Vfs. Meinung geht dahin, daſs man die fremden Eigennamen nach römiſcher und griechiſcher Art umenden ſoll; dieſs aber widerſpricht dem weiter unten (2 Abth. III) gegebenen Rathe, „daſs man die fremden Namen und Wörter beſchneiden und verſtümmeln ſolle, bis ſie deutſch werden. Allein, fällt es auch einen Augenblick auf, daſs man in Stellen, wie S. 34 angeführt ſind, Helena, Diana, Latona für den vierten Fall nehmen ſoll: ſo ergiebt ſich dieſs doch bald aus dem Zuſammenhange, und man wird lieber den Namen unverändert beybehalten, als mit dem Vf. Helena'n, Diana'n, Latona'n ſagen wollen. Überdieſs ſcheint Hr. *R.* ſelbſt hier noch nicht im Reinen zu ſeyn; denn er tadelt S. 36 auch den dritten Fall Lydien und die Mehrzahl die Kaſſandern, ſagt aber nicht, wie ſie richtiger lauten ſollen, ob Lydian, dann wäre ja kein Unterſchied zwiſchen dieſem dritten und dem oben angeführten vierten Falle, oder Lydiä, und ob die Kaſſandras oder Kaſſandrä.“ III. „Umlaut der ſubjectiven und der objectiven Verbe“ (Verba). Hier heiſst es: „Die einfachſten Verbe unterſcheiden ſich weſentlich, je nach der verſchiedenen Bedeutung, durch äuſserliche Form. Bedeuten ſie nämlich A) umſtandlich (ſubjectiv) entweder ein Seyn, ein Werden“ (dergleichen gewöhnlich neutra genannt werden): „dann bleiben ſie immer ohne Umlaut: kalten, laſten u. ſ. w. Oder bedeuten ſie ein Haben und Gebrauchen eines Auſsenſtandes (Objectes), nach welchem ſie benannt, von deſſen Namen ſie abgeleitet wurden: dann behalten ſie ebenfalls den Volllaut noch fort: ſtrahlen, funken, fuſsen, den Fuſs gebrauchen, harfen, die Harfe gebrauchen u. ſ. w. Sind ſie Grundwörter, d. h. ſolche, die nicht von anderen Wörtern kenntlich ſich ableiten: ſo formen ſie gewöhnlich ſich um nach der ſogenannten irregularen (richtiger erſten oder vollkommenen) Conjugation. B) Bezeichnen ſie aber ein Wirken auf einen Auſsenſtand“ (dergleichen gewöhnlich *activa* genannt werden): „ſo nehmen ſie faſt immer den Umlaut mit an: kälten, kalt machen, das Haar ſtrählen u. ſ. w. Die Grundverbe dieſer Art endigen meiſtlich ſich um nach der ſogenannten regularen (zweyten mangelhaften) (?) Conjugation.“ Dieſe Eintheilung der Ausſagewörter, wie ſie *Campe*, oder der Sagewörter, wie ſie *Junker* nennt, iſt im Weſentlichen die gewöhnliche; allein hier doch nichts weniger als ganz genau beſtimmt. Die zweyte Claſſe B bezeichnet richtig ein Wirken auf einen Auſsenſtand; aber iſt denn das Gebrauchen eines Auſsenſtandes oder auſserhalbigen Gegenſtandes, welches mehrere der zur erſten Claſſe A gerechneten bezeichnen, nicht eben auch ein Wirken auf einen Auſsenſtand, und heiſst z. B. Harfen nicht, eine Harfe erfaſſen und darauf ſpielen,

d. h. mit seinen Fingern auf die Saiten derselben einwirken? Und wie unpassend ist der Begriff des Habens und Gebrauchens bey Wörtern, wie strahlen, funken u. s. w.! Heifst denn, die Sonne strahlt (läfst Licht in Strahlen von sich ausgehen): sie *hat* Strahlen, etwa in sich oder an sich, oder sie *gebraucht* Strahlen als einen Aufsenstand, als ein Mittel, jenes Licht von sich ausgehen zu lassen? Wörter der Art, wie harfen, und solche, wie fufsen, gehen, laufen u. s. w., sind mit nichten umständlich, besser zustandlich (neutral); sie bezeichnen auch ein Wirken, nur nicht auf einen bestimmten äufseren, durch ein eigenes Wort genannten Gegenstand, sie sind mithin auch activa, aber eben weil kein Wirken auf einen solchen bestimmten Gegenstand angezeigt, und das Wirken auf ihn nicht übergeleitet wird, unüberleitende, *activa intransitiva*, und nur jene ein Wirken auf einen benannten Aufsenstand bezeichnenden Aussagewörter sind *activa* vorzugsweise, oder *activa transitiva*. Diese Eintheilung hat Rec. schon in Hn. *Campe's* Wörterbuche der deutschen Sprache angewendet, und es ist darüber Mehreres in der Vorrede zu jenem Werke gesagt worden. Der Volllaut, mit sogenannter unregelmäfsiger Umwandlung, und der Umlaut, mit sogenannter regelmäfsiger Umwandlung, dient in vielen Fällen, beide Hauptclassen von einander zu unterscheiden, und da, wo dieses geschieht, haben die zustandlichen und unüberleitenden den Volllaut, die überleitenden aber den Umlaut. Dieser nützliche Unterschied wird freylich bey weitem nicht genug beobachtet. Hr. *R.* giebt davon S. 43—45 Beyspiele. Er macht sich aber dabey einiger Unwahrheiten und Ungerechtigkeiten schuldig. S. 43 nämlich sagt er bey dürften, für durften: „In *Campe's* neuem Wörterbuche sind vom Anfange herein unter je zwölf Beyspielen dieser Art fast immer sechse (soll heifsen sechs) unrichtig," und doch sind dort beide Formen durften und dürften (dieses letzte nur nicht für durften machen) angeführt, und richtig ist das Beyspiel: es hat mich gedurftet. Die anderen Beyspiele sind angeführt, wie sie sich in den Schriften, woraus sie entlehnt sind, fanden. S. 45 heifst es: „Die lüderliche (liederliche) Aussprache jener (er meint die norddeutsche) Mundart, welche *äu* von *ei* nicht mehr unterscheiden könne u. s. w." Aber gerade in (wenigstens einigen) niederdeutschen Gegenden, z. B. im Braunschweigischen, wird *äu*, *eu* und *ei* so genau — fast übertrieben — unterschieden, als vielleicht sonst nirgends. Hienach möge man denn das Treffende der gesuchten Witzeley S. 46 beurtheilen: „Und wäre von taugen das alte *täugen*, tauglich machen, noch gängig, wäre von baufen ein *bäufen* gewöhnlich: wahrlich (!) sie würden in den *Teig* gerathen und diesen nur auf*beifsen* wollen." Überhaupt enthält dieser Abschnitt viel Überflüssiges, gar nicht zur Sache Gehörendes, wie z. B. den witzig seyn sollenden Ausfall auf „die feuernen Kraftmänner der Jetztwelt" S. 49 f., und der wesentliche Inhalt von S. 38—52 hätte sich mit den nöthigen Beyspielen füglich auf wenige Blätter zurückbringen lassen. Das Verzeichnifs „einiger oberdeutschen Verbe (als ob alten, bangen, blassen, dunkeln, durften, faulen, hallen, harten u. s. w., und äffen, ängsten, blänken u. s. w. *nur* oberdeutsch wären?), welche die Subjectivität durch Volllaut, und die Objectivität durch Umlaut bezeichnen," S. 53—78, ist einer Seits zur Erläuterung des Aufgestellten viel zu grofs, und hier in dieser Ausdehnung gar nicht an seinem Orte, anderer Seits aber ist es, wenn es einmal hier stehen und etwas Ganzes seyn sollte, viel zu mangelhaft, indem nicht einmal so allgewöhnliche Formen, wie fallen und fällen, hangen und hängen, rinnen und rennen, saugen und säugen, springen und sprengen, wallen und wällen, wiegen und wägen, besser wegen, (solcher wie stahen und stehen, wahen und wehen u. s. w. gar nicht zu gedenken, ungeachtet sie eher einen Platz darin finden konnten, als: „*dumpfen*, dumpf seyn (soll heifsen dumpfschallen), die schlaffe Saite dumpfet; *dümpfen* ist glaublich selten") angeführt sind; und doch verdienten diese eben so angeführt zu werden, wie krummen und krümmen, platzen und plätzen, prallen und prellen, quillen und quellen. Dazu kommen noch Unrichtigkeiten und Unbestimmtheiten. Wenn *affen* heifst Affe seyn, und *alten* alt seyn (werden), *äffen* aber zum Affen machen, *älten* alt machen: so wird freylich *ammen* auch bedeuten Amme seyn; aber *ämmen* — zur Amme machen? Hr. *R.* sagt S. 54: „Ein Kind ämmen." Wie konnte er diefs, ohne es zu berichtigen, dafs man so nicht sagen könne für: als Amme stillen, säugen? S. 60. „Gröfsen, gröfsern, grofs machen." Gröfsen heifst ja blofs grofs machen, und gröfsern gröfser machen. Wie aber sollte das zustandliche Wort für gröfser werden lauten, etwa *grofsern*? Allein man steigert grofs nicht grofser, sondern gröfser. S. 61. „Hälfen, beym Halfe nehmen," und „umhälfen Jemand," wird wohl mit Recht, wenn gleich gegen Hn. *R's.* Meinung, getadelt, denn Hälfen würde am natürlichsten heifsen mit einem Halfe (in eigentlicher und uneigentlicher Bedeutung) versehen, z. B. eine Flasche hälfen, ein Hemde hälfen, mit dem Halfe oder Halskragen versehen. Wozu S. 71 die Erklärung: „röften, roftig, roftartig machen," da man schwerlich eine Sache absichtlich roften machen wird? Es hätte die gewöhnliche Bedeutung angeführt werden sollen, am Feuer oder durch Feuer eine roftbraune Farbe bekommen machen und zugleich eine gewisse Zubereitung geben. S. 74 ist in den Worten: „es sturmet, für der Sturm gehet; auch eine Vestung" — kein Sinn. Nach S. 76 soll man mit Hn. *R.* sagen: mich träumt, so wie er auch sagen möchte: mich jämmert u. s. w. S. 75 heifst es: man könnte nach dem Beyspiel der vorangeführten Doppelformen auch unterscheiden schollen und schöllen (schellen), schwingen und schwengen (schwenken), schaumen und schäumen, schlupfen und schlüpfen, schwinden und schwenden, saften und säften, sauern und säuern, sommern und sömmern, spuren und spüren, stromen und strömen, stumpfen und stümpfen u. s. w., welche Formen aber leider *nicht* „in der vielverbildeten und vielbeumlau-

teten Schrift" (Schriftsprache) gefunden würden. Und doch finden sich alle diese Doppelformen in der Schriftsprache, oder sind doch wenigstens, wie die meisten anderen, von dem Vf. des von Hn. *Campe* herausgegebenen Wörterbuches der deutschen Sprache richtig unterschieden und aufgeführt worden. Übrigens folgt aus alle dem, was hier über die Doppelformen gesagt ist, nichts zum besonderen Vortheil der Süddeutschen. Weder diese noch die Norddeutschen haben sie alle; und haben jene von diesen Doppelformen mehr der volllautigen: so haben sie viele der umlautigen nicht, welche die Norddeutschen in grösserer Menge haben, womit diese also vor jenen die überleitende Bedeutung der Aussagewörter richtiger bezeichnen können. IV. „Umlaut der Sachwörter *niss*" (auf *niss*). Von Wörtern dieser Art bekommen viele unrichtig den Umlaut, im Süden wie im Norden. Man sagt z. B. Bewandtniss und Verwandtniss, und doch Bekenntniss (Bekänntniss) und Vermächtniss. Diese falsche Beumlautung hindere die Unterscheidung des zustandlichen und überleitenden Begriffs in diesen Wörtern, so dass man nicht unterscheiden könne, z. B. Saumniss und Säumniss, Faulniss und Fäulniss. — Diese Unterscheidung möchte aber wohl nur in wenigen Fällen anwendbar seyn, und sollten diejenigen, welche etwas von überleitender Bedeutung haben, den Umlaut bekommen: so *muss* man ja Vermächtniss, Versäumniss u. s. w. sagen, weil diese bedeuten, ein Ding, welches vermacht wird oder ist, ein Ding, welches versäumet, obgleich Hr. *R.* auch hier Vermachtniss, Versaumniss gesagt haben will. V. „Umlaut der zeitwortlichen Personennamen auf *er*." Dergleichen Wörter sind im Norden besonders häufig mit Unrecht beumlautet, und hier ist Verbannung des unrichtigen Umlautes vorzüglich wichtig, um Ableitungen von zustandlichen und unüberleitenden Aussagewörtern ohne Umlaut einer Seits, und von überleitenden mit dem Umlaute anderer Seits unterscheiden zu können. Man unterscheide also Laufer und Läufer, Saufer und Säufer, Schlafer und Schläfer u. s. w., und gebrauche nicht für beiderley Bedeutungen eine und dieselbe Form Läufer, Säufer, Schläfer u. s. w. VI. „Umlaut der Ortnernamen auf *er*." Hier ist der Umlaut zwecklos und unrichtig, weil dadurch die wahre Gestalt der Eigennamen verdunkelt oder unsicher gemacht wird. Man sagt richtig der Frankfurter, Breslauer, Badener, Elsasser u. s. w.; aber unrichtig Darmstädter, Schnepfenthäler, Märker, Holländer u. s. w. Doch fehlt gegen diese Regel Hr. *R.* selbst, indem er S. 42 *Aengländer* (doppelt falsch, indem es entweder Englander oder Ang(el)lander heissen muss) schreibt. VII. „Umlaut der Sachwörter auf *ey* und *erey*." „Von mehrheitlichen Seynswörtern" nehmen sie den Umlaut als Zeichen der Mehrheit (in vielen Fällen) mit herüber, also *Länderey*, *Möncherey*. „Stammen sie aber von einzahlichen Seynswörtern ab — und sollen sie nur den Begriff Einzahl mit ausdrücken": so bleiben sie ohne Umlaut, als Amtey, Propstey, Gartnerey. Hier bleibt aber ungewiss, ob Gartnerey oder Gärtnerey unrichtig sey. Ist die Mehrzahl von Gartner Gärtner: so ist Gärtnerey so richtig als Möncherey. „Stammen sie ab von Personennamen auf *er*: so richten sie sich in Ansehung des Umlautes ganz nach diesen," als Druckerey, Jägerey u. s. w, S. 99 ist bemerkt, dass man mit Unterscheidung Backerey, Klatscherey, Packerey, Rauberey u. s. w., und Bäckerey, Klätscherey, Päckerey und Räuberey u. s. w. sagt; aber es ist nichts Befriedigendes darüber beygebracht, wie diese unterschiedenen Formen mit den Ableitungen von zustandlichen und thatlichen Aussagewörtern zusammenspielen oder gegen einander stossen. VIII. „Umlaut der Seynswörter auf *inn*." Nach Hn. *R.* sollten die Gemeinnamen, welche von männlichen mittels der Endsylbe *inn* sich ableiten, alle den Umlaut bekommen, z. B. Häsinn, Hündinn, Gräfinn u. s. w., alle weiblichen Gemeinnamen dagegen, neu abgeleitet von solchen Mannsnamen, die von Handlungswörtern mit *er* gebildet werden, ohne Umlaut bleiben, z. B. Vorsagerinn, Kundschafterinn. Bey der ersten Regel aber würde es an Ausnahmen nicht fehlen, indem man sich wohl kaum entschliessen möchte, von der üblichen Form Bothinn, Mohrinn, Herzoginn, Holdinn, Unholdinn, Sachsinn, Westfalinn (warum schreibt Hr. *R.* Westphälinn?), Schwabinn u. s. w. abzugehen, und mit Hn. *R.* Böthinn, Möhrinn, Herzöginn, Höldinn, Sächsinn u. s. w. zu sagen. Die zweyte Regel ist *ebenfalls* näher dahin zu bestimmen, dass dieselbe Unterscheidung des Begriffs in den Wörtern auf — *n*, durch Volllaut und Umlaut bey den mit — *inn* davon abgeleiteten Statt finden müsse, z. B. Sauferinn und Säuferin, Schlaferinn und Schläferinn u. s. w. IX. „Umlaut entsinnlichter Seynswörter." Alle diese bekommen den Umlaut, wenn die Wörter, wovon sie abgeleitet sind, den Volllaut haben, als Blösse, Genüge, Grösse, Härte, Kälte u. s. w. Es ist weiter nicht übel zu nennen, dass die von heiter, tief, süs und mehr dergleichen abgeleiteten Wörter keinen Umlaut bekommen können, da die Heitere, Finstere, Tiefe, Süse u. s. w. schon hinlänglich durch das End-*e* und den Artikel unterschieden sind. Wir bedürfen daher Hn. *R's.* Vorschlag nicht, entweder mit den Oberschwaben Kühli, Tiefi u. s. w., oder gar mit den Franken, Österreichern und Baiern die Tiefen, Süsen u. s. w., und vollends mit den Schweizern die Tiefne, Süsne u. s. w. zu sagen. Übrigens ist unsere Schrift-, und besonders die Dichter-Sprache reich an solchen Ableitungen, und die oberdeutsche Mundart besitzt davon ausser den schon gebräuchlichen wohl nur wenige, die noch nicht bekannt und gebraucht wären.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

BESONDERE ABDRÜCKE.

München, b. Lentner: *J. M. Sailers Anleitung für angehende Beichtväter und Krankenfreunde.* 1812. 198 S. 8. (16 gr.)

Aus dem zweyten und dritten Theile der *sailerschen* neu bearbeiteten Pastoraltheologie besonders abgedruckt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 AUGUST, 1812.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

München u. Burghausen, b. Fleischmann: *Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten, zur Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache.* Gesammelt von *Radlof* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

IX. „Umlaut der Seynswörter auf *schaft*." Diese bleiben in der Regel ohne Umlaut. Zuweilen kann man aber beumlautete und unbeumlautete unterscheiden, z. B. *Vaterschaft*, Stand, Verhältniss eines Vaters, und *Väterschaft*, die sämmtlichen Väter, wo dann die beumlauteten von der beumlauteten Mehrzahl ihrer Stammwörter gebildet sind. X (im Buche unrichtig XI). „Umlaut der Sachwörter auf *ling*." In der Schriftsprache, wie in der Sprache des gemeinen Lebens (Oberdeutschland grossentheils ausgenommen), werden diese Gebilde beumlautet, um sie als abgeleitete noch mehr, besonders aber verkleinelnd, zu bezeichnen. Wäre es möglich, die Beumlautung nur auf die von überleitenden Aussagewörtern abgeleiteten zu beschränken: so könnten dadurch diese von den übrigen von zustandlichen und unüberleitenden Aussagewörtern abgeleiteten unterschieden werden, und man hätte dann Kaltling, Frostling u. s. w., eine Person, welche kalt, frostig ist, sich so bezeigt u. s. w., und Kältling, Fröstling u. s. w., eine Person, welche kältet, fröstet, oder Kälte, Frost verbreitet u. s. w. Hier hätte auch von dem Umlaut der Sachwörter auf *ler* etwas gesagt, und dies nicht in einen ganz anderen Theil der Schrift, auf S. 254, hin verworfen werden sollen. Es konnte dies mit XI (im Buche unrichtig XII), „Umlaut der Deminutiva," füglich verbunden werden. Die Verkleinungen der Gemeinnamen, wie auch die verkleinelnden Aussagewörter, bekommen den Umlaut mit Recht, um dadurch etwas Kleines, Minderes, oft auch Verächtliches zu bezeichnen, also Männchen, Blättchen, klügeln, zärteln u. s. w. Allein Hr. *R.* wünscht bey den verkleinelnden Aussagewörtern dieselbe Unterscheidung in Absicht auf Volllaut und Umlaut, wie bey einfachen, wovon sie abgeleitet sind, damit man ein *grobeln* und *gröbeln*, *bangeln* und *bängeln*, *laufeln* und *läufeln* u. s. w. habe. Mit dem Umlaute der Wörter auf *ler* würde es sich nun eben so verhalten müssen, und man hätte nach Hn. *R.* einen *Grobler* und *Gröbler*, *Bangeler* und *Bängeler*, *Laufeler* und *Läufeler* u. s. w. (S. 110 u. 254). Von dem Umlaut der Veröfterungs- und Verstärkungs-Wörter und den davon abgeleiteten — bey welchen allen dasselbe zu beobachten ist, was bey den einfachen beobachtet wird — schweigt Hr. *R.* Auch hätte hier, oder schon nach Abschnitt VI, das Nöthige über den Umlaut der Wörter auf *ner* folgen sollen; allein es gefiel dem Vf., gegen Ordnung und Zusammenhang erst S. 246 f. Einiges darüber zu sagen. Wörter dieser Art sollten den Umlaut nicht bekommen, ausser wenn sie von beumlauteten Wörtern abgeleitet sind. Auch wird ein Theil derselben weder von den Norddeutschen, noch in der Schriftsprache beumlautet, und man spricht im Niederdeutschen meist, wenn nicht überall, Schaffner, Schlosser u. s. w., so wie man Bogener, Harfner, Klausner, Schuldner u. s. w. sagt. Ob man sich aber entschliessen wird, wie man sollte, Gartner, Kammerer, Thurmer, Todtengraber u. s. w. allgemein zu sagen und zu schreiben, steht zu erwarten. XII (unr. XIII). „Umlaut der Angehörswörter auf *ig*." Diese Wörter bekommen oft den Umlaut unrichtiger oder unnöthiger Weise, z. B. wenn der bezielten Sache oder Person etwas nur Ein Mal zukommt, wenn sie nur ein einziges Ding einer Art hat, z. B. ein bartiger, ein dickkopfiger Mensch; ferner, wenn diese Adj. sich mit Zahlwörtern untrennbar verbinden, welche bereits eine Einzahl oder Mehrzahl angeben, also ein-, zwey-, vielhauptig, vielastiges Gezweig u. s. w. In Beyspielen, wie S. 114, weitbäuchige Kufen, langhälsige Gänse, weisshäuptige Wogen, konnte nicht nur füglich — wie Hr. *R.* meint — auch weitbauchig, langhalsig, weisshauptig stehen, sondern es muss auch so heissen, weil jene Ausdrücke sagen würden: Kufen, deren jede weite Bäuche, Gänse, deren jede lange Hälse, Wogen, deren jede weisse Häupter hat. Und wie konnte sich Hr. *R.* S. 117 darüber wundern, dass die Dichter „seit *Langem*" (womit will er diese Form, deren er sich auch S. 1 u. 288 bediente, vertheidigen?) nur sagen drey*masligs* Schiffe, viel*strahlige* Sterne, drey*kantige* Flächen, sieben*zackig*, viel*gestaltig*, viel*namig* u. s. w.? Wie sollten sie denn anders sagen (doch nicht drey*mästig*, viel*strählig*, drey*käntig* u. s. w.?), da ja die Mehrzahl Masten, Strahlen, Kanten u. s. w. ganz richtig lautet? Eben so verhält es sich auch mit armig, farbig, formig, spaltig und vielen anderen. Wo man von der Mehrzahl nicht richtig ableitete, da fehlte man. Übrigens hat der Vf. gar nicht befriedigend dargethan, dass es besser sey, die Adj., welche das, was das Stammwort bezeichnet, als in der Mehrzahl enthaltend bedeuten, ohne Umlaut zu gebrauchen, also besser, der drey*kopfige* Höllenhund (doch

lieſet man S. 116 von einem *ſiebenköpfigen* Höllenhunde) anſtatt *dreyköpfige*, der hundert*handige* Briareus für hundert*händige* zu ſagen. Ohne groſse Ordnung und ſtrengen Zuſammenhang wird S. 117 vom Umlaut der Angehörswörter auf *ig*, unter der Aufſchrift: *Fortſetzung*, fortgefahren, und geſagt, daſs die von entſinnlichten Sachwörtern abgeleiteten Adj. ohne Umlaut waren, und es zum Theil in Oberdeutſchland noch ſind, z. B. machtig, kunſtig, gnadig u. ſ. w. Nach S. 120 ſoll der Umlaut bey vielen Wörtern dieſer Art von der Mehrzahl herkommen, von welcher man ſie abgeleitet habe, z. B. künſtig von Künſte, mächtig von Mächte u. ſ. w. Nach S. 125 wurden und werden im Oberd. Adj. auf *ig*, von Verben ſtammend, eigentlich nur dann beumlautet, wenn die Verbe es ſind. Dieſes möchte Hr. *R.* als Regel aufſtellen, damit man von hangen, durſten, nutzen u. ſ. w. hangig, durſtig, nutzig u. ſ. w., von hängen, dürſten, nützen u. ſ. w. aber hängig, dürſtig, nützig u. ſ. w. ableiten könne. Allein was zur Empfehlung der Unterſcheidung dieſer Formen geſagt wird, iſt nicht deutlich und überzeugend. XIII (unr. XIV). „Umlaut der Angehörswörter auf *iſch*.“ Im Ganzen befriedigend, aber von Willkührlichkeiten und Widerſprüchen nicht frey. Den Umlaut ſollen von Gemeinnamen abgeleitete Adj. auf *iſch* erhalten, wenn das davon Ausgeſagte als der ganzen Claſſe zukommend bezeichnet wird, z. B. äffiſch, füchſiſch, wölfiſch, ſcläviſch (S. 132) u. ſ. w., wo man aber eben ſo gut affiſch, fuchſiſch, wolfiſch, ſclaviſch (und dieſs gewöhnlich) u. ſ. w. ſagen kann, denn was Einem Affen, Fuchſe, Wolfe, Sclaven u. ſ. w. *als ſolchem* zukommt, kommt auch allen zu. S. 130 wird *ſächſiſch*, *ſchwäbiſch*, *fränkiſch* als dem ganzen Volke (?) etwas zuſchreibend (eidgenöſſiſch und bundsgenöſſiſch werden S. 131 auch unter *Volksnamen* angeführt) für richtig erklärt, S. 135 aber *tyroliſch*, *ungariſch* u. ſ. w., welche doch nach jener Regel tyröliſch, ungäriſch lauten müſsten. S. 136 wird die regelloſe Unſtätigkeit im Geben und Nehmen des Umlautes mit Recht getadelt, auch die Form hollandiſch, niederlandiſch, maylandiſch u. ſ. w. für die richtige erklärt, und doch ſündigt Hr. *R.* gegen ſeine eigene Regel, indem er z. B. S. 93, 96, 101, 107 holländiſch, und S. 93 däniſch ſchrieb. S. 132 heiſst es ſehr undeutlich und ſonderbar, die Adj. von zeitwortlichen Perſonenwörtern auf *er* „behalten durchaus den Grundlaut des Vocales,“ für: denſelben Grundlaut oder Vocal, z. B. bildhaueriſche Werke, maleriſche Schönheiten, wofür man aber nach Hn. *R's.* Vorſchlage S. 208 bildhauiſche und maliſche ſagen müſste. Die Unterſcheidung der von Ausſagewörtern abgeleiteten Adj. auf *iſch* iſt, wenigſtens in vielen Fällen, befolgenswerth, z. B. die Unterſcheidung von anhangiſch und anhängiſch, laufiſch und läufiſch u. ſ. w. XIV (unr. XV). „Umlaut der Angehörswörter auf *lich*.“ Dieſe am richtigſten auch ohne Umlaut. Daſs der Umlaut in verminderlicher (?) Bedeutung noch um einen Grad mindere, iſt wohl nur eine Grille, denn der Sprachgebrauch kennt z. B. gar kein läulich, ſondern laulich iſt ihm hinreichend, den Begriff ein wenig lau zu bezeichnen. In Anſehung des Lautes der Adj. auf *lich* mit Zeitbeſtimmung wäre eine Unterſcheidung der beumlauteten von den nicht beumlauteten zwar nicht ungut; aber die Erklärung, warum die, welche eine jedesmalige Wiederkehr in der beſtimmten Zeit bezeichnen, den Umlaut bekommen müſſen, taugt wenig. Denn wenn ſich *täglich* auch von dem oberdeutſchen Täge, und *nächtlich* von der Mehrzahl Nächte ableiten läſst: ſo ſagen wir doch nie Jähre, Wöchen, Stünden u. ſ. w., von welchen ſich jährlich, wöchentlich (beſſer wochlich), ſtündlich ableiten lieſse. Nachtlich, taglich u. ſ. w. hieſse dann bey ſolcher Unterſcheidung bloſs in der Nacht, bey Nacht, bey Tage geſchehend. Auch hier fehlt Hr. *R.* in demſelben Augenblicke, da er von dieſer Regel ſpricht, gegen dieſelbe, indem er S. 146 alltagliche für alltägliche Sprache ſagt. Die S. 146. 7 angerathene Unterſcheidung der Adj. auf *lich*, von Ausſagewörtern gebildet, nach Unterſchied derſelben als überleitenden und nicht überleitenden, iſt zweckmäſsig; nur unterſcheidet ſie Hr. *R.* ſelbſt nicht durchweg richtig und deutlich. *Fuglich*, *gewohnlich*, *nutzlich* wäre fugend, einen Fug habend, in Gewohnheit ſeyend, eine Gewohnheit ſeyend, einen Nutzen habend oder gewährend u. ſ. w.; *füglich*, *gewöhnlich*, *nützlich* aber gefügt, gewöhnt, genützt werden könnend. So auch untroſtlich, gebrauchlich u. ſ. w., ohne Troſt, in Gebrauch ſeyend; untröſtlich, gebräuchlich aber nicht getröſtet, gebraucht werden könnend. Bey den von Gemeinnamen abgeleiteten Adj. auf *lich* gilt daſſelbe, was bey eben ſolchen Adj. auf *iſch* gilt, daſs ſie mit dem Umlaute nicht bezeichnen *müſſen*, was der Mehrheit oder der ganzen Claſſe zukommt. Übrigens iſt dieſer ganze Abſchnitt ſehr nachläſſig geordnet, ſo wie hier folgt: XV (XIV) 1). 2). C. D. 3). A. B, und ein zweytes C wird noch in dem Druckfehlerverzeichniſſe als hinweggelaſſen angezeigt, welches in der *oberdeutſchen Literaturzeitung nacherſcheinen* ſoll, eine ſonderbare Art, dem Käufer und Leſer das Weggelaſſene nachzuliefern. Auſser dieſer Nachgeburt in der gedachten Zeitung, welche mit dem verfloſſenen Jahre ihren Abtritt genommen haben ſoll, wird in demſelben Druckfehlerverzeichniſſe auch noch eine fehlende Note zum Text S. 190 verſprochen, dagegen ſich S. 267 eine Note ohne Text vorfindet. XV (unr. XVI). „Umlaut der Angehörswörter auf *en*.“ Dieſe werden am beſten ohne Umlaut gebildet. Ob die Dichter die *maleriſchen* Ausdrücke: *kothene* Mauern, *feuerne* Ströme, *roſene* Wangen und *waſſerne* Berge von Hn. *R.* annehmenswürdig finden werden, mögen ſie ſelbſt entſcheiden. XVI (unr. XVII). „Umlaut der Angehörswörter auf *icht*.“ Sie entbehren des Umlautes immer, wenn das Grundwort ohne Umlaut iſt. XVII (unr. XVIII). „Umlaut der zuſammengeſetzten Angehörswörter und der beywörtlichen Participe.“ Hier wird mit Recht die groſse Willkühr der Sprechenden und Schreibenden getadelt. Wie aber Hr. *R.*, nach der zweckmäſsigen (und im Einzelnen wenigſtens längſt

beobachteten) Scheidung der — wie er sie nennt — subjectiven und objectiven Verbe, den Tadel von Wörtern, wie wohlgebrüstet und langgeschwänzet rechtfertigen will, sehen wir nicht. Nach ihm würden wir, da er wohlgebrüstet u. s. w. sagen will, ausser dem (subjectiven) brusten und schwanzen, noch ein zweytes (objectives) brusten, schwanzen u. s. w., mit *einer* Brust, mit *einem* Schwanze versehen, bekommen, und ausser diesen hätten wir dann noch *brüsten*, mit Brüsten versehen, *schwänzen*, mit Schwänzen versehen. Den Umlaut, als Zeichen der Mehrzahl, sollen nach ihm solche Wörter bekommen, wenn man wirklich in ihnen eine Mehrfachheit des Genannten bezeichnen will, also: *früchte*beladene (obgleich eben so gut *frucht*beladene, vom Sammelworte Frucht, gesagt werden kann), *blüthen*beschneyete Büsche u. s. w.; aber auch purpur*bemäntelte* Mönchlein und gold*besäumte* (man weiss nicht, soll es so oder gelbbesäumte heissen, denn im Buche steht geldbesäumte) Wolken, welche in dieser Verbindung von Beyspielen bezeichnen würden und müssten: Mönchlein, deren jedes Purpurmäntel trägt, Wolken, deren jede mit mehreren goldenen Säumen versehen ist. Und dann wäre ein purpur*bemäntelter* Mönch dennoch gedenkbar, und purpur*bemantelte* Mönche richtig. Nach dieser Verbindung wäre in den Beyspielen die gros*geaugte* Sonne, die weis*gearmte* Mora, geaugt und gearmt in der Mehrzahl zu verstehen; wie würde man dann aber den Begriff der Einzahl unterscheidend bezeichnen? Hr. *A.* befindet sich hier noch in einem ziemlichen Wirrwarr. Dazu vergleiche man oben XIII. — XVIII (unr. XIX und überdiess unrichtig gestellt). „Umlaut und Volllaut der Redetheilchen." Wird durch dieselben „schon erreichtes Ziel eines Geschehenden oder die Vergangenheit (Praeteritum) derselben, auch des Raumes und der Zeit" ausgedruckt: so bekommen sie den Volllaut oder „sonst einen ruhigen Laut"; wird aber durch sie „noch zu erreichendes Ziel oder Künftigkeit (Futur) des Raumes und der Zeit" ausgedruckt: so bekommen sie den „weiter strebenden" Umlaut. Diess im Allgemeinen von den Redetheilchen, die nun in untergeordneten kleinen Abschnitten folgen sollten. Der Vf. handelt aber ab in fortlaufender Reihe unter XIX (unr. XX): „*In* und *Ein*," Formen, die zum Vortheil der Sprache immer genau unterschieden werden sollten, wie in den zusammengesetzten Wörtern, z. B. eingehen, einstecken, Insassen, Inwohner, worein, worin u. s. w. XX. „*Vor* und *Vör*." Die Unterscheidung beider im Gebrauch, des ersten, ein Verhältniss, einen Zustand des Befindens nahe bey der Antlitzseite eines Dinges, so dass es zwischen diesem und einem dritten vorhanden ist, und des zweyten, ein Bewegen, Streben nach diesem Verhältnisse, Zustande zu bezeichnen, wäre allerdings zweckmässig. Allein diese und die ebenfalls vorgeschlagene Unterscheidung der Wörter *ab*, *an*, *auf*, *aus* u. s. w., von einem *äb*, *än*, *äuf*, *äus* u. s. w., dürften wohl, so wie die S. 169 angeführten Formen, schwerlich je allgewöhnlich werden. XXI. „*Warts* und *Wärts*." Auch diese lassen sich vortheilhaft unterscheiden, und *warts* sollte man zur Bezeichnung des Begriffs: *an* einem Orte nach einer Gegend hin gerichtet, *wärts* aber *nach* einem Orte, der nach einer Gegend hin gerichtet ist, hin gebrauchen, z. B. nord*warts* liegt der Berg, nord*wärts* nahmen sie ihren Weg. So auch in den ähnlichen Adj. mit — *wartig* und *wärtig*. XXII. „*Zuruck* und *Zurück*." *Zuruck* sollte nur das Befinden und Handeln hinter dem Rücken oder an der Rückenseite befindlich, *zurück* aber das Bewegen, die Richtung dahin bezeichnen. Wenn der Vf. am Schlusse dieser Abtheilung S. 179 wiederholt, dass die Mundarten des Südens den Vorzug verdienen: so wird der Unparteyliche zwar bekennen, dass sich in Süddeutschland viele gute alte Formen zum Theil mehr als anderwarts erhalten haben, dass aber auch, da der Vf. selbst genöthigt war, manche Mängel und Widersprüche der Süddeutschen eben so, wie manche Vorzüge der Norddeutschen, einzuräumen (denn in den an *Süddeutschland* grenzenden Gegenden sagt man z. B. — um nur bey dem Umlaute stehen zu bleiben, — Nächt, Täg, ein Äpfel, ein Brüder, ein Trümmer, der Vögel u. s. w., im Niederdeutschen aber Nagd, Dag, Appel, Broder und Broor, Droom und Drum, Vagel u. s. w.) — ein Anderer keine schwierigere Arbeit haben würde, die Vorzüge der *niederdeutschen*, wir sagen absichtlich nicht norddeutschen, Mundart zu beweisen. S. 181 ff. ist noch Einiges über Geschichte des Umlautes angehängt.

Der *zweyte Abschnitt* handelt von der „*Kürze der süddeutschen Sprachformen*." Wenn Manche mehrere süddeutsche Formen in oft langen und schleppenden schwerfälligen Wortgebilden durchweg getadelt haben; Hr. *A.* aber sie gerade als die edelsten und richtigsten Formen zu vertheidigen sucht: so dürfte auch wohl hier die Wahrheit in der Mitte liegen, und beide Theile können sich durch Nachgeben bald vereinigen. Den unter I. „kurze Seynswörter von Verben," hervorgehobenen Vorzug der kurzen Wörter, wie Befund, Begleit, Entscheid, Erlag, Erlaub, Verhalt u. s. w., hat man längst erkannt, und nicht nur unsere guten Schriftsteller haben solche Wörter häufig gebraucht, sondern sie sind auch gröstentheils schon in das neueste Wörterbuch der deutschen Sprache, in das von Hn. *Campe* herausgegebene, von dem Vf. desselben aufgenommen worden, wie z. B. die Artikel Abflug, Abspruch, Absage, Abwechsel, Anbot, Anrath, Ansage, Aufbau, Aufflug, Aufwart, Ausbau, Ausart, Einbau, Eindrang, Einflug, Empfehl, Erlag, Erlass, Erlös, Erreich und tausend andere beweisen können. — Wie unbestimmt aber die Regel (S. 191) sey, dass die kurzen Seynswörter bey regulären Verben von der dritten Person der Gegenwart, bey irregularen von dem Imperfect abgeleitet werden, sieht man allein schon aus den wenigen von ihm angeführten Beyspielen, von welchen Ausguss, Einguss, Bug, Einsicht, Vergelt von gos, bog, sah, vergalt abgeleitet seyn sollen, der schlechten Form fund für fand in dem Worte der Fund, wand für wendete, von wenden, nicht von winden, in Auf-

wand nicht zu gedenken. II. „Gekürzt-zuſammengebildete Seynswörter.“ Auch Wörter dieſer Art, z. B. Beſtallbrief, Befehlſchreiben, Bindemittel, Nahrmittel, Dehnzeichen u. ſ. w., werden zum groſsen Vortheil der Sprache immer mehr gebraucht, und verdienen anſtatt der ſchleppenden mit Wörtern auf *ung* zuſammengeſetzten noch immer mehr gebraucht zu werden. Doch lieſse ſich über ſolche Zuſammenſetzung mit Wörtern auf *ung* und darüber, wo ſie zuläſſig und nöthig ſind, Vieles ſagen, wozu aber hier nicht der Ort iſt. III. „Kürzung fremder Wörter im Deutſchen.“ Wären wir ächte Deutſche, die, wenn wir deutſch ſprechen und ſchreiben, gar keine fremden Wörter einmiſchten und die fremden Namen und Titel unverändert lieſsen: ſo wäre davon gar die Rede nicht, wie Wörter aus fremden Sprachen in der deutſchen gemodelt und umgeendet werden ſollen, und es käme dadurch nicht ſo viel Widerartiges und Lächerliches in unſere Sprache. Hr. *R.* erklärt ſich für das Beſchneiden und Beſchnitzeln der fremden Wörter, damit ſie mit den deutſchen einige Ähnlichkeit bekommen mögen, und er rühmt es, daſs man im Oberdeutſchen der Applaus für *applauſus*, der Cult für *cultus*, der Kub für *cubus*, das Mahagon für Mahoganiholz, das Verb für *verbum*, die Vakzine für Kuhpockenimpf, und daſs man Tantal, Alkibiad, Sokrat, Tacit, Horat, Ariſtotel oder gar (nach dem franzöſiſchen *Ariſtote*, ſo daſs man den Namen beynahe nicht wieder erkennt) Ariſtot ſage. Wer wird ſich endlich auch entſchlieſsen, mit ihm, nach S. 204, die Kompoſiz, Rekreaz, Proporz, Abſoluz und Oraz zu gebrauchen? IV. „Kürzung der Angehörswörter auf *eriſch*.“ Die Sylbe *iſch* iſt wegen der Stärke, womit ſie den damit zu bezeichnenden Begriff zeichnet, nicht zu verbannen, und durch *lich* und *ig* (welche letzte Form Hr. *R.* mit der Form *iſch* S. 209 u. 210 ungebührlich unter einander mengt), die ihre Bedeutung ſchon haben, nicht zu erſetzen. Ob man ſich aber entſchlieſsen werde, die Wörter mit *iſch*, anſtatt von Grundwörtern, z. B. Verräther, Mörder (welche Hr. *R.* nach den aufgeſtellten Grundſätzen Verrather, Morder, ſo wie Hr. *Wolke* nach ſeinen Grundſätzen, die, unabhangig von Hn. *R.*, im Ganzen dieſelben ſind, ſchreiben müſste), von den Ausſagewörtern verrathen, morden abzuleiten, und anſtatt oder auch neben verratheriſch, morderiſch — verrathiſch, mordiſch zu ſagen, müſſen wir erwarten. V. „Kürzung der Angehörswörter auf *iſch* und *lich*.“ Hier wird die von aufmerkſamen Schriftſtellern ſchon beobachtete Regel gegeben, daſs, wenn zwey ſolche Wörter verbunden werden, das erſte ſein *iſch* oder *lich* verlieren, und alſo geſagt werden müſſe, z. B. meklenburg-ſchweriniſch, baden-durlachiſch, anhalt-zerbſtiſch, der fürſt-auersbergiſche Palaſt, die herzog-braunſchweigiſchen Truppen, wofür Hr. *R.* aber ungut ſchreibt Fürſt auersbergiſch, Herzog braunſchweigiſch. Wie aber mit Zuſammenſetzungen, wie böhmiſch-öſterreichiſche Hofkanzley, franzöſiſch-deutſches Wörterbuch u. ſ. w.? Soll man hier ſagen böhmen-öſterreichiſch, franzos-deutſches u. ſ. w.? VI (unr. IV). „Geſammtheitswörter mit *ge*.“ Der Vf. wiederholt das Bekannte; als etwas Neues iſt aber die Bemerkung anzuſehen, daſs Wörter, wie Geflecht, Geſpann, Gevögel, Gewild, Geſtift, Getäfel und andere, aus dem Süddeutſchen Aufnahme verdienen, welche Wörter ja längſt in ganz Deutſchland bekannt und gebraucht ſind. Bey Geſtrick begeht Hr. *R.* den doppelten Fehler, daſs er es hier nicht in der Bedeutung von Sammlung, Menge von vereinigten Stricken u. ſ. w., ſondern in der Bedeutung für Strickzeug, d. h. eine unvollendete Arbeit des Strickens, anführt und falſch erklärt durch Strickbedarf, worunter Nadeln, Zwirn, Garn, auch getrennt von einander, zu verſtehen ſind.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Quedlinburg*, b. Ernſt: *Anton Seidenfels und Emilie Roſenfels, oder wunderbare Schickſale eines Erdenſohnes.* 1807. 306 S. 8. (20 gr.) Ohne alle Widerrede gehören die Schickſale, die in dieſem Hiſtorienbuche vorgetragen werden, zu den wunderbarſten, mit denen ein Erdenſohn aufzuwarten die Ehre haben kann, und verdienten um ſo mehr, daſs ſich der Griffel der Geſchichte über ſie erbarmte, und ſie der Mit- und Nachwelt zum Troſte und zur Erbauung aufzeichnete, da ſie für die Träger derſelben einen ſo beruhigenden, ja beglückenden, Ausgang gewinnen. Sollte aber vielleicht der Herausgeber dieſer Geſchichte die in ihr enthaltenen Begebenheiten mit eigenen Händen gemacht, und ſie nur dem gleichfalls ſelbſt gebildeten Hn. Anton Seidenfels u. Comp. auf die Schultern gelegt, und alſo leider einen Roman (wie dieſs aus dem Schluſſe hervorgeht) geſchrieben haben: ſo geſtehen wir, daſs uns bis jetzt noch kein ſchriftlicher Aufſatz vorgekommen iſt, der den Verſuch, die Quinteſſenz der ganzen neueſten Romanenwelt dem zängelnden Publicum kürzlich zu koſten zu geben, mit ſo vielem Glück beſtanden hätte, als eben dieſer. Von dem Sturmwetter an, das in der Geburtsſtunde des Helden ſo prophetiſch tobte, bis dahin, wo der Vielumhergetriebene endlich ſeine Freude an ſeinen Kindern ſieht, und alt und lebensſatt dieſes Zeitliche geſegnet, wird uns dieſs fünfmal abgezogene Romanenwaſſer zum Genuſs dargeboten, und wir leſen auf kaum ſechsmal funfzig Seiten eine ganze Romanenbibliothek, die beſonders auch im Fache der Räubergeſchichten nicht unbedeutend iſt. Wir könnten noch Manches zur weiteren Empfehlung dieſes wichtigen Werks ſagen, begnügen uns aber, den Schluſs deſſelben als die beſte Empfehlung herzuſetzen. Er iſt in folgenden Worten verfaſst: „Und hiemit, *lieber Leſer*, beſchlieſse ich dieſe Geſchichte, von der ich wünſche, daſs ſie *dir* gefallen haben möge. Du fandeſt gute und böſe Menſchen in ihr handeln, ſaheſt, wie die Tugend belohnt und das Laſter beſtraft wurde. Jenes treibe dich zur Tugend an, dieſs ſchrecke dich vom Laſter zurück. Du findeſt keine Scene in ihr, aus der dein ſchuldloſes Herz Gift ſaugen könnte. Lebe wohl, und *gebrauche* dieſen Roman nicht bloſs zum Zeitvertreib, ſondern nach der Abſicht, aus der ich ihn ſchrieb, dann werde ich mich für belohnt halten.“ Auch wir wünſchen, daſs recht Viele die Kunſt verſtehen mögen, dieſen Roman ſo zu gebrauchen. P. 29.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 AUGUST, 1812.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

MÜNCHEN u. BURGHAUSEN, b. Fleischmann: *Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten zur Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache.* Gesammelt von *Radlof* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

VII. „Die Ansylbe *er*," und zwar „1) der Personennamen, sofern sie den Anhänger Jemandes bedeuten." Die Bildung solcher Namen hat allerdings oft Schwierigkeiten, wenn man allen möglichen Misverstand vermeiden will. Indess ist gewiss, dass die auf *er* die gewöhnlichsten und besten bleiben, obgleich die auf *isch* auch nicht zu verachten sind. Man sagt also auf beiderley Art gut: Die Alexanderer, Benedicter, Gottscheder, Calviner, Schwenkfelder u. s. w., und die Lutherischen, Papstischen, Königischen u. s. w. In den Fällen, wo der (besonders lateinische) Name auf *us* endet, kann man dieses *us* leicht weglassen, um davon abgeleitete zu bilden. Wie aber bey denen auf *as*, *es* u. s. w., wenn man Namen von Äneas, Pythagoras, Sokrates u. s. w. ableiten will? Hr. *R.* hilft sich, und sagt Äneer und Pythagoräer (S. 228), da er doch sowohl nach den hier aufgestellten Grundsätzen, als auch nach S. 204, wo er Pythagor als richtig anführt, Pythagorer sagen müsste. Wahrscheinlich würde er also auch Sokrater u. s. w. bilden. Aber heisst dies nicht der Sprache und den Namen zu viel Gewalt anthun, und wäre es nicht besser, falls kein anderes Mittel übrig bliebe, sich hier durch Umschreibung zu helfen! Wird aber einmal die Sylbe *er* zu solchen Ableitungen gewählt: so sind wir auch — wenn wir folgerecht handeln wollen — genöthigt, Schillerer, Gattererer (freylich sehr übellautend), Jacobier von Jacobi, nicht Jacober, welches von Jacob abgeleitet seyn würde u. s. w., zu sagen. Unter den S. 226 angeführten abgeleiteten W. ist der Name Socinier falsch, welcher von Socinus Sociner lauten muss. 2) „Der Personennamen, sofern sie den Abkommen eines Landes oder Ortes bedeuten." In diesen Namen ist noch viel Schwankendes, welches Hr. *R.* auf keine Regeln zurückgebracht hat. Am häufigsten endet man auch hier auf *er*. Eines grossen Widerspruches macht er sich S. 228 schuldig, wo er auf einmal die lateinische Ableitsylbe *anus* ins Deutsche für immer einschwärzen will, und, weil man Afrikaner, Amerikaner sagt, auch Asianer, Europaner, Mantuaner u. s. w. zu sagen räth. Besser doch noch, wir lassen das *a* in den Ableitungen weg, und bilden durch Anhängung des *er* nach Asier, Indier (welche gute Formen, wie mehrere andere dieser Art, z. B. Athener, Brasilier, Italier, Neapler, Venediger u. s. w., in Hn. Campe's Wb. d. d. Spr. von Rec. schon aufgenommen worden sind), auch Afriker, Ameriker, Europer, Mantuer u. s. w., oder nach Altonaer, Jenaer u. s. w. Europaer, Afrikaer u. s. w. Mit Hülfe der Sylben *er* und *ner* lassen sich auch sehr gut brauchbare Wörter von solchen W. ableiten, die einen Ort, Aufenthalt u. s. w. bezeichnen, z. B. Landner, Vaterlandner (also auch Ostlandner, Südlandner, nicht Ostländer, Südländer, wie S. 231 stehet), Dorfner, Waldner, Hüttner, Staatner, Stiftner, der Unterthan oder Angehörige eines Stiftes u. s. w. Dieses *ner* wäre auch in anderen Ableitungen, wo Hr. *R.* nur — *er* setzt, z. B. Amtner, der Unterthan eines Amtes u. s. w., Landschaftner u. s. w., nöthig, um sie von Amter, einer der amtet, Landschafter, der Landschaften macht oder malet u. s. w., zu unterscheiden. 3) Die Endsylben *er* und *ner*, „sofern sie den Hervorbringer oder auch den Eigener einer Sache bedeuten." Obgleich der Gebrauch dieser Sylben zur Bildung von Wörtern in dieser Bedeutung sehr gewöhnlich ist: so lässt er sich doch noch weiter ausdehnen, und man kann mit jenen Sylben noch viele Wörter ableiten, die man sonst durch mehrere umschreiben müsste. Der Vf. hat mehrere derselben S. 240 ff. angeführt, welche seiner Meinung nach Aufnahme verdienen, deren aber mehrere schon bekannt, gebraucht und nebst vielen anderen bereits auch in Hn. *C's.* Wb. aufgenommen worden sind, z. B. Beyständer, Beständner, Bogener, Bücherer, Bündner, Büttner, Finanzer, Gegenfüsser (unter Gegenfüsler), Lanzener u. s. w., bey welchem Worte (S. 239) wie bey Schlittner (S. 244) Hr. *R.* sich das Ansehn giebt, als habe Hr. *Voss* diese Wörter erst von ihm kennen gelernt und von *ihm* angenommen. Bey Wiederholung (S. 246) dessen, was schon oben bey der Lehre vom Umlaute gesagt worden ist, möchte Hn. *R.* jeder aufmerksame Leser tadeln, dass er gegen seine eigene Lehre geschrieben habe: S. 236 Gärtner, Pferdezüchter, Empfänger, Eigenthümer, Höfener, Förster; S. 237 Weitmünder, Zöllner, Strumpfhändler, Strumpfträger; S. 238 Messerhändler, Verkäufer u. s. w., welche alle er ohne Umlaut hätte schreiben müssen. Anhangweise wird von den mit der verkleinenden Ansylbe *ler* abgeleiteten Wörtern das Nöthige gesagt, welches, wie wir bemerkt haben, schon weiter oben hätte vorkommen sollen. VIII. „Nebenwort und Angehörswort." Dieser Abschnitt, der nach des Vfs. Erklärung ein kurzer

Auszug aus einer grofsen Abhandlung seyn soll, doch aber lang und ausführlich genug gerathen ist, beschliefst das Ganze. Er enthält viel Gutes, und verdient beherziget zu werden. „Das Angehörswort (Adj.), erklärt der Vf., ist das Prädicat einer Seynheit, das Nebenwort (Adv.) aber das Prädicat eines Prädicats.“ Nicht mit Unrecht wird geklagt, dafs man das Nebenwort (Adv.) in so vielen Fällen seines Kennzeichens beraubt und dem Beylegewort gleich gemacht habe. Diese Klage ist bey denen, die sich auf *s*, *n*, *en* oder auf eine andere eigenthümliche Art endigen, besonders gegründet; bey den auf *lich* sich endenden aber dürfte Hr. *R.* viel zu weit gehen, indem durch diese und obenein durch das häufig noch daran gehängte nachschleppende *en* die Sprache oft sehr schleppend gemacht worden ist, und Hr. *Vofs*, der nach S. 263 (in der Anmerk.) die Nothwendigkeit dieser Unterscheidung des Adv. vom Adj. durch ein angehängtes *lich* nicht anerkennen wollte, dürfte nicht Unrecht haben. Denn führen wir die zu empfehlende Umendung der Beylegewörter, auch wenn sie nach dem Substant. u. s. w. stehen, wieder ein: so werden diese dadurch kenntlich genug, und wir können das Adv. ohne die verlängende Sylbe *lich* gebrauchen, ohne Mifsverstand befürchten zu müssen, welches um so nöthiger scheint, weil die Adv. auf *lich* leicht mit den Adj. auf *lich* verwechselt werden könnten, z. B. der Ofen fühlt sich laulich an, wo man nicht wissen würde, ob laulich das Adv. auf *lich*, oder das Adj. auf *lich*, für, ein wenig lau, seyn solle. Hr. *R.* that daher auch dem Vf. des *campeschen* Wb., den er zu schonen scheint, indem er Alles, was er am Wb. tadelt, Hn. *C.* fälschlich Schuld giebt, Unrecht, wenn er ihn S. 255 in der Anm. so hart tadelt, dafs er nicht blofs Adv. auf *lich* als Adv., sondern auch Adj. zugleich als Adj. und als Adv. ohne die Sylbe *lich* aufgeführt hat. Und wäre hiebey etwas zu tadeln: so ziemte es ihm nicht, diefs auf eine so ungebührliche Art zu thun. Denn launlich ist sein Ausdruck hier wohl nicht zu nennen, wie er es vielleicht S. 260 seyn soll, wo er die Sachsen *seine königlichen* Sachsen nennt, dess ungeachtet aber tadelt, dafs sie das „verzweydeutigende *e*“ (S. 266 das liebliche *e* genannt) den Adj. sehr fleifslich anenden, welches er jedoch, wahrscheinlich aus guter Landsmannschaft, selber, wenn auch nicht bey Adj., thut, z. B. S. 43, wo er *fechfe*, S. 100, wo er *fo ferne*, und S. 263, wo er *zurücke* führen schrieb. Mit Recht dürfte Hr. *R.* auch darum selbst Tadel verdienen, dafs er, nach Abhandlung der Lehre vom Umlaute, in diesem ganzen letzten Abschnitte so ungenau ist, und den Umlaut da setzt, wo er nicht stehen sollte, z. B. fälschlich, blöslich (blöfslich), fröhlich, kürzlich, wörtlich u. s. w., wofür es nach seiner eigenen Lehre falschlich, blofslich, frohlich u. s. w. heifsen müfste.

Beym Lesen dieser Schrift, von Anfang bis zu Ende, drängt sich die Bemerkung auf, dafs der Vf. von dem Rechte, sich seine Ausdrücke zu wählen, ja selbst zu schaffen, oft guten, oft aber auch fast zu freyen Gebrauch gemacht habe. Der guten, theils bekannten, aber weniger gebrauchten, theils neuen Wortgebilde finden sich genug, z. B. beumlauten, ermöglichen, verärmlichen, verwenigern, verzahllosen, verdehnen, vertaufen, wankeln, Nachahmler, Zeitunger, wagtoll u. s. w., und gleich in der Zueignung an den Frh. *v. Aretin*, wo er diesen, als Präsidenten des Appellationsgerichts, ersten (dieses scheint wegen des folgenden *Ober-* überflüssig) Oberleitner des Berufungsgerichts (hofes), und die Akademie der Wissenschaften den hohen Rath d. W. nennt. So finden sich auch nicht wenige, gegen deren Bildung und Aufnahme mehr oder weniger zu erinnern wäre, z. B. Nordener S. 151, Strichleinchen S. 52, verspitzeln S. 13, zweitere S. 153. 254, in Gegensatz von erstere (eben so ungut, aber gewöhnlicher), Dreyfall, Vierfall S. 165, für Dativ und Accus., richtiger doch Drittfall, Viertfall, wenn er nicht dritte und vierte Fall sagen wollte, hinausfernen S. 185, unterscheidigen S. 193, zerspalteln S. 201, steifheiterisch S. 201, Prosner S. 217, einfreundeln S. 246, verunbellern S. 279, erbrüsten S. 291, u. a. m. Der Eigenheiten in der Schreibung der Wörter kommen auch mehrere vor. Der einen, nämlich dafs das zweyte Wort in zusammengesetzten Grundwörtern (Subst.) mit grofsen Anfangsbuchstaben ohne Trennung geschrieben wird, was schon Mehrere früher gethan haben, was aber wenig für sich hat, ist im Vorbericht erwähnt worden. War diese Art zu schreiben einmal angenommen: so hätte sie auch im Buche durchweg beybehalten werden müssen. Die Schreibung Gebaüde, Freünd, teütsch, fleüfst, geüfst u. s. w. soll zwar, wie es scheint, die richtige Aussprache leiten, allein diese Bezeichnung ist dazu nicht tauglich, denn der Unkundige kann nun Geba-üde, Fre-ünd u. s. w. aussprechen. Als gegen Ableitung und Sprachgebrauch verstofsend müssen wir der Schreibung fizen S. 48, Plazer, plazen, plazen S. 85 (sich selbst widersprechend schreibt er S. 70 plätzen), Glazen S. 60, im Gegensatze S. 122, Anpuz, Aufpuz, Auspuz S. 163, Schnizer S. 255 verwerfen. Ein schwer zu vertheidigender Gebrauch dürfte es auch seyn, dafs Hr. *R.* sagt: die Sprachen Engelland, Holland, Italien, Schweden, Spanien S. 12, 282 u. s. w. für Sprachen Engellands, Hollands u. s. w., oder englische, hollandische u. s. w. Sprache. Fehler gegen die Sprache, wie folgende, sollten in einer Sprachlehre nicht vorkommen, z. B. Verwechselung des *denen* mit *welchen*, als: S. 26 nach denen, S. 87 in denen, S. 215 von denen, und, denen der Eigenname doch folgt, S. 276 mit denen. — S. 145. „Darum wäre der Umlaut *ihnen* (den Wörtern) ein Fehler,“ anstatt bey ihnen. S. 133. „Hiezu kommt noch, dafs man diese verschiedenen Formen sogleich *auf* Eigennamen der Menschen versteht, und die beumlauteten *auf* Gemeinnamen und Thiere“, anstatt *von*. S. 128 „entleitete Form“ für abgeleitete. Der Druckfehler endlich, obgleich deren eine Anzahl am Ende des Werkes angeführt sind, giebt es mehr, als sich entschuldigen lafsen. So liefet man z. B. S. 81 *Gedachtnifs* st. Gedagtenis, 93 *Rover*, *Zeerover* st. Roover, Zeeroover.

110 *ſchnitzen* ſt. ſchnitzern, 112 *handdandig* ſt. handdaadig, 124 *als* ſt. das, S. 125 *talkig* ſt. talpig, 127 Z. 7 v. o. *ſchäumen* ſt. ſchaumen, 125 Kräfte *haben* ſt. habend, S. 127 Z. 2. v. u. iſt ein ganzes Wort ausgelaſſen, nämlich *gläubig*. S. 79 Z. 2. v. o. ſind nach den Worten: *Jedoch, der auf* u. ſ. w. die Worte: *eine geringe* oder dergl. ausgelaſſen. 135 *Handbok* ſt. Handboek, 142 *afhankelyk* ſt. afhangkelyk, *beklagelyk* ſt. beklaagelik, *belachelyk* ſt. belagchelik, *dodelyk* ſt. doodelik, 173 *opwaards* ſt. opwaarts, *afwaards* iſt gar nicht gebräuchlich, ſondern *nederwaarts, benedenwaarts; nitwaards* ſt. nitwaarts, 257 *ευδαρμονως* ſt. *ευδαιμονως*, 277 *vor* ſt. von, 281 Z. 6 v. u. *einzeln fer* ſt. für: einzeln, 223 fehlen bey Fiesker nach *Abkomme* die Worte: *des Fiesko*. S. 181 Z. 7 v. u. muſs, ſoll anders ein Sinn herauskommen, ſtatt „*zertrümmert des röm. Staates*" geleſen werden, entweder: Zertrümmerer des röm. Staates, oder: zertrümmernd den röm. Staat. S. 283 welche in Geform ſt. welch ein G. 282 Z. 12 v. o. *Nebenw.* ſt. Angehörsw., 289 *coran* ſt. *coram*, 290 *jener* ſt. jene und *Adverbien* ſt. Adverbe. Th. B.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

HANNOVER, b. Hahn: *Anfangsgründe der holländiſchen Sprache für Deutſche.* Zum Gebrauch in Schulen und zum Selbſtunterricht von *J. Ch. H. Gittermann*, Pred. in Emden. Erſtes Bändchen. 1810. 114 S. 8. (6 gr.)

Dieſe holländiſche Grammatik war zunächſt für die Bewohner Oſtfrieslands berechnet, die, dem Königreiche Holland einverleibt, auch die Sprache des neuen Vaterlandes lernen muſsten. Ein neueres Ereigniſs unſerer wechſelreichen Zeit hat den nächſten Zweck des Buchs bereits wieder verwiſcht, und an die Stelle der holländiſchen Grammatik wird eine franzöſiſche treten müſſen. Indeſs darf uns dieſer politiſche Umſtand nicht hindern, bey der Beurtheilung des Buchs die erſte Beſtimmung deſſelben mit ins Auge zu faſſen; und da können wir es denn nicht zweckmäſsig finden, daſs der Vf. auch alles das in dieſe holländiſche Grammatik aufgenommen hat, was als bekannt vorausgeſetzt werden konnte, und vorausgeſetzt werden muſste. Die Sätze und Geſetze der allgemeinen Grammatik gehören nicht in die Specialgrammatiken, die Grammatik der Mutterſprache ausgenommen, in welcher ganz paſſend das Allgemeine, um demſelben durch die Verknüpfung mit einem beſtimmten Sprachkörper Anſchaulichkeit zu geben, neben dem Beſonderen vorgetragen wird. Iſt aber dieſes einmal, bey der Mutterſprache, geſchehen: wozu es bey jeder anderen Sprache wiederholen? Oder ſollte etwa in Oſtfrieslands Schulen die deutſche Sprache gar nicht mehr gelehrt werden? Dann verdiente der Vf. freylich keinen Tadel. Dieſes erſte Bändchen enthält nur den etymologiſchen Theil. Die Syntax und die Orthographie wird in einem zweyten Bändchen nachfolgen. Dem Ganzen liegen die *Rudimenta of gronden der nederduitsche taal*, welche die holländiſche Geſellſchaft *tot nut van 't algemeen* im Jahr 1805 in zwey Heften herausgegeben hat, zum Grunde. Das dritte Heft des Originals war, als der Vf. dieſen erſten Theil ſeiner Grammatik abfaſste, noch nicht erſchienen, wurde jedoch in einigen Monaten von ihm erwartet. Da der Vf. bey ſeiner Arbeit einem gründlichen Originale folgt: ſo darf ihm der Lehrling um ſo mehr vertrauen, da derſelbe als deutſcher Gelehrter ſeine ſcharfe Beurtheilungskraft hinlänglich bewährt hat. ſt.

GRIECHISCHE LITERATUR.

AMSTERDAM, b. Peter den Hengſt u. S. *Ἀριστοτέλους Μηχανικὰ Προβλήματα. Ariſtotelis Quaeſtiones mechanicae.* Recenſuit et illuſtravit *Joannes Petrus van Cappelle.* MDCCCXII. VIII u. 288 S. 8.

Der Herausgeber, ein Schüler von H. van Swinden u. van Lennep, hat mit rühmlichem Eifer dieſe bisher ſo ſehr vernachläſſigte und verachtete Schrift des Ariſtoteles zu verbeſſern und zu erklären geſucht. Zu jenem Zwecke hat er 3 Handſchriften, eine leidener, und 2 pariſer, benutzt; bey der Erklärung ſtand ihm ſowohl eigene Kenntniſs der mathematiſchen Wiſſenſchaften, als der Rath gelehrter Männer zu Dienſte. Die lateiniſche Überſetzung iſt ſorgfältig nach dem Sinne verbeſſert worden, auch da, wo der Text noch nicht völlig berichtiget werden konnte. Zur Erläuterung, aber auch zur Widerlegung, der vorgetragenen Sätze und Lehren dienen die auf 4 Kupferplatten (die dritte fehlt in Rec. Exemplare) gegebenen 34 Zeichnungen und Figuren. Auch mit der deutſchen Literatur zeigt ſich in den Anmerkungen eine gute Bekanntſchaft, ſo wie mit den künſtlichen Denkmälern des Alterthums, welche zur Erläuterung der alten Künſte und Werkzeuge dienen. S. 246 wird die ariſtoteliſche Fleiſchwage (Cap. 21. *αἱ φάλαγγες τὰ κρέα ἱστᾶσι*) erklärt, und ihr Unterſchied von der *ſtatera Vitruvii* 10 C. 8 S. 252 fg. gezeigt. Ganz falſch aber werden S. 234 das *ζυγὸν* und die daran befindlichen *κόλλοπες* erklärt, welche von einem mit Saiten bezogenen Inſtrumente zu verſtehn ſind, ſo wie auch die *λύρα* ihr *ζυγὸν* hat. Die zugleich erwähnten *ὄνοι* haben den Herausgeber irregeführt. Bey den von Vitruv überſetzten Capiteln werden die ſchneideriſchen Veränderungen des lateiniſchen Textes theils gebilligt, theils beſtritten. In dem 8 C. des 10ten Buchs verſucht Hr. *v. C.* eine eigene ſehr wahrſcheinliche Änderung, indem er das Wörtchen *cito* verſetzt, und lieſt: *caput ejus unius hominis viribus preſſum cito id onus extollit.* Auch im Plinius 2, C. 47 verbeſſert er S. 222: *iisdem autem ventis in contrarium navigatur pro factis pedibus*, wo jetzt *prolatis* ſteht.

Was den griechiſchen Text betrifft: ſo hätte derſelbe aus den angeführten Leſearten an vielen Stellen berichtigt werden können und ſollen: vorzüglich bot dazu die zweyte pariſer Handſchrift die treflichſte Hülfe dar. So muſs es gleich S. 5 Cap. 1 heiſsen *τἀναντία*, wo *τοὐναντία* ſteht. S. 6. *ἢ πάλιν ὅταν ἐκ ταύτης γενηται*, wo jetzt ſteht *ἢ πάλιν ἐκ ταύτης γίνεται*. Zeile 9 muſste nach *ἔρχεται* das Wort *τόπον* eingeſchaltet

werden, so wie Z. 10 εἰς τὸ nach ἀπῆλθεν. S. 7. Z. 6 sollte stehn διὰ μὲν τὸ, μιᾶς οὔσης u. Z. 9 πέρατος πορρώτερον ὂν θᾶττον, πολλὰ, auch mit veränderter Interpunction. S. 8 Z. 4 muss es ὑπεναντίως, nicht ὑπεναντίους heissen; ferner Z. 7. u. fg. τοῦ ἐφ'οὗ α β κύκλου. Z. 8 καὶ τῆς διαμέτρου τοῦ κύκλου τοῦ ἐφ'οὗ α β κινουμένης εἰς τοὔμπροσθεν.

Im 2ten Capitel S. 10 boten die Handschriften folgende Verbesserungen dar: Z. 7 τὸ δὲ für τὸ γὰρ. Z. 10 ἰέναι für εἶναι. S. 11 Z. 5 ἐν ἴσῳ λόγῳ ὦσιν für ἐν λόγῳ τινὶ φέρηται. L. 7 αὕτη für αὐτή. S. 15 Z. 7 ἐκκρούηται für ἐκκρούοιτο. S. 16 Z. 1 u. 2. ἐπὶ τὸ μέσον τὸ μὲν τῆς ἐλάττονος ἄκρον βραδύτερον φέρεται, τὸ δὲ τῆς μείζονος τάχιον, wo auch die Übersetzung die unvollständige Erklärung gegeben hat. S. 23 Z. 3 sollte es nicht τὸ αὐτὸ βάρος τὸ μέγεθος heissen müssen, wo jetzt der zweyte Artikel fehlt? Z. ἢ ἐπ' ἀμφῆ haben die Handschriften richtiger, wo jetzt ἐπὶ fehlt. Im 3ten Capitel S. 25 Z. 11 hat Hr. *v. C.* die gemeine Lesart ἐὰν οὖν ἐπὶ τὸ β ἡ ροπὴ ἐπιτεθείσεται, τὸ μὲν β, οὗ τὸ ε. mit der ersten par. Handschr. verändert in ἐπιτεθήσεται, aber ohne den Sinn herzustellen, welcher fodert: ἐπιτεθῇ, ἔσται τὸ μὲν β u. s. w. S. 26 Z. 6 bietet die Handsch. das richtigere μείζον ἐστι für μείζω dar. Rec. enthält sich, mehrere Stellen zu berühren, wo sogar die Übersetzung die richtigere Lesart ausgedrückt hat, welche die mathematische Folge der Sätze darbot. Einige der letzten Capitel haben aber noch grosse Fehler und Lücken im Texte, wo auch die 3 Handschriften wenige oder keine Hülfe leisten: diese bleiben einem künftigen Herausgeber zu berichtigen übrig. S. P. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Kiel*, akademische Buchdruckerey: Academiae Kiliensis Rector Magnif. et Senatus Solemnia natalitia Regis Augusti. ac Seren. Friderici VI — — indicunt per *Carolum Frid. Heinrichium*, Prof. P. O. *Insunt Claudii Salmasii Notae ineditae ad Josephi Scaligeri Animadversiones in Chronologica Eusebii, e monumento Marquardi Gudii Rendsburgico, nunc primum in lucem prolatae.* (1812.) 20 S. 4. Hr. Prof. *Heinrich* macht durch dieses Programm einen literarischen Fund, den er vor Kurzem in Rendsburg, der Vaterstadt des berühmten *Gude*, gethan hat, bekannt. Nicht allein dass Rec. die Leser der A. Literatur-Zeitung auf denselben aufmerksam machen möchte, freut er sich über eine in der Einleitung aufgeworfene Frage Hn. *H.* Auskunft und seiner Vermuthung, die erfoderte Bestätigung geben zu können. Über der Familiengruft des in Glückstadt 1689 verstorbenen und später in Rendsburg beerdigten *Marquard Gude* befindet sich aus dessen Nachlasse eine kleine Bibliothek, oder vielmehr ein Rest der grossen in Hamburg versteigerten Büchersammlung. *Moller* erzählt in s. *Cimbria Literata* T. III. p. 285, dass diese Bibliothek aus den Doubletten bestehe, welche Gude dem Rathe seiner Vaterstadt verehrt habe. Die grosse gudische Bibliothek wurde, nachdem sie der Sohn des Verstorbenen dem Könige von Dännemark vergebens zum Erkauf (gegen 24000 Rthlr. oder 6000 Thlr. und eine Rathsstelle, S. Schurzfleisch. epist. arcan., T. II. p. 382) angeboten hatte, zum Theil in Hamburg versteigert, zum grössten Theil nach Wolfenbüttel abgeführt. Auch C. S. Schurzfleisch reiste mit Aufträgen des Herzogs Wilhelm Ernst von Sachsen Weimar nach Hamburg, daher sich vieles aus dem gudischen Nachlasse in der herzogl. weimarischen Bibliothek vorfindet. Hr. *H.* entdeckte in der flensburgischen Bibliothek unter mehreren Classikern mit Randanmerkungen von *Lambinus*, *Vlitius* (nicht Ulitius, wie Hr. *H.* mit vielen Deutschen schreibt) auch den zweyten Theil von Scaligers *Thesaurus temporum* mit Anmerkungen von Cl. Salmasius. H. L. Schurzfleisch, der Bruder von Conrad Samuel, hat in *Notitia Bibliothecae Princip. Vinariensis* (Vitemberg. 1712) eines Bandes desselben Werkes mit Noten des Salmasius Erwähnung gethan, und diese Randbemerkungen seinen eigenen Anmerkungen einverleibt, doch so undeutlich, dass über die Sache nur durch Autopsie entschieden werden konnte, und Hr. *H.* über das Verhältniss der beiden Bücher durch eine Anfrage nähere Auskunft unerhalten glaubte. Was Rec. an Ort und Stelle aufgefunden hat, ist Folgendes: Allerdings befindet sich auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar der erste Band des *Thesaurus Temporum Eusebii Pamphili etc. Opera et studio I. J. Scaligeri. Lugd. Bat.* 1606. in Pergament gebunden, dessen zweyter Band, wer weiss durch welchen Zufall, in Rendsburg zurückgeblieben ist. Statt dessen ist ein anderes Exemplar untergeschoben worden, wie der abweichende Einband beweist. Auch Schurzfleisch scheint diese Ergänzung nicht entdeckt zu haben; denn da er in diesem zweyten Bande nicht Salmasius Handschrift fand (der Bruder Heinrich Leonard sagt S. 84: *manus Salmasianae toto illo in libro nec vola exstat nec vestigium*); schrieb er folgende Note auf das erste Blatt: *Pertinet ad I editionem* (doch gehört auch dieser Band nicht zur zweyten amsterdamer Ausgabe), *Salmasii notis MS. auctant, quibus Latinum Eusebii Chronicon praecipue illustretur.* Auf dem Titelblatt des ersten Bandes steht von Salmasius Hand: *Sum C. Salmasii*; von Schurzfleisch's Hand; *Thesaurus Temp. Euseb. possessus et diligenti manu versatus ac notis MS. locupletatus est a Cl. Salmasio, in bibliothecam Sereniss. Ducis Sax. Vinar. Guil. Ernesti, curante C. S. Schurzfleischio, relatus.* Die Anmerkungen enthalten die Collation von drey Handschriften zu dem lateinischen Chronikon, Verbesserungen des griechischen Textes und der Epitome, und diese haben noch weit grösseren Werth als die von Hn. *H.* bekannt gemachten Anmerkungen zum zweyten Band der scaligerischen Noten. Schurzfleisch hat, was er fand, in den Schwall seiner Bemerkungen so ohne Ordnung und ohne Richtigkeit verpackt, dass eine wiederholte Bekanntmachung gewiss gewünscht werden wird. Sie soll in Kurzem an einem schicklicheren Ort geschehen. Auf dem ersten Blatte befinden sich vier Epigramme von Salmasius Hand eingezeichnet, mit der Überschrift:

Epigrammata quae desunt in vulgatis ex vetustissimis membranis erasa.

Es sind aber dieselben nun sämmtlich edirt, und zwar in den Analect. Brunck. T. I. p. 234. Stephan. p. 478 Ἀσωνίου: Εἰ καὶ σε πτέρυγας. Im zweyten Verse steht Σκυθικαὶ statt Σκυθικαῖν Im 3 Verse hat das auch im Cod. Vatic. befindliche γὰρ schon Salmasius ausgestrichen, und in δὲ corrigirt. T. III. p. 208 Stephan. p. 340. Εἰς εἰκόνα Σατύρου: Ἡ Σάτυρος. T. I. p. 142. Σιμωνίδου: Δῆμος Ἀθηναίων; das Epigramm, von welchem man nicht weiss, woher es Brunck entlehnt habe. Beide ohne weitere Abweichung. T. II. p. 496. Ἰουλιανοῦ: Ἄγριος οὗτος Ἀθωνίς. Statt εἰς hat auch Salmasius ἐς κύνας. Übrigens interpungirt Salmasius nach σχέδλι.

F. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 AUGUST, 1812.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hendel: *Bibliotheca Arabica.* Auctam nunc atque integram edidit D. *Christianus Fridericus de Schnurrer*, Ordin. Reg. Würtemberg. Merit. Civ. Eques, Lit. Univers. Tubingensis Cancellarius etc. 1811. XXI und 529 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Ursprünglich entstand diese Schrift aus einzelnen Dissertationen, welche Hr. v. *Sch.* von Amtswegen zu schreiben hatte. Das Publicum kennt die im Jahr 1790 veranstaltete Sammlung von Abhandlungen, wodurch der Vf. die biblische Literatur bereicherte. An diese schliefst sich nun die gegenwärtige an. Sie enthält VI Dissertationen, welche von 1799—1806 einzeln herausgegeben wurden, nebst einer Zugabe, worin von den arabischen Schriften vermischten Inhalts gehandelt wird. „*Haec igitur posirema pars*, heifst es S. IX, *complectens omnia, quibus antea non erat locus, nunc primum in lucem prodit: caeterae repetitae sunt, sed omnes recognitae haud negligenter, multo etiam nunc plenjores, additis non modo quae recentissima aetas tulit scriptis, sed et haud paucis, quae tum essent nondum comperta. Hyranica quidem classis haud quidquam incrementi nacta, nec Biblica multum ditata; sed conspicuus est numerus librorum minus adhuc cognitorum classis quartae (Christiana), inter quas eminet, cujus ne levissimum quidem vestigium antehac innotuerat, liber Concilii Libanensis, Mar-Hannae 1788. 4., cujus partem exposuit Programma ad festum Jesu Christi natalitium.* Tubingae, 1810.“

Man überzeugt sich bald, dafs der Vf. nicht zu viel gesagt, sondern dafs er mit rühmlicher Genauigkeit für die gröfsere Vollkommenheit dieser arabischen Bibliothek gesorgt hat. Der Vf. rühmt in der Vorrede, welche sich in eine gefühlvolle Dedication an *A. J. Silvestre De Sacy* endiget, dankbar die Unterstützung, welche er von diesem ehrwürdigen Nestor der arabischen Literatur erhalten; aber das Publicum weifs doch, wem es am meisten hiebey zu verdanken hat, und achtet den Vf. dieser Bescheidenheit wegen nur noch höher.

Indem wir den Inhalt dieses gehaltreichen Werks darlegen, finden wir zugleich Gelegenheit, einige Bemerkungen über einzelne Puncte, welche der Aufmerksamkeit des Vfs. entgangen sind, mitzutheilen.

Classis I. Grammatica. Unter dieser Rubrik werden unter 154 Numern die vorzüglichsten Grammatiken, Chrestomathieen, Vocabularien und Wörterbücher verzeichnet. Voraus (S. 3—16) geht eine Anzeige der Schriften, welche eine Empfehlung der arabischen Sprache, die Geschichte derselben und eine Einleitung in das Studium der arabischen Literatur enthalten. Die Schriften zweyer gelehrten Schweden machen den Anfang und Beschlufs. Die erste ist *Olai Celsii historia linguae et eruditionis Arabum.* Upsal. 1694; die letzte: *Erici Hedendahl de necessitate et utilitate linguae arab. cum reliquis dialectis.* Upsal. 1791. Die chronologische Ordnung ist hier nicht befolgt worden, sonst würden *Thom. Erpenii Orationes*, Lugd. 1613 und 1621, und andere eher stehen. Über Nr. 20, 21, 29, 35 und 36 ist, was sonst geschieht, kein Urtheil beygefügt, sondern blofs auf Andere verwiesen. Die *Bibliotheca orientalis* von *J. H. Hottinger*, Tigur. 1658. 4. hätte angeführt zu werden verdient, da sie sich fast allein mit der arabischen Literatur beschäftiget. Hierauf folgen (S. 16—110) die Grammatiken, Vocabularien, Lesebücher und Lexica ohne besondere Classification nach chronologischer Ordnung. Die älteste Schrift (wie überhaupt unter allen gedruckten Büchern aus diesem Fache) heifst: *Arte para legeramente saber la lingua araviga. Vocabulista aravigo en letra castellana.* Granada 1505. 4; die jüngste ist: *Grammaire Arabe à l'usage des élèves de l'école spéciale des langues Orientales vivantes*, par *Silvestre de Sacy.* Paris 1810. 8. Die Nr. 142 aufgeführte Schrift: *Fables de Locman, surnommé le sage.* Edition Arabe etc. au Kahire 1799, so wie die neue Edition der Übersetzung von *Marcel* (Paris 1803), hätte nicht in dieser, sondern in der dritten Classe verzeichnet werden sollen. Dagegen hätte dem wichtigen Werke von *Casiri* (*Bibliotheca Arab. Escur.*) und *De-Rossi's Dizionario storicho degli autori arabi etc.* Parma 1807. 4. ein Platz gebührt. Auch in der angehängten *Tabula chronologica* sucht man beide Werke vergeblich. Das Polyglotten-Lexikon von *Castellus* hätte nach der Regel: *a potiori fit denominatio*, nicht fehlen dürfen. Über *Gigge Thesaurus linguae arabicae* ist die beygefügte Notiz ziemlich dürftig ausgefallen, und betrifft mehr das Äufsere als das Innere des Werks. Eine Art von Supplement dazu findet man in der Vergleichung mit *Golius* S. 51, wo es auch heifst: „*Exempla* (*Thesauri Gigg.*) *venalia etiam nunc praesto esse putem in Collegio Ambrosiano Mediolani.*“ Rec. wünschte wohl zu wissen, ob diese Vermuthung gegründet wäre, da er sie zu bezweifeln Ursache hat. Sehr ausführlich wird von

dem Exemplar des *Golius*, worin er Berichtigungen und Zusätze mittheilte, und welches sich jetzt auf der königl. Bibliothek zu Stuttgardt befindet, gehandelt. Hr. v. Sch. urtheilt S. 55: „*Sane igitur non est, ut permultum adjumenti ex hoc volumine Goliano petere possit, qui novam Lexici editionem parare voluerit: quod ut tandem aliquando eveniat, non possunt non, quicunque litteris arabicis bene cupiunt, in votis habere. Optabile vero et hoc, ut qui ad istam operam accesserit, in promptu habeat arabicos fontes ipsos, saltim Giauharii et Firuzabadii opera, ex quibus Golianum Lexicon subinde sit emendandum.*“ Das Bedürfniss eines arabischen Handlexicons ist so dringend, dass sich nicht eher, als bis demselben abgeholfen wird, ein allgemeineres Studium dieser Sprache erwarten lässt. Es würde vorerst genügen, wenn ein fleissiger Mann die vorzüglichsten gedruckten arabischen Schriftsteller durchläse und die nöthigen Beweisstellen aufzeichnete, damit die unsicheren Autoritäten: *Cor.* (*Coranus*), *Av.* (*Avicena*), *Abulf.* (*Abulfeda*) etc., welche im *Golius* und *Castellus* ganz ohne Nutzen dastehen, wegfielen. Möchte nur *Scheidii Glossarium* um die Hälfte vermehrt und mit den nöthigen Beweisen versehen werden. So hätte man doch Etwas, was man dem Anfänger in die Hand geben könnte; statt dass er sich jetzt mit den dürftigen Glossarien, welche den Chrestomathieen angehängt sind, elend behelfen muss.

Classis II. Historica. Von Nr. 155—195 werden die wichtigsten historischen, biographischen, chronologischen und geographischen Schriften verzeichnet und zum Theil ausführlich recensirt. Manches, was beygebracht wird, dürfte als überflüssig erscheinen. Z. B. S. 124 fg. die in extenso mitgetheilte Ankündigung, womit *Jo. Gagnier* im Jahr 1728 seinen Vorsatz, die ganze Geographie Abulfed'as zu ediren, bekannt machte. Andere Bemerkungen entfernen sich zwar auch etwas zu weit vom Zweck, sind aber sonst nicht ohne Interesse, wie S. 132 über die neugriechische Übersetzung des Abulfeda; oder S. 141 über die berühmte Stelle aus *Abulpharagii Historia Arab.*, welche von der angeblichen *Versio Syriaco figurata* handelt. Dagegen vermisst man die *Numismatik* ganz, welche doch ein vorzüglich cultivirter Zweig der arab. Literatur ist. Bey *Abulfeda* (S. 117—132) fehlen einige Erläuterungs-Schriften, z. B. *Christ. Rommel Abulfedae Arabiae descriptio commentario perpetuo illustrata.* Götting. 1802. 4., welche eben so gut als *Hartmann's* Schrift über *Edrisi* angeführt zu werden verdiente. Die Preisschrift von *Wilken: de bellorum cruciatorum ex Abulfeda historia* 1798 wird zwar S. 120 angeführt, aber der neuen Umarbeitung derselben nicht erwähnt. Über die zuletzt angeführte Schrift: *Libro del Consiglio di Egitto tradotto da Giuseppe Vella*, Palermo 1793. Fol., wird bloss auf *Eichhorn's* allg. Bibliothek Th. IX. 1 St. verwiesen. *Hagen's* Nachricht von einer merkwürdigen lit. Betrügerey. Leipz. u. Erlangen 1799. 4., welche doch das Haupt-Document ist, wird nicht angeführt. Überhaupt hätte diese Sache auch hier eine ausführlichere Relation erfodert.

Classis III. Poetica. Da einmal auch Übersetzungen z. B. von *Reiske, Hartmann.* (sogar manche Nachbildungen im deutschen Mercur) u. a. angeführt werden sollten: so hätte dieser Artikel reichlicher ausgestattet werden sollen. Rec. gesteht gern das Mühsame einer solchen Nachweisung zu; allein das Verdienst des Vfs. wäre auch desto gröser gewesen. Die Beyspiele von *Carlyle's* treuloser Übersetzung S. 208—209 waren überflüssig.

Classis IV. Christiana. Die gröbere Ausführlichkeit dieser Rubrik (von Nr. 235—316) rührt von den vielen Auszügen her, welche der Vf. seinen Anzeigen beygefügt hat. Sie hätten bey manchen Gebetbüchern und Missalen wohl kürzer seyn können. Die Nachrichten von den im Melchiten-Kloster *Mar-Hanna* (i. e. Johannis-Kloster) auf dem Libanon seit 1732 gedruckten arab. Büchern sind dem Literator schätzbar. *Niebuhr* sagt kein Wort davon, obgleich die Typographie dieses Klosters zur Zeit, als er sich in der Nähe desselben befand, in Thätigkeit war. Der Vf. folgt *Volney* und *Seetzen* (Nachricht von den in der Levante befindlichen Buchdruckereyen im Int. Bl. der J. A. L. Z. 1805. No. 76), fügt aber noch manche Notiz hinzu, welche man bey Beiden nicht findet. Am ausführlichsten verweilt der Vf. bey Anzeige des Buchs: كتاب المجموع اللبناني (denn so muss es statt des Druckfehlers اللبذان heissen) (*Liber Concilii habiti in Libano monte;* typis monasterii Mar-Hanna. 1788. 4). Die Geschichte dieses im Jahr 1736 gehaltenen und von Benedict XIV bestätigten Concil's der Maroniten, welchem der berühmte *J. S. Ajjemani* (selbst ein Maronite) als päbstlicher Legat beywohnte, war zwar bekannt, aber nicht die hier angezeigte Schrift, welche übrigens keine nähere Nachricht über Zeit und Veranlassung dieses Concils giebt.

Classis V. Biblica. Mit Übergehung der Polyglotten werden die vorzüglichsten arabischen Übersetzungen der ganzen Bibel, oder einzelner Theile und Bücher derselben recensirt. Den Anfang macht *Rutger Spey's Epistola Pauli ad Galatas etc.* Heidelberg 1583. 4. Zuletzt wird von der im Jahr 1803 und 1804 von *Carlyle* und *Ford* in England angekündigten arabischen Übersetzung des N. T., welche aber unseres Wissens nicht erschienen ist, gehandelt. Von dem unter N. 318 (S. 243—51) ausführlich beschriebenen Buche: *Evangelia quatuor.* Romae 1591. Fol., wovon es eine blos arabische und eine arabisch-lateinische Edition giebt, besitzt Rec. ein sehr schönes Exemplar mit lateinischer Interlinear-Version. Die 148 Holzschnitte, womit es versehen, rühren von dem berühmten Künstler *Antonio Tempesta* her, dessen Namen vom Vf. nicht angeführt wird, und worunter einige treffliche Umrisse sind. Das Exemplar kömmt mit dem S. 346—47 genau beschriebenen überein; nur feh-

let die Dedication an *Maditius* und dessen Bildniss. Das Wort علبت p. 103 lin. ult., welches in der Vorrede des Druckers statt des Druckfehlers علبث corrigirt wird, steht richtig (und zwar nicht „*calamo* emendatum"). Dagegen ist p. 230 in der lateinischen Version der angeführte Druckfehler nicht verbessert. Die letzte pagina ist 462 ohne weitere Notiz. Hr. *v. Sch.* hat S. 348—49 eine vollständige Nachweisung über die verschiedenen Exemplare einer und derselben Ausgabe mitgetheilt. Die im Johannis-Kloster auf dem Berge *Kesroan* von 1735 bis 1789 gedruckten Psalterien, Evangelistarien u. s. w. hätten schicklicher zusammengestellt werden mögen, ohne sich ängstlich an die Chronologie zu binden, damit man diese typographischen Merkwürdigkeiten mit einem Blicke übersehen könnte.

Classis VI. Koranica. Zuerst werden einige historische Schriften über den Koran, sodann die Ausgaben und Übersetzungen desselben, und endlich die Erläuterungs-Schriften und das, was sich auf die muhammedanische Religion bezieht, mit ziemlicher Vollständigkeit und guter Ordnung angeführt. Was Rec. zu erinnern hat, besteht in Folgendem: 1) S. 401 ist vergessen: *J. C. Wichmannshausen Dissert. de Alcorano.* Vitebergae 1708. 4. 2) Obgleich für die *Kritik des Korans* noch sehr wenig geschehen ist: so hätte doch das Wenige, was wir besitzen, nicht übergangen werden sollen. Es gehören hieher, ausser *Ol. Celsius* und *Acoluth*, welche in dieser Beziehung zu nennen waren, *J. G. C. Adler descriptio codicum quorundam Cuficorum partes Corani exhibentium.* Altonae 1780. 4. *Toderini's* Abhandlung: Über zwey sehr alte Korane und einige kufische Münzen. S. Literatur der Türken. 2 Th. 1790. S. 136 ff. Ob die Abhandlung von *Rink*: Was steht von der Kritik für den Koran zu erwarten? S. Fundgruben des Orients 1 B. S. 129 ff. dem Vf. schon bekannt seyn konnte, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. 3) Über die so oft bestrittene venediger Ausgabe des Korans aus dem Anfange des XVI Jahrhunderts, worüber *J. Mich. Lange* (1703) und neuerlich *De-Rossi* (1805) besondere Abhandlungen geschrieben, urtheilt Hr. *v. Sch.* S. 404: „*Sed largimur, Ambrosii illud testimonium* (der angeblich neue Beweis *de-Rossi's*), *neque ipsum tamen immune a multis difficultatibus, efficere, ut dubitare nunc nequeas, Koranum arabice fuisse editum, vel edi coeptum. Neque vero id factum circa annum* 1530, *quod Erpenius accepit, neque circa annum* 1518, *quae ejl sententia celeb. De Rossi*". Der Vf. nimmt, wie in der hall. A. L. Z. 1806. No. 124, an, dass diese Ausgabe vor 1509 gesetzt werden müsse, weil *Paganinus Brixiensis* (der Vater) blos von 1485 bis 1509 Bücher gedruckt habe, wie aus *Panzers* Annalen erhelle. Dieser Beweis scheint uns doch nicht zuverlässig genug, weil zuviel auf das *a silentio* und auf die wohl nicht genau beachtete Unterscheidung des Vaters und Sohnes *Paganinus* gebauet wird. 4) Nach S. 410 vgl. mit S. 414 bleibt es zweifelhaft, ob *J. A. Danz* seinen Vorsatz, den ganzen Koran zu ediren, deshalb aufgab, weil *Hinckelmann's* Ausgabe angekündigt wurde, oder weil er sich gegen einen *Acoluth* zu schwach fühlte. Rec., welcher einige Briefe von *Danz* über diesen Punct zu lesen Gelegenheit gehabt, kann versichern, dass *Danz* theils durch die Rücksicht, seinem Freunde *Hinckelmann* nicht in den Weg zu treten, theils durch Mangel an Musse seinen Vorsatz aufgab. Über *Acoluth's* Thrasonismus und Geschmacklosigkeit erklärt sich *Danz* in dem Briefe an einen seiner Verwandten in Gotha mit feiner Ironie. 5) Von der französischen Übersetzung des *Du-Ryer* erschien, unseres Wissens, die erste Ausgabe schon 1633. Die verschiedenen amsterdamer Ausgaben von 1672, 1685 und die antwerpener von 1719 und 1734 sind auch nicht angeführt. Die Übersetzung, welche 1688 aus dem Französischen ins Englische gemacht wurde, rührt von *Taylor* her. S. 429 fehlt die Anzeige einer metrischen Übersetzungs-Probe des Korans (Sur. I) in französischer Sprache, welche *Marcel* in seinen *Mémoires sur l'Egypte etc.* Paris an VIII. Nr. XVIII geliefert hat. Eine *russische* Übersetzung des Korans erschien zu Petersburg 1716. Rec. weiss aber nicht, ob sie zu den unmittelbaren oder mittelbaren gehört. 6) Zu den Schriften, welche S. 435 als „*Koranici argumenti*" aufgeführt werden, wären noch hinzuzufügen: *A. Baumann ad loca S. S., quibus Turcae Persaeque Muhammedem Prophetam fuisse probare satagunt.* Jenae 1685. 4. *A. Svanberg: Quo successu Davidicos hymnos imitatus sit Muhammed?* Pars I. Upsal. 1806. 8. *Demetr. Kantemir Systema relig. Muhamed.* Petropol. 1722. Fol. *Dav. Mill: Dissertat. de Muhamedismo ante Muhammedem.* S. *D. Millii Dissertat. selectae.* Trajecti 1724. 8. p. 299—447. Unter den Abhandlungen über das *Testamentum et Pactum Muhammedis* fehlt der geraume Zeit vor *Tychsens* citirter Abhandlung geschriebene Aufsatz über diesen Gegenstand in der *Minerva* Febr. 1801, und in der *Theol. Monatsschrift für das J.* 1801. 2 Heft S. 110 ff. Hier ist auch das S. 445 angeführte, von *Tychsen* übersehene, Argument vom Beynamen الصديق, welchen Abu-Bekr führet, beygebracht.

Classis VII. Varia. Unter dieser Rubrik wird (Nr. 393—431) Nachricht von einigen medicinischen, philosophischen und mathematischen Schriften gegeben. Etwas Vollständiges scheint der Vf. nicht beabsichtiget zu haben. Es sind auch *Nachträge* zu der Bibliothek gegeben. Sonst würden Schriften, wie N. 412: *Evangelium Infantiae*, und N. 413: *Historia Josephi Fabri lignarii*, unter eine andere Rubrik gekommen seyn. S. 500—512 folgt ein *Auctarium de typis Arabicis:* 1) *Savaryanis;* 2) *Lebeanis.* Den Beschluss macht eine (nicht ganz vollständige) *Tabula, qua librorum unusquisque rela-*

tus est ad annum, quo in lucem prodiit. Druck und Papier sind höchst mittelmäfsig, was bey einem so wichtigen, im Ausland kommenden Werke Tadel verdient. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

Orientalische Literatur. *Göttingen*, b. Dieterich: *Henrici Middeldorpf, Hamburgensis, Commentatio de institutis literariis in Hispania, quae Arabes auctores habuerunt;* in certamine lit. civium Acad. Georgiae Aug. d. 25 Nov. 1810 ab illustri Philosoph. Ordine praemio ornata. 1811. 68 S. 4. Wie vollkommen diese Preisschrift mit der Absicht und Einrichtung der oben angezeigten Bibliothek harmonire, ersieht man alsbald aus der ganzen Anlage und aus der eigenen Erklärung des Vfs. in der Vorr., wo er sagt: „*Sensum quaestionis (ab Ordine Philosoph. in Acad. Goetting. propositae) ita accepi, ut argumentum mere historico-literarium interpretarer, ut colligerem summa diligentia notitias de singulis institutis Arabum in Hispania, quibus res literarum bonarum fructus capere potuerit. Nihil ex conjectura addere apud me constitui, nullam lacunam philosophando supplere. Auctorum locos, hac de re agentes colligendos, ordinandos, disponendos duxi, non mea placita offerenda.*“ Hr. Prof. *Middeldorpf* hat nicht mehr versprochen, als er geleistet hat, und sein Versuch verdient daher nicht nur als ein schöner Beweis seines gelehrten Fleifses, sondern auch als ein wichtiger Beytrag zu diesem noch sehr wenig bearbeiteten Theile der Literaturgeschichte aufgenommen zu werden. Ob nicht eine Verarbeitung der Materialien nach anderen Gesichtspuncten und nach den verschiedenen Wissenschaften zweckmäfsiger gewesen wäre, ist eine andere Frage; allein diese Abänderung des Plans stand nicht in der Freyheit des Vfs., sondern hing von der Stellung der Preisfrage ab. Dem Zwecke derselben gemäfs, zerfällt die ganze Untersuchung, nachdem die *Prolegomena* einen gedrängten Abrifs der arabischen Cultur-Geschichte überhaupt geliefert, in folgende Abschnitte: I. *De Academiis et Scholis Arabum in Hispania.* §. 1. *De Academia Cordubensi.* Sie ward von *Hakem II* oder *Almostanser Billa* bald nach d. J. 961 gestiftet und dauerte lange in einem blühenden Zustande fort. §. 2. *De Academia Granatensi.* Dem Vf. ist wahrscheinlich (S. 23), dafs ihr Ursprung ans Ende des XI Jahrhunderts zu setzen sey. §. 3. *De schola Toletana.* Toledo fiel schon 713 in die Gewalt der Mauren, und ward 1084 von Alphons VI wieder erobert. Der Anfang ihrer gelehrten Schule fällt ins X Jahrhundert. §. 4. *De Academia Hispalensi.* Sie scheint zu der Zeit entstanden zu seyn, als Sevilla, nach seiner Trennung von Cordova, von eigenen Königen regiert wurde, welches seit 910 geschah. §. 5. *De schola Denensi.* Bestimmte Nachrichten fehlen; doch ist wahrscheinlich, dafs sie vom IV bis VII Jahrhundert der Hedschra dauerte. §. 7. *De schola Valentina.* §. 8. *De schola Silvensi.* §. 9. *De schola Septana.* §. 10. — — *Jativensi.* §. 11. — — *Murciana.* §. 12. — — *Almeriensi.* Sie fallen sämmtlich zwischen das IV — VII Jahrh. der Hedschra. §. 13. *De Academia Malacitana.* Der Vf. glaubt den Ursprung der Akademie zu Malaga erst ins VIII Jahrh. d. H. setzen zu dürfen. §. 14. *De schola Velesiana* (Velez), wahrscheinlich im VII Jahrh. §. 15. *De schola Belienensi, Quesaduna et Caliozana*, deren Geschichte völlig dunkel ist. §. 16. *De constitutione, indole atque gubernatione academiarum et scholarum Hispano-Arabum.* In zweckmäfsiger Kürze wird hier von den Elementar-Schulen (مكتب) und von der Einrichtung der höheren Lehranstalten (مدرسة), worin Koranistik, Jurisprudenz, Mathematik, Philosophie, Rhetorik u. s. w. gelehrt wurde, gehandelt. Als ein Beweis von der Toleranz der Araber wird S. 54 angeführt: „*Judaeos academiae Cordubensi praepositos invenimus. Itaque Arabes doctrinae magis et eruditionis, quam superstitionis praejudicataeque opinionis rationem habebant*“.

II. *De Bibliothecis Hispano-Arabibus (Arabicis).* §. 1. *De Bibliothecis Hispano-Arabum in universum.* Über die Erfindung des Papiers werden S. 56 verschiedene Meinungen angeführt. Wenn es heifst: „*Alii usum chartae Graecis saeculi IX et X vindicare voluerunt, alii anno 1470 primam chartam esse confectam contendunt*“: so hätte diese letzte Behauptung eben so, wie die erste, belegt werden sollen. Man findet diese Meinung von *Schmidt* und *v. Aretin* (über die frühesten universalhistor. Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst. München 1808. 8. 31 ff., wogegen *Bodmann* u. *Fischer* Beschreibung typogr. Seltenheiten VI Liefer. bewiesen haben, dafs schon 1320 in der Gegend von Mainz unser Papier verfertigt wurde) vorgetragen. Es ist aus mehreren Thatsachen gewifs, dafs die Araber schon im VIII Jahrhundert n. Chr. das Papier kannten und sodann den Gebrauch desselben in Spanien einführten. S. 57 (Note) wäre noch die Schrift: *Franc. Cannes Diccionario Espannol Latino-Arabigo.* Madrid 1787, anzuführen gewesen. §. 2. *De Bibliothecis privatis.* §. 3. *De Biblioth. publicis.* Bekannt sind die von Cordova, Toledo, Granada, Velez und Malaga. Von der ersteren wird behauptet, dafs sie 600,000 Bände stark war und dafs der Catalog davon 44 Bände füllte. Doch wird (und gewifs, mit Grund) hinzugesetzt: „*Nisi fortassis hujus rei autores falsa quaedam hic tradunt*“. Es ist bekannt, wie sehr die Araber übertreiben. Fand doch Saladin im XII Jahrhundert in Ägypten, diesem berühmten Bücher-Arsenal, kaum 100,000 Bücher! III. *De itineribus literarum causa ab Hispano-Arabibus susceptis.* Es werden XVII Reisende namhaft gemacht, welche theils gelehrte Reisen machten, theils dieselben in ausführlichen Werken beschrieben. Solcher Beschreibungen gab es sechs, wovon *Casiri* Nachricht ertheilt. IV. *De nonnullis Arabum in Hispania minoris momenti institutis literariis.* Im Cordova war im XII Jahrh. n. Chr. eine *Academia linguae Arabicae;* im XIII Jahrh. zu Granada eine *Academia Coranistica;* zu Setabis im XII Jahrh. eine historische Akademie. Von S. 65 folgen noch 2 *Epimetra* 1) *De literatura Hispano-Arabum per Europam dispersa.* 2) *De versionibus graecorum auctorum ab Arabibus confectis.* Auch hier findet man, wie in der ganzen Schrift, eine lobenswerthe Genauigkeit und Sorgfalt. Dafs es kein leichtes Geschäft war, aus so vielen zerstreuten Notizen ein Ganzes zusammenzustellen, sieht Jeder leicht ein, der nur einigen Begriff von der Sache hat. Dafs, bey der Sparsamkeit, womit die Quellen hier fliefsen, *Casiri* oft der einzige Führer des Vfs. war, gestehet er selbst mit Offenheit in der Vorrede. Wie sollte dies auch anders seyn? Aber es wäre ungerecht, behaupten zu wollen, dafs der Vf. sich durch das ganze Buch hindurch nur an *Casiri* gehalten und diesen excerpirt habe. Man überzeugt sich durch angestellte Vergleichungen bald, dafs die im vorausgeschickten *Index Auctorum in hoc opusculo laudatorum* aufgezählten Schriften nicht blofs zur Parade dastehen, sondern von Hn. *M.* treufsigst benutzt worden sind. Schade, dafs die kleine Schrift durch so viele Druckfehler verunstaltet ist. Es ist dies besonders bey den vielen Eigennamen unangenehm. S. 19 sind auf einer Columne 5 Namen unrichtig: Abu Abdalla st. *Abi Abdallah;* Josephi Ben Tasphin st. *Joseph Ben Taschfin*, und Elba Buker st. *Abu-Baker.* S. 68. Z. 19 ist statt *Constantinopolin* Hierosolyma gedruckt, was sich jedoch sogleich wegen der beygesetzten Jahrzahl der Eroberung 1453 als Druckfehler zeigt. Auf derselben Seite soll es *Gezi* st. Genzr heifsen. Die Schreibart des Vfs. ist einfach und dem Gegenstande angemessen. N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 AUGUST, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

BREMEN, b. Heyse: *Kampf und Sieg*, ein Roman von *Franz Horn*. 1811. 1 Th. 256 S. 2 Th. 240 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Liebe rettet aus Gefahren, Tod und Hölle, ist die Idee, welche der Vf. in diesem neuesten Werke seiner fruchtbaren Muse ausführen wollte, und man darf demselben das Zeugniss geben, dass es ein Hinstreben zur wahren Poesie überall offenbart, wovon man in den gewöhnlichen Romanen keine Ahnung findet. Ob aber dem Dichter diese Idee immer klar vorgeschwebt habe, ob er, anstatt die mannichfaltigen Situationen aus einem in dem Geiste entworfenen idealischen Bilde organisch zu entwickeln, nicht vielmehr romantische Situationen mit poetischem Sinne zusammengefügt habe, ob ferner, anstatt ein anschaulich vollendetes Gedankenbild des individuellen Menschenlebens vor der Seele des Lesers zu erzeugen, oder der Idee des Romans gemäss das Leben unter dem Bilde des sich entwickelnden subjectiven Lebens poetisch und also darzustellen, dass man erkenne, wie der Mensch in seine Umgebung einwirke, und diese wiederum zu seiner Entwickelung wirke, hier nicht vielmehr nur Umstände und Schicksale wechseln, über welche der Dichter in verschiedenen Gestalten reflectirt: dieses überlassen wir einem späteren Urtheile des einsichtsvollen Vfs., so wie dem tiefer schauenden Theile der Leser, zu beantworten. Gewiss sind hieraus einige Missverhältnisse in den Hauptpartieen des Werks zu erklären, welches durch Zusammendrängen derselben an Klarheit gewonnen haben würde, da jetzt die Idee desselben erst am Ende hervorspringt.

Überall aber lässt sich die Herrschaft einer trüben, düsteren Stimmung des Dichters nachweisen, die selbst in den witzigen Parthieen des Werks gewaltsam hindurchdringt. Mit dem Gefühle eines regenschwangeren Wintertags treten wir ein. Trübschwere Warnungen treffen den Helden, ehe er noch seine Laufbahn beginnt, und obwohl sich die Jünglinge, welche sich zur Reise in die Welt verbunden, gar oft vornehmen, das Gespenst der Traurigkeit zu verbannen: so vermögen sie doch nimmer, sich desselben zu entledigen. Auf dem Grunde ihres Gefühls ist eine schwere Stimmung verbreitet, und ihre Freude ist nur ein gewaltsames Aufstreben, dieser zu entgehen, das sich mit vielen Worten Luft macht; nicht die Fröhlichkeit, die in dem tiefen Grunde des gesunden Herzens erzeugt wird. Ja selbst der Dichter scheint sich im ersten Theile der Erzählung seines Geisterapparats nicht sehr erfreut zu haben: denn die allzu grell ausschlagende Ironie Albrechts zerstört unaufhörlich die Geburten einer trüben Phantasie, die immer von Neuem gleich Irrlichtern aufflackern. Flüchten mag er sich in dieses Gebiet vor dem Andrange der prosaischen Wirklichkeit, aber die Gebilde, die er hier erblickt, sind unbeständig, alle diese Gestalten misstrauen, erklären und vernichten sich selbst, und so bleibt der Leser oft ohne Glauben und Antheil. Der feurige Gustav und sein Freund, der Vater, wie der melancholische Oheim, beschwören die Gespenster mit den beliebtesten Aufklärungsformeln aus dem 18 und 19 Jahrhunderte, während die Scene auf ein früheres Jahrhundert angelegt war, dagegen der Böse, der weniger durch das böse Princip, als durch eine gewisse hypochondrische Langweile und Gleichgültigkeit bewogen, zum Unheilstifter aus der Erde steigt, sich mit einem von mythologischen und ästhetischen Kenntnissen zeugenden Witze revanchirt (vgl. 1 Th. 242 ff., 251. 2 Th. 200 u. f. w.). Überhaupt sind wir durch nichts an die frühere Zeit (die Geschichte ist in die Mitte des 17 Jahrhunderts verlegt) erinnert worden, als durch einige eingeschobene Stellen des Abraham von Sanct Clara, durch die flüchtige Erwähnung einiger Verhältnisse der damaligen Zeit, und einige von dem Stile des Ganzen hie und da abstechende Ausdrücke, z. B. Bekanntniss st. Bekanntschaft. — In Summa: Die Geister, welche hier den Anstoss geben sollen, sind erschöpft, sie wollen in unseren Romanen nicht mehr Stand halten; daher die zuvorkommenden Zusätze: „Halten sie mich nicht für einen Träumer" u. s. w., bey welchen dem Leser jedes Wunder zu Wasser, ein böser Geist zu dem bösen Humor des Vfs. wird, und die Figuren sich aus dem leeren Gedankenleben nicht ablösen wollen.

Indessen müssen wir gestehen, dass in dem zweyten Theile, und besonders mit dem Tode Albrechts, wo alles einfacher und klarer geworden ist, jener Teufel etwas bedeutender auftritt, und sein Erscheinen mehrere tiefergreifende Situationen hervorbringt. Damit es aber nicht scheine, als hätten wir unser Urtheil über diese Dichtung auf das Einzelne gegründet: so möge hier der Plan des Ganzen angedeutet stehen.

Gustav, Sohn eines reichen Edelmanns in Westphalen, wird unter schwarzen Vorbedeutungen geboren. Ein böser Geist strebt *schon bey seiner Geburt*, ihn seiner Gewalt zu unterwerfen; aber vergebens. Dieses wird ihm warnend durch seines hypochondrisch-melancholischen Oheims hinterlassenen Brief entdeckt, als er mit seinem Jugendfreunde, Albrecht, die Reise aus der Heimath anzutreten im Begriff ist. Die erste unerfreuliche Bekanntschaft, welche wir auf dieser

Reise machen, ist Xaver, Gustavs Vetter, auf dessen Bildung und Schicksal des Oheims böse Laune haftet, so weichlich und mädchenhaft, dass er anfänglich von den Jünglingen für ein Weib gehalten wird, ein Mensch, dessen Name uns den bitteren Gegensatz von Gesundheit und Krankheit vorzuhalten bestimmt ist, und dessen Leiden, wie Albrecht nicht unwahr sagt, alle etwas kunstreich Gezähmtes haben; übrigens ein Dichter, in der Folge Almeidos genannt. Sie werden Freunde. Auch finden sie in Xavers Nähe eine Seherin, Veronica, welche bey Gustavs Anblick mit den Zeichen der höchsten Extase entflieht, und ihr Prophetengeschäft, über dessen Natur uns der Vf. mit Recht in Dunkelheit gelassen hat, aufgiebt. Sie finden wir nachher mehrmals wieder, bestimmt, als ein Bild entsagender Liebe ohne eigentlichen Einfluss auf das Ganze neben Gustav herzugehen. Von ihr gilt recht eigentlich, was von dem Mädchen aus der Fremde: man wusste nicht, woher sie kam, und schnell war ihre Spur verloren u. s. w. Die beiden Jünglinge kommen nach Wien, und spielen daselbst eine ausgezeichnete Rolle in der Gesellschaft. Zu dieser Zeit drängt alles sich um Claren, die als der Gegenstand der gemeinschaftlichen Schmerzen von den Jünglingen angebetet, von den Weibern gefürchtet, und von dem Volke als Zauberin geschmäht wird. Sie ist von ihrem Oheim einem Grafen Hugo von Gadaro bestimmt. Florens, ein Pendant zu Xaver, den wir unter ihrem Fenster klagen sehen, giebt sich um ihrentwillen den Tod. — Hier sind elegische Monologen nicht gespart. — Auch Xaver, den sie plötzlich in Wien treffen, und in dem Zweykampf mit Florens retten, glüht für Claren, und zieht sich, verschmäht, in ein Kloster zurück, wo wir auch weiter nichts von ihm erfahren. Hiebey können wir uns nicht enthalten, eine Probe von Albrechts Jovialität beyzufügen. Bey jenem Zweykampfe hören wir folgende Worte: „Steckt sogleich eure Degen ein — du Glückseliger und du segenloser Jüngling, seyd ihr nicht ohnehin schon schneidende Gegensätze genug, dass ihr noch die Schneide eures Degens dazu nehmen wollt? Euer Schicksal ist schon so epigrammatisch, dass ihr es auch wohl ersparen könnt, noch eins mit Blut dazu zu schreiben.“ — So viele Personen hat der Vf. zu seinem Zwecke ohne dringende Noth aufgeboten. — Gustav und Albrecht gerathen in Clarens Nähe. Beide werden von ihr angezogen. Gustav erklärt ihr seine Liebe. Sie erwiedert, „dass sie keine Liebe für ihn fühle; sie verlange einen Mann, den sie über alles hochachten und verehren, in dem sie seine ganze Gattung, die Menschheit, in ihrer höchsten Blüthe und Reinheit finden könne.“ Diese Erklärung, bey welcher uns Clara, in der Nähe betrachtet, bey weitem nicht so interessant, als aus der Ferne der vorhin erwähnten Umgebungen erscheint, ist es, welche dem Bösen Gelegenheit verschaffen muss, mit uns näher bekannt zu werden. Er erscheint unter der Gestalt eines Fremden, Namens Manuel, und bietet dem Jüngling seine Hülfe an, unter der Bedingung, dass er ihm sich ganz zu eigen geben wolle. Gustav schlägt diese Hülfe edelmüthig aus. Jener schwindet drohend.

Hier beginnt der *zweyte* Theil und eine neue Periode für unseren Helden. Die Drohung bestätigt sich. Alle Unannehmlichkeiten dringen auf ihn ein. Auch sein Vater stirbt, verkannt und ohne Vermögen, doch Veronica ist ihm im Unglück treu zur Seite. Da bricht der Krieg aus, in welchen Gustav, getrieben von Hoffnung und Verlangen, durch Thatenruhm sich der Geliebten Huld zu erwerben, mit seinem Freunde zieht. Überall tritt der Graf, in welchem Gustav den Fremden erkannt hat, von Albrecht in tiefster Seele gehasst, mit feindlicher Erscheinung neben sie. Sie kehren mit Ehre gekrönt aus dem Kriege zurück. Gustav findet in Clara's Armen die Belohnung der Liebe. Albrecht, voll Ingrimm, dass Hugo des Freundes Glück sich in den Weg stelle, geräth mit ihm in Zweykampf und fällt. — Nur sein Tod versöhnt uns mit jener forçirten Jovialität, welche so oft mit frösteldem Witze die poetischen Regungen Gustavs erkältet und in langweilige Prosa geschwätzig auflöst. Auch scheint uns die Berührung zwischen ihm und Gustav mehr eine äussere als innere zu seyn, ungeachtet er für diesen stirbt, und seine Liebe unterdrückt. Übrigens erkennen wir in diesem und Hugo's Charakter zwey Lieblingspersonen unseres Dichters. — Die Schilderungen, welche nun folgen, sind die trefflichsten und lebendigsten der ganzen Dichtung, und des Vfs. Räsonnement stört hier weniger als im ersten Theile. Ergrimmt bietet Gustav Hugo den Zweykampf an; er gilt Clarens Besitz. Hugo nimmt ihn voll warnender Verachtung an. Nochmals erscheint Gustav der Geist, und erbietet sich, verschmäht, zur Hülfe im entscheidenden Augenblicke. Schon von zwey Wunden entkräftet, kämpft Gustav gegen die kalte Riesenkraft Hugo's, endlich in der äussersten Gefahr des Todes, da alle Hoffnung schwindet, ruft er verzweifelnd Manuels Namen an, — und Hugo fällt.

Allein stehen nun die Geliebten, siegend und in unaussprechlicher Liebe umfangen. Gustav kehrt mit Claren auf seines Vaters Burg zurück. Ihr Leben daselbst erscheint uns wie ein Erwachen nach bangen beängstigenden Träumen. Allein bald kehren diese zurück. Immer mehr drängt ängstliche Besorgniss Gustavs Herz, und die drohende Erscheinung Manuels verdunkelt die Seligkeit seiner Liebe. Schon erwartet er bange den letzten Tag seines Lebens; es erscheint der böse Geist in Sturm und Wetter, und setzt die Burg in Flammen, Gustavs Leben fodernd. — Die kräftigste Scene des Ganzen und wirklich meisterhaft dargestellt. Doch Clara, über welche der Böse keine Gewalt hat, lässt den Geliebten nicht aus ihren Armen. Unversehrt dringen sie durch die Flammen, die Burg stürzt ein, und der Eremit, in welchem sie Veronica erkennen, setzt ihnen den Kranz aufs Haupt, so dass uns erst am Ende des Buchs recht eigentlich wohl wird.

Man wird aus diesem Plane sehen, dass gar Vieles zusammengedrängt werden konnte, dass der erste Theil übermässig gedehnt, die Gruppirung etwas vernachlässigt ist, viele Personen bedeutungslos dahingehen, dass endlich das Schicksal hier nicht als nothwendiger Zusammenhang der Dinge, sondern viel-

mehr als willkührlich blindwirkendes Misverhängnifs regiert, welches doch zuletzt nicht ganz consequent der poetischen Gerechtigkeit weicht. Aber bey allem diesem ist uns besonders die Hauptfigur dieser Dichtung, Gustav, durch seinen frommen und kräftigen Sinn eine sehr erfreuliche Erscheinung gewesen; auch hat ihn der Vf. von schiefen Reflexionen und paradoxen Sentenzen, welche er anderen Personen in den Mund gegeben, so ziemlich frey erhalten.

Der Stil der Dichtung ist leicht, und besonders in den lyrischen Monologen sehr fliefsend und gefällig. — Auch das Äufsere dieses Werkchens ist empfehlend.

H . . . t . . . e.

CARLSRUHE, b. Macklot: *Briefe über den Geschmack in der Musik*, von *Johann Baptist Schaul*, königl. wirtemb. Hofmusicus. 1809. VI u. 389 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nach der Vorrede enthält dieses Buch die Übersetzung einiger von dem Vf. in italiänischer Sprache, unter dem Titel: *Conversazioni istruttive* 1806 herausgegebener, wahrscheinlich aber nicht sehr bekannt gewordener, Dialoge. Der schmeichelhafte Beyfall von *Salieri* und *Clementi*, deren Worte der Vf. als *testimonia auctoris* anführt, obgleich sie dem Rec. nur eine dürftige Vergeltung des ihnen im Buche gestreuten Weihrauchs scheinen, bewog den Vf., sie durch eine deutsche Übersetzung und eine „manchen weit angenehmere Form gemeinnützig zu machen." Indessen hat er sich dies sehr leicht gemacht, indem er in einigen Briefen, die man kaum an der Anrede und Unterschrift als solche erkennt, die Gespräche in unveränderter Form mittheilt, wobey wir zugleich sehen, dafs vom eigentlichen Dialoge hier gar nicht die Rede gewesen. Auch finden wir nicht, dafs seine Mittheilungen durch die Briefform eine besondere Annehmlichkeit erhalten hätten. Was den Inhalt betrifft: so würde der Titel dieser Schmiererey richtiger gelautet haben: *Planlose Mittheilungen, besonders über musikalische Gegenstände.* Denn der sechste und siebente Brief handelt gar nicht von Musik, sondern von der Schauspielkunst, und giebt von einigen vormals berühmten Schauspielern, z. B. *Garrick* und *Le Cain*, einige oberflächliche und längst bekannte biographische Notizen; und wenn gleich diese Mittheilungen den besonderen Geschmack des Vfs. charakterisiren: so handeln sie doch nicht von dem Geschmacke, d. h. von der Natur des wahren Geschmacks in der Musik, geschweige denn dafs sie denselben einzuflöfsen im Stande wären.

Als Beleg reichen die schwülstigen Apostrophen hin, in welchen der Vf. *Pleyel* und *Boccherini* als Muster der Quartettmusik, *Clementi* als „König der Tonsetzer für das Clavier," *Salieri* als einen musikalischen Philosophen preist, und mit der erhabensten Verachtung *Mozart's* ausruft: „O welch ein Unterschied zwischen meinem *Salieri* und ihrem *Mozart!*" Allein darüber klärt uns sein Glaubensbekenntnifs (im dritten Briefe) leicht auf. „Das erste Gesetz aller Künste, heifst es da, ist die *edle Einfalt*, nach *Boileaus* schöner Sentenz: Nichts ist schön als das Wahre u. s. w. Schade nur, dafs dieser Satz in der Anwendung so viel verloren hat; denn da heifst es (S. 64): „man werfe mich auch in einen glühenden Feuerofen, ich werde dennoch der *schönen Natur und ihren Nachahmern, den Italiänern, Loblieder singen.*" Es ist eine edle Sache um die edle *Einfalt*; leider wird aber diese Foderung nur so *einfältig* misverstanden! — Es hiefse das Papier verschwenden, wenn wir den sogenannten Dialog näher beleuchten wollten, in welchem der Buchstabe A die abgeschmacktesten Vorwürfe gegen *Mozart* ausstöfst, welchen litera B ganz armselig nachzugeben bestimmt ist. Wenn dieser grofse Tonkünstler ja zuweilen in etwas (jedoch bey weitem nicht so sehr als unsere heutigen Componisten) ausschweifte: so war es in der Fülle der Instrumentalbegleitung, welche aus der Fülle seines Genius selbst hervorgehend, die Selbstständigkeit der Instrumentalmusik zu vollenden, kräftig mitgewirkt hat. Dieser von einer Kritik, die das Deutsche, wie das Italiänische, zu würdigen weifs, ausgesprochene Tadel wird hier in einem weitschweifigen und planlosen Geschwätze so weit ausgedehnt (z. B. S. 56 u. 58), dafs es scheint, als tadle der Vf. *Mozarten*, weil er kein Italiäner gewesen. Bey jeder Gelegenheit wird dieser Tadel wiederholt, wie im fünften Briefe, wo der Vf. *Mozart* bedauert, „dafs er nicht schon in seiner früheren Jugend unter *einer* italiänischen musikalischen *Erziehung gewesen sey*, und sich durch den Ruhm, für einen gelehrten Componisten gehalten zu werden, auf so *steile Pfade* habe hinleiten lassen." Wer selbst seinen musikalischen Geschmack so verdächtig machen kann, und das Gesetz der Simplicität so misversteht, dafs er diese mit dem Leichten, Melodiösen, dessen Charakter sogleich in die Augen, oder vielmehr in die Ohren fällt, so ziemlich gleichsetzt, und überall zeigt, dafs er über das Verhältnifs zwischen Melodie und Harmonie so wenig im Reinen ist; wer endlich schreiben kann, „aufser einigen Stücken ist alles Übrige im *Titus* so langweilig und trocken, dafs man es vielmehr für den ersten Versuch eines aufkeimenden Talents hält," der sollte es nicht wagen, Briefe über den musikalischen *Geschmack* dem Publicum vorlegen zu wollen. Wie der Vf. nun, nach einer schwülstigen Lobpreisung *Jomelli's*, auch behaupten könne, „dafs die Deutschen nicht einmal *den Begriff* von einer Oper hätten," über welche das Bekannte theils nach Arteaga gesagt, und in einem jämmerlichen Tone der Mangel der Recitative in den deutschen Opern beklagt wird; wie er ferner den *italiänischen Gesang*, sammt der italiänischen Sprache, als den einzigen in der Welt preisen könne, von welchem Lobe jetzt doch so Manches abgehen würde: — alles dieses wundert uns nach dem Vorigen nicht mehr.

Nächst diesen Hauptgegenständen wird auch noch von vielen anderen Dingen mit gleichem Glücke, und wie es der Zufall trifft, gesprochen, z. B. über die Reize der Natur und Einsamkeit, und über *Klopstock* im fünften Briefe. So kommt der Vf. von dem Urtheile des Volks über den Gesang, dessen Zweck er, wie die Tendenz des Schauspiels in die Rührung setzt, auf die berühmte Sängerin *Todi*. Hier bricht er in eine Klage über die Sterblichkeit vortrefflicher Künst-

ler aus, und giebt dabey ein sehr weitläuftiges Verzeichniss berühmter, meistens italiänischer Sänger des 17 und 18 Jahrhunderts, in welchem es an Übertreibungen nicht mangelt. Denn etwas stark ist es doch ausgedrückt, wenn er (S. 176) von *Farinelli's* Stimme sagt: „Sie enthielt ohne Unterschied alle Töne, sie mochten so hoch oder so tief seyn, als sie wollten." Die Erwähnung der Sängerin *Bulgarini* bringt ihn dann auf Metastasio, welcher mit dieser Sängerin in einer freundschaftlichen Verbindung gestanden. Von dieses Dichters Leben wird nun eine lange Beschreibung geliefert, mit vielen Nutzanwendungen versehen, und in einem sehr veralteten Tone geschrieben, der uns des Vfs. Begriff von Dichtkunst in keinem günstigen Lichte zeigt. Wir erfahren hier auch, dass der Abt *Gravina* den Namen *Trapassi* in *Metastasio* verwandelt habe, „welches *nach griechischer Sprache Seelenhälfte heisst.*" Im zehnten Briefe, in welchem über die Reinheit der Kirchenmusick (so schreibt der Vf. immer) geredet wird, die nach einer sehr vagen Bemerkung „ihren Ursprung von (von dem) *Canto firmo*" haben soll, „dem es nicht an Schönheit und Majestät fehlt," kommt der Vf. auf eine Biographie des Pater *Martini*, aus dessen Geschichte der Musik lange Stellen entlehnt werden, welche doch längst veraltete Ansichten enthalten, und nicht geeignet sind, dieses Mannes eigentliches Verdienst kennen zu lernen. Diesen fügt der Vf., welcher sich nun ganz verlaufen zu haben scheint, seine eigenen, natürlich sehr schwankenden und unbegründeten Behauptungen über die Musik der Alten, namentlich der Griechen, ja selbst über die weltbekannte Vieldeutigkeit des Worts Musik bey. Besonders aber ist die Beschreibung der Instrumente sehr lustig. Dazwischen spricht er von der Musik der Araber. Hieraus leuchtet des Vfs. Begriff vom Briefe ein. Dass nicht einige Stellen eine gewisse Kraft des Ausdrucks haben, und manchem Musiker zu empfehlen wären, wollen wir nicht ableugnen. So z. B. die Bemerkungen über die Behandlung und Kenntniss der musikalischen Instrumente (im ersten Briefe); über das Clavierspiel, dann über die Erfodernille des Violinspiels und die Bildung eines Virtuosen (im zweyten); über den Gesang (im achten), in welchem er leider in einem zu weitschweifigen, predigenden Sermone alles auf sein „Gesetz der Ordnung," gegen welches er doch in diesen Briefen so heillos sündigt, zurückzuführen sucht, und dabey manches Gute aus *Arteaga* beybringt, und endlich über den Kirchengesang im zehnten Briefe. Aber alles dieses ist doch schon oft in einem besseren Zusammenhange gesagt worden, und der Vortrag wimmelt von Sprachfehlern und orthographischen Unrichtigkeiten (wie z. B. *Kor*, Tyrehner, *Likurg*, *mistisch*, *Kirie*, *stapat mater* u. s. w.), von Druckfehlern (wie Contract*s*timmen st. Contrault) so sehr, dass dem Leser das noch übrige Gute dadurch völlig verleidet wird. A . . . . . s.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Travestieen und Burlesken, zur Darstellung im kleinen geselligen Verein von Julius von Voss.* Mit Kupfern. 1811. 214 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn wirklich die Meinungen und Behauptungen in den ästhetischen Lehrbüchern gegründet wären, dass das Komische in Anhäufung von Contrasten, in Auffindung von Widersprüchen, in einer Umkehrung und Vernichtung der Welt und alles reellen Zusammenhangs zu setzen sey, und dass der Dichter auch seine eigene Form wieder zerstören müsse, kurz, dass das Wesen des Komischen in blosser Subjectivität bestehe: dann müsste man in der That diese Burlesken für Meisterstücke erklären. Denn der Vf. hat darin wirklich einen recht frechen Übermuth geübt, überall die Contraste gehäuft, und auch zur Zerstörung seiner eigenen Schöpfung nicht unterlassen, fleissig mit dem Parterre, mit dem Lampenputzer und dem Aufzieher des Vorhangs zu sprechen, was auch, wie es scheint, ihm gar nicht sauer angekommen ist. Auf diesem Wege wäre freylich — fast auf eine mechanische Weise — der Ruhm der Komik leicht zu erlangen, und die Dichter der neueren Zeit ermangeln auch nicht, von der gütigen Erlaubniss Gebrauch zu machen. So lange aber noch ein gesunder Sinn gegen die falsche Philosophie, die sich in ihren Übertreibungen nur vergallopirt hat, besteht, wird man solche überlustige Dramen, wie diese, für weiter nichts als für eine Gelegenheitsmacherey ansehen, Witz und Einfälle anzubringen, den Verstand mit Unsinn, die Phantasie mit undenkbaren Dingen, die Einbildungskraft mit Missgestalten und Carricaturen zu reizen und dissonirend aufzuregen, was den Beschauer bald mit Überdruss und Widerwillen erfüllen muss. Je toller die Erscheinungen sind: desto mehr Geist und Erfindung gehört dazu, sie mit neuer Schöpfungskraft in lebendigen Zusammenhang zu setzen, und den Unsinn unter höheren Sinn zu bringen. Diese Mühe hat sich der Vf. aber nicht gegeben, und so kann ihm auch das Lob, dass er viel Witz, viel gute Einfälle habe, nichts helfen, denn das Einzelne wirkt zu keinem Zusammenhange, zu keinem Ganzen, ja es steht öfters auch für sich unnütz und sinnlos da. Was liegt z. B. darin, wenn es heisst:

Rougenoir.
Sie sind mir ein altes Spittelweib!
Rinaldo.
Ein Spittelweib, und dazu ein *altes?*
Das tönet weder löblich noch *schallt es.*

Oder, wer kann es noch komisch finden, wenn Kinder in grosse *Thränentonnen* weinen? — Am besten von den fünf Spielen, die das Buch machen, hat uns noch *der gehörnte Siegfried* gefallen, weil hierin noch die meiste Phantasie und bey kühnem Witz der meiste Zusammenhang anzutreffen ist. Wenn es von einigem Unsinn und einigen Übertreibungen gereinigt würde: so könnte es ein recht gutes Puppenspiel geben; besonders sind die ersten Scenen, worin die Hofetikette mit einiger Haltung persiflirt wird, sinnreich und belustigend. Schade um das Talent des Vfs., dass er den Witz und die Einfälle so verloren um sich her streut, und nicht für die Erfindung und Anordnung eines Spieles sorgt, worin das Einzelne zur Fügung eines wirklichen Kunstwerks dienen könnte! T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 AUGUST, 1812.

LITERATURGESCHICHTE.

Rom, in der Druckerey der heil. Congregatio de propaganda fide: *Catalogus codicum Copticorum manuscriptorum, qui in Museo Borgiano Velitris adservantur.* Auctore *Georgio Zoega*, Dano, equite aurato ordinis Danebrogici. (Opus posthumum.) Cum VII tabulis aeneis. MDCCCX. XII und 663 S. gr. Fol. *).

Endlich ist denn dieses Werk, das gröfste und wichtigste seiner Art, an das Tageslicht gekommen. Es ist dem König Friedrich VI dedicirt. Man sieht aus einer Anmerkung zur Vorrede, dafs der zwischen *Zoega* und der Familie des Cardinal Borgia über dieses Werk angefangene Proceſs mit dem Tode des Vfs. aufhörte, indem die Familie des Cardinals ihr vermeintliches Recht zu Gunsten der Erben des Vfs. abtrat. Auf die Vorrede folgt eine Übersicht des ganzen Werks, welches aus drey Theilen besteht. Der erste enthält die Handschriften der memphitischen, der zweyte die der basmyrischen, und der dritte die der sahidischen Mundart der koptischen Sprache. Die memphitischen Handschriften enthalten: 1) Bibelübersetzungen aus dem alten Testament, eine ausgenommen, welche Stücke aus der Offenbarung Johannes hat; 2) liturgische Sachen; 3) ein copto-arabisches Wörterverzeichniſs; 4) patristische Handschriften, wozu gerechnet werden Homilieen, Predigten, Episteln, Lebensbeschreibungen der Kirchenväter und Märtyrer, mit kleinen Auszügen und Übersetzungen des Wissenswürdigsten. In solchen Auszügen und der Auswahl der Sachen ist *Z.* ein grofser Meister. Nichts Triviales, nichts Überflüssiges: überall steter Hinblick auf die Geschichte und auszeichnende Eigenheit der damaligen Zeit. Unter solchen Arbeiten dehnt sich der Blick *Zoegas* über einen ungeheuren Raum und eine lange Reihe von Vorzeit und Nachwelt mit allen ihren Folgen und gegenseitigen Verhältnissen aus. Von der basmyrischen Mundart waren, als er schrieb, nur 12 Folioblätter, die zu drey verschiedenen Handschriften gehörten, vorhanden. Der erste Entdecker dieser Mundart war der Augustiner *Georgi*, welcher von demjenigen Stück, welches das neunte Capitel des ersten paulinischen Briefs an die Korinther enthält, 6 Verse, vom 10ten bis zum 15ten, in der Vorrede seines Werks: *Fragmentum evangelii S. Joannis Graeco-Copto-Thebaicum e Veliterno Museo Borgiano*, Romae 1789, herausgab und erklärte. Die drey nun bekannten koptischen Mundarten bestehen aus Vermischungen mehrerer in dem alten Ägypten zu verschiedenen Zeiten gänge gewesener Sprachen. Alle kommen überein, dafs sie bedeutende Reste der alten Sprache Ägyptens enthalten. Die basmyrische ist eine Zwischenmundart der memphitischen und der sahidischen; doch so, dafs sie sich mehr dieser als jener nähert. Man war Anfangs sehr ungewifs, wo die basmyrische eigentlich die Provincialmundart gewesen sey. *Georgi* suchte zu beweisen, dafs sie in einer gewissen Gegend auf der Grenze des alten Libyens gebraucht worden sey. *Zoega* aber hat mit vielen wichtigen Gründen im Anfange des zweyten Theils seines Werks bewiesen, dafs die basmyrische Mundart ihre eigentliche Heimath in dem untersten Theile Ägyptens hatte, welcher von den beiden grofsen Armen des Nils umgeben und unter dem Namen Delta bekannt ist. Die Bewohner, Basmyriten genannt, waren rohe, unlenksame und meist wandernde Hirten. Ihre Wildheit und die von Morästen und Canälen herrührende Unzugänglichkeit ihres Landes hatte sie der Gemeinschaft mit anderen Völkern Ägyptens beraubt. Doch haben sie, wie aus geschichtlichen Umständen dargethan wird, mit Oberägypten, wo die sahidische Mundart besonders geredet wird, in einiger Verbindung gestanden. Dieſs kann der Grund seyn, weswegen der basmyrische Dialekt mehr von der sahidischen als von der memphitischen Mundart hat. Von letzterer bemerken *Georgi* und *Zoega*, dafs sie, ungeachtet sie die späteste der drey Mundarten zu seyn scheine, die am meisten cultivirte und berichtigte sey. *Zoega* hat diese basmyrischen Bruchstücke bloſs abdrucken lassen, und seinem Lehrling, dem Propst *Engelbreth*, ihre genauere Herausgabe und Erklärung in Dänemark überlassen. Die eigenen Worte, mit welchen er die Einleitung zu den basmyrischen Bruchstücken endigt, sind: *Haec sunt, quae amplius quam duodecim abhinc annis de Aegyptiae linguae dialectis disputavi, quo tempore membranis ex Aegypto advectis sedulo incumberem, earumque praesidio et linguae gentis et antiquitatis novam nec spernendam lucem me aliquando allaturum esse sperarem. Sed aliis deinceps curis detentus ejusque linguae studium seponere coactus, si veriora firmioraque ad dialectos illustrandas, praesertim ad Bas-*

*) Die Exemplare dieses Buchs liegen noch zusammen in Rom, einen unternehmenden Käufer erwartend; nur zwey waren schon früher durch den dänischen Gesandten, Baron *Schubart*, der auch um die Rettung desselben für die Erben des Verfassers grofses Verdienst hat, ausgewirkt und nach Kopenhagen geschickt worden. Für ein dortiges Blatt ist auch zunächst diese Rec. geschrieben worden, die hier aus dem Dänischen übersetzt erscheint.

myricam dialectum uni alterive ex Aegypti provinciis vindicandam, in medium sint allata, me ignorare fateor, et hac super re plenius eruditi operior ab Engelbretho, viro patria mihi et amicitia juncto, qui ante hos annos Basmyrica fragmenta in museo Borgiano adservata Romae descripsit et in patriam redux versione, vocabulario et commentariis ornata in lucem edere pollicitus est. Interea, donec is fidem liberaverit, rem harum litterarum studiosis haud ingratam me facere confido, dum ipsa fragmenta nuda ad manuscriptorum codicum fidem hic exprimam. Ea ea. (So schrieb *Z.* schon wenigstens im Jahr 1803.) Das hiedurch angekündigte Werk ist mit dem *zoegaschen* fast zu gleicher Zeit herausgekommen unter dem Titel: *Fragmenta Basmyrico-Coptica veteris et novi Testamenti, quae in Museo Borgiano Velitris asservantur, cum reliquis versionibus Aegyptiis contulit, latine vertit, nec non criticis et philologicis adnotationibus illustravit W. F. Engelbreth, ecclesiarum Lydersloviae et Frosloviae in Siaelandia verbi divini minister et praepositus honorarius. Havniae, MDCCCXI. pp. XXVI in 4to. Excudebat Sebastianus Popp.* Der Hr. Propst hat darin, seines grosen Lehrers würdig, die Erwartungen aller Kenner erfüllt und dadurch *Zoegas* Andenken geehrt. Das Werk des Lehrers braucht das Werk des Lehrlings zu seiner Vollständigkeit; dieses ist das Supplement zu jenem. Man muss beide besitzen oder studiren. Aus *Shows* Bericht von *Zoegas* Leben und Verdiensten in der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und aus der Einleitung zu den basmyrischen Fragmenten in seinem koptischen Werk ist deutlich zu ersehen, dass er, als er den Anhang zu dieser Einleitung schrieb, und dies war, zufolge seiner Briefe, kurz vor seinem Tode, die Untersuchungen von *Quatremère* über das Vaterland der basmurischen Mundart gar nicht kannte. Die Gründe also, die *Z.* in seiner Einleitung anführt, und die schon überzeugend sind, gehören ganz ihm an. *Quatremère* hat seinerseits vielleicht *Zoegas* Meinung auch nicht gekannt, und sie werden sich auf dem Wege zur Wahrheit begegnet seyn. Dieses wird bemerkt, weil man vielleicht durch *Engelbreths* Werk verleitet werden könnte, zu glauben, dass *Zoega* in seiner Meinung durch *Quatremère* bestimmt worden sey, welches unrichtig wäre. (Hr. *Engelbreth* drückt sich übrigens so aus: *Hanc opinionem, provinciam Deltae, ab Arabicis scriptoribus Baschmour appellatam, dialecti Baschmuricae esse patriam, Zoega ut veram contra Georgium jamdiu contendit, et ab eo acceptam cum Ill. Müntero communicandi veniam mihi dedit, eandemque in Catalogo suo Manuscriptorum Copticorum Mus. Borgiani teste Ill. Thiébaut de Bernaud proposuit et defendit. At palma in hac opinione de patria dialecti Baschmuricae defendenda jam merito debetur Ill. Quatremère. — — Multis argumentis hypothesin suam Georgi defendere conatus est; sed, ut jam supra dixi, Zoegae nostro, viro tam eximia doctrina tamque subtili acumine praedito, testimonia Abulfedae aliorumque luculentiora, dialectum in Delta usurpatam fuisse, persuaserunt, et, opinioni ejus ut assentiar, me tam argumenta e scriptoribus Historiae et Geographiae Aegypti mecum ab ipso in brevi conspectu communicata, quam propriae meae perscrutationes adduxerunt, ut etiam rationes, quibus Ill. Quatremère pro eadem hypothesi propugnat, quasque praecipue e manuscriptis Arabicis bibliothecae Imperialis Gallicae hucusque ineditis, egregiae doctrinae ope adjutus, publici juris fecit, rem adeo certam et indubitatam effecere, ut certe Georgi, si adhuc in vivis esset, hypothesin suam omittere minime dubitaret.*) Besonders ist es, dass der französische Gelehrte, nachdem er das Richtige gefunden, ins Licht gesetzt und durch historische aus den arabischen Handschriften der kaiserlichen Bibliothek genommene Beweise bestätigt hat, seine Meinung verändert, und die Mundart, die man nun übereingekommen ist, die basmurische zu nennen, nach den beiden Oasen versetzt, wogegen der Propst gegründete Einwendungen macht.

Von sahidischen Handschriften findet sich in dem borgiaschen Museum eine grose Menge. In der Recension derselben befolgt *Z.* dieselbe Ordnung, wie bey den memphitischen. Zuerst stehn die biblischen aus dem alten und neuen Testament nach der in der Bibel angenommenen Ordnung. Von dieser Art werden 99 Numern recensirt. Darauf folgt eine Überschr aller biblischen Stellen, welche in diesen sahidischen Bruchstücken enthalten sind. Ungeachtet *Z.* an mehreren Orten seines Werks erklärt, dass er nicht Theolog sey und nicht dafür angesehen seyn wolle, hat er doch, zu grösserer Bequemlichkeit und Brauchbarkeit des Werks selbst von dieser Seite, sich der grosen Mühe unterzogen, unter dem Buchstaben *D*, S. 207, *specimina versionis librorum Sahidicae e codicibus mss. Borgianis cum variantibus lectionibus ex iisdem* zu geben. Diese *specimina* des alten Testaments gehen von erwähnter Seite bis S. 218, wo *specimina* aus dem neuen Testament vom Briefe an die Epheser und von der Offenbarung Johannis bis S. 220 hinzugefügt werden. Es ist den gelehrten Bibeldolmetschern bekannt, dass alle Handschriften der siebenzig Dollmetscher sich in zwey Hauptclassen theilen. Der Originaltext der einen ist im Codex Vaticanus und der der anderen im Codex Alexandrinus. Merkwürdig ist es, dass die koptischen Übersetzungen des alten Testaments gewöhnlich dem Texte des vaticanischen Codex folgen; doch haben sie hin und wieder ganz eigene Lesarten. Für den gelehrten Theologen, der die Bibelkritik zu seinem Hauptstudium macht, wird daher das Studium der koptischen Mundarten ganz unentbehrlich. Nach dem, was nun in diesem Studium geleistet worden ist, wird dasselbe auf viele wichtige Untersuchungen und Entdeckungen leiten. Liturgische Handschriften werden 10 angeführt. In diesen findet sich meist der griechische Text mit koptischer Übersetzung unter demselben. Nun folgen *Acta Jesu, Mariae, Josephi et Apostolorum* von der 111ten bis 137sten Numer mit Auszug und lateinischer Übersetzung des Wichtigsten. Darauf *Acta martyrum*, worunter z. B. *Acta Theclae*, von der 138sten bis 158sten Numer. Hier wird *Z.* genöthigt, verschiedene Fehler in den von *Georgi* herausgegebenen Numern zu berühren, und es ist schön, die Schonung zu sehen, mit wel-

cher er den achtungswürdigen, aber zugleich sehr schwachen Greis behandelt. Die 10 Numern der *Historia ecclesiastica* sind sehr wichtig, weswegen sie Z. auch ganz, zugleich mit wortrechter Übersetzung, gegeben hat. Diese Bruchstücke handeln von *Actis concilii Niceni*. Zuerst wird der Text gegeben; dann folgt eine lateinische Übersetzung mit untergelegten Anmerkungen. Die Unterschrift der Bischöfe ist sogar wichtig in Rücksicht auf die damalige Erdbeschreibung; denn die Orte, woher die Bischöfe waren, sind den Namen beygefügt. Die Rubriken *Patristica et Monastica Aegypti*, die von Numer 169 bis 248 gehen, enthalten auch viele aufklärende und den Theologen wichtige Dinge. Unter dem Auszuge dieser Bruchstücke stehen kritische Anmerkungen und Worterklärungen. In dieser Rubrik wird zuweilen der Inhalt lateinischer, zuweilen und bey grosen Numern ein alphabetisches Verzeichniss der in dem Stücke vorkommenden Namen und merkwürdigsten Sachen gegeben. Doch werden hier auch einzelne Stellen übersetzt, wenn sie sehr wichtig sind. Von Numer 248 bis 267 erstrecken sich *scripta variorum auctorum*. Hierunter finden sich einige Homilieen. Darauf folgen *Inserenda* von N. 268 bis 276, Bruchstücke von *Synodalibus* und einige Predigten. N. 278 handelt *de re medica*, und ist das einzige weltliche Stück der ganzen Sammlung. Es besteht aus 2 Blättern, Resten eines grosen in Capitel eingetheilten Werks. In diesen zwey Blättern wird gehandelt von der Art, wie gewisse Hautkrankheiten geheilt werden können. Es ist nicht übersetzt, aber die Worterklärungen sind desto vollständiger. Die Sammlung schliesen *Miscellanea* von N. 279 bis 312. In diesen kommt eine merkwürdige Probe von geistlicher koptischer Mönchspoesie vor, die für die Sprache wichtig ist. *Zoega* behauptet, sie sey aus dem Anfange des 6 Jahrhunderts. Sie ist gereimt und dürfte das frühseste bekannte Beyspiel vom Reim seyn. Was den Werth dieses grosen Werks insbesondere erhöht, ist der Fleiss und die Genauigkeit, mit welchen es verfasst und abgedruckt ist. Den abgedruckten Text hat Z. von neuem mit den Handschriften verglichen, und nie die letzte Correctur abgegeben, bis der gedruckte Text vollkommen berichtigt war. Dieselbe Genauigkeit findet sich auch in den Kupfern, die zugleich eine sehr vollständige koptische Palaeographie ausmachen, mit Rücksicht auf die Zeit der Schrift in 9 Classen eingetheilt. Am Ende der Schriftproben werden einige Figuren, die in den beschriebenen Handschriften befindlich sind, hinzugefügt. SW.

Rudolstadt, in d. Hofbuchh.: *Handbuch der classischen Literatur der Römer* oder *Anleitung zur Kenntniss der römischen classischen Schriftsteller, ihrer Schriften, der besten Ausgaben und Übersetzungen derselben.* Zum Gebrauch der Schullehrer und aller Freunde der classischen Literatur von *Wilh. David Fuhrmann*, Prediger u. s. w. I Bd. 1809. XXXII u. 907 S. II Bd. 1810. XXVI u. 1038 S. 8. (6 Rthlr.)

Diese beiden Bände machen die Fortsetzung und den Beschluss des bekannten Handbuchs aus, wovon die ersten Bände, die Literatur der Griechen umfassend, schon von einem anderen Rec., gegen welchen sich B. IV. S. IX—XX eine geharnischte Antikritik befindet, in diesen Blättern 1809 No. 147. 148 beurtheilt worden sind. Die Geschichte der römischen Literatur handelt Hr. *F.*, nach einer kurzen Einleitung, die blos die benutzten Hülfsmittel angiebt, in XIII Abschnitten ab: I. Dichter; II. Mythographen (diese beiden füllen den ganzen ersten Band!); III. Romanschreiber; IV. Redner u. Rhetoren; V. Epistolographen; VI. Grammatiker; VII. Philosophen u. Naturforscher; VIII. Ärzte; IX. Geschichtschreiber; X. Geographen; XI. Mathematiker u. Taktiker. XII. Ökonomen; XIII. Rechtsgelehrte. Hierauf folgen Nachträge, und das Ganze beschliesen zwey zweckmäsige Register. Das Unbequeme dieser Anordnung fällt in die Augen. Hr. *F.* kam dadurch in die Verlegenheit, dass er z. B. den Petronius (B. IV) unter die Romanschreiber und die Apocolocyntosis des Seneca unter die philos. Schriften setzen muste! Hätte es dem Vf. gefallen, uns, statt einer dürftigen Angabe der gebrauchten Hülfsmittel, eine kritische Geschichte der lat. Sprache, ihres Ursprungs, ihrer allmählichen Ausbildung und Verbreitung zu geben (und wir sehen nicht ein, warum dies nach Bd. IV. S. 298 ausser den Grenzen dieses Handbuches lag): so würde ihm gewiss das Unzweckmäsige seiner befolgten Eintheilung bemerklicher geworden seyn. Rec. erkennt mit Achtung den guten Willen und löblichen Eifer des Vfs., und verkennt keineswegs das mannichfaltige Gute und Brauchbare dieses Werkes, welches einen rühmlichen Beweis von dem Fleisse des Vfs. ablegt: er wünscht daher, dass folgende Ausstellungen von der rechten Seite betrachtet und aufgenommen werden mögen.

Das Hauptverdienst des Hn. *F.* bey diesem Handbuche besteht, nach seinem eigenen Ausspruche B. I. S. XII—XVI, in dem fleisigen Auffammeln und in der zweckmäsigen Zusammenstellung und Benutzung des gesammelten Apparats. Hieraus ergiebt sich, dass das Urtheil des Rec. fast einzig auf das Formelle dieses Handbuches gerichtet seyn müsse, da die Verschiedenheit der Ansichten bey diesem oder jenem Schriftsteller ihn zu einem Kampfe mit vielen Gelehrten, deren Schriften der Vf., ohne sie jedesmal zu nennen, benutzte, führen würde. Ob wir nun gleich dem Sammlerfleisse des Hn. *F.* gern ein gutes Zeugniss geben: so müssen wir doch auf der anderen Seite gestehen, dass wir sehr oft das kritische Urtheil in Unterscheidung des Nöthigen und Brauchbaren vom Unnöthigen und weniger Brauchbaren vermisst haben. Wir rechnen hieher die weitläuftigen Relationen von den Lebensumständen eines Schriftstellers, wo, statt psychologisch die geistige Bildung desselben zu entwickeln, oft im chronicalischen Wuste und mit lästiger Weitschweifigkeit die unbedeutendsten Dinge erzählt werden. Der unbefangene Leser schlage nach und urtheile! Hier erfahren wir, dass Horazens Vater mit gesalzenen Fischen gehandelt haben soll (B. III. S. 397); dass Virgil viel Kopfschmerzen gehabt habe (ebendas. S. 297); dass Lucilius den Lälius einmal mit einer zusammengerollten Serviette um den Tisch gejagt habe (ebendas. S.

139); dafs Ennius von vielem Weintrinken die Gicht und das Podagra bekommen habe (ebendaſ. S. 16), wobey wenigſtens die Disputation: *De morbo Q. Ennii poëtae ſive Podagra e vino: disp. Joan. Joach. Chuedenius.* Viteberg. 1694. 4. anzuführen war. Manches, das einer Erwähnung werth war, iſt übergangen: z. B. dafs *Ruhnken* in *Bibl. Crit. II.* 1. S. 84 unbedenklich der Meinung des *Nicl. Ignarra*, Petronius habe unter den beiden Antoninen gelebt, beytrat (B. IV. S. 12), und dafs *C. Barth.* z. Stat. Sylv. I, 6, 41 den Cornelius Severus für einen Chriſten hielt. Beym Vitruvius (B. IV. S. 930) hätte *Hirts* Abhandlung in Wolfs u. Buttmanns Muſ. 1 Bd. 2 St. S. 219—33, und bey den Apiciern *Lipſius* z. Tacit. Annal. IV, 1, und *Caſaubon.* und *Schweigh.* z. Athen. I, 12 nachgeſehen und benutzt werden ſollen. Mehreres übergehen wir der Kürze wegen.

Einen groſsen Vorzug vor vielen dergleichen Handbüchern hat Hr. *F.* dem ſeinigen dadurch gegeben, dafs er ſich über die Ächtheit und den Werth der Werke der lat. Schriftſteller verbreitete und ſie überhaupt charakteriſirte: wenn es nur mit genauerer Prüfung und feſterem Urtheil und mit mehr Kürze und Gediegenheit geſchehen wäre! Er folgte hiebey freylich mehr dem Urtheile Anderer, als dem ſeinigen: dieſs brachte Weitläuftigkeit, Schwanken, Wiederholungen und Widerſprüche hervor. Man vergleiche nur die Beurtheilungen des Terentius (B. III. S. 108—19), des Lucilius (ebendaſ. S. 173), des Lucretius (ebendaſ. S. 157, und beſonders 166, wo vieles zweymal geſagt iſt), des Tibullus (ebendaſ. S. 235), des Horatius (ebendaſ. S. 468) und des Phädrus (ebendaſ. S. 660). Wie breit und nachläſſig iſt der Inhalt der Luſtſpiele des Plautus (B. III. S. 349), des Terentius (ebendaſ. S. 95), der Eclogen des Virgilius (ebendaſ. S. 300, wo S. 303 bey der IV Ecloge in der Not. I. *J. H. Voſſens* S. 178 einzig richtige Erklärung wohl einer Erwähnung verdiente), der Georgica u. Aeneis (ebendaſ. S. 313—358). Noch führen wir das an, was über die Geſchichte des Vellejus (B IV. S. 676) und über die Briefe des Cicero (ebendaſ. S. 212) mit vielen Wiederholungen geſagt iſt, und bemerken, dafs S. 216, wo von der Lectüre der ciceron. Briefe auf Schulen geſprochen wird, dasjenige, was *Martyni-Laguna* in Praefat. p. XXV. Epiſt. Cicer. wider dieſelbe kräftig erinnert, einer Anführung werth war. Will man das Schwanken des Hn. *F.* in Beurtheilung der Ächtheit einer Schrift, wo er durch verſchiedene Meinung der Gelehrten ins Gedränge kommt, kennen lernen: ſo ſchlage man nur z. B. nach, was beym Phädrus (S. 647 u. f. w.), beym Seneca (S. 718), wo *J. G. C. Klotzſch de Annaeo Seneca, uno Tragoediarum, quae ſuperſunt, omnium auctore.* Viteberg. 1802. 4. anzuführen war, beym Gallus (S. 291) über das Gedicht *Ciris*, welches *J. H. Voſs* z. Virgils Eclog. V. S. 321—31 mit trifftigen Gründen dem Gallus vindicirt, und beym Vf. des Dialogs *de cauſis corruptae eloquentiae* (B. IV. S. 185) geſagt wird. Hr. *F.* wird uns hoffentlich deſshalb nicht zürnen. Dafs er mehr auf das Urtheil Anderer, als ſein eigenes, fuſste, lehrt ein flüchtiger Durchblick ſeines Buches. Da, wo die Quellen reichlich fliefsen, iſt er ſehr ergiebig und giebt öfters wörtliche u. weitläuftige Auszüge; hingegen da, wo Andere ſchweigen, ſieht man ſich vergeblich nach einer Beurtheilung um; z. B. beym Nemeſianus (B. III. S. 836) iſt er ſehr dürftig, während dafs er beym Calpurnius (S. 840), durch *Weiſs* Abhandlung unterſtützt, reichlich ſpendet. Und ſo oft. Doch wir wollen Hn. *F.* die Benutzung Anderer gar nicht als Vergehen anrechnen, nur hätte er behutſamer prüfen und urtheilen ſollen; um nicht z. B. den Valerius Flaccus (B. III. S. 753), unrechtmäfsiger Weiſe, einen bloſsen Verſificator zu nennen, und den Sedulius (ebendaſ. S. 884) ſeines Kirchenlateins wegen zu tadeln, und ihm gleichwohl auf derſelben Seite Correctheit zuzuſchreiben. Durch ſolche Urtheile muſs ſelbſt ein Ungeweihter aufſtützig werden! — Was die Ausgaben anlangt: ſo wollte Hr. *F.*, auſser der *Editio princeps* und der vorzüglich älteren, bloſs die neueſten und brauchbarſten anführen. Dieſs war dem Zwecke dieſes Handbuches ſehr gemäfs: wir bedauern daher, dafs der Vf. hierin ſich nicht ganz treu geblieben iſt. Denn bey den neueren vermiſſen wir ſehr die Auswahl; z. B. beym Ovidius S. 589, beym Cicero S. 221, wo die *corte'ſche* zu empfehlen war, und beym Cornelius Nepos, wo S. 623 mit Unrecht die in Noten ſchwimmende und wahrhaft hydropiſche Ausgabe von *Pauſter* der zweckmäfsiger eingerichteten *tzſchuckiſchen* vorgezogen wird. Prachtausgaben und beſonders Nachdrücke und verſtümmelte Ausgaben hätten ganz unerwähnt bleiben können. Dafs Hr. *F.* die Ausgaben, namentlich die *Edit. princ.*, näher beſchreibt, iſt zu loben; doch hätte dabey mehr auf die Geſchichte des Textes Rückſicht genommen werden ſollen. Bey den neueren Ausgaben richtet er ſich nach den Recenſionen, woraus man leicht auf die buntſcheckige u. lächerliche Geſtalt der Urtheile, die der Vf. auszieht, ſchlieſsen kann. Doch wir würden dieſs erträglich finden, wenn er nur dabey nicht bis zum Ekel weitläuftig geworden wäre. Dadurch hat vorzüglich dieſes Buch eine bedeutende Corpulenz erlangt. Man vergleiche nur folgende Urtheile über Ausgaben: B. III. S. 212. 365—71. 636. 676. B. IV. S. 104. 136. 179. 256. 454. 669—71; ſelbſt bey ganz unbedeutenden und kaum der Erwähnung werthen. z. B. B. I. S. 592. 598. Wo die Recenſ. fehlen, ſchweigt Hr. *F.* natürlich auch, z. B. B. I. S. 83. B. II. S. 573. In der Anführung der franz. Überſetzungen iſt ebenfalls nicht die gewünſchte Auswahl getroffen, indem er oft mehrere und ganz werthloſe anführt. Die Erwähnung der beſten war hinlänglich. Überhaupt ſehen wir keinen hinlänglichen Grund, warum es dem Vf. gefiel, bloſs die franz. Überſetzungen aufzuführen, da wenigſtens die engliſchen u. italiäniſchen mit nicht minderem Rechte einen Platz verdient hätten. Dafs ſich in Rückſicht der Literatur manche Nachträge machen lieſsen, leuchtet ein; doch wir fügen dem, was beyläufig beygebracht iſt, der Kürze wegen, nichts hinzu, und wünſchen nur, dafs Hr. *F.*, beſonders bey den älteſten lat. Dichtern, die trefflichen Zuſätze zu *Eberhardts* Buche (üb. den Zuſtand d. ſch. Wiſſ. b. d. R.) mehr benutzt hätte, die ihm manche Berichtigung dargeboten hätten. — Der Stil des Vfs. iſt, ſo ſehr er ſich auch der Kürze befliſſen zu haben verſichert (B. IV. S. V.), dennoch ſehr breit u. flüchtig. B. III. S. 639 werden *ſechsfüſsige* Hexameter erwähnt, gleichſam als ob es auch zweyfüſsige Hexameter gäbe. Die Verlagshandlung hat ihre ſonſtige Genauigkeit und Sorgfalt dieſsmal nicht überall bewährt.

Ich.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 AUGUST, 1812.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Saalfeld: *Caroli Illigeri*, D. (Acad. Reg. Scient. Berolinenſ. et Bavaricae Sod., Muſeo Zoologico Berolin. Praefecti extraord.), *Prodromus Syſtematis Mammalium et Avium*, additis Terminis zoographicis utriusque Claſſis, eorumque Verſione Germanica. 1811. XVIII u. 286 S. 8. (1 Rthlr. 9 gr.)

Der würdige Vf. beurkundet auch durch dieſes Werk ſeinen unermüdeten Fleiſs, ſeine vertraute Bekanntſchaft in den ſtillen Werkſtätten der Natur und ſeinen ſeinen geübten Sinn der Beobachtung, der allein uns auf dem Dornenwege des Syſtems mit einiger Sicherheit leiten kann. Durch ſeine frühere Unterſuchung und Beſchreibung der braſilianiſchen Säugethiere und Vögel des Grafen *Hoffmannsegg*, fand er oft genug Gelegenheit, die bisherigen ſyſtematiſchen Beſchreibungen mit der Natur ſelbſt zu vergleichen, und die Bemerkung konnte ihm nicht entgehen, daſs die ſyſtematiſchen Eintheilungen mit den wahren Unterſcheidungen der Natur keineswegs immer harmonirten, und daſs die charakteriſtiſchen Merkmale der bisherigen Schriftſteller oft nicht nur unvollkommen angegeben waren, ſondern ſelbſt in einem deutlichen Widerſpruche mit den vor Augen liegenden Exemplaren ſtanden. Beſonders fand er die Beſchreibungen der ausländiſchen Thiere, wovon viele nur auf dem Wege der Abbildung in das Fachwerk des Syſtems gekommen waren, oft ſehr unvollendet, indem ſie das Äuſsere nur berührten, nicht aber erforſchten. Zur Herausgabe dieſes *Prodromus* veranlaſste ihn zunächſt die Nothwendigkeit, jene Fächer anzudeuten, in welche die Schätze des königlichen Muſeums gelegt werden ſollten, und die Ordnung zu rechtfertigen, in welcher es geſchehen war; überdieſs erwartet der Vf. mit Recht von der Herausgabe deſſelben für den leichteren und nützlicheren Gebrauch einer bald herauszugebenden geographiſchen Zoologie mannichfaltige Vortheile.

Voran geht eine zwar gedrängte, aber ſehr vollſtändige und deutliche Aufzählung der zoographiſchen Kunſtwörter. Dem lateiniſchen Texte gegenüber ſteht die deutſche Überſetzung: eine nicht zu verwerfende Einrichtung, weil hier alles auf Beſtimmtheit und Deutlichkeit ankommt, und offenbar zwey Sprachen dafür mehr leiſten, als eine. Das fleiſsige Studium dieſer Kunſtwörter iſt nicht nur bey der Beurtheilung und bey dem richtigen Verſtehen des Syſtems ſelbſt unentbehrlich; ſondern auch der Freund eigener Beobachtung findet hier manche Andeutungen und Fingerzeige zu den vielſeitigſten Anſichten des Äuſseren der Thiere. Rec. darf daher jedem Freunde des praktiſchen Naturſtudiums das fleiſsige Leſen dieſer zoographiſchen Terminologie aus eigener Erfahrung anempfehlen. Unzählig viele neue Entdeckungen in dem wundervollen Baue des äuſseren thieriſchen Körpers bleiben im Verborgenen, weil, auch ſonſt fleiſsige, Beobachter nicht immer durch ſich ſelbſt auf die feinen Verbindungen der äuſseren Theile und auf die Heimlichkeiten des Gliederbaues aufmerkſam gemacht werden. Dieſe Aufmerkſamkeit auf manches bisher noch nicht genau Beachtete wird durch das fleiſsige Studium dieſer Terminologie in der That ſehr rege gemacht. Wäre für eine künftige Bearbeitung derſelben noch etwas zu wünſchen übrig: ſo dürften es ganz kurze Erläuterungen durch beygeſetzte Beyſpiele an manchen Thieren ſelbſt ſeyn; dadurch würde die etwas trockene Beſchreibung der Ausdrücke nicht wenig gewinnen. So würden, um nur Eins anzuführen, in dem ſehr vollſtändigen Artikel: *Dentes*, wo die feinſten Unterſcheidungen angegeben ſind, hie und da ſolche erläuternde Beyſpiele von einzelnen Thieren dem Leſer ſehr zu Hülfe kommen. Um einen Begriff von der Vollſtändigkeit und Genauigkeit dieſer trefflichen Terminologie zu geben, will Rec. nur einen Artikel herſetzen: 9. Gliedmaſsen, E Arten der Beine. — Hand, Daumen, Zeigefinger, Tatze, Handhohlung, geſpaltene, halbgeſpaltene Füſse, verwachſene Zehen, Schwimmfüſse, halbe Schwimmfüſse, geſäumte Füſse, Schwimmhaut, Flugbeine, Flatterbeine, Flughaut (Zehenflughaut, Halsflughaut), Seitenfittig, Steiſsfittig, Flugfell, Flughaut, Springbeine, Gangbeine, Grabfüſse, Scharrfüſse, ſohlenſchreitende Beine, zehenſchreitende Beine, ſpalthufige, zweyhufige Beine, einhufige, ganzhufige Beine, vielhufige Beine, Nebenhufe, Afterklauen, Lauf (Röhre) (*Gamba*), Feſſel. — Die Erklärung dieſer Gliedmaſsen iſt eben ſo vollſtändig, wie die Andeutung derſelben.

Was das Syſtem ſelbſt betrifft: ſo hat der Vf. bey den Säugthieren ungefähr dieſelben Ordnungen beybehalten, welche *Cuvier* und *Dumeril* aufgeſtellt haben, nur ſind ſie anders verbunden; auch hat der Vf. eine neue Ordnung: *Salientia*, aufgeſtellt. Die Ordnungen ſtehen auf dem ſicheren Grunde der unveränderlichen thieriſchen Organe, beſonders der Zähne, der Zeugungstheile, der Füſse. Die Nahrung, der Aufenthalt, die Lebensweiſe geben keine ſicheren An-

deutungen. Die Namen der Ordnungen sind gröstentheils von den Füsen der Säugthiere und ihren Verrichtungen entlehnt, z. B. *Pollicata*, *Salientia* u. s. w. — Eben die Sorgfalt, wie bey den Ordnungen, finden wir in den Familien und Geschlechtern der Säugethiere. Auch hier sind die bleibenden Merkmale den veränderlichen vorgezogen. Sehr richtig ist die Bemerkung, dass sonst sehr nahe verwandte Thiere, die sich in den bleibenden Merkmalen einander so sichtbar nähern und von dieser Seite zusammengehören, in der Nahrung und der Lebensweise sehr von einander abweichen; dieselbe Erfahrung findet sich unter den Insecten oft genug bestätigt, und Rec. hat mehrere Erfahrungen dieser Art gesammelt.

Damit die Leser die Abweichungen in dem Systeme des Vfs. von denen seiner Vorgänger mit einem Blicke übersehen, theilen wir die Folge der Ordnungen bey den Säugethieren mit: I. *Erecta*, aufrechte Säugethiere. II. *Pollicata*, Daumenfüsser. III. *Salientia*, Springer. IV. *Prensiculantia*, Pfötler. V. *Multungula*, Vielhufer. VI. *Solidungula*, Einhufer. VII. *Bisulca*, Zweyhufer. VIII. *Tardigrada*, Schleicher. IX. *Effodientia*, Scharrfüsser. X. *Reptantia*, Kriecher. XI. *Volitantia*, Flatterfüsser. XII. *Falculata*, Krallenfüsser. XIII. *Pinnipedia*, Ruderfüsser. XIV. *Natantia*, Meersaugethiere. Diese 14 Ordnungen fassen 39 Familien in sich. — Um die Vergleichung dieses Systems mit dem *älteren* linneischen Systeme zu erleichtern, und die Fortschritte seit jener Periode desto besser zu beurtheilen, stellen wir hier die alten linneischen Ordnungen gegenüber: I Ordn. *Primates*. Diese Ordnung ist bey Hn. *l.* in Hinsicht des Allgemeinen in die drey ersten Ordnungen zerspalten; ausserdem gehört in diese erste linneische Ordnung auch die XI Ordnung des Vfs. (*Volitantia*). — II. *Bruta*. Die Thiere dieser Ordnung stehen bey Hn. *l.* zum Theil in der V Ordnung, *Multungula*; zum Theil in der VIII, *Tardigrada*; in der XI, *Effodientia* u. s. w. Hieher gehören aus der fünften als Beyspiel der Elephant; aus der achten *Bradypus tridactylus*; aus der neunten *Myrmecophaga*. — III. *Ferae*. Diese linneische Ordnung umfasst mannichfaltige sehr verschiedene Thiere, als da sind *Phoca*, *Canis*, *Felis*, *Viverra*, *Mustela*, *Ursus*. — Die meisten davon gehören bey Hn. *l.* in die XII Ordnung, *Falculata*, Krallenfüsser; in die XIII Ordnung (*Pinnipedia*, Ruderfüsser), die *Phoca* des Linné. — IV. *Bestiae*. *Sus* (bey Hn. *l.* unter die O. *Multungula*); *Dasypus* (bey Hn. *l.* unter *Effodientia*); *Erinaceus* (bey Hn. *l.* unter *Falculata*); *Talpa* (eben dahin); *Sorex* (eben dahin); *Didelphys* (bey Hn. *l.* unter die II Ordnung, *Pollicata*). — V. *Glires*. *Rhinoceros* (bey Hn. *l.* unter *Multungula*); *Hystrix* (bey Hn. *l.* unter *Prensiculantia*, Ordn. 4); *Castor*, *Mus*, *Sciurus* (eben dahin). VI. *Pecora*. *Camelus* (bey Hn. *l.* unter *Bisulca* Ordn. 4); *Moschus*, *Cervus*, *Capra* (eben dahin); *Ovis* (s. *Capra*); *Bos* (eben dahin). Die *illigerische* Ordnung *Bisulca*, trifft am meisten mit der linneischen *Pecora* zusammen. VII. *Belluae*. *Equus* (bey Hn. *l.* unter *Solidungula*, Ordn. 6); *Hippopotamus* (bey Hn. *l.* unter *Multungula*, Ordn. 5). VIII. *Cete*. *Monodon* (bey Hn. *l.* unter *Natantia*, Ordn. 14); *Balaena* (eben dahin); *Physeter* (eben dahin); *Delphinus* (eben dahin). — Eine solche Gegeneinanderstellung mit dem *neueren* linneischen Systeme würde ebenfalls sehr lehrreich seyn, wenn Rec. nicht fürchten müsste, die Grenzen einer Recension zu überschreiten. Indess können die Leser schon aus dieser Vergleichung mit dem *älteren* linneischen System die Fortschritte zum Natürlichen und Besseren leicht beurtheilen. Bey dem Systeme der Ornithologie will Rec. die Übersicht der Ordnungen des Vfs. nur andeuten, da eine ähnliche Vergleichung mit irgend einem neueren System zu weit führen würde. I Ordnung: *Scansores*, Klettervögel, z. B. *Psittacus*, *Trogon*, *Cuculus*, *Picus* u. s. w. II. *Ambulatores*, Gangvögel, z. B. *Alcedo*, *Merops*, *Upupa*, *Certhia*, *Sitta*(?), *Motacilla*, *Muscicapa*, *Parus*, *Alauda*, *Loxia*, *Corvus*, *Hirundo* u. s. w. III. *Raptatores*, Raubvögel, z. B. *Strix*, *Falco*, *Vultur* u. s. w. IV. *Rasores*, Scharrvögel, z. B. *Numida*, *Meleagris*, *Pavo*, *Gallus*, *Tetrao*, *Ortygis*, *Columba*, *Didus*. V. *Cursores*, Laufvögel, z. B. *Casuarius*, *Struthio*, *Rhea*, *Otis*, *Charadrius* u. s. w. VI. *Grallatores*, Wadvögel, z. B. *Palamedea*, *Grus*, *Ciconia*, *Tantalus*, *Ibis*, *Scolopax*, *Tringa*, *Parra*, *Fulica* u. s. w. VII. *Natatores*, Schwimmvögel, z. B. *Rhynchops*, *Sterna*, *Larus*, *Procellaria*, *Diomedea*, *Anas*, *Anser*, *Mergus*, *Pelecanus*, *Alca* u. s. w. — Unter den Geschlechtern sind einige des scharfsichtigen *Brisson* mit Recht wieder hergestellt.

Ein vollständiger Index beschliesst dieses nützliche Werk, das jedem Freunde eines ernsthaften Naturstudiums unentbehrlich seyn wird. Möge der Vf. nicht ermüden, uns die schönen Früchte seiner künftigen Forschungen und Beobachtungen zu liefern! Zum Schluss bemerkt Rec. nur noch einige nicht angezeigte Druckfehler: S. 122. Z. 14 *pecterreo* l. *perterreo*. S. 109. Z. 4 *collosae* l. *callosae*. S. 257. Z. 15 v. u. *confirmatum* l. *conformatum*. S. 274 v. u. *connates* l. *connatas*. + λ +

Winterthur, b. Steiner: *Das Museum der Naturgeschichte Helvetiens in Bern. Oder Beschreibungen und Abbildungen der merkwürdigsten Gegenstände, die in den naturhistorischen Sammlungen auf der Bibliothek-Gallerie in Bern enthalten sind.* Herausgegeben von *Friedrich Meisner*, Prof. der Naturgeschichte und Geographie in Bern. No. 5 und 6. Mit der Abbildung des alten Steinbocks und der smaragdgrünen Eidechse. 1811. S. 34—48. gr. 4. (16 gr.)

Auch diese Fortsetzung beweiset aufs Neue, dass in Helvetien ein gründliches Studium der Natur immer weiter und glücklicher sich ausbreite.

No. 5 enthält eine Fortsetzung und Ergänzung der im 1 Hefte angefangenen Naturgeschichte des Steinbocks; und zwar diesmal eines alten Steinbocks, der im Jahr 1809 am 25 Aug. auf einer der unzugänglich-

ſten Gebirgshöhen an den Grenzen Piemonts erlegt wurde. Die Länge des Thiers betrug 4′ 6″, und die Höhe von der Schulter bis zur Sohle der Vorderfüſse 2′ 6″ 1‴. Die Länge der Hörner über die Krümmung gemeſſen 2′ 6″ 1‴. Von einem Barte zeigt ſich keine Spur. Die Hauptfarbe des alten Steinbocks iſt weiſslich-grau; alle vier Beine ſind nach unten zu ſchwärzlicher. Die kurzen ſtraffen Haare liegen am ganzen Körper glatt an. Die hier gelieferte treffliche Abbildung des Steinbocks iſt unſtreitig die einzig richtige, die bis jetzt da iſt. Sie unterſcheidet ſich von allen bisherigen durch die gänzliche Abweſenheit des Bocksbartes, der nach den oft wiederholten Beobachtungen und Anſichten des Vfs. dieſem Thiere gänzlich fehlt. Bemerkenswerth iſt bey der Winterhaut des Steinbocks, daſs die einzelnen ſehr dicken Haare ſich in keine Spitze endigen, ſondern ganz ſtumpf und gleichſam wie abgeſengt ſind. — Die Steinböcke gehören jetzt in der Schweiz unter die naturhiſtoriſchen Antiquitäten; des Nachts nur weiden ſie, am Tage ruhen ſie unter ſonnenreichen Felswänden; Gletſcher betreten ſie nie. Der ſonſt bezweifelte Umſtand, daſs der Steinbock ſich mit der Hausziege begatte und Baſtarde erzeuge, wird hier durch eine merkwürdige Thatſache erwieſen. Sehr anziehend werden die groſsen Gefahren und Mühſeligkeiten der Steinbocksjagd erzählt, die mit denen der Gemſenjagd in gar keine Vergleichung kommen.

No. 6 enthält eine eben ſo lehrreiche Beſchreibung der ſmaragdgrünen Eidechſe (*Lacerta Smaragdina*). Der Vf. unterſcheidet ſie als eigene Art, und trennt ſie nach ſicheren Beobachtungen von der prachtvollen Perleidechſe (*Lacerta margaritata*); die mit äuſserſter Sorgfalt angeſtellten Vergleichungen beſtätigen dieſe Trennung unwiderſprechlich. Nur Einiges darf Rec. aus dieſer Beſchreibung auszeichnen. Dieſe Eidechſe friſst alle Inſecten beynahe ohne Unterſchied, niemals aber die todten. Bey kalter trüber Witterung halten ſie ſich unter Steinen und Moos verborgen; bey dem erſten Sonnenblicke kommen ſie hervor und erquicken ſich, zum Theil ſchlafend, in den Sonnenſtrahlen. Der Winterſchlaf dieſer Thiere iſt unterbrochen (vielleicht im natürlichen Zuſtande der Freyheit vollſtändiger). Sie gehören unter die ſehr nützlichen Thiere. Zu wünſchen wäre vielleicht noch, daſs die fleiſsigen Beobachter dieſer munteren Thiere etwas Befriedigendes über den merkwürdigen Bau ihrer Zunge, und über den Gebrauch derſelben bey dem Fange der Inſecten liefern möchten. Übrigens zeichnet ſich dieſe vollſtändige Beſchreibung auch als Sittengemälde aus, was bisher noch ſo wenig Beſchreibungen ſind, ungeachtet ſie dadurch ſo belehrend werden. Mögen die Vff. auf dieſem Wege ſtandhaft fortgehen, und die ſyſtematiſchen Erörterungen jedesmal mit dieſer lieblichen Würze begleiten; ſolche anziehende Sittengemälde der Thierwelt können freylich nur bey einer ſo fleiſsigen und anhaltenden Beobachtung gefördert werden, wie wir ſie hier finden. Rec. ſchlieſst mit dem lebhaften Wunſche, daſs dieſes treffliche Inſtitut eine lange Dauer und eine eifrige Unterſtützung finden möge! + λ +

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden, in Commiſſion b. Arnold: *Beſchreibung der verſchiedenen Zeichnen- und vorzüglich beym Bergbau nöthigen Vermeſſungs-Inſtrumente*, von *Joh. Gotth. Studer*, königl. ſächſ. Hof- und Münz-Mechanicus zu Dresden. 1811. XVI u. 110 S. 8. Mit 8 Kupfern in Querfolio. (2 Rthlr.)

Es iſt ſehr erfreulich, wenn Männer, die durch praktiſches Talent ſich auszeichnen, zugleich wiſſenſchaftliche Bildung zeigen, und nicht bloſs ihrem Künſtlerberufe nachleben, ſondern ſich auch der Wiſſenſchaft nützlich zu machen ſuchen. Dieſe Freude verſchafft uns das vorliegende Werk des Hn. S., welcher als einer der erſten mechaniſchen Künſtler, ganz beſonders in Hinſicht der Verfertigung von Markſcheiderinſtrumenten, in Deutſchland gekannt und geſchätzt iſt, und welchem die Markſcheidekunſt mehrere weſentliche Verbeſſerungen an den Inſtrumenten zu verdanken hat. Fern von kleinlicher Geheimniſskrämerey, theilt derſelbe hier Beſchreibungen von den wichtigſten Zeichnungs- und beſonders bey dem Bergbau nöthigen Vermeſſungs-Inſtrumenten mit, nicht allein zur Anleitung für die, welche ſolche Inſtrumente verfertigen; ſondern beſonders auch zur Belehrung für Andere, welche von denſelben Gebrauch machen. Die Beſchreibungen ſind, wie ſich erwarten läſst, ſehr genau und richtig, und nach den neueſten Verbeſſerungen entworfen, welche die Inſtrumente erhalten haben. Zweckmäſsig ſind die, welche in der Praxis durch beſſere verdrängt worden, entweder gar nicht oder nur kurz beſchrieben. Die Beſchreibungen der Inſtrumente ſind um ſo nützlicher geworden, da ihnen Anleitungen beygefügt ſind, wie man ſie zu prüfen und etwanige Fehler derſelben zu verbeſſern hat.

Die *Einleitung* handelt von dem Zwecke der Schrift. Im 1 Abſchnitt, von *Zeichnen-Inſtrumenten*, nimmt den gröſsten Theil natürlich die Betrachtung der verſchiedenen Arten von *Cirkeln* und ihrer einzelnen Theile ein. Bey dem *Handcirkel* zieht der Vf. das einfache Stahlblättchen am Cirkelkopfe den doppelten, durch eine meſſingene Zunge getrennten vor, weil jenes ſich weit leichter und genauer von durchgängig gleicher Stärke fertigen und auf beiden Seiten fein ſchleifen und poliren laſſe, welches bey den doppelten, die bloſs durch einen Sägeſchnitt getrennt werden, nicht möglich ſey. Rec. räumt dieſes ein, ob ſich gleich anderer Seits nicht leugnen läſst, daſs ein doppeltes oder gar ein dreyfaches Stahlblättchen die Feſtigkeit der Bewegung der Cirkelſchenkel befördert. — Statt des *Haarcirkels*, deſſen Stelle ein vollkommen guter Handcirkel füglich erſetzt, ſchlägt der Vf. den *Federcirkel* vor, der weit mehr Feſtigkeit hat. — Soll ein Cirkel zum Verlängern eingerichtet werden: ſo zieht der Vf. vor, daſs man beide Spitzen zum Herausnehmen fertige, und dann die Schenkel durch die Verlängerungs- oder Zwiſchen-Stücke gleichförmig verlängere. — S. 17 f. wird ein zweckmäſsig ſcheinendes, von Hn. S. vor einigen Jahren erfundenes und verfertigtes *Abtrag-*

Instrument zu Dreyecken ausführlich beschrieben, welches dem *dreyschenklichten Cirkel* zu substituiren ist. — II Abschnitt. *Von den vorzüglichsten Vermessungs-Instrumenten beym Bergbau.* Bey der Beschreibung des Grubencompasses giebt der Vf. u. A. auch die Einrichtung an, bey welcher mit dem Compasse ein Gradbogen verbunden ist, indem man auf der unteren Platte des Instruments einen Halbkreis mit seinen 180 Graden anbringt, an welchem sich ein kleines Pendel in einer in den Stift eingedreheten Nuth frey bewegt. Rec., der viel mit einem solchen, von einem vorzüglichen Künstler verfertigten Compass gearbeitet hat, kann doch diese Einrichtung nicht besonders empfehlen. Es ist leicht einzusehen, dass ein Gradbogen *in* dem Compasse und von einer solchen Kleinheit nicht zu genauen, sondern nur zu ungefähren Abnahmen dienen könne, wie sie u. A. der Geognost gebraucht. Dieselbe Genauigkeit nun, welche diese Einrichtung bey dem Abnehmen von Neigungswinkeln gewährt, wird man bald bey einiger Übung auch durch das Augenmass erreichen können. Dazu kömmt, dass die Bewegung des Pendels in dem Compasse diesen leicht in etwas verderben kann. — Was der Vf. S. 60 von dem üblen Einflusse sagt, welchen das Reiben des Glases auf dem *Taschencompasse* und die dadurch erregte Elektricität auf das richtige Einspielen der Magnetnadel äussere, scheint Rec. von keiner Erheblichkeit zu seyn. Auch würde sich dieses Übel leicht durch eine metallene Capsel über dem Glase heben lassen. — Sehr lesenswerth ist, was der Vf. S. 61—65 über die Hauptfehler der Compasse und ihre Verbesserung mittheilt. — Bey der Beschreibung des Gradbogens wird eine nähere Angabe über die Verfertigung und den Gebrauch des von *Kästner* (Anmerkungen über die Markscheidekunst S. 45 f.) in Vorschlag gebrachten Gradbogens mit einem Vernier vermisst, den Rec. neuerlich von einem bekannten Künstler trefflich ausgeführt sah. Der Vf. bemerkt nur, dass ein solcher Gradbogen für den gewöhnlichen Gebrauch nicht anzurathen sey. Wenn gleich der geübte praktische Markscheider lieber seinen gewöhnlichen Gradbogen und die Schätzung der kleinen Theile nach dem Augenmasse wegen der grösseren Bequemlichkeit beybehalten wird: so lässt sich doch nicht leugnen, dass jene Einrichtung im Allgemeinen, zumal für den Ungeübteren, eine ungleich grössere Genauigkeit gewährt, und daher allerdings eine Verbesserung genannt zu werden verdient. — Im 50 §. beschreibt der Vf. ein überaus einfaches, wohlfeiles und leicht transportables *Hängeinstrument*, welches für den gewöhnlichen Gebrauch sehr zu empfehlen ist. — Der Bau der von Hn. *S.* sehr wesentlich verbesserten *Eisenscheibe* ist bereits aus einer früheren Schrift desselben, der *Beschreibung eines vollständigen Apparats zu ökonomischen Vermessungen* u. s. w., bekannt, daher hier nur eine gedrängte Beschreibung des Instruments geliefert wird. — Den Beschluss dieses Abschnitts macht die ausführliche Beschreibung eines von dem Vf. neuerlich verbesserten *Nivellirinstruments*. — In einem *Anhange* ist noch manches Nützliche über die zweckmässige Einrichtung der *Probirwagen* beygebracht. Statt der Schnuren an den Wagschaalen empfiehlt der Vf. ganz feine, plattgedrückte Silberdräthe, welche den Vortheil gewähren, keine Feuchtigkeit anzuziehen und nicht so leicht Staub anzunehmen.

Die gut gezeichneten und gestochenen, den grössten Theil der beschriebenen Instrumente deutlich und richtig darstellenden Kupfer erhöhen noch den Werth der sehr zu empfehlenden Schrift. O. *a.*

Breslau, b. Korn d. Ält.: *Gottfried Gerhard's*, der h. Schr. Doctors, königl. Oberconsist. Rathes, Superint. des breslauischen Kreises u. s. w., *Leben, von ihm selbst beschrieben*, und mit einigen seiner noch ungedruckten Aufsätze, besonders seinen letzten Reden, nach seinem Tode herausgegeben. 1812. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

Man lernt hier einen Mann kennen, der zwar in der gelehrten Welt keinen grossen Namen erlangt hat, aber in seinem häuslichen und öffentlichen Leben gleich achtungswürdig erscheint, und als Muster eines evangelischen Geistlichen aufgestellt zu werden verdient. Der Vf. dieser Autobiographie spricht mit der grössten Bescheidenheit von sich und dem, was er geleistet, und sein religiöser Sinn führt alles so auf die göttliche Vorsehung zurück, dass seine Schrift auch vorzüglich von Seiten ihrer ascetischen Tendenz empfohlen zu werden verdient. Es erweckt einen hohen Grad von Achtung für diesen Mann, wenn man sieht, mit welcher rastlosen Thätigkeit und Ordnungsliebe er seinen wichtigen Ämtern vorstand. Das S. 186 mitgetheilte summarische Verzeichniss seiner Amtsarbeiten ist in seiner Art einzig, und verdient seiner Seltenheit wegen hier mitgetheilt zu werden. Der sel. *Gerhard* hielt: 3100 Predigten, 1364 Trauungsreden, 41 Leichenreden, 352 Ordinationsreden, 148 Installations- und Einweihungs-Reden, 871 Candidaten-Examina (theils für's Predigtamt, theils für bestimmte Ämter) und 160 Kirchenvisitationen. Obgleich sein Dienstalter sich auf beynahe 50 Jahre belief: so muss doch gewiss Jeder eine solche Thätigkeit für ungewöhnlich halten und ehren. Rechnet man noch dazu, dass er Verfasser von 10 ascetischen und homiletischen Schriften, von 76 einzeln gedruckten Predigten, und 140 gedruckten Installations-, Ordinations-, Trauungs- und Leichen-Reden war, und dass er eine Menge geistlicher Oden und Lieder componirte, die Herausgabe des neuen breslauer Gesangbuchs besorgte u. s. w.: so ist es gewiss nicht zu viel gesagt, wenn man ihn unter die vorzüglich thätigen Männer seines Zeitalters rechnet. Die angehängten Gedichte documentiren den religiösen Sinn des Vfs., lassen aber in kritischer Hinsicht viel zu wünschen übrig. Die Herausgeber (die beiden ältesten Söhne des Verstorbenen, wovon der eine Oberlandesgerichts-Rath, der andere aber Senior zu St. Elisabeth ist) haben durch diese Schrift zugleich ein Denkmal ihrer kindlichen Liebe gestiftet.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 AUGUST, 1812.

ÖKONOMIE.

1) STUTTGARDT, b. Erhard: *Leichte und gründliche durch Erfahrungen erprobte Anleitung, die Weine durch sorgfältige Anlage und Bau der Weinberge, wie auch durch gute Pflege und Wartung in der Kelter und dem Keller zu veredeln, und auch in schlechten Weinjahren aus einem geringern und sauren einen guten trinkbaren und der Gesundheit dienlichen Wein zu bereiten.* 1804. 116 S. 8. (8 gr.)

2) FRANKFURT a. M., in der andreäischen Buchhandlung: *Praktische Anweisung über den Weinbau* nach den Erfahrungen des Pfarrer *Füsi* am Zürcher- und Boden-See, Prof. *Gotterers* am Neckar, Pfarrers *Nau* zu Münster an der Nahe und Hofgerichtsraths *Schmitt* am Rhein. Herausgegeben von *Bernhard Sebastian Nau*, kurerzkanzleriſchem Hofrath u. s. w. 1804. 7 Bog. 8. (9 gr.)

3) WIEN, b. Degen: *Theoretisch-praktische Abhandlung über den Weinbau; nebst der Kunst, Wein, Brantwein, Weingeist, einfache und zusammengesetzte Essige zu bereiten.* Von den Bürgern *Chaptal*, Abbé *Rozier*, *Parmentier* und *Dussieux*. I Band. Mit 12 Kupfern. 1804. 559 S. II Band. 655 S. 8. (5 Thlr. 12 gr.)

Der Vf. von No. 1, Hr. Pfarrer M. *Kolb* in Kürnbach, ist ein sachkundiger Mann, und seine Anweisungen sind fast durchgängig anwendbar. Ein guter Wein ist flüchtig, rein, geistreich, und süs. Die Verbesserung muss daher sich damit beschäftigen, ihm diese Eigenschaften in so hohem Grad zu geben, als es möglich ist. Der Vf. fängt von der Anlage eines Weinberges an, und er hat ganz Recht, dass die Morgen- und Mittags-Lage, auch der kiesige Mergel-Boden der beste ist. Die Traubensorten müssen auch gut seyn, z. B. von der schwarzen Sorte: schwarzwelsche, clevener, burgunder, weislauber, und schwarzer Gutedel; von der rothen: Gutedel, Muscateller, veltliner, traminer u. s. w. Nicht zu flach, aber auch nicht zu tief sollen die Weinstöcke gelegt werden. Die Anweisung vom Setzen oder Legen derselben ist durchgängig richtig. Auch die Anweisungen vom Schnitt sind gut. Man muss jeden Stock beurtheilen, was er zu leisten im Stande ist. Der Vf. schneidet drey Knoten und eine Boge, und noch ein oder zwey Wasserenden, welches auch hinlänglich ist. Bey sehr guten Stöcken lässt er zwey Schenkel, und giebt auch zwey Pfähle. Er empfiehlt mit Recht das Tiefhacken, und das Unkraut möglichst bald wegzuschaffen, damit die Sonnenstrahlen besser wirken können. Beym Brechen und Heften soll besonders darauf Rücksicht genommen werden, dass das Träubchen seiner Decke nicht beraubt werde. Die übermässige Düngung schadet, weil der Wein leicht zäh wird. Die Weinlese soll erst nach einigen starken Reifen gehalten werden, welches allerdings die Güte des Weins befördert, wenn nicht zugleich zu starke Nässe eintritt. So lange das Holz nicht reif ist, zeitiget auch die Traube nicht. Noch unreif verfaulte Beeren taugen nichts, aber völlig reife und verfaulte geben einen guten Wein. Beym Lesen sind die reifsten Trauben zuerst abzuschneiden und zu keltern, wenn man auf die Veredelung des Weins im Keller nicht zuviel Mühe verwenden will. Die Trauben müssen so frisch als möglich abgetreten werden, und nicht zu lange auf der Kelter bleiben. Kann man die Hälfte der Kämme wegnehmen: so trägt es zur Veredelung des Weins sehr viel bey. Der erste Ablauf von der Kelter und nach dem ersten Verhauen ist der beste Most, nicht aber der vom Abtreten allein, dieser ist nicht so geistig und haltbar. Vor der Gährung kann man noch Zuckertheile und andere Verbesserungsmittel hinzuthun. Gefässe, die lange nicht gebraucht worden sind, müssen mit siedendem Wasser, worein einige Hände voll Kochsalz gethan worden, ausgebrannt, dann einige Tage lang mit Wein bezogen, und, nachdem dieser wieder abgezogen, nochmals ausgeschwefelt, aber vor dem Gebrauch wieder mit kaltem Wasser ausgewaschen werden. Verdorbene Fässer kann man auch nach dem Auswaschen mit Haferstroh ausbrennen. Beym Auswaschen alter Gefässe muss man genau untersuchen, ob nicht Schimmel hinter dem Weinstein sich findet; ist dieses: so muss er sorgfältig abgekratzt werden. Die eisernen Reife sind wegen des Rostes mit einer Mixtur von drey Theilen von reinem altem Harze und einem Theil ausgelassenes Unschlitts oder Wachses anzustreichen. Der Vf. hält S. 65 die langsame Gährung für besser; allein die meisten Weinbauer glauben das Gegentheil, und das mit Recht. Bey der Gährung wird die halesische Röhre empfohlen, und zur Verhinderung der zu starken Ausdünstung Baumöl oder Weingeist. Der erste Zug des Mostes geschieht, ehe der Weinstock zu treiben anfängt. Sauern Wein nimmt man bald von der Hefe, aber wenig geistigeren lässt man länger drauf liegen. Unter den Verbesserungsmitteln S. 72 sind

die aus dem Pflanzenreich die vorzüglichsten, als Zucker, Honig und andere süfse Säfte, wozu etwas *sal tartari* gemischt wird. Vor der Gährung giefst man Weingeist, zerschnittene Zibeben, gekochten Most, ausgefrornen Wein u. s. w. in den Most. S. 86 werden noch einige künstlichere, aber ebenfalls unschädliche Mittel angegeben. — Die Schrift ist wegen ihrer Faslichkeit und aus der Erfahrung her genommenen Grundsätze empfehlungswerth.

No. 2. Hr. *Nau*, Pfarrer zu Münster an der Nahe, schrieb 1791 eine Abhandlung über den Weinbau seiner Gegend, die voll wichtiger Bemerkungen war; er machte nachher noch mehr Beobachtungen, und theilte sie dem Herausgeber mit. Hr. Pfarrer *Fäfs* schrieb ebenfalls eine Abhandlung über diesen Gegenstand. Hr. *Schmitt* theilte, so wie Hr. Prof. *Gatterer*, seine Bemerkungen und Abweichungen mit, und so entstand diese nützliche Schrift. Der Vf. will ebenfalls, dafs man nicht sogleich wieder Weinreben da anlege, wo vorher dergleichen ausgerottet worden, sondern erst einige Jahre lang andere Früchte erbaue. Unter gewissen Umständen hat er im Kleinen Recht. Beym Anlegen ist es allerdings gut, dafs die obere Thauerde unten in den Graben kommt. Die Anweisung vom Setzholz S. 17 ist empfehlungswerth, allein die Reiflinge sind besser; in Sachsen nennt man sie Fächser. Die Setzlinge mufs man einige Tage nur in frisches Wasser stellen, nicht in Mistpfütze, welche zu scharf ist. Beym Setzen ist ein Hauptvortheil, dafs die Reben mit Boden gut geschlossen und nicht zu enge gesetzt werden. Im Rheingau setzt man die Stöcke enger und im Quadrat. Es ist aber hier die Rede vom Schnittholz, das man in dasigen Gegenden mit einem Setzstichel in Linien anpflanzt; dies geschieht im April, nachdem die Reben unterdessen im Wasser gelegen. Erde darf an diesen Setzlingen nicht angehäufelt werden, damit der Regen besser eindringen kann. Reiflinge oder Ableger sind besser, weil sie schon Wurzeln haben; allein die von Setzlingen oder Blindholz sind dauerhafter, weil die ausgehenden Wurzeln in der Lage ihrer Freyheit bleiben. S. 36 werden die Fehler, die man gemeiniglich beym Anpflanzen begeht, richtig angegeben. Die Bearbeitung bis ins fünfte Jahr S. 43 f. verdient alle Nachahmung. S. 47 sollen die Sorten angegeben werden, welche am Rhein und an der Nahe vorzüglich gepflanzt sind. Der Vf. bekennt aber seine Unwissenheit, doch nennt er den Riesling und den Kleinberger als die gemeinsten und besten. Die zweyte Hacke, oder, nach der Rheinsprache, das zweyte Rühren oder das Lauterrühren, ist die vorzüglichste. In Sachsen wird sie der Kosten wegen gröfstentheils vernachlässigt. Alle Arbeit mufs nur bey trockenem Wetter geschehen. Die Arbeiten (S. 55 f.) werden nicht in der gehörigen Ordnung abgehandelt, denn erst S. 59 wird Nachricht vom Schneiden, Sticken, Biegen, Heften, Ausbrechen, Gipfeln oder Verhauen gegeben. Auf drey Knoten und eine Boge zu schneiden ist im Rheingau die üblichste, und auch, wenn der Stock frisch ist, die beste Art. In Hochheim und an anderen Orten schneidet man blofs auf Knoten, und zwar auf 4 bis 5, die mehr Trauben als Bogreben bringen. Das zeitige Verhauen oder Gipfeln räth der Vf. sehr an, weil der zurückgesetzte Saft sich in den Augen versammle, und sie dicker und tragbarer mache. Unter den Vorsichtsmafsregeln zur Erhaltung der Weingärten gegen den Frost ist das Decken mit Erde, welches aber mit Schonung der Augen geschehen mufs, die gewöhnlichste. Die Düngung ist nicht zu häufig nöthig, je nachdem der Boden ist. Die S. 76 angegebenen Düngungsmittel, z. B. mit den Abfällen der Häute, mit wollenen Lumpen und dergl. sind bekannt. Das Senken wird nur bey eingegangenen Weingärten gebraucht. Diese Schrift gehört zu den brauchbarsten; besonders läfst sich für den sächsischen Weinbau sehr viel daraus anwenden.

No. 3. Verdient je ein Agronom die Dankbarkeit und Achtung seiner Zeitgenossen: so ist es der Abbé *Rozier*. Die Natur war sein erster Lehrer, und die Erfahrung sein Führer. Er verband mit der Feldbaukunst Physik und Naturgeschichte, und beobachtete selbst. Auf den Weinbau heftete er besonders seine Aufmerksamkeit. Seine Beobachtungen über alle Zweige der Feldwirthschaft waren, alphabetisch in Form einer Encyklopädie geordnet, bis auf 8 Bände angewachsen, als er bey der Belagerung von Lyon den 29 Aug. 1793 von einer gesprungenen Bombe getödtet wurde. Aus diesem grofsen Werke hat der Übersetzer *Rozier's* Grundsätze über den Weinbau und die Kunst, den Wein zu bereiten, abgesondert, sie in einer gewissen Ordnung dargestellt, und die von *Dussieux* beygefügten neuen Ansichten, so wie die von *Rozier* ihm hinterlassenen schätzbaren Anmerkungen, eingeschaltet. *Chaptals* vollständige Abhandlung von der Kunst, den Wein zu bereiten, *Roziers* Anweisung, den Brantwein abzuziehen, und die Kunst, die Gefäfse und die zur Weinbereitung nothwendigen Werkzeuge zu verfertigen, und *Parmentier's* Weise, die besten Essige zu bereiten, sind hier in systematischer Ordnung zusammengestellt, so dafs dieses Buch nun als ein Hauptwerk für die Weincultur angesehen werden kann. Eine grofse Unbequemlichkeit ist es, dafs der Übersetzer für deutsche Leser das neue französische Mafs und Gewicht beybehalten hat. Er hat zwar den Gebrauch dadurch zu erleichtern gesucht, dafs er dieses Mafs in der Einleitung nach dem wiener Zollstab reducirt; aber noch besser hätte er gethan, wenn er diese Reduction im ganzen Werke angebracht hätte.

Der *erste* Band beschäftigt sich mit der Cultur des Weinstocks. In den vorläufigen Bemerkungen werden noch eine grofse Anzahl französischer Weinbesitzer genannt, die ihre Bemerkungen mitgetheilt haben. 1 Hauptstück. *Historische Nachrichten von den Weingärten und den Weinen Frankreichs.* Die Phönicier, welche oft die Küsten des mittelländischen Meeres durchstreiften, führten die Cultur des Weinstocks in den Inseln des Archipelagus, in Griechenland, in Sicilien, endlich in Italien und im Gebiete von Marseille ein. Sie verbreitete sich allmählich in Gallien, bis Domitian, als einst die Getreideärndte schlecht, die Weinärndte aber sehr ergiebig ausgefallen war,

aus Geiſtesſchwäche anbefohl; alle Weinſtöcke ohne Schonung auszurotten. Der weiſe Probus endlich begünſtigte den Weinbau wieder. Seit Anfang des 5ten Jahrhunderts machte er mächtige Fortſchritte, welches die Barbaren des Nordens anlockte, die Provinzen des Reichs zu überſchwemmen, ſich Wein ſelbſt zu holen, ſich im Lande niederzulaſſen, oder den erlernten Anbau in ihren Gegenden in Ausübung zu bringen. Um Rennes, Dol, Dinon, Montfort, Fougeres und Savigne entſtanden auch Weinberge; von dieſen aber ſagt der Geſchichtſchreiber *D. Morice*, ſie würden wohl tauglicher ſeyn, uns mit Holz, Eicheln und mit Kohlen, als mit Wein zu verſehen. Der Bourdeauxwein war ſchon ſeit dem 14 Jahrh. bekannt. Die erſten Herzoge von Burgund ließen auf ihre eigene Rechnung viele Weinpflanzungen anlegen, und ließen ſich in ihren Verordnungen: *unmittelbare Herren der beſten Weine in der Chriſtenheit, wegen ihres guten Landes von Burgund angeſehener und berühmter, als jedes andere im Weinwuchs*, betiteln. Bey der Krönung Philipps von Valois 1328 zu Rheims ward ein Faſs von Beaune um 56 Fr. verkauft. Faſt in allen Provinzen wurden Weingärten angelegt, bis Heinrich III ſeinen Stellvertretern anbefohl, Sorge zu tragen, daſs der Ackerbau durch zu häufige Anlegung der Weingärten nicht vernachläſſigt würde. Die bordeauxer Weingebirge der erſten Ordnung ſind die von Medoc, die Graveweine, das weiſse Weingebirge; die der zweyten Ordnung: Entre deux Mers, das Gebirge von Bourgais und von Blayois, und das von Canon und St. Emilion. Dieſe Weine ſind alle ſehr theuer, die Flaſche kommt am Orte ſelbſt 6 Franken. Der Weinkrieg zwiſchen den Bourdeauxern und denen in Champagne wegen des Vorrangs, der 1652 in den mediciniſchen Schulen zu Paris unterſucht wurde, S. 93, iſt merkwürdig. 2 Hauptſtück. *Von den Koſten des Baues und dem Ertrage der Weingärten in Frankreich.* Zuerſt Berechnungen im Departement der Rhonemündung, wo von einem Morgen Land der reine Ertrag 57 Fr. 50 Cent. angegeben wird, und ſo durch alle Departements. Die Anzahl der in Frankreich, zu dem Weinbau benutzten Morgen Landes wird S. 150 auf 1,600,000 angegeben; auf einen halben Morgen 6½ Faſs gerechnet, iſt der Ertrag 9,688,000 Faſs oder 10 Millionen, und doch können nicht über 332,000 Faſs ausgeführt werden. Nach Abzug der Kinder und Armen verbleiben im Reiche 10 Millionen Weintrinker, auf den Mann jährlich 2 Faſs und auf die Frau die Hälfte. Werden zwey Drittel auf die Männer und eins auf die Weiber gerechnet: ſo iſt dieſes ein Bedarf von 15 Millionen Faſs; nimmt man dazu noch die Menge, die zu Brantwein, zum Eſſig und ſonſt verbraucht wird: ſo entſteht ein Deficit von 800,000 Faſs. Zur beſſeren Erläuterung ſind S. 161 zwey Tabellen beygefügt. Die eine aus den Papieren *Turgots* legt die Berechnungen der Ausfuhr der Weine, Liqueurs und Eſſige von 1778 vor, nach welchen der Werth der Weine 24,627,517 Fr., des Brantweins 3,552,774 Fr., der Liqueurs 707,447 Fr., der Eſſige 141,893 Fr. betrug. Die andere belehrt uns über die Fortſchritte der franzöſiſchen Ausfuhre von 1720 bis 1790. Dieſe hat ſich in einem Zeitraum von 60 Jahren faſt verdoppelt, und die Vergleichung der letzten Reſultate von 1790 mit den Summen von 1778 zeigt, daſs die Ausfuhr in 12 Jahren um 18,944,223 Fr. zugenommen hat. — Das 3 Hauptſtück liefert eine meiſterhafte *Naturgeſchichte des Weinſtocks.* Die Nomenclatur der Arten und Abarten in Frankreich iſt vollſtändig, aber nicht deutlich genug, um unſere Gattungen danach zu beurtheilen. Die Tabelle der auffallendſten Unterſcheidungsmerkmale zur leichteren Kenntniſs der Arten an Blättern und Trauben würden wir gern ganz abſchreiben, um ſie allgemeiner zu machen, wenn es der Raum verſtattete. Sie iſt ſehr charakteriſtiſch. Von den genannten Trauben werden gut gezeichnet in Kupfer beygefügt: Muſkateller von Alexandrien, weiſse Corinthen, weiſse Muskateller, rother dergleichen, frühe weiſse Magdalenentraube, die gemeine ſchwarze Burgundertraube, die weiſse Malvaſiertraube, der Färber, *le petit Gamé*, die halbwälſche, die frühe leipziger und *le Gouais.* — Das 4 Hauptſtück beſchäftigt ſich mit der *Phyſiologie des Weinſtocks.* Die Ausdünſtung deſſelben iſt wenigſtens ſiebzehenmal ſtärker, als die des Menſchen. D. *Halles* hat bey angeſtellten Verſuchen gefunden, daſs die gröſste Ausdünſtung des Stocks während zwölf Stunden bey Tage 6 Unzen 244 Gr., ſeine mittlere 5 Unz. 46 Gr. oder 9⅓ Cubikzoll betragen. Alle Zufälle, die ſie hemmen, z. B. der Mehlthau, Froſt u. dgl., veranlaſſen den Untergang der Pflanze und hindern die Zeitigung der Früchte. Die Wurzel des Weinſtocks iſt an ihrem Ende ausgehöhlt, und mit einer unzähligen Menge kleiner Löcher wie eine Gieſskanne durchſtochen. Die Beſchreibung der übrigen Theile des Weinſtocks giebt den deutlichſten Aufſchluſs aller Vegetation. Das 5 Hauptſtück beginnt mit der *Cultur des Weinſtocks.* Zuerſt wird von dem Klima und Boden gehandelt. Hier iſt vor allen Dingen die Regel des Virgil in Obacht zu nehmen: *Denique apertos Bacchus amat colles.* Die weſentliche Eigenſchaft einer guten Weinerde iſt eine Miſchung von Quarz, Kieſel und grobem Sand mit Mergel oder leichtem Thon. Allenthalben, wo der Feigen-, der Mandel- und der Pfirſich-Baum gedeiht, iſt für den Weinſtock auch der Erdboden zuträglich. Die Zubereitung des Grundes, die Wahl der Pflanzen, ihre Entfernung von einander und die verſchiedenen Arten, ſie einzulegen, ſind ſehr umſtändlich beſchrieben; die Vorſchriften aber weichen von den in anderen Werken ſchon deutlich angegebenen wenig ab. Oft wird der Vf. etwas zu weitſchweifig, und miſcht zu viel Anekdoten ein. Eben dieſs gilt von den Vorſchriften über die Höhe des Weinſtocks, das Beſchneiden, das Pfahlſetzen, das Verhauen u. ſ. w. Hier wird der Schnitt im Herbſte vorgezogen, weil im Frühjahr die Spätfröſte leichter in die Poren eindringen könnten. Es iſt aber die Rede vom würmeren Frankreich,

Zu den Pfählen wird Eichen- und Kastanien-Holz empfohlen. Die Abblätterung und der Ausbruch würde in Deutschland nicht anwendbar seyn. Viermal soll der Weinberg behackt und alles Unkraut vertilgt werden, weil dieses die kalten Feuchtigkeiten zu sehr herabziehe. S. 413 werden die Kräuter namhaft gemacht, die vorzüglich in den Weingärten wachsen. Zur Düngung muss durchaus Moos, Rasen und andere Vegetabilien unter den Mist gemischt werden, weil sonst der Wein nicht so schmackhaft und der Rebensaft weniger gereinigt wird, sondern nur ein starkes Holz treibt. Zufälle und Krankheiten der Weinstöcke und die Mittel dagegen. Wegen der Frühjahrsfrüchte räuchert man früh bey Sonnenaufgang mit feuchtem Stroh und halbgefaultem Mist mit dem besten Erfolg. Unter die schädlichen Insecten gehört der Weinstockwurm, der Rüsselkäfer, der Weinrebe, *rhinomacer niger*, Blattkäfer, *scarabaeus melolontha*, die Hausschnecke. Da diese Insecten sich Anfangs in der Erde aufhalten: so können durch blosses Auflockern der Erde während der rauhen Jahrszeit Myriaden vertilgt werden. Die weitläuftigen Anweisungen zum Pfropfen S. 460 sind wohl nicht allenthalben anwendbar. Die Einsammlung und Aufbewahrung der Trauben ist eine Hauptsache; die besten Sorten sind besonders zu keltern. Besser, wenn man drey Abtheilungen macht. Im Anhang folgt ein sehr unterrichtender Weinbau-Kalender, der zum Besten des Landmanns besonders abgedruckt zu werden verdiente, weil das ganze Werk nicht leicht in dessen Hände kommen möchte, für ihn auch nicht geeignet ist.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Jena*, b. d. Vf.: *Allgemeiner astronomischer Wetterverkündiger, oder Rathgeber über die wahrscheinliche Beschaffenheit der zukünftigen Witterung eines jeden Tages im Schalt-Jahr* 1812. Von D. *Joh. Wilh. Nöthlich*, der Societät für Mineralogie zu Jena Mitglied u. s. w. VIII und 56 S. 8. (6 gr.) Der Vf. ist bescheiden. Unser Wissen, sagt er, ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk! — Aber die ächte Bescheidenheit wäre doch wohl die, über Dinge zu schweigen, die wir gar nicht wissen. Freylich wird der Vf. uns zu dem Beweise, dass auch er sie nicht wisse, herausfodern; er wird sich stützen auf seine Prophezeihungen für 1811, die unter 300 Tagen 220 mal zutrafen, u. s. w.; und wir sind also genöthigt anzugeben, wie sich dieser Beweis führen lässt. Hr. N. nennt sein Buch einen *allgemeinen* Wetterverkündiger, Das scheint doch wohl zu heissen: eine überall passende Vorausbestimmung; nun aber weiss Jeder, wie sehr verschieden das Wetter in verschiedenen Gegenden ist, und dass es folglich keinen *allgemeinen* Wetterverkündiger geben kann. — Giebt es aber keine solche allgemeine — selbst auch nur für die Länder, wo deutsch geredet wird, allgemeine — Vorausbestimmung: so müsste der Vf. die Provinz bestimmen, wo es zutreffen soll, und das fürwahr nicht bescheidene Wort: *allgemeiner* W. v. weglassen. Ferner, der Vf. giebt durchaus nicht an, woher ihm diese Vorempfindung der Zukunft komme; er verwirft das *haberlesche* System, welches doch sich wenigstens den Schein von Gründlichkeit zu geben suchte, und sagt von seinen Vermuthungsgründen nichts, als dass seine — nur muthmasslichen — Vorausbestimmungen „nach praktischen Wetterbeobachtungen dargelegt sind.“ Wie man aber aus dem Wetter der Vergangenheit das Wetter der Zukunft bestimme, davon ist Rec. noch nichts bekannt. Was endlich den stärksten Grund *für* dieses Unternehmen betrifft, dass im J. 1811 unter 300 Bestimmungen 220 zugetroffen haben: so haben wir dabey folgende Bedenklichkeiten. Der Vf. sagt wieder nicht, wo es zugetroffen hat, und irgendwo wird jede Prophezeihung (wenn sie blos das Wetter betrifft) zutreffen. Ferner, die Angaben sind oft so unbestimmt, dass sie mit allem möglichen Wetter in Harmonie zu bringen sind. So stehn z. B. folgende Bestimmungen angegeben: 21 Jan. Gemischt, hell, ziemlich kalt. Trübe, Frost, Schnee. 12 Jan. wie gestern u. s. w. 20 Jan. Trübe, Regen, Thauwetter, Sonnenschein, Frost. 28 Jan. die Stimmung des Wetters ist einer Änderung fähig. 29 Jan. Veränderung kann auch der heutige Charakter des Wetters seyn. Nimmt man nun hiezu die vielen: *vielleicht*, bey denen der Vf. wegen des nothwendig damit verknüpften: vielleicht auch nicht! — allemal Recht hat, dann das, zum Theil Eintreffen [z. B. am 26 März 1812 sollte es Frost, *ziemlich heiter* und wohl gar stürmisch seyn, es war aber Frost, stürmisch und *entsetzlicher Schnee*; — also zugetroffen, wird Hr. *N.* sagen]: so sieht man wohl, was man von dem häufigen Eintreffen zu denken hat.

Die allgemeinen Angaben für die ganzen Monate sind meistens so unbestimmt, dass sie ziemlich auf alle Jahre in unserem Klima passen; indess hat Hr. *N.* sich beym April doch nicht genug vorgesehn, denn dass Schnee *nur wenig* fallen könnte, hat sich nicht bestätigt. In künftigen Jahrgängen würde daher Rec. rathen, die Quantität gar nicht anzudeuten, sondern alles so hübsch unbestimmt zu lassen, wie es die Worte: es wird oft kalt, es wird manchmal warm seyn, schon von selbst sind.

Das ganze Büchelchen ist völlig das, was die gewöhnlichen Kalender sind, die man zu 2 oder 3 Gr. kauft, und anstatt dieser sehr gut zu gebrauchen. Ausser dem, was solche Kalender gewöhnlich enthalten, findet man hier zu Anfang jedes Monates einige ganz gute Bemerkungen über den Einfluss, den gewisse Witterung in diesem Monate auf die Fruchtbarkeit u. s. w. hat; ferner eine beträchtliche Menge Bauern-Regeln, kluge und einfältige durch einander [die, dass es allemal an den Jahrmärkten regne, und dass ein niedergefallenes Butterbrod allemal auf die Butterseite fällt, haben wir nicht gefunden]; auch sind die sogenannten Loostage bemerkt. — Ob man nun sagen darf, dass das Wetter richtiger angezeigt sey, als in anderen Kalendern, das hängt vorzüglich wohl von dem Glauben oder Unglauben eines Jeden ab.

i. e. e.

Ökonomie. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Anbau und Bearbeitung der Flachspflanze bis zum Spinnen* von *J. G. Kögel*. 1812. 48 S. 8. (6 gr.) Über den Flachsbau haben wir schon so viele ältere und neuere Schriften, dass es in der That ganz unnöthig war, ihre Zahl durch eine neue zu vermehren, zumal da diese durchaus nichts Neues enthält, sondern nur das Allbekannte wiederholt. Jeder gemeine Landwirth weiss zuverlässig das Meiste, was Hr. *K.* ihn hier lehren will, eben so gut ohne schriftliche Anleitung. Diese Compilation, welche gar keinen Zuwachs an landwirthschaftlichen Kenntnissen gewährt, hätte also füglich ungedruckt bleiben können. Nicht einmal des so sichtbar nützlichen Walzens unmittelbar *vor* der Saat des Leins und dann wieder ein paar Tage *nach* der Saat wird hier gedacht, vieler anderer Mängel nicht zu gedenken.

—sch—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 AUGUST, 1812.

ÖKONOMIE.

WIEN, b. Degen: *Theoretisch-praktische Abhandhandlung über den Weinbau* u. s. w. Von den Bürgern *Chaptal*, Abbé *Rozier*, *Parmentier* und *Düssieux* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Den *zweyten* Band eröffnet *Chaptals* Abhandlung oder Versuch über den Wein. Nach einer sehr lehrreichen Einleitung über die ersten Weinbereitungen der alten Griechen und Römer und über die Ursachen der bisherigen Vernachlässigung dieser Kunst spricht der Vf. im 1 Hauptstück von dem Weine in Bezug auf den Boden, das Klima, die Lage, die Jahreszeiten und den Anbau. Er behauptet, dass über dem 50 Grade der Breite der Traubensaft nie in eine solche Gährung gerathe, die ihn in ein angenehmes Getränk verwandeln könnte. Nur vom Ufer des Rheins bis an den Fuss der Pyrenäen fänden sich die angenehmsten und geistigsten Weine Europas. Frankreich sey ganz zum Bau desselben geeignet. Die Güte des Weins stehe fast nie mit der Stärke des Stocks in Verhältniss; daher tauge schwere und thonartige Erde zum Weinbau nicht, und auch die feuchten Erdstriche seyen ihm nicht günstig. Am fruchtbarsten sey die vulkanische Erde, worauf der Tokayer und die besten Weine Italiens wüchsen. *Derczeny v. Derczen über Tokays Weinbau, dessen Fächsung und Gährung*, Wien 1796, hält die Erdart des tokayer Gebirges nicht für vulcanischen Thon, sondern für verwitterten Porphyr. Die Morgen- und Mittags-Lage ist die glücklichste.

Opportunus ager, tepidos qui vergit ad aestus.

Die in regnerischen Jahren gewachsenen Weine erhalten sich schwer; die geringe Menge des Alkohols, den sie enthalten, kann sie nicht genug vor der Zersetzung bewahren, und das starke Übermass des Extractivstoffs, der darin vorhanden ist, veranlasst Bewegungen, die ohne Unterlass nach Zerstörung streben. Die Regen zur Weinlese oder kurz vor derselben sind die allerschädlichsten, die aber in den ersten Zeitpuncten des Wachsthums der Traube eintreten, die günstigsten. Je öfterer die Erde eines Weinbergs umgearbeitet wird: desto weniger bedarf man einer Düngung. In manchen Gegenden Frankreichs ist sogar die Düngung durch Decrete untersagt. Zu stark verfaulter Dünger ist der schädlichste. 2 Hauptstück. *Von dem günstigsten Zeitpuncte zur Weinlese und von der Art, dabey zu verfahren.* Die Kennzeichen der Reife der Trauben sind: Der Stiel wird braun, die Traube hängend, die Beere durchsichtig, sie lösen sich leicht ab, der Saft ist süss und klebricht und die Kerne von keiner klebrichten Substanz. Man soll nicht eher lesen, als bis die Sonne alle Nässe von der Oberfläche zerstreuet hat, und Abtheilungen der Trauben machen. 3 Hauptstück. *Von den Mitteln, die Trauben zur Gährung zu bringen.* Der Vf. räth nicht an, alle Trauben abzubeeren, und legt den Kämmen eine sehr nützliche Eigenschaft, besonders in heissen Himmelsstrichen, bey. Das Treten in einer Tretbütte mit Löchern ist die beste Methode und den Handmühlen, die ein Amerikaner, *Lavoyepierre*, erfunden, vorzuziehen. Die Gährung muss geschwind von Statten gehen, und nicht unterbrochen werden, welches in dem 4 Hauptstück, *von der Gährung*, mit den triftigsten Gründen bewiesen wird. Als Ursachen, die zur Erzeugung der Gährung beytragen, führt der Vf. an den Einfluss der Temperatur der Atmosphäre, den Einfluss der Luft, die Menge der gährenden Masse und den Einfluss der Bestandtheile des Mostes. Die Erscheinungen u. Erzeugnisse der Gährung sind: Die Entstehung der Wärme, die Entbindung des Gases, die Bildung des Alkohols und die Färbung der Flüssigkeit. S. 105 giebt der Vf. noch allgemeine Vorschriften über die Kunst, die Gährung zu leiten. Man darf nie den Gesichtspunct verfehlen, dass die Gährung nur der Natur der Traube und der Beschaffenheit des Weines, den man gewinnen will, anpassend geleitet werde. Die zwey vorzüglichsten Erscheinungen bey derselben sind die Verschwindung des Zuckerstoffes und die Bildung des Alkohols. *Lavoisier* hat alle Resultate der Gährung durch die Vergleichung der Zersetzungsproducte mit den Stoffen selbst berechnet, wovon S. 124 sehr genaue Tabellen mitgetheilt werden. Desgleichen S. 129 Versuche in Hinsicht der Weingährung von *Poitevin*. 5 Hauptstück. *Von dem Zeitpunct und der Art, den Wein von der Kufe abzulassen.* Der Wein muss bald abgelassen werden, wenn er zuckerhaltig ist; wenn man saures Gas zurückhalten und schäumende Weine erzeugen will; wenn man ihn weniger gefärbt verlangt, und wenn die Witterung warm ist. Aus den Trestern kann man Essig bereiten, oder sie zu Asche verbrennen; 4000 Pfund geben 500 Pf., welche 110 Pf. Potasche liefern. Das 6 Hauptstück lehrt *die Behandlung des Weins in den Fässern*, und hier wird die Kunst auf das Schwefeln und auf die Clarificirung zurückgeführt. Alle

Arten dieſes Geſchäfts werden umſtändlich und deutlich vorgetragen. 7 Hauptſtück. *Über die Krankheiten der Weine, und die Mittel ihnen vorzubeugen und ſie zu heilen.* Viele ſind ſchon hinlänglich bekannt; allein manche werden hier auch mit neuen Erfahrungen beſtätigt. 8 Hauptſtück. *Von dem Gebrauche und den Vorzügen des Weins.* Das 9 Hauptſtück enthält eine *Analyſe des Weins*, nach den richtigſten chemiſchen Grundſätzen entworfen. Zugleich wird das Verfahren angegeben, Eſſig und Brantwein aus Wein zu verfertigen, auch die dazu nöthigen Inſtrumente genau beſchrieben, und auf verſchiedenen Kupferplatten anſchaulicher gemacht. Eben ſo werden auch alle Werkzeuge, Gefäſse und Maſchinen, die zur Weinverfertigung nöthig ſind, beſchrieben und auf Kupfertafeln dargeſtellt. Dieſer Abſchnitt verdient in jeder Rückſicht geleſen zu werden, und die Weiſe, die Preſſen mit einfachen oder doppelten Kaſten anzuwenden, iſt beſonders empfehlungswürdig. Von den Vorrathsgewölben und Kellern wird nicht viel Neues vorgetragen. Die beſten ſollen ſeyn, wo der Thermometer ſich ſtets zu 10 Graden der Wärme erhält. Die eigentliche Abhandlung vom Brantweinbrennen, S. 433 ff., iſt ſehr gründlich. Die Steinkohlenöfen der Hnn. *Beaumé* und *Moline* werden ſehr deutlich beſchrieben und gerühmt. Die ſehr einfache Maſchine des Hn. *Devanne*, das Anbrennen der Weinhefen zu verhindern, S. 499, verdient Nachahmung. Obſchon der Weinbau in Sachſen und Deutſchland nicht ſo beträchtlich iſt, als in Frankreich, und alſo wohl weniger Wein zu Brantwein umgeſchaffen wird: ſo können doch viele hier anzutreffende Brennmethoden auf andere Brennereyen angewandt werden. Die Abhandlung von der Bereitung der einfachen und zuſammengeſetzten Eſſige iſt ebenfalls von groſser Wichtigkeit. W.

STUTTGARDT, b. Metzler: *Beytrag zur Kenntniſs der neuen Grundſätze der Landwirthſchaft.* Von *Karl v. Varnbüler*, königl. würtemberg. Kammerherrn. 1812. XIV u. 199 S. 8. (18 gr.)

Weil unter den vielen, ſeit Kurzem über die *fellenbergiſche* Landwirthſchaft erſchienenen Schriften keine einzige ſich mit der Aufſuchung eines allgemeinen Reſultats dieſer Wirthſchaft und mit der Analyſirung ihres Calculs beſchäftiget habe: ſo will der achtungswerthe Vf., wie er in der Vorrede ſich ausdrückt, dieſe Pflicht gegen ſein Vaterland erfüllen, und er glaubt dazu in den Stand geſetzt zu ſeyn durch eine Erfahrung von acht Jahren, in welchen er ſich mit der Vollziehung der *thaeriſchen* Grundſätze auf einem, mit allen Local-Schwierigkeiten belaſteten Gute beynahe ausſchlieſsend mit einem ſehr guten Erfolge beſchäftiget habe. Jedoch ſoll man hier keineswegs eine gründliche Lehre der neuen Cultur, ſondern nur eine allgemeine Überſicht derſelben erwarten; es ſey ihm, ſagt er, vorzüglich darum zu thun, bey ſeinen Landsleuten den Eifer für eine höhere Cultur anzufachen, und er empfiehlt ihnen daher auch zur gründlicheren Kenntniſs der neuen Lehre *Thaers* Schriften. — Der edle und patriotiſch geſinnte Vf. hat uns mit der tiefſten Achtung gegen ſich erfüllt durch ſeine raſtloſen Bemühungen, ſeinem Vaterlande zu nützen; aber auch des Ausland muſs ihm den wärmſten Dank zollen für die Mittheilung der gelungenen Verſuche nach den neueren landwirthſchaftlichen Grundſätzen. Wir zählen ihn unter die erſten rationellen Landwirthe unſeres Zeitalters, und müſſen ihm das Zeugniſs geben, daſs er den Geiſt der neuen Agricultur richtig aufgefaſst habe. Nach ihm ſind die Grundſätze derſelbelben folgende: 1) Freye Willkühr in der Eintheilung des Feldes nach der Beſchaffenheit des Grundes und Bodens, des Klima's und der Bedürfniſſe der Gegend. 2) Die Abwechſelung zwiſchen Halmfrüchten und anderen Gewächſen, und in beſchränkterer Hinſicht zwiſchen breitwürfig geſäeten und bearbeiteten oder behackten Gewächſen. 3) Daſs, wo möglich, alle Gewächſe während ihres Wachsthums bearbeitet werden müſſen. 4) Daſs der Acker ſich ſelbſt ernähre. 5) endlich, daſs, mittelſt einer genauen Rechnungsführung, Licht ſowohl über das Ganze, als auch über die einzelnen Theile der Wirthſchaft verbreitet, und der Werth der Arbeit und des Düngers, ſo wie der wahre reine Ertrag der Wirthſchaft, ausgemittelt werde. Man vergleiche den 1 Abſchn., in welchem die Hauptgrundſätze der neuen Agricultur aus einander geſetzt, die Entbehrlichkeit der natürlichen Wieſen, und die Nothwendigkeit der Calculation dargethan wird. — Doch, wir empfehlen die Lectüre dieſer vortrefflichen Schrift jedem Verehrer der neueren Landwirthſchaft ſowohl, als dem, der gegen die allgemeine Einführung derſelben noch ſo Manches einzuwenden hat, insbeſondere auch den Cameraliſten, recht angelegentlich; und theilen hier, um die Aufmerkſamkeit auf den Inhalt derſelben anzuregen, nur noch die richtige Anſicht des Vfs. von der Wechſelwirthſchaft S. 148 mit deſſen eigenen Worten mit: „Wenn ſich ſonſt in der Landwirthſchaft alles nach einem einmal angenommenen Leiſten bewegte, und dieſelbe ein, mehr den Körper, als den Geiſt beſchäftigendes Handwerk war, in welchem der Herr nicht klüger war, als die Knechte: ſo iſt die Wechſelwirthſchaft jetzt eine Maſchine, die von dem Geiſte ihres Führers getrieben wird, und in welcher die Knechte nur die Räderwerke ſind. Mit einem Worte, die Wechſelwirthſchaft erhebt die Landwirthſchaft, die ſonſt ein Handwerk war, zur Kunſt."

— ſch —

LEIPZIG, b. Engelmann: *Über Teichfiſcherey.* Von *Friedrich Teichmann*, praktiſchem Landwirthe. 1812. XII u. 168 S. 8. (16 gr.)

Der durch mehrere gehaltreiche Aufſätze in ökonomiſchen Zeitſchriften, z. B. in *Sturms* Jahrb. der thüring. Landwirthſchaft, bekannte Vf. übernahm, wie wir aus der Vorrede ſehen, nach ſeines Vaters Tode, der die Rittergüter Frohburg und Klein-Eſchefeld in Sachſen gepachtet hatte, die Wirthſchaftsführung bis zum Ablauf der Pachtzeit; eine kleine Ei-

genthumswirthschaft, welche er in Gemeinschaft mit seinem Bruder hierauf antrat, liefs ihm manche freye Stunde übrig, welche er mit dem Niederschreiben seiner, besonders auf jenen Gütern, gemachten Erfahrungen ausfüllte. So entstand unter anderen auch diese treffliche Schrift über einen bey manchen Gütern nicht unwichtigen Gegenstand. Die beträchtliche Teichfischerey bey jenen Gütern gab ihm Gelegenheit, neue Erfahrungen darüber einzusammeln, und die Schrift ist so gut gerathen, dafs wir dem beygefügten Urtheil des Hn. Okonomieinspector *Fr. Pohl* in Leipzig, dieses competenten Richters in landwirthschaftlicher Hinsicht, welcher auf Bitten des Verlegers die nähere Prüfung des Manuscripts übernahm, völlig beystimmen. Er erklärt diese Schrift, nach seiner gewissenhaften Überzeugung, für classisch in der Literatur der Fischerey, und versichert, kein einziges Werkchen zu kennen, welches die Teichfischerey so gründlich behandle, als dieses. *Thaer* hat die Fischerey aus seinem Plane bekanntlich ausgeschlossen; um so mehr freuen wir uns, diese Lücke in den „Grundsätzen der rationellen Landwirthschaft" auf diese Weise vortrefflich ausgefullt zu sehen. Auch dem Verleger gereicht es zum Ruhme, dafs er die Schrift durch Druck und Papier auszeichnete. Zum Überfluss theilen wir noch das Inhaltsverzeichniss mit, überzeugt, dafs schon dieses die Aufmerksamkeit rege machen werde. I Abtheilung. *Kenntniss und Bestimmung der Teiche*, und zwar: Lage und Beschaffenheit derselben überhaupt, ihre Umgebungen; mit welchem Wasser sie angefüllt werden können, oder müssen; Bestandtheile des Bodens und Beschaffenheit der Oberfläche; Grösse und Tiefe der Teiche, einzelne Theile derselben; Eintheilung und Bestimmung der Teiche insbesondere: Streichteiche, Streckteiche, Hauptteiche, Winterhaltungen. II Abtheilung. *Das Wesentliche der Teichfischerey:* Anfüllung der Teiche mit Wasser; Zuziehung der Fische und Besetzung der Teiche; Erzeugung der Karpfen und Besetzung der Streichteiche; Zuziehung des Satzes und Besetzung der Streckteiche, Besetzung der Hauptteiche, Zuziehung einiger anderer Fischarten. Ablassung des Wassers von den Teichen; Ausfischung derselben; Sortiren, Abwiegen und Transportiren der Fische; Auswinterung derselben. III Abtheilung. *Einige die Teichfischerey betreffende Gegenstände:* Aufsicht, Reparaturen und einige Verrichtungen; *über die Buchführung bey der Teichfischerey;* Besetzung und Ausfischung der Winterhaltungen und Teiche; Verbesserung derselben. —sch—

TECHNOLOGIE.

Wien u. Triest, b. Geistinger: *Galiziens Strafsen- und Brücken-Bau.* Nach dem Systeм des Hn. *Johann Gross*, k. k. Strafsenbau-Directors, entworfen von *Franz Joseph Jekel*, der Rechte Doctor u. s. w. Mit 2 Planen. 1809. (1 Rthlr.)

Vorliegende Abhandlung ist nicht des Strafsenbaues wegen zuerst erschienen, sondern der Vf. hat sie aus seinem gröfseren Werk, *Polens Staatsveränderungen*, besonders abdrucken lassen, wofür wir ihm danken. Zugleich giebt derselbe Hoffnung, aus des Hn. *Gross* Papieren ein ausführlicheres Werk ans Licht treten zu lassen, so dafs dieses als ein Prospect angesehen werden kann. Rec. wünscht aber, dafs Hr. *Jeckel* auf das im Jahr 1807 von *Joseph Schemerl* herausgegebene Werk: „*Ausführliche Anweisung zur Entwerfung, Erbauung und Erhaltung dauerhafter und bequemer Strafsen,*" Rücksicht nehmen möge, damit nicht ohne Noth Manches wieder gesagt und gestochen, und sonach das Werk unnöthigerweise vertheuert werde.

Die Abhandlung selbst besteht aus 11 §§. oder Capiteln. Der 1 §. handelt von der *Geschichte und Darstellung des Strafsenbauwesens in Galizien.* Aus diesem §. ersehen wir, dafs Galizien unter der österreichischen Regierung, und durch die Bemühungen des Hn. *Gross* (wo wir auch dessen Thätigkeit selbst kennen lernen), in Rücksicht der Landcommunication unendlich gewonnen hat. §. 2. *Vorschlag des Strafsenzuges für Westgalizien, Plan zum Strafsenfonds, Entdeckung der Vereinigung des Dniesters mit dem Sannflusse.* Im J. 1796 waren in Westgalizien noch 300 Meilen Strafse in verschiedenen Districten zu bauen. — Jede daselbst lebende Familie mufs jährlich 5 Tage an den Strafsen arbeiten. — Hr. *Gross* hat in Ostgalizien in 9 Jahren 250 Meilen Chaussée mit dem unbedeutenden Aufwand von 2 Millionen Gulden rhein. gebauet. Durch eine leichte Verbindung des Sannflusses mit dem Dniester kann eine Wassercommunication zwischen dem baltischen und schwarzen Meere hergestellt werden. §. 3. *Anzahl und Kosten der auf den bestehenden 250 Meilen Chaussée erbauten Brücken.* Sämmtlicher Brücken sind mehr denn 3000, und neun der vorzüglichsten, von 18 bis 84 Klafter Länge, erfoderten nur 80,900 Gulden rhein. Baukosten! —. §. 4—10 Strafsenbau-Systeм des Hn. Director *Gross.* I. *Von den Gräben.* Dessen Raisonnement darüber ist ganz richtig, und es wird jetzt, so viel Rec. weifs, allenthalben nach gleichen Grundsätzen verfahren, nämlich nur die Gräben zu machen, wo, und wie sie nöthig sind. II. *Die Planirung.* Die Planirung verdient, als der wesentlichste Theil des Strafsenbaues, die höchste Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit; es sollen dabey keine Kosten gescheut werden, da sie nur einmal verwendet werden dürfen, und die Bequemlichkeit darauf am meisten beruhet. Sie besteht in einem richtigen Niveau des Steigens und Fallens, in regelmäfsigen Wendungen, dann gleicher Höhe der Seitenwände oder Terrassen, wonach sodann die erfoderliche Convexität beurtheilt werden kann. Dafs man bisher bey aller Geldverspliterung nicht darauf gesehen, beweisen nicht nur die Berge, sondern sogar die Hügel, welche man ohne Vorspann, oder Sperrung der Räder, nicht befahren kann. — Diese Worte des Vfs. lassen sich wohl allenthalben anwenden. Der irrige Begriff, den man von der Plaine hatte, rührte von

Schriftstellern der Civilbaukunst und von *Gautier* her, und ward durch unterlassene Naturkunde erhalten. III. *Brücken- und Canal-Bau.* Aus diesem §. sieht man, wie schwierig die Communication in Galizien unter polnischer Regierung gewesen ist, indem man bey der Übernahme nirgends eine Brücke, und auch selten eine Fuhrt vorgefunden. Die bey dem Werk befindlichen 2 Kupfer stellen 2 Brücken mit Sprengwerken vor, wovon die eine über die Donau bey Wien, die andere aber über den Waagfluss projectirt war. Der letztere Überschlag, auf 54 Klafter im lichten, wird auf 30,000 Gulden gerechnet, und wurde eben ausgeführt. Rec. hat gar nichts gegen die Construction der *grossischen* Brücken [die der Vf. mit Unrecht für neu ausgiebt, denn der Vorschlag dazu ist schon in dem *Brückenbau* von *Caspar Walter* 1766 Tab. XVIII zu sehen]; hält aber die *wiebekingischen* doch für einfacher, also leichter reparabel. Die Dauer einer hölzernen Brücke auf 100 Jahre hinauszusetzen, ist viel zu lang. IV. *Die Stein- oder Grund-Lage* — weicht nicht von den deutschen Bauen ab. V. *Von der Beschotterung ohne Steine.* Auch Rec. hat dergleichen Strafsen anlegen lassen; gestehen muss er aber, dass eine Chaussée von geschlagenen Steinen, mit einem dauerhaften Grund, ihm doch besser gefällt, weil solche unter kritischen Umständen nicht so leicht zu Grunde geht, wie eine leichte Kiesstrafse. Freylich ist nicht zu leugnen, dass eine Kiesstrafse äufserst leicht erhalten werden kann. Wo also Steine theuer kommen, und Kies genug zu haben ist, da kann man ohne Bedenken eine solche Strafse anlegen. Denn wenn man die Gleisen nur 3—4 Zoll tief werden läst: so ist es einerley, was in der Tiefe steht, Stein oder Kies. VI. *Die Barrieren oder Geländer.* Mit Recht meint auch Hr. *Gross*, dass die Geländer gröfstentheils überflüssig sind. Rec. hat eine Strecke Chaussée, welche über einen 18 Fufs hohen Damm ging, mit beschnittenen Weifsbuchen-Selbstwuchs, statt eines Geländers, besetzen lassen. Dieser Selbstwuchs, in der Schere gehalten, giebt in der Folge nicht allein die beste Sicherheit, sondern erhöhet sogar die Ansicht. VII. *Die erfoderliche Breite der Strafse.* Man hat sich hierin nach den Localumständen zu richten. Rec., der Strafsen von verschiedener Frequenz unter seiner Aufsicht hat, kann versichern, dass auf den Strafsen, wo eine Meile monatlich 100—130 Rthlr. Wegegeld einträgt, und wo der Steindamm 24′ breit angelegt ist, auf jeder Seite 2 Fufs breit Steine befindlich sind, die noch kein Rad berührte. Eine der allerstärksten Strafsen braucht daher zu seinem Steindamm nur 20 Fufs Breite. §. 11. *Betrachtungen über das Strafsenbau-System* des Hn. Director *Gross*. Eine Lobrede auf *Gross*. Rec. wünscht, dass das durch ihn in Galizien angefangene Werk durch die neuerdings eingetretenen politischen Veränderungen nicht gestört werden möge.

Die beygefügten beyläufigen Präliminar-Berechnungen können den obersten Behörden des Strafsenbauwesens zu einem Leitfaden dienen, um einen Fonds zu Anlegung einer bedeutenden Chaussée auszumitteln und zu sichern. Die Schreibart zeichnet sich vor anderen österreichischen Schriftstellern zum Vortheil aus. Der Druck ist gut; nur Schade, dass zu den Kupfern schlechtes Papier genommen worden.

S—s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Jahrszeiten in höherer Ordnung*, oder *über einen Gegenstand der physischen Geographie*, von *Rohde*, kön. preuss. Major. 1 Bog. 4. Die Idee, die dieser kleinen Schrift zum Grunde liegt, ist folgende: Man hat bemerkt, dass die südliche Hemisphäre der Erde im Ganzen kälter ist, als die nördliche, und davon unter anderen als Ursache angegeben, dass das Sommerhalbjahr der nördlichen länger ist, als das der südlichen. Der Unterschied zwischen beiden hängt von der Lage der Apsidenlinie der Erdbahn ab, und diese verändert sich fast den Zeiten proportional, und wird ihn mit der Zeit ganz verschwinden lassen, und dann ihn auf die andere Seite bringen. Dadurch entsteht nun, in der Voraussetzung, dass wirklich die gröfsere Kälte der südlichen Halbkugel diese Ursache hat, eine gröfsere Kälte der nördlichen. Dieses periodische Wechseln der Temperaturen belegt der Vf. mit dem auf dem Titel angegebenen Namen, und untersucht hier die näheren Umstände davon.

In dem mathematischen Theile dieser Abhandlung hat uns Einiges nicht befriedigt. Der Vf. löset die Aufgabe, den Unterschied der Sommer- und Winter-Halbjahre zu finden, durch eine Reihenentwickelung auf, die nicht zweckmäfsig ist, da man leichter einen ganz genauen Ausdruck dafür angeben kann. Wenn p die Länge des Apogaeum der Sonne, e die Excentricität der Erdbahn, T ein Sideraljahr bedeutet: so findet man ohne Mühe den Unterschied der beiden Halbjahre $= \frac{T}{\pi}(\lambda + \text{Sin. } \lambda)$, wo λ durch die Gleichung $\text{Sin. } \lambda = \frac{2e\sqrt{1-ee}\,\text{Sin. p}}{1-ee\,\text{Cos. p}^2}$ bestimmt ist. Hieraus ergiebt sich eine artige Construction dieses Unterschiedes: er ist nämlich das zwischen beiden Ordinaten $\text{F.}\frac{1-ee}{\pi\ 1-ee\,\text{Cos. p}^2}$ liegende Stück der Axe einer Cycloide, deren ganze Axe $= T$.

Was Hr. *R.* S. 6 über die Abnahme der Excentricität der Erdbahn sagt, verdient eine Berichtigung. Es ist zwar gewifs, dass der von *Laplace* angegebene Ausdruck nur eine Näherung ist, und deshalb nicht über die von diesem Geometer ihm angewiesene Grenze ausgedehnt werden darf: allein das, was Hr. *R.* bey dieser Gelegenheit anführt, würde dieses nicht beweisen: — die Excentricität kann allerdings $= e$ werden, und auch in der Annahme einer negativen Excentricität liegt nichts Widersinniges, falls man sich dabey nur eine Ellipse mit veränderter Apsidenlinie denkt. — Allerdings läst es sich heut zu Tage noch nicht entscheiden, ob nicht nach Hunderttausenden von Jahren die Excentricität der Erdbahn viermal gröfser wird, als jetzt; wodurch ein 4 Mal gröfserer Unterschied in der Dauer der Halbjahre, und ohne Zweifel ein sehr merklicher in der Temperatur beider Hemisphären erzeugt werden würde.

I. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 AUGUST, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Xanthippus.* Ein Gedicht in zehn Gesängen, von *Karl Andreas von Boguslawski.* Erster Theil. I—V. 1811. XVI u. 316 S. Zweyter Theil. VI—X. 248 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Xanthippus hiefs, nach den Berichten der Alten, derjenige Lacedämonier, der sich im ersten punischen Kriege der Sache des bedrängten Karthago wider das siegreiche Rom annahm, und ihr einen so vortheilhaften Ausschlag gab, dafs die Römer eine gewaltige Niederlage erlitten, und ihr tapferer Feldherr Regulus gefangen wurde. Was weiter geschehen sey, gehört nicht hieher. Aber man braucht nicht sehr neugierig zu seyn, um die Frage aufzuwerfen: Wer war der heldenmüthige Xanthippus? Was machte ihn zu einem solchen Patrioten für Karthago? Wo ist er seitdem geblieben? Dafs sich ein solcher Mann, der durch grofse Eigenschaften unsere Bewunderung auf sich gezogen, aus der Geschichte verliert, kommt uns nicht wahrscheinlich vor; und sollte es dessenungeachtet wahr seyn: so betrübt es uns. In den Alten findet man weiter nichts über ihn, als dafs er sich, um dem Neide zu entgehen, davon begeben habe. Diese Dunkelheit kann nur ein Dichter erhellen, der statt der verstummten Geschichte das Wort nimmt, und die räthselhaften Loose des mystischen Schicksals eröffnet. Er hat das Recht, von uns zu fodern, dafs wir ihm ohne Beweis glauben, dafs Xanthippus nur ein verkappter Lacedämonier, dafs er in Karthago geboren und daraus verbannt, dafs sein wahrer Name Aderbal Barkas war. Jetzt sind wir zufrieden, erkennen in dem Krieger den Menschen, knüpfen die Wirkung der Ursache an. Für Karthago, seine Vaterstadt, ficht ein edler Mann, den das Herz, nicht ein Handwerk, zu glänzenden Thaten auffodert. Wenn es der Dichter versteht, so lange wir ihn lesen, uns für Karthago's Sache gegen die Quiriten einzunehmen: so ist es uns nicht mehr einerley, wer sich den Ruhm des Ausgangs zueignet; wir sind Feinde der Römer, wie sein Held und dessen Waffenbrüder. Hr. *v. B.* erinnerte sich seiner Gerechtsame in dem Augenblicke nicht, da er, S. V der Vorrede, fürchtete, dadurch zu misfallen, dafs er die Partey der Karthager zu ergreifen schiene. Wir haben ohnehin kein sonderliches Befugniss mehr, zwischen dem Capitol und Byrsa zu entscheiden. Ohne Zweifel war die *fides Romana* in Africa eben so übel berüchtigt, als die *fides Punica* in Italien. Jedes Denkmal der karthagischen Bildung ist von den Römern vertilgt; in den Augen der Politik führt die Überlegenheit mit dem Schwerdte das Scepter, und ertheilt Gesetze; die Augen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit führen einen ganz anderen Blick. Der Mann misfällt uns nicht, wir ehren ihn, der auch nur einen Scheit aus dem Brande zu retten sucht. Römer befeinden, Karthager umarmen, ist nicht das Werk eines feigen Gemüths. *Causa Diis victrix placuit, sed victa Catoni.*

Zur Würdigung eines epischen Gedichts ist eine Exposition nöthig, die wir so gedrängt als möglich machen wollen, mit Anführung einiger Stellen, die sich leicht mitnehmen lassen. *Erster Gesang.* Der Genius des Vfs. räth ihm, den vom Peloponnesus, zur Rettung von Dido's Staate, über das libysche Meer gekommenen Jüngling zu besingen. Hamilkar Barkas, karthagischer Feldherr in Sicilien, erfährt, dafs die römische Flotte nach Africa unter Segeln sey, und schickt seinen Vertrauten Gesko, Hülfe zu fodern, an die Häupter des achäischen Bundes zu Korinth. Er findet sie bey Sicyon in einem Olivenhaine, und schildert ihnen die gemeinschaftliche Gefahr von den bisher im Landkriege übermächtigen Römern, die seit Kurzem auch das Meer zu unterjochen anfangen. Aratus und Agis müssen ihm, wegen innerer griechischer Unruhen, die Bitte weigern. Da erscheint Xanthippus als junger glücklicher Krieger, der den Tyrannen von Thermon, Pantaleon, gebändigt hat, und gefangen bringt. Gesko erkennt ihn; beide suchen einen einsamen Platz, wo X. von G. über den dringenden Zustand seines Vaterlandes unterrichtet wird. Agis tritt zu ihnen, und erfährt, dafs sein junger Freund der Karthager Aderbal sey. Dieser fängt an, ihm seine Geschichte zu erzählen. *Zweyter Gesang.* Sein Vater, Narbo, erster Suffet von Karthago, gab ihm früh eine Stiefmutter, Antisba, die aus Liebe zu ihrem leiblichen Sohne, Silifa, den Aderbal immer verfolgte. Silifa verliert durch einen unglücklichen Sturz den Gebrauch des Verstandes. Aderbal begeht vor Muth und Unwillen eine Thorheit, um welcher willen er nach Hippo-Diarrhytus verbannt, und Gesko's Aufsicht übergeben wird, unter dessen Leitung er seinen Geist bildet. Einmal erscheint ihm eine bezaubernde Gestalt mit einem hesperischen Apfel in der Hand, den sie eben in ein Gefäss ausdrücken will, um ihm einen beseligenden Trank zu bereiten, als eine andere Gestalt ihm zuruft: Ehre dich selbst, und folge mir, Jüngling! Jene war die Wollust, diese die Tugend. Aderbal ist belesen, wie man sieht, und hat herculische Visionen. Antisba veranstaltet, dafs er seinen alten kränklichen Vater vergiftet zu haben scheint. Er wird dafür zum

Kreuze verurtheilt; doch sein aufgelebter Vater verwandelt den Tod in Verbannung. Er zieht nach Syrakus, durchwandert Griechenland, und erwirbt sich in Lacedämon die Freundschaft des Königs, bey welchem er zu leben beschliefst. Gesko's Auffoderung aber reizt ihn, wieder nach Karthago zu gehen. Agis ist seiner Meinung, und verspricht ihm, seinen Mitkönig und die Ephoren wider die Römer zu stimmen. „Sie hassen den Thybris und die Tyrannengewalt der capitolinischen Felsburg.“ Agis, Xanthippus und Gesko umarmen sich. *Dritter Gesang.* X. und G. schiffen sich mit gewährten Hülfstruppen ein; in Karthago wird der nahende Feind verkündet. In der Noth wird das Orakel der Juno befragt; es antwortet: „Narbo, wo ist dein Sohn? Der soll Karthago mir retten.“ Vieldeutigkeit desselben. Die römische Flotte landet und bedroht die Festung Aspis. Bostar rückt den Italern entgegen, Aspis zu entsetzen. Erster Kampf, wo die Karthager die Oberhand haben. Der Commandant ist ein Verräther; Regulus kauft ihm die Festung ab, erforscht das punische Lager, und überfällt es. Gräuliches Morden. Endlich siegen die Römer, und ergiefsen sich über das Land. Die Nachricht dringt bis nach Sicilien zu Hamilkar, bey welchem Gesko und sein Neffe, Aderbal, angekommen sind. Er erzählt ihnen, was während ihrer Abwesenheit in Karthago vorgefallen ist; von Antisba's Schändlichkeit und Narbo's Schwäche ist er vollkommen überzeugt. Die Römer haben ihm seine Tochter, Elisa, geraubt; seine Gattin, Sitta, ist aus Gram darüber gestorben, nachdem sie noch kurz vorher den Hannibal geboren hat, den er zur Geissel des römischen Namens erziehen will. Er verlangt, Aderbal soll ihm unversöhnliche Feindschaft und ewigen Hafs wider die Römer geloben. Aderbal schwört, doch nicht auf immer; nur so lange, bis Byrsa gerächt sey. Hamilkar verfällt vor Wuth über seines Neffen Menschlichkeit in ein Fieber. *Vierter Gesang.* Der Grimm des kranken Hamilkar hat sich gelegt; er treibt den Aderbal zu Schiffe, trauernd, dafs er nicht mitsegeln darf. Gespräch zwischen A. und Gesko während der Fahrt. G. entwirft ein Gemälde der karthagischen Heerführer: Hamilkar, Bostar, Tyron, Golosar, Hasdrubal, Myrson. Unterschied des römischen und tyrischen Charakters. Jener ist kriegerisch, dieser kaufmännisch. Die Flotte begegnet einem Theile der feindlichen, die mit Manlius nach Italien zurückschifft. Sie wird durch Klippen und Fuhrten getrennt; die Karthager greifen sie an, und mit Glück; viele Schiffe zerstreut ein Sturm. Xanthippus landet auf einer Insel, und trifft auf ein genommenes italisches Schiff, wo er angenehme Nachrichten für seine Absicht erhält. *Fünfter Gesang.* Das Eiland, wo Xanthippus gelandet, ist die verrufene Galata, von einem verborgenen glücklichen Volke bewohnt, das die Fremden gastfrey aufnimmt. Von der Höhe der Felsen sieht man Africa. Lebensart, Sitten und Feste der Einwohner. Ihre einzige Gottheit ist Physis. „Seliges Volk, ruft Gesko, ja dreymal seliges Eiland, das nie Helden gekannt, und nie von Helden gekannt ward!“ *Sechster Gesang.* Regulus freut sich, den Kampf wider Karthago allein zu bestehen. Die Punier sammeln sich in einem furchtbaren Lager. Dem Consul erscheint Vater Quirinus, „furchtbar gepanzert wie Mars, gekrönt mit Thürmen wie Vesta,“ heifst ihn mitgehen in die Luft, über den Mond hinauf, bis dahin, wo die Planeten wie bewegbare, strahlende Tempel erscheinen, und das Gewölbe unter dem Fufse der Schreitenden fest wird, wie geglätteter Sapphir. Er räth ihm, rasch vorwärts auf Karthago los zu eilen. Glück weissagende Zeichen treten hinzu, und Regulus entwirft einen Plan, der zwar nicht seiner List, aber desto mehr der ausonischen Tapferkeit gelingt. Es wird schrecklich gemetzelt, das punische Lager in Brand gesteckt, der Rest der Geschlagenen entflieht. Der Genius der Menschheit weint über den Leichnamen.

Seufzend wälzt' er ein schweres Gewölk vor die Sonne, und deckte
Sanft, mit schonenden Schatten, den Mord und die jubelnden Mörder.

Siebenter Gesang. Bestürzung, Rachgier und Volksunruhen in Karthago. Narbo's Sohn wird gefodert; Antisba unterschiebt den blödsinnigen Silisa, welcher in wüthender Vermessenheit die römischen Schaaren, die der Stadt die Zufuhr abschneiden, angreift, und mit dem Leben dafür büfsen mufs. Die aufgebrachte Mutter, der nach seinem Tode Karthago nichts mehr gilt, schickt verrätherische Botschaft an Regulus, mit dem Versprechen, ihm die Schlüssel eines Thors zu überliefern; R. nimmt das Erbieten an. Unterdessen zettelt Hanno, Narbo's Feind, eine Empörung wider ihn an, und dieser versammelt die Archonten. Zwiespalt in der Versammlung; am Ende wird beschlossen, den römischen Consul um Frieden zu bitten, und drey Männer an ihn abgefertigt. *Achter Gesang.* Xanthippus verweilt noch in Galata; die nahe Flotte der Italer wehrt ihm die Überfahrt. Er wird ungeduldig.

Siehe, so nagt im Grimm ein gefesselter Adler ins Eisen,
Taucht oft Augen und Geist in die heitere Bläue des Äthers,
Reget und schwingt die Kraft der Fittige, während sein Block zieht.

Da erscheinen neun achäische Schiffe, mit der römischen Flotte im Kampfe. X. eilt seinen Freunden zu Hülfe, besiegt die erschrockenen Römer, landet, mit jenen vereint, in Tabraka, und zieht nach Utika, wo er flüchtige Karthager und Numidier antrifft, die ihn zu ihrem Heerführer wählen. Die drey Gesandten kehren zurück mit erschütternden Nachrichten. Der Consul hat ihnen Frieden gewährt, aber unter Bedingungen, die Karthago schlechterdings ohne Schande und Ruin nicht annehmen darf. Aufser dem Verständnisse mit Antisba, sieht sich R. frisch im Besitze der wichtigen Festung Hadis, Karthago's Vormauer. „Wer nicht zu siegen vermag, zieh' sanft am Wagen des Siegers!“ war den Gesandten zugeherrscht. Die Punier schnauben Rache; Hanno bereitet Narbo's Sturz vor. Auf die Meldung, dafs Griechen bey Tabraka gelandet, schickt Regulus ihnen einen Legaten mit Kriegsvolk entgegen. X. bedient sich einer Kriegslist, wirft sie, und dringt schnell bis auf funfzig Stadien von Karthago's Thoren vor. Aber

das setzt ihn noch in keine Verbindung mit der Stadt; denn Piso hat den Dianenhügel inne. X. bemächtigt sich desselben nach schwerem Blutvergiefsen. In der Nacht ist Antisba, in Begleitung ihrer Getreuen, mit den Thorschlüsseln aus der Stadt geschlichen, und auf den Dianenhügel zugeeilt. Sie wird von den Wachen aufgefangen, und vor den General geführt, in welchem sie, an Regulus Statt, Aderbal erblickt. Schrecken, Angst, Ohnmacht. Sie wird nach Utika in Verhaft gebracht, und die Schlüssel im Namen des Sparters Xanthippus in die Stadt zurückgesandt, wo sie Hanno empfängt, an dem eben die Reihe des Wachens ist. Er erklärt seinen Feind Narbo für mitschuldig an Antisba's Verrath, und beredet die Archonten, ihn in Ketten zu legen, und als Staatsverräther im Kerker zu bewahren. Xanthippus der Sparter wird zum obersten Feldherrn der Punier ernannt, und ihm die Wahl durch Gesandten kund gethan. *Neunter Gesang.* X. nimmt die angebotene Würde an, darf sich aber wegen des Bannspruchs noch nicht als Aderbal zeigen. In seinem Namen redet Gesko, und entwickelt den Puniern die begangenen Kriegsfehler, besonders, dafs sie ihre Elephanten nicht gegen die Italer gebraucht haben; auch des Sparters Bedingungen, welche sind, dafs Narbo aus dem Gefängnifs befreyt, und der Bann von seinem Sohne Aderbal abgenommen werde. G. geht selbst in die Stadt zum Tempel der Juno. Alles wird bewilligt, wie sich auch Hanno's Partey dagegen sträuben mag. Regulus empfängt mit bekümmertem Erstaunen die Nachricht von der doppelten Niederlage seiner Tribunen, bricht mit dem Heer auf, und lagert sich wieder, um Gelegenheit zur Wiedereroberung des Dianentempels zu suchen. X. eilt unerkannt mit G. in das Gefängnifs, wo Narbo schmachtet. Der Greis wird seines vormaligen Irrthums überführt; Wiedererkennung, Versöhnung, Freude, Entfesselung. Doch erkennt er in seinem Sohne nur den Aderbal, nicht den Helden Xanthippus, dessen Waffengefährte jener zu seyn vorgiebt. N. nimmt die entzogene Würde wieder an, und A. begiebt sich zum Heere, der entscheidenden Schlacht entgegen. *Zehnter Gesang.* Malerische Herzählung der punischen Schaaren und ihre Hülfsvölker. Aufmunternde Anrede des Feldherrn X. Die Reiter und Elephanten ziehen ins Blachfeld. Gesko zündet mit Brandern die Schiffe der Römer im Hafen an. „Bang retten sich alle Delphine;" der Dampf erstreckt sich über das römische Lager. Die Schlacht beginnt. Anfangs richten die Elephanten Verheerung an, ziehen aber nachher abwärts, und Regulus jubelt. Im Verfolgen der iberischen Reiter fallen die Römer den versteckten Numidiern in die Hände, und mit diesen stürmt die gesammte Gewalt der Griechen und Libyer auf die Capitoliner ein; sie sind überwunden. Aderbal erkennt den Consul, und ruft ihm Frieden zu. Regulus antwortet trotzig, sein Pferd wird erschossen, und er gefangen. Unterdessen stehen Narbo und seine Genossen auf dem Thurm des Castells, und sehen der kritischen Schlacht zu. Da sie ihrer Partey den Sieg gesichert sehen: eilen alle aus dem Thor, wo der Feldherr ihnen prangend entgegen kommt. Aderbal giebt sich seinem Vater als Xanthippus zu erkennen. Von Regulus kein Wort weiter.

Die Erfindung des Gedichts ist unverwerflich, alles ist gehörig eingeleitet und klar. Nicht einmal Episoden hat sich der Vf. erlaubt; denn der Aufenthalt des Helden auf Galata drängt sich in die Begebenheiten ein, und in der Beschreibung der glücklichen Insel und der Einladung Alkmäons liegt ein Wink für diejenigen, welche erforschen wollen, wo Xanthippus am Ende geblieben sey. Die Ausführung hat Feuer und Leben. Der Stil ist weit von Schwulst und falscher Erhabenheit entfernt; eher könnte man ihn mitunter gewöhnlich und prosaisch nennen. So sieht Regulus die Stärke des karthagischen Lagers nicht ohne *Verlegenheit* an. VI, 72. Die Stelle v. 165 ff. „Ja, wüthet nur, Völker, haltet vergeblichen Rath, ihr Könige! Roma zermalt euch, gleich wie ein eiserner Hammer u. s. w." erinnert an den zweyten Psalm. Die *sinkenden Rinder* IX, 286, möchte Rec. wegwünschen, auch den öfteren Gebrauch des j für i; als: Kastanjen, Spoljen, Pinioljen. *Romanisch*, für *römisch* gesetzt, ist doch eigentlich etwas Anderes. Auf den Hexameter wird bey einer künftigen Ausgabe mehr Fleifs zu wenden seyn. Rec. kann nur einiger fehlerhaften gedenken, als II, 14: Silifa war schön, edel geformt, von Jupiters Gnade; 238: unvergefslicher Lenz, o bleibst du der einzige für mich? Die mittlere Sylbe in *Aquilo* ist zweymal lang gebraucht. I, 359 steht durch Versehen des Setzers ein Heptameter. Er ist zu lesen: Sprach Lysiades. Führt ihn hinweg aus dem Haine der Göttin! Wst.

Gotha, b. Perthes: *Über den Einfluss des Schauspiels auf die Bildung der Jugend.* Von *A. L. P. Schröder*, Prediger in Nordhofen. 1804. VI u. 182 S. 8. (14 gr.)

Unseres Zeitalters Vorliebe für das Theater, als eine blofse Erholung, ist ein Symptom der Schwäche. Des Sinnes, der Kraft und des Muthes ermangelnd, der Wirklichkeit die Ideen einzubilden, ergötzt es sich an ihrem Schattenspiel. Oder erstarkt wo sein vorübergehender Eindruck zum bleibenden Entschlufs, zur lebendigen That? Für die Jugend allein, die in den Bildern der Kunst kein blofses Spiel, vielmehr durch sie den Schleyer ihrer noch unverhüllten Welt gelüpft sieht, für sie allein ist das Schauspiel eine Vorschule des Lebens.

Erfreut nahmen wir daher diese kleine Schrift in die Hand. Wenn nun auch ihr Inhalt weder aus der Tiefe der Kunst noch des Lebens geschöpft ist: so ward er doch nicht ganz von der Oberfläche abgegriffen. Genügt sie also der kleinen Anzahl der Denker nicht: so bietet sie dagegen der Menge blofser Beobachter und nur erfahrner Erzieher desto mehr Brauchbares an.

Nach einigen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Erziehung überhaupt, geht der Vf. auf das Spielen der Jugend über, und bemerkt richtig, dafs dasselbe weit mehr zur Erziehung benutzt werden könne, als gewöhnlich geschieht. Das Vergnügen am Schauspiel, zumal die jetzt so gewöhnliche eigene Aufführung derselben mache den Einfluss des Schau-

spiels auf die Bildung der Jugend einer näheren Prüfung werth. — Das Schauspiel könne zur Beförderung sittlicher Ausbildung und Veredlung benutzt werden; denn es belehre über die mannichfaltigen Verhältnisse des Lebens, gewähre Menschenkenntnifs; aber in Hinsicht auf die Vorschriften der Sittenlehre taugen die öffentlichen Schauspielhäuser für die Jugend von 12 — 18 Jahren nicht. Man könne, wenigstens in gröfseren Städten, eigene Schauspielhäuser für die Jugend haben. Der Trieb zur Nachahmung sey ein Wink der Natur, diesen Weg der Bildung durch Schauspielaufführung einzuschlagen. Von dramatischen Spielen, als Übergang zur Aufführung wirklicher Schauspiele. Die Theilnahme an einem Gesellschaftstheater für das erwachsene Publicum sey nicht anzurathen; aber das eigene Aufführen dem Jugendalter angemessener Schauspiele sehr vortheilhaft. Hier zeichnet der Vf. Mehreres aus, was in solchen Schauspielen dargestellt werden soll, was nicht. Dann über die Eigenschaften solcher Schauspiele selbst, über Aufführung, Vertheilung der Rollen und Beurtheilung nach geendigtem Schauspiele.

Wir glauben dem Vf. unsere Anerkennung seiner lesenswerthen Schrift nicht besser äufsern zu können, als wenn wir diese kurze Inhaltsanzeige mit ein paar berichtigenden Bemerkungen begleiten. Am meisten vermissen wir, dafs der Vf. fast gar keine Rücksicht auf die ästhetische Bildung genommen hat, und das scheint doch der wichtigste Punct. Denn das Schöne, der wesentliche Zweck aller Kunst, ist mit dem Guten innigst verwandt, ja das Gute selbst, nur in schöner Gestalt. Wenn aber das Gute durch die Kunst befördert werden soll: so kann es das nur als Schönes. — Der Vf. glaubt, gesunden, vernünftig erzogenen Knaben müsse bis zum 16 — 17 Jahre das Schauspiel langweilig seyn, weil, was darin vorkommt, nicht aus ihrer Sphäre, ihnen fremd ist. Vielmehr, möchten wir sagen, hat die Neuheit, mit der eine, bis jetzt nur geahnete Welt vor ihre Seele tritt, einen allgewaltigen Reiz für sie, wenn sie anders Kenntnifs und Phantasie besitzen. Indefs wollen wir deshalb nicht den früheren Besuch anrathen, aus Gründen, die im Buche gut angegeben sind und daselbst nachgelesen werden müssen. — Wenn behauptet wird, dafs die Theilnahme an dem Dargestellten gleichsam zum Besten gehabt werde, weil es nur ein Spiel war: so ist das ein Irrthum, der sich auf eine zu körperliche Ansicht der Welt gründet. Ist das Dargestellte nur in sich selber wahr: so ist es schon eine Veredlung des Menschen, wenn er sich für diese höhere Wahrheit lebhaft interessiren kann, und sein Unwille, sich beym Fallen des Vorhangs getäuscht zu sehen, entsteht aus einem wirklichen Mangel an geistiger Erhebung.

Ungern haben wir Sprachfehler gefunden, wie S. 7 *volles Genüge* leisten. S. 12. „So lange er *dann* nicht erfüllt wird," wo selbst *denn* nicht recht pafst. Der Stil ist sonst weder nachläfsig, noch gemein, Vielen wird er gut scheinen: der tiefere Blick indefs vermifst daran vorzüglich jene innere Harmonie, die den uneigentlichen Ausdruck auf den eigentlichen zurückführt. Z. B. S. 1, wo der Übergang von dem Bilde des *Erschütterns* zu dem des *Erquickens* ein Sprung in eine andere Region ist. S. x.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Paris*, b. Schöll u. Nicolle: *Alphonse de Lodève*, par *Mme. la Comtesse de G···*. 1809. Tome I. 255 S. Tome II. 205 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) Hier wird uns ein durch Eifersucht gehinderter, und eben deswegen desto mehr genährter Liebeshandel dargestellt, der, nach der moralischen Gerechtigkeit, ein unglückliches Ende nehmen mufs. Es herrscht wenig Verwickelung darin; die Charaktere sind flach gehalten; man findet viele Worte, wenig Handlung. Der Eifersüchtige ist ein gemeiner grober Ehemann, seine Leidenschaft stammt aus dem plumpsten Egoismus, ist weder gehörig motivirt, noch von milderen Seiten, als Schwäche der Menschlichkeit, aufgefafst. Er kommt um in einem Zweykampfe, in welchen er sich als ein völlig Rasender einliefs; sein Tod bleibt dem Leser so gleichgültig, wie sein Leben. Der Held des Romans soll eben kein Geck seyn; dazu geberdet er sich zu ernsthaft. Wenn man ihn aber genauer betrachtet: so findet man nichts, als einen in Grundsätzen verwahrlosten jungen Müfsiggänger, der das, was er sein Herz nennt, eigentlich seine Sinnlichkeit, für die Gebühr feil trägt, und, weil er einen hohen Preis darauf setzt, es nicht bald vortheilhaft anbringen kann. Nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen geräth er an die Marquise von Veletri, die Ehefrau jenes Eifersüchtigen, und leidet in seiner Bewerbung Anfangs grofse Noth, weil sie ihm kein Zeichen ihrer antwortenden Empfindung geben kann. Sie ist eine hart gedrückte Dulderin, zurückhaltend, sanft und tugendhaft, wenigstens vor Augen. Ihr leises Wohlvernehmen mit Alphons entspinnt sich durch mehrdeutige Mienen, Gesten und ganz kleine Vergünstigungen, die allmählich deutlicher werden. Der heimliche Briefwechsel, den er mit seiner Geliebten führt, ohne die Urheberin zu verrathen, macht weder ihrer Züchtigkeit, noch seinem Verstande sonderlich viel Ehre. Auf ein anonymes Billet, worin er um den Zustand seines Herzens befragt wird, gleich zu antworten: *Oui, j'aime avec idolâtrie*, zeugt nicht von Discretion. Gerne möchten wir für die noch unschuldige Dame Achtung behalten, um doch eine reine Theilnahme an irgend einer Person im ganzen Buche haben zu können: aber sie zerstört unser Vergnügen an ihren sanften Eigenschaften durch den Leichtsinn, womit sie ihren Corydon auf einem Maskenball, als Fledermaus verkleidet, aufsucht, und dem übereilten Thoren das Geständnifs seiner Leidenschaft ablockt. Durch dieses Betragen rechtfertigt sie einen Theil der Brutalität des Marquis, an welchem wir ein Interesse zu nehmen wenigstens in sofern aus Noth gezwungen sind, da wir sehen, dafs seine Eifersucht nicht ohne Grund ist, und er von seiner allgemein bedauerten Frau, und von seinem Freunde, dem er doch manche Dienste leistet, betrogen wird. In einem plautinischen Lustspiel würde er zum Lachen reizen, da er immer auf eine unrechte Fährte geräth, und einen Nebenbuhler aufser dem Hause verfolgt, den er innerhalb seiner Wände suchen mufste. Alphons steht da wie ein roher Sünder, indem er den Marquis als Secundant zu dem mörderischen Duell begleitet, um einen Nebenbuhler zu strafen, der ihm keineswegs gefährlich ist. Die Marquise mufste sterben, und Alphons in ein Kloster gehen; eines anderen Ausgangs war die Handlungsart beider Heuchler nicht fähig. Wenn dem Mangel an innigem Interesse, wenn dem Unwerthe der wechselseitigen Gesinnungen einigermafsen abgeholfen werden sollte: so konnte dieses nur durch die schriftstellerische Kunst der Vfn., durch die Schilderung der Stufenfolge in dem leidenschaftlichen Benehmen geschehen. In Absicht des Helden hat Fr. *v. Genlis* alles Mögliche gethan, um seine Fortschritte auf der Bahn der Begierden zu zeichnen. Die Marquise bleibt dagegen im Dunkeln stehen, gleich als fürchtete sich die Vfn., ihr Geschlecht der Unehre preis zu geben. Sie handelt immer verdeckt; doch findet sich am Ende, dafs diese Frau, die man in allen Umgebungen höchst beengt glaubt, eine Menge Agenten hat, und sie recht wohl zu gebrauchen weifs. Dvl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 AUGUST, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Maler Müllers Werke.* Erster Band. 1811. 376 S. Zweyter Band. 410 S. Dritter Band. 420 S. 8. (6 Rthlr. 16 gr.)

Oben im Zeitenstrome schwimmen, nach Klopstock, die Werke, die den Meister loben; die Werkchen der Gesellen trinken des Stroms, und sinken. Der Maler *Friedrich Müller* müsste also ein Meister, kein Gesell seyn, da seine Werke nach wenigstens einem Drittel-Jahrhundert aufs neue auftauchen, statt in die Zeit zu versinken. Der einst nicht unempfohlene Name würde dadurch seinem Volke abermals wichtig, und am Ende heilig. Denn was dem Volke als unvergänglich gepriesen, und ihm immer wieder in die Hände gespielt wird, das muss es als Muster annehmen, und kehrt sich an einzelne Stimmen dawider nicht. Da wir kein anderes Mittel haben, als den Druck, um die Trefflichen der Zeit in die Folge neuer Generationen einzuführen: so ist es Pflicht, ihre Werke von Periode zu Periode der Presse zu übergeben, und die Beförderer verdienen Dank für ihren uneigennützigen Patriotismus. Aber der so verjüngte Schriftsteller muss der Unsterblichkeit würdig seyn; sonst ist das Unternehmen eitel. Gern möchte Rec. die Erweckung *Müllers* aus der Vergessenheit rühmlich und nützlich nennen; denn ihn freut Alles, was patriotisch ist: aber seine Überzeugung treibt ihn zum Gegentheil. *M.* war ein Mann von reger Phantasie, ein sehr warmer Kopf, voll Eifer, sich empor zu drängen. Er machte Aufsehen, erhitzte ähnliche jugendliche Köpfe von unreifem Urtheil, die das Sonderbare liebten, denen Alles recht war, was neu, derb, leidenschaftlich klang. Es war die Zeit, wo Werthers Leiden und Götz von Berlichingen die Gemüther bezauberten, auf welche in Deutschland noch kein Dichter so unwiderstehlich gewirkt hatte. Es war, bey der damaligen Frische und Wirksamkeit der Literatur, von nichts als diesen Producten die Rede; man stritt dawider und dafür. Der Widerspruch machte ihnen erst rechte Bahn; wer Partey dafür nahm, ward oft darüber zum Schwärmer. Da zog ein zahlreiches Volk Nachahmer daher, wovon die bescheidensten nur nach einigen Fetzen aus *Goethe's* Mantel trachteten; die vermessenen gingen viel weiter, und machten sich eigene Mäntel nach *goethischem* Schnitte, so gut sie ihn treffen konnten. Dass sie ihn nicht trafen, dafür hatte die Natur gesorgt. Aber sie hiessen doch Genies, und machten erhabene Anfprüche, bey denen sie sich zu weit verstiegen, und vom Parnass herunter taumelten. Doch machten sie nicht viel daraus; es war schon eine Ehre, ein verunglücktes Genie zu scheinen. Mangel an Geschmack und gänzlicher Nichtgebrauch der Feile bezeichneten diese Classe vorzüglich. *M.* gehört um so sichtbarer zu ihr, da man selbst aus seinen rohesten Erzeugnissen wahrnimmt, dass er sich ein anderes Verdienst hätte erwerben können, wenn er nicht auf sein Genie gepocht, nicht so schnell und viel geschrieben, und der Schicklichkeit den gebührenden Zoll entrichtet hätte. Dieses Urtheil ist entscheidend genug, um einiger Belege zu bedürfen; man wird indessen von Rec. nicht verlangen, dass er aus allen vorliegenden drey Bänden die Beweise zusammensuche. Den ersten hat er am aufmerksamsten durchgelesen, und es ist ihm zu schwer geworden, allen Unrath aus dem zweyten und dritten zu mustern.

Den Anfang des ersten Theils, bey welchem wir die nöthige Vorrede vermissen, macht: *Adams erstes Erwachen und erste selige Nächte.* Welch ein Gegenstand, wenn er nach allen poetisch-philosophischen Foderungen ausführbar wäre! Der erste Mensch, wie er sich mit Weib und Kindern von den ersten Empfindungen seines Daseyns bespricht! Aber dieser Adam ist ein empfindsamer Bauer, von eingelernten religiösen Gesinnungen nicht sowohl begeistert, als aufgedunsen. Er geht die einleitenden Capitel der Genesis durch, und mengt Beschreibungen hinein, die alle auf eine weit fortgeschrittene Stufe der Cultur deuten. Dazwischen wird Halleluja gerufen, als ob er im Tempel zu Jerusalem wäre. Eva bäckt Kuchen aus Semmelmehl und Honig; Adam schnitzt Trinkschalen mit kleinen Muscheln; Rosinen und Mandeln werden gedörrt. Der Genuss des Gaumens verursacht ihm selige Freuden. „Ich ging unter die Bäume, erzählt er, beschaute die schöne Frucht, lachte, pflückte begierig einen *Pfirsching* ab, hielt ihn in der Hand, o Freude! besah ihn, brach' ihn zum Mund, roch, ass, ass begieriger, riss noch einen herunter, noch einen, und noch einen; o unaussprechliche Wonne, die neu wieder über mich einstürzte. Heilige Gottheit! Liebe, die Alles dem Menschen in Liebe gegeben, in jedem Sinne Wollust, so süsses, heiliges, reines Entzücken bereitet!" Kain ruft Uh! über Abel, der ihm ein Lamm versagt hat, und: Wie ist mir doch so dumm! Eva küsst dem Adam die Hand mit den Worten: „Ach Theurer! So viel hat Eva nicht verdient, segne dich Gott für deine Zärtlichkeit." Weiter folgen: *Der erschlagene Abel.* Dem Vf. hat Ossian vorgeschwebt, ist aber sehr verfehlt worden. Abels Geliebte fällt über seinen Leichnam hin. „Nein, er ist nicht todt. Nein, nein, nein! Gelt, mein Abel? Gelt, bist nicht so gestor-

ben, willst nicht so verlassen deine Tirza?" Kain fährt seinen Vater an: „Kommt mir nicht! Schuld seyd ihr an Allem. Gelt, immer gekos't und geleckt den Knaben, das habt ihr. All meinen Segen stahlt er mir. Küsst ihn nun, so lang ihr wollt. Verderben und Elend über euch!" *Der Faun*, eine Idylle. Ein seltsamer Faun, dessen Frau ihm Gras und Kräuter übers Gesicht zieht, dass sie auf seinen Bart von vielfarbigem Moos herabfallen; ihn dann, artig im Gesicht bemalt, mit einer langen Gerte vor sich hertreibt, und laut ruft: Ich komm' aus Bambelumbe, Bambelbunde! Wer will gute Wahrsagung? *Der Satyr Mopsus*, eine Idylle in drey Gesängen, wäre eine gute Erfindung, wenn sie mit anständiger Schalkheit und Zartheit durchgeführt wäre. Aber Mopsus sagt zu seinem geliebten Quellenmädchen unter vielen anderen pöbelhaften Liebreden: Ein Kuss ist saftiger als weicher Käse. Hingst süsser an meiner Schulter als Honigseim an eines Bären Schnauze. Ich will dir die Schenkel so lange *pletschen*, dass sie dir funkeln sollen, wie eine zeitige Granate. Mir wackelt vor Trübsal das Herz im Leibe, wie ein Lämmerschwänzchen. Ich wollte dich mästen, dass du einen Kragen von Speck bekämst, wie ein fettes Ferkel. *Bacchidon und Milon*, auch eine Idylle, in welcher der Mund zur Nase spricht: Komm herunter, Näschen, herunter; wenn du kannst, schnüffl' ein Bischen. Die schönste Nase steht einem nicht besser zum Gesicht, als das Bierschild zu einer Klippschenke. Milon wird fuchswild, und droht dem Bacchidon, er soll kein Maulvoll mehr zu trinken bekommen, sollte er auch darüber *verzwatzeln*. *Ulrich von Cossheim*, eine deutsche Idylle, ist wenigstens züchtig, hat aber fast keinen Zusammenhang. Was sollen die gesungenen Scenen aus Golo und Genovefa darin? *Die Schafschur*, eine pfälzische Idylle. Walter schilt seine Tochter eine Bestie, weil sie ein Lied nicht fortsingen kann, das ihm gefällt; der Schulmeister ist ihm ein Lauskerl, weil er neumodische Lieder und reine Reime vorzieht; die neumodischen Dingerchens liegen ihm so krausdick im Magen, als hätt' er Hobelspäne gefressen. Sie sind voll von der Doris und Damötas und Myrten und Rosen und Knoblauch und Zwiebel und weiss der Henker all. Er hat keinen Haspel im Maul, dass er alles so grad herausklingeln könnt'. Der Schulmeister schnupft *Seudemeer*. Zu seiner anderen Tochter, die einen Liebhaber hat, sagt er: Sollt fühlen, was das heisst, hinter deinem Vater löffeln, du Canaille! Sie und ihren Bräutigam nennt er Canaillepack. Das soll pfälzisch seyn. Noch eine pfälzische Idylle: *Das Nusskernen*. Allerley durch einander, Prose und Verse, z. B.: O Hexe! o Falsche! Vetter! Spitzbub! o weh! Crispin! Was thust? Ja was? Geh, alter Narr — steh — nein, geh! Erhenk' dich! Stürz' dich in Bronn! Vom Fenster 'runter! Hum! Ziemlich hoch! Eine Pistol' her! — Nein, bohr' mir lieber ein Loch, dass heraus kann der garstige Liebesgeist. *Kreuznach*. Declamationen auf des Vfs. Geburtsstadt.

Im zweyten Theile befinden sich vier Dramen und drey Bücher Gedichte. *Faust's Tod* macht den Anfang. Es wird von Teufeln, Juden und Studenten gespielt. Lucifer ist der Teufelkönig. Er ist krank, und spricht: „Moloch soll sich verkriechen. Gefällt ihm diese Welt? Hi hi hi! Der Schuft, ihm solls nicht gefallen; wills nicht leiden. Wenn ich den schweren Zepter über ihn los donnre, rasseln soll er im Staub. Phu! Mein Athem, wie trocken! Doctor, stellt euch her neben mich. Phu! Dass die Welt nur in diesem einzigen Hauch versengte! Doctor, plagt mich gewaltig hier in der Hüfte." Itzick, der Jude: „Au way! Zwölf sunnehelle ungeranftelte kremnitzer Ducate, die ich de wosler Spitzbube gegiebe. Au way! Das verfluchte Lebche, wo's bleibt, das Schwätzerche! Kriegs de Tippel in sei wacklich Bonum. Memme, die Thür garrt, guck, guck, Memme! Au way! Ufgesperrt drausse de Hausgang wie 'e Maul! Wer kümmt? Krieg di Mise Maschinne! Wer is do? 's Lebche!" Die Studenten treiben auch rechte Tollheiten. *Situation aus Fausts Leben*. Er wird von Mephistopheles erinnert, dass die Hälfte seiner Dienstzeit um sey; eben wie ihm die Königin von Arragon zu trinken eingeschenkt hat. In dem Sinnenrausche verschmäht er die Warnung. *Die Pfalzgräfin Genovefa*. Siegfried entdeckt seine unglückliche Gemahlin, und lässt den Verräther Golo schlachten. Es sind nur die Scenen der Katastrophe. Vollendet ist das Schauspiel: *Niobe*. Es hat starke Stellen, ist aber über die Grenzen hinaus gräßlich und lang. Die *Gedichte* sind von der lyrischen Gattung, und einige darunter wohl des Aufhebens werth. Im Schrecklichen thut sich der Vf. auch hier hervor. Da singt ein bluttrunkener Wodansadler, ein rasender Geldar u. s. w. Aber auch Bacchus wird gepriesen, und Amor geneckt. Das Freudenlied und das an die Liebesgötter könnte *Gleim* gemacht haben, so leicht sind sie. — Der dritte Theil ist voll von *Golo und Genovefa*, einem Schauspiel in 5 Aufzügen, 420 Seiten lang. Rec. hat sich hineingelesen; weil er aber nirgendwo Antheil fassen kann: so hört er lieber auf einmal auf, ohne Neugier und Reue. Wst.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Nauck: *Lehrbuch der Hodegetik oder kurze Anweisung zum Studiren*, von *J. G. Kiesewetter*, D. und Professor der Philosophie. 1811. VIII u. 263 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Ausführlichkeit, mit welcher Hr. *K.* die Fragen beantwortet: „Wer soll studiren? wann soll er sein Studium anfangen? wie soll er dasselbe einrichten?" und das oft etwas zu weit getriebene Streben nach Deutlichkeit eignen die vorliegende Schrift allerdings für angehende Studirende, um auch ohne mündliche Erläuterungen Nutzen daraus zu ziehen. Überall offenbart sich ein achtungswerther Eifer für Beförderung allgemeiner wissenschaftlich-ästhetisch-sittlicher Bildung, und es verdient Lob, dass besonders auch genaue und mit Rücksicht auf Verschiedenheit der Köpfe und Vorkenntnisse mannichfaltige Vorschriften über fruchtbare Einrichtung der Lectüre und über Angewöhnung zum Selbstdenken mitgetheilt werden; wobey Rec. jedoch S. 155 die nothwendige Belehrung über zweckmässige Anlegung der Adversarien und Collectaneen vermisst hat. Die Literatur ist

mit zu grofser Freygebigkeit und in zu bunter Mischung, meist in chronologischer Ordnung, beygebracht. Dieser Überfluss macht bestimmtere Erklärungen und beschränkende Winke eines erfahrenen Lehrers nöthig. Dem Anfänger würde mit strenger Auswahl des Besten und mit Zugabe einer kurzen treffenden Charakteristik der angeführten Schriften mehr gedient gewesen seyn; und dennoch fehlen mehrere Bücher, welche genannt zu werden verdienten, z. B. S. 106 *Conradi's* medicinische Encyklopädie; S. 126 *Lehne* und *Herbart* Lehrbücher der Pädagogik; S. 134 die Schriften über historische Encyklopädie von *Schönemann*, *Fessmaier*, *Fabri*, *Pölschmann*, *Ruhs*; S. 213 die *Encyclopédie méthodique* und die bey Michaud erscheinende *Biographie universelle*; S. 217 *Baur* hist. biograph. lit. Handwörterbuch; S. 218 die synchronistischen Tabellen von *Bredow*, *Kruse*, *Wedekind*; S. 257 *Schaller's* Magazin für Verstandesübungen u. s. w.

In der speciellen Hodegetik ist, wie leicht zu erachten, auf Darstellung der Methodik des Studiums der Mathematik und Philosophie der meiste Fleiss verwendet; doch läfst sich über kärgliche oder einseitige Behandlung der übrigen Fächer des menschlichen Wissens keine Klage führen. Die besseren Anweisungen und Erörterungen hat Hr. *K.* zu benutzen gewufst. S. 76 hätte in der Theologie auf die von *Daub* so trefflich herausgehobene Grundbedingung aller theologischen Studien, auf Erweckung und Befestigung der Religiösität, aufmerksam gemacht, und die Zweydeutigkeit in den Winken S. 82 u. 83 vermieden werden sollen.

Auch scheint es ein bedeutender Mangel dieser Hodegetik zu seyn, dafs über das *Leben* nichts gesagt ist, da der Jüngling in einer ihm neuen Umgebung gerade hier durch einfache Vorschriften und Warnungen gegen unrichtige Ansichten und verderblich-folgenreiche Einwirkungen geschützt zu werden bedarf.

Auf die Sprache sollte gröfsere Sorgfalt verwendet seyn; man begegnet vielen Nachlässigkeiten des Ausdrucks, S. 3. 4. 5. 23. 36. 205 u. s. w., und die fremdartigen Wörter, wie Exhibition, Lucubriren u. dgl., konnten sehr leicht mit angemessenen deutschen umgetauscht werden. du.

Hamburg, auf Kosten des Vfs.: *Hamburg, topographisch, politisch und historisch beschrieben.* Zweyte Auflage, umgearbeitet und vermehrt. Erster Theil. 1810. 504 S. Zweyter Theil. 1811. 444 S. Dritter Theil. 472 S. 8.

Bey der sehr günstigen Aufnahme, die dieses Werk vor mehr als zwanzig Jahren gefunden, mufs man sich wundern, dafs der Vf. in unserer Zeit erst eine neue Auflage veranstaltet hat, und die Verspätung auf den Drang der jetzigen Periode schieben. Es ist eine so genaue, beglaubigte und ausführliche Arbeit über die erste der weiland Reichs- und Hanse-Städte, dafs man schwerlich eine vorzüglichere über einen anderen Ort wird aufweisen können. Hamburg ist nach allen örtlichen, bürgerlichen und sittlichen Verhältnissen dargestellt, und immer auf die Gelegenheit, wie solche entstanden und sich verändert haben, Rücksicht genommen. In der neuen Auflage ist ungemein Vieles hinzugekommen, wie denn auch Manches frisch untersucht und berichtigt worden ist. Der erste Theil der alten hatte 424, in der neuen sind 80 Seiten mehr, obgleich jener noch die Beschreibung der Kirchen und öffentlichen Gebäude mit begreift, wogegen dieser mit der Topographie der Gassen endigt. Übrigens ist die Eintheilung und Behandlungsart dieselbe geblieben, wenigstens im ersten Theil, in welchem lauter allgemeine und specielle topographische Nachrichten enthalten sind. Bey Gelegenheit der historischen Bemerkung, dafs Hamburg den 13 Nov. 1806 den Titel einer Hansestadt angenommen habe, stellt der Vf. eine Untersuchung des Worts *Hanse* aus vorzüglich etymologischen Gründen an, und giebt die ziemlich wahrscheinliche Vermuthung, dafs es keinen Bund bedeuten könne, sondern zusammengetretene reiche Bürger. Wenn von einem hanseatischen oder Hanse-Bunde die Rede ist: so kann das wirklich keinen verBündeten oder Bundes-Bund bezeichnet haben. Was S. 79 von der Entstehung des *Millernthors* gesagt ist, kommt uns nicht ganz verständlich vor. Da an beiden Seiten des Thors Mühlen-Statt fanden: so kann solches leicht nach dieser benannt worden seyn, und hiefse also eigentlich das *Müller-* (fasfisch: Möller-) Thor. Die Herleitung aus dem Lateinischen findet auch Rec. wunderlich: obgleich *porta militis* nicht sowohl durch *Soldatenthor*, als, nach dem lateinischen Ausdrucke des Mittelalters, durch *Ritterthor* übersetzt werden müfste. So hat nämlich *Spelman: Milites, Gall. Chivalers.* Die *Twieten* kommen gewifs nicht von *tuitio*, sondern von *twie* oder *twee*, zwey, und sind nichts als Zwischengäfschen. Die Klagen über das schlechte Gassenpflaster sind ungegründet; es ist besser, zum Theil weit besser, als in manchen Residenzen, geschweige Landstädten. Wo in der Welt würde auch so viel Geld darauf verwendet werden können? Die Stadt hat in 9 Jahren, von 1800 — 1809, für ihr Gassenpflaster 367,717 Mark ausgegeben. Wo kann man ihr dieses gleichthun? Mit vielem Glücke hat der Vf. manche alte unverständliche Ausdrücke aus dem Schwedischen zu erklären gesucht. Z. B. stupen, staupen, von stupa, S. 233. Schon im J. 1725 wurden in Hamburg 456,250 Mk. jährlich für Milch bezahlt; jetzt mehr als dreymal so viel. Der 1805 abgebrochene Dom nahm eine Fläche von 142,520 Quadratfufs ein. Die S. 303 befindliche sonderbare Supplik eines Scharfrichters hatte Rec. bisher für den Einfall eines lustigen Kopfes gehalten; hier kommt sie im ganzen Ernste mit dem Namen *Christ. Albr. Pickel* und unter der Jahrzahl 1722 vor. Sehr belehrend sind die Nachrichten S. 352 ff. über die vormals bestandenen Handelsverhältnisse zwischen Hamburg und London. Der Nominalwerth der hamburgischen Wohnungen in der Stadt wird auf 80 Mill. Mark geschätzt. Dem ersten Theile liegt ein schöner Aufrifs bey, die Stadt und ihre nächsten Umgebungen vorstellend; der bey der ersten Auflage befindliche ist mit diesem nicht im mindesten zu vergleichen.

Der zweyte Theil ist ganz angefüllt mit der Beschreibung der Stadtgebäude, und die 120 Seiten der ersten Auflage hier zu 444 ausgedehnt, wodurch Gründlichkeit und Ausführlichkeit nicht wenig gewonnen haben. So sind z. B. die Nachrichten von dem Wai-

senhause, von dessen Einrichtung, der Zucht und Pflege der Kinder, sehr erweitert und zu einer kleinen Abhandlung geworden. Es wurden im J. 1809 bey dieser Anstalt 288,913 Mk. eingenommen und ausgegeben. Auch über das Zuchthaus kommt viel Neues vor. Es kostete 1809 nur 68,208 Mk. Überhaupt findet man über die Verwaltung der milden Stiftungen in Hamburg am Ende die Jahrrechnungen von 1808 und 1809. Die von den Freymaurern erbauten und eingerichteten Krankenhäuser sind ein neuer Artikel, auch das Schulhaus der Armenanstalt, die Börsenhalle, *Rödings* Museum und mehrere andere. Aber die Artikel sind nicht nur neu, sondern auch manche schätzenswürdige Bemerkungen; z. B. dass unter 100 Wahnsinnigen 78 schwärzliches Haar haben. Im Krankenhofe stirbt der dritte Mensch jährlich. An Arme und Kranke überhaupt sind in Hamburg vom Publicum im J. 1809 gespendet worden 1,112,738 Mk. 13 ß. 8 pf. S. 333 ist das alte Wort *fast* unrichtig gedeutet; es hatte die Idee: *jetzt*, welche in dem Zusammenhange die anwendbare ist. Das oft als Alterthum angeführte Gesetz: man solle dem Gesinde wöchentlich nicht mehr als zweymal frischen Lachs zu essen geben, findet Hr. *von H.* ohne allen Grund; es steht nicht in der *Buersprake*. Die Zahl aller im zweyten Theile beschriebenen Gebäude und Stiftungen ist 48.

Zum dritten Theil gehört eine Charte von dem hamburgischen Stadtgebiete, welchem auch Ritzebüttel und die Insel Neuwerk beygefügt sind. Die Vorstädte, Dörfer, Güter und Höfe geben 73 Artikel. Die Charte ist mit höchst möglicher Genauigkeit und Schönheit von Hn. *Heinrich* verfertigt worden. Zuletzt folgen zwey Tabellen, deren erste die Menschenzahl innerhalb der Stadt nach den kleinsten Specificationen in sich fasst. Das Total ergiebt 100,192 Köpfe. Die zweyte legt ein Detail aller Feuerstellen und Haushaltungen dar: die Summe jener ist 24,585; dieser 23,966. Für das Gebiet hat Hr. *v. H.* die Summe von 46,228 Köpfen gefunden; eine Zahl, die um mehrere Tausend von der in der alten Ausgabe berechneten abweicht. Übrigens enthält der dritte Theil das, was man sonst im zweyten der vorigen Ausgabe fand, nur berichtigt, erweitert, auch nach Befinden verkürzt. Die Ethognomik ist fürs erste weggeblieben. Vormals machte die Politologie, die sich besonders durch den kräftigen Geist der hamburgischen Gesetzgebung auszeichnete, den dritten und letzten Theil aus. Wahrscheinlich wird uns Hr. *v. H.* solche in einem künftigen vierten Theile liefern, welcher vielleicht noch nicht der letzte seyn wird. Wir wünschen ihm Musse, Muth und patriotische Unterstützung dazu. Den Hamburgern muss ihr Wohnort der nämliche seyn, wenn sie gleich den alten Staat und die von ihnen selbst beliebten Gesetze nicht mehr darin finden. Cht.

Winterthur, in der steinerschen Buchhandl.: *Vermischte Schriften*, von *Georg Gessner*. Erstes Bändchen. 1811. 216 S. 8. (16 gr.)

Im Jahr 1809 gab der Vf. vermischte Blätter in Form einer Quartalschrift heraus, deren Fortsetzung hier in einer anderen Gestalt erscheint. Er traf diese Abänderung, weil theils er selbst, theils der Verleger, zu sehr gedrängt war, als dass die Hefte immer regelmäßig hätten herauskommen können; auch ward die Versendung ins Ausland wegen der geringen Verbindung des Verlegers mit auswärtigen Buchhandlungen immer beschwerlicher. Die neuere Einrichtung hat die Bequemlichkeit, dass der in jedem Bändchen enthaltene Stoff gleichartiger seyn wird, und dem zufolge kommen in dem ersten Bändchen blose Predigten vor. Es sind Reden, vor dem Volke gehalten, nach schwunglosen, volksmäßigen Gesinnungen, doch in so edeln Ausdrücken, als der Zuhörer ertragen kann. Der Vf. meint es gut mit dem Christenthum und den Gliedern seiner Gemeine; er ist verständlich, herzlich und tolerant. Da wir seine Vorträge nicht ganz durchgehen können: so wollen wir nur einige Anmerkungen über schwache Stellen machen. Nach Anleitung des Textes, Lucas XVI, 19—31, wird der Einfluss der Liebe auf das verschiedene Loos der Menschen in vier zusammenhängenden Reden vorgetragen. Wir stoßen hier gleich S. 5 auf einen Sprachfehler. „Man muss sein Glück nicht in *dem* (das) setzen, was dem Herzen nichts giebt.“ S. 10 braucht der Vf. von dem zeitlichen Tode den Ausdruck: „der Vorhang fällt;“ und erinnert dadurch auf eine unschickliche Art in der Kirche an die Bühne. Er erklärt die Behauptung Jesu nicht, dass, wer Mosen und den Propheten nicht glaubt, auch nicht glauben würde, wenn Jemand aus den Todten auferstünde. Die meisten Zuhörer werden einer anderen Meinung seyn. Käme ein für todt erkannter, beweislich gestorbener Mensch aus dem Grabe, verkündigte seinen Bekannten das wahrhafte Daseyn der Hölle, und schilderte die Leiden, die dort der Ungläubigen warten: so würden der Gläubigen gewiss mehrere werden, mancher würde einen Theil seines Eigenthums und seiner Lüste aufopfern, um den Himmel zu gewinnen. Der Vf. huscht darüber hin, und sagt nur: „Der erleuchtete Bewohner des Lichtreiches müsse eine solche Behauptung für unwahr erkennen.“ Wer seine Vernunft nicht gefangen nimmt unter dem Gehorsam des Pfarrers, der wird ihm im Herzen widersprechen, und sich zum Unglauben neigen; welches er gerade verhüten wollte. Was er S. 29 über das Wiedererkennen unserer Freunde in jenem Leben äußert, ist höchst ungenügend. Jesus, meint er, hätte dadurch jeden Zweifel verbannt, dass er den Lazarus in den Schoos Abrahams versetzt. Lazarus könnte nicht, sagt er, in Abrahams Schoose gelegen haben, ohne ihn zu erkennen. Das heißt den Zweifel keineswegs gelöset. Denn Lazarus stand mit seinem Stammvater Abraham, der über anderthalb Jahrtausende vor ihm gelebt hatte, ja nicht in demselben Verhältnisse, als Jemand mit den ihm befreundeten Zeitgenossen. Die übrigen Predigten behandeln eben so interessante fromme Gegenstände in mehreren Abtheilungen. Es sind folgende: Die Lehre vom Vergeben; die Feindesliebe; und das Festhalten an Gott. Was der Vf. den zukünftigen Bändchen aufgespart habe, hat er nicht angezeigt. In der Vorrede nennt er nur Briefe und Gedichte. Cht.

Monat-regiſter

vom

Auguſt 1812.

I. Verzeichniſs der im Monat Auguſt in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Abbott a Treatise of the Law relative to merchantships and Seamen, in four parts. 2 ed. 154. 198.

Abhandlung, theoretiſch-praktiſche, über den Weinbau u. ſ. w. Von *Chaptal, Rozier, Parmentier* u. *Dussieux*. 1. 2 Bd. 171, 329.

Act, an, for the encouragement of Seamen, and for the better and more effectually manning His Majesty's Navy (17 Jun. 1793.) 154, 194.

— — for the better Regulation of His Majesty's Prize-Courts in the West-Indies and America (2 Jul. 1801) 154, 194.

Alphonse de Lodève p. Mme. la Comtesse de *G.* T. I. II 173, 351.

Anleitung, leichte u. gründliche durch Erfahrung erprobte, die Weine durch ſorgfältige Anlage u. Bau der Weinberge — zu veredeln u. ſ. w. 171, 329.

Anton Seidenfels u. Emilie Roſenfels oder wunderbare Schickſale eines Erdenſohnes 165, 287.

Ariſtotelis quaeſtiones mechanicae. Rec. et illuſtr. *van Cappelle* 166, 294.

Azuni Origine et progrès du droit et de la législation maritime avec des observations sur le consulat de la mer 154, 195. 198.

B.

Baldasse oni delle Assicurazioni marittime Trattato 154, 195.

Beſchreibung, kurze, des Ritterſaales in dem Schloſſe zu Erbach, im Odenwalde und der in demſelben aufgeſtellten Rüſtungen und Waffen 159, 236.

Bibliotheca di Gius nautico. 2 Tom. 154, 194.

Biſchof Abendblätter der Liebe an Helene. 1 Bdchen 165, 271.

Blätter, vaterländiſche, für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat auf das J. 1811 162, 262.

v. Bogustawski Xanthippus. 1. 2 Th. 173, 345.

Bonifacius, oder Pflicht des Andenkens an die erſte chriſtliche Kirche in Thüringen. Herausgeg. von *Löffler* 156, 209.

Broston forsög til den Fierde Boys fortelkeing a Christian den Femtes danske og norske Lov og de ældre Love Bestemmelser u. ſ. w. 154, 196.

Browne a compendious view of the civil Law of the Admiralty 154, 194.

C.

Carnot von der Vertheidigung feſter Plätze. Aus dem Franz. von *v. L.* 163, 265.

Clerke Praxis ſupremae curiae Admiralitatis 154, 194.

Code de Commerce, Edition originale et seule officielle 154, 197.

Code, nouveau, de prise par *Lebeau*. 4 Tom. 154, 197.

Code de prise et du commerce de terre et de mer, p. *Dufriche-Foulaines*. 2 Tom. 154, 197.

Collection, a, of publics Acts and papers relating to the principles of armed neutrality 154, 193.

Commentar zum allgemeinen Landrecht für die preuſſ. Staaten 154, 196.

Corpus juris nautici oder Sammlung aller Seerechte u. ſ. w. von *Engelbrecht* 154, 195.

Consolato, il, del mare colla Spiegazione di *G. M. Casaregi* 154, 195.

Consulat de la mer, traduit du catalan en françois p. *Boucher* 154, 195.

D.

Decisions in the High Court of Admiralty; during the time of Sir G. Hay and of Sir J. Mariotte late judges of that Court. 2 Voll. 154, 194.

E.

Engelbrecht, I. Corpus juris.

F.

Flintberg Anmärkningar til Sweriges Rikes Sjö-Lag, Jämtes For fattningarne om hwarje u. ſ. w. 154, 196.

— — Daſſelbe, deutſch überſetzt von *Hagemeiſter* 154, 196.

Fuhrmann Handbuch der claſſ. Literatur der Römer. 1. 2 Bd. 169, 817.

Furthner das Ganze der chriſtlichen Sitten- und Glaubens-Lehre anbequemt dem chriſtlichen Kirchenjahre. 3 Jahrg. 156, 214.

G.

v. Genlis Alfons oder der natürliche Sohn, bearb. v. *Hell*. 1. 2 Bd. 163, 272.

Gerhards Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben. 170, 328.

Geſsner vermiſchte Schriften. 1 Bdchen. 174, 359.

Gieſe Grundzüge zu einem Syſtem der Heilkunde 155, 207.

Gittermann Anfangsgründe der holländiſchen Sprache für Deutſche. 1 Bdchen. 166, 293.

Gottſchalck die Ritterburgen u. Bergſchlöſſer Deutſchlands 159, 236.

H.

Hamburg, topographiſch, politiſch u. hiſtoriſch beſchrieben. 1—3 Th. 174, 337.

Heim Erfahrungen u. Bemerkungen über Schwangerſchaften auſſerhalb der Gebärmutter 157, 225.

Heinrich Pr. Infunt Claudii Salmaſii notae inedi tae ad Joſ. Scaligeri Animadverſiones in Chro-

nologica Eusebii, e monumento Marquardi Gudii Rendsburgico, nunc primum in lucem prolatae 166, 295.
Horn Kampf u. Sieg. 1. 2 Th. 168, 305.
— — Latona. 1. 2 Th. 159, 239.

I.

Jacobsen Handbuch des praktischen Seerechts der Engländer u. Franzosen. 2 Bd. 154, 194.
Jäger, s. Zeitungs-Lexikon.
Jekel Galiziens Strassen- u. Brücken-Bau. Nach dem System des Hn. *Gross* 172, 341.
Illiger Prodromus Systematis Mammalium et Avium 170, 321.

K.

Kiesewetter Lehrbuch der Homiletik oder kurze Anweisung zum Studiren 174, 356.
Kögel Anbau u. Bearbeitung der Flachspflanze bis zum Spinnen 171, 336.
Kolb, s. Anleitung.
Krug naturrechtliche Abhandlungen oder Beyträge zur natürlichen Rechtswissenschaft 161, 249.

L.

Lange brevis introductio in Notitiam legum nauticarum et scriptorum juris reique maritimae 154, 198.
Lex mercatoria rediviva, ed. Beawes 154, 195.
Life, the, of Sir Leoline Jenkins. 2 Voll. 154, 194.
Löffler, s. Bonifacius.

M.

Mannert, s. Zeitungs-Lexikon.
Masius Grundriss anthropologischer Vorlesungen für Aerzte und Nichtärzte 157, 223.
Meimer das Museum der Naturgeschichte Helvetiens in Bern. No. 5 u. 6. 170, 324.
Middeldorpf Commentatio de institutis literaris in Hispania, quae Arabes auctores habuerunt 167, 303.
Müller, Maler, Werke. 1—3 Bd. 174, 353.

N.

Nau praktische Anweisung über den Weinbau 171, 329.
Niemeyer de origine paris quinti nervorum cerebri monographia 155, 205.
Nöthlich allgemeiner astronomischer Wetterverkündiger für 1812. 171, 335.

O.

Ordnung, russ. kais., der Handelsschiffahrt auf Flüssen, Seen und Meeren. A. d. Russ. übers. v. *Arndt*. 2 Theile 154, 196.

P.

Peckii in Tit. Dig. et Cod. ad rem nauticam pertineptes Commentarii 154, 193.
Predigtentwürfe in sturmscher Manier über die neuen Perikopen, welche im J. 1811 statt der gewöhnlichen Evangelien bey dem evang. Gottesdienste in den k. sächs. Landen erklärt werden sollen. 1. 2 Abth. 156, 212.

R.

Radloff Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten, zur Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache 164, 273.
Robinson Collectanea maritima. 154, 194.
— — Reports of cases argued and determined in the High Court of Admiralty, in the time of the Right Hon. Sir Will. Scott. 6 Voll. 154, 194.
Rohde Jahreszeiten in höherer Ordnung oder über einen Gegenstand der physischen Geographie 172, 343.

S.

Sailers Anleitung für angehende Beichtväter u. Krankenfreunde 164, 279.
Salat gegen den Angriff seines Hn. Kollega Winter 161, 255.
— — über das Loos katholischer Schriftsteller in den Literatur-Zeitungen der Protestanten 161, 255.
Sanfouretre-Laporte le nouveau Valin ou Code commercial-maritime, revu et approuvé par Boucher 154, 197.
Schaul Briefe über den Geschmack in der Musik 168, 309.
Schlegel Handbuch einer praktischen Pastoralwissenschaft. Herausg. v. *Parrow* 153, 185.
Schleiermacher, zwey Predigten, am 22 Jul. und am 5 Aug. 1810 in der Dreyfaltigkeitskirche in Berlin gesprochen 156, 215.
de Schnurrer Bibliotheca arabica. Auctam nunc atque integram edidit 167, 297.
Schröder über den Einfluss des Schauspiels auf die Bildung der Jugend 173, 350.
Sigrists Briefe an Schmid über seine Ansichten u. Erfahrungen der Erziehungsinstitute. Mit Anworten herausg. v. *Schmid* 162, 267.
Steinbuch Beytrag zur Physiologie der Sinne 155, 201.
Studer Beschreibung der verschiedenen Zeichnen- u. vorzüglich beym Bergbau nöthigen Vermessungs-Instrumente 170, 326.

T.

Teichmann über Teichfischerey 172, 340.
Treatise, a general, of the dominion of the Sea and a compleat body of the Sea-laws 154, 193.
Trumpf über den Missbrauch der Salben, nebst einer Anleitung für Wundärzte, nach einer einfacheren und zweckmässigeren Methode Wunden u. Geschwüre zu heilen 155, 203.
Turin über Bildung u. Verbildung 158, 251.

V.

v. Varnbüler Beytrag zur Kenntniss der neuen Grundsätze der Landwirthschaft 172, 339.
Vogt Predigten auf alle Sonntage des Jahrs. 2 Aufl. 2 Bd. 159, 240.
Voigt praktische Erläuterungen der im J. 1811 — in dem K. Sachsen zu erklärenden biblischen Texte. 1—5 Heft 156, 212.
v. Voss Travestieen u. Burlesken 168, 311.

W.

Weichert epistola critica de C. Valerii Flacci Argonauticis, ad V. Ill. Eichstaedt 160, 241.
Weinhold über die geometrische Bildung merkwürdiger Gebirgspartheyen und ihre Vervielfältigung in erhabener Arbeit 161, 266.

Z.

Zeitungs-Lexikon, geographisch-historisch-statistisches, von *Jäger*, neu bearbeitet von *Mannert*. 2. 3 Th. 157, 217.
Zoega Catalogus codicum Copticorum manuscriptorum, qui in Museo Borgiano Velitris adservantur 169, 318.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademiſche Buchdruckerey in Kiel 166.
Andreäiſche Buchh. in Frankfurt a. M. 172.
Anonyme Verleger 171. 174.
Arnold in Dresden 156. 161. 163. 170.
Becker in Gotha 156.
Brooke u. Clarke in London 154.
Degen in Wien 171.
Dieterich in Göttingen 167.
Dolle in Heiligenſtädt 158
Druckerey der heil. Congregatio de propoganda fide in Rom 169.
Dunker u. Humblot in Berlin 168.
Engelmann in Leipzig 172.
Erhard in Stuttgardt 172.
Ernſt in Quedlinburg 165. 172.
Fleiſchmann in München u. Burghauſen 164.
Geiſtinger in Wien u. Trieſt 172.
Grattenauer in Nürnberg 157.
Hahn in Hannover 166.
Hammerich in Altona 157.
Hemmerde u. Schwetſchke in Halle 159.
Hendel in Halle 167.
Heyſe in Bremen 168.
Hinrichs in Leipzig 156. 163.
Hitzig in Berlin 157.
Hofbuchhandlung in Rudolſtadt 169.
Korn d. Ä. in Breslau 170.
Krüll in Landshut 157.
Lentner in München 164.
Macklot in Carlsruhe 168.
Mauritius in Greifswald 155.
Metzler in Stuttgardt 172.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 155. 174.
Nauck in Berlin 174.
Nicolai in Berlin 159.
Nicolovius in Königsberg 172.
Perthes in Gotha 173.
Peter den Hengſt u. S. in Amſterdam 166.
Raſpe in Nürnberg 163.
Realſchulbuchh. in Berlin 156.
Ritter in Gemünd 159.
Saalfeld in Berlin 170.
Schaumburg u. Comp. in Wien 162 (2).
Schöll u. Nicolle in Paris. 173.
Schrag in Nürnberg 155.
Steiner in Winterthur 170. 174.
Thomann in Landshut 156. 161 (2).
Unger in Berlin 173.
Vogel in Leipzig 160. 161.
Volkhart in Amorbach 159.
Waiſenhausbuchhandlung in Halle 165.
Waldeck in Münſter 155.

III. Intelligenzblatt des Auguſt.

Ankündigungen.

Cnobloch in Leipzig Verl. 50, 400.
Darmann in Züllichau Verl. 49, 388.
Frommann in Jena Verl. 47, 375.
Gebauerſche Buchh. in Halle Verl. 48, 383.
Goedſche Buchh. in Meiſſen Verl. 47, 376.
Grau in Hof Verl. 47, 376.
Haun Muſenalmanach für Gallicien 48, 379.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 47, 372.
Heyer in Gieſſen Verl. 47, 371. 48, 383.
Heyer u. Leske in Darmſtadt Verl. 46, 365.
Hitzig in Berlin Verl. 47, 373.
Hof- Buch- u. Kunſt-Handlung, priv., in Rudolſtadt Verl. 47, 375.
Joachimſche Buchh. in Leipzig Verl. 49, 387.
Klügerſche Buchh. in Arnſtadt Verl. 47, 373.
Maurers Buchh. in Berlin Verl. 47, 369.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl. 47, 374.
Perthes in Gotha Verl. 46, 365.
Schlegel Ausgabe des Liedes der Nibelungen 50, 399.
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen Verl. 46, 368.
Vogel in Leipzig Verl. 46, 365.
Waiſenhausbuchh. in Halle Verl. 49, 387.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

de Alberti in Genua 50, 398.
Andres zu Padua 50, 398.
Angelleſi in Piſa 50, 398.
Baldelli in Florenz 50, 397.
Beneke in Königsberg 49, 385.
v. Benzel Sternau in Aſchaffenburg 46, 362.
Brückner in Leipzig 50, 395.
v. Bülow in Berlin 46, 362.
Burgand aus Breslau 49, 385.
Collini in Florenz 50, 397.
Corſini in Paris 50, 398.
Coſta in Genua 50, 398.
Denina in Paris 50, 398.
Dörrien in Leipzig 50, 396.
Ferroni in Florenz 50, 397.
Fiacchi in Florenz 50, 397.
Follini in Florenz 50, 397.
Fontani in Florenz 50, 397.
Foſſombroni in Paris 50, 398.
Frullani in Florenz 50, 397.
del Furia in Florenz 50, 397.
Gieſebrecht in Berlin 46, 361.
Ginguené in Paris 50, 398.
Hagenauer in Königsberg 49, 385.
Hufeland in Danzig 49, 386.
Jungnitz in Breslau 48, 380.
Lacepède in Paris 49, 386.
Lamberti in Mailand 50, 398.
Landſchulz in Berlin 46, 361.
Lando in Genua 50, 398.
Lercari in Genua 50, 398.
Leſſi in Florenz 50, 397.
Lucheſini zu Lucca 50, 398.
v. Matthiſon in Wörlitz 49, 385.
Micali in Florenz 50, 398.
Mongiardini in Genua 50, 398.
Monti in Mailand 50, 398.
Morando in Genua 50, 398.
Mozzi in Florenz 50, 398.
Nappione zu Turin 50, 398.
Nicolini in Florenz 50, 398.
Olcese in Genua 50, 398.
Pacchiani in Florenz 50, 397.
Pagnini in Piſa 50, 398.
Peloſo in Genua 50, 398.
Pfannenberg in Leipzig 50, 396.
Pindemonte zu Verona 50, 398.
Ricca in Siena 50, 398.

de Rivarola in Genua 50, 398.
de Rossi in Rom 50, 398.
Rossini in Pisa 50, 398.
Sarchiani in Florenz 50, 397.
Sauli in Genua 50, 398.
Sbertoli in Genua 50, 398.
Schulz in Berlin 46, 361.
Seſtini in Florenz 50, 398.
Tzſchirner in Leipzig 50, 396.
Visconti in Paris 50, 398.
Wendt in Leipzig 50, 396.
Zannoni in Florenz 50, 397.
Zimmermann in Breslau 48, 380.

Nekrolog.

Broocmann in Stockholm 46, 362.
Gatel in Grenoble 49, 386.
Goede in Göttingen 50, 394.
Guillemard in Prag 46, 362.
Heyne in Göttingen 50, 393.
Ingouf in Paris 49, 386.
Klaproth in Berlin 50, 395.
de Luc in Frankreich 49, 386.
Richter in Göttingen 50, 395.
Tobler zu Wald im Canton Zürich 46, 368.
Willdenow in Berlin 50, 396.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Antwerpen, Preisaufgaben der Société d'encouragement des beaux-arts 50, 398.
Florenz, Inſtallation der Academia della Crusca am 30 März — neue Mitglieder derſelben 50, 397.
Genua, Wiederherſtellung der Societa patria 50, 398.
Halle, Vorleſungen in der naturforſchenden Geſellſchaft u. neue Mitglieder derſelben 48, 380.
Harlem, Preisertheilung der Societät der Wiſſenſchaften 48, 380.
Lucca, Preisaufgaben der Akademie 50, 397.
München, öffentl. Sitzung der kön. Akademie d. Wiſſenſchaften zum Geburtsfeſte des Königs am 26 May 49, 386.
Paris, öffentl. Jahresſitzung der Claſſe der alten Literatur u. Geſchichte des Inſtituts am 5 Jul. 50, 396.
— — öffentl. Sitzung u. Preisertheilung der Société de vaccine am 9 Jun. 46, 365.
Rouen, Preisfrage der Société d'émulation 50, 397.
Turin, die kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften, Literatur u. Künſte hat zwey neue Bände ihrer Memoiren herausgegeben 50, 397.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Amſterdam, ſ. Haag.
Berlin, Errichtung zwey neuer Seminarien, eines theolog. u. eines philolog., — Promotionen u. Disputationen 48, 377.
— — Gedächtnifsfeyer am berlin.-cölln. Gymnaſium — Schulchronik 46, 361.
Braunsberg, neue Organiſation des katholiſchen Gymnaſiums — Errichtung eines Normalinſtituts 49, 385.
Bruges, zu, wird eine geiſtliche Secundärſchule errichtet 50, 395.
Gent, die geiſtliche Secundärſchule wird erhalten 50, 395.
Gröningen, ſ. Haag.
Haag, die 4 Lyceen zu Amſterdam, Utrecht, Leiden u. Gröningen werden organiſirt 50, 395.
Kopenhagen, Schulprogramm 46, 361.
Kumaiſchen, Errichtung eines Normalinſtituts 49, 385.
Leiden, ſ. Haag.
St. Nicolas, die geiſtl. Schule wird geſchloſſen 50, 395.
Preuſſen, ſ. Braunsberg.
Roulers, die geiſtl. Schule wird geſchloſſen 50, 395.
Schneeberg, vorjährige Schulprüfung 50, 395.
Utrecht, ſ. Haag.

Vermiſchte Nachrichten u. Anzeigen.

Directorium der J. A. L. Z., ſ. *Voſs*.
Expedition d. J. A. L. Z., Nachricht, die Ergänzungsblätter betr. 50, 398.
Gassicourts Brief, *Kirchhoffs* Zuckerfabrication aus Stärkemehl u. andere neue Entdeckungen betr. 46, 368.
de Graimberg Bemerkungen zu der Rec. des Cours de la langue franc. in der J. A. L. Z. nebſt Antwort des Rec. 49, 388.
Kirchhoffs Zuckerfabrication aus Stärke, *Gassicourts* Bemerkungen darüber 46, 363.
— — Verſuche in Italien über dieſelbe 46, 364.
Königsberg, Vereinigung der akademiſchen und Stadt-Bibliothek mit der Schulbibliothek 46, 366.
Lampadius Entdeckung, einen Zuckerſyrup aus Kartoffelſtärke zu ziehen, wird durch *Rösling* in Ulm beſtätigt 46, 365.
Martiniſche Buchh. in Leipzig, Bücher zum Verkauf 50, 400.
Mitſcherlichs Elegieen auf *Heyne* u. *Richter* 50, 393.
Ranſon Berichtigung des Verhältniſſes der Kugel zum Cylinder 50, 400.
Spaeth in München Atteſtat 48, 384.
Voſs in Heidelberg, Abwehr einer Unwahrheit; nebſt Zuſatz des Directoriums der J. A. L. Z. 49, 392.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 SEPTEMBER, 1812.

THEOLOGIE.

STETTIN u. LEIPZIG, im Verlage des Herausgebers: *Die neutestamentliche Bibel, oder die heiligen Urkunden der Christusreligion*, für alle christlichen Glaubensgenossen genau und unparteyisch übersetzt, nebst Inhaltsanzeigen, Anmerkungen, und einer Abhandlung über die Vereinigung der christlichen Confessionen. Von dem Professor *Christian Friedrich Preiss*. 1811. Erster Band. XVIII. u. 540 S. Zweyter Band. 448. S. 8. (3 Rthlr.)

Seit einem ganzen Menschenalter, sagt der Vf. in der Vorrede, habe er an dieser Übersetzung mit Bekämpfung unzähliger Schwierigkeiten gearbeitet. Wer wollte es ihm demnach verdenken, ungeachtet der in unseren Tagen so vielfach erschienenen, aber in so verschiedenem Geiste aufgefaßten Arbeiten der Art, die Resultate seines Studiums auf ähnliche Weise bekannt zu machen? Warum er dieses so lange vorbereitete Werk gerade jetzt erscheinen läßt, darüber giebt er zwey Beweggründe an, die für sein lebendiges Interesse an Religion und deren Beförderung alle Achtung erregen, wenn gleich der beabsichtigte Erfolg nach dem Urtheil Anderer weniger, als ihm scheint, dadurch erreicht werden möchte. Es ist nämlich auf der einen Seite die in unseren Tagen, wie es dem Vf. vorkommt, allgemein gesunkene Religiosität, welcher durch eine frühe Unterweisung aus und nach der Bibel am kräftigsten entgegengearbeitet werden könne; und auf der anderen die jetzt vielfach, besonders in Frankreich, wieder besprochene Vereinigung der getrennten christlichen Religionsparteyen, in Ansehung welcher ein sorgfältiges Studium der christlichen Urkunden als das schicklichste Mittel zur Erreichung des vorgesetzten Zweckes empfohlen zu werden verdiene. Ob dem so sehr beklagten Verfall der Religion in den Gemüthern zuvörderst durch einen gründlichen biblischen Unterricht, oder nicht vielmehr auf einem ganz anderen, die ganze Denk- und Sinnes-Art des Zeitalters in Anspruch nehmenden Wege begegnet werden müsse, und in wiefern eine *deutsche* Übersetzung, die *nur* das N. T. begreift, einer Vereinigung der verschiedenen Religionsparteyen zweckmäßig vorarbeiten könne: dieß sind Fragen, die wir hier nicht näher untersuchen, da sie den Gegenstand unserer Anzeige nicht unmittelbar berühren.

Wir geben zuerst die äußere Ökonomie des Werks an. Der Vf. hat es wegen der traurigen Lage des Buchhandels auf eigene Kosten abdrucken lassen, und wird außer dieser noch eine zweyte Ausgabe veranstalten, die mit Weglassung der vorläufigen Abhandlung und der Anmerkungen ungefähr auf 20 Bogen erscheinen soll, und bey welcher er die ihm über diese erste Ausgabe zugekommenen Kritiken zu benutzen verspricht. Jedes Buch ist mit Inhaltsanzeigen versehen, und mit Anmerkungen unter dem Text der Übersetzung begleitet. Erstere folgen nicht der Ordnung der gewöhnlichen Capiteleintheilung, sondern unabhängig von ihr (obgleich sie und die Verseintheilung überall beybehalten) hat der Vf. den Text in so viele einzelne Abschnitte zerlegt, als er ihm seinem natürlichen Inhalt nach zu haben schien. So hat Matthäus 100, Marcus 90, Lucas 130, Johannes 80 solcher Abschnitte. Sie geben über die exegetischen Grundsätze und Ansichten des Vfs. manche Aufklärung, wie er sich den Zusammenhang einzelner Theile gedacht hat. So ist z. B. die Bergpredigt bey Matthäus, C. 5—7, als ein zusammenhängendes Ganzes, worin er die Hauptsumme seiner Sittenlehre vortrage, aufgeführt worden. Eben so der Abschnitt C. 9, 35 — 11, 1 unter der Aufschrift: *Jesus ertheilt seinen Vertrauten das Apostelamt nebst einigen dazu nöthigen Belehrungen.* Wir verdenken es dem Vf. nicht, daß er die Resultate der höheren Kritik über die Zusammensetzung unserer Evangelien bey dieser Analysis unberücksichtigt gelassen, da für seinen Zweck, als Übersetzer, nur der Zusammenhang, wie er jetzt vor uns liegt, gehörte. Übrigens sind diese Inhaltsanzeigen im Ganzen sehr gut gerathen, und können dem Leser, außer den schicklichen Ruhepuncten, die sie ihm darbieten, durch Hinweisung auf den Hauptgedanken das Verständniß des Abschnitts im Zusammenhang sehr erleichtern. In den Anmerkungen, die hin und wieder einzelnen Stellen beygesetzt worden, hat es der Vf. meistens mit seinem unmittelbaren Vorgänger, Hn. D. *Hezel*, und einigemal auch mit den Hnn. Gebrüdern *van Ess*, zu thun, deren Übersetzungsart, gewöhnlich nicht mit Unrecht, er tadeln zu müssen glaubt. Oft scheint sein Tadel doch zu sehr ins Kleine zu gehen, z. B. zu Matth. 1, 3, wo bemerkt wird, daß *Judas*, und nicht *Juda*, geschrieben werden müsse, wie D. *Luther*, und nach ihm auch D. *Hezel* schreibe. Nach einer Anmerkung zu Matth. 5, 3 war es eigentlich nicht seine Absicht, die gegenwärtige Übersetzung mit Anmerkungen zu versehen, sondern diese insgesammt für den Commentar aufzubehalten; indessen habe er ihr doch einige Berichtigungen der beiden oben gedachten neuesten Übersetzungen beyfügen wollen. Nach

Rec. Dafürhalten wären sie schicklicher ganz weggeblieben, da ungelehrte Leser sie nicht verstehen, und Kenner des Originals nichts Neues in ihnen finden.

Wenden wir uns nun zur Beurtheilung der Arbeit selbst: so scheint es uns hier auf einen dreyfachen Gesichtspunct anzukommen, der von der Kritik festgehalten zu werden verdient: Übereinstimmung des Sinnes, Übereinstimmung des Ausdrucks, und Befolgung eines kritisch möglichst berichtigten Textes. Um mit dem letzteren zuerst anzufangen, weil sich darüber am kürzesten reden läfst: so scheint der Text der zweyten *griesbachischen* Hauptausgabe (1796 und 1806) zu Grunde gelegt zu seyn, nur mit der Ausnahme, dafs einzelne, theils aus den Liturgieen, theils aus den Lectionarien im Anfang der Perikopen eingewanderte Zusätze, vielleicht der Gewöhnung der Leser wegen, beybehalten sind. So die Doxologie am Schlufs der *Oratio dominica* Matth. 6, 13; so die Austheilungsworte des Priesters beym Abendmahl 1 Cor. 11, 24; so der ganze Vers Apstgsch. 8, 37, weil die darin vorkommende Formel zum späteren Taufritual gehörte; so manches ὁ Ἰησοῦς, und andere bestimmtere Ausdrücke im Anfang der Perikopen Matth. 8, 5. 14, 22. 25. Apstgsch. 3, 11. 6, 13 u. s. w. Der Vf. erklärt sich nirgends darüber, und auch Rec. hält die Sache für zu unbedeutend, als um sich tadelnd oder billigend darüber zu äufsern. Dagegen hält er es für nothwendig, über das zweyte Erfodernifs einer guten Übersetzung, Übereinstimmung des Sinnes, sein Urtheil zu sagen, weil gerade in dieser Hinsicht dieses Werk sich mit anderen ähnlicher Art in Vergleichung stellt, und auch wirklich beträchtliche Vorzüge vor ihnen voraus hat. In der Vorrede giebt der Vf. selbst die getreue Überlieferung der Gedanken des Originals als das Princip an, dem er im Übersetzen gefolgt sey, und äufsert mit Recht seine Unzufriedenheit über diejenigen Schriften, in welchen man versucht habe, den positiven Charakter der Christus religion beynahe ganz zu entfernen. Rec., und mit ihm gewifs jeder einsichtsvolle Exeget, ist hier ganz des Vfs. Meinung; er erkennt seiner Arbeit in dieser Hinsicht den Vorzug vor vielen ähnlichen zu, und trägt kein Bedenken, in den meisten Stellen, welche positive Sätze enthalten, die hier gegebene Übersetzung auch für die seinige zu erklären. Nur achtet er es auch für seine Pflicht, den Vf. auf einen Fehler aufmerksam zu machen, in den jetzt so Manche verfallen, welche, wie er, die historische Erscheinung des Christenthums in seinem positiven Charakter zu vindiciren versuchen. Das Positive wird von den Meisten gern angenommen und beybehalten dann, wann sein Inhalt geradezu sich auf etwas Übersinnliches bezieht, wie die höhere göttliche Würde Jesu, seine Wunder an ihm und durch ihn, u. s. w. Hingegen sobald dasselbe sich in Dingen ausspricht, die eher das Gepräge des Widernatürlichen, als des Übernatürlichen, an sich zu tragen scheinen: so erlauben sich auch diese Ausleger sogenannte unhermeneutische Milderungsversuche, ohne darauf zu achten, ob in den Augen und nach dem Urtheil der neutestam. Verfasser dies unseren Einsichten nach Unnatürliche nicht eben soviel galt, als die übrigen positiven Sätze. Wir beschränken uns blofs auf zwey Beyspiele aus dem vorliegenden Werke. Matthy 2, 9 werden die Worte: *καὶ ἰδοὺ ὁ ἀστὴρ, ὃν εἶδον ἐν τῇ ἀνατολῇ, προῆγεν αὐτοὺς, ἕως ἐλθὼν ἔστη ἐπάνω οὗ ἦν τὸ παιδίον*, mit *Storr, Schott, Hezel* und anderen Auslegern übersetzt: *Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, war ihnen zuvorgekommen, und stand über dem Hause, worin das Kind zu finden war.* Wäre diese Übersetzung die richtige: so bliebe die Erwähnung des προάγειν höchst müfsig und unnöthig, und der Geschichtschreiber würde sich unstreitig nur begnügt haben, zu sagen: *καὶ ἰδοὺ ὁ ἀστὴρ, ὃν — ἀνατολῇ, ἔστη ἐπάνω* u. s. w., ohne des Zuvorkommens ausdrücklich zu erwähnen. Matthäus will aber wirklich sagen, dafs der Stern ihnen vorangegangen, und ihnen den Weg gezeigt habe, der sie zum Messiaskinde führte. Dies zeigt unwidersprechlich die Verbindung: προῆγεν αὐτοὺς, ἕως ἐλθὼν ἔστη, wodurch kein besonderes, getrenntes, sondern ein in Beziehung auf sie Statt findendes προάγειν ausgedrückt wird. Das zweyte Beyspiel giebt die Stelle Matth. 4, 8, wo es von dem Versucher heifst: *καὶ δείκνυσιν αὐτῷ πάσας τὰς βασιλείας τοῦ κόσμου, καὶ τὴν δόξαν αὐτῶν*, welche Worte bey dem Vf. so gelesen werden: *und er zeigte ihm alle umherliegenden herrlichen Länder eyen.* Der Text sagt aber, wie Jedem einleuchtet, etwas ganz anderes. Es gehört nicht weniger zur Treue des Dollmetschers der christlichen Urkunden, auch dasjenige Positive getreu zu überliefern, dessen Inhalt etwas Unglaubliches enthalten sollte, da wir nicht unseren Mafsstab der Glaubwürdigkeit, sondern den der neutestam. Schriftsteller daran halten dürfen. Sucht man an diesem zu deuteln, und durch Künsteleyen das Anstöfsige zu entfernen: so verfällt man vollkommen in denselben Fehler, den man so laut und bitter an der entgegengesetzten Partey der Ausleger rügt, welche mit allem Positiven dieses Experiment machen. Leider, dafs es so wenige Ausleger giebt, die stark genug sind, vor der Auslegung ihr theologisches System, besonders in Beziehung auf die Person der neutestam. Verfasser, zu vergessen, und erst nach dem gefundenen Resultat derselben daran wieder zu denken. Dann würde auch der ganze sonderbare Streit aufhören, den man seit einiger Zeit wieder hingeworfen, ob die historisch-grammatische Interpretation die allein richtige seyn könne. Allerdings ist sie die einzig richtige, wenigstens die erste, und immer unentbehrliche, auf welcher jede höhere Auslegung beruht. Das Christenthum will zuerst als äufsere Erscheinung historisch aufgefafst seyn, ehe man über die höhere symbolische Bedeutung der einzelnen historischen Hauptmomente desselben, so wie über die allgemeinen moralischen und religiösen Ideen, die seinem doctrinellen Inhalt zu Grunde liegen, mit Sicherheit, und ohne sich in die traurigen Irrgänge sogenannter philosophischer Auslegungen zu verlieren, etwas bestimmen kann. Ohne Philosophie ist freylich der Ausleger der christlichen Urkunden nur halb, und ohne sie kann das Christenthum nie als allgemein gültige, für alle Zeiten und Bildungsepochen bestimmte Religion ergründet werden. Allein die höhere philosophische Construction desselben, so

wie besonders die höhere symbolische Entwickelung seiner historischen Hauptmomente, beruht allein auf einer gründlichen historischen Exegese, und nichts rächt sich mehr als die Vernachlässigung dieser, wozu unsere Zeit traurige Belege in Menge geliefert hat. Sie giebt den Stoff und das Materiale, das unter den Händen des philosophischen Auslegers aus seinem Inneren weiter entwickelt, und allen in ihm verborgenen Keimen und Beziehungen nach aufgedeckt werden soll. Ist dieser Stoff unrichtig aufgefaßt: so wird die nüchternste Philosophie in der weiteren Bearbeitung desselben Fehlgriffe thun, noch weit mehr eine solche, die gewohnt, der schaffenden Phantasie mehr, als der besonnenen Reflexion, zu folgen, sich selber den Stoff mit leichter Mühe schafft, den sie ihren Philosophemen unterlegen will.

Nach dieser Erklärung, die wir, als ein Wort zu seiner Zeit für nothwendig, hielten, kommen wir wieder auf vorliegendes Werk zurück. Sind wir gleich im Ganzen mit der Art zufrieden, mit welcher der Vf. den positiven Inhalt der christlichen Urkunden behandelt hat: so findet sich doch in anderen Stellen Manches, was, um völlige Identität des Sinnes darzustellen, eine genauere Feile und eine fleißigere Sorgfalt verlangt hätte. Um von den historischen Büchern Beyspiele zu geben, bleiben wir bey der Bergpredigt im Matth. stehen. Cap. 4, 15. *Das ausländische Galiläa* ist eine sehr dunkle Übersetzung von dem Γαλιλαία τῶν ἐθνῶν des Originals; warum nicht lieber: das von Heiden bewohnte Galiläa? Denn diese sind hier τὰ ἐθ η. — 4, 24 steht *Epileptische* für σεληνιαζόμενοι; es sind aber Mondsüchtige, die allerdings epileptische Zufälle haben können, allein dieß macht das Charakteristische der Krankheit nicht aus. — 2, 25 ist ἀπὸ τῆς δεκαπόλεως, *aus dem Umkreise von zehn Städten*, viel zu unbestimmt wieder gegeben: es hätte wenigstens heißen müssen: *der* zehn Städte, da der Name Dekapolis zehn bestimmte Städte mit ihrem Gebiet begriff. — 5, 17 wird das πληροῦν durch *seine Vollgültigkeit zu bewähren* übertragen. Jesus will aber wahrscheinlich mehr sagen, auf eine Vervollständigung des Gesetzes durch seine Sittenlehre hinweisen; dahin führen wenigstens alle im Folgenden angeführten Beyspiele und Gesetzesauslegungen, in denen insgesammt der Gesichtspunct höher genommen, und neben der Legalität der That auch noch die Moralität der Gesinnung gefodert wird. — 5, 41 ist der Ausdruck: *eine Meile weit Postdienste thun*, zu wenig alterthümlich; warum nicht lieber: eine Meile weit mitzugehen nöthigen? — 6, 24 ist μαμωνᾶς genau genommen nicht der Götze der Habsucht, sondern des Reichthums; auch spricht Jesus hier nicht von der Habsucht, sondern von der Unvereinbarkeit des irdischen und himmlischen Interesse. — Zu Cap. 6, 27 finden wir eine kleine Übereilung in der Anmerkung. Der Vf. übersetzt den griechischen Text: τίς δὲ ἐξ ὑμῶν μεριμνῶν δύναται προσθεῖναι ἐπὶ τὴν ἡλικίαν αὐτοῦ πῆχυν ἕνα, durch: *wer von euch kann wohl zu seiner körperlichen Größe eine Elle hinzufügen, wenn er auch* u. s. w., und sucht diese von Luther schon gegebene Auslegung durch die Bemerkung zu rechtfertigen, daß die Lebensdauer eines Menschen sich nicht mit einem örtlichen Maße, dergleichen eine Spanne ist, sondern nur durch ein Zeitmaß von Jahren, Tagen, Stunden ausmessen lasse; das griechische Wort πῆχυς bedeute auch nie eine Spanne, sondern eine Elle, oder ein Längenmaß von zwey Fuß. Ἡλικία werde daher am richtigsten von der Statur oder Leibeslänge verstanden, die Niemand um eine Elle verlängern könne. Allein dieß Argument des Vfs. fällt mit der Anmerkung, daß der Hebräer die Lebenslänge auch mit einem räumlichen Maße vergleicht, z. B. Ps. 39, 6 mit einer Hand-Breite, Hiob 9, 25 mit einer Laufbahn. Dazu kommt noch die größere Convenienz des Sinnes, da im Vorhergehenden von Sorgen für Nahrung, Kleidung und andere unentbehrliche Bedürfnisse die Rede gewesen ist, wovon sich gar kein schicklicher Übergang auf körperliche Größe denken läßt. Treffend ist auch gegen des Vfs. Auslegung die Bemerkung im *paulus'schen* Commentar, daß Verlängerung der Statur mit einer πῆχυς nicht ein *minimum*, sondern ein *maximum* seyn würde, was hier gar nicht Statt finden darf. — 7, 6 *sie möchten solche mit den Füssen treten, um sich hauen, und euch verwunden;* καὶ στραφέντες hat nicht den Sinn, den ihm hier der Vf. giebt. Es ist nur, der gewöhnlichen orientalischen Sitte gemäß, den Erfolg nach seinen einzelnen Theilen darzustellen, eine Art von Pleonasmus, deren in der sinnlichen, alles der Anschauung so nahe als möglich bringenden Erzählung viele vorkommen. — 7, 14 durfte ζωή, unbeschadet der Wörtlichkeit, durch *Heil* übersetzt werden, wie es auch bey Johannes immer gegeben ist. Um auch eine Probe von der Übersetzung der Briefe zu geben, wählen wir noch einige Beyspiele aus dem Brief an die Römer. Die schwere Stelle gleich zu Anfang desselben, 1, 4, die Worte κατὰ πνεῦμα ἁγιωσύνης betreffend, scheint Rec. unrichtig aufgefaßt zu seyn. Der Vf. übersetzt: *aber dem göttlichen Geiste nach, durch die Auferstehung von den Todten, kräftiglich als Gottes Sohn Bewährten.* Er läßt sich hier, wie andere Ausleger, unstreitig verführen durch die Gleichheit des Ausdrucks κατὰ πνεῦμα mit dem vorhergehenden κατὰ σάρκα. Daß aber ein solcher Gegensatz nicht da sey, erhellt aus dem Beysatz ἐξ ἀναστάσεως νεκρῶν. Diese, als äußerer Act, konnte nicht für die Göttlichkeit des Geistes in Jesu zeugen; vielmehr zeigt schon die verschiedene Wortstellung an, daß der Ausdruck κατὰ πνεῦμα ἁγ., als Anzeige des bewirkenden Princips, mit ὁρισθέντος verbunden werden muß, und daß ἐκ hier als Zeitpartikel zu fassen ist, womit die neutestam. Vorstellung genau übereinkommt, die in dem Wunder der Auferstehung den Hauptbeweis für die Messiaswürde Jesu findet. Wir würden demnach die ganze Stelle so fassen: *der seit seiner Auferstehung von den Todten durch heilige Geisteskraft herrlich ist als Gottes Sohn erklärt worden.* — Auch die Übersetzung des Vfs. von χάριν καὶ ἀποστολήν, *Würde des Apostelamtes*, im folgenden V. wissen wir nicht zu rechtfertigen; es muß, wie Jeder einsieht, heißen: das Geschenk, die Gnade des Apostelamtes. — In ὀργὴ V. 18 liegt der Begriff von *Straf-*

gerechtigkeit nicht, wodurch es hier gegeben; es bezeichnet Strafe, Strafgericht. — Nicht weniger mufs διότι γνόντες τὸν θεὸν V. 21 blofs von der Möglichkeit der Erkenntnifs verstanden werden, da Paulus im Vorhergehenden sowohl als Folgenden den Heiden den Besitz aller wahren Gotteserkenntnifs abspricht. Nicht also: *ungeachtet sie nun Gott erkannten*, wie es hier gegeben; sondern: *denn obschon sie Gott wohl erkennen konnten*, müssen die Worte gefafst werden. — V. 24 ἐπιθυμίαι τῶν καρδιῶν εἰς ἀκαθαρσίαν sind mehr als blofse *sinnliche Lüste*, es sind unreine, schändliche Begierden. — V. 38 τὸ δικαίωμα ist nicht, *was Gott für recht anerkennt*, sondern es bezeichnet den Rechtsausspruch, das Urtheil Gottes, das durch das folgende ὅτι seinem Inhalt nach angegeben wird. Ohne Noth macht der Vf. aus dem Einen Gedanken des Originals mehrere Sätze. — C. 2, 10 δόξα ist nie *Vollkommenheit*, sondern es bezeichnet durchgängig die Herrlichkeit eines überirdischen Zustandes, mag es nun von der Gottheit selbst, oder von Jesu, oder von der Zukunft seiner Verehrer gebraucht werden. — 2, 16 ist διὰ Ἰησοῦ Χριστοῦ zu verbinden mit κρινεῖ ὁ θεὸς, *wann Gott richten wird in der Person Jesu Christi*, nicht mit εὐαγγέλιόν μου, wie es der Vf. giebt, *nach der durch den Messias Jesu mir zu Theil gewordenen Heilslehre*, denn Jesus Christus erscheint als Weltrichter im Namen Gottes, 2 Timoth. 4, 1. 1 Petr. 4, 5. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE.

Obige Recension der *preussischen* Übersetzung des N. T. erinnert uns an eine früher erschienene Ankündigung derselben, von welcher wir eine durch Zufall bey uns verspätete Anzeige eines anderen Mitarbeiters an diesen Blättern hier nachzuliefern für Pflicht halten:

Stettin, b. Kaffke: *Der Brief an die Hebräer*, als Versuch einer neuen und zwar genauen und unparteyischen Dollmetschung aller Bücher des Neuen Testaments. Nebst kurzen Inhaltsanzeigen und einem merkwürdigen Vorberichte von *Christ. Friedr. Preiss*, Prof. in Stettin. 1804. 77 S. 8. Diese Probe einer neuen Übersetzung der heil. Urkunden des Christenthums ist zwar nicht schlecht zu nennen, denn es fehlt dem Vf. weder an Kenntnifs der helleniftischen und deutschen Sprache, noch im Ganzen an Fleifs und Sorgfalt (er hat, nach S. 10 das *nonum prematur in annum* fast *dreyfach* beobachtet); aber wenn sie gut heifsen sollte: so müfste der Vf. mehr in den Geist und die eigenthümliche Manier seines Schriftstellers eingedrungen seyn, sich feste Übersetzungsgrundsätze mehr zu eigen gemacht haben, und vor allen Dingen mehr Geschmack besitzen, als er in dieser Probe an den Tag legt. Da Hr. *P.* nur eine einzige Anmerkung S. 25. 26 mitgetheilt, alle übrigen aber für einen künftig herauszugebenden Commentar über die sämmtlichen Bücher des N. T. zurückbehalten hat (was bey einer solchen Probeschrift keineswegs zu billigen ist): so können wir uns weniger an die Stellen halten, welche „ihrer Neuheit wegen auffallend seyn möchten (S. 26)," (wiewohl wir dergleichen eben nicht bemerkt haben); sondern wir müssen an einigen Stellen, wie sie sich uns darbieten, zeigen, was der Vf. eigentlich geleistet habe.

C. 1, 1—4: „(V. 1) Nachdem Gott ehemals zu verschiedenen Zeiten und auf mannichfaltige Art unsere Vorfahren belehret hatte; (V. 2) liefs er in dieser letzten Zeit uns durch seinen Sohn belehren, den er zum allgemeinen Erben eingesetzet, durch den er auch die Welt erschaffen hat; (V. 3) Der als ein Abglanz seiner Herrlichkeit und ein Ebenbild seines Wesens, Alles mit seinem kraftvollem (kraftvollen) Befehle regierend, durch seinen Tod Vergebung unserer Sünden bewirkt und sich zur Rechten der himmlischen Majestät gesetzet hat; (V. 4) Indem er so weit über die Engel erhaben ist, als sein Name über den ihrigen hervorragt." Über die willkührlich veränderte Vers-Abtheilung in V. 1 u. 2 wollen wir nichts bemerken; aber auffallend ist es, dafs Hr. *P.* die Worte: ἐν τοῖς προφήταις ganz ausgelassen hat. Hält er sie für unächt (aber dann durfte dieser kritische Verdacht um so weniger verschwiegen werden, da unsere kritischen Ausgaben des N. T. nichts hierüber sagen), oder ist es Nachlässigkeit? Das wäre aber kein Beweis von der verheifsenen Genauigkeit! Hr. *P.* tadelt in der schon erwähnten einzigen Note die neueren Auslagen wegen verschiedener Übersetzung von ἐπ' ἐσχάτων τῶν ἡμερῶν. Seine Erklärung ist richtig; aber er hätte den Idiotismus *Tage* ausdrücken sollen, wenn er ganz genau übersetzen wollte. Der *allgemeine Erbe* ist auch nicht genau der κληρονόμος πάντων, der Erbe (Eigenthümer, Herr) aller Dinge; τὰ πάντα bezeichnet die ganze Schöpfung und ist keineswegs mit αἰῶνες einerley. Wenn man auch nicht leugnen kann, „dafs αἰῶνες ohne Zweifel die *Welt* bedeutet" (S. 26): so ist es doch in allen Stellen des N. T. nur die Welt, in wiefern sie in der Zeit existirend gedacht wird. Φέρων τὰ πάντα τῷ ῥήματι τῆς δυνάμεως αὐτοῦ ist nicht: „Alles mit seinem kraftvollen Befehle regierend," sondern: *er bringt durch seinen Allmachts-Spruch das All hervor*, wobey nicht blofs an das: *es werde!* der Genesis, sondern an die fortwährende Schöpfung und Einrichtung in der Welt zu denken ist. *Durch seinen Tod Vergebung unserer Sünden bewirkt.* Das ist nicht Übersetzung, sondern Paraphrase der Worte: δι' ἑαυτοῦ καθαρισμὸν ποιησάμενος τῶν ἁμαρτιῶν ἡμῶν. Reinigung ist ein anderer Begriff als Vergebung (ἄφεσις) und das emphatische δι' ἑαυτοῦ ist *durch seinen Tod* bey weitem nicht erschöpft; es bezeichnet das *in eigener Person*, und ist dem μεσίτης entgegengesetzt, wenn nicht auch dem Doketismus. Wie ungenügend endlich V. 4: ὅσῳ διαφορώτερον παρ' αὐτοὺς κεκληρονόμηκεν ὄνομα durch: „*als sein Name über den ihrigen hervorragt*, leuchtet auf den ersten Blick ein.

Eben so sind im XI Capitel mehrere Stellen nichts weniger als musterhaft übersetzt. V. 1. „Es ist aber der Glaube eine zuversichtliche Erwartung dessen, was man hoffet," πίστις ἐλπιζομένων ὑπόστασις, die Grundlage, Basis aller unserer Erwartungen; ohne πίστις kann keine ἐλπὶς seyn. V. 2: „Durch ihn haben sich unsere Vorfahren vielen Ruhm erworben." Der Text stellt die Alten *als Zeugen und Muster* auf (ἐμαρτυρήθησαν). V. 6. *Denn wer Gott verehren will; τὸν προσερχόμενον τῷ Θεῷ* mufs hier wörtlich übersetzt werden, weil von Enoch, der zu Gott kam (in die Wohnung Gottes), die Rede ist. Der ganze Vers sollte auch wohl nicht als allgemeine Sentenz genommen, sondern blofs auf den unmittelbar vorhergehenden Fall bezogen werden. Die Vorfahren, welche Hr. *P.* V. 33 „Tugend befördern" läfst, haben blofs *Gerechtigkeit gehandhabt* (ἠργάσαντο δικαιοσύνην). Wenn V. 35 übersetzt wird: „Weiber erhielten ihre auferweckten Todten wieder. Andere liefsen sich zu Tode martern, und verlangten keine Rettung, um einer desto herrlichern Auferstehung theilhaftig zu werden" — so gesteht Rec., dafs er diese Übersetzung nicht recht versteht. Die „*Bastarte*" C. 12, 8 hätte der Vf. bey Morus lassen sollen.

Nach solchen Proben (die wir nöthigen Falls noch mit einigen Dutzenden zu vermehren bereit sind) wird wohl Jeder an dieser Übersetzung noch vieles vermissen, wiewohl Hr. *P.* selbst eine sehr hohe Meinung von derselben zu haben scheint. Wir wollen indefs der düstern Hypochondrie des Vfs. Manches zu gut halten, besonders auch das, was er, ohne Grund, auf blofse Wahrscheinlichkeit bauend, gegen den edlen hochherzigen *Koppe*, an dessen persönliche Bekanntschaft sich Rec. noch jetzt mit Freude und — Wehmuth über den zu früh Vollendeten! erinnert, als Beschuldigung vorbringt, und die verheifsene Übersetzung selbst, welche die Frucht eines mehr als 25 jährigen Studiums seyn soll, ruhig erwarten.

N.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER, 1812.

THEOLOGIE.

STETTIN u. LEIPZIG, im Verlage des Herausgebers: *Die neuteſtamentliche Bibel, oder die heiligen Urkunden der Chriſtusreligion* u. ſ. w. Von *Chriſtian Friedrich Preiſs* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Röm. 3, 22 iſt die Überſetzung des Textes: δικαιοσύνη δὲ θεοῦ διὰ πίστεως Ἰησοῦ Χριστοῦ, *dieſe Begnadigung bey Gott, die der Glaube an Jeſus Chriſtus bewirkt*, ungeachtet ihrer Ausführlichkeit undeutlich und unbeſtimmt. Man möchte leicht dieſs Bewirktwerden der Begnadigung durch den Glauben miſsverſtehen, leicht dieſen, den Glauben der Menſchen an die verſöhnende Kraft des Todes Jeſu (denn dieſs iſt der Inhalt des Glaubens bey Paulus in Beziehung auf die Begnadigung, vgl. Röm. 3, 25), für die *cauſſa movens* der Begnadigung bey Gott halten. So hat ſich aber Paulus den Zuſammenhang zwiſchen Glauben und Begnadigung nicht gedacht. Das Princip der letzteren war ihm die χάρις τοῦ θεοῦ, von dieſer Huld und Gnade Gottes ging ihm die Begnadigung aus; ſeine unendliche Liebe und Güte gegen das Menſchengeſchlecht beſtimmte ihn zu dem meſſianiſchen Rathſchluſs, ſeinen Sohn in die Welt zu ſenden, ihn für die Sünden der Menſchen ſterben zu laſſen, und dieſen Tod als Sühnopfer für dieſe Sünden anzunehmen. Vgl. 3, 24 δικαιούμενοι δωρεὰν τῇ αὐτοῦ χάριτι, 25. Eph. 2, 5. Das Aneignungsmittel dieſer geſchenkten Begnadigung war nun von Seiten des Menſchen der Glaube, die wahre *cauſſa inſtrumentalis*, und an ſeiner Stelle eben ſo unentbehrlich, als jene *cauſſa movens* bey Gott. Denn der Menſch muſste glauben, daſs der Tod Jeſu wirklich jene verſöhnende Kraft gehabt, daſs er von der unendlichen Güte Gottes als Sühnopfer für ſeine Sünden angenommen ſey, wenn ihm die Möglichkeit ſeiner Ausſöhnung mit Gott klar werden ſollte. Gott begnadigt aus Liebe, der Menſch aber wird begnadigt im Glauben. Dieſer Anſicht nach, die unſtreitig die ächt pauliniſche iſt, erſcheint die gegebene Überſetzung als unrichtig. Es durfte nicht heiſsen: *Begnadigung, die der Glaube an Jeſus Chriſtus bewirkt*, ſondern, wenn ja umſchrieben werden ſoll, *die vermittelſt des Glaubens an J. C. feſtgehalten, zugeeignet wird.* Rec. würde am liebſten bey der Kürze des Originals ſtehen bleiben: *Begnadigung Gottes, vermittelſt des Glaubens an J. C.*

Wir halten dieſe Beyſpiele für hinreichend, um den Grad von Genauigkeit anſchaulich zu machen, womit in dieſer Überſetzung der Sinn der neuteſtam. Verfaſſer wiedergegeben iſt. Ein tieferes Eindringen in die religiöſen Ideen, ſowie in den religiöſen Sprachgebrauch des Urchriſtenthums, bleibt allerdings noch zu wünſchen übrig; doch verkennen wir keineswegs das mancherley Gute, das dieſe Arbeit vor ähnlichen ihrer Art auch in dieſer angegebenen Hinſicht voraus hat.

Es iſt nun noch kurz von dem dritten Geſichtspunct zu reden, welcher in der Beurtheilung dieſes Werks feſtgehalten werden muſs. Er betrifft die Übereinſtimmung des Ausdrucks zwiſchen Original und Überſetzung, nicht bloſs in Anſehung des gleichbleibenden Gebrauchs von einzelnen für gewiſſe Ausdrücke des Originals in beſtimmten Bedeutungen gewählten Wörtern, ſondern auch in Anſehung des Ganges der Rede, der Conſtruction, der Verbindung einzelner Sätze. Daſs die Kritik in Beziehung auf die alterthümliche Form nicht weniger, als in Hinſicht der getreuen Darſtellung des Sinnes, gerechte Foderungen an einen Überſetzer zu machen habe, erkennt der Vf. ſelbſt an. Denn theils in der Vorrede S. XIII wird der Unterſchied ſeiner Arbeit von der neueſten *hezelſchen* unter anderen auch dahin angegeben, daſs er an mehr als hundert Stellen die directe Rede des Originals beybehalten, und nicht, wie dort geſchehen, in die indirecte verwandelt habe; theils aber auch in den Anmerkungen trifft ſein Tadel die unmittelbaren Vorgänger beſonders häufig wegen der Vernachläſſigung dieſer Genauigkeit, die dem Ausdruck des Originals, ſo viel als es die fremde Sprache erlaubt, nahe zu kommen ſucht. Aber auch hier vermiſſen wir noch das aufmerkſame, lang fortgeſetzte Studium, das allein zur Vollendung führen kann, und fodern daher den Vf. bey einer zweyten Ausgabe zur wiederholten ſorgfältigen Durchſicht auf, wohl wiſſend, daſs eine Vollendung der Art bey einer ſo ausführlichen, in ihren einzelnen Theilen nicht von Einem Geiſt durchdrungenen Arbeit nicht das Werk der erſten Feile ſeyn kann. Einzelne Beyſpiele ſolcher nöthiger Verbeſſerungen mögen dieſe Anzeige beſchlieſsen. Matth. 1, 15 iſt πρὶν ἢ συνελθεῖν αὐτοὺς gegeben: *noch vor der Hochzeit;* warum nicht lieber bey den Worten des Originals geblieben, wie *Stolz: noch ehe ſie zuſammenkamen?* Der ganze Vers iſt überhaupt in der Überſetzung verunglückt, da ſowohl Conſtruction als Ausdruck im höchſten Grade frey gewählt ſind. Der Schluſs von C. 2, 12: *daher wählten ſie einen anderen Rückweg in ihre Heimath*, macht einen Zuſatz, von dem im Text keine Spur da iſt. Auffallend iſt das Miſsverſtändniſs

bey Matth. 5, 2. Hier tadelt der Vf. mit Recht die *van essische* Übersetzung, welche die Formel ἀνοίξας τὸ στόμα αὐτοῦ, als einen überflüssigen Pleonasmus, ganz ausgelassen hat, weil, wie sehr richtig bemerkt wird, Wendungen dieser Art ganz vorzüglich zu den Eigenthümlichkeiten der Manier und Erzählungsweise der neutestam. Schriftsteller gehören. Wie konnte er nun aber fortfahren: „man kann sie entweder ganz wörtlich ausdrücken, *er öffnete seinen Mund*, oder, um doch wenigstens einen ähnlichen Pleonasmus an die Stelle dieses neutestamentlichen zu setzen: *er begann zu sprechen;*" welches letztere dann auch geschehen ist. Rec. kann hier gar keine Alternative zulässig finden, sondern muss auf der wörtlichen Übertragung der Formel bestehen. Wir wollen ja nicht blos irgend einen Pleonasmus überhaupt hier lesen, sondern wir wollen den Pleonasmus des Originals, d. h. gerade denjenigen, der in der Vorstellungsart und Ausdrucksweise der neutestam. Schriftsteller seinen Grund hatte. Wie nun der Erzählungsstil des Orientalen gerade darin sein Charakteristisches findet, dass er die einzelnen Acte der Handlung im Vortrag unterscheidet, und dadurch eine gewisse Polylogie veranlasst, wozu ihn die Lebendigkeit seiner Phantasie und die daraus resultirende Neigung zu einem sinnlich anschaulichen Vortrag verleitet: so würde offenbar diess Charakteristische verschwinden, sobald es dem Übersetzer erlaubt seyn sollte, an die Stelle jener, der Vorstellungsart des Schreibenden eigenthümlichen Pleonasmen andere willkührlich aus seinem Idiom zu wählen, die ihrem Ursprung nach oft auf eine ganz andere Vorstellung zurückführen. — Matth. 5, 6 ὅτι αὐτοὶ χορτασθήσονται, *ihre Begierde wird gestillt werden*, ist um so weniger zu billigen, da der erste Satz wörtlich übersetzt ist. — Matth. 5, 22 ist γέεννα durch *Feuerschlund* gegeben; V. 29 steht für denselben griechischen Ausdruck in der Übersetzung *Feuer*, ein willkührlicher Wechsel, der auch noch in anderen Stellen vorkommt, z. B. Matth. 6, 2. 5, wo dieselbe Formel: ἀπέχουσι τὸν μισθὸν αὐτῶν, das erste Mal durch: *sie haben ihre Belohnung weg*, das zweyte Mal: *das ist ihre ganze Belohnung*, gegeben wird. — Matth. 5, 37. *Braucht daher in euren Gesprächen nichts, als Ja und Nein*, für das griechische: ἔστω δὲ ὁ λογος ὑμῶν ναὶ ναὶ, οὒ οὔ, mögen wir auch nicht rechtfertigen. — Nicht blos Willkühr des Ausdrucks, sondern auch ein ganz fremder Sinn ist in der Stelle Matth. 6, 31 ausgedrückt: *dergleichen Sorgen ängstigen nur Heiden*, wofür im Original gelesen wird: πάντα γὰρ ταῦτα τὰ ἔθνη ἐπιζητεῖ. Wir enthalten uns, mehrere Beyspiele zu geben, überzeugt, der Vf. werde, bey seinem achtungswerthen Eifer für sein Unternehmen, auch in dieser Hinsicht demselben durch ein fortgesetztes sorgfältiges Studium eine grösere Vollkommenheit zu verschaffen wissen. P. A.

1) Stuttgardt, b. Metzler: *Über Religions-Vereinigung.* Ein Wort ruhiger Prüfung und offener Erklärung, als Beytrag zur Sicherung des Friedens in der christlichen Kirche. Von *Friedrich Steudel*, Diaconus in Canstadt. 1811. VIII u. 223 S. gr. 8. (16 gr.)

2) Stettin u. Leipzig, im Verlage des Vfs.: *Die Vereinigung oder vielmehr das beste Religions-Annäherungsmittel für alle christlichen Confessionen*, empfohlen von dem Dollmetscher der neutestamentlichen Bibel, *Christian Friedrich Preiss.* 1811. 68 S. gr. 8. (6 gr.)

3) Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Entwurf einer Kirchen- und Toleranz-Verfassung*, aus den Papieren eines staatsklugen Indifferentisten, und mit Anmerkungen begleitet von dem Herausgeber. VI u. 112 S. 8. (12 gr.)

Unter den vielen Schriftstellern, welche seit mehreren Jahren über die Wiedervereinigung der getrennten christlichen Religionsgesellschaften ihre Stimmen abgegeben haben, hat sich auch nicht Einer bis zu einem höheren, ideal-weltbürgerlichen Standpunct erhoben, und von diesem aus die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer einstmaligen *allgemeinen* Vereinigung aufgefasst und beurtheilt. So lange aber dieses nicht geschieht, werden wir uns ewig in demselben Kreise kirchlich-dogmatischer Ansichten, Hoffnungen und Befürchtungen einseitig und ängstlich herumdrehen, jede Partey wird das Bekannte für ihre Meinungen wiederholen, und keine die andere überzeugen. In der That ist diess auch, wie die Sachen nun stehen, gar nicht anders möglich. Der Weltgeist schreitet fort, langsam, in seinen Zeichen und Wirkungen lange oft Tausenden kaum vernehmbar, aber sicher und unaufhaltsam. Er ist bereits so weit fortgeschritten, dass der Katholik nicht mehr Protestant, und der Protestant nicht mehr Katholik werden kann oder werden soll. Ist die katholische Kirche gegenwärtig noch dieselbe, welche sie zur Zeit der Reformation war? Die Beschränkung der Obergewalt des Papstes, die Secularisation der grossen geistlichen Besitzungen, die Aufhebung der Klöster u. s. w. — Alles muss uns überzeugen, dass dem Katholicismus in seinem Inneren eine wesentliche Veränderung bevorsteht. Auf der anderen Seite ist diess derselbe Fall bey dem Protestantismus. Er war unstreitig zu seiner Zeit eine neue Zurückführung des Geistes aus dem Endlichen zum Unendlichen. In dem festen, und — so weit es möglich war, consequenten Bau, worin ihn seine ersten Begründer als Gegensatz des Katholicismus aufführten, vermochte er, schon allein um dieses Gegensatzes willen, durch den Lauf einiger Jahrhunderte nach seinen einzelnen Theilen sich zu behaupten. Wie sehr aber haben sich seit funfzig und mehreren Jahren die Verhältnisse desselben nach Innen und nach Aussen verändert! Das alte, in seiner Art consequente System wird nun gleichwohl schwerlich mehr behauptet werden können: die neuere ideenleere Behandlungs- oder vielmehr Verwässerungs-Weise desselben genügt noch weit weniger. Der Geist des Protestantismus aber wird bleiben, und wird in inniger Verknüpfung mit den wesentlichen Urformen des Christenthums, denen der Katholicis-

mus in sehr Vielem weit näher verwandt ist, als nun noch Viele glauben, für beide Theile, für Katholiken und Protestanten, ein neues Besseres und Vollendeteres erzeugen, das weder Katholicismus, noch Protestantismus in dem engen Sinne seyn wird, wie diese Ausdrücke jetzt noch in allen den verschiedenen Schriften über die Religionsvereinigung gebraucht werden. Das Christenthum ist, als religiöses Institut oder als Kirche betrachtet, seinen inneren und äusserlichen Formen nach eine positive Religion, alles Positive aber ist mit der Zeit unvermeidlichen Modificationen und Veränderungen ausgesetzt. Das Christenthum selbst, seinem Geiste oder seinem inneren Wesen nach, hat hiebey durchaus nichts zu befürchten, vielmehr wird es in der ihm bevorstehenden neuen Beseelung lebensreich und göttlich, liebenswürdig und gross erscheinen. Es kann nie wieder für unser Geschlecht verloren gehen, da es die Einheit des Sichtbaren und des Unsichtbaren, die ewige Verbindung des Irdischen und des Göttlichen, von religiösem Gesichtspuncte aus in seiner innersten Natur ausgesprochen und dargestellt hat. In welchen äusserlichen Formen alsdann aber auch das innerliche Wesen seiner Lehren und Ansichten als Kirche dargestellt werden wird: — die erhabensten und ewig wahren Ideen aller Religion werden darin ausgesprochen werden. Von dem Zeitpunct an, da wir das, was wir jetzt nur noch in einseitigem kirchlichem Sinne als Dogma nehmen und behaupten oder bestreiten, in das Reich der Ideen verpflanzen, — wird die Vereinigung der getrennten christlichen Gesellschaften möglich seyn, und im Laufe der Zeiten wirklich zu Stande kommen. Wann dies geschehen werde, weiss Niemand; aber gewiss werden wir damit dem berühmten *mercierschen* Jahre 2440 noch zuvoreilen. Es ist vor langer Zeit schon von einem denkenden Gelehrten, wiewohl aus anderem, beschränktem Gesichtspuncte, der Beweis geführt worden, dass das Kirchlich-Positive einer Religionsform, als solches, mit den Jahren nach der stufenweisen Abnahme seiner Anwendbarkeit - *berechnet* werden könne. (Siehe *Joh. Craig's* (eines zu seiner Zeit berühmten Mathematikers) *Theologiae Christianae principia mathemat. Lond.* 1699. 4. *Lipsi.* 1755.) Nach zwey tausend Jahren hatte der Mosaismus sich überlebt: nach zwey tausend Jahren wird das Christenthum, das sich als Offenbarung des Unendlichen nie überleben kann, noch so neu und innerlich lebensreich seyn, als es in seinem ersten Entstehen war, aber eine andere, dem ganzen Zustande unseres jetzigen intellectuellen und gesellschaftlichen Lebens entsprechendere, äusserliche Formen erhalten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen haben wir zu näherer Bezeichnung gegenwärtiger Schriften nur noch Weniges zu bemerken nöthig.

No. 1 ist gegen die Schrift: *Friedensworte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung* (Sulzbach, b. Seidel. 1810) verfasst. Der Vf. schreibt mit aufrichtiger Überzeugung, das sieht man, und verdient in sofern Achtung. Er ist von ganzem Herzen Protestant; doch befleissigt er sich einer lobenswerthen Mässigung, was um so mehr Pflicht war, da sein Gegner auch mit Bescheidenheit geschrieben hat. Tadeln müssen wir es indess an seinem Buche, dass er nicht den Muth hatte, in Allem ganz streng und consequent bey dem orthodoxen System seiner Kirche zu bleiben, denn dadurch giebt er seinem Gegner manche Blösse. Nach aufmerksamer Durchlesung dieses Buchs fühlt Rec. es von Neuem sehr lebhaft, dass jetzt so wenig, als ehemals zur Zeit der Reformation, ein Katholik einen Protestanten, und umgekehrt ein Protestant einen Katholiken, durch das, was Beide ihre „Gründe" nennen, überzeugen wird. Wie Vieles lässt sich doch über die auch hier wieder so ausführlich zur Sprache gebrachten dogmatischen Sätze von dem entscheidenden Ansehen der Bibel zugleich neben einem unbedingten Vernunftgebrauch, von der Tradition, von den Sacramenten, von der Verehrung der Heiligen u. s. w., wie Vieles lässt sich über alle diese Sätze *Für* und *Wider* sagen, wie man die Sache nämlich nach begrenzten dogmatischen Ansichten eben auffasst! Wie kleinlich erscheint z. B. auch hier wieder und nach allem dem, was unser Vf. so weitläuftig darüber beybringt, der ganze Streit über die Transsubstantiationslehre! Als dogmatische Behauptung hebt sie allen Vernunftgebrauch auf, und kann nicht behauptet werden. Dies muss der Katholik erkennen. Aber nicht durch Verstandesvernünfteleyen soll hier gerichtet und entschieden werden, wie der Protestant thut, der Ausser- oder Über-Natürliches in sein System aufnimmt, und sich dann auf einmal für verständiger als der Andere hält, weil er vielleicht ein oder ein anderes Unbegreifliches weniger behauptet, als dieser. Dies muss der Protestant einsehen. Gleichwohl wird die oben angedeutete Zeit gerade in Ansehung auch dieser Lehre, in Absicht auf welche unser Vf. mit Anderen jede Vereinigung schlechthin für unmöglich erklärt, eben auf die leichteste Art eine Vereinigung bewirken. Wenn das katholische Dogma von der Transsubstantiation unmöglich in der nächsten Periode weiter behauptet werden kann: so spricht es als Idee den Inbegriff aller Religion aus: Einheit des Realen und Idealen, Verknüpfung des Irdischen und Göttlichen. Ist Religion Anschauung und Erkenntniss des schlechthin Idealen: so ist ihr tiefstes innerstes Wesen in der Idee einer solcher Feyer veranschaulicht. Hienach bestimmt sich denn auch die hier mit so vieler Wärme erörterte Frage, ob das Abendmahl (oder vielmehr, wie wir sagen würden, ein ihm entsprechendes Ritual bey neuer Beseelung der Formen des Christenthums) gefeyert werden könne und dürfe, ohne dass jedesmal eben Brod und Wein dabey wirklich genossen werde, die von unserem Vf. natürlich durchaus verneinend entschieden wird. — Eben so ermüdend ist's, hier das ewige Einerley des *Für* und *Wider* über die Fragen von der Heiligenverehrung, vom Fegefeuer u. s. w. ohne Ideen vorgetragen zu lesen.

Was No. 2 betrifft: so muss Rec. die Beurtheilung dieser Blätter durchaus von der Beurtheilung der Uebersetzung, für welche solche (obgleich sie auch einzeln verkauft werden) zunächst zur *Vorrede* bestimmt sind, trennen. Diese Uebersetzung ist von der

Art, dafs ihr das Publicum ohne Zweifel den Vorzug vor allen unſeren neueſten Überſetzungen, namentlich der *ſtolziſchen*, *eckiſchen* und *hezeliſchen*, einräumen dürfte. Die gegenwärtige Schrift dagegen enthält zu gleicher Zeit ſo *viel* und ſo *wenig*, und trägt beides in einer ſo trockenen Sprache und nach einem ſo übel angelegten Plane vor, dafs Rec. ſich in der That in Verlegenheit befindet, ein ihm ſelbſt genügendes Urtheil über ſie zu fällen. Sie enthält erſtaunlich viel. Denn ſie zählt in ihrem erſten Abſchnitt auf 15 eng gedruckten Seiten alle chriſtlichen Secten auf — von den Ebioniten und Nazaräern bis zu den Weigelianern und Gichtelianern. Darauf theilt ſie uns nicht mehr und nicht weniger, als — 39 Einigungsmittel oder Verſuche mit, welche bereits ohne Erfolg zur Vereinigung der verſchiedenen Religionsgeſellſchaften gemacht worden ſind u. ſ. w. Bey dieſem Allen aber enthält ſie von dem, was der Titel ſagt, ſehr wenig, oder eigentlich nichts. Inzwiſchen ſieht man S. 68 aus dem Beſchluſſe des Ganzen noch wohl, was der Vf. eigentlich beabſichtigte. Die Schrift ſoll ſeiner Überſetzung des N. T. zur Empfehlung dienen, und deren Verbreitung befördern helfen. Dieſe aber wird ſich durch ihren inneren Gehalt gewifs weit mehr empfehlen, als durch dieſe nicht gelungene Arbeit geſchehen dürfte.

No. 3 enthält ein recht verſtändiges Räſonnement über achtzehn wichtige Aufgaben in Beziehung auf die auf dem Titel bezeichneten Gegenſtände, wobey denn auch die Religionsvereinigung, und was ſich für und wider dieſe Sache ſagen läſst, zur Sprache gebracht wird. Dafs bey der Wichtigkeit der verſchiedenen Aufgaben, worüber hier abgeurtheilt wird, nichts wiſſenſchaftlich und gründlich durchgeführt ſeyn könne, bedarf kaum bemerkt zu werden. Wahr und beherzigenswerth inzwiſchen iſt, was der Vf. im *Anhange* über die in unſeren Zeiten ſo wichtig gewordene Frage von der Rechtmäſsigkeit oder Unrechtmäſsigkeit der Beſteuerung der geiſtlichen Güter ſagt, indem er mit den bekannten Gründen darthut, dafs die Immunitäten der geiſtlichen Güter nicht mit den Immunitäten der Feudal-Beſitzungen verglichen, und folglich auch nicht mit dieſen nach gleichem Maſsſtabe beſteuert werden können. H. H.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. 1) *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Vollſtändiger chriſtlich-katholiſcher Religionsunterricht.* Zum Gebrauche für Lehrer und Schüler in drey Theilen, mit einleitenden Begriffen vom Daſeyn Gottes. Eine vom fürſtbiſchöflichen Ordinariate zu Conſtanz gekrönte Preisſchrift, bearbeitet von *Johann Nepomuk Biechele*, der Gottesgel. Doctor, biſchöfl. Deputat und Pfarr-Rector zu Rothweil im Breisgau. 1810. XIV u. 310 S. gr. 8. (14 gr.)

2) *Wien*, b. Schaumburg u. Comp.: *Exposition familière de la doctrine de l'Eglise catholique.* 1810. XXIV u. 221 S. 12. (16 gr.)

Beide Lehrbücher entſprechen ihrer Abſicht, und können mit Nutzen als Leitfaden des Religionsunterrichts gebraucht werden, wenn gleich No. 1 ſowohl in Anſehung des ausführlicheren Unterrichts, als auch in Anſehung der Methode den Vorzug verdient. Recht zweckmäſsig iſt die Curſus-Abtheilung (weſshalb auch jeder mit einem beſonderen Titel verſehen worden); doch hätten wir gewünſcht, dafs in der dritten Abtheilung auf die verſchiedenen Claſſen der Katechumenen mehr Rückſicht genommen wäre. Sehr richtig ſagt Hr. *B.* S. V: „Ich glaube, ein Katechismus ſoll kein bloſses Regiſter, aber auch kein weitläuftiges Religions- und Sitten-Buch, ſondern ein kurzer Inhalt aller Religions- und Sitten-Wahrheiten ſeyn, in ſofern erläutert und erklärt, dafs auch der Alte Unterricht für ſich darin finden kann, und der Jüngling und das Mädchen, die danach belehrt wurden, es ohne Ekel auch bey reiferen Jahren wieder leſen können.“ Nach dieſen Grundſätzen iſt nun der gegenwärtige Katechismus recht zweckmäſsig ausgearbeitet; die Glaubens- und Sitten-Lehre iſt harmoniſch verbunden, und die aus Bibel und Vernunft entlehnten Beweiſe ſind gut gewählt und angewendet. Die Bibelſtellen ſind nach den beſten neueren Überſetzungen der kathol. Gottesgelehrten abgedruckt. Auch die Religionsgeſchichte iſt den Bedürfniſſen eines Katechismus ſehr gut angepaſst. Dafs der Vf. „*Religions- und Sitten-Wahrheiten*“ unterſcheidet, verdient Tadel, weil es bey dieſer Eintheilung ſcheinen könnte, als ob die Sittenlehre nicht eben ſo gut, wie die Glaubenslehre, zum Weſentlichen der chriſtl. Religion gehöre, was doch Hr. *B.* gewifs nicht will.

No. 2 iſt durchaus in Fragen und Antworten abgefaſst, wonach Ältern die Religionskenntniſſe ihrer Kinder prüfen und berichtigen ſollen. Dieſe Methode hat indeſs manche Unbequemlichkeit, und kurze Sätze, mit Fragen abwechſelnd, würden beſſer zum Zweck führen. Das Werkchen beſteht aus 3 Abſchnitten: I. Die eigentliche Glaubenslehre (*Les vérités, que le chrétien doit croire*). II. *De la nature de la vie chrétienne.* III. *Des moyens de mener une vie chrétienne.* Die Vorrede enthält einige leſenswerthe Gedanken über den Religionsunterricht für Kinder von 8 — 10 Jahren.

— ſt —

Göttingen, b. Dieterich: *Em. Aug. Phil. Mahn Obſervationes exegeticae ad difficiliora quaedam Veteris Teſtamenti loca, quae partim illuſtrantur, partim nova ratione explicantur.* 1812. 48 S. 8. Zwey Disputationen, die eine zur Promotion in der philoſophiſchen Facultät, die andere zur Habilitation öffentlich vertheidigt, die denſelben jungen Gelehrten zum Vf. haben, deſſen im Jahr 1809 gekrönte, und im vorigen Jahr im Druck erſchienene theologiſche Preisſchrift vor Kurzem (No. 24. 1812) in dieſen Blättern angezeigt worden. Sie enthalten lauter Bemerkungen lexikaliſchen und grammatiſchen Inhalts, ausgehoben aus einer Sammlung ähnlicher Obſervationen, welche der Vf. bey ſeinen Vorleſungen, die er als Mitglied des Repetentencollegiums zu Göttingen drey Jahre lang zu halten verpflichtet war, zu machen Gelegenheit hatte, und können zur Probe der gröfseren Sammlung dienen, die von ihm dem Drucke zubereitet wird. Sie bewähren gründliche Kenntnifs der morgenländiſchen Sprachen, und eine feſte Grundlage zur richtigen Interpretation des A. T. Um einiges daraus anzuführen: פַּרְזוֹן (Richt. 5, 7. 11. Habak. 3, 14) iſt ihm *Held, Anführer*, ein Synonymon von שַׁלִּיט (unter den Beſtätigungen aus den Dialekten hätte wegbleiben können, was aus dem Perſiſchen beygebracht iſt). נַחְרָה Jeſ. 17, 11 iſt *Trauer*; חָלָל Jeſ. 22, 2, *Verwundender* (ein Krieger) und *Verwundeter*, nach einer häufigen Vereinigung tranſitiver und intranſitiver Bedeutung; אַרְגֹּוַת יָדָיו Jeſ. 25, 12 *ſeine geballte Fauſt*; דֹּדִים im Hohenliede *Küſſe* u. ſ. w. Sehr ausführlich wird gezeigt, dafs das dunkele יְחִיתֶן Habak. 2, 17 die dritte weibliche Perſon des Futurums in Peal ſey, von חוּת, *heranflattern* (vom Vogel), *nachſtellen* (von anderen Thieren); und der Prophet (wie Jeſ. 34, 11—15) Bebel als eine Wohnung ſolcher wilder Thiere, die ſich in zerſtörten Schlöſſern und Wüſteneyen aufhalten, darſtelle. Der Vf. macht dabey zu einer Abhandlung über das Hoffnung, was die hebräiſche Dichterſprache aus dem Syriſchen möge angenommen haben. Ihm iſt auch die ſchwache Seite unſerer jetzigen hebräiſchen Sprachlehren nicht entgangen, welches erwarten läſst, dafs die ſeinige, die nächſtens erſcheinen wird, ſich durch neue Seiten auszeichnen werde. G. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 SEPTEMBER, 1812.

JURISPRUDENZ.

WIEN, aus der k. k. Hof- und Staats-Druckerey: *Allgemeines bürgerliches Geſetzbuch für die geſammten deutſchen Erbländer der öſterreichiſchen Monarchie.* 1811. I Theil. 110 S. II Theil. 395 S. III Th. 56 S. Nebſt einem unter beſonderem Titel herausgegebenen *alphabetiſchen Regiſter* über den Inhalt der drey Theile, nach der Zahl der Paragraphen. CLXXVI S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Wären Geſetze nichts weiter, als Enunciationen des Willens der Geſetzgeber, und Geſetzbücher nichts weiter, als Sammlungen ſolcher Enunciationen, und lieſse ſich bey der Betrachtung der Einen und der Anderen kein anderer Geſichtspunct auffaſſen, als nur der eben angegebene: ſo würden beide allerdings nie in den Kreis der Kritik gezogen werden können; in einen Kreis, der nur dasjenige aufnehmen kann, was der Wiſſenſchaft angehört. Oder ſollte die Kritik ſich berechtigt halten, Geſetze und Geſetzſammlungen, von dem oben angegebenen Geſichtspuncte aus betrachtet, dennoch in ihren Kreis zu ziehen: ſo würde ſie ſich bey deren Beurtheilung immer nur auf Einen Punct beſchränken müſſen, auf nichts weiter, als auf eine Unterſuchung der Frage, ob der Geſetzgeber in ſeinen Enunciationen ſeinen Willen klar und deutlich genug ausgeſprochen habe; und Kritik und Geſetzauslegung würden auf dieſe Weiſe, wenn auch nicht ganz identiſch ſeyn, doch wenigſtens in ihren Reſultaten ſo ziemlich zuſammenfallen; die Kritik würde nichts weiter ſeyn, als eine Vorbereitung und Einleitung der Interpretation. — Aber darüber iſt wohl keine Frage, daſs der eben angedeutete Geſichtspunct gewiſs der niedrigſte ſey, der ſich bey der Betrachtung eines Geſetzes und eines Geſetzbuchs ins Auge faſſen läſst. Seitdem man nicht mehr zweifelt, daſs Geſetze keineswegs nur Ausſprüche einer Willkühr ſind, ſondern Ausſprüche des Verſtandes, der Gerechtigkeit und Weisheit, oder — um mit *Hippel* zu reden — mit Noten verſehene Überſetzungen der Geſetze der Natur; — ſeitdem man darüber übereingekommen iſt, daſs jeder Geſetzgeber bey jeder Geſetzgebung gewiſſe Geſetze zu achten habe, die er nie verletzen darf; — ſeitdem ſich die Menſchheit das früherhin leider zu ſehr vernachläſſigte Recht vindicirt hat, Unterſuchungen über die Frage anzuſtellen, ob jene Geſetze von einem Geſetzgeber geachtet oder nicht geachtet ſind, und ſeitdem ſich die Menſchheit durch dieſe Vindication gleichſam über die Geſetzgebung erhoben hat: — kurz, ſeitdem man die Geſetzgebungspolitik als eine eigene Wiſſenſchaft anerkannt, und ihre Grundſätze und Foderungen zum Codex für die Geſetzgebung ſelbſt gemacht hat; — ſeitdem, ſagen wir, laſſen ſich Geſetze und Geſetzbücher wohl keineswegs mehr betrachten, als Erſcheinungen, liegend auſserhalb dem Kreiſe der Kritik, und ausgeſchloſſen von dem Umfange kritiſcher Blätter. Dieſe mögen, ſeitdem man ſich auf dieſen Geſichtspunct erhoben hat, mit Recht ſolche Erſcheinungen beleuchten, und dasjenige für ihre Competenz ziehen, was man ehemals ihrem Forum nicht untergeordnet anſah. — Aber dieſe Beleuchtung ſelbſt iſt möglich in einer zwiefachen Beziehung: einmal in metapolitiſcher, in Rückſicht auf die Harmonie oder Disharmonie der zu würdigenden Geſetzbücher mit den Foderungen der Geſetzgebungspolitik überhaupt; und dann wieder in politiſcher, mit beſonderer Hinſicht auf die individuellen Verhältniſſe des Staats, für welchen ſie beſtimmt und gegeben ſind. Daſs ſie die Wiſſenſchaft in beiderley Beziehung intereſſiren, iſt wohl nicht zu bezweifeln. Aber unverkennbar iſt es doch, daſs dieſs Intereſſe bey weitem gröſser ſey in der erſten Beziehung, als in der letzteren. Um deſswillen beſchränken wir uns denn bey der Anzeige des vor uns liegenden Geſetzbuches bloſs auf dieſe, auch der Tendenz unſerer Blätter bey weitem mehr als jene zweyte angemeſſene, erſte Beziehung. Und die Hauptpuncte, auf welche wir, dieſs vorausgeſetzt, unſere Betrachtung beſchränken zu müſſen glauben, ſcheinen die zwey Fragen zu ſeyn: 1) Entſpricht das hier angezeigte allgemeine bürgerliche Geſetzbuch den Foderungen der Geſetzgebungspolitik ſeiner *Form* nach? 2) Genügt es dieſen Foderungen in Anſehung ſeiner *Materie?*

Was 1) die erſte hier angegebene Frage betrifft: ſo müſſen wir vor allen Dingen bemerken, daſs das vor uns liegende Geſetzbuch nach dem vorausgeſchickten *Publicationspatente* vom 1 Junius 1810, und den hierin enthaltenen Erklärungen, von der Periode an, wo es in Geſetzeskraft getreten iſt (dem 1 Januar 1812), das angenommene gemeine Recht, den am 1 Nov. 1786 kund gemachten erſten Theil des früher entworfenen bürgerlichen Geſetzbuchs, das für Gallizien ehehin gegebene bürgerliche Geſetzbuch, ſammt allen auf die Gegenſtände dieſes allgemeinen bürgerlichen Rechts beziehenden Geſetzen und Gewohnheiten, auſser Wirkſamkeit geſetzt hat; jedoch in der Maſse, daſs eines Theils die hierin enthaltenen

Dispositionen auf solche Handlungen, die dem Tage, an welchem dieser Codex verbindliche Kraft erhält, vorhergegangen sind, und auf die nach den früheren Gesetzen bereits erworbenen Rechte keinen Einfluss haben sollen; gleichviel, diese Handlungen mögen in zweyseitig verbindlichen Rechtsgeschäften bestehen, oder in solchen Willenserklärungen, die von dem Erklärenden noch eigenmächtig abgeändert, und nach den in dem gegenwärtigen Gesetzbuche enthaltenen Vorschriften eingerichtet werden konnten, und dass anderen Theils der Militärstand und die zum Militärkörper gehörigen Personen die für ihre Privatverhältnisse bestehenden Gesetze fernerhin zu beobachten haben, auch nächstdem Handels- und Wechsel-Sachen nach den besonderen Handels- und Wechsel-Gesetzen beurtheilt werden sollen, falls diese von den in dem vorliegenden Gesetzbuche enthaltenen Bestimmungen abweichen sollten. — Dies vorausgesetzt, ist also dies Gesetzbuch keineswegs für ganz unbedingt allgemein zu achten, sondern gewissermaßen nur bedingt; seine verbindende Kraft umfasst blos die Personen des Civilstandes, und auch diese nur mit Ausnahme der Handels- und Wechsel-Sachen. Da übrigens aber die österreichische Gesetzgebung, wie wir eben bemerkt haben, die bisher geltenden Gesetzbücher, und alle auf die Gegenstände dieses bürgerlichen Gesetzbuches sich beziehenden Gesetze und Gewohnheiten für aufgehoben erklärt, auch in der Einleitung (§. 10 u. 11) ausdrücklich andeutet, dass auf Gewohnheiten nur in den Fällen, in welchen sich ein Gesetz darauf beruft, Rücksicht genommen werden könne, und dass ferner nur jene Statuten einzelner Provinzen und Landesbezirke Gesetzeskraft haben sollen, welche *nach der Kundmachung dieses Gesetzbuchs* von dem Landesfürsten *ausdrücklich bestätigt* worden sind —: so ist für diejenigen Classen von Staatsbürgern und diejenigen Rechtsverhältnisse, welche es umfasst, der eigenthümliche Charakter seiner verbindlichen Kraft wohl ganz klar ausgesprochen, so wie dasjenige, worin es sich unterscheidet von der ihm vorangegangenen preussischen und französischen Gesetzgebung. Das vor uns liegende allgemeine bürgerliche Gesetzbuch giebt für diejenigen Personen und Gegenstände, für welche es bestimmt ist und Gesetzeskraft hat, nicht etwa blos subsidiarisches Recht, wie das ehedem in Deutschland geltende römische Recht, oder wie in den preussischen Staaten das allgemeine preussische Landrecht: sondern in dieser Beziehung ist seine verbindliche Kraft ganz unbedingt und unbeschränkt. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, kommt es, seiner Bestimmung nach, ganz mit dem *Code Napoléon* überein, und man sieht ohne unser Erinnern, dass die österreichische Gesetzgebung sich in diesem Puncte ganz zu den Grundsätzen und Maximen bekennt, von welchen die französische beym *Code Napoléon* ausging. — Überhaupt zeigt das ganze Gesetzbuch deutlich, dass sich die österreichische Gesetzgebung in der Hauptsache bey weitem mehr den *Code Napoléon* zum Vorbilde bey ihren hier gelieferten Arbeiten gewählt habe, als das früher erschienene *pr. A. L. R.* So wie der *Code Napoléon*, in der bekannten Sanction des Art. 4, den Richter in den Fällen, wo ihn das positive Gesetz verlässt, zwar mehr indirect, als direct, auf die höheren und allgemeineren Principien des Rechts zurückzugehen zur Pflicht macht: eben so geschieht das auch hier, und zwar ausdrücklich, durch die allen Richtern (§. 7) gegebene Weisung: „Lässt sich ein Rechtsfall weder aus den Worten, noch aus dem natürlichen Sinne eines Gesetzes entscheiden: so muss auf ähnliche, in den Gesetzen bestimmt entschiedene Fälle, und auf die Gründe anderer damit verwandten Gesetze, Rücksicht genommen werden. *Bleibt der Rechtsfall noch zweifelhaft: so muss solcher*, mit Hinsicht auf die sorgfältig gesammelten und reiflich erwogenen Umstände, *nach den natürlichen Rechtsgrundsätzen entschieden werden.*“ So wie ferner die französische Gesetzgebung in dem *Code Napoléon* nichts weiter gegeben hat, als das eigentliche Privatrecht, mit Ausschluss des in dem *A. Pr. L. R.* mit behandelten Theile des Regierungsrechts: eben so thut dies auch die österreichische. In Gemäßheit der an die Spitze des allgemeinen Gesetzbuchs gesetzten Erklärung (§. 1), „das bürgerliche Recht bestehe aus dem Inbegriffe der Gesetze, wodurch die Privatrechte und Pflichten der Einwohner des Staats unter sich bestimmt werden,“ giebt sie nichts weiter, als das Personen- und das Sachen-Recht, und die demselben gemeinschaftlich zukommenden Bestimmungen (§. 14). So wie nächstdem die französische Gesetzgebung bey der Zusammenstellung ihrer Enunciationen und Sanctionen in der Hauptsache die Ordnung der justinianischen Institutionen zum Grunde gelegt hat und befolgt: eben so thut dies auch hier die österreichische Gesetzgebung, jedoch minder treu als die französische, und in einer mehr systematischen Ordnung. Im ersten Theile giebt sie in *vier* Hauptstücken das *Personenrecht*, die Bestimmung der Rechte, welche sich auf persönliche Eigenschaften und Verhältnisse beziehen, das Eherecht, das Familienrecht (zwischen Ältern und Kindern) und das Vormundschaftsrecht. Im zweyten Theile folgt dann das *Sachenrecht*, a) in Bezug auf *dingliche Rechte*, Besitz, Eigenthum und die verschiedenen Erwerbsarten desselben, Pfandrecht, Dienstbarkeiten, Erbrecht, und die verschiedenen Bedingungen desselben; b) in Bezug auf *persönliche Sachenrechte*, die Lehre von den Verträgen überhaupt, den einzelnen Arten derselben, und von dem Rechte des Schadenersatzes und der Genugthuung. Hierauf machen im dritten Theile den Beschluss *gemeinschaftliche Bestimmungen der Personen- und Sachen-Rechte*, enthaltend gesetzliche Vorschriften über die Befestigung der Rechte und Verbindlichkeiten, die Umänderung und Aufhebung derselben, und die Verjährung und Ersetzung. So wie endlich die französische Gesetzgebung sich blos darauf beschränkt hat, in ihrem Gesetz-Codex nichts weiter zu geben, als die allgemeinen Grundsätze des Rechts, blos die Grundprincipien für die Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse der Bürger, ohne sich in das Detail der

Fragen einzulaſſen, welche ſich über jede Materie erheben können: eben ſo thut dieſs auch hier die öſterreichiſche. Auch ſie beſtimmt die privatrechtlichen Verhältniſſe der Staatsbürger bloſs in ihren allgemeineren Beziehungen, mit Übergehung der mannichfachen Modificationen, über welche ſich die preuſſiſche Geſetzgebung mitzuverbreiten für gut fand; nur hie und da geht die öſterreichiſche etwas mehr ins Detail, als die franzöſiſche, jedoch bey weitem nicht mit der Ausführlichkeit wie die preuſſiſche. — Ob dieſe Annäherung an die franzöſiſche Geſetzgebung der öſterreichiſchen zum Vorzug gereiche? Eine voliſtändige Unterſuchung dieſer intereſſanten Frage erlaubt uns der beſchränkte Raum dieſer Blätter nicht. Nur ſo viel glauben wir bemerken zu müſſen, und auch ohne die der öſterreichiſchen Geſetzgebung ſchuldige Ehrfurcht zu verletzen, bemerken zu dürfen, daſs es uns, nach unſerer individuellen Anſicht von der Sache, zweckmäſsiger geſchienen hätte, wenn das von der preuſſiſchen Geſetzgebung bey der Conſtruction des A. Pr. L. R. beobachtete Verfahren mehr berückſichtigt worden wäre, als hier geſchehen iſt. Höchſt zweckmäſsig finden wir es zwar, daſs das allgemeine Geſetzbuch für die öſterreichiſch - deutſchen Staaten ein unbedingt, und nicht nur zur Aushülfe geltender Geſetz - Codex ſeyn ſoll; dieſe Aufſtellung deſſelben verdient bey weitem den Vorzug vor der von der preuſſiſchen Geſetzgebung verfolgten und durchgeführten Idee, im A. Pr. L. R. nur ein ſubſidiariſches Recht aufzuſtellen, erſt in Ermangelung der Provincialgeſetze und des ſtatutariſchen Rechts geltend (A. Pr. L. R. Einleit. §. 1). Auch abgeſehen von den in dem Weſen des Staats überhaupt liegenden (metapolitiſchen) Gründen, welche der Erhebung des allgemeinen öſterreichiſchen Geſetzbuchs zur alleinigen und unbedingten Rechtsquelle für den Civilſtand der öſterreichiſchen Staaten gewiſs ausreichend rechtfertigen, foderten gewiſs die individuellen (politiſchen) Verhältniſſe der öſterreichiſchen Monarchie dieſe Aufſtellung auf das dringendſte; ohne ſie war der Zweck, den die Regierung durch das allgemeine Geſetzbuch erreichen wollte, die möglichſt innige Verkettung aller Theile der Monarchie zu einem gehörig organiſirten und nach einem Geiſte ſich bewegenden Ganzen wohl nie möglich; und wünſchenswerth wäre es, um dieſes hochwichtigen Zweckes willen, gewiſs, daſs das bis jetzt nur für die deutſchen Erbländer der öſterreichiſchen Monarchie gegebene allgemeine Geſetzbuch dieſelbe Geſetzeskraft, welche es hier hat, auch in Ungarn und den übrigen eximirten Theilen der öſterreichiſchen Monarchie erhalten möge. Aber wenn wir auch in dem eben angegebenen Puncte die Entfernung der öſterreichiſchen Geſetzgebung von den Maximen, zu welchen ſich die preuſſiſche bekannte, vollkommen billigen: ſo können wir dieſs doch nicht in Rückſicht auf die übrigen vorhin angedeuteten Puncte der Form unſeres vorliegenden Geſetzbuchs. Wir mögen zwar nicht leugnen, daſs das eigentliche Privatrecht eines Staats immer bey weitem feſter und unveränderlicher beſteht, als die zum Regierungsrechte gehörigen Enunciationen und Sanctionen aller Geſetzgebungen. Die nähere Verkettung dieſer Parthie des bürgerlichen Rechts an das Wogen der öffentlichen Verhältniſſe und das immer fortſchreitende Annähern der Geſetzgebung an die Idee und den Endzweck des Staats — beides giebt dieſer Parthie bey weitem nicht die Feſtigkeit, wir möchten beynahe ſagen, die Selbſtſtändigkeit, deren Geſetze über das eigentliche Privatrecht fähig ſind. Allein welches Geſetzbuch mag wohl ſeinem ganzen Umfange nach, und in allen ſeinen Beſtimmungen, für die Ewigkeit beſtimmt ſeyn? Uns ſcheint die gröſsere Wandelbarkeit der Geſetzgebung in Rückſicht auf Gegenſtände des Regierungsrechts, die Verweiſung dieſer Gegenſtände und der Geſetze darüber aus dem allgemeinen Geſetzbuche noch keineswegs ausreichend zu rechtfertigen. Die durch das Regierungsrecht beſtimmten und normirten Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens greifen eben ſo tief, und vielleicht noch tiefer, in das Leben und Treiben und in das Wohl und Wehe des Bürgers ein, als die in das Gebiet des Privatrechts gehörigen Verhältniſſe und Normen. Und iſt dieſs der Fall: ſo iſt es gewiſs keine Frage, daſs dem Bürger die möglichſt genaue Kenntniſs und Beſtimmung jener Normen eben ſo dringend nothwendig ſey, als die Kenntniſs dieſer. Aber nichts weiter, als den Bürger mit dieſen Normen ausreichend bekannt zu machen, iſt der Zweck aller Geſetzbücher; und nur halb hat die Geſetzgebung ihr Penſum abſolvirt, oder vielleicht gar nur zum dritten oder vierten Theile, wenn ſie weiter nichts giebt, als die Normen für die eigentlichen privatrechtlichen Verhältniſſe des Bürgers. Soll aber das Geſetzbuch dem Bürger in jeder Beziehung das leiſten, was man mit Recht von einem ſolchen Codex erwarten und fodern mag: ſo iſt es ferner keineswegs genug, daſs es bloſs die Grundprincipien gebe, nach welchen die rechtlichen Verhältniſſe der Bürger zu beſtimmen ſind, mit Übergehung der hier zu berückſichtigenden Details und Modificationen für einzelne beſondere Fälle. Wir wiſſen zwar wohl, daſs wir bey dieſer Behauptung die Meinung manches angeſehenen Politikers gegen uns haben, der ſich auf den Vorgang und die Autorität der franzöſiſchen Geſetzgebung ſtützt. Indeſſen wird man uns die Bemerkung verzeihen, daſs, wenn die Vorzüge des *Code Napoléon* nicht auf anderen Eigenſchaften, und nur auf dieſer beruhten, daſs man ſich bloſs auf die Darſtellung der allgemeineren Begriffe und Regeln beſchränkt hat, dieſes vortreffliche Geſetzbuch bey weitem nicht die Achtung verdienen würde, die ihm die ganze cultivirte Welt bisher geſchenkt hat, und ferner ſchenken muſs, ſo lange nicht eine auffallende Barbarey die Stelle der dermalen errungenen Cultur einnimmt. Statt daſs der gröſsere Theil unſerer Politiker es der preuſſiſchen Geſetzgebung zur Schuld zuzurechnen pflegt, daſs ihre Enunciationen das möglichſte Detail der einzelnen Fälle umfaſſen, müſſen wir offenherzig geſtehen, darin einen ihrer Hauptvorzüge zu finden. Wenn man der Meinung iſt, die Geſetzgebung brauche ſich keineswegs

so in das Detail der einzelnen möglichen Fälle einzulassen, wie dies die preussische Gesetzgebung gethan hat, weil es unnöthig und unschicklich sey, die Jurisprudenz in der Legislation zu anticipiren, und auch der Doctrin und den Rechtsgelehrten ihr Theil gelassen werden müsse; — wenn man dieses behauptet: so scheint man wohl nicht bedacht zu haben, dass Gesetze und Gesetzbücher nicht zu dem Ende gegeben werden, um den Rechtsgelehrten Stoff und Gelegenheit zur Übung ihres Scharfsinns zu verschaffen, sondern dass man dadurch die ganze Masse des Volks über ihre Rechtsverhältnisse belehren wolle, und nicht etwa nur diese oder jene Caste, welche sich vielleicht zu Depositären aller Gesetz- und Rechts-Kenntniss gemacht haben mag; — wohl nicht, dass es dem allgemeinen Wohl bey weitem inniger zusage, wenn Jeder sich über sein Rechtsverhältniss in allen Fällen schon in dem Gesetzbuche ausreichend Raths erholen kann, als wenn er aus Unzulänglichkeit der Gesetze sich erst Rathgebern anvertrauen muss, die ihn über den Inhalt und Sinn der Gesetze verständigen; — wohl nicht, dass die Doctrin, welche der Gesetzgebung nachhelfen muss, nichts sey, als eine höchst schwankende und unzuverlässige Krücke, die die Rechtssicherheit untergräbt, welche durch die Gesetzgebung hergestellt und befestigt werden soll; — wohl nicht endlich, dass, je grösser der Spielraum ist, welcher der Doctrin zugestanden seyn mag, um so schwächer das Ansehen der Gesetze, die Erhaltung ihrer Herrschaft und die Einführung ihrer Vorschriften ins wirkliche Leben. Wenn wir es kurz sagen sollen, die Gesetze sind der Einfältigen wegen da, nicht aber um der Gelehrten willen, die sie nicht bedürfen, weil diesen ihr Verstand und ihre intellectuelle Bildung die Normen giebt, welche jene sich nur aus dem Gesetzbuche holen können; und sind die Gesetze um der Einfältigen willen da: so müssen sie auch vorzüglich auf diese und ihre Fassungskraft berechnet seyn. Es ist wahrhaft traurig und niederschlagend für den Menschen und Bürgerfreund, wenn er die Stimmen so vieler denkender Männer vereinigt sieht, der Doctrin und der Jurisprudenz das Ansehen zu erhalten, das ihr die Unzulänglichkeit unserer bisherigen Gesetzbücher verschaffte, deren ganz eigenes Wesen (freylich im Widerspruche mit der Natur der Dinge) die Gesetzkunde zu einem äusserst schwierigen Studium machte, und den grossen Haufen über die wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens in einer fortdaurenden Ungewissheit liess. Zwar geben wir gerne zu, es übersteigt alle menschlichen Kräfte, und es wird keiner Gesetzgebung je gelingen, irgend einmal ein Gesetzbuch zu schaffen, das für jeden, im wirklichen Leben vorkommenden, Fall ausreichende Normen giebt; und um dieser Schwierigkeit willen wird immer, selbst neben dem vollständigsten und detaillirtesten Gesetzbuche, die Doctrin und Jurisprudenz bestehen müssen. Allein um jener Unmöglichkeit willen lieber unvollständige, und nur die Hauptpuncte bestimmende, als vollständige und ins möglichste Detail gehende Gesetzbücher zu wünschen, dazu werden sich wohl Wenige verstehen. Und es ist auch wahrlich nie zu fürchten, dass selbst das vollständigste Gesetzbuch je der Doctrin und der Jurisprudenz das ihr gebührende Ansehen rauben werde, wenn man nicht, wie in Preussen, (was freylich gar nicht zu loben ist) in allen zweifelhaften Fällen den Richter an eine gesetzgebende Behörde verweist, deren Aussprüche ihn der Mühe des eigenen Nachdenkens überheben, und deren Daseyn ihm die Gelegenheit raubt, der Doctrin je praktische Realität zu verschaffen. Sucht man dagegen statt einer solchen Hinweisung, die den Richter lediglich zur Maschine macht, ihm durch solche Weisungen, wie ihm die österreichische und französische geben, Aussicht und Gelegenheit zu verschaffen, nicht blos seine Gesetzkenntniss, sondern auch seine Rechtskenntnisse zu üben, und zur Anwendung zu bringen: so darf man gewiss mit Zuverlässigkeit darauf rechnen, dass selbst das detaillirteste Gesetzbuch die Doctrin in Ansehen erhalten wird. Der in dem preussischen Staate seit dem Erscheinen des A. Pr. L. R. überall bemerkbare Mangel an gründlichen Kennern der Rechtswissenschaft hatte gewiss weniger Grund in der Anlage des Gesetzbuches selbst, als vielmehr in der eben angedeuteten Institution, welche der Doctrin allen praktischen Werth benahm, und auch in theoretischer Beziehung alle Aufmunterung zu einem gründlichen Rechtsstudium vernichtete. Offenherzig gestanden, fürchten wir, die französischen Rechtsgelehrten bald auf demselben Puncte zu sehen, wo wir die preussischen Justizmänner erblickten; denn nothwendig müssen und werden sie dahin kommen, wenn die Jurisprudenz dort die Achtung fortgenieset, welche ihr jetzo zu Theil geworden zu seyn scheint. Bald wird auch dort das ganze Wissen und das ganze Studium des Justizgeschäftmannes sich auf nichts weiter beschränken, als auf die Kenntnis der Vorschriften des Gesetzbuchs und der Präjudicien der Gerichtshöfe, besonders des Cassationstribunals, mit Vernachlässigung des tieferen Studiums der Rechtswissenschaft, welche durch diese Präjudicien und das ihnen überall gewidmete Ansehen ihre praktische Realität und alle Aufmunterung zu ihrem Studium verliert. Es sey denn, dass man dem Richter durch eine Erklärung der Gesetzgebung seine Autonomie in den Fällen zu sichern suche, wo ihn das Gesetz verlässt, wie dies die österreichische Gesetzgebung gethan hat.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Amberg, b. Uhlmann: *Neues Gebetbuch zur Beförderung des wahren Christenthums.* Herausgegeben von *Joh. Baptist Schenkl.* Zweyte Auflage. 1812. 152 S. 8. (8 gr.)

Salzburg, in der mayr'schen Buchhandlung: *Katholisches Gebetbuch zur Beförderung des wahren Christenthums unter nachdenkenden und gutgesinnten Christen.* Herausgegeben von *Matthäus Reiter*, Pfarrer in Ainring. Dreyzehnte einzig rechtmäßige Originalausgabe. 1812. 328 S. 8. (10 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1812.

JURISPRUDENZ

WIEN, aus der k. k. Hof- u. Staats-Druckerey: *Allgemeines bürgerliches Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das österreichische Gesetzbuch nämlich enthält (§. 12) folgende Weisung: „die in einzelnen Fällen ergangenen Verfügungen und die von Richterstühlen in besonderen Rechtsstreitigkeiten gefällten Urtheile haben nie die Kraft eines Gesetzes, sie können auf andere Fälle oder andere Personen nicht ausgedehnet werden." Diese ist der einzige Weg, der Doctrin ihr Ansehen zu erhalten, und sie dafür zu sichern, dass sie nicht über kurz oder lang von der Jurisprudenz verschlungen werde, wiewohl freylich dabey auf Gleichförmigkeit des Rechts nie mit Erfolg zu hoffen und zu rechnen seyn wird. — Nur darin nähert sich die österreichische Gesetzgebung der preussischen mehr als der französischen, dass sie bey weitem mehr als die letzte (z. B. §. 44, 45, 147, 187, 223, 285, 288, 292, 293, 301, 305, 309, 354, 357, 359, 531, 532, 536, 825, 864, 938 u. a. a. O. m.) bloss doctrinelle Bestimmungen in den Codex aufgenommen hat, wiewohl gerade in diesem Puncte die preussische am wenigsten Nachahmung verdient, weil die Legislation durch ein solches Einmischen in die Doctrin leicht manche Veranlassung zu Irrungen geben kann, welche nicht entstanden seyn würden, wäre die Gesetzgebung in ihrer eigenthümlichen Sphäre geblieben. Definitionen insbesondere, deren die österreichische Gesetzgebung hier so manche giebt, können schon um der legislativen Form willen in einem Gesetzbuche in der Regel keinen Platz finden. Sie gehören in die Schriften der Rechtsgelehrten, keinesweges aber in die Gesetzbücher, den einzigen Fall ausgenommen, dass sie gesetzliche Bestimmungen enthalten.

So viel über die Form des vor uns liegenden Gesetzbuchs. — Was 2) seine *Materie* angeht: so ist im Ganzen in diesem Gesetzbuche überall der liberale Geist unverkennbar, in dem sich in der neueren Geschichte der eigenthümliche Charakter der österreichischen Regierung immer ausgesprochen hat. Überzeugende Beweise dieser Behauptung geben gewiss die Grundsätze, welche besonders in den §§. 17, 20, 35, 37, 39 ausgesprochen sind: „Was den angeborenen natürlichen Rechten angemessen ist, wird so lange als bestehend angenommen, als die gesetzliche Beschränkung dieser Rechte nicht erwiesen ist"; „Sclaverey oder Leibeigenschaft und die Ausübung einer darauf sich beziehenden Macht, werden nicht gestattet"; „auch solche Rechtsgeschäfte, die das Oberhaupt des Staats betreffen, aber auf dessen Privateigenthum, oder auf die in dem bürgerlichen Rechte gegründeten Erwerbsarten sich beziehen, sind von den Gerichtsbehörden nach den Gesetzen zu beurtheilen"; „wenn Ausländer mit Ausländern, oder mit Unterthanen dieses Staats im Auslande Rechtsgeschäfte vornehmen: so sind sie nach den Gesetzen des Orts, wo das Geschäft abgeschlossen worden, zu beurtheilen, es sey denn, dass durch die hiesigen Gesetze ihre Fähigkeit zu jenen Handlungen beschränkt sey"; und „die Verschiedenheit der Religion hat auf die Privatrechte keinen Einfluss". Auch sieht man überall, dass es der Gesetzgebung ernstlich darum zu thun ist, jedem in jeder Beziehung und unter allen möglichen Verhältnissen die möglichste Sicherheit seines Eigenthums und den möglichst uneingeschränkten Gebrauch desselben zu gewähren, und insbesondere den zur Beförderung des Nationalwohlstandes so nöthigen Übergang der Objecte des Verkehrs aus einer Hand in die andere möglichst zu erleichtern, und möglichst zu sichern, und die Hindernisse wegzuräumen, welche, vorzüglich in diesem Puncte, die römische Gesetzgebung dem Verkehr so häufig in den Weg legt. Dieser Tendenz gemäss wird dem Vater in Ansehung des eigenthümlichen Vermögens seiner Kinder (§. 149 u. 150) nichts weiter eingeräumt, als das Recht der Verwaltung, und von dem Ertrage die Erziehungskosten (keinesweges aber den etwanigen Überschuss) sich anzueignen, und selbst dem noch minderjährigen, jedoch ausser der älterlichen Verpflegung stehenden Kinde ist (§. 151) die Befugniss zugestanden, über Alles, was es durch seinen Fleiss erwirbt, oder was ihm nach erlangter Mündigkeit zum Gebrauche übergeben worden, frey zu verfügen; ferner (§. 362) der vollständige Eigenthümer soll berechtiget seyn, in der Regel seine Sache nach Willkühr zu benutzen oder unbenutzt zu lassen, sie nach Gefallen zu erhalten und zu behalten, oder zu vertilgen und aufzugeben; (§. 360) aus der blossen Abführung eines fortdauernden Zinses oder jährlicher Renten von einem Grundstücke soll noch nicht auf die Theilung des Eigenthums und ein Obereigenthumsrecht des Zinsberechtigten geschlossen werden, vielmehr soll in allen Fällen, in welchen die Trennung des Rechts auf die Substanz von dem Rechte auf die Nutzungen nicht ausdrücklich erhellet, jeder redliche Besitzer als vollständiger Eigenthümer angesehen werden; auch soll (§. 367)

die Eigenthumsklage gegen den redlichen Besitzer einer beweglichen Sache nicht Statt finden, wenn dieser beweist, dass er diese Sache entweder in einer öffentlichen Versteigerung, oder von einem zu diesem Verkehre befugten Gewerbsmanne, oder gegen Entgeld von Jemandem an sich gebracht hat, dem sie der Kläger selbst zum Gebrauche, zur Verwahrung, zum Verkaufe (§. 1088) oder in was immer für einer anderen Absicht anvertrauet hatte; der vorige Eigenthümer soll in allen diesen Fällen nichts weiter haben, als eine Klage auf Schadloshaltung gegen denjenigen, der ihm verantwortlich seyn muss; (§. 376) wer den Besitz einer Sache vor Gericht leugnet, und dessen überwiesen wird, soll dem Kläger schon um deswillen allein den Besitz abtreten müssen; doch behält er das Recht, in der Folge seine Eigenthumsklage anzustellen; (§. 392) der Finder verlorener Sachen erhält selbst dann, wenn er den Eigenthümer vorschriftsmässig hat auffodern lassen, und dieser sich binnen Jahresfrist nicht gemeldet hat, doch das volle Eigenthum der gefundenen Sache nicht eher, als nach Ablauf der Verjährungszeit; vorher ist er bloss für einen redlichen Besitzer zu achten, hat die diesem zustehenden Befugnisse; (§. 456) wird eine fremde bewegliche Sache ohne Einwilligung des Eigenthümers verpfändet: so hat dieser, in der Regel, zwar das Recht, sie von dem Pfandnehmer zurückzufodern; aber in solchen Fällen, in welchen die Eigenthumsklage gegen einen redlichen Besitzer nicht Statt hat, ist er verbunden, entweder den redlichen Pfandinhaber schadlos zu halten, oder das Pfand fahren zu lassen, und sich mit dem Ersatzrechte gegen den Verpfänder zu begnügen; (§. 529) werden persönliche Servituten ausdrücklich auf die Erben ausgedehnt: so sind im Zweifel nur die ersten gesetzlichen Erben unter diesem Ausdrucke zu verstehen; (§. 537) hat der Erbe den Erblasser überlebt: so geht das Erbrecht, auch vor Übernahme der Erbschaft, wie andere frey vererbliche Rechte, auf seine Erben über, wenn es anders durch Entsagung, oder auf eine andere Art, noch nicht erloschen war; (§. 554 u. 713) hat der Erblasser einen einzigen Erben, ohne ihn auf einen Theil der Verlassenschaft zu beschränken, unbestimmt eingesetzt: so erhält er den ganzen Nachlass; ist aber dem einzigen Erben nur ein in Beziehung auf das Ganze bestimmter Erbtheil ausgemessen worden: so fallen (§. 727) — gegen die Verordnungen des römischen Rechts — die übrigen Theile den gesetzlichen Erben zu, und (§. 556) sind mehrere Erben, und zwar alle in bestimmten Erbtheilen, die aber das Ganze nicht erschöpfen, eingesetzt worden: so fallen die übrigen Theile den gesetzlichen Erben zu; nur dann haben die gesetzlichen Erben in einem solchen Falle keinen Anspruch, wenn der Erblasser die Erben zum ganzen Nachlasse berufen hat, obschon er in der Berechnung der Beträge, oder in der Aufzählung der Erbstücke etwas übergangen hätte; überhaupt (§. 562) gebührt einem bestimmt eingesetzten Erben in keinem Falle das Zuwachsrecht, sondern wenn kein unbestimmt eingesetzter Erbe übrig ist, fällt ein erledigter Erbtheil, nicht einem noch übrigen, für einen bestimmten Theil eingesetzten, sondern dem gesetzlichen Erben zu; und um auch sonst durch letzte Willensverordnungen die gesetzliche Erbfolge des gesetzlichen Erben so wenig als möglich beeinträchtigen zu lassen, sollen (§. 559) in dem Falle, wenn unter den eingesetzten Erben solche Personen zusammentreffen, wovon einige bey der gesetzlichen Erbfolge gegen die übrigen als Eine Person angesehen werden müssen (z. B. Bruders-Kinder gegen den Bruder des Erblassers), jene auch bey der Theilung aus dem Testamente nur als Eine Person betrachtet werden; (§. 612) in Rücksicht solcher Nacherben, welche zur Zeit des errichteten Testaments noch nicht geboren sind, kann sich die fideicommissarische Substitution in Bezug auf Geldsummen und andere bewegliche Sachen bis auf den zweyten Grad erstrecken, in Bezug auf unbewegliche Güter aber gilt sie nur bis auf den ersten Grad, doch wird bey der Bestimmung der Grade nur derjenige Nacherbe gezählt, welcher wirklich zum Besitze der Erbschaft gelangt ist; (§. 614) ist eine Substitution zweifelhaft ausgedrückt: so ist sie auf eine solche Art auszulegen, wodurch die Freyheit des Erben, über das Eigenthum zu verfügen, am mindesten eingeschränkt wird; (§. 627) Familienfideicommisse können ohne besondere Einwilligung der gesetzgebenden Gewalt nie errichtet werden; und bey der Errichtung derselben ist ein ordentliches, beglaubtes, Verzeichniss aller zu dem Fideicommisse gehörigen Stücke zu verfassen und gerichtlich aufzubewahren; dieses Inventarium dient bey jeder Besitzveränderung und bey Absonderung des Fideicommisses von dem freyen Vermögen zur Richtschnur; (§. 635) der Fideicommissinhaber kann ein Drittheil des Fideicommissgutes verschulden, oder, wenn es in Capitalien besteht, ein Drittheil davon erheben; dazu bedarf es keiner Einwilligung der Anwärter oder Curatoren, sondern nur der Genehmigung der ordentlichen Gerichtsbehörde, und (§. 640) der Nachfolger im Fideicommisse ist verbunden, die mit gerichtlicher Genehmigung gemachten Schulden seines Vorfahren zu bezahlen; doch kann (§. 642) ein Fideicommissgläubiger die Bezahlung einer, selbst mit gerichtlicher Bewilligung, auf dem Fideicommisse haftenden Schuld nicht aus dem Stammgute, sondern nur aus den Einkünften desselben verlangen; (§. 711) wenn der Erblasser die Absicht, wozu er den Nachlass bestimmt, zwar ausgedrückt, aber nicht zur Pflicht gemacht hat: so kann die bedachte Person nicht angehalten werden, den Nachlass zu dieser Absicht zu verwenden; (§. 720) eine Anordnung des Erblassers, wodurch er dem Erben oder Legatar unter angedroheter Entziehung eines Vortheils verbietet, den letzten Willen zu bestreiten, soll für den Fall, dass nur die Ächtheit oder der Sinn der Erklärung angefochten wird, nie von einiger Wirkung seyn; (§. 803) der Erblasser kann dem Erben den Vorbehalt der rechtlichen Wohlthat des Inventariums nicht benehmen, und die Inventarserrichtung nicht verbieten; selbst die in einem Erbvertrage zwischen Ehegatten darauf geschehene

Verzichtsleistung ist von keiner Wirkung; (§. 728) entsagen die Erben der Erbschaft: so werden die Legatare verhältnifsmäfsig als Erben betrachtet; (§. 811) für die Sicherstellung oder Befriedigung der Gläubiger des Erblassers wird vom Gerichte bey Erbschaftsausantwortungen nicht weiter gesorgt, als sie es selbst verlangen; die Gläubiger sind aber nicht schuldig, eine Erbserklärung abzuwarten; sie können ihre Ansprüche gegen die Masse anbringen, und begehren, dafs zur Vertretung derselben ein Curator bestellt werde, gegen welchen sie ihre Foderungen anbringen können; (§. 855) jeder Mitgenosse kann eine gemeinschaftliche Mauer auf seiner Seite bis zur Hälfte der Dicke benutzen, auch Blindthüren und Wandschränke dort anbringen, wo auf der entgegengesetzten Seite noch keine angebracht sind; doch darf das Gebäude durch einen Schornstein, Feuerheerd, oder andere Anlagen nicht in Gefahr gesetzt, und der Nachbar auf keine Art in dem Gebrauche seines Antheils gehindert werden; (§. 862) wenn zur Annahme eines Versprechens kein Zeitraum bedungen worden ist: so mufs ein mündliches Versprechen ohne Verzug angenommen werden; bey dem schriftlichen aber kommt es darauf an, ob beide Theile sich an demselben Orte befinden, oder nicht; im ersten Falle mufs die Annahme in vier und zwanzig Stunden, im zweyten aber innerhalb jenes Zeitraums, welcher zur zweymaligen Beantwortung nöthig ist, erfolgen, und dem versprechenden Theile bekannt gemacht werden; widrigenfalls ist das Versprechen erloschen; vor Ablauf des festgesetzten Zeitraums kann das Versprechen nicht zurückgenommen werden; (§. 903) ein Recht, dessen Erwerbung an einen gewissen Tag gebunden ist, wird mit dem Anfange des Tages erworben; zur Erfüllung einer Verbindlichkeit aber kommt dem Verpflichteten der ganze bestimmte Tag zu Statten; (§. 942) aus einem blofs mündlichen, ohne wirkliche Übergabe geschlossenen Schenkungsvertrage erwächst dem Geschenknehmer kein Klagerecht; dieses Recht mufs durch eine schriftliche Urkunde begründet werden; (§. 1336 und 87) ein redlich errichteter Vergleich kann aus dem Grunde einer Verletzung über die Hälfte nicht angefochten werden, und eben so wenig kann er entkräftet werden durch neugefundene Urkunden, wenn sie auch den gänzlichen Mangel eines Rechts auf Seiten einer Partey entdeckten; (§. 944) ein unbeschränkter Eigenthümer kann mit Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften sein ganzes gegenwärtiges Vermögen verschenken; ein Vertrag aber, wodurch das künftige Vermögen verschenkt wird, besteht nur in soweit, als er die Hälfte des Vermögens nicht übersteigt, und (§. 954) dadurch, dafs einem kinderlosen Geschenkgeber nach geschlossenem Schenkungsvertrage Kinder geboren werden, erwächst weder ihm, noch den nachgeborenen Kindern das Recht, die Schenkung zu widerrufen; doch kann er oder das nachgeborene Kind, im Nothfalle, sowohl gegen den Beschenkten, als gegen dessen Erben, das jedem Geschenkgeber auf den Fall des Nothstandes nachgelassene Recht auf Abreichung des Betrags der gesetzlichen Zinsen des Geschenks geltend machen; (§. 988) gesetzliche Münzveränderungen ohne Veränderung des inneren Gehaltes gehen auf Rechnung des Darleihers; er empfängt die Zahlung in der bestimmten, gegebenen Münzsorte, z. B. von 1000 St. kaiserlichen Ducaten oder 3000 Zwanzig-Kreuzer-Stücken, ohne Rücksicht, ob deren äufserer Werth in der Zwischenzeit erhöhet oder vermindert worden ist. Wird aber der innere Werth geändert: so ist die Zahlung im Verhältnisse zu dem inneren Werthe, den die gegebene Münzsorte zur Zeit des Darleihens hatte, zu leisten; (§. 989) sind zur Zeit der Rückzahlung dergleichen Münzsorten im Staate nicht im Umlaufe: so mufs der Schuldner den Gläubiger mit zunächst ähnlichen Geldstücken in solcher Zahl und Art befriedigen, dafs derselbe den zur Zeit des Darleihens bestandenen inneren Werth dessen, was er gegeben, erhalte; (§. 998) Zinsen von Zinsen dürfen nie genommen werden, doch können zweyjährige oder noch ältere Zinsenrückstände mittelst Übereinkommens als ein neues Capital verschrieben werden. (§. 1070) Der Vorbehalt eines Wiederkaufs findet nur bey unbeweglichen Sachen Statt, und gebührt dem Verkäufer nur für seine Lebenszeit; er kann sein Recht weder auf die Erben, noch auf einen Anderen übertragen, und zum Nachtheile eines Dritten nur in sofern ausüben, als es den öffentlichen Büchern einverleibt ist, und dasselbe gilt auch vom Verkaufsrechte.

Hoffentlich werden unsere Leser durch die hier ausgehobenen Gesetzstellen, deren Anzahl wir noch ansehnlich vermehren könnten, wenn es der Raum dieser Blätter erlaubte, unser vorhin ausgesprochenes Urtheil über den Geist dieses Gesetzbuchs in der angegebenen Beziehung ausreichend gerechtfertiget finden. Das einzige, was wir bey der eben nachgewiesenen, wohlthätigen Tendenz des vor uns liegenden Gesetzbuchs bedauern müssen, ist das, dafs von Seiten der Gesetzgebung nicht dieselbe Sorgfalt und Genauigkeit auf möglichste Sicherung des Eigenthums und seines Gebrauchs in öffentlicher Beziehung verwendet zu seyn scheint, welche diesen Puncten in privatrechtlicher Beziehung gewidmet wurde. Über die Sicherheit des Eigenthums in öffentlicher Beziehung sagt das Gesetzbuch weiter nichts, als: (§. 365) wenn es das *allgemeine Beste* erheischt, mufs ein Mitglied des Staats gegen eine angemessene Schadloshaltung selbst das vollständige Eigenthum einer Sache abtreten. Aber man wird uns die Bemerkung erlauben, dafs durch diese Bestimmung sich beynahe jeder Eingriff der höchsten Gewalt in das Privateigenthum rechtfertigen läfst; denn wer weifs nicht, welcher vagen Deutung der Ausdruck *allgemeines Beste* fähig ist? Den österreichischen Unterthan sichert gewifs nur der bekannte liberale und durchaus rechtliche Geist seiner Regierung gegen die Folgen, welche eine solche Misdeutung mit sich führen könnte. Um indefs dem Unterthan alle mögliche Furcht vor ei-

ner ſolchen Miſsdeutung im Voraus und auf alle Fälle zu benehmen, hätten wir gewünſcht, die öſterreichiſche Geſetzgebung hätte wenigſtens die Beſtimmung noch beygefügt, welche die franzöſiſche Geſetzgebung ihren dieſe Frage betreffenden Verfügungen hinzugeſetzt hat. Auch dieſe bekennt ſich zwar in der Hauptſache zu denſelben Grundſätzen; — aber ſtatt daſs die öſterreichiſche Geſetzgebung dem Eigenthümer in einem ſolchen Falle nichts weiter als eine angemeſſene Entſchädigung zuſichert, ſichert ihm die franzöſiſche (*Cod. Napol.* Art. 545) noch eine vorgängige (*préalable*) Entſchädigung zu; ſichert ihn alſo gegen das Übel, ſein Eigenthum für öffentliche Zwecke hergeben zu müſſen, noch ehe er die ihm gebührende Entſchädigung erhalten hat, und giebt ihm dadurch einen ſicheren Stützpunct zur Befeſtigung ſeines Eigenthums gegen jeden etwa möglichen Miſsgriff der öffentlichen Macht und ihrer Beamten. Uns wenigſtens ſcheint dieſer Stützpunct haltbarer und zur völligen Sicherſtellung des Eigenthums in öffentlicher Beziehung bey weitem feſter zu ſeyn, als die Diſtinctionen, durch welche ſich die preuſſiſche Geſetzgebung (A. Pr. L. R. Th. I. Tit. VIII §. 29—31) zu helfen geſucht hat: denn auch dort kann der Unterthan in die Verlegenheit kommen, ſein Eigenthum für öffentliche Zwecke hergeben zu müſſen, und erſt lange nachher die ihm zugeſicherte vollſtändige Entſchädigung zu erhalten, deren vorgängige Leiſtung die franzöſiſche Geſetzgebung mit Recht als Vorbedingung ſeiner Verbindlichkeit zu dieſem Opfer aufgeſtellt hat. Daſs die franzöſiſche Geſetzgebung dieſe Vorbedingung aufſtellte, iſt übrigens wohl nichts, als eine Frucht des republicaniſchen Sinnes, der in der ganzen Geſetzgebung überall vorherrſchend erſcheint; — eines Sinnes, der ihre Vorzüge vor jeder anderen Geſetzgebung ſo ausnehmend begründet, und ihr, ſo trefflich auch die preuſſiſche und öſterreichiſche ſeyn mögen, dennoch vor beiden den Vorzug gewährt; denn in beiden weht nichts, als nur der Geiſt eines liberalen Monarchismus. Am auffallendſten zeigt ſich der unterſcheidende Charakter dieſer Geſetzgebungen in den Grundſätzen, welche die öſterreichiſche über das Vormundſchafts- und Curatel-Weſen (§. 187 — 284) aufgeſtellt hat. So wie die preuſſiſche Geſetzgebung (A. Pr. L. R. Th. II. Tit. XVIII), hat auch ſie im Geiſte des eben angedeuteten liberalen Monarchismus der höchſten Gewalt bey weitem mehr vindicirt, als dieſer nach der Natur der Sache zu vindiciren ſeyn mag. Wie dort, ſpielt auch hier einzig und allein und ausſchlieſslich das Gericht die Hauptrolle; es beſtellt die Vormünder von Amtswegen (§. 190), begründet dadurch ihre Rechte und Pflichten (§. 204), führt die Aufſicht über ihre Geſchäftsführung, und bey ihm muſs der Vormund in wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten erſt die Genehmigung und nöthigen Vorſchriften einholen (§. 216); das Gericht beſtimmt die Unterhaltungskoſten des Pfleglings (§. 219), ſucht deſſen Vermögen zu erforſchen, es durch Sperre, Inventur und Schätzung ſicher zu ſtellen (§. 222); es nimmt die unter dieſem Vermögen befindlichen Juwelen und andere Koſtbarkeiten, baares Geld und Schuldbriefe, ſo wie alle wichtigen Urkunden, in Verwahrung (§. 229 u. 230); ohne ſeine Bewilligung und Autoriſation kann der Vormund kein ſeinem Pfleglinge gehöriges Capital zurückgezahlt erhalten (§. 234); ihm werden die Rechnungen abgelegt (§. 238 folg.); kurz es concurirt bey Allem, und leitet Alles, was der Vormund in Anſehung der Perſon oder des Vermögens ſeines Pflegbefohlenen vornehmen mag, und der Vormund iſt, genau betrachtet, nichts als eine bloſse Maſchine, nur abhängig vom Gerichte und nur bewegt und geleitet durch dieſes; die Verwandten des Pfleglings haben auf deſſen Erziehung und die Bewirthſchaftung beynahe ganz und gar keinen Einfluſs; ihnen ſteht weiter nichts zu, als bey Gerichte die etwanigen Pflichtvergeſſenheiten des Vormundes zur Anzeige zu bringen (§. 217). Daſs dieſe Organiſation des Vormundſchaftsweſens der Natur der Sache und dem wahren Beſten des Pflegbefohlenen bey weitem nicht ſo innig zuſage, wie die franzöſiſche, — darüber wird wohl jeder ſachkundige Leſer mit uns einverſtanden ſeyn. Nicht zu verkennen iſt es zwar, daſs dabey die wohlwollendſten Abſichten von Seiten des Gouvernements zum Grunde liegen; es iſt ferner auch wohl nicht zu leugnen, daſs ſolche Perſonen, welche für ſich ſelbſt zu ſorgen nicht im Stande ſind, unter der beſonderen Aufſicht und Vorſorge des Staats ſtehen müſſen (A. Pr. L. R. Th. II. Tit. XVIII. §. 1): aber ein freylich im Weſen des Monarchismus liegender Miſsgriff ſcheint es uns doch zu ſeyn, wenn der Staat Alles, was ihm in dieſer Beziehung zukommen und obliegen mag, unmittelbar ſelbſt thun will, ohne auf die Stimme der Natur und auf die Winke zu achten, welche dieſe ihm giebt. Es iſt ausgemacht, daſs die Kunſt die Natur nie erſetzt; daſs alle künſtlichen Inſtitutionen nicht das leiſten, was die Natur durch ihren regelmäſsigen Gang zu bewirken vermag; und daſs die kalte Dienſtpflicht, welche den, noch dazu mit einer Menge anderer Geſchäfte beladenen, Richter zur Vorſorge für den hülfloſen Waiſen u. ſ. w. treibt, bey weitem nicht die Wirkſamkeit haben mag, welche in der Regel das natürliche Band der Verwandtſchaft hat. Daſs dieſes Band von der franzöſiſchen Geſetzgebung bey der Organiſation des Vormundſchaftsweſens in Anſpruch genommen und benutzt worden iſt, dieſs giebt gewiſs dem franzöſiſchen Vormundſchaftsweſen in jeder Beziehung bedeutende Vorzüge vor der künſtlichen — wir möchten beynahe ſagen — gekünſtelten Obſorge, worin ſich der Geiſt des preuſſiſchen und öſterreichiſchen, und überhaupt des deutſchen Vormundſchaftsweſens ausſpricht; und ſehr gut wäre es wohl geweſen, wenn in dieſem Puncte die öſterreichiſche Geſetzgebung die alte deutſche Sitte weniger treu verfolgt hätte; denn hier iſt das Neue und Fremde gewiſs beſſer, als das alte Einheimiſche. —

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 SEPTEMBER, 1812.

JURISPRUDENZ.

WIEN, aus der k. k. Hof- und Staats-Druckerey: *Allgemeines bürgerliches Geſetzbuch für die geſammten deutſchen Erbländer der öſterreichiſchen Monarchie* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Auch beym Eherechte hätten wir weniger Anhänglichkeit an das Alte zu finden gewünſcht, als die öſterreichiſche Geſetzgebung wirklich zeigt. Mit Recht hat man zwar hier den bürgerlichen Gerichten ſowohl die Erörterung der über die Ungültigkeit einer Ehe entſtehenden Streitigkeiten (§. 97), als auch die Verhandlung der Streithändel über die Zuläſſigkeit der von dem einen oder anderen Theile verlangten Eheſcheidung (§. 103) zugeſprochen; auch verdient es allen Beyfall, daſs man bey der Erörterung der Ehediſſidien den Pfarrer (§. 104 u. 107) nur gleichſam als Friedensrichter hingeſtellt, und den Parteyen zur Pflicht gemacht hat, ihre Händel vor der Erörterung derſelben vor Gerichte dieſem zur gütlichen Beylegung vorzulegen. Doch da man einmal die Ehe in dem zuerſt angegebenen Puncte als ein bürgerliches Inſtitut dargeſtellt und behandelt hat: ſo hätte ſie auch nach dieſer Anſicht durchaus behandelt werden ſollen. Aber dieſs iſt nicht geſchehen. Vielmehr hat man (§. 111) den Grundſatz ſanctionirt: „das Band einer gültigen Ehe kann zwiſchen katholiſchen Perſonen nur durch den Tod des einen Ehegatten getrennt werden; und eben ſo unauflöslich iſt das Band der Ehe, wenn auch nur Ein Theil ſchon zur Zeit der geſchloſſenen Ehe der katholiſchen Religion zugethan war.“ Die Religionsbegriffe der Katholiken verdienen, ſo wie alle religiöſen Begriffe, zwar überall von der Geſetzgebung geachtet zu werden; aber die Nothwendigkeit einer ſolchen Achtung macht es der Geſetzgebung wohl keineswegs zur Pflicht, durch ſolche Sanctionen, wie die eben angedeutete iſt, bloſs religiöſe Begriffe ohne Noth in den Kreis der bürgerlichen Geſetzgebung zu ziehen, und was das Gewiſſen heiſchen mag, als Foderungen der äuſseren Gerechtigkeit hinzuſtellen. Die bürgerliche Geſetzgebung kann die Ehe nur als ein bürgerliches Inſtitut betrachten, und wenn ſie die dabey vorkommenden religiöſen Puncte achtet: ſo kann dieſs nur in ſoweit geſchehen, daſs ſie bey Eheſcheidungen, gleichſam nur im Vorbeygehen, und mehr ermahnungs- als gebotsweiſe, jedem die Erörterung der Frage ans Herz legt, ob ihm die Begriffe ſeiner Religion eine gänzliche Trennung und eine weitere Verehelichung geſtatten. Dieſs zu beſtimmen, iſt bloſs Gewiſſensſache der Parteyen, welche alſo auch von dem bürgerlichen Richter und der Geſetzgebung bloſs dem Gewiſſen überlaſſen bleiben muſs, und welche der Richter etwa auch bloſs durch die in das Scheidungserkenntniſs aufzunehmende Formel, „daſs dem geſchiedenen Theile die anderweite Verehelichung nachgelaſſen bleibe, *falls er vor ſeinem Gewiſſen einen ſolchen Schritt ſich zu verantworten getraue*,“ dem Gewiſſen der Geſchiedenen nachlaſſen könnte, ſo wie man ſich bey proteſtantiſchen Gerichtshöfen bekanntlich bey der Scheidung proteſtantiſcher Ehegenoſſen der Formel zu bedienen pflegt, „dem Geſchiedenen ſey nachgelaſſen, ſich anderweit chriſtlich zu verehelichen, daferne er ohne Verletzung ſeines Gewiſſens nicht auſser der Ehe ſeyn kann.“ Auf jeden Fall ſcheint es uns zu weit gegangen zu ſeyn, wenn die öſterreichiſche Geſetzgebung in der angeführten Sanction die Unauflöslichkeit der Ehe nicht bloſs für Ehen zweyer katholiſcher Eheleute ausgeſprochen hat, ſondern auch ſelbſt noch für den Fall, wenn auch nur Ein Theil ſchon zur Zeit der geſchloſſenen Ehe der katholiſchen Religion zugethan war. Dem proteſtantiſchen Ehegenoſſen eines Katholiken iſt hier ganz ohne alle Noth die Ausſicht auf gänzliche Trennung ſeiner Ehe benommen, ungeachtet ſeinen Religionsbegriffen nach eine ſolche Trennung ſehr wohl zuläſſig iſt, und ihm ſein Gewiſſen ſehr wohl eine andere Verehelichung geſtattet. Sollte auch eine ſolche Ehe für den Katholiken unauflösbar ſeyn: für den Proteſtanten iſt ſie es keineswegs. Sehr zweckmäſsig und ganz der Natur der Sache angemeſſen iſt übrigens die Verordnung, daſs eine Trennung der Ehe, welche beide Eheleute (in den Fällen, wo ſie überhaupt geſetzlich möglich iſt) auf den Grund einer unüberwindlichen Abneigung verlangen (§. 115), nicht ſogleich verwilligt werden, ſondern daſs hier erſt eine vorhergegangene Scheidung von Tiſche und Bette, und nach Beſchaffenheit der Umſtände auch zu wiederholten Malen, vorhergehen ſoll. Doch möchte es noch zweckmäſsiger geweſen ſeyn, das hier nöthige Verfahren etwas genauer und ganz ſo zu beſtimmen, wie dieſs für ähnliche Fälle im *Code Napoléon* Art. 275 f. beſtimmt hat. Denn wirklich ſpricht ſich in dieſen Beſtimmungen die höchſte geſetzgeberiſche Klugheit aus, und die von der öſterreichiſchen Geſetzgebung (§. 104) vorgeſchriebenen dreymaligen Ermahnungen des Geiſtlichen werden wohl bey weitem das nicht leiſten, als die von der franzöſiſchen Geſetz-

gebung vorgeſchriebenen, tief in das Weſen der Sache eingreifenden Förmlichkeiten.

Die am beſten bearbeiteten Parthieen des hier angezeigten Geſetzbuchs ſind wohl die vom Beſitz (§. 309—352), vom Pfandrechte (§. 447—478), von Nacherben und Fideicommiſſen (§. 604—646), von den Vermächtniſſen (§. 647—690), von Einſchränkung und Aufhebuung des letzten Willens (§. 695—725), von Verträgen überhaupt (§. 859—937), vom Kaufvertrage (§. 1053—1089), von Beſtand-, Erbpacht- und Zins-Verträgen (§. 1090—1150), von entgeltlichen Verträgen über Dienſtleiſtungen — wohin auch der Verlagsvertrag (§. 1164 f.) gerechnet wird — (§. 1151—1174), von den Ehepacten (§. 1217—1266) — die eheliche Verbindung allein begründet noch keine Gemeinſchaft der Güter zwiſchen den Eheleuten, dazu wird ein beſonderer Vertrag erfodert, und wird die Gütergemeinſchaft in der Regel nur auf den Todesfall verſtanden; ſie giebt dem Ehegatten das Recht auf die Hälfte deſſen, was von den der Gemeinſchaft unterzogenen Gütern nach Ableben des anderen Ehegatten noch vorhanden ſeyn wird (§. 1233 u. 1234), — die Einkindſchaft, wodurch Kinder aus verſchiedenen Ehen in der Erbfolge einander gleich gehalten werden ſollen, hat keine rechtliche Wirkung (§. 1259); — von dem Rechte des Schadenerſatzes und der Genugthuung (§. 1293 bis 1341), und von der Verjährung (*praeſcriptio*) und Erſitzung (*uſucapio*) (§. 1451—1502). Die allermeiſte Aufmerkſamkeit verdient jedoch, als die gelungenſte Parthie des Ganzen, das Capitel von der geſetzlichen Erbfolge (§. 727—761). Die hier geſetzlich ſanctionirte Erbfolgeordnung iſt eine reine Linealfolge, und gewiſs die reinſte und natürlichſte, welche es giebt. Die Verwandtſchaftslinien werden auf folgende Art beſtimmt (§. 731). Zur erſten Linie gehören diejenigen, welche ſich unter dem Erblaſſer, als ihrem Stamme, vereinigen, nämlich ſeine Kinder und ihre Nachkömmlinge. Zur zweyten Linie gehören des Erblaſſers Vater und Mutter, ſammt denjenigen, die ſich mit ihm unter Vater und Mutter vereinigen, nämlich ſeine Geſchwiſter und ihre Nachkömmlinge, jedoch dieſe Letzten nicht zugleich mit Jenen, ſondern nur nach dem Abgange des Einen oder des Anderen, repräſentationsweiſe (§. 735). Zur dritten Linie gehören die Groſsältern, ſammt den Geſchwiſtern der Ältern und ihren Nachkömmlingen; die eine Hälfte des angefallenen und zu vertheilenden Nachlaſſes gehört den Ältern des Vaters und ihren Nachkömmlingen, die andere den Ältern der Mutter und ihren Nachkömmlingen (§. 738). Zur vierten Linie gehören des Erblaſſers erſte Urgroſsältern, ſammt ihren Nachkömmlingen, d. h. (§. 741) die Ältern des väterlichen Groſsvaters und ihrer Nachkömmlinge; die Ältern der väterlichen Groſsmutter mit ihren Nachkömmlingen; die Ältern des mütterlichen Groſsvaters mit ihren Nachkömmlingen, und die Ältern der mütterlichen Groſsmutter mit den Ihrigen; und jede dieſer beiden Hauptbranchen erbt den ihr zufallenden Theil ausſchlieſslich, ohne Rückſicht, ob in der Hauptbranche ein oder zwey Stämme vorhanden ſind (§. 743). Zur fünften Linie gehören des Erblaſſers zwey Urgroſsältern, ſammt denjenigen, die von ihnen abſtammen, d. h. die vier Stämme väterlicher und die vier Stämme mütterlicher Seite (§. 744). Zur ſechſten Linie gehören endlich des Erblaſſers dritte Urgroſsältern, ſammt denjenigen, welche von ihnen entſproſſen ſind, d. h. acht Stämme väterlicher und acht Stämme mütterlicher Seits (§. 748). Entferntere Verwandte des Erblaſſers ſind von der geſetzlichen Erbfolge ausgeſchloſſen (§. 751). Der überlebende Ehegatte des Erblaſſers erhält, ohne Unterſchied, ob er ein eigenes Vermögen beſitzt oder nicht, wofern drey oder mehrere Kinder vorhanden ſind, mit jedem Kinde einen gleichen Erbtheil; wenn aber weniger als drey Kinder vorhanden ſind, den vierten Theil der Verlaſſenſchaft zum lebenslangen Genuſſe, das Eigenthum davon bleibt den Kindern; iſt kein Kind oder ein anderer geſetzlicher Erbe vorhanden: ſo erhält der überlebende Ehegatte das unbeſchränkte Eigenthum auf den vierten Theil der Verlaſſenſchaft; wenn aber weder ein Verwandter des Erblaſſers in den oben angeführten ſechs Linien, noch ein legitimirtes, uneheliches oder Wahl-Kind vorhanden iſt: ſo fällt dem Ehegatten die ganze Erbſchaft zu; iſt auch der Ehegatte nicht mehr am Leben: ſo wird die Verlaſſenſchaft, als ein erbloſes Gut, entweder von der Kammer, oder von denjenigen Perſonen eingezogen, welche vermöge der politiſchen Verordnungen zur Einziehung erbloſer Güter ein Recht haben (§. 757 bis 760). — Daſs bey dieſen Beſtimmungen die Beſtimmungen des *Code Napoléon* Art. 731 f. zum Grunde liegen, brauchen wir wohl nicht zu bemerken. Übrigens aber hat gewiſs die von der öſterreichiſchen Geſetzgebung ſanctionirte Succeſſionsordnung in jeder Beziehung bedeutende Vorzüge vor der franzöſiſchen. In ihr ſpricht ſich das Weſen der Linealerbfolge rein und klar aus, ohne die Anomalieen, welche in mehreren Puncten der franzöſiſchen Geſetzgebung bemerkbar ſind, z. B. bey der dort verordneten Concurrenz der Ältern und Geſchwiſter und Geſchwiſterkinder (C. N. Art. 750, 751 u. 752), und durchaus herrſcht in dieſen Sanctionen der öſterreichiſchen Geſetzgebung die innigſte und tiefſte Achtung des die geſetzliche Erbfolge überall begründenden Familienverhältniſſes. Das Einzige, das noch eine nähere Prüfung zu verdienen ſcheinen könnte, möchte nur die Frage ſeyn, ob nicht die Ehegatten etwas zu ſehr zurückgeſetzt ſeyen, wenn ſie, ſelbſt in dem Falle, wo ſie mit Erben der dritten, vierten, fünften und ſechſten Linie concurriren, nichts weiter erhalten, als den ihnen beſchiedenen vierten Theil des Nachlaſſes ihres Ehegatten, mit dem ſie doch gewiſs näher und inniger verbunden waren, als die in dieſen Fällen zur Erbfolge kommenden entfernten Verwandten des Verſtorbenen — oft wahrhaft lachende Erben, ſtatt daſs der hinterbliebene Ehegatte gewiſs in den meiſten Fällen die tiefſte Trauer empfindet.

Schlieſslich bemerken wir noch, daſs das angezeigte Regiſter durch ſeine Vollſtändigkeit den Ge-

brauch dieſes Geſetzbuchs ſehr erleichtert, und daſs der gegenwärtige deutſche Text deſſelben in dem oben angeführten Publicationspatente ausdrücklich als der Urtext davon erklärt iſt; wonach die veranſtalteten Überſetzungen in die verſchiedenen Landesſprachen der öſterreichiſchen Provinzen zu beurtheilen ſind. ZC.

FRANKFURT a. M., in der andreäiſchen Buchhandl.: *Vollſtändige Einleitung in die Lehre von der peinlichen Gerichtsbarkeit und dem peinlichen Gerichtsſtande*, mit Rückſicht auf die rheiniſche Bundesacte, von Dr. *Gallus Aloys Kleinſchrod.* 1812. 176 S. 8. (16 gr.)

Es iſt ein neues Zeichen des groſsen Intereſſe, welches der würdige Hr. *K.* für die Criminalrechtswiſſenſchaft beſitzt, daſs er ſich entſchloſſen hat, die ſo trockene Lehre von der peinlichen Gerichtsbarkeit und dem peinlichen Gerichtsſtande in einer beſonderen Abhandlung zu bearbeiten. Eine ſolche Abhandlung ſcheint auch um ſo weniger überflüſſig, je weniger ſich die Handbücher und Syſteme auf umſtändliche Entwickelungen einlaſſen können, welche doch bey mehreren Gegenſtänden dieſer Lehre erfodert werden. Die vorliegende Schrift handelt im I Cap. von der peinl. Gerichtsbarkeit überhaupt; im II Cap. von den Perſonen, welchen ſie zuſteht; im III Cap. von den Arten, dieſelbe zu erwerben, zu beweiſen und zu verlieren; im IV Cap. von den Wirkungen und Folgen derſelben, und im V Cap. von dem peinlichen Gerichtsſtande. Der Vf. hat alle dieſe Gegenſtände mit eben der Gründlichkeit und Deutlichkeit behandelt, mit welcher ſeine übrigen Schriften abgefaſst ſind. Um ſo mehr iſt es zu bedauern, daſs er ſich hiebey mehr beſchränkt hat, als nach der Beſtimmung dieſer Schrift nöthig war. Er liefert nämlich nur die rechtlichen Grundſätze von dieſer Lehre, mit Hinſicht auf die Geſchichte der darüber vorhandenen Geſetze. Die politiſchen Rückſichten, deren es doch hier ſo viele giebt, und die insbeſondere bey Vervollſtändigung der poſitiven Geſetze ganz vorzügliches Intereſſe haben, übergeht er ganz. Daher findet man hier nichts über die Unzweckmäſsigkeit der Patrimonialcriminalgerichtsbarkeit; nichts von der Nothwendigkeit, ſie aufzuheben; nichts von den Gründen, aus welchen dem Gerichtsſtande des Wohnortes, oder der Ergreifung nach Verſchiedenheit der Fälle, der Vorzug vor dem Gerichtsſtande der begangenen That zu ertheilen ſey; nichts von der Nothwendigkeit geſetzlicher Beſtimmungen über die Führung der Unterſuchung gegen mehrere Verbrecher vor einem und demſelben Gerichte; nichts von der Erſchwerung der Unterſuchungen durch die allzu groſse Ausdehnung des befreyten Gerichtsſtandes u. ſ. w. Auch hat Rec. ungern die Entwickelung verſchiedener ſtaatsrechtlicher Grundſätze vermiſst, z. B. über die Frage, ob die höchſte Juſtizbehörde an die im Staate feſtgeſetzten Gerichtsſtellen gebunden ſey, oder ob und in wiefern ſie die Unterſuchung gewiſſer Verbrechen Commiſſarien übertragen könne, welche nicht an und für ſich als unterſuchende Richter im Staate angeſtellt ſind u. dgl. Überhaupt gehört die Lehre von Commiſſionen in peinlichen Sachen zu den hier zu kurz abgefertigten, deren es hier allerdings einige giebt, wie unter anderen die Lehre von der Prävention und von dem privilegirten Gerichtsſtande. Es ſcheint zwar — um hierüber etwas Genaueres anzugeben —, als ob es z. B. bey der Unterſuchung der Frage, wodurch die Prävention entſtehen könne, genug geweſen ſey, daſs der Vf. S. 152 bloſs der Citation dieſe Kraft zuſchreibt, und ſeine Gründe dazu angiebt. Allein da es ſo verſchiedene Meinungen über die Handlungen giebt, welche einer Citation gleich geachtet werden müſſen: ſo bedurfte es allerdings einer näheren Erörterung derſelben. Dieſs wäre um ſo nöthiger geweſen, da der Vf. S. 149 u. f. nur von den Beſtimmungen und Beyſpielen ausgeht, durch welche die römiſchen Geſetze eine Prävention als begründet annehmen, den allgemeinen Grundſatz aber, auf den es bey Entſcheidung dieſer Frage ankömmt, unberührt läſst. Wenn auch die Geſetze, kann man ſagen, nur die Citation als Grund einer Prävention nennen: ſo ſchlieſsen ſie doch andere Handlungen deſswegen nicht aus; und ſo werden ſich denn die Praktiker, z. B. über die Frage, ob *Pfändung* eine Prävention begründe (für deren Bejahung und Verneinung *Leyſer*, Spec. 74. Med. 8 und *Böhmer ad Carpz. Pract. Qu.* 110. Obſ. 10 mit gleich wichtigen Gründen ſtreiten), hier keines Raths erholen können. — Von dem privilegirten Gerichtsſtande führt der Vf. S. 165 u. f. nur eine Gattung an. Sey es auch, daſs das gemeine Recht in Anſehung des *Ortes*, wo das Verbrechen begangen wird, keinen privilegirten Gerichtsſtand kennt: ſo gilt dieſer in mehreren deutſchen Ländern doch eben ſo gut, als der privilegirte Gerichtsſtand in Anſehung der *Perſon* oder des *Standes* des Verbrechers (auf den ſich der Vf. allein beſchränkt), und in Anſehung der *Art des Verbrechens*. Auch das, was hier über den privilegirten Gerichtsſtand gewiſſer Perſonen geſagt wird, iſt mitunter viel zu kurz, beſonders in Rückſicht der Militärperſonen und der Geſandten. Wegen der Befreyung der letzteren giebt es ſo viel wichtige Fragen in Beziehung auf den Anfang und das Ende derſelben ſowohl, als in Rückſicht der verſchiedenen Gattungen des Geſandſchaftsperſonales, des Gefolges u. ſ. w., daſs ihre Erörterung in einer Abhandlung, wie dieſe, nur mit Bedauern vermiſst werden muſs. — Hätte ſich der Vf. nicht, wie geſagt, bloſs auf Rechtsgrundſätze eingeſchränkt: ſo würde er auch manche Fragen anders und ſo entſchieden haben, wie es im Staate ausführbar iſt. Rec. erwähnt hiezu nur die Behauptung S. 59, daſs der Gerichtsherr auch zur Anlegung eines Zuchthauſes berechtigt ſey, und S. 88, daſs der Verluſt der Gerichtsbarkeit nur nach erfolgtem Urtheile Statt finden könne. Die Gründe gegen die erſte Behauptung ſind ſchon hinlänglich bekannt. Was die zweyte betrifft: ſo iſt ein förmliches Urtheil nicht nöthig. Die Entſcheidung der höchſten Juſtiz-

ſtelle muſs dem förmlichen Urtheile gleich ſeyn. — Zu weit geht der Vf., wenn er dem Gerichtsherrn S. 104 das Recht zuſchreibt, von ſeinen Gerichtsunterthanen alle Dienſte zu verlangen, welche zur Ausübung ſeines Rechts der Gerichtsbarkeit unumgänglich nöthig ſind; insbeſondere ſoll er von ihnen Hand- und Spann-Dienſte fodern können, wenn Gefängniſſe, Gerichtsplätze, Galgen, Räder u. ſ. w. zu errichten ſind. Sind dieſe Verbindlichkeiten nicht durch beſondere Verträge oder Obſervanz begründet: ſo kann auch der Gerichtsherr dergleichen Leiſtungen nicht fodern, und nach dem ſehr richtigen Grundſatze, daſs derjenige, der die Vortheile der Gerichtsbarkeit habe, auch die Laſten derſelben zu tragen verpflichtet ſey, hat der Gerichtsherr in zweifelhaften Fällen ſogar die Präſumtion gegen ſich, wie auch mehrmals von den oberſten Tribunälen entſchieden worden iſt. — Die Gewohnheit, daſs die Gerichtsunterthanen zur Leiſtung des Eides der Gerichtsunterwürfigkeit angehalten werden, von welcher der Vf. S. 102 ſpricht, iſt heut zu Tage wohl nur in wenigen Ländern im Gebrauch. Gr.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Anleitung zum Verfahren in Gemeinheits-Theilungs-Sachen.* Von *O. C. Niemeyer*, kurhannöverſchem Amtsſchreiber zu Ilten. 1808. VIII u. 302 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. dieſer ſtaatswirthſchaftlich-juridiſchen Schrift hat beſonders die lüneburgiſche Gemeinheits-Theilungs-Ordnung von 1802, und die Inſtruction von 1806, wie von Beamten und Landes-Ökonomie-Commiſſarien in Gemeinheitstheilungen zu verfahren, zum Grunde gelegt. Nach ihnen ſtanden die Gemeinheitstheilungen unter der Aufſicht des Landes-Ökonomie-Collegii, welches auch, wenn die Gemeinden oder Gemeindeglieder ſich an daſſelbe zu Regulirung ihrer Sache wendeten, eine Art von Special-Jurisdiction ausübte. Wenn gleich bey veränderter Verfaſſung die Schrift Mehreres von ihrer Anwendbarkeit verloren hat: ſo wird ſie doch durch die Auseinanderſetzung der verſchiedenartigen Intereſſen ſowohl der Gemeindeglieder als dritter Perſonen, und durch die vorzüglich ausführliche Erörterung über den Theilungsmaſsſtab denen, welche mit jenen Geſchäften zu thun haben werden, nützlich ſeyn. =

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. 1) *Hannover*, b. den Gebr. Hahn: *Über das Contumacial-Verfahren bey den weſtphäliſchen Gerichtshöfen, zur Erläuterung der Art.* 104 *und* 388 *der Proceſsordnung.* Vorzüglich zur Erwägung für alle Friedensrichter. (Nach den Ankündigungen des Verlegers, von dem Dr. jur. *Vezin.*) Zweyte vermehrte Auflage. 1810. 32 S. 8. (3 gr.)

2) *Wolfenbüttel*, b. Albrecht: *Verſuche eines rechtlichen Beweiſes, daſs nach Art.* 104 *und* 388 *der weſtphäliſchen Proceſsordnung lis in contumaciam pro negative concertata angenommen werden müſſe;* zur näheren Erläuterung der über dieſe Frage geäuſserten verſchiedenen Meinungen u. ſ. w., von *Hermann Carl Schönijahn*, Friedensrichter des Stadt-Cantons Wolfenbüttel. 1810. 37 S. 8. (4 gr.)

Der Art. 104 der weſtph. Pr. Ordn. lautet: „*Le défaut sera prononcé à l'audience par l'huissier audiencier; les conclusions de la partie qui le requiert, seront adjugées, si elles se trouvent justes et prouvées.*" Der *Code de procéd. franç.* hingegen drückt die letzte Vorſchrift dahin aus: „*si elles* (*les conclusions*) *se trouvent justes et bien vérifiées.*" Daſs dieſe Ausdrücke des franzöſiſchen Geſetzes keineswegs dahin zu erklären ſind, als ſey es nöthig, daſs der Kläger ſtets den Grund ſeiner Klage vorher völlig erweiſe, ehe er ein Contumacial-Erkenntniſs, wodurch ihm ſeine Concluſionen zuerkannt würden, erhalten könne, darüber waren ſowohl die älteren proceſſualiſchen Schriftſteller Frankreichs (bereits die *Ordonnance* von 1667 Art. 4. Tit. 14 enthielt wörtlich dieſelbe Vorſchrift als der *Code de proc.*), als die neueren völlig einig; wie denn auch die meiſten franzöſiſchen Gerichte dem erſcheinenden Theile ſtets die Concluſionen zuerkannten, wenn ſie gerecht und gehörig verificirt, d. i. mit den factiſchen, als eingeräumt angenommenen Umſtänden der Klage in gehöriger logiſcher und juriſtiſcher Harmonie ſtanden. Da die weſtph. Pr. Ordn. die Worte: „*Justes et bien vérifiées*" in „*justes et prouvées*" abgeändert hatte: ſo wurde die Sache in Weſtphalen zweifelhaft. War es die Abſicht des Geſetzes geweſen, in der gegenwärtigen Materie die Grundſätze des gemeinen deutſchen Proceſſes beyzubehalten? — So bedeutend, wichtig, und im höchſten Grade, von dem Geſetzgeber vorzüglich, auch die Gründe der vermeinenden Beantwortung dieſer Frage ſind, welche zuerſt von dem Präſidenten *von Strombeck* in den bekannten Formularen und Anmerkungen zur Proceſsordnung vorgetragen wurden (der hier unſtreitig mehr das allgemeine Beſte, den *Geiſt* des Geſetzes und die franzöſiſche Jurisprudenz, als die *Worte* der weſtphäliſchen Proceſsordnung vor Augen hatte): ſo behielt doch bald die entgegengeſetzte, mit den alten Ideen, von denen ſich die Menſchen nur ungern trennen, mehr harmonirende Meinung in der Praxis die Oberhand. Nachdem der Vf. von No. 1, ein Rechtsgelehrter, welcher durch ſein allgemein geſchätztes Handbuch für Friedensrichter gezeigt hat, daſs er den Geiſt der neuen Juſtizverfaſſung vollkommen ſich zu eigen gemacht habe, in der erſten Auflage der gegenwärtigen Schrift die *ſtrombeckſche* Meinung auf das geiſtreichſte vertheidigt, und durch abſchreckende Beyſpiele gezeigt hatte, daſs, wenn man das Gegentheil annehmen wolle, bey dem jetzigen Proceſſe nur eine unerträgliche Juſtizverzögerung davon die Folge ſeyn müſſe: ſo ſetzte hierauf der Dr. *Pfeiffer* zu Caſſel, Subſtitut des Generalprocurators bey dem Appellationshofe daſelbſt, in einer äuſserſt gründlich abgefaſsten Schrift, welche dieſes vorzüglichen Rechtsgelehrten vollkommen würdig iſt (in den *Rechtsfällen*), das Gegentheil aus einander. Der Präſident *von Meyerfeld* zu Caſſel trat in dem *öſterleyſchen* Magazine dieſer Meinung bey, welche auch von dem Tribunalrichter *Öſterley* in der zweyten Auflage ſeiner praktiſchen Erörterungen, und von dem jüngeren *von Strombeck* (Tribunalrichter zu Celle) in dem Handbuche vertheidigt wurde. Selbſt der Appell-Gerichtspräſident *von Strombeck* zeigte S. 431 des zweyten Theils ſeiner Formulare an, daſs er, durch die Mittheilungen eines der vorzüglichſten Redactoren der weſtph. Proceſsordnung und erſten Staatsmänner Weſtphalens, der ſeines eigenen Werks beſter Ausleger ſeyn muſste, bewogen, *wiewohl ſehr ungern*, ſeine Meinung aufgebe. Der Streit iſt alſo gewiſſermaſsen auf eine authentiſche Art entſchieden. — Der Vf. von No. 1 hat, wie bereits bemerkt, die Meinung der franzöſiſchen Rechtsgelehrten angenommen, und auf eine Weiſe, welche eben ſo ſehr ſeinen Kenntniſſen, als ſeinem Scharfſinne Ehre bringt, entwickelt. Dieſe paar Bogen ſind eine der beſten praktiſchen Schriften, welche über den weſtph. Proceſs erſchienen ſind, und werth, vor die Augen des Geſetzgebers zu kommen. Unendlich unterſchieden von dieſer ſchönen Schrift iſt No. 2, welche in einem äuſserſt fehlerhaften und gemeinen Stile, die zweyte, dem deutſchen Proceſſe analoge Meinung mit fremden Gründen (die hinzugefügten eigenen ſind eben ſo unerheblich als ſchlecht abgefaſst) vertheidigt. Man glaubt bey dem Leſen dieſer Schrift mehr eine ſchlecht geſchriebene gerichtliche Deduction, als ein literariſches Product vor Augen zu haben. — e —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 SEPTEMBER, 1812.

MEDICIN.

1) Wien, b. Kupffer u. Wimmer: *Johann Adam Schmidt's*, der Med. u. Chir. Doct., weil. k. k. Rathes, Stabsfeldarztes, der permanenten Feldsanitäts-Commission Beysitzers, ordentl. öffentl. Lehrers der allgem. Pathologie, Therapie und Materia medica an der k. k. med. chirurg. Josephs-Akademie zu Wien u. s. w., *handschriftlich hinterlassenes Lehrbuch der Materia medica*. Revidirt und zum Druck befördert von seinem Freunde und Amtscollegen Dr. *Wilhelm Joseph Schmitt*. 1811. XVIII u. 515 S. 8. (5 fl. 24 Kr.)

2) Ebendaselbst: *Johann Adam Schmidt's*, d. Med. u. Chir. Doct., weil. k. k. Rathes u. s. w., *Prolegomena zu der allgemeinen Therapie und Materia medica*. Abgedruckt nach dem Manuscripte des Vfs. 1812. 115 S. 8. (20 gr.)

Das letzte Vermächtniss eines Mannes, der in der Fülle männlicher Kraft und Reife die Kunst, für welche er im eigentlichen Sinne des Wortes lebte und starb, noch um Vieles weiter gefördert haben würde, wenn ihn das Schicksal nicht zu früh aus unserer Mitte geführt hätte. *J. A. Schmidt* war einer von den Menschen, bey denen die Begierde und der Drang nach den Höhen der Wissenschaft immer gleich rege ist, und bey welchen die Reibungen in der eigenen Sphäre der geistigen Kräfte diese in immerwährender Spannung und Wirksamkeit erhalten. Vielleicht, dass dadurch auch die Consumtion seiner körperlichen Kräfte beschleunigt wurde, und so frühe ihre Grenze erreichte. Eben daher kam es, dass *J. A. Schmidt* alles Neue, das sich auf dem Boden der Wissenschaft zeigte, mit einer Wärme und Begierde ergriff, die sonst nur das Eigenthum jugendlicher und wenig erfahrener Gemüther ist. Allein was ihn über diese und wohl auch über manche Veteranen der Kunst, bey denen das Neue nur aus Leichtgläubigkeit oder aus Mangel an tieferer Einsicht und Gründlichkeit eine gastfreye Aufnahme findet, bedeutend erhob, und was alle seine Werke vor so manchen ephemeren und seichten Producten der neuesten Zeit auszeichnet, war die kalte Prüfung, mit welcher er hier zu Werke ging, und die Sparsamkeit in der Mittheilung seiner eigenen Ideen und Grundsätze, die oft sogar an Kargheit grenzte. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn, einige Aufsätze in der Bibliothek der neuesten med. chir. Literatur für die k. k. Feldchirurgen und seinen *Commentarius de nervis lumbalibus* ausgenommen, eigentlich erst im J. 1801, nachdem er schon eine Reihe von Jahren hindurch sich als Lehrer und praktischer Arzt vielseitig ausgebildet, und besonders von Seiten der Empirie eine seltene Fertigkeit erworben hatte. Die Speculation zog ihn, dem Scheine nach, beynahe zu gewaltig mit in die neuesten Reformen der theoretischen Medicin hinein, und besonders fand *Schellings* Naturphilosophie an ihm einen Freund und Anhänger, der ihre Höhen, vor denen es Manchem schwindelte, zu erglimmen nicht scheute. Aber weit entfernt, sich einseitig der Speculation hinzugeben und ihr die Resultate seiner eigenen Beobachtungen, so wie der Beobachtungen älterer hellsehender Köpfe, zum Opfer zu bringen, schritt er in ihrer Begleitung nur langsam vorwärts, und ging aus dem Gebiete der Empirie in das der Theorie hinüber. Als wolle er erst einen Niederschlagungsproces aus jenem Gemisch ätherischer Ideen und Meinungen abwarten, hütete er sich wohl, eine der herrschenden medicinischen Theorieen geradezu zu verdammen, und liess nur da einzelne helle Blitze in das Dunkel fallen, wo er sie am nöthigsten fand; wobey sich ihm dann oft Gelegenheit darbot, vermöge seines trefflichen Talentes, zu polemisiren, die Gebrechen des Zeitalters in das hellste Licht zu stellen. Auch unsere A. L. Z., an welcher er von ihrem Entstehen an Mitarbeiter war, kann von diesem Talent treffliche Proben aufstellen.

Diese Eigenthümlichkeit seines Charakters läßt sich, wie mehr oder weniger in allen seinen Werken, so besonders in dem *Lehrbuche* (No. 1) nachweisen, und giebt diesem vor manchem anderen entschiedene Vorzüge. Einem Manne von so vielseitiger Bildung wäre es gewiss ein Leichtes gewesen, diesem Werke einen mehr modischen Zuschnitt zu geben, um es dadurch besonders bey der jungen Welt leichter einzuführen; aber es war ihm vorzüglich darum zu thun, in seinen Schülern brauchbare praktische Ärzte zu erziehen, und aus diesem Grunde liess er es nicht bey Einer naturhistorischen oder therapeutischen Ansicht bewenden, sondern nahm alle bisher bekannt gewordenen Gesichtspuncte, unter welchen man die verschiedenen Arzneykörper betrachtete, in sein Werk auf. Von dieser Seite würde demselben nur compilatorischer Werth zukommen, und es würde den Schüler leicht zu weit auf die empirische Bahn hingezogen haben, hätte der Vf. nicht, besonders in dem speciellen Theile, durch einzelne treffliche, Andeutungen den Weg bezeichnet, auf

welchem er den empiriſchen Stoff zur Theorie zu ſteigern und ihm ſo Bedeutung zu geben gewohnt war. Mehr als Andeutungen aber können ſelbſt die rigoroſeſten Anhänger irgend einer mediciniſchen Secte von ihm nicht fodern in einer Zeit, in welcher noch Alles in voller Gährung begriffen war, und noch ſo Manches vorgearbeitet werden muſs, bis wir gerade in dieſer Doctrin zu feſteren Principien gelangen. Freylich werden dieſe Andeutungen nur verwandten Geiſtern ganz verſtändlich ſeyn; Anfängern möchte es ſchwer werden, ſich auf den Standpunct zu ſtellen, welchen der Vf. bey ſeinen Unterſuchungen über die Wirkungsweiſe der Heilmittel genommen hat: allein auch von dieſem Vorwurf iſt der Vf. frey zu ſprechen. Denn einmal hatte er ſein Werk zunächſt nur für ſeine Zuhörer beſtimmt, und dieſe erhielten den Schlüſſel zu dem, was hier noch nicht offen vor das Auge tritt, in ſeinen Vorträgen über allgemeine Pathologie und Therapie; und zweytens hatte er ja die Abſicht, über dieſe Lehrgegenſtände noch beſondere Lehrbücher zu verfaſſen, ein Vorſatz, bey deſſen Ausführung ihn leider der frühe Tod übereilte. Hätte er länger gelebt: ſo würde das Werk wahrſcheinlich auch in anderer Hinſicht noch reicher und vollſtändiger in die Welt getreten ſeyn. Denn es läſst ſich nicht wohl glauben, daſs der Vf. Mittel, wie z. B. *Acet. vini*, *Acidum ſulphur.*, — *nitric.*, — *muriat.*, *Aether ſulph.*, — *acet.*, — *nitr.*, *Arſenicum*, *Balſam. canad.*, *copaiv.*, — *peruvian.*, *Baryt. muriat.*, *Bilis bovis*, *Cartoreum*, *Cicuta*, *Flores Zinci*, *Rad. ſeneg.*, *Spirit. ſulph. aeth.*, — *muriat. aeth.*, — *nitr. aether.*, *Mercurius*, *Saturnus* mit ſeinen Präparaten u. a., welche darin gänzlich fehlen, vergeſſen, oder gar abſichtlich übergangen haben ſollte. Deſſenungeachtet müſſen wir uns freuen, und es ſeinem mehr noch am Geiſte als am Namen verwandten Freunde und Amtscollegen, Hn. Prof. *Wilh. Joſ. Schmitt*, Dank wiſſen, daſs er uns dieſen ſchätzbaren Nachlaſs eines genialen Mannes zu erhalten wuſste. Denn für jene fehlenden Artikel geben wieder andere, welche der Vf. mit beſonderer Liebe bearbeitet zu haben ſcheint, wie z. B. *Camphora*, *Cantharides*, *China*, *Ferrum*, *Lich. island.*, *Acanitum*, *Moſchus*, *Opium* u. a. m., hinreichenden Erſatz.

Nach dieſen vorläufigen Bemerkungen werfen wir noch einige Blicke auf die einzelnen Theile des Werkes. Schon die Einleitung unterſcheidet es vortheilhaft von ähnlichen, über den gewöhnlichen Leiſten verfertigten Lehrbüchern, und beurkundet das philoſophiſche Talent des Vfs. Wir zeichnen hier folgende Fundamental-Sätze aus. 1) Die *Mat. mat.* handelt von der Influenz der äuſseren Natur auf die Menſchen- und Thier-Natur. 2) Aber die ganze äuſsere Natur influirt auf die Menſchen- und Thier-Natur: ſomit könnte ſich die *Mat. med.* des Univerſums bemächtigen. 3) Die Menſchen- und Thier-Natur, und jedes Individuum dieſer Natur hat ein in ſich geſchloſſenes Spiel von Kräften, die ſich wechſelſeitig und unaufhörlich beſtimmen. In wiefern aber die *Mat. med.* ein Einzelnes der äuſseren Natur als Mittel betrachtet, weil es die Menſchen- oder Thier-Natur zu einer beſonderen Thätigkeit beſtimmt, in ſofern könnte ſie auch ſelbſt einzelne Kräfte des Menſchen- und Thier-Organismus als Mittel betrachten, denn auch eine Kraft des organiſchen Körpers beſtimmt die andere zu beſonderen Äuſserungen. 4) Nach ſolchen Beziehungen iſt die *Mat. med.* für die Anſchauungsweiſe des Arztes unüberſehbar. Sie muſs alſo von dieſen unüberſehbaren Beziehungen losgemacht und begrenzt werden. 5) Die *Mat. med.* wird dadurch begrenzt, daſs aus der Totalität nur einzelne Potenzen in ihr Gebiet übertragen und einheimiſch gemacht, und daſs alle der äuſseren Natur nicht angehörigen Potenzen (z. B. die organiſchen Kräfte) von ihr ausgeſchloſſen, und in anderen ärztlichen Doctrinen enthalten vorausgeſetzt werden. 6) Zur *Mat. med.* gehören alle äuſseren Dinge, die auf irgend eine Weiſe dem Menſchen oder Thiere einverleibt, jene Form des Seyns des Lebens, welche wir Geſundheit nennen, umwandeln, und dauernd machen können. 7) Die *Mat. alimentaria* fügt ſich in die *Mat. med.* nur ein, in ſofern gewiſſe äuſsere Dinge, die man als Nahrung genieſst, nothwendig ſind, um die geſtörte Selbſtreproduction des Organismus auf ihre Norm zurückzuführen. 8) Äuſsere Dinge, welche unter geſetzten Verhältniſſen das Leben bedrohen oder gar vernichten, und deſswegen Gifte heiſsen, unter anders geſetzten Verhältniſſen aber ſich als Heilmittel legitimiren, gehören nur in dieſer letzteren Beziehung in die *Mat. med.*, in der erſteren Beziehung gehören ſie zur Ätiologie. 9) Die *Mat. med.* zerfällt ihrem Inhalte nach in eine Erkenntniſsart äuſserer Dinge, die man als Arzneyen vorausſetzt, eigentliche Arzneykunde (*Pharmacognoſis*), und in eine Erkenntniſsart der Arzneykräfte (*Pharmacodyna*[illegible]). 10) Bey der erſteren Erkenntniſsart wird ganz abgeſehen von dem Thätigen des äuſseren Dinges; es wird nur für ſich und in ſeiner Natur angeſchaut, um erkannt zu werden. Bey der letzteren aber wird das Thätige dieſes äuſseren Dinges in der Natur des Menſchen oder Thieres angeſchaut, um erkannt zu werden. 11) Die *Pharmacognoſis* iſt eine Combination der Kenntniſſe von den ſinnlichen Eigenſchaften, dem chemiſchen Verhältniſſe der Verwandtſchaft, der inneren Güte und Ächtheit und der äuſseren Geſtaltung der ſogenannten Arzneykörper. Sie greift alſo in die Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte und Pharmacie ein, holt ſich ihren zu bearbeitenden Stoff aus dieſen Fächern des menſchlichen Wiſſens, und bildet ſich denſelben an. 12) Die *Pharmacodynamik* iſt eine Combination der Kenntniſſe von einem beſtimmten Verhältniſſe der Thätigkeit äuſserer Dinge zu einer beſtimmten Thätigkeit des Menſchen- oder Thier-Organismus, womit es auf ein Product abgeſehen iſt. Die Action des äuſseren Dinges wird beſchränkt durch die Action des Menſchen- oder Thier-Organismus, aber die Action des Organismus wird zugleich auch beſchränkt durch die Action des äuſseren Dinges. Dieſes die Wechſelwirkung. Indem ſich beide Actionen beſchränken und durchdringen, kömmt ein Drittes zu

Stande, in welchem beide Actionen in *Eins* übergehen. Dieses ist der *gemeinschaftliche Effect*, und, für die Anschauung fixirt, das *Product*. 13) Dieses so erzeugte Product wird, auf die Zeit bezogen, als die *primitive Wirkung* angeschaut. Aber da es bey diesem Product nicht verbleiben kann, weil es selbst wieder productiv wird; so muss später ein anderer Effect hervorgehen, der als ein Product des Productes anzusehen ist. Dieses spätere Product heisst die *secundäre Wirkung*. 14) *Einfache, zusammengesetzte*, und *Total-Effecte* der Arzeneyen giebt es zwar in dem Gebiete der *empirischen Anschauung*, aber von dem Standorte der *Reflexion* aus ist ein *einfacher, zusammengesetzter* und *Total-Effect* ganz etwas anderes. 15) Es giebt nach gewissen Beziehungen *zufällige* und *nothwendige Wirkungen arzneylicher Potenzen*. Die *zufälligen Wirkungen* sind auf *Seiten der arzneylichen Potenz* von der Quantität, Form und Assimilirbarkeit, *auf Seiten des Organismus* von der Individualität, der Zeit und der Stelle der Anwendung abhängig. — Die *nothwendigen Wirkungen* sind das constante Product von der Thätigkeit des äusseren Dinges und der Thätigkeit des Organismus. 16) Die *M. m.* kann, je nachdem ein Standort gewählt wird, in verschiedenen Formen (der therapeutischen, chemischen, naturhistorischen und sinnlichen) dargestellt werden. Eine jede dieser Formen ist in einem besonderen Abschnitt behandelt, und bey der naturhistorischen sind ihre verschiedenen Varianten nach *Linné*, *Murray*, *Rudolph August Vogel*, bey der therapeutischen aber nur 3 Varianten aufgestellt. Von den letzteren enthält der eine Abschnitt die Anordnung des Arzneyapparates theils nach der gemeinen Anschauung der Krankheiten, theils nach der Reflexion über Krankheitsursache, theils endlich nach den unmittelbaren Wirkungen, die auf ihre Anwendung erfolgen, und womit es auf eine Gesammtwirkung abgesehen ist; der andere die Eintheilung der Arzneymittel nach Grundsätzen der Erregungstheorie; der dritte nach naturphilosophischen Grundsätzen, wobey die 4 Grundstoffe, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff, den verschiedenen organischen Functionen, der Sensibilität, Irritabilität und Reproductionskraft, gleichgestellt sind.

Im zweyten Abschnitt, welcher die *specielle Materia medica* enthält, richtet sich die Auswahl unter den verschiedenen Arzneyen nach der österreichischen Militär-Pharmakopöe, und zwar nach alphabetischer Ordnung. „Wenn es der Charakter aller speciellen Disciplinen, somit auch der speciellen *Mat. med.* ist, immer nur ein Einzelnes auf ein anderes Einzelnes zu beziehen, nur das Einzelverhältniss auszumitteln, und das ausgemittelte darzustellen: so kann auch in der speciellen *Mat. med.* ausser diesem nichts gefodert, und mehr nicht geleistet werden. In welcher Ordnung auch immer die Naturerzeugnisse, welche sich als Arzney in der Erfahrung legitimirt haben, dargestellt werden, ist in Bezug auf den Arzt ganz gleichgültig, wenn nur die Darstellung die einzelnen pharmakognostischen und pharmakodynamischen Verhältnisse richtig umfasst." Hierdurch sucht der Vf. die gewählte Ordnung zu rechtfertigen. Allein wenn man bedenkt, dass das Ganze eines Lehrbuches auch noch eine andere Beziehung zu dem habe, der daraus die Hauptgrundzüge einer Wissenschaft zu schöpfen gedenkt, welchem also auch jede Hülfe, die seinem Erinnerungsvermögen und seiner Fassungskraft gegeben wird, willkommen seyn muss: so möchte wohl eine Ordnung der speciellen Heilmittel nach der Ähnlichkeit ihrer Wirkungen einer so willkührlichen und bedeutungslosen vorzuziehen seyn. Eine solche Classification wird dem praktischen Arzte besonders dann nützlich, wenn er ein Mittel dem anderen substituiren soll. — Bey jedem Mittel ist der officinelle sowohl als der naturhistorische Name, oder, wo sie vorhanden sind, seine Synonymen angegeben, und die Stelle bezeichnet, welche es nach der chemischen, naturhistorischen, sinnenqualitativen, therapeutischen Form und nach den besonderen Varianten dieser Formen einnimmt, und hierauf die pharmakognostische und pharmakodynamische Ansicht, grösstentheils sehr ausführlich, dargestellt worden. Unter der letzteren Rubrik wird auch die Dosis und die schicklichen Verbindungen eines jeden Mittels mit anderen angegeben, und hierin zeichnet sich dieses Lehrbuch an Ausführlichkeit vor anderen besonders aus. — Als Zusatz zu einzelnen Mitteln mögen hier einige kurze Bemerkungen stehen. *Gummi arabicum.* S. 140. Die Indifferenz dieser, so wie anderer mit demselben in einer Classe stehender Mittel kann Rec. nicht so geradehin zugeben. Offenbar haben die Pflanzenschleime eben sowohl eine bestimmte und differente Beziehung zu der organischen Metamorphose als andere Arzneymittel, wenn sie gleich nicht so viel Geräuschvolles in ihren Wirkungen zeigen, als jene; und es heisst sie unverdienter Weise hintansetzen, wenn man ihre Heilsamkeit, z. B. in Brustkrankheiten, auf eine blos mechanische Einhüllung zurückweist. Überhaupt darf der praktische Arzt nie vergessen, dass ein für den gesunden Organismus scheinbar indifferenter Stoff, z. B. manches Nahrungsmittel, in ganz andere Beziehungen zu dem kranken tritt, dessen Actionen nun ganz andere geworden sind, als sie zuvor waren, und nur Heil in der Apotheke suchen. Seine Apotheke sey die Welt mit allen ihren Kräften und Stoffen! *Calamus aromaticus.* S. 142. Unter den Wirkungen dieses Mittels vermissen wir die Wirkung auf die Knochen. *Aloe.* S. 146. Wir gestehen dem Vf. gerne zu, dass man ehemals mit diesem Mittel zur Beförderung des Hämorrhoidal- und Uterinal-Flusses Missbrauch getrieben; aber wir möchten dessen Gebrauch in den erwähnten Zuständen auch nicht geradehin verwerfen, wie er thut. Es giebt z. B. Mädchen, besonders auf dem Lande, welche an mangelnder Menstruation leiden, als Folge einer phlegmatischen Constitution und eines so energielosen Zustandes der Gebärmuttergefässe, dass man ohne solche starke Mittel

nicht wohl zum Zwecke kommt. *Amygdalae amarae.* S. 167. Enthalten nach neueren chemischen Versuchen: Blausäure. *Auisum vulgare.* S. 177. Hier fehlt die Eigenschaft, die Milchsecretion zu befördern. *Tartarus emeticus.* S. 136. Unter den angegebenen Zersetzungsmitteln werden besonders Schwefel- und Salpeter-Säure vermisst. *Camphora.* S. 230. Es wäre zu wünschen, der Vf. hätte sich bey diesem vortrefflichen Mittel etwas länger verweilt, und darüber aus seinem reichen Erfahrungsschatze mehr mitgetheilt. Besonders hätte seine specifike Wirkung auf die Haut eine nähere Berücksichtigung verdient. *Cortex peruvianus.* S. 274. Obgleich wir mit dem Vf. einverstanden sind, dass Gallen- und Faul-Fieber nicht Product gastrischer Unreinigkeiten sind: so glauben wir doch, dass bey weitem in den meisten Fällen alienirte Secretion in den Digestionsorganen und daraus entstehende Unreinigkeiten der Erscheinung dieser Fieber vorhergehen; und gerade in diesen Fällen halten wir, gegen die Meinung des Vfs., die Entfernung dieser fremden Stoffe, welche oft in zu grosser Menge vorhanden sind, als dass sie durch die Absorptionskraft der Eingeweide bezwungen werden könnten, für nothwendig, bevor man zur Anwendung der China schreitet. *Cremor tartari. Sal essential. tart. Tartarus tartarisatus.* Es ist eine bedeutende Lücke dieses Werkes, dass viele Mittelsalze ganz übergangen und manche, unter welche auch die eben genannten gehören, so kurz behandelt worden sind. Nur wenige, als *Nitrum*, *Sal ammoniacum* und *Borax*, machen eine Ausnahme. Der Vf. hat sich hier den Staub der Erregungstheorie, welche in diesen Salzen blos Schwächungsmittel sieht, noch nicht ganz von den Füssen geschüttelt. Es wird aber eine Zeit kommen, wo man ihre Wirksamkeit, besonders in kleinen Dosen, sowohl gegen acute, als gegen chronische Krankheiten, nicht mehr verleugnen wird. *Manna.* S. 359. Ausser den angegebenen Sorten der Manna giebt es noch eine: *Manna di fronda*, welche man in Gestalt vertrockneter kleiner Körner auf den Bäumen und in der Nähe derselben auf dem Boden findet. Sie sind nach *Espers* Untersuchungen (s. Abhandlungen der phys. med. Societät zu Erlangen I Bd. S. 131) Excremente der Tettigonien. *Nitrum.* S. 389. Nach *Trommsdorff* wird dieses Salz von dem Glaubersalze nur sehr unvollkommen und nur bey starker Frostkälte zersetzt, und beide können daher ohne Bedenken mit einander vermischt werden. *Squilla.* S. 489. Der Vf. giebt in Bezug auf den Gebrauch dieses Mittels die pharmakodynamische Regel: „Je mehr die *Squilla* das gastrische System differenzirt: um so weniger differenzirt sie das lymphatische und uropojetische System. Je mehr sie diese letzteren Systeme differenzirt; um so gewisser verhält sie sich zum gastrischen System indifferent.“ Zufolge dieser Regel scheint er die Verbindung dieses Mittels mit Purganzen verwerflich zu finden. Wenn wir aber nicht leugnen können, dass durch Purgirmittel, wohin auch die *Squilla* in manchen Fällen zu rechnen ist, die Thätigkeit in den Lymphgefäsen der gastrischen Organe aufgeregt und durch damit verbundene Darmausleerungen eben so gut als durch gesteigerte Diureris die Entleerung und Entfernung des Wassers in der Wassersucht bewirkt werden könne: so möchte eine solche Verbindung eben nicht so ungereimt seyn.

Sollten wir nach dieser Hinweisung auf die Schattenseite des Werkes auch die Lichtseite desselben in einzelnen trefflichen Andeutungen und Ideen kenntlich machen; so würden wir uns zu weit ausser den Grenzen einer Anzeige verlieren. Ohnehin erwartet ja Jeder von einem so kräftigen Geiste nichts Schales oder Gemeines.

No. 2. Das letzte Stück von dem gelehrten Nachlasse des Vfs., gleichfalls von seinem Freunde, Hn. *Wilh. Joseph Schmitt*, herausgegeben. Auch hier erkennen wir den freyen Geist, der die gewöhnlichen Formen der Schule zu beleben weiss, aber auch den behutsamen Lehrer, der nicht voreilig da niederreisst, wo noch kein neues Gebäude an der Stelle des alten steht, der kein Spiel mit leeren Worten und hohlen Phrasen treibt, und dessen ganzes Augenmerk darauf gerichtet ist, in der Seele des Zöglings die Idee von dem Höchsten der Kunst, die sich eben so wenig durch Worte erfassen, als mit Händen greifen lässt, zu erwecken und festzuhalten. Diese Absicht ist hier unverkennbar, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der Vf. ältere Formen, z. B. in dem Abschnitte von dem klinischen Examen die Trennung desselben nach einem ätiologischen und nach einem symptomatologischen Gesichtspunct, in dem von den Curen die alte Regel über das *Cito, tuto et jucunde curare*, ja in dem von den Curplänen und Curmethoden die Eintheilung in die ausleerende, restaurirende, herzstärkende, besänftigende u. s. w., so wie ihre Unterabtheilungen, bestehen lässt, da auch diesen Formen lebendige und begeisternde Ideen zum Grunde gelangt werden können, obwohl in der Regel und von dem Tross der gemeinen Curirer nicht zum Grunde gelegt werden. So z. B. betrachtet der Vf. den specifischen Curplan als das Höchste, was der genialische Heilkünstler entwerfen kann. Dieser nämlich soll jeden einzelnen seiner Kranken so ergreifen, als ob er in seinem Besonderen das Allgemeine rein vor sich habe; in diesem Mikrocosmus den Makrocosmus erblickend, zieht er das Ganze des Universums wieder ins Kleinere zusammen, und sieht nur das Allgemeine in dem Besonderen reflectirt; welcher Begriff freylich mit dem, was man gewöhnlich unter specifischer Methode versteht, und wonach der gemeine Empiriker zu handeln pflegt, der in jedem einzelnen Kranken nicht eine Welt, ein Ganzes, sondern einen einzelnen Theil, nur eine isolirte Besonderheit erblickt, auf die zufällig und glücklicher Weise eine andere Besonderheit passend durch die Erfahrung gefunden worden ist, sehr contrastirt.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 SEPTEMBER, 1812.

MEDICIN.

WIEN, b. Kupffer u. Wimmer: *Johann Adam Schmidt's* u. s. w. *Prolegomena zu der allgemeinen Therapie und Materia medica* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hin und wieder finden sich treffliche Andeutungen, von denen manche dem Bedürfnisse der jetzigen Zeit, in welcher das einseitige Benehmen einer aufs Reformiren ausgehenden Schulzunft schnell vernichtet, was das Alter mit Bedacht und Fleiss aufgerichtet, gar wohl zusagen. Statt mehrerer stehen hier nur zum Beweis die gediegenen Worte des Vfs. über die Einfachheit im Curiren. „Es ist eitler Wahn", heisst es, „wenn unser Zeitalter glaubt, dadurch, dass es nicht so vielerley arzneyliche Körper unter einander mengt, oft nur einen einzigen Arzneykörper darreicht, sey es dem Ideal der Simplicität, wo nicht gleich, doch unendlich näher gekommen, als die Vorzeit. Nein, auch die finster verrufene Vorzeit hatte ein gleiches Recht an diesen Glauben, und die Alexipharmaker, welche unter ihre Theriake 40 Stücke und noch mehr einmengten, waren dem Glauben an die Einfachheit ihrer Curen so nahe, als unsere Ärzte, indem sie das Queckßilber, oder die Perurinde, oder das Opium allein geben. Die ganze gepriesene Simplicität der Curen unseres Zeitalters ist, genau betrachtet, eine schlechthin quantitative, numeräre, also eine arithmetische. Die Idee des Einfachen aber, welche allen Ärzten bewusster oder unbewusster Weise vorschwebt, ist nicht blos eine quantitative, numeräre, arithmetische, sondern auch eine qualitative und geometrische; sie ist sonach in ihrer Realität quantitativ und qualitativ zugleich. Nicht dadurch curirt man eben einfach, dass man ein einzelnes, und nur dieses und kein anderes Pharmacum anwende, sondern dadurch, dass man mit diesem einzelnen oder mit noch zehn anderen verbunden den einzig möglichen und nothwendigen Genesungsprocess bestimmt einleite. Die Einfachheit des Curirens liegt also nicht blos in dem Numerus der Arzneyen, welche zu gleicher Zeit angewandt werden, sondern hauptsächlich darin, dass immer und einzig darauf ausgegangen wird, die nur nothwendigen Determinationen des Lebensprocesses und Organismus, und keine andere, hervorzurufen. Ob nun solche Bestimmungen durch ein einzelnes oder durch zehn unter einander verbundene Arzneymittel zu Stande kommen, simplificirt oder multiplicirt die Heilung an sich nicht u. s. w."

Es ist zu bedauern, dass die hinterlassenen Handschriften des Vfs., welche er seinen Vorlesungen über allgemeine Pathologie und Therapie zum Grunde legte, nicht bis zu dem Grade der Vollendung gediehen sind. Ohne Zweifel würden dann diese *Prolegomena* in Verbindung mit ihnen mehr Interesse gewährt und grösseren Nutzen gestiftet haben. Indess ist uns auch ein Fragment, in sofern es das Vermächtniss eines einsichtsvollen, denkenden Arztes und beliebten Lehrers ist, immer eine willkommene Gabe, welche besonders angehende Ärzte und solche akademische Lehrer, in deren Gebiet die hier behandelten Gegenstände gehören, nicht ohne Befriedigung aus den Händen legen werden.

Unbegreiflich bleibt es, wie ein Mann, wie der Vf., welcher Kraft und Besonnenheit genug besass, sich über alle Einseitigkeit und über Alles, was nicht zum Wesen der wahren Heilkunst gehört, ihr als modischer Tand in unseren Tagen angehängt wird, zu erheben, doch hie und da den falschen Schein von Originalität in der Sprache anzunehmen, nicht unter seiner Würde hielt, ja zuweilen sogar sich neue Wörter bildete, als: ein *Schwerkranker* st. ein schwerer Kranker; *erkenntlich* st. deutlich, wahrnehmbar; *anschuldigen* st. die Schuld beymessen u. s. w., an denen weder ein gebildetes Ohr, noch ein gebildeter Verstand Behagen finden kann.

Hbm.

ERFURT, b. Beyer u. Maring: *Katechismus der Apothekerkunst*, oder Grundzüge des praktischen Wissens in Fragen und Antworten für Lehrer und Lernende; besonders zum Leitfaden bey Prüfungen junger Pharmaceuten bestimmt und in systematischer Ordnung abgefasst von D. *Chr. Fried. Buchholz.* 1810. 852 S. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Die Hauptabsicht des Vfs., ist die Summe der vorzüglichsten Grundsätze und Kenntnisse der verschiedenen wissenschaftlichen Zweige der Pharmacie nach Möglichkeit in systematischer Ordnung zusammenzustellen, um nicht allein dem jungen Pharmaceuten eine Übersicht über die ihm nothwendigen wissenschaftlichen Kenntnisse als Pharmaceut zu geben und demselben ein Buch zur Selbstprüfung zu liefern, sondern auch dem Lehrer das nöthige Prüfungsgeschäft zu erleichtern, und hauptsächlich es möglich zu machen, dass die amtliche Prüfung der Apotheker,

vorzüglich an Orten, wo es nicht durch mehrere den verschiedenen Fächern der Pharmacie gewachsene Personen geschehen kann, durch die dazu bestellten Physiker mit mehr Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit, als bisher, geschehen könne. Zu diesem verschiedenen Gebrauche hielt der Vf. die katechetische Form in Fragen und Antworten für die zweckmäßigste, und dieß um so mehr, da gewissermaßen *Hermbstädts* Katechismus darin als ein glücklicher Vorgänger zu betrachten sey. Ohne Zweifel ist ein Werk, welches dem jungen Pharmaceuten durch eine genaue Auseinandersetzung aller wissenschaftlichen Kenntnisse, die ihm als gelehrtem Apotheker nöthig sind, sehr zweckmäßig; allein die katechetische Form wird weder dazu beytragen, dem Schüler das Studium zu erleichtern, noch die Schwächen des Physicus, oder des prüfenden Apothekers lange Zeit zu bedecken. Männern, welche mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet sind, wird das Fragen nicht schwer fallen; wenn aber die Prüfung kenntnißvoller junger Männer Ignoranten übertragen ist: dann werden diese, ihrer auswendig gelernten Fragen und Antworten ungeachtet, doch überall Blößen zeigen, ihrem Zwecke nicht entsprechen, und auf ihre Zöglinge sehr nachtheilig wirken.

Dieses Werk enthält den Begriff, Zweck, Nutzen, die Eintheilung, den Umfang und die Hülfskenntnisse der Pharmacie, die pharmaceutische Naturgeschichte, die Zoologie, Phytologie, Mineralogie; die einfachen gasförmigen Stoffe, die Salze, Säuren, Alkalien, die Erden, die Metalle, die Körper des Pflanzenreichs, des Thierreichs; darauf folgt ein Abschnitt über die spirituösen Körper, die Ätherarten, versüßten Säuren u. s. w., und endlich die pharmaceutischen Arbeiten, oder die pharmaceutische Mechanik. — Die Art und Weise, nach welcher diese verschiedenen Zweige der Wissenschaft zusammengestellt sind, ist sehr zweckmäßig; aber hin und wieder bemerken wir ungern Fehler der Übereilung; welche bey Büchern dieser Art höchst nachtheilige Folgen haben können. So ist S. 9 auf die Frage: „womit beschäftigen sich die drey Haupttheile (Terminologie, Systemskunde und der historische Theil) des historischen Theils der Naturgeschichte? die Antwort: „Die Terminologie, bey der Mineralogie Oryktognosie genannt, beschäftigt sich mit Benennung und Beschreibung der äußeren Merkmale der Naturkörper und ihrer verschiedenen Theile u. s. w.“ Dieß hat gewiß Hr. *B.* nur in Übereilung gesagt. — Bey der Eintheilung der Thiere in Mammalien, Vögel, Amphibien u. s. w. heißt es: Fische sind Thiere mit kaltem Blut, die durch die Kiefern und nicht durch die Lungen athmen. *Ermans* treffliche Versuche über die Respiration der Fische scheinen Hn. *B.* noch gänzlich unbekannt zu seyn; nach diesen ist höchst wahrscheinlich bey einigen Fischen der Darmcanal bey der Respiration thätig, überhaupt aber das Geschäft der Respiration der Fische noch in ein großes Dunkel gehüllt. — In dem Abschnitt über die Säuren vermissen wir die Chinasäure, deren Eigenthümlichkeit, wie Rec. schon vor einigen Jahren aus eigenen Versuchen fand, nicht bestritten werden kann. — Den Abschnitt vom Wärmestoff, so wie den vom Lichtstoff, hat Hr. *B.* sehr kurz gefaßt. — Weniger nothwendig war es, alle Fossilien namentlich aufzuführen. Übrigens würden auch hier, wo Hr. *B.* die Mineralien nach des unvergeßlichen *Kirwan* mineralogischen Tabellen geordnet hat, noch mehrere Fossilien einzuschalten gewesen seyn, die erst nach der Herausgabe jener Tabellen bekannt geworden sind. Außerdem finden sich mehrere grobe Druckfehler, z. B. *Gadolimit* für *Gadolinit; Pimalit* für *Pimelit; Gushofian* für *Gurhofian* u. s. w. — Der Name *Klaproth* ist durch *Klapproth* entstellt. — Wärmestoff ist im Lat. *calorcum* gegeben. — Die bekannte Methode, deren sich Hr. *B.* ebenfalls bedient, um das reine Ammonium zu bereiten, nämlich das Gas, welches sich nach Vermischung des Kalks und Salmiaks bey angewandter Wärme entbindet, unter Queckßilber aufzufangen, hat in der That viele Vorzüge, und setzt den Arbeiter außer Gefahr, die durch das Zerspringen der Gefäße, wenn man die Destillation mit Wasser in einer gläsernen Retorte wählt, leicht herbeygeführt wird. — S. 551 rechnet Hr. *B.* die Alaunerde zu denjenigen Erden, welche mit Kohlensäure nicht vereinbar sind. Dieses ist die herrschende Meinung. Allein Rec. hält es für nicht entschieden, ob die Alaunerde absolut mit Kohlensäure unverbindbar sey. — S. 559 soll es wohl heißen: *terra ponderosa aerata* statt *cerata*. — Der Vf. nimmt, wie alle Chemisten, an, daß die Sauerkleesäure aus dem Zucker, so wie den thierischen Substanzen mittelst Salpetersäure bereitet, gleiche Eigenschaften mit derjenigen besitze, welche man aus dem Sauerkleesalze scheidet. Rec. aber ist der Meinung, daß auch hier zwischen beiden ein kleiner Unterschied Statt finde; indeß bedarf es noch wiederholter Versuche, weil fremdartige beygemischte Körper diese Modification erwecken konnten. — Auch die Eigenschaften des liquiden geschwefelten Wasserstoffgases hätten wohl etwas weitläuftiger abgehandelt werden können. Die Benennung Hydrothionsäure für Schwefelwasserstoffgas, oder geschwefeltes Wasserstoffgas, findet Rec. unzweckmäßig. Denn wenn Säuren sich durch Oxydation bilden, wenn sie Körper sind, die auf der Zunge den ganz eigenthümlichen Geschmack erregen, der Jedermann unter dem Namen des saueren bekannt ist: so kann jene Benennung unmöglich einer Verbindung beygelegt werden, in deren Mischung entschieden kein Sauerstoff, der den Körpern den sauern Geschmack ertheilt, enthalten ist. — Die Eigenschaften der Blausäure, so wie der blausauren Verbindungen, hätte Hr. *B.* etwas genauer entwickeln sollen. — Ist es in der That Eigenschaft des kohlenstoffsauren Ammonium, mit oxydirt salzsauerem Gas eine Entzündung zu bewirken, wie der Vf. S. 690 bemerkt? Rec. zweifelt, weil er sich erinnert, nur eine heftige Erhitzung durch die Vereinigung beider Substanzen bewerkstelligt zu haben. — Die Anzahl der bis jetzt

bekannten Metalle wird mit 28 angesetzt. Wenn die Eigenthümlichkeit des von *John* in dem Graumanganerz entdeckten Metalls, so wie des von *Delri* bekannt gemachten Erythrons sich bestätigt: so können wir 30 verschiedene Metalle zählen. — Die Bleyoxyde gehören zu den heftigsten Giften, heifst es S. 682, die niemals innerlich verordnet werden. Hier irrt Hr. *B.* Das essigsaure Bley z. B. ist von mehreren Ärzten innerlich angewandt, und noch neuerlich von Hn. *Horn* in der Phthisis. — Auch der Abschnitt von dem Zinn, S. 717, ist nur oberflächlich berührt, und des in den Apotheken oft sehr nothwendigen salzsauren Zinns gar nicht Erwähnung gethan. — S. 739 wird bemerkt, dafs das Manganoxyd durch starkes Glühen einen Theil des Sauerstoffs fahren lasse, indem es sich zu einem rothen Oxyd verwandelt, und endlich zu einem braunen Glas zusammenschmelzt. Schwerlich ist diefs der Fall mit reinem Manganoxyd, und *John's* Versuche machen höchst wahrscheinlich, dafs diefs nur von der Tiegelmasse herrührte, worin die Schmelzung angestellt wurde. — Den Bernstein für ein Pflanzenproduct zu halten, ist jetzt wohl nichts Gewagtes mehr, da Alles für seinen vegetabilischen Ursprung spricht; aber zu glauben, dafs derselbe als ein Harz in den uns unbekannten Bäumen enthalten gewesen und durch fremdartige, mit dem ausgeflossenen Saft in Berührung gekommene Substanzen in eine eigenthümliche Substanz, die wir unter dem Namen Bernstein kennen, verwandelt worden sey, wie der Vf. annimmt, scheint Rec. nicht gerathen zu seyn. Denn wäre diefs: woher kömmt es denn, dafs die Mischungstheile aller Bernsteinarten dieselben sind, und dafs in keinem wirklich Harz enthalten ist? Warum findet man nie Übergänge von dem Harz in den vollkommen ausgebildeten Bernstein? Weit wahrscheinlicher bleibt es wohl, dafs der Bernstein, wie wir diefs von dem Copal und Cautchouc wissen, schon als Bernstein in dem Safte jener Bäume, von welchen wir in Preussen, Grönland, Rufsland u. s. w. Spuren aufgefunden haben, enthalten war. —

Hr. *B.* nimmt (S. 779) an, dafs das Cautchouc (nicht Caoutchuc) nicht allein in der Bergnaphtha auflöslich sey, sondern nach Verdunstung derselben daraus mit seinen vorhergehenden elastischen Eigenschaften zurückbleibe. Rec. erinnert sich, früher einen Versuch damit angestellt zu haben, der ein entgegengesetztes Resultat gab. Das nach Verdunstung der Naphta zurückgebliebene Cautchouc unterschied sich wesentlich von dem aus dem Schwefeläther erhaltenen C. — Sehr schön unterscheidet Hr. *B.* S. 788 zwischen scharfem Stoff der Pflanzen, der eigenthümlich ist, und solchem, der anderen Bestandtheilen, z. B. dem Harz bey der Euphorbia, eigen ist. — Eydotter besteht aus einem Gemische von Wasser, wenig Gallerte, Öl und Eyweifsstoff. Diesen Bestandtheilen kommen aber, wie aus *John's* Versuchen hervorgeht, noch einige andere hinzu, und was sehr merkwürdig ist, freye Phosphorsäure ist im Eydotter enthalten, während das Eyweifs freyes Natrum enthält. Noch immer ist die Frage: Woher rührt die rothe Farbe des Bluts? nicht beantwortet. Hr. *B.* scheint gleichfalls zweifelhaft zu seyn, indem er *Fourcroys* bekannter Theorie nur Erwähnung thut. Die von *John* angestellten Versuche mit krankem Harn und die vollkommene Absonderung einer Substanz, die durch den Sauerstoff eine blutrothe Farbe annahm, ohne Eisen zu enthalten, verdienen in der That berücksichtigt und erweitert zu werden.

Die Menge wirklich guter Arbeiten, wodurch sich Hr. *B.* der gelehrten Welt bekannt gemacht hat, dürften schon für seine ferneren Arbeiten entscheiden. So verhält es sich auch mit gegenwärtigem Katechismus. Das Eigenthümliche desselben und die zweckmäfsige Zusammenstellung des Ganzen geben demselben einen Rang über viele andere pharmaceutische Schriften. Zu übergehen ist ferner nicht die Nomenclatur, deren sich der Vf. bedient, um Körper zu bezeichnen, deren Natur jetzt durch genauere Arbeiten mehr enthüllt ist. So heifst es z. B. stets das Kalk, das Baryt u. s. w. Auch Rec. bedient sich dieser Benennung schon lange. A. J.

WIEN, b. Wappler u. Beck: *Specimen practicum de remediis efficacissimis in morbis contagiosis ac pestilentialibus*, adnexa commentatione *de contagiis et febribus typhodeis*, in contemplationem et salutem publicam traditis, a *Christophoro Mayr*, M. D. olim variorum nosocomiorum medico secundario, ac quondam S. S. Caes. Reg. Apost. Status militaris medico supremo, et magni nosocomii militaris Vindobonensis medico primario, Collegii medici Vindobonensis sodali. 1806. 247 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hatte bey Herausgabe dieser Schrift zur Absicht, auf die seinem Vaterlande, den österreichischen Staaten, zunächst drohende Gefahr, von dem gelben Fieber heimgesucht zu werden, an deren Grenzen diese Seuche damals herrschte, aufmerksam zu machen, und, da sich auch bey der sorgfältigsten Wachsamkeit der polizeylichen Behörden das Eindringen ansteckender Seuchen nicht immer verhüten läfst, zugleich Mafsregeln an die Hand zu geben, welche man bey sich ereignendem Unglück gegen die weitere Verbreitung anzuwenden habe. Er hielt es daher für zweckmäfsig, zuerst eine Beschreibung von dieser Seuche zu geben, um solche sogleich bey ihrem Erscheinen erkennen zu können, und sodann die in mehreren Schriften zerstreuten Mittel, welche sich, nach bisher gemachter Erfahrung, wirksam bewiesen haben, theils um das ansteckende Gift zu zerstören, theils um die Krankheit selbst zu heilen, zu sammeln und zusammenzustellen.

Zuerst handelt er von den wirksamsten Mitteln gegen ansteckende und pestartige Krankheiten. Hier beschränkt er sich aber blofs auf die von *Smith* und *Guyton-Morveau* erfundenen und empfohlenen mineralischen Räucherungen, wobey er von jeder Art derselben die Bereitungsart, die Quantität, die Art, sie anzuwenden, und ihre Wirkung angiebt, was alles

bekannt genug ist. Hierauf giebt er, ehe er sich zur Beschreibung des gelben Fiebers, als dem eigentlichen Gegenstand seiner Schrift, selbst wendet, eine kurze Übersicht der Fieber, aus *Stolls* bekannter Fieberlehre (*Aphorism. de cognoscendis et curandis febribus.* Vindob. 1786), weil er der Meinung ist, dass diese die vollkommenste sey. Überhaupt ist er ein getreuer; fast buchstäblicher Anhänger der Lehrsätze der *stollischen* Schule und ein Gegner der Erregungstheorie und der chemischen Schule, deren Grundsätze von ihm, jedoch mit nicht befriedigenden Gründen, bestritten werden.

Der Typhus wird von dem Vf. in fünf Arten abgetheilt. 1) *Typhus verus pestilens, seu Pestis orientalis.* 2) *Typhus verus gangraenosus, contagiosus, s. Pestis occidentalis.* 3) *Typhus verus non contagiosus putrido-biliosus, s. febris putrida sanguinea Stollii.* 4) *Typhus verus nervosus seu pituitosus non contagiosus, s. febris putrida pituitosa Stollii.* 5) *Typhus spurius.* Zuerst wird die Diagnose der ersten und dritten Art aus ihrem Verlauf, welcher ziemlich vollständig abgeschildert wird, beschrieben, es werden die Ursachen dieser Fieber durchgegangen, sodann ihr Ausgang, die Heilmethode und die Prognose derselben angegeben, und endlich die Folgen angeführt, welche sie öfters zu begleiten pflegen; alles nach den bekannten Grundsätzen seines Lehrers. Der Typhus der vierten Art wird auf die nämliche Weise abgehandelt. Alsdann trägt der Vf. in einem besonderen Abschnitte seine Meinung über die Contagien vor. Er glaubt, dass irgend eine allgemein verbreitete schädliche Ursache (*causa popularis epidemica*) in Personen, welche dafür empfänglich sind, und zugleich eine übel beschaffene Mischung der Säfte haben, leichter faulichte Krankheiten erzeugen könne, als in solchen, welche diese Disposition nicht haben. Wenn nun mehrere Individuen mit gleicher Disposition durch die nämliche Ursache erkranken: so wird im Verlauf der Krankheit durch einen besonderen thierischen Process eine faulige Gährung, ein eigenes specifikes pestartiges Miasma hervorgebracht, welches sich allgemein verbreitet, und von welchem andere, sowohl lebendige als leblose Körper angesteckt werden. Es kann sich demnach die wahre Pest in einem Individuum auch ausser einer herrschender Epidemie ohne Ansteckung entwickeln, so wie durch den Zusammenfluss mehrerer gleichartiger Ursachen ein Gallenfieber in ein faulichtes, bösartiges, ja in die wahre Pest selbst umgewandelt werden kann. Die Contagien sind zwar ihrer Natur und Wirkung nach sehr verschieden, jedoch stimmen diejenigen, welche aus einer thierischen Fäulniss entstanden sind, wesentlich mit einander überein. Ungeachtet zwar die chemische Beschaffenheit der sämmtlichen Contagien noch verborgen ist: so scheinen doch besonders diejenigen, welche typhöse Fieber hervorbringen, einerley Wirkungsart zu haben, dass sie nämlich dem lebenden thierischen Körper den Sauerstoff entziehen; daher dieser das wirksamste Gegenmittel ist.

Nach dieser Einleitung folgt die Beschreibung des Typhus der zweyten Art, oder des gelben Fiebers. Da aber die Beschreibung desselben aus den neuesten Schriften über diesen Gegenstand, besonders aus *Arejula's* Werk, ausgehoben ist: so würde es überflüssig seyn, einen Auszug hievon zu geben. Der letzte Abschnitt enthält die Beschreibung des 1804 in Livorno herrschenden Fiebers, welche aus der bekannten Schrift von *Palloni*, der dasselbe beschrieben hat, genommen ist. Als Anhang wird noch ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der Schriftsteller über das gelbe Fieber mitgetheilt.

Aus der hier gelieferten Anzeige erhellet, dass die Heilkunde durch diese Schrift, welche fast durchgehends vorlängst bekannte Sachen enthält, nichts gewonnen, und der Vf. seinem in der Vorrede gegebenen Versprechen, unsere Einsicht in die Natur der typhösen Fieber zu erweitern, wenig Genüge geleistet hat. Das, was ihm eigenthümlich zugehört, ist seine Ansicht, welche er von den Contagien vorträgt, und womit auch Rec. ziemlich einverstanden ist. Dieser Abschnitt ist ihm am besten gerathen; nur hätte der Unterschied zwischen contagiösen und miasmatischen Ansteckungsstoffen genauer aus einander gesetzt werden sollen.

S. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Düsseldorf*, b. Gondon: *Die Kunst, das menschliche Leben nicht zu verkürzen.* 1811.

Auch unter dem Titel:

Einige wohlgemeinte Worte über die Kunst, das menschliche Leben nicht zu verkürzen. Von *Anton Nägele*, d. Arzneyk. u. Wundarzneyk. Doctor, und königl. bayersch. Hofarzt zu Düsseldorf. 1810. 86 S. 8.

Die Verschiedenheit der Jahrzahl auf beiden Titeln lässt vermuthen, dass dieses Buch ein aufgewärmtes Product sey, dem übrigens dieser Buchhändlerkunstgriff eben nicht vom Laden herunter helfen wird. Denn ausser einer allgemeinen Deduction des Lebens, ganz nach *brown'schem* und *röschlaub'schem* Zuschnitt, enthält es nichts als einige zwar gutgemeinte, aber schon oft genug vorgetragene diätetische Regeln. Hbm.

Landshut, b. Thomann: *Über die Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Selbststillens der Mütter.* Ein Inaugural-Aufsatz, öffentlich vorgetragen bey Erlangung der Doctorwürde in der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe (hülfe) am 31 December 1811 von D. *J. Seb. Göhl.* 1812. 20 S. 8. (3 gr.) Gut gemeinte, aber längst bekannte und oft gesagte Wahrheiten, welche sich wohl zu einem Vortrag an ein weibliches Auditorium eignen, aber nicht für solche wissenschaftlich gebildete Männer gehören, die gewöhnlich dem Acte der Inauguration beyzuwohnen pflegen. Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 SEPTEMBER, 1812.

MATHEMATIK.

1) LEIPZIG, b. Göschen: *Die vornehmsten Lehren der Astronomie*, deutlich dargestellt in Briefen an eine Freundin, von *H. W. Brandes*. 1811. I Band. VI u. 217 S. 3 Kupfertaf. II Band. 306 S. 8. 7 Kupfert. (3 Rthlr.)

2) WIEN, b. Schaumburg u. C.: *Epitome Elementorum astronomiae sphaerico-calculatoriae*. Aut. *Joanne Pasquich*. Pars I. Elementa theoretica Astr. sphaerico-calc. Pars II. Elementa practica Astr. sphaer. calc. 1811. 160 S. und 166 S. nebst 42 S. Anhang. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

3) TÜBINGEN, b. Cotta: *Astronomie*, von *J. G. F. Bohnenberger*, Prof. zu Tübingen. 1811. 712 S. 8. 8 Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Eine unerwartete Erscheinung bieten uns die angeführten drey astronomischen Lehrbücher, durch welche, so wie vorher durch noch ein paar ganz unbedeutende, unsere Literatur bereichert worden ist, dar. Lange erwarteten wir ein die Astronomie als Ganzes behandelndes Lehrbuch vergebens; es scheint, dass mehrere Astronomen dieses Bedürfniss zugleich gefühlt haben: wir werden sehen, in wiefern es befriedigt worden ist.

Offenbar müssen die drey vorliegenden Werke, wie schon ihre Titel zeigen, von ganz verschiedenen Standpuncten betrachtet werden. Sie bilden einen, obgleich nicht vollständigen, Cyclus. No. 1 ist bestimmt, Begriffe über Astronomie zu verbreiten, bey Lesern, die keine Hülfskenntnisse besitzen; No. 2, vorzüglich auf die Vorlesungen des Vfs. berechnet, behandelt nur niedere Theile der Astronomie; und No. 3 ist ein weiter gehender Lehrbegriff, über dessen eigentliche Bestimmung wir unten unsere Meinung äussern werden. Es sind also sehr verschiedene Foderungen, welchen diese drey Werke entsprechen sollen, und keins wird durch das andere entbehrlich gemacht.

No. 1, ein Werk, bestimmt, nicht etwa einzelne Lehren der Astronomie, sondern das Ganze als Wissenschaft vorzutragen, ist ein durchaus wohlgelungener Versuch dieser Art, und ein Beweis von der Möglichkeit einer populären Darstellung der Astronomie. Der Vf. hat das schätzbare Talent, seine Gedanken mit Klarheit vorzutragen; allenthalben ist er befriedigend, und nirgends bemerkt man die Oberflächlichkeit, die bey ähnlichen, für ein grosses Publicum bestimmten Werken oft Statt findet. Rec. hält dafür, dass durch diese Briefe nicht nur dem Frauenzimmer, sondern auch unserem Geschlechte ein sehr angenehmes und nützliches, sogar der Wissenschaft ersprieſsliches Geschenk gemacht worden ist, indem es auf eine passende Weise die Kenntniss der Astronomie verbreitet, und vielleicht hin und wieder eine ernste Neigung und Reiz zum weiteren Studium erzeugt. Passend kann diese Schrift mit den berühmten Briefen *Eulers* an eine deutsche Princessin verglichen werden; sie ist ganz ähnlicher Natur, und behandelt mit ähnlichem Glücke die Astronomie, wie jenes Werk die allgemeinere Naturlehre. Freylich ist diese neu und jenes veraltet; allein in beiden herrscht derselbe Geist, dieselbe Ordnung und Pünctlichkeit. Das vorliegende Werk ist keines Auszuges fähig. Im Allgemeinen enthält es eine Darstellung der sphärischen, theorischen, und physischen Astronomie. Es beschäftigt sich nicht mit den Entdeckungen, die man durch Fernröhre am Himmel gemacht hat; es giebt nicht die Abbildungen und Beschreibungen der Oberflächen der Planeten, ihrer Monde und anderer Merkwürdigkeiten des Himmels. Der Vf. behält sich diese Gegenstände für eine andere Folge von Briefen vor, deren baldigen Empfang wir wünschen müssen. Die Idee, den Anfang auf diese Weise zu machen, hält Rec. für glücklich; es erhält dadurch das Ganze ein ernsteres Ansehen, und das Folgende einen Reiz, der bey der Umkehrung vielleicht weggefallen seyn würde. Der Ton der Briefe ist gut getroffen; sie lesen sich angenehm, und, nach dem Urtheil derer, für die sie geschrieben sind, leicht. — Vielleicht wünscht einer oder der andere der Leser, die Briefe ein Jahr später datirt zu sehen, um, was von den Kometen gesagt ist, auf den schönen Kometen von 1807 angewandt zu finden; allein bey dem Plane des Werkchens ist dieses nichts weniger als nothwendig, zumal da der Vf. in seinen Fortsetzungen wahrscheinlich keine Gelegenheit versäumen wird, von den Merkwürdigkeiten des Himmels etwas beyzubringen, und dort alles Neue und Interessante zu vereinigen.

Auch No. 2 können wir unseren Beyfall nicht versagen. Die Gegenstände sind in diesem Werke in einer zweckmäſsigen Ordnung vorgetragen, meistentheils klar dargestellt, und vorzüglich sind die Grundbegriffe der Astronomie mit Kürze und Bündigkeit entwickelt. Der erste Theil zerfällt in 5, der andere in 3 Sectionen; diesen begleitet ein Anhang, astronomische Tafeln enthaltend. Wir gehen zur detaillirteren Anzeige über, und werden dabey die Bemerkungen, die sich beym Durchlesen des Werks dargeboten haben, einschalten.

Sect. I. De notationibus et principiis fundamentalibus, ad motum diurnum aſtrorum motumque annuum ſolis relatis. Dieſer ganze Abſchnitt läſst nichts zu wünſchen übrig, und möchte wohl das Planmäſsigſte ſeyn, das in irgend einem Lehrbuche über dieſe Gegenſtände geſagt iſt. — *Sect. II. De natura et discrimine temporum aſtronomicorum, et ab his pendente uſu aſcenſionum rectarum.* Auch hier iſt der Gang der Darſtellung ordentlich und zweckmäſsig; doch hätte Rec. lieber die Vermeidung des Unterſchiedes zwiſchen öſtlichen und weſtlichen Stundenwinkeln geſehen; er würde entweder alle Stundenwinkel nach Weſten gezählt, oder auch die öſtlichen als negativ anzuſehen vorgeſchrieben haben, wodurch die Zahl der Regeln vermindert worden ſeyn würde. Die Lehre von der Vergleichung der Zeiten würde ſich am einfachſten auf die Gleichungen

$$15 \cdot v + \mathrm{AR}\ \odot\ \text{vera} = 15 \cdot s$$
$$15 \cdot m + \mathrm{AR}\ \odot\ \text{med.} = 15 \cdot s'$$
$$15 \cdot s + 15 \cdot a = 15 \cdot s'$$

haben gründen laſſen, in welchen v die wahre, m die mittlere Sonnenzeit; s und s′ die ſeit den Culminationen des wahren und mittleren Frühlingsnachtgleichepuncts verfloſſenen Sternenzeiten (die zwiſchen zwey auf einander folgenden Culminationen des 0° ♈ verflieſsende Zeit für 24 Stunden angenommen); a die Sternenzeit, die zwiſchen den Culminationen des mittleren und wahren Frühlingsnachtgleichepuncts verflieſst, bedeuten. Durch dieſe Darſtellungsart würde die Zahl der Vorſchriften vermindert, und die Evidenz vermehrt worden ſeyn. Auch hätte man hier den Unterſchied zwiſchen der wahren Sternenzeit und der vom mittleren Nachtgleichepuncte an gerechneten erwähnt finden ſollen; dieſe wächſt allerdings gleichförmig, allein jene keineswegs. — *Sect. III. Disquiſitiones analyticae ſpeciales in motum apparentem ſolis in ecliptica, et ſitum aſtrorum pendentem a motu diurno*, enthält dieſe Unterſuchungen mit Eleganz und Ordnung geführt: jedoch dringen ſich uns auch hier die zu häufigen Regeln auf, die durch eine conſequentere Betrachtung der Zeichen der Formeln, und durch die oben erwähnte gleichförmigere Definition des Stundenwinkels zu vermeiden geweſen wären. — *Sect. IV. De figura et magnitudine telluris, parallaxi, et refractione aſtronomica.* Die Unterſuchung über die aſtronomiſche Refraction §. 388 hat nicht den Beyfall des Rec.; TOA iſt zwar immer *ein kleiner* Winkel; allein das berechtigt uns keineswegs, geradezu anzunehmen, daſs er zu r ein conſtantes Verhältniſs hat; wäre er ſelbſt conſtant, wie der Vf. ſagt: ſo würde er zu r *kein* conſtantes Verhältniſs haben; und wenn man r — TOA = — nr ſetzt: ſo würde n nicht conſtant, alſo die Form m Sin z = Sin (z — nr), in welcher n eine Conſtante iſt, unerlaubt ſeyn. Der Vf. hat hier den rechten Geſichtspunct verfehlt; wegen der Verbeſſerung ſeines Räſonnements verweiſet Rec. auf das, was über denſelben Gegenſtand in der unten folgenden Recenſion von No. 3 vorkommen wird. Da die *ſimpſonſche* Regel, wenn man m und n ſo beſtimmt, daſs ſie den Refractionen von 45° und 80° Zen. Diſtanz, ſo wie *Laplaces* Theorie ſie angiebt, entſprechen, alle Refractionen für kleinere Zenithdiſtanzen ohne merklichen Fehler giebt; allein für die gröſseren bedeutend abweicht: ſo ſucht der Vf. ſie mit der Beobachtung und der ſchärferen Theorie übereinſtimmender zu machen, indem er nicht m conſtant, ſondern mit den Zenithdiſtanzen nach der Form $\alpha - \beta \cos z$, als veränderlich annimmt. Natürlicher wäre es geweſen, n als veränderlich anzunehmen, da das m der *ſimpſonſchen* Regel nach aller Schärfe wirklich unveränderlich iſt, und das Irrige dieſer Regel nur in der Vorausſetzung der Unveränderlichkeit von n liegt. — *Sect. V. De motu proprio planetarum et phaenomenis inde pendentibus.* Die Vorſchriften zur Berechnung der Veränderungen der geraden Aufſteigungen und Abweichungen der Fixſterne, die von der Vorrückung der Nachtgleichen und der Änderung der Schiefe der Ekliptik herrühren (§. 522 ff.), ſind unrichtig, indem in den Differentiationen, die auf ſie führten, die Länge *nur* wegen der Präceſſion veränderlich, und die Breite unveränderlich, dagegen aber die Schiefe als veränderlich angenommen wurde. Dadurch nimmt man eine Ebene (die der Ekliptik) einmal als unveränderlich, das andere Mal als veränderlich an: begeht alſo Fehler, die man vermieden haben würde, wenn man die gehörige Conſequenz nicht aus den Augen verloren hätte. Die Theorie der Aberration am Ende dieſes Abſchnitts hätte Rec. deutlicher dargeſtellt zu ſehen gewünſcht; allein gut iſt es, daſs der Vf. die in der That fremdartige Erklärung der Aberration aus der Zuſammenſetzung der Kräfte verlaſſen hat.

Die erſte Section des ſich mit der praktiſchen ſphär. Aſtronomie beſchäftigenden 2 Theils, *de ſubſidiis et elementis calculorum aſtronomicorum*, enthält eine Anleitung zum Gebrauch der aſtronomiſchen Tafeln, Ephemeriden und Sternkataloge. Der Vf. giebt hier u. a. die *richtigen* Formeln für Präceſſion; allein im §. 84 äuſsert er ſelbſt Zweifel über dieſen Gegenſtand, und führt Autoritäten für und wider an; giebt aber den — in der That guten — Rath, bis zu völlig ausgemachter Sache die Glieder, die von der Veränderung der Schiefe der Ekliptik abhängen, wegzulaſſen. Rec. ſieht aus dieſer Stelle, daſs Hr. *Pasquich* die erwähnten Glieder mit Vorbedacht in Rechnung brachte; und doch iſt es ſchwer zu begreifen, wie ein ſo augenfälliger Irrthum ſich einem einigermaſsen ſcharfen Blicke, den Hr. *P.* in mehr als einer Stelle documentirt, entziehen kann. Den Grund des ſo häufigen, auch von Rec. ſchon mehrmals gerügten Vorkommens deſſelben Fehlers glauben wir in der freylich ſtarken, aber allgemein miſsverſtandenen Autorität der *Mécanique céleste* ſuchen zu müſſen. — *Sect. II. De calculis temporum et variis illorum uſibus.* — *Sect. III. De adplicationibus praecedentis doctrinae ad obſervationes aſtronomicas.* Dieſer letzte Abſchnitt enthält paſſend gewählte Beyſpiele und praktiſche Anweiſungen, die den Lernenden empfohlen werden können, allein keines Auszugs fähig ſind.

Die Tafeln im Anhange ſind die *delambreſchen* Son-

nentafeln (abgekürzt); Tafeln für Zeitverwandlungen, correſpondirende Sonnenhöhen, Reduction der in der Nähe des Meridians und der gröſsten Digreſſion beobachteten Zenithdiſtanzen des Polarſterns, der Refraction, Präceſſion, Aberration und Nutation; endlich der neueſte *piazziſche* Katalog von 120 Sternen für 1805.

Man ſieht aus dieſer Anzeige, was man in dem vorliegenden Werke etwa zu erwarten hat. Es macht keinen Anſpruch auf den Ruhm eines vollſtändigen aſtronomiſchen Lehrbuchs, und durfte auch in der That nicht zu ausführlich ſeyn, da es zum Leitfaden beym akademiſchen Vortrage, gröſstentheils wohl für die Zuhörer des Vfs., beſtimmt iſt. Es würde unbillig ſeyn, wenn man bey Beurtheilung des Werks ſeinen Zweck aus den Augen verlieren, es als ein ohne nähere Beziehung geſchriebenes Lehrbuch betrachten, und nun Mancherley fodern wollte, deſſen Weglaſſung jetzt nothwendig war. Weit weſentlicher iſt hier Ordnung und Präciſion, die der Vf. nie aus den Augen zu verlieren ſich bemühete. — In der Anzeige eines Werks dieſer Art, welches nicht viel eigentlich Neues enthalten kann, darf es nicht auffallen, daſs nur einzelne Irrthümer erwähnt werden; das Beſſere muſs, falls nicht ein vollſtändiger Auszug geliefert werden ſoll, meiſtentheils ſtillſchweigend übergangen werden; allein Rec. unterläſst nicht, die Lernenden darauf aufmerkſam zu machen, daſs ſie viel in dieſe Rubrik Gehöriges finden werden.

No. 3 iſt ein Werk, welches allerdings eine ausführliche Prüfung verdient, und uns länger beſchäftigen wird als die vorigen. Die kurze Vorrede ſagt uns ſchon, daſs zum Verſtehen des Werks nur die Kenntniſs der Elementargeometrie und die leichteſten Sätze von den Kegelſchnitten erfodert werden; ein groſser Theil, der mit kleiner Schrift gedruckt iſt, ſetzt die Trigonometrie voraus, und kann bey einem erſten Durchleſen überſchlagen werden; dieſer enthält theils Berechnungen der im Text angezeigten geometriſchen Conſtructionen, theils weitere Ausführungen und allgemeinere Darſtellungen. Etwas eigentlich Praktiſches kommt im Werke nicht vor; Inſtrumente und Beobachtungsmethoden ſind zwar angedeutet, aber weder beſchrieben, noch umſtändlich aus einander geſetzt. Dagegen giebt der Vf. von manchen Gegenſtänden ſo vieles Detail, als man wünſchen kann.

Offenbar iſt das Werk für Anfänger beſtimmt, die ſich *mit Ernſt* der Wiſſenſchaft widmen wollen. — Soll man aber *ſolchen* Leſern ein Buch in die Hände geben, dem die Ausſchlieſsung des ſogenannten höheren Calculs eine Grundidee iſt? — Es ſtimmt natürlich mit den Anſichten des Rec. überein, daſs das Studium der Aſtronomie nicht *unnöthig* dornenvoll gemacht werden darf; er iſt auch damit völlig einverſtanden, daſs dafür geſorgt werden muſs, daſs der Anfänger zuerſt etwas von der Aſtronomie kennen lerne, ehe er ſie eigentlich ſtudirt: alſo auch damit, daſs ein gröſser gedruckter Text die Lehren, wenn es nicht anders ſeyn kann, hiſtoriſch vortrage. Allein mit der Idee, bey Lehren, die ganz in das Gebiet der Analyſe des Unendlichen gehören, dieſe ängſtlich zu vermeiden, kann er ſich nicht befreunden. — Obgleich ein Lehrbuch nie die *Altiora* einer Wiſſenſchaft vorzutragen braucht, indem dieſe nur dem, der die Wiſſenſchaft ergründen will, vorbehalten ſind, und von dieſem beſſer aus den Quellen ſelbſt geſchöpft werden: ſo muſs es doch den Lernenden bis zu dieſen Quellen führen, und folglich keineswegs die frühe Betretung des Wegs, der zu den neueren Entdeckungen leitete, vermeiden. Ein Lehrbuch der Aſtronomie ſollte alſo nicht die Analyſe des Unendlichen vermeiden; deſto weniger, da oft auf Koſten der Kürze und Ungezwungenheit ein anderer Vortrag mehr Anſtrengung vorausſetzen wird, als die Erlernung der Anfangsgründe der Analyſe des Unendlichen, durch welche doch dann immer eine allgemeinere Anſicht und gröſsere Klarheit gewonnen werden wird. Rec. verkennt nicht, daſs manche Probleme auf ganz elementärem Wege zweckmäſsig und leicht aufgelöſt werden können, die man oft durch den höheren Calcul zu behandeln pflegt; bey anderen iſt jene Auflöſungsart mehr als ein Spiel des Scharfſinns zu betrachten, weſshalb ſie mehr Intereſſe für den Gelehrten als für den Lernenden haben, ſich alſo am wenigſten für ein *Lehrbuch* eignen wird. — Eher ſchon würde Rec. ſich darüber mit Hn. *B.* einverſtehen, daſs das Praktiſche der Aſtronomie ganz übergangen iſt; zumal da man das Werk als an das frühere deſſelben Vfs. über die geographiſchen Ortsbeſtimmungen ſich anſchlieſsend betrachten darf. Doch vermiſst er ungern wenigſtens eine kurze Beſchreibung der Inſtrumente und Beobachtungsmethoden, durch welche man die Beſtimmung der Örter der Geſtirne, die ſo oft im Werke vorausgeſetzt werden, erhalten kann; eben ſo eine nicht gerade detaillirte Theorie des Fernrohrs, und oft eine hiſtoriſche Notiz. — Dieſes über den Plan im Allgemeinen; es kömmt uns nun zu, das Werk, wie es iſt, von Hn. *B's.* eigenem Standpuncte, und nicht von dem aufgeſtellten, zu betrachten. Nehmen wir jenen an: ſo können wir dem Ganzen unſeren Beyfall nicht verſagen: denn überall zeigt ſich, daſs es mit Liebe zur Sache ausgearbeitet iſt, und daſs die beſten Quellen fleiſsig benutzt ſind. Jedoch werden wir die Mängel, die uns beym Durchleſen aufgeſtoſsen ſind, anzeigen; in der Hoffnung, dadurch den Beſitzern des Werks nützlich zu werden, und hin und wieder der Verbreitung eines Irrthums zu begegnen.

Das erſte Buch enthält die *ſphäriſche Aſtronomie.* Cap. I. *Von der täglichen Bewegung des Himmels.* Wir ſtoſsen S. 12 auf die erſten trigonometriſchen Formeln, und finden dabey, ſo wie in allen folgenden, immer den Radius der Tafeln als Sin. tot. eingeführt; dieſes hätte ſich durch die voranzuſchickende Bemerkung, daſs immer nur von trigonometriſchen Linien für den Halbmeſſer 1 die Rede ſeyn ſoll, vermeiden laſſen. — Die Relationen zwiſchen den Meridianhöhen und der Declination eines Geſtirns und der Polhöhe werden S. 14 aus der allgemeinen Gleichung

$$\sin h = \sin l \sin d + \cos l \cos d \cos a$$

(h Höhe, l Polhöhe, d Polardiſtanz, a Stundenwinkel) hergeleitet. Obgleich dieſes Verfahren nicht das

natürlichste zu seyn scheint: so tadelt Rec. es doch keineswegs, wenn Hr. *B.* die sich hier darbietende Gelegenheit ergriff, die speciellen Fälle aus den allgemeinen analytischen Bedingungen zu entwickeln; allein das Interesse solcher Entwickelungen wird durch Vollständigkeit und Rundung des Resultats erhöht, und beide würden vermehrt worden seyn, wenn statt der Höhen die Zenithdistanzen, und zwar südliche und nördliche mit verkehrten Zeichen, eingeführt worden wären. Man würde dadurch erhalten haben

$$\left.\begin{array}{l} z = d + l - 90^\circ \text{ über} \\ z = -d + l - 90^\circ \text{ unter} \end{array}\right\} \text{dem Pol.}$$

Cap. II. *Von der astronomischen Strahlenbrechung und Parallaxe.* Bey der Strahlenbrechung (S. 23) hätte Rec. den Satz, dass das Verhältniss der Sinus $= \sqrt{1+kd} : \sqrt{1+k'd'}$ ist ($k = k'$, wenn *nur* die Dichte die Verschiedenheit beider Mittel ausmacht), erläutert zu sehen gewünscht. §. 17 ist die genauere Darstellung nichts weniger als befriedigend; das Verhältniss $r' : c'$ ist nichts weniger als nahe constant, und der dafür angeführte Grund beweist nicht, was er beweisen soll. Denn $p : p + q$ hängt zwar von den Radien ab, allein nur die Function der Radien, die diese Abhängigkeit ausdrückt, und nicht die Abhängigkeit selbst konnte entscheiden, ob das Verhältniss nahe constant ist oder nicht. Nennt man die Radien x, den Erdhalbmesser a, die Dichte der Atmosphäre $\varphi(x-a)$: so ist

$$\frac{r'}{c'} = \frac{-x \cdot k}{1 + k\varphi(x-a)} \cdot \frac{d\varphi(x-a)}{dx} = -q$$

nur dann nahe constant, wenn die Dichte im arithmetischen Verhältnisse von $x-a$ wäre, welches nicht der Fall ist. Auch liegt hierin die Annäherung der *simpsonschen* Regel an die Wahrheit eben so wenig, als sie daraus folgen würde; ihr wahrer Grund ist, dass bey der Annahme einer geringen Ausdehnung der Atmosphäre alle c' für constante Veränderungen von x nahe constant sind, so dass die Summe aller r' zur Summe aller q ein constantes, und (indem q von den Zenithdistanzen unabhängig ist) für alle Zenithdistanzen dasselbe Verhältniss hat. Es macht auf Rec. einen unangenehmen Eindruck, Fehler so oft wiederholt zu sehen, als hier der Fall ist; wir finden im Wesentlichen denselben Fehler, nicht nur bey *Pasquich* (s. oben), sondern auch, wo wir ihn nicht erwartet hätten, in *Schuberts* theoret. Astronomie. Auch hätte Hr. *B.* hier zeigen sollen, dass die *simpsonsche* Auflösung nur Näherung ist, und *wo* sie von der Wahrheit abweicht; dieses wäre desto nothwendiger gewesen, da *Klügel* vor einigen Jahren das Gegentheil zu beweisen strebte. — Cap. III. *Von den scheinbaren Bewegungen der Sonne und der Zeitmessung.* Bey den Formeln für $(\varepsilon - \delta)$ S. 51 sieht Rec. nicht ein, warum die beiden Fälle $\alpha < 90^\circ$ und $\alpha > 90^\circ$ abgesondert sind; die dort für das Wintersolstitium gegebenen sind unrichtig, und sollten

$$\sin(\varepsilon - \delta) = \sin(\varepsilon + \delta)\ \mathrm{tgt}\,(45^\circ + \tfrac{1}{2}\alpha)$$

seyn; allein beide möchten schwerlich Vorzüge vor der Grundformel $\text{tang.} \varepsilon = \text{tgt}\,\delta : \text{Sin.}\,\alpha$ haben. — Bey den Formeln für die Verwandlung der auf den Äquator und die Ekliptik bezogenen Örter eines Sterns in einander (S. 54), vermissen wir die einfachen Ausdrücke, die man zur Controle der Rechnung benutzen kann:

$$\sin\lambda = \text{tang}\,\beta : \text{tang}\,(x-\varepsilon)$$
$$\sin\alpha = \text{tang}\,\delta : \text{tang}\,(y+\varepsilon).$$

Die dagegen vorkommenden Regeln über die Quadranten, in welche das gesuchte Stück fällt, sind unnöthig, und würden besser unterdrückt worden seyn; eine Betrachtung der Zeichen der trigonom. Linien, wenn man will, verbunden mit der Bedingung, dass Rectascension und Länge *zugleich* in den 1 und 4, oder 2 und 3 Quadranten fallen, macht diese Regeln ganz überflüssig; und so ist es denn besser, man lässt sie ganz weg, und untermischt nicht die analytischen Betrachtungen mit geometrischen, wodurch Anfänger verleitet werden könnten, jene für minder vollständig zu halten. — Auf einen bedeutenden Fehler sind wir auf der 58 Seite gestossen; er betrifft den schon oft und oben in der Anzeige des *pasquichschen* Werks von Rec. gerügten Irrthum bey der Berechnung des Effects der Präcession auf die Rectascension und Declination der Fixsterne; — es ist dadurch Alles, was auf der 59 S. steht, unrichtig geworden. — Cap. IV. *Von den Bewegungen des Mondes, seinen Lichtgestalten und den Finsternissen.* — Cap. V. *Von den Bewegungen der Planeten.* Diese beiden Capitel sind gut, und vorzüglich mit Benutzung der Exposition *du Système du monde* von *Laplace* bearbeitet. Nur S. 155 hätte Rec. die *schröterschen* Messungen der Durchmesser der Jupiterstrabanten, die doch weit vollständiger sind, als die einzelne angeführte von *Herschel*, gern erwähnt gefunden; und S. 173 hätte das, was *Herschel* über die Figur des Saturns bemerkt, nicht so als ausgemachte Thatsache gegeben werden sollen, da doch im XV Bande der *monatl. Corresp.* Zweifel dagegen geäusert wurden, und *Herschel* bey einer, wahrscheinlich dadurch veranlassten, neuen Untersuchung seine Behauptung zurücknahm. Auf den beygefügten Figuren des Saturns sind die dem Äquator parallelen Streifen viel zu dunkel ausgefallen. — Die S. 166 vorkommende Äusserung, dass die Entfernungen des Saturns, zur Zeit der Conjunction und Opposition, weniger von einander verschieden sind, als die der übrigen Planeten, ist wohl nur ein Schreibfehler.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Was fangen wir heute an?* Eine Sammlung gesellschaftlicher Spiele und Lieder für gebildete Cirkel. Freunden geselliger Fröhlichkeit geweihet von *Wilhelm Besser*. Zweyte sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe, nebst einigen Melodieen. 1812. 188 S. 8. (16 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1807. No. 135.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 SEPTEMBER, 1812.

MATHEMATIK.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Aſtronomie*, von *J. G. F. Bohnenberger* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Das 2 Buch beſchäftigt ſich mit der *theoriſchen* Aſtronomie. Cap. I. *Von der Geſtalt und Gröſse der Erde.* Die beſten Gradmeſſungen ſind hier zuſammengeſtellt und benutzt; jedoch nicht nach der einzig wahren Methode der kleinſten Quadrate. Dieſe Methode macht gewiſſermaſsen eine neue Epoche in der rechnenden Aſtronomie, und Rec. hält ihre Vernachläſſigung, und gar ihre Erſetzung durch eine andere, für einen weſentlichen Mangel des vorliegenden Werks. Die Schwierigkeit der Darſtellung dieſer Methode kann der Grund nicht geweſen ſeyn, warum wir ſie hier vermiſſen: denn ſie iſt theils in der That nicht ſo groſs; theils kommen manche andere Dinge vor, die ſchwieriger ſind, überdieſs auch oft Reſultate, die nur als Reſultate erſcheinen, indem ihre Erfindung ohne Analyſe des Unendlichen unmöglich war. — Rec. hätte übrigens gern die Reſultate der *bis Iviza verlängerten* franzöſiſchen Gradmeſſung hier gefunden. — Cap. II. *Von den Bewegungen der Erde und den davon abhängenden Erſcheinungen.* Die Art der Unterſuchung der Parallaxen und der Aberration in dieſem Capitel hat nicht den Beyfall des Rec.; — warum wurde nicht die lichtvollere und mehrumfaſſende Betrachtung der rechtwinklichen Coordinaten gewählt? — Alles, was von den Parallaxen geſagt worden iſt, würde ſich dadurch beſſer haben geben laſſen, und den Unterſuchungen über die Aberration näher gekommen ſeyn Der 159 §. ſcheint uns nicht mit der nöthigen Kritik, die wir auch an mehreren Stellen vermiſſen, geſchrieben zu ſeyn; die von *Piazzi* gefundenen Declinationsparallaxen einiger Sterne würden Rectaſcenſionsparallaxen vorausſetzen, die ſich mit *Bessels* auf die ſehr genauen *bradleyſchen* Beobachtungen gegründeten Rechnungen durchaus nicht vereinigen laſſen, und die auch längſt von *Bradley*, *Maskelyne*, *v. Zach*, *Piazzi* und allen Aſtronomen, welche Hülfsmittel zu genauen Rectaſcenſionsbeobachtungen beſitzen, hätten gefunden werden müſſen, wenn ſie in dieſer Gröſse wirklich exiſtirten. Cap. III. *Von den Geſetzen der Bewegung der Planeten um die Sonne und der Geſtalt ihrer Bahnen.* Das Geſchichtliche iſt hier nicht vernachläſſigt, und *Keplers* Entdeckungen ſind ſehr gut beygebracht. Auch enthält dieſes Capitel viele bequeme Formeln (die hieher gehörigen aus *Gauſs Theoria motus corporum etc.*) und die Tafel der Elemente der Planetenbahnen aus *Laplace's* Expoſition. Allein auch hier würde man beſſer zur Auflöſung der Aufgabe, aus dem heliocentriſchen Orte eines Himmelskörpers den geocentriſchen zu finden, gelangt ſeyn, wenn man eine allgemeinere Auflöſung des Parallaxenproblems zum Grunde gelegt hätte. — Eine Anweiſung, wie man die Anomalie in einer der Parabel ſehr nahe kommenden Bahn berechnen ſoll, vermiſſen wir bey der übrigen Vollſtändigkeit dieſes Capitels ungern. Wenigſtens hätten wir eine Andeutung des Verfahrens, und eben ſo eine Nachricht von der weiteren Ausdehnung des *lambertſchen* Thorems auf Ellipſen und Hyperbeln, und von der allgemeinen Auflöſung der Aufgabe, aus zwey Örtern eines Himmelskörpers, und der Zeit, die er gebrauchte, um von dem einen zum andern zu gelangen, ſeine Elemente zu finden, zu ſehen gewünſcht. Cap. IV. *Von den Bahnen der Kometen.* *Olbers* Methode iſt hier erläutert und auf ein Beyſpiel angewandt. Die Formeln §. 214 ſind nicht richtig; ſie ſollten ſeyn:

$$\text{Cos } z' = \frac{2\sqrt{r'\,r''}}{r''+r'} \cdot \text{Cos } \tfrac{1}{2}(u''-u')$$

$$\text{Cos } z'' = \frac{2\sqrt{r'\,r'''}}{r'''+r'} \cdot \text{Cos } \tfrac{1}{2}(u'''-u')$$

$$k' = (r''+r')\,\text{Sin } z'$$

$$k'' = (r'''+r')\,\text{Sin } z''.$$

Allein genauer rechnet man mit folgender:

$$\text{tang } y' = \frac{2\sqrt{r'\,r''}}{r''-r'} \cdot \text{Sin } \tfrac{1}{2}(u''-u')$$

$$k' = (r''-r')\,\text{Sec } y'$$

oder, wenn man die Ausdrücke für Cos z', Cos z'' = tang ψ', tgt ψ'' ſetzt:

$$k' = (r'+r'')\sqrt{\frac{2\,\text{tgt }\psi'}{\text{tgt }2\,\psi'}}$$

Jedoch kann man die Berechnung der Chorden ganz vermeiden, und die Zeit direct nach der Formel

$$T = \frac{3K}{2\sqrt{2}}(r'+r'')^{\frac{3}{2}}\left(\sin\alpha + \tfrac{1}{3}\sin 3\alpha\right)$$

berechnen, in welcher

$$\text{Cos } 2\alpha = \frac{2\sqrt{r'\,r''}}{r'+r''}\,\text{Cos } \tfrac{1}{2}(u''-u')$$

oder

$$\text{tang } \alpha = \sqrt{\text{tgt }(45^\circ - \psi)}$$

iſt. Dieſe Formel iſt allgemein richtig, der Winkel $u''-u'$ mag gröſser oder kleiner als 180° ſeyn; wobey ſich jedoch von ſelbſt verſteht, daſs man das

Zeichen von Tang ψ' beachten muſs; — der Logarithme von $\frac{3}{2}\frac{K}{i}$ ist $= 1{,}463388629$, wenn man die Masse der Erde $= \frac{1}{3\,14\,116}$ setzt. — Das V Cap., *von der Bahn des Mondes um die Erde, und den Bahnen der übrigen Nebenplaneten um ihre Hauptplaneten*, hat Rec. keinen Stoff zu Bemerkungen dargeboten.

Die *Gesetze der Bewegung und ihre Anwendung auf die Bewegung der Himmelskörper* sind im 3 Buche enthalten. Rec. kann diesem Buche das Zeugniſs nicht versagen, daſs es gut, mit *eigener* Einsicht des Vfs. und mit fleiſsiger Benutzung der Schriften *Newtons* und *Laplace's* bearbeitet ist; auf der anderen Seite fühlt er hier an sehr vielen Stellen das Drückende der Einengung, der sich der Vf. unterwarf, indem er allen höheren Calcul ausschloſs. Über diese Ausschlieſsung und die daraus erwachsenden Nachtheile hat sich Rec. schon oben geäuſsert. — Da die Anzeige der den vorhergehenden Büchern gewünschten Verbesserungen nur den Zweck hat, dem *bohnenbergischen* Werke bey einer ihm vielleicht bevorstehenden neuen Auflage zu nützen: so unterdrückt Rec. eine umständlichere Anzeige des 3 Buchs, indem er dem Vf. seinen Wunsch zu erkennen giebt, dieses Buch, trotz der darin oft vorkommenden sinnreichen Wendungen, im erwähnten Falle ganz umzuarbeiten, und dadurch den Lernenden an einem nicht abgerissenen Faden zu den Schriften unserer heutigen Geometer zu führen. — Der Inhalt dieses Buchs besteht in der Darstellung der Gesetze der Bewegung, der Wirkung der Schwere, der Theorie der Bewegungen der Himmelskörper und der allgemeinen Schwere, der Störungen der elliptischen Bewegungen durch die gegenseitige Anziehung, der Gestalt der Himmelskörper, der Schwere auf ihren Oberflächen, und der Veränderung der Lage ihrer Umdrehungsaxen. Es ist das reichste im Werke, und verdient von den Kennern der Wissenschaft gelesen zu werden. I. W.

Dessau, auf Kosten des Vfs., b. Schlieder: *Anfangsgründe der Algebra.* Zum Nutzen der Jugend herausgegeben von *Meyer Elkan Fürth.* Dritter Theil. 1811. Mit einem Anhange von Verbesserungen und Zusätzen zu diesem Werke. IV u. 186 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es ist eine traurige Erfahrung, wenn mathematische Schriften, die mit Talent und Fleiſs geschrieben, und daher geschickt sind, die Denkkraft ihrer Leser zu wecken und zu beleben, keine so allgemeine Aufnahme finden, als sie es verdienen. Dieses widrige Schicksal traf den ersten und zweyten Theil obiger Schrift, welche wir unseren Lesern in No. 138 vom J. 1810 vortheilhaft angezeigt haben. Der Grund davon mag nicht sowohl in dem Mangel einer lobenswürdigen Wisbegierde, als vielmehr in der ungünstigen Lage manches Studirenden liegen, was in unseren Tagen leider nichts Seltenes ist. Wir bedauern es daher aufrichtig, wenn der in obiger Anzeige aus ganz anderer Absicht geäuſserte Wunsch: *der Vf, möge uns mit der weiteren Fortsetzung seiner Algebra beschenken*, der mit diesem dritten Theile zu unserer Zufriedenheit in Erfüllung ging, nun auch so *buchstäblich* sollte erfüllt werden, daſs der Vf., welcher dem Publicum gerne mit dem Kinde seines Geistes ein Geschenk macht, demselben auch noch obendrein Papier- und Druck-Kosten schenken müſste. Um dieſs von unserer Seite möglichst zu verhindern, bemerken wir, daſs dieser dritte Theil den früheren weder an Mannichfaltigkeit der Gegenstände, noch an Gründlichkeit der Bemerkungen nachsteht. Wir müssen daher Jedem, der die Elementarlehren der niederen Algebra inne hat, und das Bedürfniſs fühlt, seine Kenntnisse darin zu erweitern, dieſes ganze Werkchen, als einen zweckmäſsigen Leitfaden dazu, mit Überzeugung empfehlen. Es enthält keinen zusammenhängenden algebraischen Lehrcursus, aber eine gute Auswahl wichtiger Materien daraus, die in einzelnen kleinen Abhandlungen mit Präcision und Deutlichkeit dargestellt werden. In diesem dritten Theile wird zuerst die wichtige Lehre von dem gemeinschaftlichen Maſse der Gröſsen und der Primzahlen (S. 1—32) mit Ausführlichkeit entwickelt. Wir halten diesen Abschnitt für besonders geeignet, den Zögling mit der Natur dieser Gröſsen vertraut zu machen, und ihre Eigenschaften mit den Augen des Geistes zu schauen. Der folgende, von den Eigenschaften der Dignitäten (S. 32—62), enthält lehrreiche theoretische Betrachtungen, aus welchen interessante praktische Resultate hervorgehen: Ferner werden (S. 63—89) die Eigenschaften mehrerer Zahlenreihen entwickelt, worauf eine zwar kurze, aber wohlgerathene Abhandlung von Versetzung den Buchstaben (S. 90—98) folgt. In dem Abschnitte vom allgemeinen Ausdrucke der Dignitäten (S. 99—108) werden die Formeln für $(a+b)^n$ unter den verschiedenen Annahmen, daſs n eine ganze, eine gebrochene und negative Gröſse sey, dargestellt. Das nächste Capitel enthält lehrreiche Aufgaben über die Trigonalzahlen (S. 108—136), und den Schluſs machen (S. 136—146) einige Probleme, wovon wir eines abgekürzt mittheilen. Wie kann aus den Seiten eines rechtwinklichen Dreyecks eine stetige geometrische Proportion gebildet werden? Die Katheten seyen a und b, die Hypothenuse c: so ist $a^2 + b^2 = c^2$, folglich 1) $c^2 - a^2 = b^2$, und 2) $c^2 - b^2 = a$. Da nun $c^2 - a^2 = (c+a) \times (c-a)$, und $c^2 - b^2 = (c+b) \times (c-b)$ ist: so wird aus 1) $(c+a) \times (c-a) = b^2$, und aus 2) $(c+b) \times (c-b) = a^2$. Aus jenem folgt $c+a : b = b : c-a$, und aus diesem $c+b : a = a : c-b$, welches die zwey verlangten stetigen Proportionen sind. — Den Inhalt des Anhangs (S. 149—186) besagt der Titel.

Δ.

KIRCHENGESCHICHTE.

Berlin, b. Frölich: *Zur neuesten Geschichte der Religion, des Kirchenwesens und der öffentlichen Erziehung.* Herausgegeben von D. *H. P.*

C. Henke. Zweyter Beytrag. 1806. 176 S. gr. 8. (12 gr.)

In diesem zweyten Beytrage, mit welchem die Zeitschrift schon geschlossen wurde, sind vier Aufsätze enthalten, von welchen insgesammt der verst. *Henke*, wie er überhaupt bey seinen Journalen zu thun pflegte, nur der Herausgeber ist. I. *Actenstücke zur Geschichte der Vermählung einer herzogl. sächsisch-coburgischen Prinzessin mit dem kaiserl. russischen Grossfürsten Constantin und ihres Übergangs zur griechischen Kirche.* Der Herzog *Ernst Friedrich* giebt im J. 1795 seinem Consistorium die Nachricht, dass eine von seines Sohnes und Erbprinzen Töchtern sich mit einem kaiserlichen Prinzen von Russland vermählen dürfte. Da dergleichen Vermählungen mit dem Übertritte zur griechischen Kirche verknüpft zu seyn pflegen: so wünscht er, um sich wegen dieses Schrittes beruhigen zu können, vor allen Dingen über die Fragen belehrt zu seyn: 1) ob eine von seinen Enkelinnen, welche ihr Glaubensbekenntniss noch nicht abgelegt; 2) ob eine derselben, welche bereits ihr Glaubensbekenntniss öffentlich abgelegt, ohne Gewissensverletzung und Verlust ihres ewigen Heils zur griechischen Kirche übertreten möge. Der Herzog befiehlt dem Consistorium, dem Hof- und Stadt-Ministerium, so wie den Superintendenten zu Rodach und Neustadt ihre schriftlichen Gutachten darüber abzufodern, und sie unter Begleitung seines eigenen Gutachtens an ihn einzusenden. Alle diese Aufsätze sind hier abgedruckt. Sie finden insgesammt, besonders im zweyten Falle, grosse Bedenklichkeiten bey diesem Schritte, mildern sie aber dadurch, dass nur vom Übertritt von einer Partey, nicht von einer Religion zur anderen, auch nicht von einer Abschwörung und Widerrufung des bisherigen Glaubens die Rede sey, und dass in neueren Zeiten der Glaube der griechischen Kirche in Russland in der Wirklichkeit sich verbessert und dem protestantischen genähert habe. Ein paarmal wird zu verstehen gegeben, dass ja doch die Prinzessin im Herzen Protestantin bleiben könne. S. 9. „Die Prinzessinnen werden sich blos wegen politischer Verhältnisse, die nun einmal nicht zu ändern sind, zur griechischen Glaubenspartey äusserlich bekennen müssen. Trauen wir Ihnen nun so viele Ehrfurcht gegen Gott, so viele Liebe zur Wahrheit und Rechtschaffenheit zu, dass Sie im Herzen stets der besseren und richtigeren Überzeugung treu bleiben werden: so sind wir nicht abgeneigt, zu vermuthen, dass selbst Gott, der das Herz ansieht — Ihnen seinen Beyfall nicht versagen wird, das Mitleid, die Nachsicht Ihnen schenken werde, welche Personen Ihres Standes in dergleichen verwickelten Lagen so sehr verdienen." S. 19. „Nähme man aber nun die neue Religion als eine wirkliche, blos in aufserwesentlichen Stücken von der alten abgehende, ohne Ursache seines Gewissens an: so möchte doch zu wünschen seyn, dass Bücher der alten Religion zur weiteren Belehrung und Befestigung in der heilsamen Wahrheit mitzunehmen erlaubt würde." Das Consistorium in seinem Bericht erinnert übrigens ausdrücklich, dass die Prinzessinnen aus eigenem freyem Willen und aus innerer Überzeugung, ohne fremde Einwirkung, einen Entschluss fassen müssen. Es hält für nöthig, dass ihnen sämmtliche Gutachten zur strengen Prüfung und gewissenhaften Erwägung mitgetheilt werden, und erklärt dem Herzog, dass er nur nach einer vollkommen frey gefassten Entschliefsung seiner Grostöchter seine Einwilligung zur Vermählung geben könne. Der Herzog resolvirte darauf, dass der Consistorialrath und Generalsuperintendent D. *Bagge* und die beiden Hofgeistlichen über die in den Gutachten enthaltenen Bedenklichkeiten den Prinzessinnen einen mündlichen Vortrag halten, mit ihnen eine gründliche Unterredung pflegen, und ihnen einige Tage zur Selbstprüfung und Überlegung lassen, zuletzt aber ihm ihre freye Entschliefsung einberichten sollen. Zwey Prinzessinnen, *Antoinette* und *Juliane* (die älteste, *Sophie*, nun vermählte Gräfin *Menzdorf Bouillis*, erklärte sich nicht, weil sie glaubte, dass sie nicht gewählt werden würde) gaben schriftliche Erklärungen von sich, welche in der Hauptsache einstimmig sind. Sie erklären beide, dass, wenn sie bestimmt seyn sollten, in Russland zu bleiben, sie den Antrag nicht abweisen würden, weil die Hauptlehren der griechischen Kirche auch die unserigen seyen, weil beide auf die Erfüllung der alten ächten christlichen Religion dringen, und weil sie, die Prinzessinnen, durch ihren Übertritt nicht gehindert werden, durch einen treuen Lebenswandel die festgeglaubten evangelischen Wahrheiten, nach ihrer bisherigen Überzeugung, frey vor der Welt zu bekennen. Auch halte ich davor, sagt die eine, dass ein Beruf, der so deutlich anzuzeigen scheint, dass er von Gott komme (da weder meine Ältern, noch ich etwas unternommen, um jenes Vorhaben zu veranlassen oder zu befördern), mich frey von dem Versprechen mache, die evangelisch-lutherische Religionsform stets zu beobachten, da diese nur das Äussere der Kirche und nicht die Religion selbst ist, der ich ja ferner auf das getreueste nachleben darf, und hiemit angelobe, unter dem Segen Gottes bis an meinen Tod auch wirklich treulich nachzuleben. Der Herzog gab hierauf seine Einwilligung; die Erbprinzessin von Coburg reiste mit ihren drey Töchtern nach Petersburg, und die Prinzessin *Juliane* wurde zur Gemahlin des Grosfürsten *Constantin* gewählt. Die Würde und Gewissenhaftigkeit, womit sich das edle deutsche Fürstenhaus in dieser Sache benahm, verdient die gröste Achtung. II. *Berichtigung einiger Geschichtschreiber in ihren Nachrichten von den Quäkern. Eine abgekürzte Übersetzung der Schrift: A refutation of some of the more modern misrepresentations of the society of friends — by J. G. Bevan.* London 1800. Die Schriftsteller, welche hier berichtigt werden, sind *Mosheim*, *Maclaine*, *Formey*, *Hume*, die Verfasser der *brittischen Encyklopädie* und *Wesley*. Das Buch ist von einem Mitgliede der Gesellschaft mit der sie auszeichnenden Ruhe, Gesetztheit und

Mifsgunst geschrieben. Es ist um so erwünschter, dafs es hier in unserer Sprache übersetzt geliefert wird, da auch in Deutschland so manche Irrthümer in Ansehung der Gesellschaft der Freunde noch immer im Umlaufe sind. Wir wollen doch einiges minder Bekannte auszeichnen. Die Quäcker werden durch die Regeln ihrer Disciplin gehindert, *einander* gerichtlich zu belangen, und sind verbunden, ihre Streitigkeiten einer schiedsrichterlichen Entscheidung zu übergeben. Weigert sich einer der Streitenden, sich in eine von diesen Anordnungen zu fügen, oder, wenn er sich darein gefügt hat, es bey dem schiedsrichterlichen Urtheile bewenden zu lassen: so verordnen die Regeln, dafs er von der Gesellschaft ausgeschlossen werde. In diesem Falle hat der andere die Freyheit, ihn weiter gerichtlich zu belangen; und so wie die Glieder der Gesellschaft es sich gefallen lassen müssen, auf die Auffoderung ihrer Mitunterthanen vor Gericht zu erscheinen: so sind sie, *als Engländer*, gewifs nicht von dem Rechte, zu klagen, ausgeschlossen, auch vermeiden sie es nicht immer, es auszuüben. Sie bekleiden auch manche Ämter in der bürgerlichen Gesellschaft; sie werden z. B. Vormünder, Geschäftsträger, Testamentsvollzieher, Hofmeister, Armenvorsteher. Was andere Ämter in den Kirchspielen, Grafschaften u. s. w., worin man sie weniger häufig findet, betrifft: so mufs man erwägen, dafs entweder der Eid, welcher dabey erfodert wird, oder irgend eine mit dem zarten Gewissen eines *Freunds* unverträgliche Verrichtung in denselben die Ursache ist, weshalb er sie vermeidet. Eine Abneigung, dem Staate zu dienen, liegt dabey nicht zum Grunde: denn in Fällen, wo keine solchen Hindernisse obwalten, haben die *Freunde* eine solche Dienstscheu nicht gezeigt, welches schon daraus erhellt, dafs sie bey der Regierung von Pensylvanien so häufig angestellt waren, auch verwalten sie nicht selten in England gewisse öffentliche Ämter, besonders die der Armenvorsteher und Aufseher über die Heerstrafsen. Dafs verschiedene unter den ersten *Freunden* in der Armee gedient hatten, läfst sich nicht leugnen; auch mufs man zugeben, dafs einige wahrscheinlich noch während des Militärdienstes ihre Lehre annahmen. Allein da es immer ihr fester Grundsatz war, keine Waffen zu gebrauchen: so ist es noch wahrscheinlicher, dafs sie die Armee sobald als möglich verliefsen. Einige blieben jedoch bey derselben, bis *Cromwell* einen Eid von ihnen verlangte, da sie denn auf ihre Weigerung verabschiedet wurden. Von *Wesley* wird, ungeachtet seiner Angriffe auf das Quäckerthum, mit grofser Achtung in diesem Buche gesprochen. Es wird bedauert, dafs er, statt die Quäcker als Mitbeförderer der Heiligkeit zu lieben, sie vielmehr als Leute, die in sein Gebiet eingreifen, mit Mifsfallen betrachtet habe. Er wird selbst entschuldigt, dafs er in seiner Kirchengeschichte so manche falsche Nachrichten und Urtheile über die Quäcker geliefert habe, und zwar damit, dafs er bey der Herausgabe dieser Schrift schon 78 Jahre alt war, und sowohl dadurch, als auch durch die Geschäfte seines Lehramts und seine Reisen, verhindert wurde, die zu einem solchen Werke erfoderlichen gelehrten Nachforschungen anzustellen. III. *Zur Geschichte der Universität und der Jesuiten in Breslau.* Es hielt ganz aufserordentlich schwer für die Jesuiten, sich in Schlesien, und besonders in Breslau festzusetzen, eine lange Reihe von Jahren wurde dagegen gearbeitet und protestirt, die Jesuiten mufsten selbst ein paarmal wieder abziehen; aber sie waren es doch, welche den schon im Anfange des 16 Jahrhunderts gefafsten, und von mehreren Seiten, besonders durch den Papst, vereitelten Plan, eine Universität zu Breslau zu stiften, wieder aufnahmen, und nach langen und grofsen Schwierigkeiten durchsetzten. Die Abhandlung ist aus guten Quellen geschöpft, und geht sehr ins Detail. IV. *Cardinal Stephan Borgia*, von D. *Friedr. Münter*, aus dem Dänischen. Eine wahre Gedächtnifsschrift — sagt der Vf. selbst — denn er habe dabey fast nichts als sein Gedächtnifs gehabt. Er wurde auf seinen Reisen als Jüngling von dem Cardinale mit der gröfsten Liebe aufgenommen, und stand seitdem im vertrautesten Verhältnifs mit ihm. Wen sollte eine solche, aus Verehrung, Dankbarkeit und langer vertrauter Bekanntschaft geflossene Denkschrift auf einen mit Recht berühmten Mann nicht interessiren? Einiges möchte aber doch zu berichtigen seyn, z. B. wenn des *Paulinus a St. Bartholomaeo Systema Brahmanicum* immer *Museum* genannt wird. Bschff.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Leonora*, von *Maria Edgeworth*, bearbeitet von dem Verfasser der Heliodora. Mit Kupfern. 1809. Zwey Bände. 246 u. 230 S. 8. (2 Rthlr.) Wenn auch die äufseren Umgebungen uns nicht daran erinnerten, dafs wir uns in einem fremden Lande befinden: so rufen es uns die handelnden Personen selbst mit ihrer charakteristischen Originalität zu. Leonore ist ein grofses Gemüth, wie es sich in den Dichtungen der Continentalbewohner nicht oft findet. Mit vieler Kraft vereinigt sie eine seltene Würde. Die Briefform, in welcher sich sonst der Roman nicht immer zum besten ausnimmt, ist hier recht an seiner Stelle, da die Charaktere der handelnden Personen so anziehend sind, und man sie am liebsten hört, wenn sie sich selbst aussprechen. Wie sich die deutsche Bearbeitung gegen das englische Original verhält, kann Rec. nicht bestimmt angeben, da ihm das letztere zur Vergleichung fehlt; aber verloren kann es wohl nicht viel haben, da die Geschicklichkeit des deutschen Bearbeiters bekannt, und sein Fleifs sichtbar ist. Für weibliche Bildung ist hier mancherley Brauchbares zu finden. Merkwürdig ist der Schlufs: „Glücklich der Himmelsstrich, unter welchem kein giftiges Geschöpf leben kann! Dreymal glücklich das Land, dessen Gesetze und heilsame Sitten ausländische Laster zurückstofsen.“ d—B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 SEPTEMBER, 1812.

STATISTIK.

Mainz, b. Kupferberg: *Statiſtiſches Jahrbuch für das Departement des Donnersbergs.* — Jahr 1811. — Von *Ferdinand Bodmann*, Diviſionschef bey der Präfectur. 360. S. 8. (1 Rthlr.)

Schon ſeit einigen Jahren zeichnet ſich das bisher in franzöſiſcher Sprache erſchienene Jahrbuch des Vfs. vor mehreren ähnlichen Arbeiten über andere Departements ſehr zu ſeinem Vortheile aus; noch mehr gewinnt der gegenwärtige für die durchaus deutſchen Bewohner deutſch geſchriebene Jahrgang vor ſeinen älteren Brüdern an Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit, da die Sorgfalt des Hn. *B.* noch durch zwey andere Gelehrte, die Hnn. *Weizel* und *Muller*, Unterſtützung erhalten hat. Die ſämmtlichen Bearbeiter liefern durch die lobenswerthe Arbeit zugleich den Beweis, daſs offenherzige, mit dem erfoderlichen Anſtande vorgetragene Äuſserung der Geſinnung über beſtehende Anordnungen in Frankreich keine verbotene Waare ſey, wie ſo Mancher aus dem nicht hinlänglich getaſten Geiſte einzelner Verfügungen voreilig ſchloſs. Das Ganze zerfällt, wie in den früheren Jahren, in den Kalender, die genealogiſche Aufzählung der regierenden Häuſer Europens, und in die allgemeine Überſicht der Hauptverwaltungszweige von ganz Frankreich. Dieſe aus dem *Almanach Impérial* entlehnten, hin und wieder mit näheren Aufklärungen verſehenen Rubriken nehmen den dritten Theil des Raumes weg, der übrige iſt dem Departem. des Donnersbergs ausſchlieſsend gewidmet. Zweckwidrig wurde die Aufzählung der einzelnen hinlänglich bekannten Rubriken der franzöſiſchen Anordnungen ſeyn; nähere Belehrung hingegen verſchaffen dem nicht hinlänglich in die Verfaſſung Eingeweiheten einzelne ausgehobene Bemerkungen. S. 64 erfahren wir, daſs die durch frühere kaiſerliche Decrete aufgehobenen Appellationsgerichte für jetzt noch vorhanden ſind, aber bald durch den *kaiſerlichen Gerichtshof* ſollen erſetzt werden, welcher nicht bloſs die Appellationen in Civilſachen und in Zuchtpolizeyſachen unterſucht, ſondern auch eine Section der Anklagen enthält, welche auf Betrieb des Generalprocureurs beſtimmt, ob ein Gegenſtand vor das in den einzelnen Diſtricten auf kurze beſtimmte Zeit niedergeſetzte *Aſſiſengericht* gebracht werden ſoll oder nicht; dieſe Gerichte erſetzen die bisherigen Geſchwornen-Gerichte; die näheren Beſtimmungen werden ſich erſt bey der vollendeten Organiſation zeigen. — In Rückſicht der Kriegsmacht folgt der Vf. S. 83 mit Recht nicht dem *Almanach Impérial*, ſondern dem 1810 zu Paris erſchienenen *Emplacement des Troupes de l'Empire François*, ob er gleich ſeine Quelle nicht nennt. Nach demſelben ſind ſtatt der ehemaligen 122 Regimenter Linieninfanterie durch Zuſammenziehung jetzt vorhanden 99 Reg., jedes zu 5 Bataillons (das fünfte dient als Depot); davon ſtehen 51 in Spanien. Von den 27 Reg., leichter Infanterie 21 in Spanien. 10 Halbbrigaden zu drey Bataillons, aus dem Depot errichtet, ſind in ihre Regimenter in Spanien eingerückt. So auch 4 proviſoriſche Reg. zu 2 Bataillons, und 7 Hülfsbataill. der Armee in Spanien. Von den 14 Cüraſſierreg. ſteht 1 in Spanien; von den 30 Dragonerreg. 15 in Spanien; von den 26 Chaſſeurreg. ſind 5, und von den 11 Huſarenreg. 6 in Spanien; ſo auch 1 proviſoriſches Reg. ſchwerer Reiterey, 10 proviſ. Dragonerregimenter, und 2 proviſor. Chaſſeurreg. Von den Artillerieregimentern iſt nicht angegeben, was in Spanien ſteht; aber von den Bundestruppen befinden ſich daſelbſt 4 Linienreg. Schweizer, 1 Bat. Walliſer, 1 Bataillon Neufchateller, 8 Infanterie Reg. zu 2 Bataillons, 4 Esquadrons Dragoner und Jäger, 1 Reg. Artillerie zu Fuſs, 1 Comp. Artillerie zu Pferd, nebſt dem Train von 5 Comp. Italiäner, und 3 Reg. Infanterie, nebſt 2 Reg. Chaſſeurs Neapolitaner. Ferner 1 Reg. Infant. von Heſſendarmſtadt, 2 Reg. von Naſſau, nebſt 1 Esquadron Jäger zu Pferd, 3 Reg. Sachſen, 1 Reg. Würzburg, 1 Bataillon Frankfurt, 6 Comp. von den kleineren Fürſten, 3 Infant. Reg. Warſchau, 1 Comp. Artillerie, 1 Comp. Sappeurs; 2 Infant. Reg. Holländer, 1 Esq. Huſaren, 2 Comp. Artillerie u. ſ. w.; 3 Infant. Reg. Weſtphalen, von jedem nur 1 Bataillon, 1 Bat. leichte Infanterie, 1 Comp. Artillerie, 1 Reg. Jäger zu Pferd; dann 3 bergiſche Infant. Reg., 1 Comp. Artillerie und Train. Überdieſs ſteht in Spanien die hannöveriſche Legion von 2 Bat. und 4 Esquadrons; die Weichſellegion von 4 Inf. Reg. und 4 Esquadrons Ulanen; die portugieſ. Legion von 5 Inf. Reg. und 2 Jäger-Reg. zu Pferd. Aus der Zuſammenſtellung dieſer kurzen Überſicht wird es erſt ganz fühlbar, mit welcher unwiderſtehlichen Überlegenheit Kaiſer Napoleon in Spanien kämpft, und wie ſehr aller Widerſtand die irre geleitete Nation ihrem Verderben immer näher führen muſ[illegible] anzöſ. Kaiſerthum zählt nun 15 [illegible] 5 Biſchöfe, wozu noch die in d[illegible] Departements anzuordnenden ko[illegible]

Von dem [illegible]sberge wird S. 120 f. die Lage, [illegible]se mit 98 geogr. Quadratmeilen a[illegible] die Flüſſe, ſondern alle Bäche ſind beynahe zu kleinlich aufgezählt. Die Erhebung des Donnersbergs beträgt 350 Klafter; wegen ſeines Hervorragens über die umliegenden Berge verdient er aber ſeiner mittelmäſsigen Höhe ungeach-

tet, dafs das Depart. von ihm den Namen trage. Die Eintheilung in 4 Bezirke ist längst bekannt; die Bevölkerung wird nach der Zählung von 1809 auf 435,870 Seelen angegeben, zugleich aber die Unzuverläfsigkeit dieser Zählungen nicht unbemerkt gelafsen. Man entzog sich wo möglich der Zählung, aus Furcht, es folge eine neue Steuer, oder erhöhete Contingente der Conscription. „Zu Zeiten fanden es aber auf der Gegenseite die Verwaltungen der Gemeinden (auch wohl die Präfecten?) ihrem Interesse gemäfs, die Bevölkerung zu hoch anzuschlagen, um eine Gehaltserhöhung zu erhalten.“ Die Bevölkerung ist im Steigen; „doch scheint die Vermehrung der indirecten Abgaben der Bevölkerung, und namentlich in den Städten, nicht zuträglich zu seyn.“ Auch schadet die Auswanderung. „Sie währt auch im J. 1810, aller Vorsichtsmafsregeln der Regierung ungeachtet, noch fort; und diese Mafsregeln werden immer unzureichend bleiben, so lange die Regierung Ausländer, die unwissende Menschen verleiten, ihr Vaterland zu verlafsen, und durch ihre Verhältnisse gegen die gewöhnlichen Verfolgungsmittel gesichert sind, ihr strafbares Geschäft ungestört treiben läfst.“ Die weiteren interessanten Bemerkungen über diesen Gegenstand S. 184 f. dürfen wir, um Weitschweifigkeit zu vermeiden, nicht ausheben; es wanderten aus Familien von Landleuten, Geistliche, ehemalige Beamte, Gelehrte, weil sie sich in die neue Ordnung der Dinge nicht zu finden wufsten. — Vielleicht ist die S. 188 niedergelegte Darstellung nicht allgemein bekannt, dafs es in Frankreich zwey Classen von Ärzten giebt, eine höhere, welche die Doctoren der Medicin und Chirurgie, und eine niedere, welche die *Gesundheitsbeamten* ausmachen. „Das letztere sind Leute, deren Vermögen ein kostspieliges Studium nicht erlaubt, die aber durch sechsjährige fleifsige Arbeiten, oder durch einen fünfjährigen Aufenthalt in Bürger- und Militär-Hospitälern, sich hinlängliche praktische Kenntnisse erwarben, um fähig zu seyn, Kranke zu besorgen, und die Irrthümer zu vermeiden, welche Unwissenheit und Unerfahrenheit nur zu oft begehen. Sie werden von medicinischen Jury des Departements creirt, und sind insbesondere für die Ausübung der kleinen Heilkunde auf dem Lande bestimmt.“ — Die directen Steuern, deren Totalbetrag von dem Departementalrathe unter die vier Bezirke, von diesen unter die Gemeinden und durch die Steuervertheiler an jeden einzelnen Steuerpflichtigen vertheilt werden, betragen im Ganzen 4,125,762 Franken. Sie umfassen die Grundsteuer mit 26 ⅔ Zulagecentimes, die Personal-, Mobiliar-, Thür- und Fenster-Steuer; dann noch die Patentengebühr, die Beyträge zu dem Rheindamme, zum Nord- o w. Jeder Kopf zahlt nach d gefähr 9½ Franken. Die in sich nicht auf ähnliche We man an, dafs ihr Verhältni n, wie bey der allgemeinen nach Abzug der Domainen un lsquellen), sich ungefähr verhält wie 2 zu 3: so zahlt jeder Kopf im Ganzen gegen 16 Franken, welches unter den gegenwärtigen Umständen, bey gleicher Vertheilung, keine zu drückende Auflage ist. — In Rücksicht der Religion sind (S. 245) „die Beyspiele der Intoleranz äufserst selten; man überläfst die Religion, als eine Sache des Gewissens und der persönlichen Überzeugung, der Einsicht und dem Gefühle des Menschen, und sein Schicksal nach diesem Leben der Gnade jenes höchsten Wesens, das alle seine Geschöpfe mit gleicher Milde an seinem väterlichen Herzen trägt.“ Über ein Drittheil der Einwohner bekennt sich zur katholischen Religion, der gröfste Theil der übrigen zur protestantischen. In den protestantischen Gemeinen findet sich höherer Wohlstand, doch nicht einzig der Religion wegen. „Die Erfahrung bestätigt sich in allen Ländern, dafs diejenigen, welche sich zu der am wenigsten begünstigten Lehre halten, eine angestrengtere Thätigkeit zeigen; es scheint, sie suchen das gestörte Gleichgewicht durch ihre Arbeitsamkeit wieder herzustellen. Dafs für die Departementer der Saar und des Donnersbergs ein protestantisches Generalconsistorium zu Mainz geordnet ist, wissen wir aus den allgemeinen Verfügungen des Reichs, und aus der Erzählung des Vfs. S. 92. Von den häufig vorhandenen Mennoniten liefert er ein sehr vortheilhaftes Gemälde. Sie rechnen sich zu den Reformirten in der Lehre vom Abendmahle, aber nicht in der Lehre von der Gnadenwahl. Sie schwören nicht, und nennen sich *Du*. Ihre Kleidung und ihr Hauswesen sind so einfach als ihre Sitten und Lebensweise; alles zeugt von Wohlhabenheit und Reinlichkeit, nirgends findet man Spuren von Pracht oder Verschwendung. Den Krieg halten sie nicht für erlaubt; aber diese religiöse Meinung weicht dem mächtigeren Gesetze, sie unterwerfen sich der Militärconscription so folgsam als die übrigen Bürger. Um ihre bürgerliche Pflicht indessen mit ihrem Glauben so viel als möglich zu vereinen, haben sie den Kaiser um die Vergünstigung gebeten, vorzugsweise bey dem Fuhrwesen der Armee dienen zu dürfen. Von den Wiedertäufern unterscheiden sie sich dadurch, dafs sie keinen Bart tragen. Die Prediger werden durch die Stimmenmehrheit erwählt und von den Ältesten bestätigt. Die Liebe und Achtung der Gemeine ist die einzige Belohnung, die sie erhalten. Ein sehr ehrwürdiger Theil ihres Berufs ist die schöne Bestimmung, den Frieden in ihrer Gemeine zu erhalten. „Schreckliche Strafen waren in den Vorzeiten gegen sie verhängt; auch die Protestanten suchten sie zu unterdrücken, die gegen jeden Gewissenszwang so laut gesprochen hatten, wo sie ihn ertragen mufsten.“ — Von den Schulanstalten macht der Vf. S. 255 f. keine vortheilhafte Schilderung. Ehemals fanden sich, wie in den übrigen gebildeteren Theilen Deutschlands, Volksschulen, Gymnasien und die sich auszeichnende Universität zu Mainz. Alles wurde zertrümmert in den Zeiten der Revolution, und der neuen Schöpfung ungeachtet fehlt noch viel zu der Vollkommenheit, welche der öffentliche Unterricht erreichen sollte, und wahrscheinlich mit der Zeit erreichen wird. Die Primärschulen, in welchen Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe der Rechenkunst gelehrt werden, finden selten einen guten Lehrer, da er einzig von den Gemeinden erhalten werden mufs, und bisher keine gehörige Aufsicht hat. Die Secundärschulen, welche

die Stelle der ehemaligen Gymnasien oder jeder lateinischen Schule ersetzen, bleiben ebenfalls ohne höhere Unterstützung, und die Blüthe der Einzelnen hängt blofs von dem Rufe der sich diesen Anstalten widmenden Lehrer ab. Höhere Bildung soll sich der Jüngling bis in sein achtzehntes Jahr in dem Lyceum zu Mainz erwerben; aber seines guten wissenschaftlichen Rufs ungeachtet ist es gröfstentheils auf Zöglinge der Regierung beschränkt, und es steht in Rücksicht der zahlenden Zöglinge mancher kaum gekannten Secondärschule einer Landgemeine nach. Die Ursache ergiebt sich leicht aus der S. 265 beygefügten Bemerkung, dafs die Pension für die erste Classe 750, für die zweyte 650 Franken, und für die dritte 600 Franken, mit einigen Nebenunkosten, jährlich beträgt. Nur sehr vermögliche Ältern können diesen Aufwand für ihre Söhne so lange Jahre hindurch für den ersten Unterricht machen, an welchen sich dann erst das Studium der Specialschulen u. s. w. schliefst. Dafs alle diese Anstalten unter der Direction der grofsen kaiserlichen Universität stehen, ist bekannte Sache. Die mainzer Arzneyschule gilt nach den neuesten Verfügungen blofs als medicinische Secundärschule. — Warum Hr. *B.*, bey der sehr in das Detail gehenden statistischen Auseinandersetzung, den Artikel von den öffentlichen Gewerben und Manufacturen gänzlich mit Stillschweigen übergeht, weifs Rec. nicht zu erklären; dafs er aber die ganze Arbeit sehr empfehlungswürdig findet, beweisen die gröfstentheils mit den Worten des Vfs. ausgehobenen Bemerkungen. Vd. Hg.

München, b. Lindauer: *Hof- und Staats-Handbuch des Königreichs Bai.rn.* 1812. 426 u. 64 S. gr. 8.

Seit dem 1802 zum letzten Mal erschienenen *kurfürstlich-pfalzbairischen Hof- und Staats-Kalender* unter der königlichen Regierung das erste längst erwartete, aber nun auch desto vollständiger und vorzüglicher hervorgegangene Handbuch, seiner systematischen Eintheilung nach, was ganz zu billigen ist, dem *Almanach Impérial* angenähert. Solche Handbücher für die deutschen neugebildeten Staaten sind jetzt nicht blofs für das Bedürfnifs der Neugierde oder des Wegweisens, sondern erfüllen den höheren Zweck, alle vorher vereinzelten Theile hier nun wieder unter eine Einheit gestellt erscheinen und an einander neues Interesse finden zu lassen. Vieles ist während solchen Zwischenraumen *ganz verschwunden*, das Meiste stellt sich *neu* oder *umgestaltet* dar. — Ganz verschwunden sind der Ritterorden des pfälzischen Löwens, die sogenannten zurückgebliebenen Hofstaate der nicht mehr lebenden Prinzen oder Prinzessinnen des Hauses, das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, das geheime Cabinet, der geistliche Rath, die Bücher-Censur-Commission, die Landschaft, die Collegiatstifter und Prälaturen, nebst dem Maltheser-Orden, in allem 7 Stifter, und 59 Abteyen und Probsteyen im altbairischen Herzogthum, 7 in der Oberpfalz, endlich alle Behörden der rheinischen Pfalz. — Übergangen ist auch diesesmal die sonst jedem Landgericht vorausgesetzte, nicht uninteressant gewesene, kurze statistische Übersicht, welche vielleicht die jetzige Redaction bey ihrer so rühmlich bewiesenen Sachkenntnifs in einer neuen Ausgabe doch wieder zuzulassen sich entschliefsen könnte. — Ganz neu oder neugestaltet aber sind die Grofsbeamten der Krone, der Militär- und der Civil-Verdienst-Orden, die evangelische Hofcapelle, der Oberst-Ceremonienmeister-Staab (obgleich im Übrigen der königliche Hofstaat gegen den vormaligen kurfürstlichen nicht gesteigert scheint) und der nunmehrige eigene, aber höchst bescheidene Hofstaat der Prinzen. Alle Ministerien haben General-Secretariate erhalten. Neu ist das Ministerium des Inneren und des Kriegswesens. Im auswärtigen Ministerium sind 4 Sectionen gebildet, wozu noch das statistisch-topographische Bureau und unter den Archiven das neu errichtete Reichsarchiv gekommen. Zum Finanz-Ministerium, wobey ein geheimer Referendär Generaldirector ist, und welches die Abtheilungen der Hauptbuchhaltung, des Central-Rechnungs-Commissariats, der Centralstaatscasse, der Steuer- und Domänen-Section und des Bau-Bureaus hat, ressortiren die Generaladministrationen der Salinen, der Bergwerke, Forsten, Mauten, Lotterien, aufserdem die speciellen Commissionen über Munz-, Steuer- und Staatsschulden-Wesen. Der Kammerherren, im Jahre 1802 in allem 461, sind jetzt nur noch 387, darunter sind seit 1802 neuernannte 104. Die Generalität 1802 zählte 64 Individuen, jetzt mit Einschlufs der Titularen und der à la Suite 73. — *Geheime-Räthe*, vorher 135, sind jetzt noch 99, nämlich 78 nicht frequentirende und Titularen, die anderen, die eigentlichen *Staatsräthe*, 16 im ordentlichen und 11 im aufserordentlichen Dienst. Die Rubrik der National-Repräsentation ist zur Zeit unausgefüllt. Der *Hof-Zehrgaden* ist in eine Proviantkammer umgewandelt, der *Hofprofofs* ganz beseitigt, die *Pfisterey* nicht mehr angeführt. Die Regien der Gärten, Jagden und Gebäude des Hofs haben die Gestalten der Intendanzen angenommen. An die Stellen der Landesdirectionen sind die General-Kreis-Commissariate und Finanz-Directionen getreten. In der katholischen Hierarchie bestehen noch die alten Sprengel 9 verschiedener Bisthumer, die protestantischen Gemeinden sind in General- und Districts-Decanate getheilt. Der judische Cultus ist nicht mit aufgenommen. Oberappellationsgericht ist nunmehr ein einziges, in München selbst. Zu wünschen wäre, dafs in der nächsten Ausgabe auch die Advocaten und Notarien aufgeführt werden möchten; die Akademie der Wissenschaften erscheint in erneuerter Gestalt, erweitert mit einer Akademie der *bildenden* Künste. Zur Universität Landshut ist die in Erlangen gekommen. D. d. u. n.

Kempten, b. Dannheimer: *Addrefskalender* oder *Tafel* [illegible] *es für das Jahr* 1812. Verfa[illegible] *cob Wagenseil*, kön. bair. [illegible] u. s. w. 186 S. 8.

Diese [illegible] fleifsigen Composition [illegible]al-Commissärs, Grafens [illegible] in dem höheren Sinn, [illegible] dadurch d[illegible] Volksgeist zu entsprechen, der gewohnt ist, die Bilder *seiner Heiligen* zu sehen. Der Kreis, welcher gleichwohl einer von den kleinen scheint, enthält 5 städtische Policeydistricte, Kempten, Memmingen, Lindau, 27 Landgerichte,

5 Mediatgerichte, Buxheim, graf-ballenheimiſch, Edelſtetten, eſterhazyſch, Thannhauſen, graf-ſtadioniſch, Kirchheim und Weiſſenborn, fuggeriſch, ſodann 34 Patrimonialgerichte, worunter den Familien nach der Hr. Fürſt von Ötting-Wallerſtein wegen ſeiner Beſitzungen zu Füſſen und Ziemetshauſen der ſtärkſte Intereſſent iſt, dem ſonach an bedeutendem Umfang folgt die Familie von Freyberg, von Kaſtell, die Beſitzerin von Neuburg an der Kammel, Truchſeſs Waldburg wegen Loſtenau und Feſthofen, Schwarzenberg wegen Illereichen und Kellmünz, und dann abermals die Fugger wegen Miekhauſen. Städte zählt der ganze Kreis 14, Märkte 47, Dörfer 1093, Weiler 2008. Einöden oder einzelne Höfe 3379. Familien 81,330, die beyläufig auf eine Population von 375,000 Seelen rathen laſſen. 8001 Familien, alſo nicht gar der zehnte Theil des Ganzen, ſtehen unter den Mediatgerichten und Patrimonialherrſchaften. Möchten uns doch von allen 9 Kreiſen ſolche wohlgerathene Überſichten zu Theil werden!

D. d. u. n.

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Bemerkungen über Holland*, aus dem Reiſejournal einer deutſchen Frau, von *Thereſe H.* 1811. VIII u. 400 S. 8. (2 Rthlr.)

Mit einem ächt deutſchen Herzen, bereichert mit vielen Kenntniſſen, ſowohl aus dem Leben als aus Büchern, des Reiſens und der abwechſelnden Umgebungen gewohnt, macht die Vfn., die doch, nach einer Note zu urtheilen, nicht *Thereſe H.* ſelbſt iſt, eine Reiſe aus dem ſüdlichen Deutſchland nach Holland, und uns zu Zeugen derſelben. Was ſie ſieht, erlebt, dabey empfindet und denkt, erzählt ſie mit ſolcher Klarheit, Wärme und Theilnahme, daſs es ein groſses Vergnügen macht, ihre Briefe zu leſen; es iſt einem dabey, als ob man mit ihr umginge. Sie iſt ganz Frau, weich, leicht gerührt, und doch jammert und winſelt ſie nicht. Vielmehr lacht und dahlt ſie über komiſche Gegenſtände mit einer Innigkeit, die ihr eben ſo gut ſteht, als der Ernſt. Was Rec. in ihren Briefen angezogen hat, iſt das ganz Unverkünſtelte, ſowohl der Geſinnungen, als des Vortrags. Sie ſcheint, nach manchen Äuſserungen, eine Niederſachſin zu ſeyn, die ſich in Schwaben niedergelaſſen hat. In der Schweiz muſs ſie oft geweſen ſeyn; denn die meiſten ihrer Erinnerungen und Vergleiche gehen dahin zurück. Die erſte Stadt, wo ſie anlangt, iſt Carlsruhe, von wo es über Heidelberg nach Mainz geht. Über dieſen Ort und ſein Ehemals iſt ſie ziemlich fruchtbar. Von da geht es über Biberich, Boppart und Coblenz nach Köln. Dieſe Reiſe macht ſie in dem Poſtſchiffe auf dem Rhein. Die groſsen Unbequemlichkeiten dieſer Fahrt, zumal für Frauenzimme[illegible]tellt. Von Köln, wo die [illegible]noch unverkehrten he[illegible]ber Kanten nach Cle[illegible]h bringt ſie hier Anekd[illegible]m König Ludwig von [illegible]Ihre greichen. Er re[illegible]n. reiſete i. J. 1809. Sie v[illegible]mt zum Theil gut genug mit dem Plattdeutſchen fort. So gut iſt es Rec. in Holland nicht geworden. Von Nimwegen über die Waal nach Utrecht und Amſterdam, in welcher Stadt ſie am längſten verweilt. Sie beſieht die Stadt, ihre Gaſſen, den Hafen, erinnert an die baierſche Jacobe, und kommt ſogar nach *Felix meritis* (bald ſchreibt ſie F. meritse, bald meritus). Ihre Bemerkungen über die Nation, ihre Kennzuge, Biederkeit, Reinlichkeit, Tracht, Lebensart und ganzes Getreibe, ſind treffend, oft auch höchſt drollig. Der Börſe beſonders hält ſie keine Lobrede, und die zerlumpten Bettler miſsfallen ihr durchaus. In Oudewater hört ſie eine Mordpredigt, an; erinnert mit tiefem Schmerz an die Pulverexploſion in Leiden, und bezeugt ihr wohlgegründetes Erſtaunen über die polizeyliche Möglichkeit eines ſo leicht abzuwehrenden Vorganga. Im Haag ſieht ſie das Cadettenhaus, und beſchreibt den gemüthlichen Zuſtand der Zöglinge, an welchen ſie die holländiſchen langen Backen wiederfindet, die mehrmals die Zielſcheibe ihrer Aufmerkſamkeit ſind. Das Meer bey Schevelingen macht nicht den gehofften Eindruck, auf den ſie ſich gefreut hatte. Rotterdams Schönheit lobt ſie, wie billig. Nachdem ſie noch in Gouda die Fabriken und die Glasgemälde in der Kirche beſehen: geht ſie ungefähr auf demſelben Wege nach Mainz zurück, und gedenkt bey Cleve noch der heldenmüthigen Johanna Sebus. Gern vergleicht ſie den Schweizer, beſonders auf dem Lande, mit dem Hollander von gleicher Beſchaffenheit, und findet Ähnlichkeiten, wo man ſie nicht vermuthen ſollte. Sie erkennt die ſtete Regſamkeit, den Fleiſs und das künſtliche Beſtreben des Holländers, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, an; aber die groſse, rohe Natur zieht ſie doch vor. An den „allerliebſten holländiſchen Häuſern“ iſt nichts zu idealiſiren. „Dieſe prächtigen Buchen, ſchreibt ſie S. 269, die zwölf bis dreyzehn Fuſs im Umfang haben, ſind in gerade Reihen gepflanzt; dieſe vollendet gearbeiteten Mauern von Backſteinen, dieſer Hausähren (Flur), wo Hans und Grete neben einander am Theetopf ſitzen; die Gardinchen mit Franzen, die langen Jacken der Weiber, die Schnipfelhauben, die kein Haar ſehen laſſen; die geraden Canäle, die der Einbildungskraft gar nichts zu thun geben, ſondern der Wirklichkeit auf tauſend Schritte weit entgegen ſehen laſſen: das alles tödtet die Phantaſie.“ Über architektoniſche Schönheit, überhaupt über Geſchmack, getraut ſie ſich nicht zu urtheilen; daher kommt es uns voreilig vor, wenn ſie S. 285 einige ungeſchlachte Gedanken über den neuern Gartenbau aufwirft: „Ich weiſs nicht, ob die Kunſt bey unſerem gereinigten Geſchmacke gewonnen hat; das Leben gewiſs nicht. Das war lebendiger, wie jeder Garteneigenthümer ſein Fleckchen noch mit einer ſchönen Geſtaltung zierte, ſo zwölf thönerne Himmelszeichen, wo ein dickbäckiger Bube unter andern den Scorpion an den Bauch gedrückt hielt, oder Delphine und Vogel Greife.“ Zuletzt ſtellt ſie den Holländern das trübe Prognoſtikon, daſs ihre auf Wohlhabenheit gegründeten Nationaltugenden in unbezweifelter Gefahr ſind, durch den neueren Zuſtand der Dinge und deſſen Folgen ausgelöſcht zu werden, daſs ſie mit ihrem Gelde Alles verlieren müſſen. „Dem Franzoſen blieb Enthuſiasmus für Ehre und Ruhm; dem Deutſchen blieb Wiſſenſchaft; dem Britten bleibt einſt Achtung für das Geſetz.“ Dergleichen Betrachtungen ſind eigentlich für eine Frau zu hoch; wir wollen ſie alſo weder preiſen noch widerlegen.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 SEPTEMBER, 1812.

GESCHICHTE.

FRANKFURT a. d. O., in der akademiſchen Buchhandlung: *Geſchichte des byzantiniſchen Handels bis zum Ende der Kreuzzuge.* Von *K. D. Hullmann*, Profeſſor der Geſchichte zu Frankfurt (nunmehr zu Königsberg). Preisſchrift, gekrönt von der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen. 1808. 8. (15 gr.)

Über den Werth dieſer Schrift iſt, dem Titel und den bekannt gewordenen Nachrichten zufolge, ſchon auf eine ausgezeichnete Art entſchieden worden. Auch Rec. ehrt das Verdienſt des Vfs., welches er ſich, da er uns das Reſultat gründlicher hiſtoriſcher Unterſuchungen und einer vielſeitigen und ausgebreiteten Lectüre mittheilt, um eine literariſche Angelegenheit erworben hat, deren Wichtigkeit ſchon dadurch genug beurkundet iſt, daſs ein erhabener Verein gelehrter Männer die Aufmerkſamkeit forſchender Geſchichtsfreunde öffentlich darauf zu leiten ſuchte. Wen daher die darin bekannt gemachten Erörterungen intereſſiren, was unſtreitig bey Allen, die das Thun und Treiben der Menſchen in den verfloſſenen Jahrhunderten, und die verſchiedenen Geſtaltungen des Lebens, die ſich daraus ergaben, kennen und ſich anſchaulich zu machen ſuchen, in einem ſehr hohen Grade der Fall ſeyn wird, der wird dem Vf. für das, was er leiſtete, danken, das von ihm Gegebene und Zuſammengeſtellte benutzen, und zugleich der Veranlaſſung, der Winke und Vorarbeiten ſich freuen, um das, was ihm unerörtert und im Dunkeln geblieben zu ſeyn ſcheint, aufzuklären, das, was überſehen worden iſt, nachzuholen, weiter zu verfolgen, und ſo nach und nach zu einem Ganzen zu verarbeiten. Denn dieſs iſt der Geſichtspunct, woraus das vorgelegte Buch angeſehen werden muſs. Aber der Vf. konnte ſeinen Gegenſtand, weil dieſs, da die nöthigen Materialien ſo ſehr zerſtreut, oft blos in Andeutungen, die überdieſs noch einer kritiſchen Sichtung bedurfen, vorhanden ſind, erſt das Werk vereinter Bemühungen vieler Gelehrten ſeyn muſs, nicht erſchöpfen. Seine Arbeit trägt daher ganz das Gepräge an ſich, das alle die Werke beſitzen, welche die Bahn brechen helfen, und mithin dadurch in der Literatur zwar eine wichtige Stelle einnehmen, aber auch zugleich die Vorzüge entbehren, welche andere, die das Product jahrelanger Fortbildung ſind, beſitzen.

Das Werkchen begreift, auſser einer (etwas verwirrten) Einleitung: „Byzanz und Conſtantinopel,“ 3 Hauptſtücke: I. Staatsmonopolien. II. Freyer Handel, in 3 Abſchnitten: 1) Morgenländiſcher Handel, in zwey Perioden: a) von den früheren Zeiten bis gegen das Ende des 12 Jahrh., Waarenzug über Ägypten und Syrien; b) vom 12 Jahrh. bis in das 14, Waarenzug durch die Bucharey, ſammt einem Anhange: Waarenzug über den Tauris, — Abendländiſcher Handel, aberm[illegible] a) bis in das 12te, b) von da bis [illegible] Jahrh. Ein Anhang unter dem [illegible] *richtung*,“ führt den Beweis, d[illegible] del bis gegen das Ende der Kreuzzüge 1) weder zu Lande, 2) noch zur See über Belgien zwiſchen Italien und Deutſchland, wohl aber B) ein ſtarker Verkehr zwiſchen Conſtantinopel und den nordweſtlichen Ländern Statt gefunden hätte. 3) Nordiſcher Handel, und zwar a) Eigenthümer, Veränderungen, b) Gegenſtände deſſelben. III. Verfaſſung des freyen Handels: 1) Groſsentheils Paſſivhandel der griechiſchen Häuſer zu Conſtantinopel. 2) Zwiſchenhandel Conſtant. — Ausfuhr einheimiſcher Natur- und Kunſt-Producte. — Einfuhr fremder Waaren zum inländiſchen Verbrauche. — Balance. 3) Proprehandel. 4) Verkehr der Ausländer zu Conſtantinopel, nicht periodiſch. Cargaſon-Factorey-Commandit-Handel. 5) Zahlungen. — Rec. vermiſst in dieſem Plane Ordnung, Klarheit, Conſequenz und Vollſtändigkeit. Man ſieht leicht, daſs die ſo geordneten Theile zu keinem harmoniſchen Ganzen durch ſtrengen Zuſammenhang, ſich einander ergänzend und erklärend, vereinigt werden konnten. Dieſs zeigt ſich dann auch in der Ausführung. So ſchätzbar die Bemerkungen, Combinationen u. ſ. w. ſind, welche der Vf. überall macht: ſo wenig iſt der Leſer, der ſich in die damalige Situation der commercirenden Welt, welche in Byzanz ihren Mittelpunct hatte, zu verſetzen wünſcht, wenn er das Buch aus der Hand legt, befriedigt. Daſs der Vf. gleich Anfangs Monopolien und freyen Handel in zwey beſonderen Hauptſtücken gewiſſermaſsen einander entgegenſetzt, wodurch der Zuſammenhang offenbar entweder zerriſſen oder doch aus den Augen gerückt wird, hebt die Geſetze der hiſtoriſchen Kunſt auf, welche die Gegenwart aus der Vergangenheit darzulegen und alle Gegenſätze zu heben ſucht; daſs in den Perioden keine Zeit durch Unterabtheilungen unterſchieden, und das Detail, welches ſie umfaſſen, nicht naturgemäſs, d. h. eins aus dem anderen entſpringend, dargeſtellt worden iſt, entzieht der beſonderen Geſchichte, worin das Allgemeine und Specielle ſich innigſt durchdringen ſoll,

das Intereſſe, welches ſie als ſolche beſitzen muſs; daſs die §§., welche den 3 Abſchnitt bilden, ſich nicht recht angehören, mit fremdartigen Bemerkungen durchwebt ſind, gröſstentheils, anſtatt die Verfaſſung des freyen Handels zu erklären, vielmehr darthun, wie ſie nicht war, überhaupt nicht in einander eingreifen, weil ſie nicht in das Ganze verarbeitet ſind; zeigt Mangel an Einheit in der urſprünglichen Anlage, und zugleich die Urſache, warum ſich der Vf. ſeines Gegenſtandes nicht ganz bemächtigen konnte. Nach Rec. Dafürhalten wäre es weit natürlicher geweſen, wenn er einen ganz anderen, weiteren und gröſseren Geſichtskreis ſich gebildet, und Alles, was zur Geſchichte des byzantiniſchen Handels gehört, in eine einfachere Verbindung, allenfalls

ndis unter die zum Theil fehlenden

ig, die der Gang des Handels durch

lkergeſchichte nahm; Hinderniſſe

n deſſelben, 1) innerliche, 2) lu-

htungen und Geſtaltungen, wel-

n und jenen Umſtänden nehmen

und empfangen muſste u. ſ. w., gebracht, und zu einem Ganzen verarbeitet hätte. Dadurch hätte er ſich den Weg gebahnt, theils ergiebigere Quellen ſich zu eröffnen, theils in ſeine ganze Darſtellung eine organiſche Verknüpfung zu bringen, das Beygebrachte zu motiviren, in die Zeitverhältniſſe Grund und Urſache zu bringen, und insbeſondere das erſte Hauptſtück, nämlich Staatsmonopolien, und viele andere Bemerkungen, hauptſächlich die zweyte Numer des 3 Hauptſtücks S. 136 f.: „Ausfuhr einheimiſcher Natur- und Kunſt-Producte," ſchicklich zu vereinigen, wechſelſeitig zu erläutern, und, was die Hauptſache iſt, die Lage der Welt, den Einfluſs der einzelnen Parthieen auf einander, den Geiſt der Nationen näher aufzuſchlieſsen, die Zeiträume ſelbſt heller zu beleuchten, und endlich auch noch manche hiſtoriſche, ja ſogar philologiſche, Schwierigkeiten befriedigend zu löſen. Darin, daſs dieſs nicht geſchehen iſt, liegt der Grund, daſs, ſey es, daſs der Vf. nach dem einmal entworfenen Plan nicht daran denken konnte, oder daſs er den Plan *ſo*, wie er uns vorliegt, entwarf, weil er nicht daran dachte, eine Menge Gegenſtände fehlen, welche man in einer Geſchichte des byzantiſchen Handels zu erwarten berechtigt iſt. Dahin gehören 1) noch andere Handelswege, als diejenigen, welche in dem Buche genannt ſind. Wir zählen namentlich hieher den blühenden und lebhaften Verkehr, der insbeſondere zur Zeit der ommijahdiſchen Chalifen zwiſchen dem griechiſchen Kaiſerſtaate und den thätigen und induſtriöſen Arabern in Spanien Statt fand, und durch Geſandſchaften ſolennirt, unterhalten und befeſtigt wurde. Conſtantinopel bezog von hier, auſser den Waaren in Seide und Wolle aus den Manufacturanſtalten zu Granada, Baza und Murzia, namentlich: Queckſilber, verarbeitetes Eiſen, Spieſsglas, Schwefel, Rubinen u. ſ. w. Ferner Specereyen: Öl, Zucker, Safran, Ingber, Myrrhen; überdieſs Korallen, Perlen, Cochenille u. ſ. w. (*Cardonnes* Geſchichte von Afrika, überſetzt von *C. G. v. Murr.* Th. 1. S. 224. Vergl. *Conſt. Porph. de Them.* l. 11. Th. 10.) Reiht man an dieſe Verhältniſſe die Verbindungen, worin die Muhamedaner mit noch anderen handelnden Nationen ſtanden, mit den Ägyptern, den Mohren in Afrika u. ſ. w.: ſo bekommt die Geſchichte des byzantin. Handels von dieſer Seite her eine Ausdehnung, welche, gleichſam wie mit einem Schlage, den Schauplatz vieler Gegenden, welche auſserdem gar nicht in der Menſchenwelt exiſtiren, beleuchtet und in das Leben hervorruft. Und iſt dieſs nicht der Zweck des Unternehmens? Wird er nicht erreicht: was kann uns dann für die mühſamen Unterſuchungen entſchädigen? — 2) Die Darſtellung der Verhältniſſe des Handelsſtandes mit dem Staate, wobey der Vf. Gelegenheit gefunden hätte, die Anſichten der Alten von dem Handel ſelbſt zu vergleichen, und, wenn er auch auf den Begriff von Mercatoren und Negotiatoren nicht hätte zurückgehen, und manche frühere Erſcheinungen aus ſpäteren erklären wollen, doch manche treffende Bemerkungen über das Benehmen Conſtantins (Zoſim. II. 38) und Juſtinians zu machen und es gründlicher zu erklären, als es S. 11 f. geſchehen iſt. 3) Das Verhältniſs Conſtantinopels zu anderen gleichzeitigen Staaten a) als Land-; b) als See-Macht, und was ſich daraus für das Steigen und Sinken, für die Veränderungen und Wendungen des Handels, beſonders zur See, ergeben muſste. Die Richtigſtellung des genannten Verhältniſſes wäre um ſo nöthiger geweſen, je gewiſſer es iſt, daſs nur hieraus allein die Handelsverbindungen der ital. Seemächte, ihre Privilegien und andere Begünſtigungen *urſprünglich*, mithin befriedigend erklärt und Erſcheinungen gelöſt werden können, die lange nachher, als kein Handel in Conſtantinopel mehr war, zur Hervorbringung gröſser Entwickelungen mit weitreichenden Folgen fortwirkten. Die blutigen, verwüſtenden, hartnäckigen Kriege, welche Venedig Jahrhunderte hindurch mit den Seeräubern führte, ſind wenigſtens hinreichend, um die Vermuthung zu rechtfertigen, daſs ganz andere Gründe, als die, welche gewöhnlich angegeben werden, die Ereigniſſe der damaligen Zeit bis zum 11 Jahrhundert zwiſchen Conſtantinopel und Italien motivirten, und daſs ſich der gegenſeitige Handelsverkehr erſt hieraus erzeugte. 4) Noch andere mit der Organiſation des Handels zuſammenhängende Puncte, z. B. Preiscourante u. ſ. w., ohne einen (kräftigen) Abriſs der alten Geſchichte von Byzanz (denn die paar Worte S. 4 ſind doch gar zu dürftig), der benachbarten Colonieen und der mit dieſem Staate in Verbindung ſtehenden Völker, eine Charakteriſtik des Geiſtes der Regierung u. ſ. w. zu verlangen, ob es gleich gewiſs iſt, daſs dadurch die ganze Darſtellung die Klarheit erhalten hätte, welche man von ihr, als einem Zweige der Geſchichte des Menſchengeſchlechts, wofür ſie der Vf. mit vielem Rechte S. 1 ſelbſt ausgiebt, nothwendig haben muſs.

Dieſs von dem, was der Vf. überſehen hat, und, weil er durch ſeinen Plan beſchränkt ward, überſehen muſste. Wir wenden uns zu der uns gelieferten

Ausführung des einmal adoptirten Entwurfs. Die zweyte Hälfte des Buchs ist das Product der Kunde und des Fleifses; aber die erste ist — wir gestehen es — hinter der Erwartung weit zurückgeblieben, die man sich von Einem Manne, dessen gelehrte Verdienste Niemand freudiger und herzlicher anerkennt, als Rec., der ihm auf einem Wege begegnet, zu machen das Recht und die Befugnifs hat. Die ganze Periode bis S. 12, „*morgenländischer* Handel" betitelt, enthält weiter nichts, als dafs Constantinopel mit Venedig Handel führte, dafs diese Republik nebst Genua u. s. w. des Zwischenhandels sich bemächtigte, dort Niederlagen und Fabriken hatte; dafs ihr Geschäft durch Monopolien erleichtert wurde: überdiefs (fremdartige) Geschichte der Treulofigkeit des Kaisers Manuel u. s. w., Vieles durcheinander. Ist diefs Geschichte des *morgenländischen* Handels? Die zweyte Periode erzählt die Begründung Tanas durch die Venetianer und das Verdrängen derselben durch Genua, wodurch Caffa entstand. Rec. mufs abermals fragen: Ist diefs *morgenländischer* Handel? Der Anhang: „Waarenzug über Tauris; Schleichhandel", enthält nichts als eine Erzählung, wie die Venetianer, da die Genueser in den Besitz des byzantinischen Handels sich gesetzt hatten, gegen das päpstliche Verbot mit den Feinden des Reiches Christi auf einer anderen Seite sich Handelswege bahnten — über Tauris; wie sie Schleichhandel direct mit Alexandrien führten; wie sie die Geistlichen, lüstern nach den Schätzen, deren Verachtung sie lehrten, in ihren Betrug zu ziehen suchten u. s. w. Wie kann dieser Anhang die byzantinische Geschichte erläutern, da er auch in ganz und gar keiner Verbindung mit derselben steht? Rec. würde es für schwer halten, dieses Fremdartige in einer Handelsgeschichte Constantinopels zu begreifen, wenn ihm, wie gesagt, der Plan des Ganzen und die Vermuthung die Sache nicht erklärte, dafs der Vf. Materialien, welche er mit so vieler Mühe aufsuchte, nicht unbenutzt lassen wollte, was er S. 65 selbst zu gestehen scheint.

Doch wir brechen ab, Mängel zu rügen, welche bey so last- und mühvollen Arbeiten, denen sich der Vf. unterzog — wir wissen es wohl — eher nachgewiesen als vermieden werden können. Rec. hat die Anstrengung, welche es kostet, die Hindernisse, womit man ringen mufs, den Zeitverlust, welchen man von einem Theil seines Lebens und seiner Musse zum Opfer bringt, wenn man „aus der kärglichen Ausbeute, welche die unermefslichen historischen Vorräthe für die Geschichte der stillen Entwickelung der Völker, in welchem die Schicksale des Handels zu den Hauptfäden gehören," wir setzen hinzu: aus den Fragmenten, welche gleichsam wie in einem Ocean schwimmen, in ein Gebilde umzuschaffen sucht, wohl erwogen. Unvollkommenheiten, welche bey Versuchen der Art unvermeidlich sind, sind uns, weit gefehlt, sie unbescheiden zu tadeln, im Gegentheil Beweise von den fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche in dem Gegenstand selbst liegen. Hat diefs ja die Erfahrung hinlänglich bestätigt. Wie klein war die Zahl der Gelehrten, welche um den Preis der aufgestellten Frage mit dem Vf. concurrirten! Und wer erinnert sich nicht, dafs, als eine andere gelehrte Societät (zu Erfurt) zu einer anderen Zeit (1778) die forschenden Liebhaber der Geschichte zu einer ähnlichen Untersuchung auffoderte, gar keine genügende Antwort erfolgte? Der Zweck unserer Erinnerungen und Ausstellungen, welche wir machen zu müssen glaubten, wird dadurch aufser Zweifel gesetzt. Er ist kein anderer, als die Fortbildung einer wichtigen Verhandlung, wofür wir die lebhafteste Theilnahme fühlen, dadurch zu befördern. Wir benutzen daher auch den uns gegönnten Raum, um dem Vf. einige Bemerkungen und Zweifel mitzutheilen, die er, dürfen wir uns anders mit der Voraussetzung schmeicheln, dafs er schon lange eine Umarbeitung seiner Schrift beschlossen haben wird, vielleicht theils benutzen, theils der Entscheidung näher bringen wird.

Bey dem Verzeichnisse der Importen des abendländischen Handels S. 107 ist zwar das A. 904 auf einem Landtage zu Rasveldstadt festgesetzte Zolltarif aus *Goldast. Const. imp.* T. 1. p. 210 angeführt, aber nicht vollständig benutzt und mit anderen Abdrücken in *Oefel Script. rer. Boic.* I, 718 und *Avent. Ann. Fth.* 1627. l. IV. p. 288 (übersetzt in *Gmeiners* Chronik. Regensb. 1800. Th. 1. S. 99) nicht verglichen worden. Es ergiebt sich daraus, dafs zu den Waaren, welche auf der Donau verführt wurden, auch noch Wachs, gedörrte Weintrauben und Salz gezählt werden müssen. Eben diefs gilt von den beiden wichtigen Urkunden Otachers v. 1190 und Leopolds von Österreich 1192 (*ap. Scheid. origg. Quelf.* T. III. *praef.* p. 30; angeführt S. 124), weil die Stellen: „*Mercatores ultra terminos venientes videlicet de Majthrihet, item de Colonia dimid. fertonem vini, libras piperis tres, duos calceos. et cyrotecas duas nobis dabunt; de uno carru vestium dent venientes* 11 *Talent. redeuntes* (von Wien) $\frac{1}{2}$; *de onere alleciorum* 1 *Den. in Steine etc.* lehrreiche Notizen enthalten, Manches, was zweifelhaft ist, näher bestimmen, und die Importen, besonders die Metalle: Messing, Erz, Glockenspeifs, deutlicher bezeichnen. — Zu den Importen selbst scheinen, nach des Vfs. aufgestelltem Grundsatze, noch gezählt werden zu müssen verschiedene (vielleicht gesuchte) Kleidungsstücke (*balthei, Ilascilones, Saga Frejonica omnimodi caloris*): *Monach. St. Gall. ap. Hahn. Collect. monument.* Tom II. p. 597. Verglichen mit *Scheid.* l. c. — Zu den bedeutenden Fabrikstädten in Wollenzeug hätte unter anderen vorzüglich Mainz noch gerechnet werden müssen *Cf. Senkenb. Selecta.* — Bey den regensburger Fabricaten fehlen namentlich: Berkane (*baracani*), Damaste und schwere reiche Stoffe (*pretiosi burelli*). *Bibl. pat. maxim.* T. XXI. S. 1135. — Kurze, treffende, historische Notizen, welche die entfernten Hauptorte, wohin der byzantinische Handel ausströmte, kenntlich gemacht hätten, würden den Lesern des Buchs, welche der Geschichte desselben eine welthistorische Seite durch eine gründliche Einsicht in die Verzweigungen desselben abzugewinnen suchen, sehr ange-

hend gewesen seyn. Rec. bedauert daher, dafs diefs der Vf. nicht öfters berückfichtigt hat, und dafs unter anderen namentlich S. 81 u. 95 der blühenden Handel der Stadt Regensburg, die fchon im 10 Jahrh. *praedivites negotiatores* hatte, erwähntermafsen Fabrikanftalten befafs, Rufsland, indem ihre Kaufleute auf der einen Seite Waarenlager felbft in Kiow hatten, und auf der anderen die Handelsleute von Maftricht, Metz, Aachen, Cöln u. f. w. ihre Märkte befuchten, mit Deutfchland, den Niederlanden u. f. w. in Verbindung fetzte, deffen Hausgrafen ausgedehntere Vorrechte, die fich bis zur Jurisdiction auf auswärtigen Märkten wahrfcheinlich fich erftreckte u. f. w., nicht mehr von ihm hervorgehoben worden ift.

Ob Deutfchland mit Italien und Venedig vor den Kreuzzügen in Handelsverbindungen ftand oder nicht, ift, nach Rec. innigfter Überzeugung, noch keine geendigte Unterfuchung. Aber es ift der Mühe werth, fie wieder aufzunehmen, zu verfolgen, und, ift es möglich, zur endlichen Entfcheidung zu bringen, weil man, wenn man die Äfte des byzantinifchen Handels bis Regensburg und Kiow auf der einen, und von Magdeburg bis Worms, Speyer, in die Niederlande, ja bis England, wofür es nicht an Beweifen fehlt (m. vgl. mit den bekannten Stellen *Mant. hift. Loff.* p. 69), auf der anderen lebhaft fich vorftellt, und von da entweder über Zürich nach Italien, oder bis Lyon und Marfeille, Genua, Venedig und weiterhin die Linie zieht, dann erft von den weit verbreiteten Nerven der Thätigkeit in gedachtem Handel, dem Mittelpuncte der commercirenden Welt, eine grofse lebenvolle Idee fich entwerfen, und in einer Zeit Spuren von Zufammenhang der Völker entdecken kann, die, wenn fie von diefer Seite her nicht erleuchtet werden, in Nacht gehüllt hinter uns liegen. Unfer Vf., und mit ihm *Heeren*, *Fifcher* u. A. m. leugnen diefe Verbindung, mithin auch den erheiternden Völkernexus der angegebenen Art. Dafs fo angefehene Männer, wie diefe, entfcheidend darüber abftimmen, fcheint jede weitere Unterfuchung unnöthig zu machen. Und doch ift diefes, nach Rec. wohlgeprüftem Dafürhalten, keineswegs der Fall. Es ift hier der Ort nicht, die Sache einer weitläuftigen Unterfuchung zu unterwerfen. Aber die Gelegenheit darf er nicht vorbeygehen laffen, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen, um den Forfchungsgeift der Liebhaber auf diefe unftreitig fehr wichtige Angelegenheit zu lenken, und dem ruhigen Glauben, dafs die Acten darüber bereits vollkommen abgefchloffen wären, die Nothwendigkeit einer Revifion wenigftens bemerklich zu machen.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Chronologie. *Jena* u. *Leipzig*, b. Gabler: *Vergleichungs-Tabelle der mohammedanifchen Zeitrechnung mit der chriftlichen.* Bearbeitet von dem Profeffor *Bernftein* zu Berlin. 1812. XVI u. 18 S. gr. 8. (6 gr.) Hr. Prof. *Bernftein*, vorher Privatdocent zu Jena, hat, wie er in der Vorrede meldet, diefe Schrift herausgegeben, um die Anfänger in der arab. Literatur mit den Grundfätzen der mohammedanifchen Zeitrechnung bekannt zu machen, und um den Kennern derfelben einige Erleichterung zu verfchaffen; er hat auch den letzten Zweck in der Hauptfache, den erften aber, wegen der Kürze, weniger erreicht. — Er legt die Tafeln zum Grunde, welche der Engländer *Joh. Gravius* (*Greaves*) ehemals verfertigt, und feinem Buche: *Epochae celebriores Aftronomis, Hiftoricis, Chronologis Chataiorum, Syro-Graecorum, Arabum, Perfarum, Chorasmiorum uſitatae, ex traditione Ulugh Beighi.* Lond. 1650. 4, beygefügt hatte, und die feitdem von Anderen, z. B. von *Richardfon* im 2 Bande feines perfifch-englifchen Wörterbuchs, Oxford 1780, und von *Wahl* in feiner arabifchen Anthologie, Leipz. 1791. S. 63—84 — mit einigen Abänderungen wiederholt worden waren. Das letzte Jahr der Hedfchra, welches Hr. *B.* angiebt, ift das 1331, und das letzte chriftliche das 1912; er bleibt alfo in fofern hinter *Wahl* zurück, weil diefer 90 Jahre weiter, bis 1421 (Chr. 2000), fortrückt, erfetzt aber diefen Mangel durch andere Vorzüge reichlich. Ein folcher Vorzug ift es unter anderen, dafs der Anfang des J. der H. 1215 auf den 24 May 1800 gefetzt wird, da *Richardfon* und *Wahl* ihn auf den 23 ejfetzten, vermuthlich, weil fie nicht bedachten, dafs das J. Chr. 1800 nach dem gregorianifchen und verbeffierten Kalender kein Schaltjahr fey. Dadurch kam es denn auch, dafs beide Gelehrten von 1801 an immer einen Tag zu wenig angeben. Ein anderer wefentlicher Vorzug liegt darin, dafs vom J. Chr. 1583, wo der neue Stil entftand, bis zum J. 1753, wo er von Schweden angenommen ward, beide Stile neben einander gefetzt werden. Mit 1754 nimmt diefe Differenz ein Ende, weil, wie man in der Vorrede S. VI lieft, „feit diefem Jahre *nur noch die Ruffen* den alten julianifchen Kalender beybehalten haben" — welches doch nicht ganz richtig ift, indem derfelbe noch vor Kurzem in einem Winkel der Schweiz Statt fand und Streit veranlafste. — In der Vorrede wird das Nöthigfte von der gregorianifchen Kalenderverbeffierung aus *Gatterers* bekanntem Buche beygebracht, und in der Einleitung, nach demfelben und Anderen, von arab. und mohammedanifchen Zeitrechnungen, von dem Mondenjahre der Hedfchra, von den Grundfätzen, wonach man die moh. Jahre mit den chriftlichen zu vergleichen hat, von den Monaten und Wochentagen, auch von anderen den Mohammedanern bekannten und von ihnen neben ihrer Aera gebrauchten Zeitrechnungen kurz gehandelt. Wir können uns bey einer fo kleinen Schrift nur wenige Bemerkungen erlauben: S. VII. §. 1 fteht Folgendes: „Da diefe Flucht (Mohammeds) in der Nacht des 15 Jul. 622 nach Chr. Geb. u. f. w. erfolgte: fo fällt der erfte des Monats Moharrem, alfo der Neujahrstag des erften J. der moh. Zeitrechnung, oder der Anfang derfelben, auf den 15 Jul. 622." — Der zweyte diefer Sätze, der als eine Folgerung aus dem erften abgeleitet wird, ift vollkommen richtig; aber der erfte, ob ihn gleich die europäifchen Chronologen annehmen, ift es defto weniger, wenn anders dem berühmten Abulfeda und feinen Gewährsmännern irgend zu glauben ift. Er fagt *Annal. Muslemic.* T. I. p. 62. 63. edit. Hafn. ganz beftimmt: „Die Hedfchra erfolgte, als von diefem erften Jahre die Monate Moharrem und Sefer, und 8 Tage vom erften Monate Rabia verfloffen waren." Sie erfolgte demnach 67 Tage nach dem 15 Jul., d. i. den 20 Sept. 622. Die Araber fingen freylich vom erften Tage des Jahres, in welchem ihr Prophet geflohen war, zu zählen an, aber der Tag der Flucht war ihr Neujahrstag fo wenig, als es der angebliche Geburtstag Chrifti (der 25 Dec. oder 6 Jan.) bey den meiften Chriften war. — Billigen kann man auch nicht, was S. XII gelefen wird, dafs die *Aera Martyrum* richtiger den 17 Dec. 284 nach Chr. Geb. angefangen werde: denn, mag immerhin an diefem Tage Diocletian als Kaiser ausgerufen worden feyn, die Kopten fangen doch diefes Jahr, wie jedes andere, feit dem fie den julianifchen Kalender angenommen haben, den 29 Aug. an. — Was S. XI, Z. 8—10 fteht, wird erft richtig und deutlich, wenn man nach *derfelbe* das Wort *Wochentag* einfchiebt. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 SEPTEMBER, 1812.

GESCHICHTE.

FRANKFURT a. d. O., in der akademiſchen Buchhandlung: *Geſchichte des byzantiniſchen Handels bis zum Ende der Kreuzzüge.* Von K. D. *Hüllmann* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Regensburg war es nicht allein, welches vor den Kreuzzügen den lebhafteſten Activ- und Paſſiv-Handel in ſich vereinigte. Auch andere Städte Deutſchlands machten zu der Zeit groſse Geſchäfte. Dahin gehören vorzüglich die Rheinſtädte: Cöln, Mainz, Worms, Speyer, Straſsburg. Aus Cöln wanderten im 11ten Jahrh. bey einer inneren Revolution mehr als 600 Kaufleute aus. (*Lamb. Schaffnab. ad a.* 1074.) In Worms herrſchte ſchon zu Dagoberts Zeiten Handelsverkehr, welcher bis zu den Ottonen fortdauerte, was die Privilegien theils von Dagobert ſelbſt, theils von Arnulph, theils von Otto a. 947 (in *Schan. Cod. prob. Hiſt. Ep. Wormat.* p. 7. 14. 18. 27 und 85) klar darthun, und der am Ende unter den Hohenſtaufen in einem hohen Grade blühend wurde (*Lehmanns* Chronik. Fft. 1698. S. 311). Speyer empfängt a. 989 von Otto Handelsprivilegien, wird zu den Staffelſtädten gezählt und dehnt am Ende ſeine Geſchäfte nach allen Richtungen hin in Deutſchland aus. (*Lehmann.* Fft. 1662. S. 356.) Ein Verkehr, wie der, welcher vorzüglich zu Cöln in den angeführten Zeiten Statt gefunden haben muſs, ſetzt voraus, daſs die Gegend ringsum durch Empfangen und Geben bis zu den entfernteſten Hauptorten in reger Thätigkeit geſtanden haben muſs. Regensburg ſtand, wie geſagt, vorzüglich mit Conſtantinopel, Kiow und den nördlichen Gegenden Deutſchlands in Verbindung. Sollten aber die genannten Städte, Cöln u. ſ. w., bloſs aus dem nördlichen oder öſtlichen Deutſchland die Gegenſtände ihres Vertriebes empfangen haben? Sollte der Kreis ihrer Geſchäfte ſich nicht jenſeit der Alpen bis Italien und jenſeit des Rheins bis Lyon erweitert haben, beſonders da ſie dort eine leichtere Communication ſich bahnen konnten und die Art, die Waaren zu beziehen, weniger koſtſpielig ſeyn muſste — ein Motiv, welches bekanntlich beym Handelsgeiſt Wunder thut — und Marſeille notoriſch mit indiſchen Producten handelte? Iſt es anzunehmen, daſs die römiſchen Kaiſer, welche den deutſchen Handel ſo eifrig zu befördern ſuchten, von Karl dem Groſsen an, welcher den byzantiniſchen in das Herz ſeines Reiches zu leiten ſuchte, bis zu den Ottonen, welche faſt durch unzählige Privilegien Induſtrie, gegenſeitigen Verkehr und Umtauſch der Lebensbedürfniſſe zu begünſtigen und zu heben landesväterlich bemüht waren, Byzanz nicht direct ihrem Kaiſerſtaate durch Italien näher gebracht haben ſollten? Iſt man nicht befugt, in Ottos Beſuch zu Venedig, wo er dieſer Stadt die jährliche Abgabe (*aureum pannum, quod ex publico foedere Caeſaribus annuus debebatur*) erlieſs (*Sabell. hiſt. Venet.* I. p. 87), etwas mehr, als den angegebenen Vorwand zu ſuchen, ohne der ſpäteren Staufen, die, wie Friederich II, Zuckerrafinerien in Sicilien begründeten, Kameele nach Europa zu verſetzen ſuchten u. ſ. w., zu erwähnen, obgleich die Erſcheinung der letzten Hand, welche man an ein Werk legt, eine vorausgehende glückliche Periode vorausſetzt? Der deutſche Adel bezog viele Artikel des Luxus aus dem Orient, welche durch die Hände der Venetianer gingen (*Eginhart. vita Carol. M.* c. 23. Vergl. *Monach. St. Gull.* II. c. XII). Wäre es nicht eine unerklärbare Erſcheinung zu nennen, und hieſse es nicht den Speculationsgeiſt der Kaufleute, der ſich in jenen Zeiten erprobt hat, total verkennen, wenn er ſich nicht in den Gegenden Abſatz verſchaffte, wo ſeine Waaren geſucht wurden? — Wenn die Rheinſtädte auf der anderen Seite wirklich mit Producten des Morgenlandes handelten, wenn überdieſs einzelne Lombarden Kleinhandel damit trieben: läſst es ſich mit dem Charakter des Kaufmannes,

Qui mutat merces ſurgente a ſole, ad eum quo
Veſpertina tepet regio — —,

vereinigen, daſs er die Preiſe der Waaren nicht calculirt haben und zu den nächſten Quellen hinaufgeſtiegen ſeyn ſollte? —

Dieſs im Allgemeinen. Aber auch directe Gründe ſprechen für eine Behauptung, welche die Natur der Sache ſchon anzunehmen nöthigt. Es laſſen ſich 3 Wege denken, worauf man die Waaren aus Italien bezog: a) über Genua, Marſeille, Lyon, Mascon an der Saone und von da auf der Axe weiter — eine Straſse, welche bis auf den heutigen Tag fortdauert; b) oder durch die Schweiz, namentlich über Zürich; oder c) über Tyrol und Steyermark. Für jeden einige Beweiſe, minder oder mehr entſcheidend, und mehr oder weniger einer weiteren Begründung empfänglich! Zuerſt daſs die *Rheinſtädte* ihre Handlungsartikel über die Schweiz oder Marſeille bezogen. Dieſs wird zum Theil angedeutet durch ein Privilegium, welches Ludwig a. 830 dem Stifte Worms ausfertigte: *ut ſi negotiatores, artifices ſeu et Friſiones apud civitatem Vangionem deveniſſent, omne telonium exigat. Schannat. Cod. prob. Hiſt. Epiſt. Worm.* N. V.

Worms ſtand mit Speyer, u. Speyer mit Strasburg in Handelsverbindung. (*Lehm.* Chron. Fft. 1662. 8. 363.) Es ergiebt ſich hieraus, daſs, weil es (man verzeihe dem Ausdrucke) abſurd wäre, wenn man zuletzt, aus gar zu finſteren Anſichten der Vorwelt, die Welt mit Bretern verſchlieſsen wollte, da, wo Frachten zugegeben werden, auch an Rückfrachten gedacht werden muſs. Man vergleiche hiemit die Stelle in dem Gnadenbrief Heinrichs V a. 1111 zum Beſten der Stadt Speyer: *Piper quoque, quod de navibus exactum eſt, eis remittimus. Lehmann* S. 351. Was man aus dieſen Urkunden anzunehmen getrieben wird, empfängt durch ein anderes Document in *Hontheim. Hiſt. Trev.* T. I. p. 482 den höchſten Grad von Wahrſcheinlichkeit. Es enthält ein Zolltarif für Coblenz von 1042, autoriſirt und beſtätigt von Heinr. IV a. 1104. Darin heiſst es: *De Hoio venientes debent dare de unaquaque nave aeneum calderum et duo bacena et duas denariatas vini. De Diecrat ſimiliter, de Nameto ſimiliter. De omnibus locis circa Moſam jacentibus ſimiliter. De regno Badewini debent dare pellem arietis ad opertorium ſellae, quod theutonice dicitur Hulft, et unum caſeum et duas den. vini. De Thiele d. d. unum bonum Salmonem pro onere et duas den. vini. — De Straysburg VI denar: et duas den. vini. De Conſtantia d. d. unum ſiclum. De Zurich ſimiliter. De Treviris ven. d. d. IV den. De Tullo ſimiliter.* — Es wäre in der That ungereimt, ähnliche Tarife in Straſsburg oder Zürich und weiterhin in ſich anſchlieſsenden Kreiſen entweder zu leugnen oder in dieſen Städten nur eine Concurrenz von Norden oder Oſten zu geſtatten. Mögen ihre Kaufleute, um Waaren nach Coblenz zu bringen oder dort zu holen, oder auch um des gedoppelten Zweckes willen, die groſsen Reiſen unternommen haben — ob es gleich mehr wie wahrſcheinlich iſt, daſs jene, die wormſiſchen und ſpeyeriſchen Privilegien durch dieſes Tarif erklärt werden: — ſo iſt doch der Rang, welcher ihnen angewieſen werden muſs, weiter keinem Zweifel mehr unterworfen. Innere Gegengründe, welche aus dem Fehdeweſen des Zeitalters hergenommen werden, mögen wohl in derſelben Quelle, worin dieſes geſucht werden muſs, in der Energie und dem herrſchenden Unternehmungsgeiſte, auch am leichteſten ihre Widerlegung finden. Wäre es, im Vorbeygehen geſagt, zu tadeln, wenn wir den kriegeriſchen Geiſt, der uns, ſobald wir nur das Mittelalter zu denken anfangen, ſogleich den Geſichtskreis, wie mit einem Nebel verfinſtert, worin ſchreckliche Geſtalten, auf und nieder ſteigend, die arme Menſchheit ängſtigen, vielmehr richtiger aus dem, was geſchah, abſchätzten, als daſs wir die Verhältniſſe, ehe wir ihre wahre Beſchaffenheit aus Thatſachen erkannt haben, aus ihm, als einmal angenommen, unwiderruflich beſtimmten? Die Worte des Biſchofs von Cambray in *Sigeber. Gemblac. chron. ad a* 1032. *ap. Pistor.* Ratisb. 1726. p. 832: „*Genus humanum ab initio tripartiam eſſe divisum, et unum duorum, et duos unius egere auxilio, ideo debere arma ferri etc.*, ſind Rec. in der Verbindung, worin ſie ſtehen, als vielſagender Text zu einem weitläuftigen Commentar in dieſer Hinſicht immer ſehr wichtig geweſen. — Was in der coblenzer Urkunde bis zur gröſsten Wahrſcheinlichkeit erhoben worden iſt, wird durch ein Schreiben des Reichskanzlers Chriſtian, nachmaligen Erzbiſchofes von Mainz, an den König Ludwig VII von Frankreich zwiſchen den Jahren 1159—1165 (in der Lebensgeſchichte deſſelben von Hippolitus Maria *Camici*, abgedruckt in *Büſchings* Magazin für die neue Hiſtorie Th. XIII S. 497 und mit verificirtem Datum in *Joh. Pet. Schunks* Beyträgen zur mainzer Geſchichte 3 B. 1 Hefte) zum Theil der Evidenz ganz nahe gebracht. *Ratio ſuggerit*, heiſst es darin, *et Principum conſuetudo depoſcit, ut quemadmodum regni veſtri negotiatores per Romanum imperium pace et ſecuritate funguntur, ita verſa vice noſtri nullatenus ſub veſtra jurisdictione ledantur. Quia igitur Masconenſis Vicecomes quosdam noſtros mercatores injuſte expoliavit, petimus et ex parte Auguſti Sereniſſimi veſtram Excellentiam commonemus, ut hominem et res detentas reddi faciatis.* Rec. weiſs es zwar wohl, daſs die marſeiller Kaufleute zur Zeit der Kreuzzüge die orient. Waaren direct bezogen und ſchon im Anfange des 12 Jahrh. von Balduin Privilegien empfingen. Aber auch *vorher* würden dort die indiſchen Producte eingeführt. Und ſo wird auch vorher (vor 1159) der Handel, von dem die Rede iſt, in Frankreich, was auch aus der Urkunde ſelbſt hervorgeht, Statt gefunden haben. Eine weitere Auseinanderſetzung gehört nicht hieher. Unſeres Vfs. Finanzgeſchichte. Berlin 1805. 8, worin er S. 193 dieſen Gegenſtand aus einem viel umfaſſenderen Standpunct, als in gegenwärtigem Buche, betrachtet, verdient hier verglichen und nachgeleſen zu werden. In Rückſicht eines zweyten Weges über Tyrol u. ſ. w. bemerkt Rec. nur noch, daſs Kaufleute aus Maſtricht, Cöln, Aachen, Ulm u. ſ. w. die Märkte in Steyermark beſuchten, und daſs überdieſs Slaven, Ruſſen und andere Nationen ihre Waaren ebenfals dahin brachten, während Donauwerth, Amberg u. ſ. w. empor blühten, und eine groſse Thätigkeit in wechſelſeitigem Austauſchen von Fabricaten und Producten in der Gegend herrſchte. Iſt es auch hier zu glauben, daſs das nahe Venedig, deſſen Speculation, wir wiederholen es, keine Gelegenheit zum Abſatze ſeiner Waaren entgehen konnte und deſſen Gewinnſucht über alle Hinderniſſe, ſelbſt noch gröſsere, als die, über Gebirge ſich Wege zu bahnen, triumphirte, gar keine Notiz hievon genommen haben ſollte. — Die Geſchichte in Betreff des Oberhauptes von Belluno, welcher ihren Landhandel zu ſtören ſuchte, und der mit gewaffneter Hand zu anderen Geſinnungen genöthigt wurde, giebt einen Beweis, daſs ſie Notiz davon genommen haben. Rec. macht nur darauf aufmerkſam, daſs die Richtung nach dieſer Gegend ſehr bedeutend geweſen ſeyn muſs, da eben dieſe Venet. es der Mühe werth hielten, beſondere Verträge mit ihm zu ſchlieſsen. *Sabell. Hiſt. Venet.* I, S. 86. Andere Belege, wohin

vielleicht die Nachricht von einem uralten italiänischen Kaufhause in Regensburg, der Römling genannt, (*inter latinos*) gehört, werden, weil diese mehr in eine besondere Abhandlung gehören, hiebey wie billig übergangen.

Zum Schlusse bedauert Rec., dass der Vf. das wichtige Werk: „*Storia civile e politica del commerzio de' Venetiani* von *C. A. Marin.* 8. nicht benutzen konnte; dass er seine Leser ohne alle Belehrung über den Gebrauch seines Buches, über die Grenzen, die er sich steckte u. s. f. gelassen, und dass er auf neuere sehr brauchbare Schriften, z. B. auf *Fischers* Geschichte, *Eichhorn* u. a. m., ganz und gar keine Rücksicht genommen hat. W. m. a. S.

1) Berlin, b. Maurer: *Brandenburgisch-preussische Geschichte für die heranwachsende Jugend*, von *August Hartung*, Professor an der Kriegsschule in Berlin. 2te Auflage. I Theil. 1811. XII und 374 S. 8. Mit einem Titelkupfer. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Berlin, b. Schöne: *Preussisch-brandenburgische Geschichte für Junglinge und Mädchen*, von *A. F. Stein.* 1811. 290 S. 8. (18 gr.)

Beide Werke können wir füglich mit einander anzeigen, da sie, bey mancher Verschiedenheit, Vieles mit einander gemein haben. Das *hartungsche* Werk ist das vorzüglichere von beiden; nur möchte für die heranwachsende Jugend der Umfang zu stark werden (dieser Theil geht bis zum Eintritt der Hohenzollern, es folgt also wahrscheinlich mehr als ein Theil). Sehr zweckmäßig für die Jugend ist manche Erläuterung aus anderen Geschichten eingeschaltet, viele Ruhepuncte gemacht, und überhaupt mehr aus den Sitten, den inneren Verhältnissen und dem Zustande der Bewohner aufgenommen, worin ein grosser Vorzug von No. 2 liegt, das blos äussere politische Ereignisse giebt. Auch durch die Darstellung gewinnt No. 1. Die Sprache ist nicht selten blühend und würdig (nur einige Mal war der Vf. zu unachtsam, und sprang über die Grenze des Schicklichen, z. B. S. 118 könnte immer der Ruhm dem Kaiser Friedrich I beym Kreuzzuge vorangehen, aber „die Posaunen des Ruhms" ist widerlich, und S. 167 sollte der Jugend kein Ärgernis gegeben seyn, indem von Bonifaz VIII gesagt wird: er habe seine Laufbahn wie ein toller Hund geendigt); dagegen No. 2 höchst lahm und in dem gewöhnlichen gleichmäßigen Fortbewegen im Chausséegleise dahinzieht. Ähnlich sind sich beide Werke darin, dass beide im Einzelnen viele Fehler und Unrichtigkeiten haben und gar keine Kritik zeigen. Man darf nur das dem *hartungschen* Werk vorgesetzte Verzeichnis der gebrauchten Hülfsbücher ansehen, um im Voraus diesen Zustand zu ahnen; nicht eine einzige Quelle ist darunter, lauter sehr späte und entfernte Ableitungen, was die eigentliche Geschichte betrifft (denn einigen allgemeinen Werken, als *Krauß's* Handbuch, wollen wir nicht zu nahe treten), und darunter manche, die man nur mit der grösten Vorsicht benutzen darf, wie *Bucholz*. Wahrheit aber, höchste Annäherung an die Wahrheit, ist an sich, und besonders in einer Schrift für die Jugend, das erste Erfodernis jeder geschichtlichen Arbeit; nur zu leicht prägen sich die falschen Thatsachen und Ansichten dem empfänglichen Gedächtnis ein, und sind nachher nie oder nur sehr schwer daraus zu entfernen. Wir wollen gar nicht einmal die Übertragung dessen, was Tacitus von den Deutschen, die den Römern bekannt waren, sagt, auf die Bewohner der Mark erwähnen, nicht die zuversichtliche Geographie S. 7, nicht die odinschen Mährchen (S. 23); aber wir wollen von anderen Fehlern zum Beleg doch etwas mittheilen, wie sie gerade in die Hände kommen, eine Liste, die wir ohne langes Umsuchen sehr vermehren könnten. Nach S. 30 trieb Herrmann den Marbod über die Appenninen nach Italien; S. 37 behaupteten die Merowinger ihr Diadem 500 Jahr, und dass dies kein Druckfehler sey, zeigt die beygesetzte Zahl 486—987; S. 39 wurden *sämmtliche* von den deutschen Stämmen errungene Länder als Beuteantheil unter die Sieger vertheilt, da diese doch nur einen bestimmten Theil des Landes erhielten; Quedlinburg stiftete Heinrich I nicht nach dem Siege über die Ungarn, seine Gemahlin Mathilde that es, deren Witthum und Leibgedinge diese Domaine war; die Nordmark ist nicht in der Altmark gegründet, oder mit dieser einerley, zu jener gehörte auf dem linken Elbufer kein Land, und die Ostmark ist die Niederlausitz, kann also nicht im Merseburgischen liegen, S. 71; wie falsch ist Heinrich des Löwen Macht S. 105 ausgedrückt: er habe über Baiern, Braunschweig u. s. w. geherrscht. Der Knabe denkt sich dabey nur eine Herrschaft in unserem jetzigen Sinn, da doch Heinrich Baiern und Sachsen nur als *Herzog* beherrschte, und die Fürsten und Grafen ihm blos in Hinsicht der höheren Justiz und des Militärcommando's untergeordnet, nicht seine Unterthanen waren; S. 127 wird das Amt eines Erzkämmerers blos in die Ceremonie mit dem Waschbecken gesetzt, wie unwürdig! Das untergeschobene Gelübde an Wodan spielt S. 64 auch noch seine Rolle. Wir müssen dem Vf. sehr viele Aufmerksamkeit zur Pflicht machen. Wie diese zweyte Auflage sich übrigens von der ersten unterscheide, kann Rec. nicht angeben, da er diese nicht zur Hand hat. No. 2 beginnt mit einer Abhandlung von dem Angenehmen und Nützlichen der Geschichte überhaupt und der vaterländischen insbesondere. Schade nur, dass der Erfolg bey der gegebenen Geschichte nicht für die Jugend zugleich der beste Beweis dieses Satzes geworden ist! Überhaupt ist diese Darstellung zu breit. Ist es recht, in das junge Gemüth solche Schmeicheleyen zu pflanzen, wie S. 34 oben, wo den Fürsten aus dem Hause Hohenzollern *lauter Tugenden* zugeschrieben werden? Giebt die Reformation einen passenden Abschnitt in der Geschichte der Markgrafen? Suevische Priester sind die Druiden S. 45, die Barden; die *Slaven* kennen das Wallhalla S. 53; nicht aus Schutz-, sondern *Lehns*-Gerechtigkeit foderte der Erzbischof von Magdeburg die Vormundschaft S. 78; die Schlacht von *Lützen* wird gegen Tilly gewonnen 196; nicht von selbst kam Neufchatel an Preussen, sondern durch ein Urtheil der Stände dieses Landes S. 222; die Besitz-

nahme Breslau's soll die Folge des Sieges von Mollwitz gewesen seyn S. 239; nach S. 265 bekommt durch den teschner Frieden Sachsen 600,000 Gulden (6 Mill.) und Zweybrücken (Meklenburg) das *jus de non appellandi, denn beide Mächte machten auch Ansprüche auf Baiern;* doch das darf uns nicht wundern, stirbt doch selbst die Königin Luise zu Hohengieritz, wohin sie gereist war, um ihre durchlauchtigen *Ältern* zu besuchen, S. 283. Mehrere Fehler, die das Werk mit N. 1 gemein hat, wollen wir hier nicht noch einmal rügen. H. St. F.

PHILOLOGIE.

Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Deutsches Übungsbuch zum Übersetzen ins Lateinische für die ersten Anfänger, nebst einem Anhange für Geübtere*, von *Ernst Zimmermann*, Pfarrer zu Büttelborn und Diakonus zu Grosgerau im Grosherzogthume Hessen. Als zweyter Theil des latein. Lesebuchs von *Joh. Phil. Krebs*. 1811. XVI u. 334 S. 8. (16 gr.)

Rec. hat bey der Anzeige des *krebsischen* Lesebuchs (Jahrg. 1810 No. 269) die darin sichtbare Durchführung eines festen, auf Fortleitung des Anfängers vom Leichtesten und Einfachsten zum Zusammengesetzteren und Schwereren angelegten Plans anerkannt, wiewohl er dabey bemerkte, dass er seinerseits die Formen, die nach und nach in Übung zu bringen waren, nicht gerade in der Aufeinanderfolge angereiht haben würde, wie sie, von der ersten Declination anhebend, die Grammatiken zuzureichen pflegen. Indessen ist dieses Buch, nach Hn. *Zimmermanns* Zeugnisse, in öffentlichen und Privat-Schulen eingeführt worden, und er hat natürlich den zweyten Theil dem ersten, nach dem Gesetze der Symmetrie, angepasst. Er ist in der That kein überflüssiges Seitenstück. Das Übersetzen leichter deutscher Sätze ins Lateinische muss mit dem ersten Anfänger eben so häufig, ja noch häufiger geübt werden, als das Übersetzen aus der lateinischen in die Mutter-Sprache. Die kleinen Sätze, welche die Anfänger selbst unter Leitung des Lehrers ins Lateinische gebracht und niedergeschrieben haben, sind für sie ein sehr schicklicher Stoff, woran sie aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen lernen. Sollte denn aber, fragt Rec., der Weg, welchen vormals *Cellarius* und *Lange* in den ihren Grammatiken angehängten *tirociniis* einzuschlagen anfingen, nicht wenigstens eben so zweckmässig seyn, als der von den Hn. *Krebs* u. *Hörstel* eröffnete und jetzt von Hn. *Z.* betretene? Wenn der Lehrer dem Knaben aus einerley *verbum* mehrere kurze Formeln aufgiebt, gleichviel ob zuerst deutsch oder lateinisch, wie etwa: *puer haurit aquam, hauriet, hausit aquam, aqua hausta est, hauriendа est a puero, puer exit haustum* u. s. f.: so bezielen solche Aufgaben die Fertigkeit in Anwendung der Formenlehre mit Absonderung von allem zerstreuenden Beywerk, und man kann damit durch so viele Losungsworte fortfahren, bis der Zweck erreicht ist. Übrigens kann Rec. die getrennten Übungen so ähnlicher Dinge, als *activum* und *passivum* sind, in den vorliegenden Lehrbüchern nicht zweckmässig finden. *Laudabit* und *laudabitur*, *laudaverat* und *laudatus erat* — diese und alles andere, woran Verwandtschaft und Gegensatz zu veranschaulichen ist, muss so viel möglich in gleichzeitiger Übung verknüpft werden. Zu wünschen wäre es auch, dass die Lehrer Sätze an dem Faden der Formenabwandlung so aufreihen möchten, dass sie dadurch dem Anfänger das Erwachsen der zusammengesetzteren und schwierigeren Wortfügung aus der Wurzel des Einfachsten begreiflich machten. So würde die Syntax schon mit in die Formenübung gezogen, aber nicht auf Unkosten dieser. Zur nothdürftigen Erläuterung ein Beyspiel: *Dicor*, ich werde gesagt, d. i. man sagt von mir, dass ich — *diceris, Cajus dicitur. Ambulo post coenam, Cajus ambulat — dicor a. p. c. Cajus dicitur a. p. c. soleo a. p. c. Cajus solet, solitus est, dicitur solere, solitus esse a. p. c.* u. s. w. Der Satz, auf dessen Verständniss Rec. den Schüler in Gedanken hinzuleiten anfing, war folgender aus dem ältern Plin.: *Alexandri M. tabernaculum sustinere traduntur solitae statuae.* Die Wahl des vorgelegten Stoffs ist in Hn. *Z's.* Buche im Ganzen beyfallswerth. B. d. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Königsberg*, b. Nicolovius: *De Apolline civitatum auctore.* Dissertatio critica quam auspicatis omnibus nascenti Academiae Vratislaviensi atque primo in ea facultatis artium decano viro longe celeberrimo Joh. Gottl. Schneidero gratulabundus dedicavit *C. D. Hüllmann*, Facultatis artium in academia Regiomontana h. t. Decanus. 1811. 23 S. 4. (6 gr.) Der Vf. beschäftigt sich, wie wir aus der Vorrede sehen, mit der Ausarbeitung eines Werkes über die Urzeit der Griechen; gleichsam als ein Bruchstück daraus giebt er die vorliegende kleine Schrift, über die er selbst sehr bescheiden spricht, wobey er auch mit Mangel an Musse sich entschuldigt. Wir wünschen ihm diese Musse um so mehr, da die vorliegende Probe, zu welcher Alles aus den Quellen gesammelt zu seyn scheint, hinlänglich beweist, dass der Vf. um die Erforschung seines Gegenstandes ernstlich bemüht ist. Der Inhalt der Schrift umfasst mehr, als der Titel. Sie handelt: I. *Von dem Ursprunge des Apollodienstes, und von den diesem Gotte zugeschriebenen Eigenschaften.* Der Apollocultus soll aus Ägypten nach Griechenland gekommen seyn. Vielleicht ist Hr. *H.* jetzt durch *Creuzer* überzeugt worden, dass die Spuren von diesem Cultus mehr nach Asien hinweisen. Der Sagen von der Bekanntwerdung desselben in Kleinasien und auf Delus durch Olen hat Hr. *H.* nicht gedacht. Was über Apollo als Prophet, Musaget und Gott der Arzneykunst gesagt ist, übergehen wir. Möchte es Hn. *H.* gefallen haben, seine Ansicht von dem Hauptpuncte der Schrift ausführlicher zu erörtern und zu beweisen. Er betrachtet die Orakel selbst als Priesterstaaten, nach dem Muster der ägyptischen und des zu Meroe; später seyen zwar diese griechischen Priesterstaaten von den benachbarten kriegerischen Stämmen, vorzüglich seit der Heraklidenzeit, verschlungen worden, allein der Glaube an die Orakel habe sich erhalten. — II. *Von den vorzüglichsten Apollostaaten in Griechenland;* Hererzählung der Apolloorakel. Der Vf. glaubt, dass deren einst weit mehr gewesen, als wovon sich Spuren erhalten haben. Im ganzen Peloponnes findet sich nur ein Orakel des Apollo, zu Larissa in Argolis. Die ausser diesem hier noch genannten Orakel sind zu Tegyris, auf dem Ptous und zu Ismene in Böotien, zu Delphi und Abä in Phocien, auf Delus, in Klein-Asien zu Selinus, Patara, Didymä, Grynium und Adrastea, so wie auf den cyaneischen Inseln zu Apollonia. — III. *Von Apollo und der Ceres, als den Gottheiten der Amphiktyonen.* Der Vf. glaubt, dass Zusammenkünfte zu politischen Zwecken den griechischen allgemeineren Spielen und Festen ihren Ursprung gegeben haben. Die Bewohner der Gegend um Delphi, von denen die Versammlungen der Amphiktyonen gestiftet worden, sollen thracische Abkömmlinge gewesen seyn, woraus folgen würde, dass bey weitem über den grösten Theil Griechenlands Thracier sich ausgebreitet hätten, da die Völkerstämme, die als die Stifter jener Versammlungen genannt werden, später über fast ganz Griechenland sich verbreitet haben. T. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 SEPTEMBER, 1812.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mit-Welt;* zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser. Erster Band. IV u. V Stück. 1811. S. 295—489. VI Stück. 1812. S. 490—582. 8. (Jedes Stück 16 gr.)

Auch diese drey Stücke enthalten, wie die vorhergehenden (J. A. L. Z. 1811. No. 199 u. 1812. No. 73), mehrere interessante Aufsätze, die ihrem Zwecke ganz entsprechen. Es sind folgende: IV Stück. I. *Der grosse St. Christoph* (nebst einer Abbildung Taf. 14). Die hier im alten Ton der Erzählung mitgetheilte Legende von diesem Riesen-Heiligen enthält eine Reihe von Abenteuern, die Luther mit Recht für eine sinnreiche Erdichtung erklärt hat, um dadurch anzuzeigen, wie ein Christ seyn sollte. Er hatte unter anderen das Glück, den Heiland der Welt, ohne dass er es wusste, durch das Meer zu tragen, und als er sich über die grosse Last beschwerte, gab sich ihm der Heiland zu erkennen, und taufte ihn mitten im Wasser. Es entstand daher der allgemeine Glaube, der heil. Christoph habe die vielen Millionen Schätze in seiner Gewalt, die im Wasser lägen. Über die Existenz dieses (der Gestalt nach) grössten unter allen Heiligen hat es viel Streit gegeben; aber die *Acta Sanctorum* glauben bewiesen zu haben, dass er wirklich gelebt habe. Sein Bildniss wurde an und in die Kirchen, auch an Häuser gemalt, weil sein Anblick gegen schnellen Tod schützen soll. Rec. fügt noch hinzu, dass ihm zu Ehren von Graf Wilhelm von Henneberg im J. 1465 ein besonderer Orden gestiftet wurde, von welchem jedes Mitglied das Bildniss des heil. Christophs am Halse tragen musste (*Dipl. de a.* 1465 in *Schöttgens* und *Kreysigs* dipl. Nachlese Th. 2. S. 35). — Seine riesenmässige Abbildung sieht man auf der angehängten Kupfertafel nach einem meisterhaften Original-Holzschnitte, der sich auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar befindet. — II. *Merkwürdige Beyspiel ehemaliger Verschwendung, übermässigen Luxus und Aufwand bey Festen.* Wir bemerken hier nur ein einziges vom K. Ludwig XIV von Frankreich, der in einem Kleide, mit Diamanten garnirt, das 5 Millionen kostete, dem türkischen Gesandten Audienz gab. Als er getrauet wurde, hatte seine Gemahlin einen Rock an, den man auf 60 Tonnen Goldes taxirte. — III. *Analekten und besonders merkwürdige Nachrichten aus sehr seltenen im 16 Jahrhundert erschienenen kleinen Flugschriften* (zweyte Sammlung). Da dergleichen Druckschriften jetzt eine Seltenheit sind: so ist es um so verdienstlicher, ihr Andenken zu erneuern, weil sie manches Datum zur Geschichte enthalten und uns mit dem Geiste bekannt machen, in welchem man damals zu schreiben pflegte. Nach S. 322 gab es z. B. in der Mitte des 16 Jahrh. Vagabunden in Deutschland, die vom Papste gedungen waren, um in diesem Lande zu sengen und zu brennen, mit der Versicherung, es sey ein gutes Werk und bringe ihnen Vergebung ihrer Sünden. Die Fürsten suchten sich ihrer zu bemächtigen, und durch die Eingefangenen kam auch Herzog Heinrich von Braunschweig in Verdacht eines Mitwissenden. Wie sehr Kurfürst Joh. Friedrich von Sachsen gegen ihn aufgebracht gewesen sey, sieht man aus folgendem Titel einer 1541 erschienenen Druckschrift: „Des durchl. Fürsten und Herrn Herz. Joh. Friedrich von S. Kurfürst Verantwortung wider des verstockten, gottlosen, vermaledeiten, verfluchten Ehrenschänders, bosthätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich nennt, unvorschempt, calphurnisch Schand- und Lügen-Buch, welches derselbe durch den Druck ausgesprengt hat. 1541." IV. *Katzenliebhaberey.* V. *Thiere, welche ganz besonders auffallend Menschen liebten.* So verliebte sich z. B. ein Affe in eine Hofdame mit einer solchen Heftigkeit, dass man sich genöthigt sah, ihn vom Hofe und aus der Stadt, und dann aus dem Lande zu schaffen. VI. *Die Verwandlung. Ein Zerrbild aus dem 16 Jahrhundert. Nach einer seltenen gleichzeitigen Flugschrift.* Zur Zeit der Reformation Luthers gingen die Parteyen einander sehr heftig zu Leibe, und es erschienen mehrere, mit Holzschnitten versehene, satirische Flugschriften, die zum Theil nicht ganz ohne Witz sind. In der beygefügten Kupfertafel sind die Feinde Luthers, als: *Murner* in einen Drachen, *Wedel* in eine Sau, *Emser* in einen Bock, *de Dam* in einen Esel u. s. w. abgebildet, ein Beweis, wie frühzeitig die Deutschen schon Karrikaturen hatten. VII. *Die Passion Dr. Martin Luthers.* Im 16 Jahrhundert pflegten die Schriftsteller gewisse Zeitereignisse und Begebenheiten im Tone der biblischen zu erzählen. Eben so hat auch Luther in der gegenwärtigen Passion seine Begebenheiten zu Worms in biblischem Stile vorgetragen, und darin die Leidensgeschichte Christi nachgeahmt. Die gegenwärtige Passion fängt mit folgenden Worten an: „Es war aber ausgegangen Luther mit seinen Jüngern über den Fluss des Rheins und eingegangen gen Worms, wo der Kaiser Reichstag hielt" u. s. w. VIII. *D. M. Luther zu Jena, auf seiner Reise von Eisenach nach Wittenberg.* IX. *Über Trinkhörner* (nebst Abbildungen nach Originalen auf Taf. 16). Ein interessanter Aufsatz über den alten Gebrauch der Hör-

ner, die, als Symbol der Macht, bey verſchiedenen hier namhaft gemachten Nationen, im Tempel, ſo wie in Paläſten der Könige und in den Wohnungen der Groſsen, bey Feſtlichkeiten geehrt wurden. Den Gebrauch der Heiden, ihren Götzen eins zuzutrinken, haben ſogar die neubekehrten Chriſten beybehalten, und die Geſundheit der Jungfrau Maria, der Heiligen u. ſ. w. getrunken. Jetzt werden dergleichen Trinkhörner der Vorzeit nur noch in Kunſtſammlungen aufbewahrt. Auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar befinden ſich deren drey, nämlich ein Auerochſenhorn, als Tiſchgefäſs, ein Steinbockshorn und ein gläſernes, das ſogleich ausgetrunken werden muſste, wenn es herumging, weil es nicht niedergeſetzt werden konnte, und, ohne geleert zu ſeyn, von dem Nachbar nicht angenommen ward. X. *Kindernester. Eine Antike* (nebſt einer Abbildung auf Taf. 17). Bey den Alterthumsforſchern hat die Erklärung dieſes Monuments viele Schwierigkeiten verurſacht. Endlich gelang es einem gelehrten Römer, die Bedeutung deſſelben wahrſcheinlich zu machen. Eine peloponneſiſche Frau hatte nämlich in 4 Wochenbetten 20 Kinder zur Welt gebracht, und weil die gröſsten Künſtler zur Zeit des Pompejus an dergleichen Gegenſtänden ihre Kunſt und ihren Erfindungsgeiſt zu beweiſen pflegten: ſo habe der Bildhauer, um die Bildſäule der peloponneſiſchen Frau zu bezeichnen, neben ſie einen Baum geſetzt und auf deſſen Stamm 4 Neſter, jedes mit 5 Kindern, abgebildet, um dadurch das Naturwunder der 20 Kinder aus 4 Wochenbetten anzudeuten. XI. *Merkwürdigkeiten weiblicher Fruchtbarkeit und hoher Kinderſegen.* Ein Zuſatz des Herausgebers zu vorſtehendem Aufſatze. XII. *Jena im dreyſsigjährigen Kriege.* Aus handſchriftlichen Nachrichten. XIII. *Unterhaltende Anekdoten von Gelehrten.* Zweyte Sammlung. — Einer der erſten Vielſchreiber war unſtreitig *Raimund Lullo*, der, nachdem er die Hälfte ſeines Lebens verſchwärmt hatte, noch 400 Bücher ſchrieb. Aber doch mag ihn der Spanier *Lope de Vega* noch übertroffen haben; denn dieſer ſchrieb ſo viel, daſs auf jeden Tag ſeines Lebens fünf Bogen kommen. XIV. *Curioſe Miſcellen.* Sie enthalten manche Anekdoten, die zum Theil die Thorheiten der Vorwelt bezeichnen. So wurde z. B. den Inſecten, welche die Wurzeln der Bäume zernagten und die Blätter abfraſsen, ein förmlicher Proceſs gemacht und ſie vom Biſchof von Lauſanne im J. 1479 excommunicirt.

V *Stück.* I. *Über den Zweykampf zwiſchen Mann und Frau.* Während der Zeit des Fauſtrechts, wo man die Streitigkeiten durch die Waffen zu entſcheiden pflegte, war es auch den Weibern vergönnt, denjenigen, der ihre Ehre angegriffen hatte, zum Zweykampf zu nöthigen. In der Verordnung des ehemaligen *Brückengerichts* zu Würzburg (vom J. 1447) findet ſich darüber ein eigenes Capitel, deſſen Inhalt hier mitgetheilt wird. Da nach den Geſetzen des Zweykampfs jeder Kämpfer den anderen nicht allein in Hinſicht der Waffen, ſondern auch an Stärke und Gewandtheit, gleich ſeyn ſollte: ſo durften auch dem ſtärkeren Manne nicht zu viele Vortheile im Kampfe mit dem ſchwächeren Weibe gelaſſen werden. Beide Kämpfer wurden zu dem beſtimmten Platz geführt, der Mann ward bis an die Weichen in eine Grube geſtellt, die Frau aber blieb innerhalb der Schranken, die Niemand, als die für beide beſtimmten Begleiter (*Grieswarten*, eine Art von Secundanten), betreten durfte; dieſe muſsten darauf ſehen, daſs die vorgeſchriebenen Geſetze beobachtet wurden. Nahe an den Schranken befanden ſich die Kampfrichter, umgeben von den Zuſchauern. Wer dann von beiden Parteyen zuerſt die Waffen verlor, ward als ſchuldig angeſehen, und muſste, ſobald der Gegner es verlangte, ſein Leben einbüſsen. Nach einer anderen Angabe muſste der Mann die Frau über Kopf in ſeine Grube ſtürzen, um für den Sieger erklärt zu werden, oder die Frau zog den Mann als Siegerin aus der Grube. Die verſchiedenen Arten des Angriffs und der Vertheidigung ſind auf der 18 u. 19 Kupfertafel abgebildet, wo man ſieht, wie der Mann die Frau oder auch letztere ihren Gegner überwältigt. Dieſer merkwürdige Aufſatz iſt nach einem pergamentenen Codex des 15 Jahrhunderts bearbeitet, der ſich in der herzogl. Bibliothek zu Gotha befindet. II. *Über Maria Alacoque, die Andacht zum geheiligten Herzen, und die geheime Geſellſchaft der Jeſusopfer.* Eine fromme Schwärmerin in der Grafſchaft Charlerois, wo ſie 1690 als Kloſterfrau im Rufe ſeltener Frömmigkeit ſtarb. III. *Merkwürdige Friedensmünze vom J. 1697.* Das Original dieſer ſilbernen Medaille befindet ſich in der Münzſammlung des Hn. Geh. Raths und Oberkammerpräſidenten *v. Voigt* zu Weimar. Sie wurde nach dem ſogenannten ryswicker Frieden geprägt. Auf der Vorderſeite zeigt ſich eine mit Lilien bezeichnete Trommel, aber das Trommelfell iſt zerriſſen, und die Trommel ſelbſt hat ein Loch, welches durch die Münze durch in den Korb auf der Kehrſeite geht. Über der Trommel ſteht: *Gott Lob der Krieg hat nun ein — Loch.* Auf der Kehrſeite ſieht man ein wohlgefülltes Fruchthorn, welches ſeine Segensfrüchte in den untergeſetzten Korb ſchüttet, der aber leider auch ein Loch hat. Die Umſchrift heiſst: *Wer aber flickt dem Friede ſeinen Boden.* Dieſe Frage giebt deutlich genug zu verſtehen, daſs man ſich von jenem Frieden keine lange Dauer verſprochen habe. Die auf der 20 Tafel mitgetheilte Abbildung dieſer Medaille iſt um ſo dankenswerther, weil ſie noch in keinem Münzſammlungswerke anzutreffen iſt. IV. *Etwas über Talismane und magiſche Amulette.* (Mit Abbildung einer Talisman-Münze auf der 20 Tafel.) Hier findet man Alles, was von dieſem abergläubiſchen und längſt verſchollenen Hülfsmittel, deſſen man ſich in der Vorzeit zu ſo mancherley Zwecken bediente, nur irgend bekannt geworden iſt. Auch giebt es talismaniſche Münzen, welche einfältige Menſchen anzuhängen oder bey ſich zu tragen pflegten, um ſich gegen Unfälle zu ſchützen. In der vorhin (No. III) erwähnten Münzſammlung befindet ſich davon ein Original, von welchem die gegenwärtige Abbildung genommen worden. V. *Julia Aſtalia. Novelle des Bandello zur Erklärung einer merkwürdigen Schaumünze.* Biſchof *Gonzaga* zu Mantua, der in den Jahren 1483 — 1510 dieſe Würde bekleidete, liefs der tugendhaften *Julia* zu Ehren, die ſich, nach der Erzählung des Bandello, wegen einer gewaltſamen Weiſe

erlittenen Verletzung ihrer jungfräulichen Ehre, das Leben geraubt hatte, ein bronzenes Denkmal errichten, und ihre Zeitgenossen ehrten ihr Andenken durch eine, aus Bronze gegossene Medaille, deren Abbildung nach einem, in der nämlichen Sammlung befindlichen Originale auf der 21 Tafel mitgetheilt wird. Die Vorderseite zeigt das Brustbild des tugendhaften Mädchens im Feyerkleide mit der Umschrift: *Diva Julia Aſtalliq.* Auf der Rückseite zeigt sich der Phönix mit seinem entzündeten Neste, als Symbol der Wiedergeburt, mit der Umschrift: *Unicum. Fort. Et Pud. Exemplum.* (*Unicum fortitudinis et pudicitiae exemplum.*) VI. *Ein Centaur von Silber, ein antikes, aus den Ruinen von Falerium bey Rom neu aufgegrabenes Kunſtwerk.* Die lehrreiche Beschreibung dieses merkwürdigen Monuments des Alterthums, welches selbst in Rom, so wie überhaupt in Italien, unter die gröfsten Seltenheiten gehört, haben wir dem Hn. Director *Sickler* zu Hildburghausen zu verdanken. Während seiner Anwesenheit zu Rom (im J. 1809—1810) wurde es von einem Bauer, der im Bezirke von Falerium einen Hügel zu einem Weinberg mit dem Karst bearbeitete, entdeckt und an einen Goldschmidt zu Rom verkauft. Viele andere zu gleicher Zeit mit ausgegrabene antike Gefäfse von Silber wurden von ihm eingeschmolzen, wodurch er bey 4000 Loth reinen Silbers gewann. Dermalen ist Hr. *Gaetano Roſſi* aus Rom, der mit einer schätzbaren Sammlung von geschnittenen Steinen Deutschlands Höfe und Messen besucht, im Besitz des Centaurs, und nach der Versicherung des Hn. *Sickler* ist er nicht abgeneigt, dieses kostbare Stück einem Cabinete gegen hinlängliche Entschädigung zu überlassen. Es wäre sehr Schade (sagt Hr. S. mit Recht), wenn diese äufserst seltene Antike wieder aufserhalb Deutschlands Grenzen wandern sollte. VII. *Anekdoten von merkwürdigen Blinden.* Enthält viele Beyspiele, besonders von Gelehrten und Künstlern, die ihr Gesicht frühzeitig verloren hatten, und dennoch durch Wissenschaften und Kunstwerke sich vorzüglich auszeichneten. VIII. *Herzog Chriſtian von S. Eiſenberg und ſeine Unterhaltungen mit Geiſtern.* Als Fortsetzung der im II Stück gegebenen Nachrichten, die hier aus des Herzogs eigenhändig aufgezeichneten Relationen zu lesen sind. IX. *Markgraf Friedrich zu Brandenburg auf dem Turniere zu Nürnberg 1496.*

VI *Stück.* I. *Herzog Chriſtian von S. Eiſenberg* u. s. w. liefert den Beschluss der Visionen und alchemistischen Träumereyen dieses guten Fürsten, dessen Hang zum Wunderbaren und Überirdischen ihn in eine so traurige Lage versetzte, dafs er am Ende selbst über äufserste Noth und Dürftigkeit klagte. Man suchte ihn indefs noch immer durch glänzende Hoffnungen zu täuschen, und die Geister versicherten ihn 1704 von Neuem, dafs für 1,088,885 Rthlr. edle Metalle für ihn vorhanden wären u. s. w. Seine Leichtgläubigkeit und seine Liebe zur Goldmacherey erlaubten ihm nicht, frey und unbefangen um sich zu blicken. Seine Schmelztiegel allein vermochten seine Blicke zu fesseln, und wo es keine Geister und Goldtincturen gab, konnte auch sein Herz keine Freude finden. Doch beweist sein Tagebuch, wie gut er die vergeblich gehofften Schätze zum Besten seines Hauses und seines Landes anzuwenden gedachte. Zu bedauern ist es, dafs der zweyte Theil der vom Herzog selbst geführten Regiſtrande nicht aufzufinden gewesen, weil darin seine eigene Erzählung von der Erscheinung Herzog J. Casimirs und seiner Gemahlin Anna (1705) anzutreffen ist. — Der Herausgeber dieser merkwürdigen Nachrichten entschuldigt die hervorstechende Geistesschwäche des Herzogs mit den damaligen Mode-Träumereyen grofser Herren, die durch eigene praktische Ausübung der Goldmacherkunst sich zu verherrlichen suchten. Zu den S. 509 angeführten Beyspielen der Art fügt Rec. noch hinzu, dafs auch Herzog *Johann Friedrich der Mittlere* zu S. Gotha sich mit der Zubereitung des philosophischen Steins beschäftigt, und (wie eine noch ungedruckte Urkunde bezeugt) mit zwey Pfarrherren, *Abel Schertling* zu Hohenkirchen und *Philipp Sommerung* zu Schönau, am 6 Nov. 1566 über die Ausarbeitung des Steins der Weisen einen förmlichen Vertrag errichtet habe. II. *Bemerkungen zu einem indiſchen Gemälde.* Dasselbe besteht, wie die Kupfertafel zeigt, in einem schnell laufenden Pferde, auf welchem eine geflügelte weibliche Figur sitzend abgebildet ist. Die Gestalt des Pferdes ist aus vierzig theils vierfüfsigen und säugenden Thieren, theils Vögeln, Fischen und Amphibien zusammengesetzt. Beygefügt sind einige allgemeine Bemerkungen über indische Malerey, und insbesondere über die Deutung des gegenwärtigen Gemäldes. III. *Emanuel von Swedenborg und ſeine Viſionen* (nebst dessen Porträt; als Titelkupfer zum ersten Bande). Man findet hier manche interessante biographische und literarische Notizen von einem vorzüglich berühmten und denkwürdigen Manne, der vielen, selbst aufgeklärten Menschen ein Räthsel bleibt. Selbst dem Leser, der den gröfsten Theil der hier erzählten Lebensumstände Swedenborgs schon aus anderen Nachrichten kennt, wird diese gedrängte Zusammenstellung, die keines Auszugs fähig ist, angenehm und unterhaltend seyn. IV. *Frau Venus und ihr Hof im Venusberge.* Eine alte thüringische Volkssage, nach welcher man die Hofhaltung der Frau Venus auf den *Hörſelsberg* bey Eisenach verlegte, wohin einige thüringische Ritter ihre Fahrten hielten. Durch Erzählungen und Lieder sind ihre Gefährlichkeiten und Freuden bis auf unsere Zeiten gekommen, wovon das hier nach dem Original mitgetheilte Lied des Ritters Tannhäuser den Beweis liefert. V. *Merkwürdige Ringe.* Es sind deren vier, deren jeder nach seiner Merkwürdigkeit beschrieben wird: 1) der Ring des Kurfürsten Joh. Friedrichs des Grofsmüthigen zu Sachsen; 2) Dr. Martin Luthers Trauring; 3) der anhaltische Wunderring, und 4) der Dreyfaltigkeitsring, der blofs als Kunstwerk merkwürdig ist. VI. *Etwas von und über Nasen.* VII. *Nachträge zu einigen Aufſätzen in dieſem Bande.* Sie bestehen in Beyspielen von dicken und schwer wiegenden Menschen; von bärtigen Weibern; von Trinkhörnern; von weiblicher Fruchtbarkeit u. a. m. — Mit diesem Stücke beschliefst sich der erste Band dieser unterhaltenden und lehrreichen Zeitschrift, deren Fortsetzung wir mit Vergnügen entgegensehen. A. S.

Leipzig, b. Rein: *Fackeln.* Ein Journal in zwanglosen Heften. In farbigem Umschlage. *Erstes* Heft. Mit Kupfern. 1811. 314 S. 8. (2 Rthlr.)

Beleuchtung der Geschichte unseres Zeitalters, in wichtigen und scheinbar unwichtigen Dingen, soll der Zweck dieses Journals seyn. Der Herausgeber, der keine Rücksichten, sondern blos Absichten zu haben versichert, läßt uns gleich auf der Vignette des Umschlags seine Meinung über das Zeitalter erblicken. Es ist ein Diogenes mit der Laterne darauf vorgestellt, die einen Affen beleuchtet, dessen Bildniss in einem am Fussgestell einer beschriebenen Säule ruhenden Spiegel erscheint. Der Affe zeigt mit der rechten Pfote auf seine Stirne und die dahinter verborgene Weisheit; er sitzt auf einem Krebse, um die Rückschritte unseres Zeitalters anzudeuten. Die Hauptabschnitte, nach welchen die Aufsätze geordnet stehen, sind: 1) Geschichte, Politik, Staatswirthschaft; 2) Humoristik; und 3) Glossen. Wir wollen über jeden der bedeutenderen Aufsätze unsere Meinung sagen. Der erste nimmt beynahe 7 Bogen ein, und enthält Briefe aus Spanien v. J. 1810. Es soll sie ein ehemaliger preussischer Officier, der zuerst bey den Österreichern, und darauf bey dem Contingent des Herzogs von Nassau-Usingen diente, während seines Aufenthalts in Spanien geschrieben haben. Furcht vor Spanien, Tapferkeit und Zügellosigkeit der deutschen Truppen. Hass der Spanier gegen die Franzosen. Die Sage von vergifteten Brunnen ist unwahr. Die Reichen in Madrid halten ihre Baarschaften zurück; daher der Geldmangel. Der schwachköpfige Karl IV ist verachtet. Die Thierhetze ist nicht verboten. Die Geistlichkeit giebt überall den Ton an. „Sobald Napoleon diese gewonnen hat, wird er die Nation beherrschen. Dass die Inquisition aufgehoben worden ist, hat keinen Spanier erfreut; ihm war sie ein nöthiges Staatsorgan.“ Um die Couriere escortiren zu können, ist die lange Strasse von Cadix über Sevilla bis Bayonne mit Truppen ganz besetzt. Wenn ein Insurgentenchef mit einem franz. Corps schlagen will: so lässt er seine Ankunft vorher ankündigen. Die Spanier können keine Schlacht gewinnen, weil sie keine Ausdauer besitzen, den Krieg noch zu wenig kennen, und Alles bey ihnen wilde Natur ist. Die Engländer sind wegen ihrer Ketzerey bey den Spaniern verhasst; daher können sie sie nicht nach Wunsch unterstützen. Den Franzosen sind das schreckliche Terrain, die ungewohnten Lebensmittel und Krankheiten entgegen. Die Nordländer essen in Spanien zu viele Feigen, Melonen, Citronen und Gurken. Über die spanische Landwirthschaft, Ärndte, den Wein- und Garten-Bau; 2 Pf. Trauben kostet 1 Sol. Heilung des Tarantelbisses durch Musik. Die Priester verhalten sich zu der Bevölkerung, wie 1 zu 15. Preise der Lebensmittel, wohlfeil nach Verhältniss mit anderen Ländern; Kleider, Wäsche und Schuhe sind theuer. Trägheit der Weiber. „Mein Wirth zu Madrid, ein Arzt der königl. Familie, holte alle Lebensbedürfnisse in seinem Schnupftuche selbst, kochte das Frühstück, sah nach dem Essen u. s. w., ob er gleich verheirathet war, und zur Unterstützung seiner Frau noch eine arme Cousine bey sich hatte.“ Die ortizische Tuchfabrik zu Segovia ist sehr im Stocken. Neue Erdrosselungsmaschine zu Valladolid, mit Schrauben; sie soll gar nicht martern. So weit der Officier, dessen Beschreibung unverkennbare Spuren von Wahrhaftigkeit trägt, und manches Neue darbietet. Darauf folgen Geschichts-Bruchstücke. Merkwürdige Worte und Anekdoten von Ludwig XIV, Richelieu, und Charl. Elis., geb. Prinzessin von der Pfalz, Gemahlin des Regenten Philipp von Orleans; über Law, Mazarin, Louvois, Anna von Österreich, Ludwig XV und Philipp V von Spanien. — Die neueste Zeit im Lichte der Wahrheit, von *Ludwig Lüders.* Hier werden nahe liegende Betrachtungen über die neueren politischen Verhältnisse angestellt, und ein wenig an dem Schleyer der Zukunft gezupft; unter anderen soll über die deutsche Literatur ein trauriges Horoskop walten. Ein Auszug läßt sich nicht liefern. — Die Inquisition; eine historische Darstellung, von *V.* Aus verschiedenen Schriftstellern über dieses unchristliche Glaubensgericht gezogen. Es ist kein Hauptumstand vergessen, und neben den Proceduren der Inquisition werden auch ihre schauderhaften Grundsätze angeführt. Das zweyte Heft der *Fackeln* soll *Daltons* Schicksale in der Inquisition enthalten. — Die englische Staatsverfassung im Geiste ihrer Bewunderer und Tadler, von D. *Ar.* Das englische Volk wird getäuscht. Es ist nicht sein Wille, welcher herrscht, sondern der Wille derjenigen, die es beherrschen. Die Regierung hat, zufolge der Verfassung, den Vortheil, dass jeder von ihr begangene Missgriff, jeder schlechte Ausgang ihrer Unternehmungen als ein unter der Autorität des Volks geschehener Fehltritt betrachtet wird. Das Mittel, wodurch die Regierung das Volk von entscheidenden Schritten zur Erlangung seiner Selbstständigkeit ableitet, ist der Handel, welcher das Eigene hat, dass er den Volksgeist schwächt; daher sieht man alle Handelsstaaten, mit dem Verlust ihres Verkehrs, in eine gewisse Ohnmacht und Nichtigkeit versinken. Um das Volk nicht zu einem schärferen Blicke auf die Macht der Regierung kommen zu lassen, darf diese die Aufrechthaltung des Handels und der Flotten nicht aus den Augen verlieren. Daher ihr festes Beharren auf dem Rechte eines ausschliesslichen Besitzes des Meers und der Schiffahrt; Ansprüche, die England in ewigen Hader mit allen Mächten versetzen. Wenn die Basis der Blüthe des englischen Staats, der Plan und die Absicht der Regierung, vereitelt wird: so verliert er seine Stützen. — Gedanken über eine Universalmonarchie und über das politische Gleichgewicht. Jeder Staat will das Gleichgewicht, so lange er es nicht selbst zerstören kann; hat er es so weit gebracht: so ist er auch der erste, der es zu vernichten strebt. — Treffender satirischer Witz herrscht in dem Bruchstücke aus Till Eulenspiegels hinterlassener Schreibtafel. Der polemischen Ausfälle auf *Buchholz* u. A. gedenken wir lieber nicht; Manches bezieht sich auf Berlin und auf gewisse Anordnungen in den preussischen Staaten, und ist dem Ausländer zum Theil unverständlich. Die Scherze über *Cour*fürsten statt *Chur*fürsten, über die confiscable *englische* Geduld (nicht der Engel, sondern aus England), und ähnliche Wortspiele sind nicht zum Bewundern. Die Kupfer zeigen einen spanischen Insurgenten zu Pferde, sechs Opfer der Inquisition in feyerlichen Strafkleidern, die oben erwähnte Erdrosselungsmaschine, und einen sogenannten Trillo zum Dreschen. Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 SEPTEMBER 1812.

ÖKONOMIE.

ERFURT, b. Müller: *Allgemeine deutsche Landwirthschaftsschule für Alle, die sich der Ökonomie widmen.* Herausgegeben von Dr. *Philipp Franz Breitenbach*, Prof. der Universität Erfurt u. s. w. Ersten Bandes 1 u. 2 Heft. 1811. 352 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat sich bereits durch mehrere ökonomische Schriften auf eine so vortheilhafte Art ausgezeichnet, dafs wir überflüssig finden, hier zur Empfehlung seines gegenwärtigen Unternehmens etwas zu sagen. Zufolge des vorgelegten Plans soll diese Zeitschrift die Stelle einer Ökonomieschule vertreten, und sich über alle Gegenstände verbreiten, die nur irgend auf die Landwirthschaftskunde Bezug haben, und den gebildeten Landbewohnern in diesem Fache einen hinlänglichen Unterricht gewähren. Da die Mannichfaltigkeit der vorgetragenen Materien keinen vollständigen Auszug gestattet: so wollen wir nur den Hauptinhalt nach den Rubriken anzeigen.

Das 1 *Heft* besteht aus folgenden Abhandlungen: I. *Von den verschiedenen Ackersystemen.* (Von *Beckmann.*) Es sind deren 13; jedes von ihnen wird nach dem Namen des Erfinders bezeichnet, und die Verfahrungsart beschrieben. Hin und wieder äufsert der Herausgeber seine Meinung über die An- und Unanwendbarkeit derselben, und giebt unter allen dem englischen Ackersystem den Vorzug. Nach diesem wird die Gemeinschaft der Felder aufgehoben, $\frac{2}{3}$theile des Ackerfeldes mit Sommer- und Winter-Frucht abwechselnd bestellt, und $\frac{1}{3}$theil zu künstlichen Wiesen verwendet. Die Brache wird also abgeschafft und die Stallfütterung eingeführt. — Wo es Schäfereyen giebt, möchte die Ausführung dieses Systems doch manche Schwierigkeiten finden; denn dafs das Schafvieh im heifsen Sommer nicht im Stall gefüttert werden kann, und nicht ohne körperliche Bewegung bleiben darf, ist eine Wahrheit, von welcher sich fast alle Landwirthe durch Erfahrungen überzeugt haben. Rec. würde also für das *borkische* Ackersystem (S. 25) stimmen, nach welchem das Feld in vier gleiche Theile getheilt wird, von denen man zwey zum Getreidebau, einen Theil zum Futterbau und den vierten zur Brache bestimmt. II. *Die botanische Bestimmung, Cultur, Wartung, Pflege, das Einärnten, Trocknen und Aufbewahren der Rhabarber.* (Vom Herausgeber.) Der Zweck dieser belehrenden Abhandlung geht hauptsächlich dahin, den Anbau dieser medicinischen Handelswurzel auch in Deutschland zu befördern, wo ihre Anpflanzung, wegen Mangel an den nöthigen Kenntnissen, mit manchen Hindernissen zu kämpfen gehabt hat. Der ausführliche Unterricht, der hier darüber mitgetheilt wird, kann vielleicht die Aufmerksamkeit der Kaufleute und Gärtner wecken, dafs sie sich der Erzeugung dieses Products mehr als bisher befleifsigen. III. *Vom Anbau des Safrans.* (Von *Löwe.*) Auch diese Handelspflanze spielt durch ihren häufigen Gebrauch, und durch den hohen Preis, um welchen sie verkauft wird, eine wichtige Rolle. Bisher wurde der Safran vorzüglich in drey Gegenden Niederösterreichs zwar in beträchtlicher Menge erzeugt; allein er reicht bey dem steigenden Flor der Fabriken bey weitem nicht hin, und die Einfuhr des fremden Safrans soll jährlich sich über 1 Million Gulden belaufen. Um so mehr ist der Anbau dieses ausländischen Products in Deutschland zu empfehlen, und der Vf. hat sich durch diese gründliche Abhandlung über die Culturmethode desselben ein wirkliches Verdienst erworben. Der Herausgeber hat durch manche treffende Anmerkungen ihren Werth erhöht. IV. *Die Cultur, Wartung, Pflege und mannichfaltige Benutzung des Mays oder türkischen Waizens.* In Deutschland ist diese Frucht bisher meistens zur Spielerey und Liebhaberey erzeugt worden; sie verdient aber, wegen ihres vielfachen Nutzens und ihres ergiebigen Körnerertrags, in grofsen Quantitäten angebauet zu werden. Der Vf. giebt hiezu eine ausführliche Anweisung, und verbreitet sich über die grofsen Vortheile derselben für den Landwirth. Sie dient nicht nur zur Nahrung der Menschen, sondern kann auch mit gutem Erfolg zur Viehmastung gebraucht werden. Aus der Pflanze bereitet man in Ungarn Zucker, und noch im J. 1786 erhielt ein Weltpriester zu Wien ein ausschliefsendes Privilegium zur Erzeugung des Zuckers aus türkischem Waizen für sämmtliche k. k. Erbstaaten auf 12 Jahre, wovon auch vollkommene Proben gemacht wurden. Sehr mannichfaltig ist die Zubereitung des Mays zu Speisen, wovon man S. 108 f. eine genaue Beschreibung findet. In der Fortsetzung, welche sich im 2 Hefte findet, handelt der Vf. vorzüglich von der Zubereitung des Mehls aus Mays, von der Verfahrungsart beym Backen, und von dem mannichfaltigen Gebrauch, welchen verschiedene Nationen mit diesem Producte zu machen pflegen. In Deutschland hat man den türkischen Waizen nicht nur mit Erfolg zum Brantweinbrennen verwendet, sondern ihn auch als Stellvertreter des Kaffees zu benutzen gesucht; daher der sogenannte deutsche Kaffee, womit bedeutende Geschäfte gemacht werden.

V. *Vom Anbau und von der Benutzung des Mannaſchwingels.* Dieſe Grasart iſt beſonders zum Anbau feuchter und ſumpfiger Wieſen zu empfehlen, und kann im Sommer 3, 4, oft auch 5mal abgehauen werden. Sie iſt ein ſehr gutes Futter für Pferde und Rindvieh, und ihr Samen, der unter den Namen *Mannagrütze*, *Schwaden*, bekannt iſt, dient in der Haushaltung zu einer geſunden und nahrhaften Speiſe. VI. *Vom Anbau des Wieſenhafers.* Auch dieſe Grasart wird mit Recht zum künſtlichen Wieſenbau empfohlen, und verdient die Aufmerkſamkeit des Landwirths. VII. *Vergleichung der reeſiſchen Regel mit der Kette, und daraus gezogenes Reſultat.* (Von *E. S. Unger.*) VIII. *Geſundheitslehre.* Sie betrifft vorzüglich das Verhalten bey der Ruhr, bey den Maſern, und bey verlorner Ausdünſtung der Füſse; giebt Mitteln gegen Vergiftung durch Grünſpan oder durch kupferne, ſchlecht oder gar nicht verzinnte Gefäſse, ingleichen Regeln bey dem Krankenbeſuch. IX. *Nützliches Allerley.* Enthält mitunter manche brauchbare Mittel, die den Hausvätern und Hausmüttern willkommen ſeyn werden, z. B. Mittel gegen das Blauwerden der Milch, gegen das Ausſaugen der Milch junger Kühe, gegen den ſchwarzen Kornwurm, gegen das ſchwere Kalben der Kühe, das Einſalzen des Klees u. ſ. w.

II *Heft.* II. *Vom Anbau des weiſsen Kohls.* Der Vf. beſchreibt zuvörderſt die verſchiedenen Gattungen dieſes vortrefflichen Gewächſes, und giebt dann einen genauen Unterricht von der Zubereitung des Feldes, von der Verpflanzung, von den Vorſichtsregeln beym Abblatten, von der Aufbewahrungsart und von Erzeugung des Samens. Sehr zahlreich ſind die vorgeſchlagenen Mittel zur Vertilgung der Feinde des Kohls, z. B. der Erdflöhe, der Blattläuſe, der Raupen u. ſ. w.; allein ſie ſind meiſtens aus anderen ökonomiſchen Schriften entlehnt, ohne das zuverläſſigſte darunter zu empfehlen. Gegen den Erdfloh hat der Vf. ſich der Lauge von abgekochten Tabaksblättern mit dem beſten Erfolg bedient; die jungen Pflanzen werden damit begoſſen, und ehe man ſie verſetzt, durch dieſelbe gezogen. III. *Vollſtändiger Unterricht in dem Anbau und der mannichfaltigen Benutzung der Sonnenblume.* (Von *Lurch* zu Heiligenſtadt.) In ökonomiſcher Rückſicht verdient die Sonnenblume eine vorzügliche Aufmerkſamkeit. Die Bienen gewinnen aus der Blüthe viel Honig; die Blätter ſind Stellvertreter des Tabaks, können zu einer haltbaren gelben Farbe zubereitet werden, man kann ſie zur Speiſe brauchen, auch zum Papiermachen benutzen; ihr Stengel liefert ein dauerhaftes Spinnmaterial, und kann gerade ſo behandelt werden, als der Hanf; der entblätterte holzige Stamm iſt im Herbſte ein vortreffliches Brennmaterial, aus deſſen Aſche man eine ſehr gute Pottaſche gewinnt; der Same enthält ein ſchönes reines Öl, das in Rückſicht des Geſchmacks dem Mandelöl ſehr nahe kommt, und ſogar ſtatt des Provençeröls zum Sallat gebraucht werden kann u. ſ. w. Bey ſo vielen Vortheilen, die der Vf. umſtändlich aus einander ſetzt, wäre es in der That der Mühe werth, ſich die Anpflanzung derſelben mit mehrerem Fleiſse, als bisher, angelegen ſeyn zu laſſen. IV. *Vom Anbau und von der Benutzung des Tabaks.* (Von *Klinkhard* zu Dudeſtadt.) Dieſe Abhandlung, deren Fortſetzung wir noch zu erwarten haben, enthält ſehr gute Bemerkungen über die zweckmäſsige Anlegung und Behandlung der Tabaksplantagen.

Im Ganzen können wir verſichern, daſs dieſe Zeitſchrift, deren Fortſetzung wir wünſchen, für die Landwirthſchaft viel Gutes und Nützliches in ſich faſst, und von jedem Ökonomen, dem es um Erweiterung ſeiner Kenntniſſe zu thun iſt, geleſen zu werden verdient. A. S.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher: *Stunden des einſamen Nachdenkens im Schoſſe* (Schoſse) *der ſchönen Natur.* Vom Herausgeber des Elpizon. Erſter Theil. 1810. 343 S. Zweyter Theil. 346 S. 8. (2 Rthlr.)

Man wird nach dieſem Titel natürlich glauben, die Natur habe den meiſten Stoff zum Nachdenken geliefert; aber ſo iſt es nicht. Der Titel könnte eben ſo gut heiſsen: Stunden des einſamen Nachdenkens in der Studirſtube. Der erſte Theil beſteht aus 30 Aufſätzen über ganz verſchiedenartige Gegenſtände, die dem Vf. zum Vehikel dienen, ſeine zum Theil ſchon bekannten Meinungen mitzutheilen. Daſs der Vf. über viele Rubriken recht viel Gutes und Beherzigungswerthes ſagt, läſst ſich ſchon von ihm erwarten; aber auch das, daſs er zuweilen Übertreibungen und Behauptungen aufſtellen werde, die wenigſtens, wie ſie da ſtehen, bey der Wahrheit vorbeyſchieſsen. Erſte Stunde. Beſtimmung der Menſchheit. Zweyte Stunde. Loos der Menſchheit bisher. Hier heiſst es S. 18: „Iſt nicht die chriſtliche Kirchengeſchichte ein wahres Pasquill auf das Chriſtenthum ſelbſt?“ Wie? auf das Chriſtenthum? Noch eher könnte man ſagen: iſt nicht das Ungeziefer, das von den Strahlen der Sonne ausgebrütet wird und zum Leben kommt, ein wahres Pasquill auf die Sonne ſelbſt? Nicht doch, auf die Lehrer der Kirche, auf das Papſtthum, nicht auf das Chriſtenthum, wollte der Vf. wahrſcheinlich ſagen, denn er ſpricht ja ſelbſt S. 20, „die Religion habe unſchuldiger Weiſe Fehden angerichtet. Aber wahrhaft erſchrocken iſt Rec. über eine Äuſserung des Vfs., die er unmöglich mit klarem Bewuſstſeyn niedergeſchrieben haben kann. S. 22: „So hat auch ſogar das Chriſtenthum das nicht geleiſtet, was es verſprach, und ſo ſteht das groſse Gotteswerk bis auf den heutigen Tag als ein vereiteltes Werk da.“ Was meinen unſere Leſer dazu? Alſo das Chriſtenthum iſt nicht etwa ein noch unvollendetes, nein, ein vereiteltes Werk. Rec. traute ſeinen Augen nicht; aber für blöde Augen hat der Vf. dadurch geſorgt, daſs er gerade dieſe Behauptung mit groſser Schrift drucken lieſs. Wir ſehen es wohl aus dem Folgenden, der Vf. meint es ſo böſe nicht, ſondern hat nur einmal den Mund zu voll genommen. Aber bedachte er wohl, daſs ein unkundiger Leſer ſeine Worte miſsdeuten könnte? — Wir fragen: wo hat denn das Chriſtenthum verſprochen, daſs es, wie es könne, *alle* Menſchen erlöſen und beglücken werde? Sagte ſein Stifter nicht, gewiſs auch in dieſem Sinne: Viele ſind berufen, aber

Wenige sind auserwählt? Also darum, weil das Gotteswerk noch nicht beendigt ist, sondern immer fortschreitet, weil es einen allmählichen Gang nimmt, wie alle Werke der Natur, alle Werke Gottes, darum ist es ein vereiteltes Werk? Nennt etwa der Vf. die Saat des Landmanns im Frühjahre auch ein vereiteltes Werk, weil nicht in den ersten acht Tagen gleich die Ärnte folgt? Das ist also in den Augen des Vfs. nichts, gar nichts, dass schon jetzt so viel durch das Christenthum geschehen ist, dass alle christlichen Länder ihm eine andere Gestalt verdanken? nichts, dass so vieler Aberglaube gestürzt ist? nichts, dass Tausende durch dasselbe in jedem Jahrhunderte belehrt und gebessert wurden? nichts, dass Millionen ihm ihre Erleuchtung und Beruhigung verdankten und noch verdanken? Wohin hat doch der Vf. sich einmal verleiten lassen. Aber, wie gesagt, Ernst kann es ihm mit dieser Behauptung gar nicht gewesen seyn, Wäre es Ernst: wie reimten sich damit seine Äusserungen S. 182: „Wo ist auf (bis auf) diesen Tag noch mehr Licht, Recht und Heil, als in christlichen Ländern? oder S. 25.: „Millionen über Millionen fanden durch ihn das wahre Leben, verdanken es ihm und verehren ihn dafür mit ewigem Nachruhm." Ist aber das: so kann das grosse Gotteswerk nicht vereitelt seyn. Dritte Stunde. Loos der Menschheit in Zukunft. Allen Muth muss es niederschlagen, wenn der Vf. S. 26 hier sagt: „Wenn ich frage: wie wird der Menschheit Loos (welches Loos) in Zukunft seyn? so antworte ich: wie es bis jetzt gewesen. Wodurch das grosse Gotteswerk bisher vereitelt ward, dadurch wird es nach meinem Verschwinden vereitelt werden." — *Probetur major*, muss Jeder hier einwenden. Gern wird zwar jeder Geschichtskundige zugeben, dass in der Menschengeschichte ein immer wiederkehrender Wechsel des Lichts und der Finsternis, der Herrschaft des Guten und des Bösen, des Sinkens und des Fallens der Nationen Statt fand. Aber überschauet man den Gang unseres Geschlechts im Grossen, stellt man sich auf einen Punct, wo man nicht Jahrhunderte, sondern Jahrtausende abwägt, und den Zustand der jedesmaligen Cultur mit den historischen Daten vergleicht: so muss man sich doch fürwahr Gewalt anthun, um nicht den freylich nur allmählichen Fortschritt zu bemerken. Genug, wenn nur das Licht allmählich mehr Raum gewinnt! Ein Glaube ist es, der an der Erfahrung eine feste Stütze erhält, dass gerade aus den schrecklichsten Erschütterungen der Sieg des Bessern, aus der schwärzesten Nacht das erleuchtende Licht, aus den Ruinen das schönste Gebäude hervorging. Wer z. B. den Greuel der Völkerwanderungen im Mittelalter erblickt, der muss doch auch in ihnen die Mittel sehen, um der folgenden Cultur die Wege zu bahnen. — „Was, fährt der Vf. fort, hat es bis jetzt hauptsächlich vereitelt? Krieg! Krieg aber wird von Zeit zu Zeit ferner seyn." — Krieg allein und hauptsächlich? Warum denn nicht das allgemeine Genus, die Leidenschaften der Menschen? Man kann doch unmöglich dem Kriege allein die Schuld geben, dass die Menschen ihre Bestimmung nicht erreichen. Erreichen sie denn diese in Friedensjahren? Oder giebt es gar keine Jahre des Friedens? Vierte Stunde. Resultat der drey vorigen Stunden. S. 33: „Eben darum, weil das grosse Gotteswerk für die Menschen vollendet werden muss, und doch auf der Erde nicht vollendet werden kann, wird es mit ihrem gegenwärtigen Leben, mit ihrer ersten Existenz auf der Erde, nicht abgethan seyn. Eine Fortexistenz im Tode, eine Verpflanzung durch den Tod von der Erde auf einen besseren Stern ist ihr zugedacht." War es nöthig, um sich das Resultat zu erbauen, dass vorher so viel niedergerissen werden musste? Um das künftige Leben zu beweisen, muss das gegenwärtige gar nichts seyn? — 5 Stunde. Übergang zum einzelnen Menschen. 6 Stunde. Zusätze zur fünften. Hier wird gezeigt, dass der einzelne Mensch durch Streben nach Wahrheit, nach Tugend, nach Schaffen, nach Wohlseyn den Irrgarten auf Erden in ein Paradies verwandeln könne. Kann nun das der einzelne Mensch: warum nicht alle? Im Grunde wird also das wieder zurückgenommen, was vorher behauptet wurde. — Die vielen Wiederholungen in diesen beiden Aufsätzen machen das Lesen derselben etwas langweilig, wie denn überhaupt die Schriften des Vfs. an Worten nicht karg sind. 7 Stunde. Das wahre Wohl und Hochleben. 8 Stunde. Enthusiasmus für Nützlichwerden und Segenstiften. 9 Stunde. Aufschwung zur Gottheit. 10 Stunde. Todtenerscheinungen. Der Vf. leugnet, wie sich von selbst versteht, das wirkliche Erscheinen der Todten. Sonderbar aber heisst es S. 110: „Recht inbrünstig diese (die Gestalten verstorbener Freunde) mir denken, heisst euch als Geister citiren (?), und so, wie ihr so citirt werdet, seyd ihr da, wenn auch nicht ausser und bey mir, doch in mir. Wohlan, so komm du — und dann du — und dann du — und dann du. Nun sah und sehe ich euch, nämlich so, wie ich euch nur sehen kann. Ich danke euch (wirklich? denn sie haben ja etwas gethan?) für die erneuerten Gefühle aus vergangenen seligen Zeiten; ich versichere euch, ihre Erneuerung ist mir noch tröstlicher, als sie selbst mir einst waren. So ein (solch ein) Umgang mit euch, als Todten, geht weit über den Umgang, welchen ich bey eurem Leben mit euch hatte." Also die blosse Erinnerung, denn weiter ist doch dieser Umgang nichts, so lebhaft auch des Vfs. Phantasie seyn mag, soll noch über den Umgang mit den Freunden im Leben gehen? So sollte man wünschen, dass alle unsere geliebten Freunde sterben möchten, blos weil der Umgang mit ihnen als Todten noch besser sey. 11 Stunde. Plötzliches Hinscheiden. Hier, wo untersucht wird, ob ein plötzlicher Tod Glück oder Unglück sey, kommt eine Apostrophe an den Mond vor, die etwas spielend ist. S. 119: „Vollmond, noch immer bist du hinter den schwarzen Gewölken; ich will mir die Sache, welche mir so sehr am Herzen liegt, recht klar, ohne deine Beyhülfe (?) klar vorstellen." 12 Stunde. Weise Vorkehr auf Widerwärtigkeiten der Zukunft. 13 Stunde. Betrieb moralischer Selbstausbildung. Betrieb soll hier heissen so viel als Betreiben, was aber schon in Selbstausbildung liegt; denn es lässt sich diese letztere nicht denken, ohne dass ich sie betreibe. 14 Stunde. Empfehlungswürdige Wachsam-

keit. Es ist von moralischer Wachsamkeit die Rede, mithin der Beysatz: empfehlungswürdig, ganz überflüssig. 15 Stunde. Musterung der Beweise für die Wahrheit eines Religionssistems (systems). Ganz nach der bekannten Überzeugung des Vfs., der die gewöhnlichen historischen Beweise nicht gelten läfst. 16 Stunde. Nachtrag zur vorigen. 17 Stunde. Wahre bürgerliche Gleichheit. 18 St. Im Namen der protestantischen Zeitgenossenschaft. Recht gut. 19 St. Der gute Fürst. 20 St. Der gute Bürger. 21 St. Edelfreywilliges Märtyrerthum. 22 St. Luthers Wahlspruch. 23 St. Hoffnung und Furcht in ihren heilsamen und schädlichen Wirkungen. 24 St. Kirchenstolz in seiner Blöfse. 25 St. Freundschaft in ihren höheren Segnungen. 26 St. Zufriedenheit mit seiner Weltlage. 27 St. Einkehr bey sich selbst. 28 St. Sinn für das Heil der Nachwelt. 29 St. Achtung für den gemeinen Mann. 30 St. Allgemeine Aufklärung. Von dem zweyten Theile zeichnen wir nur die 50 Stunde: Deutsche Vorwelt, und 54 St.: der Mann über Sechzig hinaus, an, welche jedem Leser gefallen werden. Zuletzt noch ein Wort über die Orthographie und Schreibart des Vfs. Er schreibt Prärogatife S. 4, Miriaden st. Myriaden S. 30, Paradis S. 16, Regirer und regirt st. regiert, wider st. wieder, dis, Verschidenheit st. Verschiedenheit u. s. w. Ferner erhub st. erhob S. 24, verlohr st. verlor S. 18, vor den Anblicken die sie reicht st. darreicht S. 10, so kaducirt S. 151. Undurchdringliche Dunkelheiten fallen mitten aus dem prächtig erleuchteten Himmel auf mich nieder S. 93. Aus dem Licht, zumal aus dem prächtig erleuchteten Himmel können keine Dunkelheiten fallen. Er erwarb sich das grofse Verdienst um die Gottheit S. 276. Kann man sich auch um Gott verdient machen? Diese Ausstellungen abgerechnet, kann die Schrift nützlich seyn.

— R —

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Salzburg*, in der mayrschen Buchhandlung: *Wie kann Baiern seine Unabhängigkeit vom Auslande und sein Nationalwohl am ehesten begründen? Und wie liefse sich die in Baiern sehr vernachläfsigte Bienenzucht wieder empor bringen?* Ein paar Versuche von einem Landgeistlichen in Baiern. 1812. 126 S. 8. (7 gr.) Vom Patriotismus hingerissen, wagt es der Vf., in der ersten Abhandlung seine Landsleute auf das gesunkene *Nationalwohl* aufmerksam zu machen, und Mittel zur Wiederbelebung desselben vorzuschlagen. Es dünkte ihm zum Zweck hinreichend, hier nur auf die Naturproducte hinzuweisen, die man denen des Auslandes substituiren könne, ohne sich auf eine weitschweifige Anleitung zu deren Cultur und praktischen Benutzung einzulassen. In der zweyten legt er seine Beobachtungen und Bemerkungen über die Beförderung der Bienenzucht zum Beherzigen vor. Beide Aufsätze erkläre er nur als kleine Versuche, die mehr auf Patriotismus, als auf Gelehrsamkeit Anspruch machen.

Nicht Mangel an Quellen des Nationalvermögens ist es, warum in den Ländern Deutschlands das Nationalwohl gesunken ist, sondern Unordnung der Nationalwirthschaft, die aus dem Kriege und dem abgebrochenen Handel der Feinde des Continents entstand. Wie sehr die Deutschen von den Engländern durch den Handel abhängig gemacht waren, dies haben wir erst seit der Zeit empfunden, als wir von ihnen gänzlich abgeschnitten gewesen sind. Jeder Vorschlag zur Wiederherstellung einer besseren Einrichtung, und jedes Mittel, das die Kräfte der Nation zu neuer Thätigkeit anfrischt, mufs daher unseren Beyfall verdienen. Die Axe, um welche sich jetzt alles bewegen soll, ist der staatswirthschaftliche Grundsatz der französischen Regierung: Alle Gattungen von Bedürfnissen, die sich einheimisch machen lassen, im Lande selbst zu erzeugen, um desto weniger vom Auslande abzuhängen. Dieser Grundsatz giebt den wirksamen Kräften der Nation eine ganz andere Richtung, als die seitherige war, mufs aber nothwendig die Nationalindustrie befördern.

Beide Aufsätze gehen von diesem Grundsatz aus, sie sind aus einem reifen Verstande geflossen, und in einer reinen Sprache leicht und fafslich vorgetragen. Im dem ersten werden alle Regierungen, welche bereits viele von den ausländischen Naturproducten einheimisch gemacht haben, als Beyspiele zur Ermunterung aufgestellt. Die Bedürfnisse der Nation führt der Vf. mehr zufällig als nach einer besonderen Abtheilung an; er untersucht sie alle, und zeigt die Mittel, welche entweder das Vaterland enthält, oder welche durch vaterländische Industrie und inländischen Kunstfleifs erzeugt und verbessert werden können. Sonderbar ist die Bemerkung, dafs wegen der königlichen Culturgesetze in Baiern die Schafzucht sehr vernachläfsigt werde. Der Vf. spricht die Gesetze von dem Vorwurfe frey, und schiebt die Schuld auf den Mifsverstand derselben und auf die Culturmifsgriffe, wo man die besten Schafweiden in mageres Ackerland umgeschaffen habe. Den Handelsstand, welcher dabey zu kurz zu kommen scheint, behält der Vf. wohl im Auge, und erwägt sein Gutes, meint aber, dafs es jedem Handelsmanne als Staatsbürger gleichfalls Pflicht sey, zum Nationalwohl mitzuwirken. Denn würde der Nationalreichthum durch den Handelsstand vielmehr gemindert als gemehrt: so wäre er eine Pest der Nation, und dann müfste er sich gefallen lassen, sich in eine Reform gutmüthig zu fügen. Das Resultat der ganzen Untersuchung ist, „dafs wir wirklich einen grofsen, ja den grölsten Theil von ausländischen Natur-, Industrie- und Kunst-Producten sehr leicht entbehren, und uns alle nöthigen Lebensbedürfnisse nebst anderen Bequemlichkeiten im Lande selbst verschaffen können, wenn wir nur wollen.

Von der Bienenzucht im zweyten Aufsatz erwartet der Vf., wenn sie in Baiern wieder empor gebracht werden könne, dafs sie eins der kräftigsten Mittel sey, mittelst des Honigs den ausländischen Zucker zu verdrängen; auch würde nicht für Wachs so viel Geld ins Ausland gehen dürfen. Er verspricht von ihr 30 bis 50 Procent Gewinn, und Rec. versichert, dafs dies bey einer wohleingerichteten Bienenzucht nicht zu viel ist, denn im Einzelnen hat man Stöcke, welche auf 200 Procent gegeben haben. Der Aufsatz ist in *drey Abschnitte* eingetheilt: 1) von den wahrscheinlichsten Ursachen der in Baiern bisher sehr vernachläfsigten Bienenzucht; 2) von den Hülfsmitteln zur Beförderung und Emporbringung der Bienenzucht; und 3) von den wichtigsten Bienenpflanzen. Zuletzt noch ein *Anhang* von der verschiedenen vortheilhaften Benutzung des Honigs a) als Zucker, b) zu Honigwein, und c) zu Essig. Auch über die Bienenzucht äufsert der Vf. gesunde Begriffe und richtige Grundsätze, und Rec. würde seine Vorschläge unbedingt empfohlen haben, wenn er nicht S. 71 von Vorurtheilen gegen die Bienenkörbe eingenommen wäre, die doch eigentlich darum zur Aufnahme der Bienenzucht mit beförderlich sind, weil sie der gemeine Mann selbst verfertigt und sie ihm lange nicht so theuer zu stehen kommen, als die hölzernen Kasten. Motten und Bienenwölfe hat Rec. bey einer vierzigjährigen Erfahrung bey Körben nie eingeniftet gefunden, und Mäuse läfst kein ordentlicher Bienenwirth im Bienenstande aufkommen. Da in Rec. Gegend starke Bienenzucht in allen Arten einfacher und zusammengesetzter Strohkörbe getrieben wird: so können die Gefahren bey Strohkörben keineswegs so grofs seyn. Destomehr wundert sich Rec., dafs der sonst so hellsehende Vf. bey der Kastenmagazinbienenzucht die Entdeckung nicht gemacht hat, dafs wegen der eckigen Form die Bienen in Kästen weit kälter sitzen als in Strohkörben, und daher im Winter viel Abgang an Todten ist. Überhaupt kömmt es nicht sowohl auf die Art der Stöcke, als vielmehr auf die jeder Art wohlangemessene Behandlung an. Praktische Bienenschulen, Bienengesellschaften und Musterbienenstände, wie sie der Vf. wünscht, würden allerdings die Bienenzucht emporbringen. Über die Bienenpflanzen hat der Vf. ein dreyfaches Verzeichnifs aufgestellt, damit der Gebrauch desto leichter werden möchte. Auch für guten Druck ist gesorgt; Druckfehler hat Rec. nicht gefunden.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 SEPTEMBER, 1812.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HALBERSTADT, im Bureau für Literatur u. Kunst: *Jesus auf dem Gipfel seines irdischen Lebens*, eine den Urkunden seiner Geschichte durchaus treue und den Bedürfnissen gebildeter Leser angemessene Erzählung; nebst einigen Anhängen über Wunder und andere wichtige Gegenstände von *Karl August Märtens*, Prediger zu Grosquenstädt bey Halberstadt. 1811. XXVI u. 229 S. 8. (18 gr.)

Nach der Erklärung des Vfs. ist diese Schrift ursprünglich aus Vorträgen entstanden, die er über die Leidensgeschichte Jesu gehalten hat, die aber den Bedürfnissen einer Landgemeine angemessener waren, als die gegenwärtige Erzählung. Bey dieser ging das Bestreben des Vfs. dahin, sich so streng als möglich an die ersten Erzähler zu halten, und zu jeder Abweichung sich erst nöthigen zu lassen, theils durch die Unmöglichkeit, mit den vorgefundenen Worten die darin enthaltenen Gedanken und deren Zusammenhang vollständig darzustellen, theils durch Resultate einer genauen historischen und exegetischen Forschung, theils endlich durch unabweisliche Foderungen des Genius unserer jetzigen Sprache im Ausdrucke und Bau der Rede. Rec. kann dem Vf. das Zeugniss geben, dass er seinem Vorsatz grösstentheils treu geblieben ist, und eine mit den heiligen Urkunden meist übereinstimmende Darstellung der letzten Reden und Schicksale Jesu geliefert hat. Auch leuchtet aus seiner Arbeit ein lebhaftes Gefühl der Hochschätzung und Ehrfurcht gegen die heilige Religion und Person Jesu hervor. Bisweilen scheint es, als ob Hr. *M.* mehr bey der gewöhnlichen Übersetzung und Auslegung hätte bleiben können. Indess darüber will Rec. nicht mit ihm rechten, weil die Ansicht einer Stelle sehr relativ seyn kann, und der Vf. nicht sowohl neue Erklärungen geben, als die letzten Begebenheiten Jesu in einem zweckmässigen Zusammenhang darstellen wollte. Wohl hätte Hr. *M.* gethan, wenn er am Rande die biblischen Stellen angeführt hätte, damit der Leser, wenn ihm ein Zweifel aufstösst, ob der Vf. seinen Quellen treu geblieben sey, oder nicht, sie ohne Mühe aufschlagen könnte. Der Titel des Buchs scheint zu gesucht, und das nicht zu sagen, was das Buch enthält, nämlich eine Darstellung der Geistesgrösse Jesu in seinen letzten Tagen und Stunden. Warum nicht ungekünstelter: Jesus in den letzten Tagen seines irdischen Lebens? Rec. wünscht übrigens diesem nützlichen Erbauungsbuche recht viele Leser, und da man jetzt unter den gebildeten Ständen sich nicht gern mit einer so trockenen Lectüre beschäftigt, wenigstens, dass es Predigern bey ihren Vorträgen nützlich werden möge.

Nun zu den Anhängen! Der erste ist überschrieben: *Über die Wunder Jesu.* Der Vf. äussert hier zuerst, dass er zwar an Wunder im Leben Jesu glaube, aber sie nicht suche, sondern prüfe, wo sie uns wirklich die höhere weise Haushaltung giebt und wo sie sich uns unleugbar aufdringen. Hierauf bestimmt er den Begriff eines Wunders. *Wunder*, sagt er, sind *Ereignisse in einem wirklichen Menschenleben, wodurch sich die Zustimmung der Gottheit zu den wichtigen Zwecken des Menschen im höchsten Grade zeigt.* Darüber erklärt er sich weiter so: „Wenn wir von einem Inbegriff von Gegenständen nicht sogleich eine genaue, ins Einzelne gehende Erkenntniss erlangen können: so hat doch unser Geist die Fähigkeit, dem Ganzen einen *allgemeinen Charakter* abzugewinnen. So ist es mit der *körperlichen Natur*, deren Charakter ist, dass alles, was in ihr vorgeht, nach mechanisch nothwendigen Gesetzen geschieht, so dass Eins *nothwendig* aus dem Anderen folgt. Diesem Begriff von der mechanischen Nothwendigkeit steht der Begriff der *vernünftigen, überlegenden Freyheit* in vernünftigen Wesen entgegen, und diese Freyheit ist der Charakter des Innersten im Menschen. Dem menschlichen Willen wohnt das Vermögen bey, auf jene äusserliche Natur zu wirken; und weil das alltäglich geschieht: so ist es kein Wunder. Allein dieser Einfluss der menschlichen Freyheit auf die körperliche Natur ist auf gewisse Gesetze beschränkt, über welche hinaus sie nicht mehr wirken kann, so dass viele Veränderungen in der Natur blos nach mechanischer Nothwendigkeit erfolgen, und also gewöhnlich mit unserem Willen nicht zusammenstimmen. So ist es auch mit dem, was der *einzelne Mensch* für seine Zwecke *von anderen Menschen* wünscht. Von selbst stimmt ihr Thun nicht mit unseren Wünschen gerade allemal zusammen, wenn wir nicht ihre Schritte zu unseren Zwecken *lenken* können, daher wir denn auch diese unter dem Worte *Natur* begreifen können und müssen. Es giebt indessen Fälle, in welchen die Natur sich da, wo wir selbst sie nicht mehr lenken können, von selbst nach unseren freyen Zwecken zu richten scheint, wo günstige Umstände für uns eintreten, die wir nicht in unserer Gewalt

haben. Aber diese Fälle nennen wir noch nicht *Wunder*, sondern *Zufall*. Kömmt ein solcher Zufall häufig, und begleitet er einen Menschen mit einer gewissen *Dienstbarkeit*, wo er sich *unfehlbar* nach seinem Willen zu richten scheint: so verwundern wir uns; der Begünstigte erscheint am Ende als ein solcher, der über die Gesetze der menschlichen Wirksamkeit hinaus noch eine besondere Gewalt über die Natur habe, und es entstehen Begebenheiten, in denen wir eine solche höhere Gewalt erblicken, oder *Wunder*. Durch diese sogenannten Zufälle spricht sich ein höherer Charakter in der Natur aus, als der der mechanischen Nothwendigkeit; es muss auch in ihnen der Charakter vernünftiger Freyheit herrschen, und in diesem müssen gewisse Zwecke Statt finden, welche auf nichts anderes, als auf Beförderung der Moralität vernünftiger Wesen gehen können." Hieraus leitet der Vf. die Folgerung ab: Wenn Jemand einen *moralisch richtigen* Zweck verfolgt: so wird ihm auch der sogenannte Zufall zu Gebote stehen, d. h. er kann darauf rechnen, dass die Natur seinen moralisch richtigen Zwecken und also seinem Willen entsprechen werde. Ist nun die Natur stets solchen Zwecken unterthan: so ist es nicht auffallend, wenn sich dieser Charakter der Natur bisweilen in hohem Grade, d. h. in Begebenheiten, welche wir *Wunder* nennen, ausspricht, und es kann nicht befremden, dieses bey Jesu zu finden, dessen ganzes Streben auf moralisch richtige Zwecke ging. So, meint der Vf., erscheinen uns Wunder (als Äußerungen dieses moralischen Naturcharakters nämlich) *natürlich*, jedoch *in höherer Bedeutung*; — so ist, sagt er ferner, das Leben Jesu mit dem unserigen in eine fruchtbarere Beziehung gebracht, und sein Leben wird uns Aufmunterung, wie er, moralisch richtige Zwecke zu suchen, mit der Zuversicht, dass wir dabey auf Zustimmung der äußerlichen Umstände rechnen können, und dass, wenn unsere Unternehmungen vereitelt wurden, es gut war, dass sie nicht gelangen. — So hat man endlich, dem Vf. zufolge, Gewährleistung, dass keine Macht der Welt schaden kann, und wenn einem bösen Willen Etwas gelingt: so geschieht es nur, weil sein Vorhaben für höhere Zwecke nützlich war. — Mit dieser Theorie will der Vf. diejenigen vereinigen, welche alle Wunder im Leben Jesu natürlich erklären wollen, und die, welche sie alle von der Macht der Gottheit ableiten, indem jene sie aus einem höheren Charakter der Natur abgeleitet finden, diese aber auch unmittelbar auf die Gottheit geführt werden, dadurch, dass sie zu dem höheren Charakter der Natur sich erhoben sehen. — Was nun die Wunder in dem Leben Jesu betrifft: so sey der Glaube an die Zustimmung der Gottheit zu seinen Zwecken (durch welche Zustimmung dem Menschen das Schwerste möglich ist) der Standpunct, auf welchem Jesus sich befunden habe. Denn er habe die Möglichkeit seiner Wirkungen aus der Göttlichkeit seiner Lehre und seines Unternehmens erklärt, und jene Wirkungen als Beweis dieser Göttlichkeit aufgestellt. Wo der Zweck nicht als moralisch richtig entschieden gewesen, habe er nie eine auffallende Zustimmung äußerlicher Begebenheiten zu seinem Willen verlangt; wo sich ihm aber Gelegenheiten zu merkwürdigen Erfolgen dargeboten, da habe ihn allemal lebhaft der Gedanke an das höhere Wesen und an sein außerordentliches Verhältniss mit ihm ergriffen.

Obgleich dem Vf. nicht abzusprechen ist, dass er bey dieser Darstellung der Wunder Jesu mit Scharfsinn zu Werke gegangen: so scheinen doch Rec. durch diese Ansicht entweder alle Wunder zu verschwinden, oder ihre Zahl ungemein gehäuft zu werden. Denn wie oft stimmt nicht die äußerliche Natur mit dem freyen Willen eines Menschen zusammen? Das ist in jedes Menschen Leben der Fall, und so gehen fast täglich in jedes Menschen Leben Wunder vor. Ein alltäglicher Erfolg aber hört auf, Verwunderung zu erregen und ein Wunder zu seyn. Wenn also die Natur des Wunders in nichts anderem, als in der Zusammenstimmung der äußeren Natur mit dem freyen Willen des Menschen, zu suchen ist: so müssen alle Wunder verschwinden. Zwar sucht der Vf. sich dadurch zu sichern, dass er annimmt, nur dann errege eine solche Zusammenstimmung der Natur und vernünftigen Freyheit Bewunderung, wenn sie einen Menschen mit einer gewissen *Dienstbarkeit* begleite, und *unfehlbar* eintrete. Allein wer kann denn bestimmen, ob diese Dienstbarkeit und Unfehlbarkeit wirklich Statt finde, ob nicht der, bey dem sie vorhanden zu seyn scheint, bisweilen in seiner Wirksamkeit den entgegengesetzten Fall erlebt, ob nicht auch da, wo er einen moralisch bösen Zweck verfolgt, die Natur doch zusagt, und umgekehrt, wo er einen moralisch richtigen Zweck hat, die Natur mit ihrer Zustimmung zurückbleibt? Die Geschichte zeigt uns Monarchen, welche die äußerliche Natur bey ihren offenbar moralisch bösen Zwecken auffallend begünstigte; wir wundern uns darüber, und beruhigen uns allenfalls mit der Hoffnung, die Vorsehung werde aus dem Bösen überwiegende Vortheile zu entwickeln wissen. Sind aber darum ihre Thaten Wunder und sie selbst außerordentliche Gesandte der Gottheit? Lassen sich ihre Thaten nicht ungleich leichter erklären, als die Auferweckung des Lazarus, die Speisung vieler Tausender mit geringen Vorräthen, die Auferstehung Jesu u. s. w.? Und wenn nun Jesus sich selbst auf seine Wunder in sofern beruft, dass er daraus seine göttliche Sendung erkannt wissen will: würde nicht mit der Wundertheorie des Vfs. diese göttliche Sendung fallen, und Jeder, dessen Zwecke mit der Natur und ihren Äußerungen zusammentreffen, sich berechtigt halten können, sich einen göttlichen Gesandten im Sinne Jesu zu nennen? Überdiess scheint des Vfs. Ansicht zu mancherley Verirrungen zu führen. Denn erfolgt bey ausgemacht moralisch rich-

tigen Zwecken allemal Zustimmung der Natur: so folgt: ich muss nothwendig in der Lotterie gewinnen, wenn ich den Zweck habe, den Gewinn gut anzuwenden; ich muss nothwendig genesen, wenn ich auf dem Krankenbette mir nichts als gute Zwecke vorsetze; ich muss eine reiche, gesegnete Ärnte erhalten, wenn ich davon einen weisen und wohlthätigen Gebrauch machen will — so folgt im Gegentheil, wenn die äussere Natur mit meinen Zwecken nicht zusammentrifft, dass diese nicht moralisch richtig waren; dass der Vater, der seine Kinder gut erziehen *wollte*, und es zu diesem Zwecke an Nichts fehlen liess, einen moralisch bösen Zweck müsse gehabt haben, weil die Natur nicht zusagte.

Doch Rec. geht zum zweyten Anhang über, welcher die Aufschrift hat: *über das letzte Gespräch Jesu mit seinen Jüngern am Abend vor seinem Tode.* Der Vf. sagt, Manches in diesem Gespräche bleibe uns dunkel; die Ursachen dieser Dunkelheit liegen theils in dem wieder erzählenden Geschichtschreiber, der nicht Alles vollständig geliefert und seinen Lehrer nicht immer ganz verstanden haben möge, theils und vorzüglich in den Ideen selbst. Die Hauptideen, welche Jesus vorgetragen hat, sind nach dem Vf. folgende: ich trete nun bald eine Stufe höher zu noch bedeutenderen Verhältnissen mit meinem Vater — auch da werde ich nicht ausser Wirksamkeit seyn für den erhabenen Plan meines Vaters, vielmehr werde ich fortsetzen, worin ich hier durch eine finstere Stunde unterbrochen werde, und so werde ich die Meinen mit jener Wirksamkeit wieder unterstützen. — Mein Vater wird auf Erden noch Vieles für seinen und meinen Plan wirken; grosse Veränderungen werden noch vorgehen, vorzüglich auch in meinen Jüngern, bey welchen nichts fehlt, als dass der ihnen mitgetheilte Reichthum des Geistes und Herzens wirksameres Leben bekomme. — Die Meinen selbst werden nach vollendeter mühevoller Laufbahn mit mir in einem höheren glückseligen Zustande sich befinden. Die Auferstehung Jesu, sagt der Vf., gehörte nicht zu den wesentlichen Ideen Jesu in diesem Gespräche, und eine deutliche Erklärung hat er den Seinen vor seinem Tode nie darüber gegeben; wo wir eine *deutliche* Erklärung darüber finden, da ist sie es nur *uns*, die wir die Begebenheit der Auferstehung einmal wissen. In diesem letzten Puncte kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, sondern glaubt, durch Gründe bestimmt, mit *Reinhard* eine solche ausdrückliche Erklärung Jesu von seiner Auferstehung annehmen zu müssen. Ohnehin scheint es, wenn man berechtigt seyn soll, so deutliche Aussprüche Jesu willkührlich und uneigentlich zu deuten, man könne mit der ganzen Bibel machen, was man wolle.

Der dritte Anhang: *Bruchstück einer Erzählung* (die schon in den halberstädtischen gemeinnützigen Unterhaltungen Jahrg. 1805. St. 16 sich befindet) hat auf die letzte ehrwürdige Stiftung Jesu Bezug, und ist so abgefasst, dass er seinen heilsamen Zweck nicht verfehlen kann. 7. 4. 5.

BERLIN, b. Diterici: *Erinnerungen an Jesus Christus*, zehn Predigten zur Fasten-, Oster- und Advents-Zeit des Jahrs 1807 gehalten von *G. A. L. Hanstein*, Probst, Oberconsistorialrath, Oberschulrath und erstem Prediger an der Petri-Kirche in Berlin. 1808. 224 S. *Fortsetzung der Erinnerungen an Jesus Christus*, in abermaligen zehn Predigten, 1808 gehalten von *G. A. L. Hanstein*. 1809. 160 S. 8. (Beide Theile 2 Rthlr. 16 gr.)

Die Arbeiten eines Mannes, der sich im homiletischen Fache längst verdient gemacht, und besonders durch die treffenden Kritiken in seinen homiletisch-kritischen Blättern so Vieles zur Bildung jüngerer Prediger beygetragen hat, dürfen dem lesenden Publicum im Allgemeinen nicht erst empfohlen werden. Nur das Auszeichnende dieser beiden Sammlungen verdient eine besondere Bemerkung. Dieses zeigt sich vorzüglich in der trefflichen Charakteristik, welche der Vf. überall von dem herrlichen Vorbilde liefert. Man merkt durchgehends, wie tief er als Menschenkenner in das höchste Ideal menschlicher Tugend, welches sich in Jesu offenbart, eingedrungen ist, wie sorgfältig er jeden schönen Zug desselben auffasst, ihn ganz entwickelt, und in die schöne Harmonie des Ganzen zu verweben versteht. Eben so gelungen ist die Anwendung auf die christliche Gesinnung und Handlungsweise, die sich ihm nachbilden soll. Wie der Vf. Jesum in den feinsten Nüançen seines Charakters schildert, und ihn in den kleinsten Auftritten seines häuslichen, freundschaftlichen, gesellschaftlichen Lebens begleitet: so entwickelt er gleich genau den eigentlich christlichen, dem seinigen ähnlichen Sinn, in den kleinsten Eigenthümlichkeiten des menschlichen Gemüthes, und trägt das Beyspiel Jesus als Muster der Nachahmung in die verschiedensten Situationen des täglichen Lebens über. Dabey ist seine Sprache durchaus nicht die des kalten Lehrtons; vielmehr liegt in allen seinen Ermunterungen so viel Eindringendes und Herzliches, dass sie ein unbefangenes Gemüth nicht leicht ungerührt lassen werden. — Ausserdem verdient die feine Art, mit welcher der Vf. überall, wo es die Gelegenheit ergiebt, ohne Zwang, die Anwendung auf die bedenklichen und bedeutungsvollen Zeitumstände der Jahre macht, in welchen diese Predigten gehalten wurden, besonders bemerkt zu werden. Rec. wüsste erbauungsbegierigen Lesern, besonders für die Passionszeit und die Tage der Abendmahlsfeyer, auch Leidenden und Bekümmerten aller Art, in jedem Betracht nicht leicht ein lehrreicheres, erweckenderes und tröstenderes Andachtsbuch, zu empfehlen, als diese beiden Sammlungen. Um die Aufmerksamkeit darauf desto reger zu machen, hebt Rec. nur noch die Hauptsätze dieser Predigten aus.

1 Sammlung. Jesus in der Nähe der augenscheinlichsten Gefahr; — umgeben von einem bösen Schein; — bey dem Urtheile der Welt; — bey seinen wundervollen Thaten; — in seiner zarten und schonenden Liebe zu Petrus; — bey der Stiftung des heiligen Abendmahls; — im Tode schon verherrlicht; — das Osterfest, ein Fest der Verherrlichung Jesu; — würdige Feyer des Osterfestes in dieser Hinsicht; — von der Verehrung Jesu Christi. 2 Sammlung. Von den letzten Worten der Sterbenden; — Vater, vergieb ihnen u. s. w.; — Weib, siehe das ist dein Sohn u. s. w.; — Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn; — Mein Gott, mein Gott, warum u. s. w.; — Mich dürstet; — Es ist vollbracht; — Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist u. s. w.; — Angehängt sind diesem zweyten Theile zwey andere Reden: „Unsere Kinder sind unsere Hoffnung", eine Schulrede; und — „Von der Ordnung der Dinge, welcher das Vaterland entgegensieht", bey der erwarteten Rückkehr des Königes. — Eine besondre Sorgfalt in Hinsicht der Schreibart hat von jeher die Arbeiten des Vfs. ausgezeichnet. Früher schien sie sich etwas zu sehr zum Ängstlichen zu neigen, und der Correctheit manches Schöne und Gefällige der Rede aufzuopfern. Jetzt, da sie ganz zur Natur des Vfs. geworden ist, vereiniget sie beides auf eine musterhafte Weise mit einander. WRth.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Stuttgardt*, b. Steinkopf: *Worte des Trostes für christliche Ältern, welche um ihre entschlafenen Lieblinge weinen.* Mit einem Titelkupfer. 1809. 13 B. 8. (14 gr.) Ein aus verschiedenen Gärten mit Auswahl und Geschmack gepflückter Straus, zum Theil prosaischen Inhalts, zum Theil aus Gedichten bestehend, wozu verschiedene mehr oder minder bekannte Schriftsteller, als *Herder, Niemeyer, Lavater, Tobler, Kosegarten* u. s. w. das Ihrige haben beytragen müssen. Nicht ohne tiefe Erschütterung und doch auch nicht ohne trostgebende Gemüthsbewegung hat Rec. die Rede gelesen, welche *Vogelgesang*, Prediger zu Trochtelfingen, am Grabe seiner Tochter gehalten hat. Wir können das Buch nicht nur Ältern, die um ihre entschlafenen Lieblinge weinen, sondern auch denjenigen, die noch in ihrem Besitze sind, als Vorbereitung mit vollkommenem Rechte empfehlen. Am Ende sind einige Beyspiele von berühmten Personen, die sich unter ähnlichen Umständen als ächte Christen betrugen, beygefügt. Ob aber der Trost, aus dem eigenen Vortheil der leidenden Ältern, sowohl was ihre Ruhe als ihre Tugend betrifft, hergenommen, wirklich auf der Religion beruhe, folglich wahrhaft beruhigend sey, wie ihn hie und da Einige gebraucht haben, daran zweifelt Rec. sehr. Der Tod eines Menschen, gleichviel Kind oder Erwachsener, kann von der gerechten und heiligen Vorsehung unmöglich als Mittel gebraucht werden, Ältern vom Irdischen abzuziehen, und sie zum Ewigen zu leiten u. s. w. Die Religion giebt uns nur einen Trost: *Gott hat es gethan*, und *was Gott thut, ist wohlgethan.* Verleger und Drucker haben ihre Schuldigkeit beobachtet. Z. f. E.

Lübben, b. Gotsch: *Über die Wichtigkeit der Schriftlehre, dass unsere Körper dereinst verherrlicht aus dem Grabe hervorgehen sollen.* Eine Gastpredigt in der Stadtkirche zu Triebel am Sonntage Cantate 1811 über 1 Corinth. 15, V. 42—45 gehalten von M. *August Christian Staufs*, Prediger zu Waldow. 1812. 35 S. kl. 8. (3 gr.) Rec. erinnert sich noch keinen Vortrag gelesen zu haben, in welchem die Belehrung der neutestamentlichen Urkunden, dass sich einst aus unserem gegenwärtigen, irdischen, hinfälligen Körper ein besserer und vollkommenerer entwickeln werde, so vielseitig und praktisch behandelt worden wäre, als in dieser lesenswerthen Predigt. Der Vf. zeigt mit trefflicher Benutzung der zum Grunde liegenden paulinischen Stelle, wie wichtig jene Lehre für unseren *Glauben* sey, indem sie unseren Glauben an eine künftige Wiederherstellung unseres Körpers sicher stelle, berichtige und belebe; für unser *Thun*, als Ermunterung, den Körper nicht zu misbrauchen, ihn möglichst auszubilden, und selbst im Tode den menschlichen Körper zu ehren; für unser *Hoffen*, da sie uns bey dem drückenden Gefühle der Gebrechlichkeit unseres Körpers aufrichtet, bey dem bitteren Schmerze der Trennung von unseren Lieben tröstet, und bey den Schrecken des Todes beruhigt. Nur kann sich Rec. nicht überzeugen, dass die Trennung des *Glaubens* und *Hoffens* den logischen Foderungen völlig entspreche. Auch hat sich der Vf. im ersten Theile S. 17 fgg., wo er den Satz behandelt, dass uns jene Schriftlehre die herrlichsten Ansichten von der Grösse des Schöpfers und von der Vollkommenheit unserer Natur liefert, von dem eigentlichen Zwecke des ersten Theils, die Wichtigkeit jener Lehre für unseren Glauben *an eine künftige Wiederherstellung unseres Körpers* zu zeigen (S. 11), entfernt. Der ganze Vortrag ist in einer sehr lebendigen, oft blühenden und ächt biblischen Sprache abgefasst. St.

Vermischte Schriften. *Friedrichsstadt*, b. Bade u. Fischer: *Zurückerinnerungen des 1808 Jahres, gemischten Inhalts*, von *Johann Heinrich Schulze*, Hauptprediger in Hohenwestedt im Amte Rendsburg. 1809. 96 S. 8. Diese Zurückerinnerungen bestehen: 1) aus einer Casualrede am Neujahrstage 1809, welche recht gut gemeint ist; 2) aus einer kurzen Übersicht vom Kirchdorf Hohenwestedt, und von den Beläftigungen und Drangsalen desselben, der durchmarschirenden Truppen halber. Hohenwestedt liegt zwischen Itzehoe und Rendsburg, und hat ungefähr 680 Einwohner. 3) Aus Bemerkungen über das Einquartierungswesen. Sie sind gemacht, wie der Vf. sagt, „oft mitten im Gewühl rauschender Begebenheiten des Tages, verglichen mit den Bemerkungen Anderer in gleichen Lagen und Umständen, und aufgesetzt in amtsfreyen Stunden." Sie enthalten viel Gutes, und können diejenigen, denen das Geschäft der Einquartierung anvertraut ist, zu mancher Verbesserung in demselben Veranlassung geben. 4) Aus der Angabe der Einquartierung im Pastorate. Vom 10ten März 1808 bis zum 16ten December desselben Jahres hat sie bestanden aus 514 Personen, meistentheils Officieren, worunter viele vom ersten Range. Unter den Einquartierten sind auch angegeben unterm 31sten August drey Schneider des Prinzen von Ponte Corvo. 5) Aus vermischten Nachrichten, Bemerkungen, Erfahrungen, Anekdoten. Hierunter ist viel Unbedeutendes. B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 SEPTEMBER, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell u. Comp.: *Der arme Heinrich*, eine altdeutsche Erzählung, herausgegeben von Dr. *J. G. Büsching*. Mit Kupfern von Franz Hegi. 1810. XII u. 71 S. 12. brosch. (10 gr.)

Unter den kleineren epischen Gedichten der altdeutschen Literatur wird diese Erzählung des Hartmann von Aue (1206) immer einen vorzüglichen Rang behaupten. Die rührende Anhänglichkeit eines jungen Landmädchens für ihren Gutsherrn, für dessen Wohl sie ihr Leben darzubringen entschlossen ist, macht den Hauptinhalt aus, an den alles Übrige in jenem richtigen Verhältnifs sich anreiht, wodurch bey jedem Gedicht erst der Charakter eines wohlverstandenen Ganzen sich bildet. Gleichwohl mufs bemerkt werden, dafs einige Reden etwas zu wortreich ausgefallen sind. Was die Darstellung selbst betrifft: so ist sie in jener gleichmäfsigen, untadelhaften Art unseres Dichters, bey der gerade deshalb einige harte Metaphern auffallen müssen, die man in dem gröfseren Rittergedichte (Iwain) vergebens suchen würde; dahin rechnet Rec. z. B. S. 4: Er trug der Ehre Last über Rücken u. dgl. Der Text im II B. der *müllerischen* Sammlung ist so wenig in Ansehung des Sinnes als der Reinheit der Verse überall vollkommen richtig; diese Mängel liefsen sich vermuthlich durch eine vaticanische HS. (*Fr. Adelung* II, 266) beseitigen, woselbst die obige Erzählung Bl. 249—258 b. unter der Rubrik „*Ditz ist der arme Heinrich*" angetroffen wird. Was die Sage selbst betrifft: so hätte in der Vorrede wenigstens die Beziehung auf Engelhart und Engeldrut (in *Eschenburgs* Denkmälern) nicht unbemerkt bleiben sollen.

Der Herausgeber hat dieses Gedicht modernisirt, d. h. in einzelnen Sprachformen und Wörtern, zum Theil auch Wortstellung, dem heutigen Deutsch näher gebracht; in sofern ist noch ungeübten Lesern das Verstehen des alten Werkes erleichtert worden. Für die äufsere Form des Gedichtes hätte weit mehr geschehen sollen; es ist so wenig für das richtige Versmafs als die Reinheit der Reime überall die gebührende Sorge getragen. An einigen Stellen, wo einer der originalen Reime nicht Statt finden konnte, hat Hr. *B.* mit dem einen oder anderen Verse eine Änderung vornehmen müssen; die Verse dieser Art sind nicht die vorzüglichsten. Während nur einzelne Sprachformen erneuert worden sind: so ist der Kern des Ganzen, die der jetzigen Gestalt unserer Sprache entfremdeten Wörter und Idiotismen, dennoch durchaus alterthümlich geblieben. Hier war nun die nächste Foderung, dem weniger vorbereiteten Leser durch kurze Erklärungen solcher Wörter oder Stellen entgegen zu kommen, wie dieses z. B. bey einigen alten Gedichten in dem Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, oder in der Ausgabe der Fragmente des vor-eschenbachischen Titurel geleistet worden ist, wo die Erläuterungen gleich *unmittelbar unter dem Text* sich finden. Allein der Herausgeber ist hier offenbar mit zu grofser Sparsamkeit zu Werk gegangen, und sein Postulat, „dafs man bey Werken dieser Art aus seiner Zeit ganz herausgehe, und sich dem Zeitalter des Gedichtes und seinen Eigenthümlichkeiten hingebe," pafst nur für diejenigen, die mit dem Eigenthümlichen der alten Sprache sich vorher hinlänglich vertraut gemacht haben. Zu kritischen Anmerkungen hätte sich hie und da wohl auch eine Gelegenheit dargeboten; Sprach- und Sach-Kunde allein, ohne das Instrument der Kritik, werden den Herausgeber solcher alter Werke nur zu oft im Stich lassen.

Wir wollen nun einige Seiten dieser Ausgabe näher durchmustern, nachdem wir vorher noch über den Titel S. 1: „*Dieſs ist* von dem armen Heinrich", die Erinnerung gemacht haben, dafs Überschriften der Art nur für Sammlungen mehrerer solcher Gedichte sich qualificiren; bey einem einzelnen Abdruck ist zu dem demonstrativen Artikel kein rechter Gegensatz vorhanden. — S. 50 *da er ſie vollbrachte*, st. mit ihr wirklich den Ort erreichte; da *vollbringen* in dieser Bedeutung sonst nicht vorkommt: so hält Rec. es für verdächtig. — Hast dich *deswillen* selber bedacht; besser im Origin.: *Dis willen* (dieses Willens, Vorsatzes). — 51. Einem eine Rede erdrohen, st. ihn durch Drohung zu einem Entschlufs zwingen; richtiger das Orig.: Ob ihr etwa ihr Herr den Vorsatz hätte *ans* erdroht, gleichsam aus ihr erdroht. — S. 52. Hr. *B.* hat das defecte „das mich (el) angeſt" richtig verbessert, so wie hier (nach *beswaren*) und S. 55 (Liefs ich u. s. w.) die verschobene Stellung zweyer Verse. — 58. Ihr handelt nicht wohl mit eurer Meisterschaft; besser das Original: Ihr handelt *es* (die Sache, den Gegenstand) nicht wohl; handeln ist hier behandeln dgl. — Waget ihr . . ; so *darf* ich; im Origin.: *getürrent ir*, . *Ich getar*; beides ist sich unterstehen, etwas über sich nehmen, nicht dürfen. Derselbe Fehler findet sich S. 60: *Des nehme ich dabey wahr wol*: (kein Punct; der Vers ist hart) *Daſs ich doch leiden ſoll*, *Des dürfet ihr nicht dulden*. Der Autor sagt: *Was* ich nicht schepe zu leiden, das getrauet ihr euch nicht zu dulden, zu ertragen, zu *zugeben*. — Wenn ich nicht also wust Er-

sten Muth in der Brust; eine grosse Licenz, also Festen auf diese Art zu trennen, *wust* ist sprachwidrig st. wüsste; das Orig. hat: *Wann daz ich mich weste Des mutes also veste.* — 54. Durch Gott (um Gottes Willen, hier ist das Semicolon falsch) das thut in Zeit; man sollte *in-zit* (baldig) schreiben, der öftere Gebrauch erzeugt bey solchen Wörtern in allen Sprachen den adverbialischen Charakter. — Mich reisset (?) *fast* dazu; *fast* ist hier heftig, sehr, ohne dies zu bemerken, nimmt der Leser es für beynahe, und erhält einen unadäquaten Sinn. — 55. „Lichtes Geschlechtes"; Wenn *lihtes* (als Genit. des Subst. *Licht*) *kunnes* interpretirt wird: so möchte dem Autor wohl zuviel zugetrauet werden; *lihtes* wäre sonst leichtes (des schwächeren Frauen-)Geschlechts. — Uns kann *das* nicht hindern, — im Origin. folgt, das Mädchen sey völlig gut; Hr. *B.* macht zwey unverbundene Sätze daraus. — 56. Und beschloss ihn vor *der* Thür, giebt einen ganz unrichtigen Sinn; das Origin. war nicht schwer zu verbessern: *Und besloz im vor* (ist altdeutsch besser gesagt als *vor ihm*) *dev* (nicht der) *tür.* — Das schöne Mägdlein aller Welt würde theuer seyn; im Origin.: *daſs* ein schöneres Mädchen die Welt nicht aufzuweisen hätte. — 57. Doch dass es — so sagt man nicht st. Nur, dass es nicht so scharf war, wie er gewünscht hätte; die Interpunction ist hier falsch, es folgt als Erklärung: denn da sie einmal geopfert werden sollte: so wollte er ihr den Tod möglichst erleichtern. — 58. Sonder seinen (Gottes) Dank, klingt uns sonderbar, es ist: gegen seinen Willen; *malgré lui.* 59. Wider den Niemand nichts *mag;* warum nicht besser: vermag? — Du weisst auch recht; negativer Satz im Origin. — beynahe sterben; das *bi-namen* des Orig. ist: zuverlässig, *omnino.* — Ein „lästerliches" Leben, so Gott über Jemand verhängt; lästerlich sov. als erniedrigend, schmachvoll. — 59. Und auch dann erwägst, st. und überdiess *ungewiss* bist; behält man gesait st. gesagt bey: so konnte hier wohl auch treist (st. tregest) stehen bleiben. — Dess *bewog* er sich zu Hand; Sich einer Sache bewegen, kennt unsere Sprache nicht; Orig.: bewag, st. er führte dieses auf der Stelle aus, oder vielmehr, unterzog sich ihm. — 61. Zwey ungereimte Verse, weil Hr. *B.* das Imperf.: sie *schré* st. schrie, nicht brauchen wollte. — Der Ehren, der uns war gedacht; unrichtig wird man sich hier den Plur. denken; nach dem Orig.: er entbehrt der Ehre, die uns zugedacht, bestimmt war. — 63. Wie viel sie . . bat, und auch Scheltens that; die Construction ist nicht richtig, mit dem Genit. Scheltens hat es im Orig. andere Bewandniss, er hängt ab von: „wie *viel*" der Verwünschungen, der Bitten und des Scheltens sie that. Auch funde st. fünde (finden würde) ist constructionswidrig. — 65. „Da entbot er's denen, die er erkannte, des Heiles und der Güte"; wovon denn, da er's vorher geht, werden diese Genitive regiert? Das Origin. bindet sie an das Verb. *erkannte;* ich erkenne dich der Güte; heiss nach diesem Beyspiel: ich bin von deinem Wohlwollen überzeugt. Was Manche bey Voss u. A. als Gräcismen tadeln, bietet die ältere deutsche Sprache als unerborgte Eigenthümlichkeit dar. — 66. Etwas mehr, dann drey *Stund* (dri-stunt, dreymal), nach der eigenen Urbanität damaliger Zeit bloss sov. als: sie küssten sie zum öftern male; der heutige Leser wird an *Stunden* denken, und die Phrase wird ungeschickt. — 70. Wie ich's verschulde wider ihn; verständlicher wäre: wie ich's verdienen mag um ihn. Der folgende Rath: entschliesst euch, Leib und Gut Gott immer unterthänig zu machen, bedeutet nichts anders, als Heinrich solle seine übrigen Tage *im Kloster verleben*; dadurch wird die Vorführung der Braut desto überraschender. — 71. Mit ihrem süssen Leibe; das Orig.: Nach süssem langen Leben (kein Punct) besassen sie da mit einander das ewige Reich.

Das Äussere dieser Ausgabe ist ungemein zierlich; vorzüglich zeichnet sie sich durch die beygefügten fünf verständig gewählten Scenen, in Aqua tinta, (braun abgedruckt) aus; bis auf die wechselnden Farben, glaubt man Copieen nach vorzüglichen Miniatur-Bildern des dreyzehnten Jahrhunderts vor sich zu sehen, so sehr hat der Erfinder, Hr. *Hess*, den Kunstcharakter und das Costum jener Zeiten zu reproduciren gesucht. Die Composition und Behandlung der meisten dieser Bilder ist beyfallswürdig; an Interesse gewinnen sie noch dadurch, dass sie zur Verständigung über den Werth, die Anwendung und Grenzen solcher Wiederbelebungen der ältesten deutschen Kunstdenkmale auffodern.

B. J. D.

Chemnitz, b. Maucke: *Die Inquiraner.* Eine Robinsonade. Neu erzählt vom Vf. der grauen Mappe. 1810. VIII u. 360 S. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Herausgeber, der diesen aus der älteren Literatur erneuerten Roman als eine Fortsetzung der bis zum fünften Bande fortlaufenden Bibliothek der Robinsone will angesehen wissen, sagt davon in der Vorrede: „Näher schliesst sich dies Werk an die Idee an, welche der *Insel Felsenburg*, mit der es beynahe gleichzeitig ans Licht trat, zum Grunde liegt; denn in beiden ist die Entwickelung einer, der übrigen Welt unzugänglichen, ein glückliches Völkchen bildenden Colonie, durch ihre verschiedenen Bildungsstufen hindurch, das interessante Thema, welches, wiewohl in sehr divergirenden Richtungen, durchgeführt werden soll". Es hat allerdings für die Phantasie oder vielmehr für das sympathisirende Gefühl etwas Anziehendes, mit Menschen, die durch das Schicksal umhergetrieben und auf dem Meere durch Sturm verschlagen werden, in ganz entfernten und fremden Gegenden ein insularisches Leben zu führen, und sich in den ersten Naturzustand menschlicher Gesellschaft zu versetzen, und auch die *Inquiraner* (Leute, die von der Inquisition mancherley Ungemach leiden) gewähren in dieser Hinsicht Unterhaltung; doch müssen alsdann auch die Menschen als im Kampfe mit den Elementen oder der äusseren Natur die Hauptsache bleiben, und sich nicht ganz und gar in die Dinge verlieren, welches geschieht,

wenn der Verstand wie nach einem aufgegebenen Thema mit der Erfindung von mancherley Mitteln und Geräthen und mit der Entstehung der Handwerker hinter einander fort beschäftigt wird, wie das hier wirklich leider der Fall ist, so dafs das Buch zuletzt mehr einer praktischen Technologie als einem Romane ähnlich sieht, worüber die Aufmerksamkeit des Lesers, der eine ganz andere Unterhaltung sucht, endlich ermüdet. Und wenn auch in der That Alles von aufsen her so glücklich und so schnell von Statten ginge, als hier berichtet wird: so ist doch sehr zu verwundern, wie die ans Eiland verschlagenen Menschen gerade so viel Geschicklichkeit besitzen, dafs sie mit einer solchen Geschwindigkeit so viele Handwerke in Ausübung setzen können, wozu, auch bey aller Vorkenntnifs, gewifs mehrere Jahre und schon besonders begabte Köpfe gehören. Kurz: das Erfinden und technologische Schaffen sticht hier zu sehr als Thema und als Absicht hervor, und man sieht bey allen Wendungen immer schon im Voraus, wie der Erzähler von einer Erfindung zur anderen eilt, so dafs wohl die Mechanik in kein organisches Leben übergeht, wie man es doch von einem Romane erwartet. Darüber, dafs der Herausgeber auf *seine* Weise erzählt, kann man gerade nicht mit ihm rechten, wenn seine Fülle nur nicht öfters in zu grofse Umständlichkeit ausartete, als z. B. indem er, um auszudrücken: in den Dornen und Disteln wurde er gewahr, dafs er ein Paar Schuhe nöthig habe — mit Anspruch auf einen geistreichen Stil sagt: seine ganze Glückseligkeit schien ihm demnach an den baldigen Besitz von ein Paar tüchtigen Schuhen gebunden. Sonst ist der Vortrag des Erzählers in geläufigen, runden, vollen Perioden abgefafst, die wohlklingend und angenehm vor dem Ohre vorübergleiten, und sich daher sehr schnell lesen lassen.

T. Z.

Heidelberg, b. Braun: *Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs.* 1811. 269 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Verleger dieses sonderbaren Buchs bezeichnet dasselbe — was selten geschieht — sehr richtig, wenn er sagt: „Schattenbilder des Lebens, Träume und Phantasieen über dasselbe. So wie im Traum Eine Person, Gestalt, Stimme und Namen oft wechselt, und über die ganze Traumwelt ein wunderbarer Schleyer geworfen ist, der uns Alles glaublich macht: so gestalten sich auch die Wesen in diesem Buche jeden Augenblick anders.“ Aber der Zusatz ist nicht wahr: „und doch vergessen wir, wie im Traum, alle Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche.“ — Je mehr Freyheit sich die Phantasie nimmt in der Annahme von Erscheinungen und Gestaltungen: desto mehr Genie und Kunst gehört dazu, dem, was wird und entsteht, doch einen Zusammenhang, eine in gröfster Freyheit wirkende Ordnung und den Schein eines wirklichen Daseyns zu geben. Der Vf., *Justinus Kerner*, verwechselt die Kühnheit der Verwirrung mit der Kraft der Schöpfung. Wohl liefsen sich Träume denken, die mit den auffallendsten, widersprechendsten Bildern uns dennoch wunderbar ansprächen, und mit einer unerklärlichen Schönheit und Überredung der Phantasie zusagten; und sicher hat der Vf. solche Arabesken-Malerey im Sinne gehabt: aber er erlaube uns zu sagen, dafs es ihm damit keinesweges gelungen ist. Dazu besitzt er bey weitem nicht Sicherheit und Übermacht der Phantasie genug. Seine kühnen Sprünge gehen nicht gleichmäfsig fort, bleiben nicht in der dunkelgefühlten Proportion, in der Alles wahrscheinlich wird, sondern gehen abspringend zu oft bey Seite, um in einer kleinen Mannichfaltigkeit hüpfend auszuruhn. So kommen nur einzelne groteske Bilder vor, die das rechte Staunen erwecken, als z. B. der Einfall, dafs sich der Teufel auf ein Kloster setzt, und mit demselben davon reitet, dem das andere daneben nicht grofs und kühn genug entspricht. Viele Leser werden sich wundern, dafs wir über ein solches Product ganz ernstlich eine solche Sprache führen; aber man kann sich einen Phantasten nicht anders verständlich machen. Der Streitpunct betrifft eigentlich die Behauptung, dafs eine tolle Unordnung ja seine Absicht sey, was wir ihm aber keinesweges zugeben, weil er trotz derselben — und sollte es auch unbewufst geschehen — doch nach einer versteckten Ordnung trachtet, in welche sich vor den Blicken des höheren Geistes die Unordnung auflösen mufs, wenn sie nicht wirklicher Wahnsinn seyn soll. Der Vf. täuscht sich hierin selbst: eine völlige, regellose, ungebundene Freyheit giebt es in der Kunst gar nicht, weder im Gebiet des Komischen, wo er diesen Irrthum mit vielen Philosophen theilt, noch im Schöpfungskreise der Mährchen und der Träume; die Regel ist nur bey gröfserer Kühnheit immer schwerer zu erkennen, und für den Phantasirenden auch — schwerer zu treffen. Wir rathen ihm, bey Zeiten diesen Weg zu verlassen, sein Künsttalent nicht muthwillig selbst zu zerstören, und seine Gedanken, statt sie — vielleicht mit Anstrengung — in Träume zu verhauchen, in sich zu einem Ganzen reifen zu lassen; sonst verwechselt er Schein und Wesen der Kunst eben so, wie sein verrückter Dichter Holder, der in einer Stadt vor einem Schusterhause stehen bleibt, und nicht von dem ausgehangenen Schilde wegzubringen ist, weil er durchaus die gemalten Stiefeln anzuziehen begehrt.

T. Z.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Pantheon der deutschen Dichter.* Herausgegeben von *Karl Wilhelm Hermann*, evang. Prediger zu Schatthausen im grofsherzogl. bad. Neckarkreise. 2te vermehrte Ausgabe. 1811. XXXII, 14 u. 395 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Rec. hält das vorliegende Buch für die *beste lyrische Anthologie aus neueren deutschen Dichtern* (so sollte der Titel eigentlich heifsen), welche ihm in diesem Umfange zu Gesicht gekommen ist. Denn wenn man auch an der Wahl der *einzelnen* aufgenommenen Stücke immer etwas wird aussetzen können: so beurkundet sich doch im Ganzen ein gebildeter und umfassender Geschmack des Sammlers, und *so* weit reicht auch nach unserer Meinung sein Ver-

dienst. Allein der Herausgeber dieser Sammlung war mit diesem Lobe nicht zufrieden, denn er erklärt in der Vorrede, dass man von seinem Buche keine gewöhnliche Anthologie, keine neue Beyspielsammlung für die verschiedenen Dichtungsarten erwarten solle; vielmehr sollten nur diejenigen Stücke unserer modernen lyrischen Poesie in dieser Sammlung niedergelegt werden, welche (doch wohl in ihrer *Verbindung?*) das Leben selbst, die innere Welt in ihrer Gesammtheit anzudeuten schienen. Nicht lose oder zufällig verknüpft, sondern nach einem festen Plan zusammengeordnet, und auf das innigste unter einander verbunden, sollten diese *nur ein lebendiges Ganzes ausmachen, in welchem jedes einzelne Gedicht entweder Fortsetzung oder Commentar des anderen, oder beides zugleich wäre.* Um dieses zu bewirken, hat Hr. *H.* diese Sammlung in drey Abschnitte eingetheilt, welche den Lebensabschnitten gemäss eine *Jugend* (warum hat der Herausgeber die *Kindheit* übergangen?), eine Zeit des thätigen, erfahrenen, reiferen Lebens im *männlichen Alter*, zuletzt ein *Greisenalter* nicht sowohl enthalten, als vielmehr poetisch andeuten, abspiegeln und nachbilden sollten. Voran geht eine andeutende und erläuternde Übersicht als Einleitung in die ganze Sammlung, durch welche die Verbindung und Aufeinanderfolge der einzelnen hier zusammengestellten Gedichte nach dem angegebenen Gesichtspuncte nachgewiesen werden sollte. Allein Rec. kann sich nicht überzeugen, dass der Herausgeber hier etwas mehr als eine allgemeine Abtheilung der Gedichte gewonnen habe, und würde ohne obige Erklärung und die erläuternde Übersicht schwerlich etwas mehr darin gesucht haben. — Selbst der Gedanke scheint ihm nicht probehaltig. Denn gesetzt auch, es liesse sich bey den so verschiedenen Charakteren und Tonweisen der benutzten Dichter durch Zusammenstellung die Einheit *eines* Kunstwerks hervorbringen, — was jedoch Rec. nicht also scheint —: so ist doch jedes Bild des Lebens ein individuelles, und also auch und nothwendig in der Schilderung des Dichters *individuell*, zugleich auch jedes Leben ein *verschiedenes*, durch allgemeine Züge unerreichbares, der Folge der Gefühle und Zustände nach unbestimmbares. (Daher in ersterer Rücksicht manches Gedicht hier unter einer zu allgemeinen Rubrik aufgenommen worden ist, wie z. B. *Goethe's* Junggesell und der Mühlbach unter der Rubrik: „Erste Regungen der Liebe und naiver Ausdruck derselben, in sofern beide noch mit Innigkeit und Wärme für Natur übereinstimmen, — in männlicher Form;" und dessen *Blümchen Wunderschön* als Ausdruck der Liebe unter Gatten.) Es muss daher auch ferner die Folge der hier in Gedichten geschilderten Stimmungen und Situationen, in Hinsicht auf das nur individuelle Leben, als etwas *Willkührliches* erscheinen, wodurch eine *poetische Einheit*, auf welche diese Sammlung als solche Anspruch macht, und vermöge deren jedes einzelne Gedicht als nothwendiges Glied sich mit den Übrigen *innerlich* vereinigen müsste, schon ausgeschlossen ist; so wie auf der anderen Seite Rec. schwerlich glauben will, dass es Jemanden einfallen könnte, für seine jedesmalige Stimmung einen poetischen Reflex in dieser Sammlung zu suchen, und also auch in dieser Rücksicht keinen Vorzug dieser Anthologie erblicken kann. So bleibt also nur jene einfache allgemeine Abtheilung der Gedichte nach den Lebensaltern, deren Charakter sie schildern, nebst einigen Unterabtheilungen (z. B. nach den charakteristischen Zügen der Jugend, des männlichen Alters u. s. w.), als eine Abtheilung, welche die Gedichte äusserlich und in Hinsicht auf die Begriffseinheit der eben angegebenen Rubriken verbindet, stehen, und Rec. kann, wie sehr er auch wünscht, zu denen zu gehören, „die ein unsichtbares Band in allen Dingen erblicken, und auch die poetische Welt nicht abgerissen und zerstückelt, sondern als ein lebendiges Ganzes nehmen," dennoch diese Sammlung für nichts anderes als eine künstliche Mosaik von poetischen Juwelen ansehen, welche, nach des Herausg. eigenen und strenggenommenen Worten, bestimmt ist, den Tempel des Lebens *in seinen grosen Hauptfeldern auszuschmücken.*

Allein auch letzterer, durch jene allgemeine Abtheilung bedingter Foderung einer planmäsigen Mannichfaltigkeit scheint uns Hr. *H.* nicht hinlänglich Genüge geleistet zu haben. Denn abgerechnet, dass er, wie schon oben erinnert worden, die Spiele und Ansichten der Kinderwelt ganz übergangen hat: so ist auch die *Ältern-* und *Kinder-Liebe*, besonders aber die *Freundschaft* in diesen Schilderungen fast leer ausgegangen, und die Abtheilung des Jugendalters beschränkt sich *lediglich* auf Darstellung des Gefühls der *Liebe* in ihren mannichfaltigen Situationen. Der Abschnitt des Mannesalters ist mannichfaltiger, aber sonderbar ist es, dass die *Religion* erst *hier* eintritt. Wir übergehen andere Inconvenienzen dieser Art.

Dabey konnte es auch nicht fehlen, dass der Vf., seiner gefasten Tendenz zu Liebe, manchen Gedichten in der rubricirenden Erläuterung eine einseitige Deutung gab. So ist es fast lustig unter der Rubrik *Familienfreuden* das witzige Epigramm *Schillers*: die *Entschuldigung* zu finden: *Du verklagst das Weib* u. s. w.; unter Rubrik: „die Liebe unter den Ruinen der Zeit und des Schicksals" *Matthisons* Elegie: die Ruinen eines alten Bergschlosses, welche gerade das *Gegentheil* zu enthalten scheint; als Vorwort über wahre Begeisterung und Dichterweihe; der *Geist Gottes* von *Voss*; noch mehr aber in dem dem Alter gewidmeten Abschnitte unter der Rubrik: der freudensatte Unglückliche, *Goethes* Harzreise. So möchte auch, um das „ursprüngliche Geschlechtsverhältnis" und die erste Regung der Liebe poetisch darzustellen, *Schillers* poetische *Reflexion* über das Geschlechtsverhältnis nicht treffend gewählt seyn. Doch dieses sind nur Misgriffe in Beziehung auf jene Tendenz.

Auch die erste Vorrede ist eine Anthologie von prosaischen Ausprüchen unserer ersten Denker und Dichter zum Preise der Dichtkunst, die der Vf. als Einleitung und Commentar zu dem Buche dem Leser selbst in Verbindung zu bringen überlässt. Eine Vergleichung der Ausgaben kann Rec. nicht anstellen, da ihm die erste nicht zu Gesicht gekommen ist. Das Äussere ist der Verlagshandlung würdig.

A.....s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 SEPTEMBER, 1812.

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Deutsche Gedichte des Mittelalters*, herausgegeben von *F. H. von der Hagen* und Dr. *J. G. Büsching*. Erster Band, mit 4 Holzschn. 1808. Vorr. und allgem. Einleitung. LII S. König Rother, Herzog Ernst, Wigamur, der heilige Georg, Salomon und Morolf, sämmtlich besonders paginirt; die Einleit. LXXXVIII S., die Gedichte selbst nebst den Anmerk. 387 S. 4. (5 Rthlr. 8 gr.)

Ein ganzes Jahrhundert hindurch hatten, meist mit undankbarem Erfolg, und ohne recht in den wirklichen Bestand des deutschen Schriftenthums einzugreifen, die Bestrebungen zur Aufhellung einer vorzeitigen einheimischen poetischen Literatur sich vorübergehend nur dort und da kund gegeben. So gewiss diese Wahrnehmung: so wohlgegründet die Hoffnung, dass erst im neunzehnten Jahrhundert eine allgemeinere Anregung und willigere Anerkennung diesen Studien vorbehalten sey. Möchte nur die bisherige günstige Stimmung des Publicums dadurch ganz belohnt worden seyn, dass jeder weitere Fortschritt, welcher Art er sey, durch verständige Wahl, durch edle Behandlung und gründliche Kritik sich ausgezeichnet hätte; durch letztere in sofern freylich, als sie, erst sich versuchend, zwar stets das Rechte zu erstreben, aber doch nach Massgabe der unzureichenden Hülfsmittel durch jeden Zuwachs der Erkenntniss sich noch stets mehr auszubilden und zu begründen hat. Nehmen wir nun aber auch an, dass die Mitarbeitenden (wie Jeder das gern von sich bekennen wird) häufig von ihrer Seite mehr guten Willen, als Untadeliches gezeigt haben: so ist in solchem Fall zwar nicht diess, sondern die hiedurch bedingte gegenseitige Belehrung, auch Tadel, etwas für Alle Wünschenswerthes; das Publicum, bey seiner Theilnahme an dem immer weiter sich aufthuenden neuen Lande, gewinnt selbst an Einsicht durch den Gegensatz, und seine etwanigen Klagen bey diesem Bestreben nach einem schönen Ziele träfen ohne Zweifel nur die Missgriffe im Grossen, und den Mangel einer wohlverbundenen Succession der Untersuchungen und Mittheilungen.

Selbst von der Bestimmung Mehrerer der Ersten und Besten abgesehen, glauben wir die günstige Ansicht der meisten Deutschen, denen überhaupt ein gebildeter Geist inwohnt, und die dem nicht verschlossen sind, was im Grossen die deutsche Literatur bewegt, nicht zu sehr auf unsere Seite geneigt zu haben. Wir glauben nämlich, dass es die Wenigeren sind, die etwas Verkehrtes in den Bestrebungen zur Aufhellung unserer Vorzeit erblicken, oder wohl gar vermeinen, man wolle hiedurch etwas Fremdes (!) einführen, was sich gar gut entbehren liesse, und dass der Rückblick auf ein einheimisches Alterthum im Grunde nur auf ein *Zurückgehen* deute, welches der errungenen Ausbildung unserer Cultur keineswegs vortheilhaft seyn könne. Lassen wir hierauf nicht durch ein vages Wort, sondern durch bestimmte Aussagen erwiedern; ohne diese Entgegnung wäre ja auch die vorliegende *Sammlung* einem wenig ehrenvollen Urtheil ausgesetzt, welches (im Allgemeinen) uns eben so verkehrt als beklagenswerth erscheint.

Sehen wir auf den gesammten Bestand unserer jetzigen Sprache und Literatur: so stellt sich uns zunächst die Atmosphäre dar, in der wir eingewohnt wie gute Kinder leben, ohne viel um das Vormals und Weiterhin uns zu bekümmern. Was vor uns entsteht, sind Erscheinungen, die wir vielleicht bewundern, die jedoch bey so naher Umgebung uns gar nicht ungewöhnlich vorkommen. So ist das Ganze unserer Literatur, weil wir nur die Gegenwart kennen, uns eine vage, schwimmende Masse, Wie die Zeit sich forttreibt, schöne oder herbe Früchte bringend: so gehen wir ohne wahre Einsicht und passiv mit ihr hin, in gleicher Masse, wie wir das unerwartete, mit dem Vorbestandenen so ganz widersinnige Umwälzen in politischen Dingen, im Strome selbst mitbegriffen, nur leidenschaftlich oder mit dumpfem Gleichmuth erfahren. Wir waren, hinsichtlich unserer Literatur, bisher wie Kinder, die von dem Vergangenen nichts wissen und solches also auch für sich *nicht zu nützen vermögen;* dagegen streckten wir nach allem Fremden begierig die Hände aus: das sicherste Mittel, uns am Ende völlig zu *entnationalisiren*. Was in Deutschland gewusst und gedacht wird, darüber kann es bey einem so schreibseligen Volke nicht an einer Schrift, oder mehreren Schriften fehlen; nun nenne man uns aber doch Eine, wo mit Einsicht und Kenntniss der Sachen (von unfruchtbaren bibliographischen Nomenclaturen reden wir nicht) die Entwickelung und alle die verschiedenen Schicksale unserer Literatur und Sprache dargestellt wären, so dass dieses Ganze, ungeachtet seiner Widersprüche, in seinem eigentlichen geschichtlichen Zusammenhange uns klar wäre! Ist nun im Sinn einer solchen Aufgabe nichts Bedeutendes bisher geschehen: so ist offenbar, dass wir bey der Frage: „*Was ist* die deutsche Literatur?“ beschämt unsere Unwissenheit bekennen müssen, indem sie in ihrer Ganzheit noch von Keinem erfasst worden, und dadurch eigene Schuld uns unbekannt ist, auf welchen Wegen sie so geworden, wie wir sie jetzt erblicken. Dieses, was uns

mangelt, nennt Rec. die *Selbsterkenntniss* unserer Literatur, deren Werth und Nothwendigkeit er, für gemeinhin, sehr gern nicht so gar hoch ansetzen will, wenn nur anerkannt wird, dass der Gegenstand es vollkommen verdiene, dass Viele sich damit beschäftigen, und von nun an es Jedem möglich machen, die Cultur des deutschen Volks auf allen den wechselnden Stufen zu erkennen und zu verstehen, wo es durch das bleibendste und vernehmlichste Organ aller geistigen Thätigkeit, durch die Schrift, sich bemerkbar gemacht hat.

Nächst dieser vermissten Selbsterkenntniss ist aber noch ein zweytes Princip nachzuweisen, das für den ganzen Stand und die Forterhaltung unserer Bildung ungleich wichtiger ist, und dafür auch von allen denen, die auf die Literaturen der Griechen und Römer alle Grundbildung zurückführen möchten, anzuerkennen ist, im Fall sie nicht etwa die Selbstverleugnung so weit treiben wollen, dass man am Ende gar nicht mehr sieht, mit welchem Rechte sie sich Deutsche nennen möchten. — Erinnern wir uns, dass fast drey Jahrhunderte lang, ungeachtet uns die Natur eine herrliche, allfähige Sprache gegeben, wir durch eigene Versclavung des steten Lateinschreibens uns selbst wie entnationalisirt hatten, als die fortgeschrittene Bildung anderer naher Nationen aus diesem Todesschlummer uns erwachen liess, damit wir uns antrieben, selbst etwas zu versuchen, und in der eigenen Rede zu wirken, weil doch alles Fremde ohne Spuren tiefer Wirkung dahin schwindet. Was wir nun vorbrachten, war, ausser wenigem Guten und Verkehrten eigener Art, durchgängig nur solches, dessen Antrieb und Gestaltung von *fremden* Vorbildern, französischen, engländischen u. s. w., ausging und bedingt wurde; nicht die Verfassung, kein grosser Mittelpunct leitete uns, dass wir die Gebilde unserer Dichtung wahrhaft einheimisch zu machen gewagt hätten, so dass in dem Punct unser Bestes, wie in klopstockischer Wesenlosigkeit, zwischen Himmel und Erde schwebt, und wir den künftigen Geschlechtern, grösstentheils, eine Literatur ohne Heimath und Vaterland hinterlassen. Dafür haben wir den für ein Volk wenig ehrenhaften Ruhm, fast Alles idealisirt, d. i. entnationalisirt zu haben; bey den Griechen dagegen war Alles die lebendigste Gegenwart; wir aber wähnen, das Wahre nicht anders zu finden, als indem wir die Gegenwart tödten oder doch sorgsam *verstecken*. Wodurch denn jene fatale Sentimentalität und das üble Missverhältniss zwischen dem Unsichtigen, das wir erstreben, und den Halbheiten, die wir kärglich und ekel noch aus der Wirklichkeit gestalten, entstehen musste; wodurch endlich die Gegenwart selbst uns so werthlos werden, und jene kleingeistische Pädagogik immer mehr um sich greifen musste, die das Gefühl aller bürgerlichen Existenz untergrub, um ihre Menschenpuppen zu bilden; wie dies schon 1773 in *Goethe's* Tragikomödie vom Pater Brey vorhergesagt worden. Dieser Humanismus der Pädagogen, der recht gut seyn möchte, wenn die Welt ohne Krieg und die Natur ohne Elasticität wäre, hat wie eine Seuche vor unseren Augen um sich gegriffen, und ganze Regierungen bethört, in seinem verderblichen System zu handeln. Oft wollte es uns scheinen, als ob es ganz andere Menschen müssten gewesen seyn, denen wir die frischen, guten alten Lieder von 1450 — 1570 verdanken, wogegen unsere ganze Calamität sich, Allen unbewusst, in einem Gesange an die Freude zu erkennen gebe, wie in so manchen anderen Verkehrtheiten, den Symptomen innerer Auflösung, die jetzt ihre Krisis bald wird überstanden haben, um, geb' es der Himmel, in dem deutschen Volke ein besseres Getriebe hervorzubringen, und alle die bisherigen Irrungen und Missverständnisse uns vergessen zu machen.

Dies die bisherigen Schicksale unserer Literatur, worüber Weiteres hinzuzufügen wir diesmal uns gern enthalten *). Aber das traurige Bewusstseyn, Eigenes fast nichts selbst zu haben, hier allen Antrieb von den Franzosen, Italiänern u. s. w., dort durch Nachahmerey der Griechen und Römer empfangen zu haben, und nebenher, bey dem Mangel eigenes Grundes und Bodens, so viele Missgestalten einer ärmlichen Sentimentalität sich zu denken zu haben, und Jenem sich gleichstellen zu müssen, von dem das Epigramm sagt (*Anthol. ed. Jacobs* III, 127)

„γενόμενος πάντων οὐδὲν ἔχεις ἴδιον,"

dieses Bewusstseyn sollte doch wahrlich uns aufregen, darauf bedacht zu seyn, ob denn Nichts zu einer achtungswerthen Selbstständigkeit uns führen könne, zu einer Selbstständigkeit, die zugleich dem heillosen Verderbniss steuerte, welches unserer edlen Sprache jede Missgestalt droht; die uns ermächtigte, bey ihrer weiteren Fortbildung (weil *Stillstand* unmöglich) auf eine sichere, unwankende Grundlage zu fussen. Rec. wenigstens hegt die Überzeugung, dass es ein solches Mittel giebt, damit unsere Literatur und Sprache zu jener Selbstständigkeit gelange; es muss aber hier vorläufig der eigenen Überlegung des Lesers die weitere Ausführung des Satzes überlassen bleiben, dass dieses Mittel nur durch die gründliche Kenntniss und Einsicht unserer Literatur in jenen früheren Zeiten, wo sie ungleich selbstständiger und *sui juris* da stand, als seit der Reformation, zu erwerben sey. Diese Zeiten liegen bey weitem nicht so weit aus einander entfernt, als bey den Griechen z. B. es Homer vom Hekatäus oder Herodot war; denn das erste prosaische *Buch*, woran unsere dermalige Literatur und Sprachbildung zunächst sich anschliesst, ist bekanntlich Luther's *Bibelübersetzung*, der gerade deshalb, von allem theologischem Interesse abgesehen, schon längst eine philologisch-kritische Ausgabe hätte zu Theil werden sollen. Gleichwohl ist unzweifelich, dass dieses nur übersetzte Werk völlig ungenügend und unzureichend ist, um den Grundpfeiler jeder weiteren Hinanstrebungen zu bilden; und ein solcher Grund und Boden ist dem Ganzen doch nothwendig, wenn es nicht immer mehr in schwankender Willkühr alle Haltung verlieren soll.

Damit nun wäre angedeutet, dass es für die ge-

*) Zu kläglich in der That wären jene Schicksale, wenn nicht Mehrere, die *frey* blieben in der herrschenden Verkehrtheit, z. B. *Goethe* und *Joh. Müller*, uns dazu trösteten und Entschädigung gewährten. Gemeinhin jedoch beruht obige Ansicht auf so vielfältigen Wahrnehmungen, dass wir zu einer umständlicheren Auseinandersetzung hierüber uns verpflichtet erachten. *Der Rec.*

ſammte deutſche Literatur und Sprache keinen ſichereren und ächteren Weg gebe, ſich ſelbſt zu erkennen und der entäuſserten Selbſtſtändigkeit ſich wieder zu nähern, als die Anſchauung, Erkennung und Wiederbelebung ihrer früheren, blüthereichen und *ſelbſterwachſenen* Zuſtände; wobey die ſogenannten Modernisirungen oder widernatürlichen Miſchungen zwiſchen alten und neuen Sprachformen auf keine Weiſe von uns mit verſtanden ſind. Die von uns erheiſchte Selbſterkenntniſs iſt dem deutſchen Schriftenthum, wenn ein ſolches beſtimmt anerkannt ſeyn will, unumgänglich nöthig; ohne Selbſtſtändigkeit müſste unſere Literatur immerhin ohne Ziel und Zweck irrlichterngleich und in weſenloſem Scheine hinſchwanken; für beide Foderniſſe haben wir ein und daſſelbe Mittel nachgewieſen, und nichts Zweckmäſsigeres glaubten wir voranſchicken zu können, um den Leſern ein Unternehmen vor Augen zu führen, welches ganz darauf berechnet iſt, ein vergeſſenes und verkanntes groſses Zeitalter unſerer Literatur uns wieder erkennen zu lehren, in Wiedererweckung ſolcher Werke des menſchlichen Geiſtes, die in ihrer ungetrübten Form eben ſo ſehr von theilnehmenden Gemüthern geleſen und wiedergeleſen zu werden verdienen, als ausheimiſche Producte, die den Sinn ungleich weniger ſammeln und befriedigen, als das geiſtige Mitleben unter den Empfindungen und der Denkweiſe unſerer Ahnen. Dahin zu wirken, muſs das Beſtreben aller derer ſeyn, die als Herausgeber ſolcher einheimiſcher Denkmäler auftreten; möchte denn dieſer Zweck gegenwärtig überall auf eine genügendere Art erreicht werden, wie in dem vorigen Jahrhundert, welches manche Abdrücke, nur nicht Eine tadelloſe *Ausgabe* uns geliefert hat. Auch die Hnn. *v. d. Hagen* und *Büſching* haben in der vorliegenden Sammlung nur *Abdrücke* handſchriftlicher Texte geliefert; die Genauigkeit ihrer Beſorgung, ſo wie die beygefügten Einleitungen, verdienen Dank: aber wie weit bedeutender wäre ihr Verdienſt, wenn ſie in dem Nothwendigſten und Wichtigſten ſich als eigentliche *Herausgeber* gezeigt hätten! —

Die hier befindlichen ſechs Gedichte ſind Werke des XII, XIII und XIV Jahrhunderts. Eine Auseinanderſetzung deſſen, was in den deutſchen Gedichten dieſer Zeiten Gutes, Schönes und Treffliches, was immerdar den göttlichen Geiſt der Menſchennatur bekundet, in Schöpfungen der Phantaſie, Geſinnungen, Gefühlen, in dem Gebiet des Verſtändigen und Wahren, und in Darſtellung menſchlicher Verhältniſſe, verborgen oder vielmehr offenbar daliege, kann nicht an dieſen Ort gehören, da die obige Sammlung unter der Geſammtheit deſſen, was ſchön iſt und edel, nur einzelne Seiten uns öffnet, und wir alſo die allgemeine Überſicht nach dem zufälligen Stoff dieſes 1 Bandes einſchränken müſsten. Gemeinhin dürfen wir jedoch jenen äſthetiſchen Werth faſt allen hier gelieferten Werken zuſprechen. Wenn weder Inhalt noch Darſtellung in dergleichen Denkmälern ein ſolches Bedeutniſs zu erkennen geben: ſo kann ein Werk der Art, im Fall nicht der Hiſtoriker nähere Anſprüche darauf hat, immer noch für den Sprachforſcher von groſsem Intereſſe ſeyn; im letzteren Fall aber müſſen wir uns durchaus gegen die vollſtändige Herausgabe erklären, da es genügt, wenn die Philologen, denen ſolche Dichtereyen zur Hand kommen, den ſprach- oder alterthumskundlichen Gehalt uns kurz und gut daraus mittheilen. — Was die Herausgabe ſelbſt der obigen Denkmäler betrifft: ſo finden wir uns hier in dem Raum einer unerfreulichen Wirklichkeit. Von den hier bekannt gemachten 6 Gedichten iſt, nach dermaliger Erfahrung, nur jedesmal *eine* Handſchrift uns erhalten worden, keine darunter zu den *beſſeren* gehörend. Nach *Caſparſon's* unlesbarem Abdruck des Wilhelm von Oranſe muſste uns längſt bekannt ſeyn, daſs die mit vieler Sorgfalt von ihren Verfaſſern geſchriebenen Gedichte in der Geſtalt, worin die Nachläſſigkeit ſo vieler unwiſſender, „tummer" (unbeſonnener) Abſchreiber ſie uns überliefert hat, beynahe ganz ungenieſsbar ſind, ſo daſs, wenn hier nicht die Kritik mit allen den ihr zuſtändigen Rechten das Verkehrte beſſert, und ſo dem Autor, wie dem jetzigen Publicum, zu gleicher Maſse Recht widerfahren läſst, die Leſer um den gröſsten Theil des Vergnügens gebracht ſind, das ein ſolches Werk ihnen darbieten würde. Unſere beiden Herausgeber haben ſich ſehr viele Mühe gegeben, vielleicht mehr wie irgend ein früherer; ſie haben für die vormaligen Diphthongen eigene Typen beordert, ſorgfältige (mitunter freylich irrige) Interpunction hinzugethan, für möglichſte *Druck*fehlerloſigkeit geſorgt, und meiſt ausführliche Einleitungen vorgeſetzt. Deſſenungeachtet fehlt es, wie geſagt, in der Hauptſache überaus; dieſe Texte ſind alle aus jüngeren, meiſt ſehr verderbten Handſchriften, mit beynahe allen Fehlern des Sinnes, allen Entſtellungen der Orthographie wieder gegeben, wozu nur die miſsverſtandene Schätzung der Form eines vor vierthalbhundert Jahren gefertigten Manuſcript verleiten konnte. Es iſt keins unter dieſen Werken, worin nicht ungeahnet und ungeahndet die häſslichſten Fehler ſtehen geblieben wären; dagegen ſind eine Unzahl von Unwichtigkeiten verſchwenderiſch in den jedem Gedichte angehängten *Anmerkungen* niedergelegt, worunter ſelbſt das wenige Brauchbare uns nicht einmal recht zu Statten kommt, weil man im Texte ſelbſt nie durch irgend ein hinweiſendes Zeichen darauf vorbereitete. Rec. hat ſich in dem Raume zweyer Jahre die gröſste Mühe gegeben, die Texte dieſer ſechs Gedichte von ihren tauſendfältigen Corruptelen zu reinigen; die Reſultate dieſer kritiſchen Sichtung, verbunden mit manchen hiſtoriſchen Erläuterungen, wird er binnen Kurzem den Beſitzern jener Sammlung und den übrigen Intereſſenten beſonders gedruckt darlegen. Für den Umfang dieſer Blätter gehörten ſie nicht; wir wünſchen hier bloſs durch eine allgemeine Anſicht des bisher Gelieferten dem gröſseren Publicum zu genügen.

Von jenen Foderungen abgeſehen, haben wir, was vor uns liegt, als genaue Copieen der einzelnen Handſchriften, nur an gar wenigen Stellen interpolirt, anzuſehen; die Änderungen trafen meiſt den *zweyten* Reim, um ihn dem *vorderen* gleichſtimmig zu bilden: ein durchaus ungewiſſes Kriterion des Richtigeren! — Der Druck ſelbſt, mit unger'ſchen Let-

tern, ist schön und nett, doch schienen lateinische Typen für solche Werke uns immer angemessener. Auf Nutzung des Raums ist wenig gesehen; man würde, wie in der *myller'schen* Sammlung, lieber drey Columnen, als so weit aus einander ihrer zwey, gesehen haben; überhaupt wär' es ja weit zweckmäßiger, alle die Gedichte in kurzen 5—9zeiligen Versen in dem bequemeren Octavformat (wie die Klage bey *v. d. Hagen's* Ausgabe des Nibel. Liedes 1810) abdrucken zu lassen. Die *Interpunctionen* würde ein geübter Leser gar leicht entbehren, nur dass sie in der Mitte der Verse und bey nicht gleich klarer Construction auch am Ende nie fehlen sollten. Was die literarisch-historischen Einleitungen betrifft: so dünken sie uns viel zu lang; wenigstens hätten sie, wenn auch vorerst nicht bey Seite gelegt, doch an einem *anderen* Ort bekannt gemacht werden sollen, da jede weitere Entdeckung sie ungenügend darstellt, was doch in einer solchen Sammlung, wovon keine zweyte Auflage zu hoffen, auf keinen Fall wünschenswerth ist. Übrigens werden wir hier auf keine weiteren Prüfungen dieser Einleitungen uns einlassen; wir erkennen darin die Bemühungen der Herausgeber, wie billig, an, so wie in den schon erwähnten Anmerkungen ihren pünctlichen, gewissenhaften Fleiss, wiewohl wir die geringe Bedeutung und Unbequemlichkeit dieser stets im Kleinen beschäftigten Anhänge durchaus nicht in Schutz nehmen können. — Nun zu einer kurzen Aufzählung der in dem I Bande mitgetheilten Werke. Nur eines darunter lässt uns einen bestimmten Ausspruch über seine Herkunft und Zeitalter thun: *Reinbot's von Doren* (Dorum im Herzogth. Bremen) Gedicht von dem h. Georg, verfasst auf Begehren des baierischen Herzogs Otto des Erlauchten um 1252, mithin aus der schönsten Zeit der älteren deutschen Kunst. Indess bot dieser christliche Heros nicht einen überall gleichen poetischen Stoff dar, auch hatte die Herzogin jede weitere Ausschmückung des (altfranzös.) Originals dem Autor untersagt, sonst, traut er sich zu, hätte er es „bass" dichten können. Die *möser'sche* Handschrift, im Ganzen noch leidlich, enthält manches Fehlerhafte, auch ist sie viel zu reich an niederdeutschen Formen, die doch sonder Zweifel in *Reinbot's* Buch, wie er es dem Baier-Herzog überreichte, *nicht* Statt fanden! Das ältere Fragment, welches Rec. den Herausgebern sandte, ist aus dem XIV Jahrh., aber zu sehr bavarisirt, als dass es für die Feststellung der Orthographie hätte Muster seyn dürfen, wie Rec. in dem Dichterverzeichniss zweifelnd anmerkte. Die Mensur der Verse ist in der *möser'schen* Handschrift noch sehr geschont, desto leichter wäre mithin die übrige Nachhülfe gewesen. Ist von einem alten Gedichte, wie es Namen habe, nur eine nicht correct zu nennende Handschrift übrig: so muss diese, wenn sonst das Werk selbst Bekanntmachung verdient, wenigstens drey bis viermal überlesen und Alles genau geprüft werden, um einen so viel möglich lesbaren Text zu liefern. Wir Herausgeber haben mithin als unsere erste Pflicht anzuerkennen, die alten Denkmäler unserer Literatur sowohl als das gegenwärtige Publicum zu ehren, und die Dichter gegen die gefühllosen Schänder ihrer Werke, die elenden Copisten, zu schützen. Es scheint, dass hiebey nicht wohl umgangen werden dürfe, räthselhafte oder dunkele Stellen zu erklären; von dem Herausgeber erwartet man, dass er Alles wohl verstanden habe, im Gegenfalle sollte er das Nichtzuerklärende als solches bemerken, überall aber dem Standpunct solcher Leser sich nähern, die gelegentlicher Fingerzeige bedürfen, um nicht im Dunkeln umher zu tappen. Wir waren Willens, als Probe eines gebesserten Textes und des Gedichtes selbst die an poetischen Blumen überreiche Rede des Demetrius an seinen Bruder den Markgrafen Georg V. 729—853 hieher zu setzen; da jedoch der Raum dieses untersagt: so mögen hier wenigstens einige Anmerkungen der Art Platz finden, die wir so eben als unerlässlich bey solchen Ausgaben bezeichneten. 49. „*So wenig ein schachzabil-bret iemant zwispelden mag*," so nämlich, dass er es in zwey *völlig gleiche* Hälften spalte. 56. *Vnd vor der erden gruft*, giebt keinen Sinn, etwa: *vnd füre durch der erden gruft?* 61. *Damit sich alles das entswebit*, ist völlig unverständlich, vielleicht sind hienächst zwey Verse ausgefallen? 64. „*Der sant, der da lit an des meres trum*," ein ungewöhnlicher Ausdruck; *trum* heisst hier *Ende; mit zal durch die hant lassen*, ist so viel, als: an den Fingern herzählen. 73. *Magsi-u das understan*, könntest du diese überstehen? Die Interpunction ist irrig, man verbinde: *Durch minen willen nu belib etc.* 95. *Nu wilt-u von mir scheiden, so* — statt *Nu* wird wohl *Vnd* stehen müssen; nachher bey V. 807. *Vnd wiltu nu*, bleibt *Vnd* besser ganz weg, da es den Vers stört. 803. *Vnd das mich taubte*, ist *da* st. *das* zu lesen. 16. *Das min herze davor gestet*, nicht hinsinkt, Stand hält. 17. *Wer'(e) es als(o) gros, als mons Olivet; mons* ist auf jeden Fall ein nichtswerthes Glossem; *Olivet* möchte aber dem von Rec. einst vermutheten *Munelet* vorzuziehen seyn, da vorhin V. 630 eine ähnliche Vergleichung auf den Berg Olympus vorkömmt. 20. *Das es keine quale mag* (l. *mug*) *gehaben*, (:) *es zuvar* (d. i. es zerbräche doch) *vnd breche in soliche* (man lese: *kleine*) *stücke gar*, (:) *Was* (l. *swas*) *craft hat es* (l. *es hat*) *begriffen, solde man in tusent schiffen Solichen* (?) *iamer furen tusent* (man verbessere: *eine*) *stunt* u. s. w. 35. *Vnd wirt ir* (*ir* bleibe weg) *truren gemeret;* (nicht interpungirt) *ubir-al uf unser marke* (:) *Vnfride vnd orlog* u. s. w. — Es möge nun je oder niemals eine bessere Handschrift des *Reinbot* sich vorfinden: so ist doch klar, dass jeder, an sich verbesserliche Fehler, der hier durch den Druck fixirt worden, eine grosse Unannehmlichkeit ist, und bleibt, wenn nicht Jeder sein Exemplar nach den richtigeren Angaben durchcorrigirt; das kritische Vermögen an diesen alten Denkmälern zu üben, wird immer nur die Sache sehr Weniger seyn; aber lesen und kennen ohne so grosse Umständlichkeiten möchten doch Manche diese Werke, um in der Nähe den Stand der deutschen Bildung durch alle Jahrhunderte zu erfassen, und den Namen und Grund kennen zu lernen, auf welchen unsere ganze neuere Literatur ruht (sich selbst freylich dessen nur zu sehr unbewusst), und aus dessen Urkraft sie am sichersten sich wieder verjüngen kann.

(*Den Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 SEPTEMBER, 1812.

DEUTSCHE ALTERTHUMSKUNDE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Deutsche Gedichte des Mittelalters*, herausgegeben von *F. H. von der Hagen* und Dr. *J. G Büsching*. u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenige Jahrzehende später, oder auch früher, ist das allen inneren Gründen zum Trotz dem Heinrich von Veldeck beygelegte Gedicht von Herzog Ernst von Baiern das Erneuerungswerk eines unbekannten, nicht niederdeutschen, eher fränkischen Dichters. Die gothaer HS. ist mittelmäsig; die meisten Fehler sind in der ausführlichen Beurtheilung verbessert, woselbst auch der historisch - literarische Stoff weiter ausgeführt ist, dem wir schon zwey Aufsätze in dem Museum für ältere deutsche Literatur II, 1 widmeten; diese Forschungen, *von der Hagen's* Einleitung hinzugerechnet, beweisen, wie wenig wir glauben dürfen, die aus solchen Gedichten hervorgehenden Untersuchungen beym ersten Anlauf beenden zu können. Dieser jüngere Ernst ist durchaus in einem edlen, gleichen Stil gedichtet; es finden zwar keine Minne-Abenteuer Statt, doch verdiente das Werk in jeder Rückficht die Bekanntmachung. — Aus der ersten Hälfte des XIV Jahrh. wahrscheinlich, und von einer weniger gebildeten Herkunft ist der *Wigamur*, nur um einige Grade besser, als der Roman von Herzog Friederich von Schwaben. Die wolfenbüttler HS. (einst in Baiern) ist in jeder Hinsicht so verderbt und durch Lücken entstellt; dass deren Herausgabe weit besser vorerst unterblieben wäre; Eschenburg's Aussug konnte einstweilen genügen. Die vielen Blätter der *Bemerkungen* sind überaus unfruchtbar, so dass man lieber einen Abdruck ohne alle Noten, wie in der *myller'schen* Sammlung, sich zu wünschen veranlasst werden könnte. Auch die Einleitung ist dasmal sehr oberflächlich; Hr. *B.* verspricht, als Zugabe zu einer künftigen Bearbeitung des Iwain, über König Artus und die ganze Tafelrunde ausführlichere Untersuchungen, wobey freylich die *historische* Seite, wie bisher, noch ganz mit Nebel bedeckt seyn wird und auch nicht anders kann; die Zusammenstellung der bekannten alten Romanzen und Heldengedichte ist indessen immer wünschens- und dankenswerth. Eine wichtige literarische Notiz, von Niemanden noch beachtet, wollen wir doch hieher setzen, um weitere Aufklärungen darüber zu veranlassen. *Jo. Pilseus* in dem Werke *de Scriptoribus Angliae* p. 166 (vor ihm vielleicht schon *Leland* and *Baleus*) erzählt umständlich von dem Benedictiner *Gildas* Banchorensis, nach ihm Gildas IV, wie er in seine Schriften so viel Fabelhaftes und Falsches eingemischt habe, und setzt sodann, ohne alle weitere Beglaubigung, hinzu: *Scripsit, ut habet Vion* (wer dieser *Vion* gewesen, erfahren wir wenigstens durch ihn und Jöcher *nicht*), *de milite Leonis Lib. I* (kein anderer als der Iwain); *de milite quadrigae* (gewis Wigoleis mit dem Rade); *de Rege Arthuro*; *de Percevallo et Lancelotto Lib. I* (als ob beide in einem Werke!); *de Galguano* (Gawan?) *et quibusdam aliis Lib. I.* Dieser Gildas lebte um 860, aber wie es mit den angeführten Schriften stehe, wird wohl schwerlich der Continent entscheiden. — Vermuthlich auch aus dem XIV Jahrh., und von einem niederdeutschen Geistlichen ist die Bearbeitung des *Salomo und Markolph*, nach dem Lateinischen, der hier als zweyter Theil des viel älteren und in jeder Rücksicht ihm heterogenen Salomo und Morolfs uns vorgelegt wird. Die Bearbeitung ist nicht ungeschickt; man vergisst gern dabey, dass der Verfasser ein Original (welches wahrscheinlich aus Italien, aus dem Ende des XIII Jahrh. datirt) vor sich hatte. *Eschenburgs* Handschrift ist nicht frey von Fehlern, die also hätte gebessert werden sollen. Eine zweyte Abschrift ist seitdem im Vatican entdeckt worden. —

Aus einer früheren Zeit, und von ganz anderer Art, sind die noch übrigen beiden Gedichte, deren Vorzüglichkeit und Originalität selbst in den höchst verderbten Copieen nicht ganz verdunkelt werden konnte, aus denen sie hier mitgetheilt worden. Beide Werke sind ächt deutscher Heimath, wenn etwa auch nicht ganz dem Inhalt, doch dem Charakter der Behandlung und Sprache nach. So diese munteren, belebten *Abentüren von Salomo und Morolf*, die wir leider wohl nie in ihrer ächten Gestalt wieder vor uns sehen werden, weil sie längst von den Sängern des Volks von Ohr zu Ohr getragen wurden, ehe jemandem der Gedanke kam, sie aus dem Gedächtniss, untreu und entstellt genug, aufzuzeichnen. Daher die so schwer auszugleichende Ungleichheit des Versmasses, welches zuweilen eine ganze Seite durch seinem Gesetz angepasst bleibt, dann aber in vier längere Zeilen auswächst, die gegen die richtige Eintheilung sich hartnäckig sträuben. Das Ganze nämlich ist in einer einfachen, raschen Strophe von fünf Zeilen gedichtet, die auf unbegreifliche Weise von dem Herausgeber nicht bemerkt und anerkannt worden, da doch die Auszüge bey *Eschenburg* schon eine strophische Form ahnen liessen. Rec. giebt zu, dass es un-

gemein ſchwierig ſey, nach dem, was aus der HS. und dem alten Druck *hier vorgelegt worden*, alle dieſe Strophen richtig wieder herzuſtellen, z. B. die 40ſte Seite. Aber aus jenen beiden Hülfsmitteln hätte unter der Leitung einer ſorgfältigen Kritik etwas weit Beſſeres ſich darſtellen laſſen, als der hier gedruckte Text, der ja bey der Nichterkennung des Versmaſses der erſten und nöthigſten Richtſchnur ermangeln muſste. (Die drey nicht verglichenen Blätter des alten Drucks wünſchten wir aus dem von *Grimm* nachgewieſenen, gothaer Exemplar an einem bequemen Ort, etwa in der breslauer Alterthums-Zeitung, *vollſtändig* mitgetheilt zu ſehen.) — Das zweyte Werk iſt *König Rother*, vorangehend dem Zeitalter der Minneſinger, ein höchſt ſchätzbares Denkmal des *alten Stils*. Der einzige vaticaniſche Codex iſt, wie umſtändlicher bewieſen worden, von einem ganz unwillenden Niederrheiner verfertigt, der nicht einmal die Schriftzeichen zu gebrauchen wuſste; auch in der Abſchrift iſt Manches verſehen durch Nichtunterſcheidung leicht zu verwechſelnder Buchſtaben. Hier nun mochte immerhin der alte Text mit allen ſeinen *wirklichen* Fehlern wiedergegeben worden ſeyn, aber fortlaufende kritiſche Anmerkungen wären ſodann unentbehrlich geweſen. Die meiſten Fehler hoffen wir getilgt zu haben; nach fünf Jahren wird von den übrigen wohl auch nicht viel mehr zurückbleiben. Im Übrigen darf Rec. wohl nicht erinnern, daſs dieſe älteſten epiſchen Gedichte unſerer Nation einer ganz vorzüglichen Beachtung würdig ſind. Möchten nur unſere beſten Dichter dieſe Werke durch eigene *belebende* Kraft dem gröſseren Publicum wieder zugänglich machen, um uns von den miſsverſtandenen Verſuchen derer, welche dieſes dadurch zu bewirken ſuchen, daſs ſie die alten Worte nach der heutigen Ausſprache umſchreiben, endlich ganz zu befreyen. —

Noch haben wir einige Worte über die allgemeine Einleitung dieſer Sammlung (40 S.) hinzuzufügen, worin die Herausgeber eine literariſche Überſicht aller noch vorhandenen deutſchen Gedichte vom XI bis XV Jahrh. (nur nach zu allgemeinen Rubriken geordnet, wie auch *Bouterwek* unlängſt bemerkte) mitgetheilt haben. Uns ſchien immer dieſe Literatur unſerer älteren Poeſie *hier* nicht ſo ganz an ihrem Platze zu ſeyn, da mit jedem Jahre die Entdeckungen ſich vermehren, und hier doch auf etwas *Bleibendes* billig hätte geſehen werden ſollen. Eine allgemeine Charakteriſtik der älteren deutſchen Dichtkunſt nach ihren verſchiedenen Richtungen würde hier weit paſſender geweſen ſeyn. Beide Herausgeber haben ſeitdem dieſe ſonſt dankenswerthe Überſicht nach einem erweiterten Plan in dem „Literariſchen Grundriſs zur Geſchichte der deutſchen Poeſie", Berl. 1812, von neuem bearbeitet; man ſ. unſere Rec. 1812. No. 136. Ein paar Bemerkungen wollen wir hier noch nachtragen, da ſie der Einleitung ſowohl wie dem Grundriſs angehören. S. 297. Das alte *Heldengedicht* „Vom ungenäheten Rock Chriſti" (welcher dem König Arendel von Trier zu Theil wird) ſcheint handſchriftlich ſich in der Johanniter-Bibliothek zu Straſsburg zu befinden, da in *Witter's* Katalog (1746.) unter B, 92, ein gereimtes Werk „vom *gnogen Roch* Chriſti, chart. fol." verzeichnet ſteht; Rec. vermuthet nämlich, daſs in dieſem verdruckten Titel von dem *Graurock* (Arendels Zuname) die Rede ſeyn ſolle. *Meiſterlieder* von 1420 finden ſich daſ. B, 121. Unter A, 82 wird angeführt: „*Unſer frowen lobsam gedihte*", vermuthlich der noch ungedruckte Geſang Gottfrids von Straſsburg. Daſelbſt B, 141 ein *Tractatus dictus Regimen ſ. Calendarium teuton. cum expoſitione rhythmica, ch.* 4, glaublich Heinrichs von Laufenberg Regimen Sanitatis; der Vf. iſt im Grundriſs u. ſ. w. ganz übergangen. Ferner A, 77: *Legenda SStor. rhythmis teuton. antiquis, membr. fol.*, und B, 100: *Der Aroſtel Buch, rhythm. teuton.* — S. 188 wird bey *Friderich von Schwaben* ganz unbemerkt gelaſſen, daſs dieſes Werk von Vielen (auf eine falſche Angabe des *rinckiſchen* Katalogs) dem *Wolfram* von *Eſchenbach* beygelegt worden. Einen anderen Vf. hat *Rinck* nie genannt, wie S. 191 gemeint iſt. Über die wenigen Verſe, die *Eccard* daraus anführt, wird in der Einleitung behauptet, ſie gehörten gar nicht zu dieſem Werke; im Grundriſs fehlt dieſs, vielleicht abſichtlich? Von dem Zeitalter dieſer anonymen Reimerey wird nichts erwähnt; Rec. bemerkt daher, daſs ſie zwiſchen 1370 — 1470 fällt. Das (ſtrophiſche) Gedicht des Suchenwirts „von fünf Fürſten" S. 408 gehört nicht in den literariſchen Grundriſs, in ſofern die Werke rein-hiſtoriſchen Inhalts von den Vff. ausgeſchloſſen wurden.

Doch, wir wollen unſere gegenwärtige Anzeige dieſes 1 Bandes nicht weiter ausdehnen. Wir wollen die groſse Mühe und Gewiſſenhaftigkeit der Herausgeber nicht verkennen, wodurch, wie durch die hiſtoriſch-literariſchen Einleitungen, dieſe Abdrücke von denen der *myllerſchen* Sammlung ſich unterſcheiden, die überall noch einer Reviſion bedürfen. Aber aus dem Vorhergehenden erhellt zur Genüge, daſs wir für jede weitere Fortſetzung nur einzig den Wunſch hegen, die Herausgeber möchten nur ſolche Werke, die entſchieden der Bekanntmachung würdig ſind, und in *guten* gleich- oder nahezeitigen Copieen ſich erhalten haben, aufnehmen, mit Unterdrückung jeder kleinlichen, zu nichts führenden Bemerkung über unwichtige, ſich ſelbſt verbeſſernde Fehlerchen oder Beſonderheiten der Manuſcripte. Auch ſähen wir das unbequeme Format lieber für die Gedichte des alten Heldenbuchs, den Loherangrin und ähnliche, aufgeſpart, ſo daſs die Unternehmer eine zweyte Sammlung in gr. 8 begönnen, und, nach den beſten Handſchriften, die Gedichte von *Wilhelm von Öſterreich, Wigoleis, Lancelot, Heinfrit von Braunſchweig, Wilhelm von Orlean* u. a. zum erſten Mal den Freunden unſerer älteren Poeſie wieder allgemein zugänglich machten. Möge ſodann, wenn dieſes Wunſch Erfüllung erhält, es den Beſorgern an mannichfaltiger Unterſtützung und Theilnahme des Publicums nicht fehlen!

B. J. D.

PÄDAGOGIK.

FREYBURG u. CONSTANZ, b. Herder: *Hülfsbuch für Schullehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend*, nach Zerrenner neu bearbeitet von *Ignaz Demeter*, Director des Schullehrer-Seminars, Professor der Pädagogik, Schulvisitator und Stadtpfarrer in Rastatt. 1816. XXIV u. 408 S. 8. (1 Rthlr.)

Man nannte bisher solche Bücherfabricanten, welche aus 99 Büchern das hundertste zusammenschrieben, elende Plagiarier und unwürdige Freybeuter in der Gelehrtenrepublik. Welches Wort aber soll man erfinden, um den gewissenlosen, frechen Abschreiber zu bezeichnen, der *in* Buch, das gelungene Werk eines namhaften Schriftstellers, in der Vorrede zu seinem Machwerk herabwürdigt, dann excerpirt, Wort für Wort abschreibt, nur hie und da das Bessere auslassend, das Schlechtere von seinem Eigenthum unterschiebt, und wenn er abschreibt, nie das Fremde von dem Seinigen durch den Druck, oder andere Bezeichnungen dem Leser bemerkbar zu machen sucht, so dass dieser das ganze Buch für das Eigenthum dieses Abschreibers zu halten veranlasst wird, welcher unredlich genug war, diesen Irrthum vorsätzlich zu begünstigen.

Wir zeihen Hn. *D.* öffentlich dieser Unredlichkeit, und fühlen uns im Gewissen verpflichtet, den muthwilligen, frevelnden Eingriff in fremdes Eigenthum zu rügen, dessen sich Hr. *D.* schuldig gemacht hat. Wenn leider gegen den Diebstahl der Nachdrucker noch kein genügendes Sicherungsmittel hat erfunden werden können: so ist es um so empörender, wenn ein Schuldirector, ein Professor der Pädagogik, ein Religionslehrer, der die Würde des Schriftstellers kennen, der die Religionsgebote nicht nur kennen und lieben, sondern auch üben sollte, wenn der sich einer Sünde theilhaftig macht, die der weltliche Richter zwar nicht ahnden kann, die ihm aber die Geringschätzung aller Redlichen zuziehen muss, welche um so gerechter ist, da Hr. *D.* als *Nachdrucker* und *Plagiarius* doppelte Züchtigung verdient.

Hr. *C. Ch. G. Zerrenner*, Prediger der Kirche z. heil. Geist in Magdeburg, hatte ein sehr brauchbares „*Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend*“ in den Jahren 1806 und 1807, Leipz. b. Barth, herausgegeben, von welchem wir 3 Bändchen vor uns haben. Dieses Buch enthielt in einer fasslichen Sprache die Erklärung schwerer Begriffe und sinnverwandter Ausdrücke, mit erläuternden Beyspielen begleitet, es fand allgemeinen Beyfall und insbesondere bey Schulmännern eine günstige Aufnahme, denen es um Materialien bey Verstandesübungen mit ihren Zöglingen zu thun war.

Hr. Director *D.* erkannte unstreitig die Zweckmässigkeit dieser Übungen, und gewiss auch den Ideenreichthum dieses Buchs. Er wünschte einen wohlfeilen Auszug aus diesem Werke den seiner Führung anvertrauten Seminaristen in die Hände geben zu können. Das Alles war lobenswerth; aber entweder musste er für seine Seminaristen einen Auszug anfertigen und in der Handschrift circuliren lassen, oder von dem noch lebenden Verfasser sich die Erlaubniss zur Publicirung desselben erbitten, oder diesen um Anfertigung eines solchen Auszuges für Landschullehrer ersuchen, wozu sich Hr. *Z.* gewiss gern verstanden haben würde, denn das grössere Buch blieb immer noch höheren Bürgerschulen, und selbst gelehrten Schulen unentbehrlich. Was thut aber der besonnene, feinsinnige, gerechte Hr. *D.*? — Wie schaltet er mit fremdem Eigenthum, wie mit der Achtung, die er Hn. *Z.* schuldig war, dessen Werk er Belehrung verdankte, und welches er eben im Begriff stand, theils abzuschreiben, theils zu verstümmeln? —

Er nennt in der Vorrede S. 5: „*Zerrenners* Buch *zu gross* (ja wahrlich zu *gross* zu dieser schmachvollen Entwürdigung) und weitschweifig, indem der Vf. in drey Bänden ein grosses Magazin von Worterklärungen aufgehäuft habe, wodurch dessen Ankauf den gering besoldeten Schullehrern unmöglich gemacht werde“; sodann habe dieses Buch noch folgende Fehler: „1) Die Abtheilungen der Worterklärungen in drey Bände, deren jeder ein für sich bestehendes Ganzes ausmache, wobey der ohnehin beschäftigte Lehrer oft alle drey Theile durchsuchen muss, bis er das gewünschte Wort gefunden hat. 2) *Beynebens* sind die Wörter nicht in alphabetische Ordnung gereihet, wodurch die zur Vorbereitung karg zugemessene Zeit unnütz verschwendet wird“ (dass aber jedem Bändchen ein alphabetisches Verzeichniss aller erklärten Wörter beygefügt ist, verschwieg Hr. *D.*). 3) „Eine wahre *Rüge* verdiene die ungewählte Zusammenhäufung solcher Wörter, welche weder in den Kreis der Kinder gehören, noch in einem guten Lesebuch für die Schüler gefunden werden.“ Hätte denn Hr. *Z.* sein Buch allein für Landschullehrer in Rastatt bestimmt, oder hatte er nicht auch an höhere Bürgerschulen und gelehrte Schulen gedacht, als er die Wörter *Elasticität*, *Rechtskunde*, *Reinigungseid*, *Leumund*, *Abgunst*, aufnahm? „Auch verdiene es Tadel, dass die gegentheiligen, die Bey- und Zeitwörter erklärt worden, welche sich ja leicht durch das Hauptwort erklären liessen; die dadurch erzeugte *wasserjuchtige Dicke* des Buchs (man sehe den *urbanen* kritischen Ton, mit welchem Hr. *D.* das Schlachtopfer, welches für seinen Schriftstellerruhm fallen soll, um alle Ehre und Würde zu bringen sucht) könne keinen anderen Zweck gehabt haben, als — das Buch zu vertheuern.“

Er aber, — (so baut sich Hr. *D.* den Altar seines Ruhmes, nachdem er das Verdienst eines braven Schriftstellers in den Staub zu treten gesucht) — „Er habe alle diese schädlichen Ranken vom edlen Rebstocke weggeschnitten, und die vielen *unrichtigen*, *undeutlichen*, oft *unvollständigen* und *überflüssigen* Erklärungen *weggelassen*; er habe 1) die *drey* Bände in *einen* zusammengefasst, 2) alle Wörter in eine alphabetische Ordnung gereihet, 3) nur die Wörter aufgenommen, welche in den Lesebüchern für Kin-

der von 6 bis 14 Jahren vorkommen.“ (Gehört denn das Wort *Elasticität* hieher? Wir glauben für 14jährige Knaben allerdings. — Warum machte denn oben Hr. *D.* Hn. *Z.* daraus einen Vorwurf, dafs er dieses Wort aufgenommen, und warum nahm *er* es hier in seinen preiswürdigen Auszug S. 91 doch auf? — Wie consequent!) 4) „habe er alle Beysätze von Zeit-, Bey- und gegentheiligen Wörtern weggelassen, und 5) alle Erklärungen richtig, deutlich und vollständig bearbeitet.“

Das ganze Verdienst, welches sich hier Hr. *D.* anmafst, besteht im *Weglassen* und *Alphabetisiren*; das konnte ein Schulknabe auch verrichten. Was das zuletzt von sich und seinem Unternehmen gerühmte Verdienst betrifft, dafs alle Erklärungen vollständig, richtig, deutlich bearbeitet sind: so ist diese Äufserung nichts als eine plumpe Anmafsung fremdes Verdienstes. Denn alle in seinem Buche aufgeführten Erklärungen sind Hn. *Z's.* Eigenthum, und bey der sorgfältigsten Vergleichung haben wir keinen Zusatz des sich auf dem Titel so nennenden *neuen* Bearbeiters der *zerrennerschen* Schrift gefunden, wodurch die Begriffsbestimmung an Präcision und Deutlichkeit gewonnen hätte.

Wir wollen nicht *Proben* von dem Plagiat des Hn. *D.* geben, denn das ganze Buch vom ersten bis zum letzten Worte ist ein aneinanderhängender Gedankenraub. Nichts bleibt uns übrig, als Hn. *Zerrenner* aufrichtig zu bedauern, dafs sein achtungswerthes Buch in *solche Hände* fiel, und jeden ehrliebenden Schullehrer und Erzieher feyerlich zu bitten, seine Büchersammlung nicht mit einem verstümmelten Werk zu besudeln, und kein Unternehmen zu begünstigen, welches den Stempel der Verächtlichkeit an sich trägt, und nur dazu taugen kann, einen Beytrag zu *Menkens charlatanerie eruditorum* und zu *Höhn's* bekanntem *Betrugslexikon* zu liefern.

FRHT.

KURZE ANZEIGEN.

Pädagogik. *Blankenburg*, b. Welsche: *Über einige erfreuliche Erscheinungen der neuesten Zeit in dem Gebiete der weiblichen Erziehung und Bildung.* — Eine Rede — von *J. W. H. Ziegenbein*, Consistorialrath und Superintendenten zu Blankenburg. 1811. 48 S. 8. (4 gr.) In den Schulschriften des Hn. C. R. *Z.* wurde S. 3—58 von ihm ein Aufsatz geliefert, welcher historische Blicke über Entstehung und Fortbildung der Töchterschulen enthielt. (M. s. Jen. A. L. Z. 1810. No. 136.) Einen Nachtrag zu diesem Aufsatz enthält die angezeigte Rede. Hr. *Z.* stellt mit der Herzlichkeit, welche ihn für seinen Gegenstand belebt, die erfreulichen Erscheinungen in folgenden Sätzen auf: 1) das Bedürfnifs einer Verbesserung der Erziehung des weiblichen Geschlechts wurde in unseren Tagen von Neuem lebhaft zur Sprache gebracht; 2) man suchte diesem tief gefühlten Bedürfnifs abzuhelfen, indem man Schulanstalten anlegte, und von Seiten des Staats unterstützte; die Schulen zu *Habsthal*, *Nordhausen*, *Münden*, *Zerbst*, *Altenburg*, *Erfurt* werden besonders ausgezeichnet; 3) edle Frauen und Männer setzten das Bedürfnifs einer *religiösen Bildung* der Kinder in ein helles Licht. Allerdings frohe Erscheinungen in einem Zeitalter, in welchem es den Anschein gewinnen, als sollten die Engel der Finsternifs und nicht die Engel des Lichts in ihren Bestrebungen glücklich seyn.

FRHT.

Vermischte Schriften. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Über die Confirmation der Kinder und den Confirmanden-Unterricht, nebst einigen Confirmations-Reden*, von *J. L. Parisius*, Superintendent zu Gardelegen, im Elb-Departement. 1810. 140 S. 8. (10 gr.) Diese Schrift handelt von der Wichtigkeit des Confirmanden-Unterrichts, von dem Alter der Katechumenen, welche in den Confirmanden-Unterricht aufgenommen werden, den nöthigen Vorkenntnissen derselben, und der Zeit, die zu diesem Unterricht erfoderlich ist; von Zweck, Grenzen und Umfang, Methode des Confirmanden-Unterrichts; von der öffentlichen Confirmation der Kinder, von der ersten Feyer des heiligen Abendmahls; und liefert zum Schlusse drey Confirmations-Reden, welche unserer Erwartung nicht entsprochen haben, und so gut sie auch ausgearbeitet sind, doch das Herz nicht so ganz ansprechen und nicht so ganz aus dem Herzen geflossen sind, welches doch der Vf. selbst verlangt. Wir versichern übrigens, dafs in dieser wohl gearbeiteten Schrift beynahe Alles erschöpft ist, was über die Sache gesagt werden kann.

φ.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Das Damenspiel, auf feste Regeln gebracht, durch Musterspiele erläutert und mit vier noch unbekannten Spielarten bereichert* von *Johann Friedrich Wilhelm Koch*, Domprediger in Magdeburg. Mit 6 Kupfertafeln. 1811. XVI u. 259 S. gr. 12. (1 Rthlr.) Die Freunde des Damenspiels werden ihre Freude an diesem Buche haben. Eine neue Ausgabe seines Werks über das Schachspiel veranlafste den Vf., der mit diesem Werke verbundenen Anhang über das Damenspiel davon zu trennen, und ihn in einer ausführlicheren und nutzbareren Gestalt hiemit dem Publicum vorzulegen. Die vier noch unbekannten Spielarten sind das Englische, oder *à l'egytienne*, das Schach-Damenspiel, das Drey-Damenspiel und das Zahl-Damenspiel. Die drey ersteren sind eine neue Erfindung des Franzosen *J. G. Kallement*, der im J. 1802 zu Metz ein ziemlich unbekanntes Buch über das Damenspiel in drey Bänden herausgegeben, und das vierte ist eine vergessene Spielart, die schon in dem Buche des unter dem Namen *Gustav Selenus* versteckten Herzogs *August* von Braunschweig und Lüneburg, über das Schach- oder Königs-Spiel, als ein sehr altes Spiel unter dem Namen *Rythmomachia* aufgeführt wird. Dieses Zahlengefecht ist aber für ein Spiel fast zu verwickelt und schwer. Bey jeder der genannten Spielarten werden die Einrichtung, die Gesetze, einige allgemeine Regeln und einige Musterspiele angegeben. Die letztern haben den Zweck, die Anwendung der gegebenen Regeln an wirklichen Spielen zu zeigen, weil allgemeine Vorschriften nur allgemeine Fälle berücksichtigen können; ferner durch die Mittheilung wohlberechneter Meisterzüge in kritischen Lagen den Sinn für die Feinheiten des Spiels zu wecken, und endlich dem Freunde des Spiels ein Hülfsmittel zu verschaffen, wodurch er, ohne eines Mitspielers zu bedürfen, sich an dem Spiele vergnügen, und Fortschritte in der Kunst machen kann. Rec. hat mehrere dieser Musterspiele durchgespielt, und sie durchaus musterhaft und belehrend gefunden. Bisweilen sind die angegebenen Züge recht ingeniös. S. 225—238 findet sich auch eine Vergleichungstafel über die Übereinstimmung und den Unterschied der verschiedenen Damenspielarten ohne das Zahl-Damenspiel, was die Übersicht derselben erleichtert. Mit einem Worte, Hr. *K.* hat Alles gethan, was für diese Art der Unterhaltung, die man zu den besseren zählen mufs, zu thun war.

Cf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 SEPTEMBER, 1812.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, in d. mylius'schen Buchhandlung: *Griechische Grammatik*, von *Philipp Buttmann*, Dr. Sechste vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1811. 594 S. 8. (20 gr.)

Es ist gewiss nicht zu leugnen, dass Hr. *B.* sich viele Verdienste um die griechische Grammatik, besonders durch die letzten Bearbeitungen, erworben. Durch eigenes Studium und durch die Bemerkungen Anderer, welche er jedoch nicht ohne Prüfung und mit bedachtsamer Mässigung befolgt, ist geschehen, dass die ganze Formenlehre allmählich ein viel besseres Ansehen gewonnen, und Manches bestimmter und umfassender geworden ist; und da zu gleicher Zeit Hn. *B's.* Behandlung grosse Deutlichkeit und Einfachheit hat: so muss diese Grammatik (deren 3te Ausgabe bereits 1805. No. 246—249 von einem anderen Recensenten beurtheilt worden ist) mit Recht als eine der brauchbarsten für Schulen gelten. Freylich ist nun aber auch durch dieses Absehen auf den Schulgebrauch manche Unbehülflichkeit entstanden, Altes neben dem Neuen stehen geblieben, Manches weitläuftig geworden, das, aus einem tieferen Mittelpuncte abgeleitet, einfacher und bestimmter sich hätte darstellen lassen. Dass die Accentenlehre hier nach der gewöhnlichen Art betrachtet wird, mag Hn. *B.* Niemand verargen, da ihr Zusammenhang mit dem Rhythmus und der Metrik dem Anfänger unverständlich seyn würde. Belehrender aber hätte gleich die ganze Lehre von den Buchstaben und deren Zusammenhange werden können, wenn der Vf. auf das Neuere mehr Rücksicht hätte nehmen wollen. In dem, was von den Consonanten- und Aspiraten-Anhäufungen gesagt wird, ist ja nicht *der* Fall der erste, dass die Griechen überhaupt nicht gern zwey auf einander folgende Sylben mit Aspiraten anfangen lassen, sondern dass sie die Verdoppelung der Aspiraten nicht gern haben, wie in πεφίληκε, ἔπεφνε, ὄχχος, nur in der Zusammensetzung gilt die Regel nicht für ϑ und φ, als ἀμφαφάασθαι, ἀμφεφόβηϑεν, ἀμφιφορεύς, ὀρνιϑόηρας, und in den Verlängerungen Κορινθόϑι, ἀπέφϑιϑον; aber gar nicht hieher gehören παντοχόϑεν, ἀγχόϑι, ἀμφιχέοτο, ὀρχηϑμός. Zweytens ist in der Verdoppelung der Aspiraten ϑ und φ noch zu unterscheiden von χ; man sagt wohl ὀρϑωθείς, aber χ kann gar nicht verdoppelt werden, daher nicht blos ἀκαχάζομαι, auch ἐκεχειρία u. s. w. Eben so wenig gehören hieher ἐϑέλχϑην, πευϑέσθαι, μάχεσθαι, πέφανϑαι, φάσθαι, wo ein Consonant vor den zweyten Aspiraten tritt. Nun erst schreitet die Regel weiter fort, und duldet auch kein ϑ vor φ und χ in τρέχω, τρέφω, τρίχες, τάφος, weil der Grieche ϑ vor den so alleinstehenden φ und χ nur in Zusammensetzungen sprach, wie ἀνϑαφόρος; daher sich denn auch wieder ϑαφϑείς, ϑρεφϑείς sagen lässt; welche letztere Fälle ja nun gar nicht zusammen gehören mit ὠρϑώϑην und ἐϑέλχϑην. Die Lehre von der Contraction sollte eigentlich unmittelbar in Verbindung stehen mit der Lehre von den Diphthongen, indem es nur dadurch einleuchtend wird, warum hier Manches gerade so und nicht anders zusammengezogen worden. Auch lässt sich hier Manches hie und da vereinfachen. Zum Beyspiel kann die Contraction des α und ε dienen. Für die ionisch-attische Mundart gilt hier die Regel αε = α, und εα = η, d. h. es fragt sich nur, welcher Vocal voran steht. Daher müssen die Fälle, wo εα = α wird, sich als nothwendige Ausnahmen ergeben. Vorerst in der zweyten Declination neutr. gen. ἀργύρεα, weil sonst das Genus unkenntlich geworden wäre; zweytens in den *puris.* der dritten Declination plur. accus. χοᾶς, wo ebenfalls die Contraction in η gegen die Form des Casus gewesen wäre, und nicht conform dem *accusativ. singul.* der *purorum.* Dass man aber auch hier ἑνδεᾶ, εὐκλεᾶ u. s. w. sagte, stammt aus der früheren Sprache. Homerus bildet bekanntlich solche *pura* auf doppelte Weise wegen des Rhythmus, entweder mit der Contraction nach vorn, wie ἀγακλῆα, εὐκλῆα, oder er stiess das ε aus, wie δυσκλέα, ἀκλέα, ὑπερδέα. Denn diese Formen werden hoffentlich auch ferner gelten, wie ἀγακλέα Pind. Pyth. 9, 187, und εὐκλέα daselbst 89, und Nem. 5, 27; 6, 49, Sophocl. Oed. R. v. 161. So setzte sich nun das α hier fest, und wurde dann in der Contraction circumflectirt, vorerst bey Pindar Pyth. 12, 42. Eben so war ganz einfach zu sagen, dass α in der Combination mit ο (ο, ω, ου, οι) und υ immer übertönt wird: denn die dorische Contraction αο = ᾱ war ja auch nur jener in O klingende Ton der Bergvölker, und ἁπλόα und dergleichen waren nöthig, um das Genus zu bezeichnen. Überhaupt war das ᾱ und αο nach O hinüber den Dorern eigenthümlich, wie die nicht geschriebenen pindarischen Contractionen τετραοριᾶν, λαομεδοντιᾶν gesprochen werden müssen, wiewohl bey Hn. *B.* die ganze Lehre von dem Verstummen der Vocale fast leer ausgegangen ist, die doch auch auf die Accentenlehre zum Theil Einfluss hat, *cf. Hermann de Emend. rat. gr. gr.* p. 30, und meist auf halbem Wege zur wirklichen

Contraction liegt. Nicht ſelten muſs bey der Contraction und Verwandlung der Vocale auf die Ausſprache Rückſicht genommen werden. So klang η weder überall ε, noch auch überall *ae*: ſo hat *αι* beſtimmt bald den dunkleren, bald den helleren Ton gehabt, und es muſs daher ſonderbar erſcheinen, wenn man bey den Vocalen und Diphthongen überall nur an eine Ausſprache denkt. Hat nicht bey uns e z. B. mehrere ganz verſchiedene Ausſprachen in verſchiedenen Worten? — Ungern haben wir bey Hn. *B.* noch Undeutlichkeit in Beſtimmung der Eliſion, Kraſis, und was dazu gehört, bemerkt, welche freylich auch bey Anderen herrſcht. Zwey Fälle ſind hier offenbar weſentlich von einander verſchieden. Einmal die Ausſtoſsung des Vocals oder Diphthongs des vorhergehenden Wortes (ἀλλ' ἐγώ), das allein iſt und heiſst Eliſion; zweytens die Wegnahme des Anfangsvocals im folgenden Wort (λήψομαι 'γώ), und dieſs ſollte ein für allemal *Aphaereſis* heiſsen. Von dieſer iſt die Eliſion offenbar als das älteſte und regelmäſsige anzuſehen, wie denn bey Homerus keine *Aphaereſis* vorkommt. Ja auch die Kraſis kommt in den meiſten Fällen, wo nicht Vermiſchung der Laute Statt findet, was freylich die eigentliche Kraſis iſt, durch Ausſtoſsung des Endvocals zu Stande, als in μεντ' ἄν, τ' ἀνδρὸς, τ' ἀγαθοῦ, wenn gleich noch auſserdem hier Dehnung des zurückbleibenden Vocals eintritt. In der *Aphaereſis* iſt mehr Zwang, und folglich muſs in den von Hn. *B.* angeführten Stellen aus den Wolken nicht κολάσαι 'ξεστι v. 7, und γῆμαι 'πῆρε v. 42 mit *Hermann*, ſondern mit dem neueſten Herausgeber κολάσ' ἔξεστι, und γῆμ' ἐπῆρε geſchrieben werden als Eliſion, und ſo in allen Fällen, wo nur die Eliſion nach dem Geſetz der jedesmaligen Dichter und dem Rhythmus erlaubt iſt. *Aphaereſis* iſt dagegen in ποῦ 'στιν, ὅπου 'στιν, und folglich keine Kraſis, ſo wenig als τῇ 'ρημία, γῆμαι 'πῆρε Eliſion ſeyn würde, wie doch dieſes S. 55 genannt iſt; wodurch eben alles das vermiſcht wird, was wir unterſcheiden wollen. — Ausführlicher in mehrerer Rückſicht iſt allmählich der ganze Abſchnitt vom Nomen geworden. Hr. *B.* ſchreibt ἱππῆς, βασιλῆς, ἱερῆς, mit *Erfurdt* Oed. R. v. 18, und den meiſten; wir ἱππῆς, βασιλῆς mit *Lobeck* z. Ajax S. 247. Und woher auch ſollte dieſe Form anders entſtanden ſeyn, als aus ηες, wenn man ſich genau beſinnt? Über die Quantität der Wörter in ης giebt Euſtath. eine paſſende Regel zu Il. 1, 17. Deſsgleichen über die abweichenden Verwandlungen der Adjectiva in den Comparations-Graden ſpricht er zu Od. 2, 190. Da die Lehre von den *adjectivis gen. commun.* und *omn.* noch zu wenig genau behandelt worden: ſo kann man in einer allgemeinen Grammatik natürlich auch nur wenig erwarten. Einiges über die Sache hatte Lobeck zuletzt erinnert zum Ajax S. 242, und S. 270 in Beziehung auf das Attiſche; hier ſoll deſswegen, um auch Etwas beyzutragen, über den *Homerus* das Nöthige erinnert werden. Zuvörderſt alſo kommen natürlich hier gar nicht vor ſolche Compoſitionen, wie ὀρομάσι βλεφάροις, φοίνικι λίνῳ, φοιτάσι πτεροῖς, wovon Brunck zum Aeſchyl. Sept. 226, Porſon z. Oreſt. 264, und den Phoeniſſ. 1138, oder wie πένητι σώματι, ἀργῆτι ἄνθει (Hom. nur ἀργῆτι κεραυνῷ), φυλλοστρώτῳ πέδῳ und andere, wovon Lobeck S. 270; es kommen überhaupt nicht vor jene Formen in ας, φυγάς, λογάς, νομάς, σποράς, aber ἄναλκις, πολύμητις, δολομήτις, θέσπις, πολύδρακυς, ἔπηλυς. Communia ſind alle Privativa, auch ἀπόρθητος Il. 12, 11, auſser ἀδαμάτη ἀδμήτη, ἀπειρήτη (Hymn. in Ven. 134), ἀπειρέσιαι; einmal ἀβρότη Il. 14, 78, wiewohl ἄμβροτος ſtets gen. commun.; ferner ἀσβέστη, Il. 16, 23, aber ἀσβέστῳ Il. 17, 89 und ἄσβεστος Il. 15, 169, wegen des Rhythmus; endlich ἀεικελίην Od. 9, 503, cf. Od. 4, 244, und ἀεικελίῳ Od. 19, 341. Communia ſind alle Compoſita mit ευ, nur, wie ſich verſteht, nicht Participia, wie εὐκτιμένη; ferner iſt ausgenommen εὐρρείτη Od. 14, 257; dann εὐποιητάων, Il. 16, 636 wegen des Rhythmus; Il. 5, 466 leſen Harl. und Townl. εὐποιητοῖσι für εὐποιητῆσι, nämlich wie εὐποίητον Od. 3, v. 434, und εὐποιήτοις Hymn. in Ven. v. 75, und wie πλεκτή, aber εὐπλέκτους Il. 23, 115, wie γναμπτή, aber εὐγναμπτος Od. 18, 294, und τυκτή, aber εὔτυκτον Od. 14, 276. Sonderbar variirt ἐΰξιστος. Denn ſo iſt ſtets ἐϋξέστας ἀσαμίνθιος, Od. 4, 48; 17, 87; Il. 10, 576, ferner ἐϋξέστῃ χηλῷ Od. 13. v. 10, ἐϋξέστης σανίδεσσιν Od. 21, 137 cf. Il. 7, v. 5. ἐϋξέστης ἀπήνης Il. 24, 275, cf. 590, ἐϋξέστῃ φάτνῃ daſelbſt 280, wozu περιξεστῇ gehört Od. 12, 79; aber doch ἐϋξέστου ἀπήνης Il. 24, 578, ἐϋξέστῳ ἀπήνῃ Od. 6, 75 ἐϋξεστοι σανίδες Il. 18, 276, cf. Od. 15, 333. Auch von den übrigen Compoſitis bilden einige das Femininum, als ἀμφιλύκη Il. 7, 433, ferner ἀντιθέη, ἀμφιελίσσῃ, πολυμνήστη, ἀμφιρύτη (auch bey Pindar), ναυσικλείτη H. in Apoll. 31 (auch bey Pindar), αγακλείνη, aber τηλεκλειτοῖο Il. 14, 321, ferner δορικλυτή Il. 9, 543, und περικλύστη, Hymn. in Ap. 181. Andere variiren, als ἀριζήλη Il. 18, 219, und ἀρίζηλοι Il. 22, 17, Il. 13, 244; ferner πολυΦόρβου Il. 14, 200, und πολυφόρβην Il. 9, 568; auch ἰφθίμους Il. 2, v. 3, cf. Il. 11, v. 55, aber ἰφθίμη Il. 5, 415; dann ἀγχίαλον Il. 2, 640 und ἀγχιάλη Hymn. in Ap. v. 32, endlich πρόφρων und πρόφρασσα, öfterer dieſes, jenes Od. 5, 143. Noch ſind anzumerken ἀσπάσιος Od. 23, 233, und ἀσπασίη H. in Ap. v. 63, und einigemal κλύτος, während die übrigen Verbalia regelmäſsig ſind, als δινωτή, ὠνητή, τυκτή, ποιητή, ὀνομαστή, ξεστή, πλεκτή, ραπτή, ἀκεστή, κρυπτή, ὀρυκτή, γναμπτή (auch Hymn. in Ven. 87 ἐπιγναμπτή), ὀρεκτή, λεπτή, κολλητή, ἐλετή, λεϊστή, μνηστή, χυτή, κλητή, ὑφαντή, κλειτή, ἑλικτή, ἀκουστή, ἱμερτή. Zu dieſen können endlich noch gefügt werden die Abweichungen in den einfachen. Dieſe ſind φοίνιξ Il. 14, 521, ferner δήμιος Od. 3, 82, ὁλοώτατος Od. 4, 442, ἄγριον Il. 19, 88, χάλκεον Il. 18, 222, πικρόν Od. 4, 406; einigemal θῆλυς und ἠδύς (Od. 5, 467; 6, 122; 12, 369); ferner auch des Rhythmus wegen einigemal ἀλὸς πολιοῖο, Od. 5, 410, Od. 9, 132, Il. 20, 229, während es ſonſt regelmäſsig iſt; endlich ταναοῖο Il. 16, 589. Im übrigen iſt Alles in der Ordnung.

Über den Begriff der Redetheile hat ſich Hr. *B.* aller genaueren Erörterung enthalten, wiewohl hier Manches zur ſicherern Beſtimmung verſchiedener Dinge

hätte dienlich seyn können. Wir wollen hiemit nicht sagen, dafs eine abstracte Entwickelung, wie sie etwa von *Hermann de emendanda ratione Grammaticae graecae* gegeben worden, in einer populären Grammatik an der Stelle gewesen wäre; allein auch so hätte sich Genaueres z. B. über den Genitiv, Accusativ, Optativ, Conjunctiv u. s. w. beybringen lassen. Die Darstellung der Grammatik nach den Kategorieen, welche *Hermann* vorgetragen hat, ist freylich aus der Schule; aber ja auch nicht die einzige mögliche und wahre. Denn nur so kam der treffliche *Hermann* dahin, die *Gradus Comparationis* als Position, Relation, Limitation darzustellen, was denn auch wieder in dem Genere masculino, feminino und neutro gefunden wird; ferner aus den Personen Ich, Du, Er, Nothwendigkeit, Möglichkeit, Wirklichkeit herauszubringen, was man noch weniger begreift; weiter die Nomina unlogisch nach dem Umfang der Begriffe abzutheilen, anstatt nach dem Inhalt; zu behaupten, das Genus sey eigentlich unnöthig, wo also auch z. B. die Tugenden, welche nach *Herder* meist Feminina sind, ohne Genus seyn müsten. Freylich nöthig ist es nicht, aber doch schöner, meinen wir, und lebendiger zugleich, wenn Allem so viel möglich Gestalt geliehen wird. Dahin gehört auch die ganze Eintheilung der Adverbia nach den kantischen Formen des Urtheils, welches fehlerhaft ist, weil sie das Nothwendige und Zufällige des logischen Urtheils durcheinander wirft. Dieses und Anderes, wie gesagt, ist durch die Kategorieen gekommen, und Niemand wird es Hn. *B.* verargen, dafs er sich dasselbe nicht zu eigen gemacht; aber in einer einfachen populären Weise, wie sie Hn. *B.* eigenthümlich ist, hätte sich doch Vieles darstellen lassen, wodurch die *indirecte* Manier vermieden seyn würde, welche hier in so Vielem herrscht. Doch wir wollen mit dem Vf. nicht rechten über das, was er nicht gegeben hat, und uns zu dem Vorhandenen wenden. In Beziehung auf das Verbum nun, von dem jetzt die Rede seyn soll, stimmt Hr. *B.* darin gewissermafsen überein mit *Hermann*, dafs er Präsens, Perfectum, Futurum als Haupttempora setzt, und so lassen sich denn Imperfectum, Plusquamperfectum, Aorist, wie die Sache nun einmal steht, als Nebentempora ansehen. Wenn aber der Vf. auch zu sagen scheint, das Perfectum sey selbst historisch die Grundlage oder das erste der Temporum praeteritorum: so können wir ihm hierin nicht beystimmen. Denn so hat ja bekanntlich das Verbum εἶναι und ἰέναι kein Perfect, sondern nur ein Imperfect; so hat das ganze Verbum in μι ursprünglich kein Perfect, denn die vorhandenen Formen zeigen sich auf den ersten Blick als weitere Fortbildungen, welches derselbe Fall ist mit dem Perfect in der Conjugation O. Wir wollen nun in diesem Abschnitte über das Verbum uns nicht bey einzelnen Kleinigkeiten aufhalten, wie z. B. warum so wenig Ausführliches über die Auslassung des Augments, nicht blofs bey Pindar oder Homerus, welcher ὦχετο, εὗρεν, οὔτασε sagt freylich, aber auch ἔλκε, ἵζετο, καθέζετο, καθῆστο, καθεῦδεν, ἑστήκει, ἄζετο, ἄηυτο, αἰδετο, ἀχνυτο, ἀρνύσθην, ἅλτο, ἔννυτο, ἐλίσσετο, ἔγρετο, οἰ ἴζετο, οἰώθη und anderes, sondern auch im Attischen, wie denn gleich namentlich die Tragiker sagen καθεζόμην, καθεῦδον, καθήμην, ἄνωγα cf. *Porson praefat. ad Hec.* p. 18. — wir halten uns, wie gesagt, hiebey nicht auf, sondern wollen nur auch hier wieder auf ein *indirectes* Verfahren aufmerksam machen, wodurch die Behandlung des Verbi an Klarheit verliert. Trotz aller Erklärung, was Hr. *B.* unter Syncope verstehe, mufs es doch immerfort Verwirrung erregen, wenn die kürzere Form schlechthin als syncopirt angesehen wird, zumal ja auch dieses keineswegs etwas so allgemein Natürliches ist, die kürzere Form immer als Syncope der längeren zu betrachten. Mag ἐρημοῦτε syncopirte Form von ἐρημώσετε heifsen: aber ist wohl auch in demselben Sinne τέτλαμεν Syncope oder θέμεν? Wobey wir nun gar nicht fragen, was eigentlich bey einer Syncope des θέμεν zu denken, und ob es überhaupt mehr als ein Wort sey, das Verbum in μι als eine Syncope zu betrachten. Wenn nun also doch das Wort Syncope in verschiedener Bedeutung genommen wird, und also gewifs die Darstellung verwirrt, wie denn auch Rec. mehrere Schulmänner kennt, die hierin nicht folgen: was ist besser, das Verschiedenartigste so unter ein Wort zu bringen, wie denn auch Hr. *B.* nöthig findet, eben deswegen zu wiederholten Malen auf seinen Begriff von Syncope zu verweisen, und zu sagen, dafs zwar nicht immer eine Syncope sey, doch aber die Sache so genannt werden müsse, oder aber geradezu die Syncope nur da anzuwenden, wo sie sich erweislich findet, das Übrige aber ebenfalls vorzustellen, wie es wirklich entstanden ist. Rec. wenigstens liebt in diesen Dingen keine Umwege, sondern mag gerade herausgesagt wissen, wie die Sache wirklich ist und entstand. Hiedurch würde nun die ganze Darstellung des Verbi den directen Gang genommen haben, und die vielen Nebenanmerkungen zum Theil vermieden worden seyn, welche den systematischen Fortschritt hindern. Ein Umweg ist es denn doch in der That, um hier beyspielsweise bey dem Perfect stehen zu bleiben, wenn man erst sich jenes ηκα, ηκαμεν, ηκασι einprägen mufs, und dann nun wieder als syncopirt jenes βέβᾰμεν oder gar δείδιμεν, und endlich alles dieses auch noch mit τέθναθι, τέτλαθι für τέτληκε in Verbindung setzen soll. Also warum nicht lieber historisch Alles in der Ordnung? So nun aber ist bekannt, dafs ursprünglich das einfache α im Perfect das älteste war. In der Form δείδια ist dieses am deutlichsten zu sehen. Sodann herrschte diese Art in den Verbis auf άω, als

τέτλαμεν,	τέτλατε,	τετλᾶσι,	τετλαίην,	τέτλαθι,	τετλάναι.
ἵσταμεν,	ἵστατε,	ἱστᾶσι,	ἱσταίην,	ἵσταθι,	ἱστάναι.
τέθναμεν,	τέθνατε,	τεθνᾶσι,	τεθναίην,	τέθναθι,	τεθνάναι.
μέμαμεν,	μέματον,	μεμάασι.			
γέγαμεν,		γεγάασι.			
βέβαμεν,		βεβάασι.			
		δεδάασι.			

und πεφύασι. Davon sind die Participia δεδιώς, γεγαώς, δεδαώς, μεμαώς, βεβαώς, ἑσταώς, πεφυώς.

Dieſes ſind die Rudera dieſer alten Formation; die Nebenformen des Infinitivs hier zu übergehen. Nächſtdem wurde nun hier bekanntlich üblich die längere Form, alſo βέβηκα, ἕστηκα, τέθνηκα, βεβίηκα, τέτληκα, πέφυκα, δέδυκα. Eben ſo bey Pindar, als παρέστακε Pyth. 8, 100, ἐμβέβακε Pyth. 10, 19, aber μεμαῶτες Nem. 1, 64, ἐπεμβεβαῶτας Nem. 4, 47, ἑσταότα Nem. 5, 4, τεθναότα Nem. 10, 139, γεγάμεν Ol. 9, 164. Die Formation in κα haben nun auch zweytens die in οω und εω oder die ihnen nachgebildeten, als τεθαρσήκασι Il. 9, 420, δεδειπνήκει Od. 17, 359, δεδάηκε Od. 8, 134, παρώχηκεν Il. 10, 252, τετύχηκε Od. 10, 88, κέκμηκας Il. 6, 262, die ſehr üblichen δείδοικα und βέβλήκα, dann μέμβλωκε Od. 17, 190; in dieſen Fällen alſo herrſcht das κα regelmäſsig, wodurch die Bemerkung S. 493 der Grammatik näher beſtimmt wird. Im Participio werfen dieſe das κ zum Theil ab, conform denen in άω, als κεκμηότας Il. 16, 41, κεχαρηότα Il. 7, 312, κεκαφηότα Il. 5, 698, ὑποπεπτηῶτες Il. 2, 312, κεκορηότε Od. 18, 372, τετιηότες Il. 9, 13, βεβαρηότες Od. 3, 139, κεκοτηότι Od. 9, 501, welchen conform ſind aus άω τεθνηότες und τεθνηῶτες, τετληώς Od. 9, 435, ἑστηώς Theogon. 519. Dagegen behalten das κ δεδαηκότες Od. 2, 61, ἀδδηκότες Il. 10, 98, τετυχηκώς Il. 17, 748 und die in οω als βεβρωκώς Il. 22, 94, συνοχωκότε Il. 2, 218. Und ſo hat ſich dieſes dann weiter gebildet. Daſs nun zweytens das κ in den Verbis λ. μ. ν. ρ. bey Homerus nicht vorkomme, iſt bekannt, wiewohl *Hermann* ehemals als allgemeinen Charakter des Perfect das κ angegeben hatte, *d. Emend. rat. gr. gr.* p. 234, als wenn z. B. aus δεδρεμκα erſt δέδρομα geworden, was er doch gewiſs jetzt ſelbſt nicht mehr glaubt, auch unſeres Wiſſens von Niemand angenommen worden iſt. Eben ſo exiſtirt auch das ſogenannte aſpirirte Perfectum im Homer gar nicht, ſondern es herrſcht das ehemals ſogenannte Perfectum medii, welches jetzt bey Hn. *B.* und *Matth. perfectum ſecundum*, lieber *primum*, heiſst. Denn es iſt ja doch der Zeit und Form nach das erſte. Auch hier können wir zu den S. 493 f. aufgezählten Formen, wo dieſes Perfect intranſitiv iſt, und zweytens wo es präſentiſche Bedeutung erhielt, eine Nachleſe geben; daher denn hier von beiden Arten, was bey Homer vorkommt, aufgezählt werden ſoll. Erſtlich die mit intranſitiver oder immanenter Bedeutung: ἔρρωγα, ἔαγα, τέτρηχα (τετρηχυῖα), ὄλωλα, διέφθορα, δέδηρα, τέτηκα, σέσηπα, σέσηρα, ἄρηρα, πέπηγα, ἕστηκα, συνοχωκότε., ὄρωρα, ἐνήοθα, βέβηκα, δέδυκα, ἐγρήγορθε, πέφυκα, γέγονα und γέγαα, τέτροφα, τετευχώς (Od. 12, 423), πέποιθα, δέδαα, ἔμμορα, εἴλπα, κέκηδα, τετιηώς, ἀδδηκότες, κεκορηότε, βεβαρηότες. Zweytens diejenigen, welche präſentiſche Bedeutung haben, welches darauf beruht, daſs eine Handlung mit gleichem Recht als ſeyend und als ein begonnenes Seyn vorgeſtellt werden kann, ſind folgende: κέχανδα, κέκευθα, μεμαρπώς, ἀναδέδρομα, ἐπιδέδρομα, ἀναβέβρυχα, τέθηλα, ὄδωδα, εἴωθα, μέμηλε, ἔοικα, δέδορκα, δέδουπα, λέληκα, μέμυκα, κέκληγα, μέμηκα, κέκρᾱγα, τέτρῑγα, κέκριγα, βέβουχα, γέγωνα, ἀμφιαχυῖα, δείδια, δείδοικα, πέφρῑκα, ἔρρῑγα, γέγηθα, τέθηπα, κεκοτηώς, τετληώς, ἄωγα, μέμονα, μέμαα, προβέβουλα, μέμηνα, βέβριθα, πεπληγώς. Rec. hat für nöthig geachtet, die Sache ausführlich darzuſtellen, weil dieſes bisher noch nicht geſchehen, ſondern gewöhnlich das älteſte, was doch die Grundlage des Folgenden iſt, nur unvollſtändig in zerſtreuten Anmerkungen vorgetragen wird. Die Participia εἰκώς, εἰδώς leitet Hr. *B.* aus ἔικα, ἴδα ab, wo nämlich erſt das ε des Präſens herausgeſchafft wird, und dann wieder ει durch das Augment entſtehen ſoll. Wiewohl nun eine ähnliche Ausſtoſsung vorkommt in ἴδμεν, πέπιθμεν: ſo iſt doch leicht einzuſehen, daſs hier die Ausſtoſsung durch den Zuſammenſtoſs der Conſonanten erzwungen ward, da man nicht gern πέποιθμεν, οἴδμεν ſagen möchte; aber in jenen Fällen iſt dazu kein Grund, und wir überlaſſen es dem Ermeſſen des Vfs., ob wohl durch jene Erklärung etwas erklärt werde. — Die Verkürzung des ευ in υ im *perfecto paſſivi* iſt allen Verbis eigen, auſser ἔζευγμαι, und dann natürlich denen, die ευω in der Endung haben. Sehr Recht thut übrigens Hr. *B.*, wenn er bey dieſen Verbis S. 109 die Möglichkeit frey läſst, keine Urformen in υ, gleichſam Φυγω, τυχω anzunehmen. Denn man weiſs wohl von dem umgekehrten Fall in der griechiſchen Sprache, daſs υ hinter dem ε öfters hineingekommen, wie in ἠλεύατο, ἔχευα, δεύομαι, πνεύσω, θεύσομαι und ſofort in allen Formen der Art, eben ſo in der Declinationsform ευς, Ὀδύσσευς z. B., welches urſprünglich bekanntlich ης war; deſsgleichen υ nach α, wie καύτω, γραῦς, ναῦς *cf. Koen. ad Gregor.* p. 145 u. ſ. w. in vielen anderen Fällen υ hineingekommen iſt; man weiſs auch daſſelbe von dem ι, als φθείρω, σπείρω, κτείνω, ἐγείρω, δείκω, κλείω, εἶπον, εἰρύσονται (Il. 18, 276), wie denn ι und υ, welche die Diphthongen bilden, gern ſo gebraucht wurden. Sind alſo zwar wohl dieſe in der Mitte nachgeſetzt worden, aber nicht das ε ſo in der Mitte voran, ſo verſtehen wir nun auch nicht, wie doch wieder noch ein Stammort λιπω, φυγω, τυχω auch nur möglich ſeyn ſoll nach S. 178. wie auch nach *Matthiä* S. 232. Ferner wenn die Formen καλέει, καλέουσι, τελέεσθαι, τελέουσι, καρέει u. ſ. w. alte homeriſche Futura ſind: warum nicht gleich geſagt, was doch die Sache iſt, das ſogenannte *fut. attic.* exiſtire vorerſt nur in gewiſſen alten Verbis λ, μ, ν, ρ, zu denen ſpäter ἀμφιῶ ſich geſellte, und könne eben deſswegen nicht in allen Verbis auf εω herrſchen, wie denn Niemand in ποιέω, αἰτέω, νοέω, δεινοπαθέω u. ſ. w. dergleichen entdecken mag. Aber auch die Futura σκεδᾶ, ἑλᾶ, κρεμῶ u. dgl. ſind im Homer vorgebildet durch κρεμοώ Il. 7, 83, ἑλόωσι Il. 13, 315, welches alte Conjunctiven waren. So daſs als attiſcher Zuſatz faſt nichts bleiben will, als das Futurum derer in ιζω, νομιῶ, welches der Dorismus ſchon νομισῶ ſprach.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 SEPTEMBER, 1812.

GRIECHISCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, in der mylius'schen Buchhandlung: *Griechische Grammatik* von *Philipp Buttmann* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Syntax wird hier bekanntlich nach dem Grundsatz des Vfs. nur kurz abgehandelt. Wir wollen mit dem Vf. nicht darüber streiten, was sich dafür oder dawider sagen lässt; nur bedauern wir, dass so der Syntax eines Patronus beraubt wird, der bey anerkannter grosser Präcision auch hier gewiss Vieles weiter bestimmen würde, wenn es ihm gefiele, uns eine detaillirtere Ausführung zu geben. Vieles haben wir hier mit Vergnügen bemerkt, Anderes hätten wir ausführlicher gewünscht, wie die Lehre von den Casibus, der Comparation, oder die Construction der Verba, welche eine Verneinung enthalten. Beyspiele von dieser fanden sich schon in *Vigerus* bey *Hermann* S. 777 und bey *Matthiä* S. 760, die noch vermehrt werden könnten. Eine besondere Bedeutung enthält aber noch diese letzte Sache, wenn auf das Rücksicht genommen wird, was von *Hermann* in der Abhandlung *de ellipsi et pleonasmo* scharfsinnig entwickelt ist. Auch in manchem anderen Fall muss man diese Lehre zur Hand haben, wie bey *Sophocles Oed. R.* 58

ἔρημος ἀνδρῶν μὴ ξυνοικούντων ἔσω.

wo *Erfurdt* unrichtig an *genitivos absolutos* denkt; *cf. Philoct.* 31. — Ausführlicher auch hätte von den *Modis* gehandelt werden müssen, um nur das Nöthigste zu sagen. Zum Beyspiele diene der Conjunctiv. Es hat derselbe einen viel beschränkteren Gebrauch, als öfters geglaubt wird, zumal im Vergleich mit dem Lateinischen, auch abgerechnet alle die Fälle, wo dieser als Optativ steht. Wenn man von dem weiteren homerischen Gebrauch abstrahirt, und zweytens die zweifelhafte Frage, wovon S. 512, und die Ermunterung in der ersten Person (für die übrigen Personen gilt dann der Optativ oder Imperativ) übergeht; so kann der Conjunctiv regelmässig, und noch in zwey Fällen stehen, nämlich in den bedingten Sätzen mit ὅταν, ἐάν, ὃς ἄν u. s. w. (welchen bey Dichtern die einfachen zum Theil gleich sind), und zweytens nach den Worten dass, damit, ἵνα u. s. w., wo jedoch noch manche bekannte Bestimmungen eintreten. Überall aber ist der Conjunctiv, wie sich gebührt, an strenge Abhängigkeit gebunden. Daher kann er in der regelmässigen Sprache nicht im Nachsatz stehen, z. B. οὐκ ἂν γένηται, oder mit dem Relativ im Nachsatz, z. B. ἐν οὐκ ἂν δύνησθε; von dergleichen Fehlern ist der *weiskische* Xenophon voll. Keinesweges Regel daher, und sehr mit Einschränkung zu verstehen sind zweytens die Fälle, wo der Conjunctiv nach *relativis*, welche eine Absicht involviren, steht. Z. B. Bey Thucydides 7, 25: Κατὰ τῶν νεῶν μία εἰς Πελοπόννησον ᾤχετο, πρέσβεις ἄγουσα, οἵπερ τὰ σφέτερα φράσωσιν. Aber Memor. Xenoph. 2, 1, 14: Καὶ ὅπλα κτῶνται, οἷς ἀμύνονται τοὺς ἀδικοῦντας wurde mit Unrecht ἀμύνωνται gemuthmasst, auch von *Matthiä*, was *soloecum* wäre. Denn es kömmt auf das Tempus an. Gewöhnlich und regelmässig folgt in den Fällen wirklicher Abhängigkeit das Futurum. Iph. T. 1217:

Καὶ πόλει πέμψον τιν' ὅστις σημανεῖ,

Also den Indicativ setzt hier der Grieche, wo lateinisch der Conjunctiv so üblich ist. Desgleichen in allen von Verbis des Wissens und Sagens abhängigen Sätzen steht zuvörderst in der *oratio directa* nie der Conjunctiv, wie im Lateinischen, auf *tempora praesentia*, sondern der Indicativ, wenn ein Seyn, Gewesen-Seyn, Seyn-Werden, schlechthin bezeichnet wird. Xenoph. Anabas. 2, 6, 4: Ἤδη δὲ Φρυγὰς ὧν ἔρχεται πρὸς Κῦρον, καὶ οἱ ποίοις μὲν λόγοις ἔπεισε Κῦρον, ἄλλαχοῦ γέγραπται. Eben so in den Sätzen mit εἰ, ob, οὐκ οἶδα, εἰ ἔστιν u. s. w. Weiter in allen Fällen, wo οὕτως-ὅς, oder ὅστις steht, hat der Conjunctiv nicht Platz. Z. B. Τὶς οὕτω μαίνεται, ὅστις οὐ σοὶ βούλεται φίλος εἶναι, *qui nolit.* Vgl. die Beyspiele bey *Schäfer melet. crit.* p. 71, und *Wyttenb. biblioth. crit.* III, 2, p. 63. Hier kann nur der Indicativ stehen oder der Optativ mit ἄν, nach Massgabe. Endlich alle diese Fälle gelten auch für die *oratio indirecta* im Praesens, mit Ausnahme derer, wo der Infinitiv stehen muss. Überhaupt ist der Indicativ in dieser Rücksicht eben so vorherrschend im Griechischen als der Conjunctiv im Lateinischen, welches eine merkwürdige Verschiedenheit bildet. So auch nach dem Wunsch setzt der Grieche nicht selten in dem davon abhängigen Satz das *Futurum indicativi.* Hom. Odyss. 1, 403:

Μὴ γὰρ δὴ ἔλθοι ἄνηρ, ὅστις σ' ἀέκοντα βιήσῃ
Κτήματ' ἀποξέσσαι.

Ausserdem kann in diesem Falle, um es beyläufig zu erinnern, nach dem *relativo* noch der Conjunctiv mit ἄν, κε, oder der Optativ ohne ἄν stehen. Od. 1, 45:

ὡς ἀπόλοιτο καὶ ἄλλος, ὅτις τοιαῦτά γε ῥέζοι,

welches *Schäfer* mit Unrecht in ῥέζῃ oder ῥέζοι ändern wollte, *melet. crit.* p. 139. Aber so ist ja Od. 8, 239:

ſtellung der Liebe des Patroklus zum Achilles bey Platon im Gegenſatz der xenophontiſchen aufmerkſam. Dieſs ſucht Hr. *B.* dadurch zu beſeitigen, daſs Platon nicht dem Xenophon ſelbſt, ſondern nur dem Phädrus widerſpreche, und dieſen ſo einführe, daſs die Rede deſſelben ins Lächerliche fallen ſolle; denn die ganze Rede des Phädrus habe nur Spott gegen Lyſias zum Zweck. Wir wollen hier nicht unterſuchen, auf welcher ſicheren Vorausſetzung dieſe Annahme überhaupt ſo wie jene erſtere Unterſcheidung beruhe, da der Vf. für letztere eine ſtrengere Beweisführung verſpricht. Das letzte Moment, welches *Cornarius* aufführte, daſs Pauſanias bey Platon eine zweyfache Aphrodite (οὐρανίαν καὶ πάνδημον) annimmt, der xenophontiſche Sokrates hierüber zweifelt, war leicht zu beſeitigen, da auch Xenophon in der Sache mit Platon einſtimmt, und nur in anderer Wendung zum Zweifel übergeht. Auch gegen den ſcheinbaren Contraſt des xenophontiſchen Sokrates, der mäſsig aus kleinem Becher trinkt und des platoniſchen, der aus voller Humpe (ψύκτης) bis Tagesanbruch zecht, wendet der Vf. eine ſcharfſinnige Widerlegung, und gelangt zu dem Reſultat, daſs in den beiden Gaſtmählern ſelbſt, bey verſchiedenem Zweck und verſchiedener Darſtellungsweiſe, kein Beweis für die Spannung zwiſchen den Verfaſſern zu finden ſey. Leichter lieſs ſich freylich Anſtoſs nehmen an den ſcheinbar widerſtrebenden einzelnen Puncten, als ſie durch freye Beſchauung, ohne Vorausſetzung, in der ſpeciellen Wahrheit, erkennen und vor Verdacht ſchützen, was Hr. *B's.* Scharfſinn gewandt und fertig unternommen hat. Eine Hauptſtütze bleibt der zu führende Beweis, daſs Xenophons Gaſtmahl früher geſchrieben ſey als das platoniſche, welcher, wenn er nicht chronologiſch gewiſs werden kann, keineswegs dadurch gewonnen ſcheint, daſs Platon die von Xenophon aufgeſtellte Darſtellungsweiſe freyer und edler behandelt habe. Gewiſs iſt dagegen, daſs den einzelnen bis jetzt ausgehobenen Stellen keineswegs eine feindſelige Abſicht untergeſchoben werden kann. Doch mag noch anderem Zweifel Raum bleiben. Wie, wenn Platon in der Darlegung einer höheren Anſicht und beſſeren Darſtellung fein genug und nicht auf gemeine plumpe Weiſe habe den Abſtand ſichtbar machen wollen? wenn das ideale Kunſtwerk im Gegenſatze des von der Wirklichkeit entnommenen Gemäldes überhaupt fühlbar werden lieſs, daſs hier auch eine perſönliche Trennung Statt habe, und nur die Nachweiſung im Einzelnen, wie ſie der gemeinere Sinn verſuchte, verunglücken muſste? Der Sage lag zuverläſſig etwas Wahres zum Grunde; allein von Platon läſst ſich nicht erwarten, daſs er freyere Schöpfungen durch verengende Perſönlichkeit getrübt haben ſollte.

Eine zweyte Beſchuldigung, daſs Platon die Aufführung der ſokratiſchen Schüler im Phädon nicht des Xenophon erwähnt, fertigt Hr. *B.* mit Recht als lächerlich ab, da Xenophon zu jener Zeit in Aſien beym Heere war, ſo wie er auf die Ungleichheit des Alters von beiden aufmerkſam macht. Hiebey erwähnt er zugleich die Verſchiedenheit der Charaktere und der Lebensweiſe, und die Untauglichkeit des Xenophon, als ſprechende Perſon in Platons Dialogen eingeführt zu werden. Treffend iſt hiebey das Einzelne charakteriſirt; allein eben jener angedeutete Gegenſatz, in welchem Platon nie Vertrauter des Xenophon werden konnte, der ganz verſchiedene Kreis, in welchem Jeder von beiden hoch geehrt ward, das entgegengeſetzte Streben der Lebensklugheit und der über das Wirkliche erhabenen Speculation, welcher ſich nirgends und nie ohne Widerſtand und geheimen Kampf beyſammenfand, dieſs konnte und muſste eine Spaltung bewirken, welche freylich aus Selbſtſchätzung edler Art hervorging, doch aber den Abſtand fühlbar machte in der Geſinnung, ohne daſs dieſe vollſtändig in Schrift und Buchſtaben ausgeſprochen wurde. Wer wird bey Platon an Gemeinheit denken? wer, wenn dieſer als Lehrender nicht das perſönliche Verhältniſs aufgab, ſogleich Stolz und Haſs ahnden? wer ein modernes Verfahren der Schulphiloſophen den Alten beymeſſen? Eine ſolche Beſchuldigung verdient keine Vertheidigung. Doch iſt von Einſichtsvollen auch nichts ethan worden, und auch *Valckenaer* ſcheint Hr. *B.* im Einzelnen Unrecht zu thun. — Kurz wird der Vorwurf in Hinſicht auf die Verſchiedenheit der Charakterzeichnung des Menon widerlegt, da er augenſcheinlich falſch iſt; und wie Hr. *B.* glaubt, auch mit der Zeit ſtreitet, denn Platon ſchrieb nach ſeiner Annahme den Menon vor Olymp. 96, 3; Xenophon die Anabaſis nach der Rückkehr des Ageſilaos aus Aſien, früher als die Geſchichte, etwa Olymp. 105, 4. Ein richtigeres Moment liegt in einem anderen Vorwurf, daſs nämlich Xenophon ſeine Kyropädie gegen die zwey erſten Bücher Platons von der Republik gerichtet, und daſs hierauf Platon im dritten Buch von den Geſetzen ein anderes Bild des Kyros dem Xenophon entgegengeſtellt habe. Hr. *B.* vertheilt die Gegengründe alſo. Zwar läſst ſich die Zeit, in welche die Abfaſſung der Bücher von der Republik fällt, nicht genau beſtimmen; da aber in ihnen Rückſicht genommen ſcheint auf die Bekanntſchaft mit dem älteren Dionyſios: ſo ſind ſie wahrſcheinlich vor Olymp. 98 verfaſst worden. Überhaupt aber gehören ſie zu den neueſten Schriften, obgleich auch nicht widerſprochen werden kann, wenn man die erſten Bücher als früher erſchienen annimmt. Unwahrſcheinlich findet Hr. *B.*, daſs die erſten Bücher früher ſo bekannt geworden ſeyen, daſs ſie zu Xenophon gelangen konnten, ferner daſs Xenophon eine Kyropädie gegen dieſe Bücher, in in denen wenig von Verwaltung des Staats gehandelt wird, gerichtet habe. Hier ſcheint Hr. *B.* zu ſchnell abzuſprechen. In Hinſicht auf die Zeit iſt kein beſtimmter Beweis zu führen, ſo wie ſich gegen das frühere Bekanntwerden der erſten Bücher nichts einwenden läſst. Platons Lehre war dem Xenophon wohl bekannt, und er konnte mit dem, was er in dieſen Büchern ausgeſprochen fand, die weitere Verfolgung der Betrachtung verbinden. Die Entgegnung Platons im dritten Buche der Geſetze giebt Hr. *B.* in ſofern zu, als Platon für die, welche Xenophon in einer hiſtoriſchen Deutung miſsverſtanden, da er ein allgemeines ſokratiſches Bild dem Kyros untergelegt hatte, zeigte, was Kyros wirklich geweſen, ohne den Vf. des Buchs ſelbſt perſönlich zu tadeln. Doch ſey auch das Abweichende nicht in allen, nur wenigen Puncten zu finden. Könnte der Zwiſchenſatz in dieſer Schlusfolge begründet werden: ſo würde ſie hinreichenden Beweis enthalten. Platon konnte vorausſetzen, daſs jeder Leſer bey Kyros an Xenophons Zeichnung denken und das Abweichende als Widerſpruch aufnehmen würde. Eine offene Invective läſst ſich kaum ahnden, und es kommt auch hier auf die Frage an, ob ſolcher mangelhafter und ſchwankender Beweis, aus den Schriften gezogen, oder deſſen Widerlegung, etwas für das im Leben beſtehende Miſsverhältniſs entſcheiden könne oder nicht. Auf dieſes aber bezieht Hr. *B.* ſeine Widerlegung. — Zuletzt gedenkt er der grundloſen Beſchuldigung, als habe Xenophon in der vermeinten Leugnung, daſs Sokrates ſich vom naturphiloſophiſchen und mathematiſchen Studium entfernt gehalten, auf Platon gezielt, ſo wie des von ungeſchickter Hand untergeſchobenen Briefes des Xenophon, den die älteren Ankläger noch nicht gekannt haben. Und ſo hat der Vf. ſcharfſinnig bewieſen, daſs die aufgeſtellten Beweisgründe für die Annahme eines Miſsverhältniſſes nicht ausreichen. Er geſteht ſelbſt ein, daſs der Standpunct beider Philoſophen verſchieden war, daſs verſchiedene Lebensanſicht ſie leitete und bildete, folgert aber weiter, daſs die Entgegnungspuncte ihnen gar nicht gegeben waren, und ſie höchſtens in Rückſicht der ſchönen Darſtellung und des Vortrags haben wetteifern können, jedoch auf gleichem Wege. Aus den Schriften iſt kein Rückſchluſs auf eine gemeinhin gedachte Feindſchaft möglich, aber dagegen glaublich, daſs den Verſuchen und den Schriften die Beweisſtellen nachzuweiſen, etwas vorausgegangen war im Leben der Philoſophen, und daſs jene Verſuche miſsglücken muſsten, weil es nicht gemeine, dem Perſönlichen anhängende und dieſem die Wahrheit aufopfernde Menſchen waren, die hier für andere höhere Zwecke ſchrieben. Genug aber; Hr. *B.* hat wenigſtens den Satz, alſo geſtellt, hinlänglich bewieſen, daſs die von Athenäos, oder wer weiſs von wem, verſuchte Nachweiſung eines vorausgeſetzten Miſsverhältniſſes zwiſchen Platon und Xenophon unſtatthaft und die Beweiſe falſch gefaſst ſind. Hiebey noch beſonders auf des Vfs. Gewandheit, Umſicht, ſcharfſinnigen Blick hinweiſen und mit einer Achtungsbezeugung ſchlieſsen wollen, hieſse Eulen nach Athen tragen.

XP.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 SEPTEMBER, 1812.

FREYMAURERSCHRIFTEN.

Köthen, in der aueſchen Buchhandlung: *Franz Hell, oder die Irrwege;* für Geweihte und Suchende. Herausgegeben von *Karl Auguſt Ragotzky* (Prediger zu Nahrſtedt). In zwey Theilen, mit 11 Kupfern (von *Rosmaesler* und *Schule;* darunter das Porträt des Vfs.). 1803. 1 Theil. 349 S. 2 Theil. 339 S. 8.

Die Romane, welche den materiellen Zweck der *Belehrung* haben, tragen den Stempel der Proſa ſo deutlich an ſich, daſs man es ſogleich aufgeben muſs, ſie als *romantiſche Bücher* zu behandeln. Sie ſind nach einer Dispoſition ausgearbeitete Lehrvorträge, wobey die damit verbundenen Geſchichten den Empfehlungen gleichen, womit man für Manche die Arzneyen zu begleiten pflegt. Beiderley Zuthaten und Verfilberungen kann man eben nicht als Kunſtwerke anſehen. — Zu dieſer Claſſe von Büchern gehören alle bisher erſchienenen Maurer-Romane, die im Ganzen von einerley und leichter Erfindung ſind: ein Mann nämlich, von ſo viel oder ſo wenig Charakter, als man ihm geben will oder kann, ſucht den Stein der Weiſen eines *Ordensgeheimniſſes*, wird zuerſt von Betrügern und Betrogenen mannichfaltig geäfft, und findet endlich volle Befriedigung in Dingen, über welche der Vf. mit vornehmer Miene — *ſchweigt*. St. Nicaiſe fand das goldene Vlieſs in einem Kloſter; Franz Hell — doch wir wollen ihn lieber auf ſeinen Irrwegen begleiten, und an ſeinem Orte den groſsen Aufſchluſs finden.

Dieſer *Franz Hell*, ein eitler, genuſsſüchtiger, nach neuen Dingen ſtrebender Jüngling, der wahrſcheinlich viel Geld und wenig zu thun hat, läſst ſich in der Loge einer kleinen Stadt zum Freymaurer aufnehmen, weil er doch auch hier dabey ſeyn will (weitläuftige Beſchreibung ſeiner Präparation und Aufnahme). Er ſtrebt nach Licht durch Logenbeſuch und Lectüre, wird als eifriger Bruder befördert, und fängt an, die Loge durch unaufhörliche Reden (Phraſen) zum Beſten zu haben. Sein beſſerer Genius bringt den jungen Geck zur Beſonnenheit, und führt ihm den edlen *Seelwerth* (No. I) zu, der ihn belehrt: Maurerey beſtehe weder in Wörtern, noch Hieroglyphen und Symbolen, ſondern ſey eine Coalition guter Menſchen zu guten Handlungen, und ihr Geheimniſs ſey die Verborgenheit ihrer Wohlthätigkeit (S. 76). Ferner belehrt er ihn (unhiſtoriſch) über zwey Ausartungen in höheren Graden, und räth ihm, in ſeinen Vorträgen die *Moral maureriſch* zu behandeln. In eben dem Grade, in welchem ihm der erhaltene Unterricht klar wird, erkaltet ſein Eifer, bis ihm der Br. *Salvio* (No. II) von S. 106 an das ſogenannte Syſtem von No. I ganz richtig widerlegt, und er einſieht, Seelwerth ſey ein „Stümper" und man müſſe alle Hallen des maureriſchen Tempels durchwandern, um ins Allerheiligſte zu dringen. Nun wird Hell, der ſchon lange als ein groſses Licht gegolten hat, endlich auch zum Meiſter befördert, iſt als Orakel der BB., die er nach der bekannten Art gewiſſer *Meiſter* aushorcht, und ſowohl dadurch, als durch erneute Studien, ſeine Anſichten erweitert. Beſonders ſind die hohen Grade ſeines Syſtems ſein Ziel; er hält darum in einem ſüffiſanten Tone an. Um ſich indeſs die Zeit zu vertreiben, ſtiftet er mit der *Schweſter W.* eine Damenloge, die er abermals durch Reden perſiflirt uud mit höheren Graden ſeiner Fabrik beſchenken will. Die h. Obern ermahnen ihn nun zur Geduld, und zum ruhigen, nützlichen Arbeiten auf ſeiner Stelle; die erhaltenen Winke bringen ihn zum Nachdenken; er zieht ſich zurück, und fängt aufs neue an zu ſtudiren. Ein hochgraduirter Br., *Herr von G.* (No. III), kommt in ſeine Stadt, und belehrt ihn abermals: die Maurerey ſey beſtimmt, das Chriſtenthum, das aus einer göttlich reinen Quelle herſtammend, von Generation zu Generation den Tempelherrn, und von dieſen den Maurern anvertraut worden, treu und unverfälſcht aufzubewahren (S. 177), wobey er ihn zugleich bedeutet, daſs in den *Logen* keine Aufſchlüſſe zu ſuchen ſeyen. Nach vielen Ehrenbezeigungen reiſt der Tempelherr von G. ab, und Hell zu Salvio (No. II), der ihn auf *unbekannte Obere* verweiſt, und ſein Staunen darüber durch die Behauptung vermehrt, daſs auch die bekannten groſsen Logen nur von ſolchen regiert würden. Nachdem ſich unſer Hell die Furcht vor den Unbekannten glücklich wegräſonnirt hat, und gegen die Joh. Logen gleichgültig geworden iſt, erhält er ein myſtiſches Schreiben von Salvio, das ihn zur Weihe ruft. Nun macht man ihn zum Roſenkreuzer; er aber erklärt, daſs dieſe Maurerey (!) ſeinem Charakter zuwider ſey, ſagt ſich von ihr los, reiſt ab und ſteht wieder auf der alten Stelle. — Durch einen *Baron von Stern* (No. IV), der mehrere BB. zu ſeinem Krankenlager ruft, und mit dem Bekenntniſs: „*Religion und Maurerey* führen uns treulich und recht durchs Leben, und bereiten uns eine ſeegensvolle Ewigkeit," ſtirbt, wird ſein geſunkener Glaube an die Realität der Maurerey aufs neue gehoben. Nach einer gutge-

meinten Einschaltung über *maurerische Feste*, stellt Hell mit dem Freunde des Verewigten, *Br. v. Seld* (No. V), ein Räsonnement über den Zweck der Logenbesuche an, der, wie schon No. III sagt, *keiner* ist. Der Indifferentist verweist ihn auf die allgemein bekannte Geschichte des Tempelherrenwesens, den wilhelmsbader Convent, den wohlthätigen Ritter, die vereinigten Logen, Zinnendorf, den Übergang der Schweden zur stricten Observanz(!), und argumentirt daraus, dass die Maurerey keine Realität habe, jeder sich, nach seinem Charakter daraus etwas mache und Alles gutmüthige Selbsttäuschung sey (S. 299 f.). Nachdem unser Hell abermals gründlich überzeugt ist: nimmt er das Princip der *Lebensklugheit* in Absicht der Maurerey an, die er nun als eine unterhaltende Zeitkürzung in leeren Stunden ansieht; er geniesst ihre geselligen Freuden, verwaltet Ämter u. s. w., bis eine abermalige Reise nach der Residenz ihm einen neuen grosen Schwung giebt. Doch vorher noch eine Einschaltung! Br. *Dahlwy* (No. VI), ein maurerischer Schriftsteller und Redner — als jener aufgeklärt, als dieser orthodox (der Vf. erklärt sich darüber S. 317 ganz richtig) — verhandelt mit ihm das Capitel von Maurer-Reden und *Recensionen*. „Wie kann bey einem so gänzlichen Mangel an einem festen Puncte bey allen Maurersystemen (sehr wahr!) eine sichere Kritik Statt finden?" fragt Br. Dahlwy; aber Hell antwortet ihm nicht, dass die Leerheit der Systeme eben keinen Einfluss auf die Sicherheit der Kritik habe, und dass gerade der feste Standpunct der Kritik die Leerheit jener aufdecke. Auf den Vorwurf, dass die Beurtheilung gewöhnlich nicht auf maurerische Realitäten, sondern auf Nebensachen gehe, vergisst er ihm ebenfalls zu antworten, dass maurerische Realitäten da seyn müssen, wenn sie beurtheilt seyn wollen. Endlich bey der Schlussfrage: „Wozu überhaupt Recensionen maurerischer Schriften? Wer diese liesst und sie beurtheilen kann, wird sich dergleichen Recensionen selbst machen," vergisst er gar, ihn zu bedeuten, dass er dadurch nicht den maurerischen, sondern *allen* Recensionen in der Welt den Tod ankündige. — Br. Dahlwy (der uns mehr Bedürfniss des *Vfs.*, als der Geschichte, zu seyn scheint) leitet ihn nun den höheren Graden und dem hochw. Br. *Golf* zu, der ihm nach vierzehn Tagen zum gewöhnlichen schottischen Mitbruder verhilft. *Norunt fideles!* ruft er nach einigen bombastischen Andeutungen aus, drückt den Dolch auf seine Lippen und — schweigt. Unter den ernsten und eifrigen BB. der h. Gr. findet er auch den verschlossenen *San Guionzano* (No. VII). Hell macht ihm seine Confession, erklärt sich bey den *Symbolen* für unbefriedigt, da sie seinem Herzen fremd und unnatürlich sind, und verlangt *deutliche Einsicht in das Wahre*. Der Verschlossene eröffnet ihm: das Geheimniss der Maurerey sey eben nicht blos in den Logen zu finden, und verweist ihn in der Nähe seiner Heimath in ein — Benedictinerkloster.

In dieses eilt er nun zu Anfange des *zweyten Theils*. Der Prälat (No. VIII), der schon 36 Jahre im Kloster ist, aber mit tiefer Sachkenntniss von den Weltangelegenheiten spricht, ladet ihn zu einem längeren Aufenthalte in dem Wohnsitze der Contemplation ein. Lange vermag er in diesem und in seinen Freunden, dem Prior und P. Bernhard, nichts Maurerisches zu entdecken. Ein Bruder *Coelestin* (No. IX) aber, der S. 13 schlechte Verse singt, ihm seine Geschichte und Philosopheme über die Bestimmung des Menschen mittheilt, und ihm eröffnet, er habe die Aufschlüsse der Maurerey *in sich selbst* gefunden, beschäftigt seine Phantasie bis zur Erscheinung zweyer Fremden, in welchen, verbunden mit den Klostermännern, er die Häupter der wahren Maurerey vermuthet. Nach einer vergeblichen Untersuchung in unterirdischen Gewölben, wo Hell Geräusch vernommen hat, tritt endlich der Prälat näher, spricht von der Möglichkeit, dass Priester bey den geheimen Verbindungen mitwirken, giebt als Zweck der Maurerey *Religion* und *Religiosität* an, und als Mittel dazu den *katholischen Glauben* (mit der gewöhnlichen Unterscheidung von Privat- und öffentlicher Religion). So viel Gutes, Wahres und in der That Vortreffliches auch der Prälat bey dieser Gelegenheit sagt: so ist doch Hell's *Gefühl* dagegen, und er reist ohne Weiteres ab.

Nun ist er wieder zu Hause, aber er hat Langeweile und wartet auf neue *Zufälle!* Indess stellt er allerley Betrachtungen an, macht Vorschläge, wie sie die höheren Grade recrutiren, und wie die Logen periodisch durch Präfecten revidirt werden sollen (woraus man sieht, dass der Vf. in einer Provinz lebt, zum System der L. Loge gehört und ein das Gute wollender Maurer ist). Jetzt kommt der Bruder N (No. X) an seinen Wohnort, sammelt junge, excentrische Brüder um sich, lehrt sie die Maurerey als eine *Tabula rasa* zu behandeln, und deutet auf burgerliche Reformationen. Hell arbeitet ihm entgegen, und die Loge erklärt sich gegen alle und jede Neuerung im Orden; worauf der Vf. abermals den Vorschlag wiederholt, den Logen bestimmte Vorsteher aus dem höheren Orden zu geben. Hell wird, indess Seelwerth, als Logenmeister, eine stille Reform vornimmt, immer ruhiger und gesetzter, und kommt bey Gelegenheit einer Staatscommission mit dem Vorsitzer derselben *Br. S.* (No. XI) in Verbindung, dem er abermals seine Geschichte erzählt. Dieser wundert sich höchlich, dass Hell keinen *Zusammenhang* finden könne, da der Orden ja deutlich genug spreche, und Alles ganz einfach unmittelbar vor Augen liege (!!), und schliesst: „Nicht durch Anstrengung unserer Nachforschung, sondern einzig durch den Orden selbst erhalten wir diejenigen Kenntnisse, welche er als das Ziel und den Lohn des Maurers aufgestellt hat" S. 176. (Man kennt die Sprache der Gläubigen eines gewissen Systems, die hier der Vf. gutmüthig nachspricht.) Hell denkt darüber fleissig nach, kommt mit sich selbst in Einverständniss (?), besucht eifrig die Logen, um aus den ersten Gegenständen des Logenunterrichts zu lernen, hält einen Vortrag über das Lesen maurerischer Schriften (der den Vf. wohl vom Nutzen maurerischer Re-

censionen überzeugen könnte), kurz, ist auf dem besten Wege, ein tüchtiger und wohlgefälliger — *Systembruder* zu werden. Die seelwerthsche Loge wird weiter geschildert, ein Vortrag daraus mitgetheilt (S. 206 f.), und bey Gelegenheit der lehrreichen Tafellogen die Geschichte des Accisebeamten Br. Dornfeld mitgetheilt. Hell's Correspondent Br. S. macht über das Alles die ganz unrichtige und lächerliche Reflexion: Seelwerth's Irrthum habe für den Standpunct einer St. Joh. Loge *bevnah Realität*. — Eine gute Episode zeigt, wie man sich gegen einen gebildeten Juden, der Maurer werden wolle, zu verhalten habe.

Endlich ändert sich Hell's äussere Lage, er verlässt das unstäte Leben, und wird zu einen Amte in der Hauptstadt berufen, wobey man zugleich erfährt, dass er auch verheirathet ist. (Oben bey Erwähnung seiner Liebschaft ist auch gezeigt worden, wie der Maurer sich gegen Frauenzimmer zu verhalten habe.) Dort besucht er an der Hand des Br. S. verschiedene Logen; in einer derselben wird ein junger Mann bey seiner Aufnahme von seinem Vater überrascht, welches dem Vf. Gelegenheit giebt, auf die Einholung der älterlichen Einwilligung, ja sogar der Gattin, vor der Aufnahme zu dringen. (Häusliche Angelegenheiten bleiben dem selbstständigen Manne am besten selbst überlassen.)

Nun steht — überraschend genug! — unser Irrfahrer am Ziel. Es folgt das 47 Capitel, überschrieben: *Licht!* „Ich lag, selig belohnt, heisst es, zu den Füssen der stillen, wohlthätigen Göttin." — „Hab' ich endlich deinen Lohn errungen? Sey mir dreymal gesegnet" u. s. w. *Er steht auf dem Gipfel des erklommenen Berges.* — Von dort aus macht er Betrachtungen über die verschiedenen Wege zum Ziele, wirft Rückblicke auf seine Irrfahrten, giebt allerhand Nutzanwendungen und schliesst mit einer nochmaligen Recapitulation.

Aber was ist denn nun endlich dieser Gipfel und dieses Ziel? — Man wird es kaum glauben, aber es ist nicht zu zweifeln, — es sind die sogenannten *höheren Grade* der sogenannten *grossen Landesloge* zu Berlin. Also *dazu* diese gewaltigen Anläufe und Ausholungen, diese mannichfaltigen Irrungen, um im Schosse eines *System* auszuruhen, das, wie alle übrigen, in seinem höheren Gradenwesen aufhört, Maurerey zu seyn, und das, wie consequent auch seine Bekenner handeln, doch weder die Prüfung der Philosophie noch die der Geschichte aushält, und dessen Ursprung und Fortgang, eben so wenig wie das Innere irgend eines anderen Systems, dergleichen Declamationen und sanguinische Verheissungen rechtfertigen möchte! — Wenn der Vf. das System, so weit es in Deutschland da ist, ganz *kennt:* so ist nicht zu begreifen, wie er seinen Hell (der sich bey dem schott. MBr. so freymüthig erklärte) hier volle Befriedigung finden lassen konnte; wenn er es aber *nicht kennt:* so ist noch weniger zu begreifen, wie *er* den jüngeren BB. aller Systeme, deren Lehrer er seit seinem Freydenker so oft geworden ist, dieses Ziel als allein befriedigend aufstellen konnte. Wohl thut er Recht daran, die Maurer auf die Logen zu verweisen (so schnell sich auch, bey der *Verschiedenheit* der Systeme, die Frage aufdringt: *Wo* sind die wahren Meister zu finden?), denn wer *befriedigt* ist, ist *glücklich;* aber mit gleichem Rechte könnte man, bey gegenwärtiger Lage der Dinge, die Logen auf die *Maurer* verweisen. — Doch es ist hier nicht der Ort, sich weitläuftig darüber zu erklären; genug, wenn die lesenden BB. sehen, dass hier, wie in allen Maurerromanen, der endliche Aufschluss nicht zu suchen sey.

So viel ist klar, dass der Br. Franz Hell aus seinen Irrwegen, oder, gelinder gesprochen, aus seinen *Lehrjahren*, *noch nicht* heraus ist. Mag er auch am Ende dieses 2 Theils (es könnte gar wohl ein *dritter* geschrieben werden!) so zufrieden seyn, wie er es schon oft im Laufe seiner Geschichte war: so ist er doch keinen Tag vor einem neuen N. N. (einer No. XII u. f. f.) sicher, der ihn aus seiner seligen Ruhe aufschüttelt und mit der Fackel der Geschichte und Philosophie seinen Verstand aus dem Schlummer weckt. *Kann* er aber darin verharren: so wollen wir ihn glücklich preisen und ihm sein Glück nicht missgönnen! Nur müsse seine *gepriesene* Ruhe nicht für unerfahrene BB. anderer Systeme zur Unruhe werden.

Wir wollen den Roman, (um uns nicht den Vorwurf des Vfs. zuzuziehen, als ob maurerische Rec. sich nur bey Nebendingen aufhielten) nicht ästhetisch würdigen; aber das müssen wir sagen, dass der 2 Theil, wo Hell, und mit ihm der Vf., verständiger wird, bey weitem uninteressanter als der erste, und sogar etwas langweilig sey; obgleich in beiden viel Reflexionen und Einschaltungen vorkommen, die dem Verstande und dem Herzen des Vfs. gleiche Ehre machen.

Übrigens hat die Geschichte schon in dem bekannten köthener Taschenbuche gestanden; da aber der Vf. behauptet, sie erst jetzt in ein Ganzes vereinigt zu haben: so haben wir sie ohne Weiteres hier als ein Ganzes und Neues angesehen. Doch hat uns das Neue gering, und die Ganzheit sehr mangelhaft geschienen. — Die Kupfer sind aus dem Taschenbuche bekannt; Druck und Papier sind gut. Y.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Strauss: *Gedichte*, von *H. J. v. Collin.* 1812. 288 S. 8. (2 Rthlr.)

Diese Gedichte des leider zu früh verstorbenen *Collin* sind von so gediegenem, unzweifelhaftem Werthe, dass Jeder, auch wer an seinen zum Theil berühmten Dramen noch manches Wünschenswerthe vermissen sollte, davon mit grosser Achtung für sein Talent und mit eben so grosser Liebe für seine edle Gesinnung muss erfüllt werden. Charakter und Talent scheinen hier auf das innigste mit einander verschmolzen, indem in Allem, was die Phantasie ergreift, bey der Erhabenheit des Geistes sich ein Ausdruck des Herzens offenbart, welcher mit unmittel-

barer Theilnahme der heldenmüthigen Tugend, der ausharrenden Standhaftigkeit und männlichen Kühnheit, dem Gott ehrenden frommen Vertrauen, der deutschen Biederherzigkeit und Treue, der dankbaren Vaterlandsliebe, der in mancherley Thaten sich offenbarenden Grofsmuth und Seelenhoheit, der unter Freunden und Verwandten oft so rührend erscheinenden Anhänglichkeit und liebevoller Ergebung, der edeln Geistesverbrüderung verwandter, sich begegnender Gemüther, kurz allem Schönen und Herrlichen im Leben sowohl als in der Kunst feyerlich huldigt. Ein männlicher Ernst, eine kraftvolle Sprache der Erhabenheit, mit Einfachheit verbunden, eine verständige Klarheit und Gediegenheit, eine pathetische Haltung und Würde, die stets der Wahrheit, ja selbst der Erscheinung ihrem Wesen nach treu bleibt, und lieber ungezwungen und nachdrücklich sich ausspricht, als um schöner Bilder und Vorstellungen willen sich höher aufschwingt — das sind die Charakterzeichen seiner Gedichte, unter welchen, wie es diese Richtung des Geistes zum Theil schon erwarten läfst, ein gedrungenes Heldenlied, eine erfreuende und lobpreisende Ode, und ganz vorzüglich ein episches, die That irgend eines Vorfahren beschreibendes und verherrlichendes Gedicht seiner Muse am meisten zusagt. Man lese hier, um ganz von Liebe zu dem Dichter hingerissen zu werden, *Rudolph Vater und Sohn*, *Rudolph und Lobkowitz*, *Herzog Leupold vor Solothurn* und *Max auf der Martinswand*. Zuweilen ahmt er auch in Vers und Sprache fremde und alte Weisen, aber nicht sclavisch, sondern nach einem richtigen Gefühl mit Beobachtung dessen nach, was gerade darin zu unserem Herzen spricht. So hat er *Kaiser Albrechts Hund* um der alten Treuherzigkeit willen im Versmafs der Nibelungen abgefafst. Ganz besonders aber ist ihm *Haydn's Jubelfeyer* gelungen, wo die Terzerime den alten ehrwürdigen Mann dunkel und schauerlich umschweben, und in der gewundenen Stetigkeit von der Rührung erschauern, welche die Versammlung ergriffen hatte. *Collin* hatte den Gedanken oder zunächst nur den Wunsch zu einer *Rudolphiade* gefafst. Sehr Schade, dafs seine Umstände und zuletzt sein Tod ihn daran verhinderten; denn nach den Proben zu schliefsen, ist in ihm ein grofser epischer Dichter, und zwar ächtdeutscher Art, verloren gegangen.

Übrigens gehört es mit zu seiner Eigenheit, dafs er seinen Ruhm nicht in eine sehr grofse Mannichfaltigkeit von Gedichten oder in eine grofse Gewandtheit und Vielseitigkeit des Geistes setzt; seine Heimath ist der Ernst und die Erhabenheit, sowohl in Betrachtung als Beschreibung und theilnehmender Empfindung; sich selber treu und wahr meidet er das Herabschweben zu leichten Scherzen, zum ergötzenden Witz und zu lieblich tändelnden oder füfs schwirmenden Ergiefsungen und schalkhaften Spielen. Alles strebt bey ihm nach Bedeutung, Werth und Würde. Will man daher angeben, womit sich seine Art zu dichten am ersten der Grenze der Poesie nähert: so ist es das Hinneigen zum Praktischen, zur Reflexion und zur lehrenden Unterweisung, wovon er auch hier gerade nicht übel gelungene Proben geliefert hat, und nur mit Sorgfalt vermeidet er es, wie es scheint, dafs sein Ernst nicht hin und wieder in Trockenheit übergeht; doch desto rühmlicher für ihn, dafs er auch in der Nähe der Prosa seinen Kranz mit Ehren trägt.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Fleischer d. J.: *Die frohen Abende, oder Erzählungen eines Vaters im Kreise seiner Kinder*, von *Jakob Glatz*. Erstes Jahr. Mit 10 illuminirten Kupfern. Ohne Jahrzahl. 266 S. in 6to (d. h. 6 Blätter auf einen Bogen). (1 Rthlr.) Das Buch ist nach einem grofsen Plane angelegt, und umfafst Alles, was erzählbar ist. Wenn die Jahre nicht aufhören, der Stoff, hundert Abende von jedem mit Erzählungen auszufüllen, hört gewifs sobald nicht auf. Dabey hat Hr. *G.* die Vorsicht gebraucht, Manches, was sich recht gut in einem halben Abende auserzählen liefs, in zwey oder drey Abende zu vertheilen. An sogenannten moralischen Erzählungen scheint der Vf. das meiste Wohlgefallen zu finden. Man findet hier einen abgehärteten Eduard, einen arbeitsamen Dieterich, einen unartigen Martin, eine artige Marie, einen unachtsamen Fritz und eine unachtsame Judith, einen aufrichtigen Jakob, einen beharrlichen Theobald, einen unbescheidenen Georg und eine bescheidene Julie, einen unbeständigen Ephraim und eine beständige Lisette, eine weinerliche Jette, eine dienstfertige Amanda, eine ehrliche Margrethe, einen eigennützigen Johann, einen eigensinnigen Thomas und eine eitle Veronica. Die Furcht vor Beynamen wird auch hier, nach des Vfs. Gewohnheit, unterhalten. Emilien, die sich eine schreyerische Stimme angewöhnt hatte, nannten, nach S. 16, mehrere Menschen, die eben nicht das beste Herz hatten, eine *Nachtwächterin*, einen *Holzhehar*, eine *Alster* u. dgl. m.; Conrad, der immer den Kopf hängen liefs, wenn er vor sich hinsah, hiefs überall der *Kopfhänger*, und einige nannten ihn einen *zehnjährigen Greis* S. 17. Hannchen, welche bey Tische oft schmatzte, nannten Viele ein — *Ferkelchen* S. 18. Siegismunden, welcher in seinem dreyfsigsten Jahre sich in einem Gasthofe an öffentlicher Tafel gegen einen vornehmen Officier so unanständig benahm, dafs er ihm vor mehr als dreyfsig Gästen eine Ohrfeige gab, nannte man lange Zeit hindurch den *geohrfeigten* Siegmund S. 32 u. f. w. Auch das Übrige ist alles in der gewöhnlichen Manier des Vfs. Selbst zu dem Unbedeutendsten, das aus der Naturgeschichte beygebracht wird, wird eine Einleitung gemacht, aber die Erzählung daraus in einer anderen Erzählung gegeben. Oft weifs man nicht, was die Hauptsache seyn soll. Die beygegebenen Kupfer sind auch nicht die besten.

Cf.

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

Monatsregiſter

vom

September 1812.

I. Verzeichniſs der im Monat September in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

B.

Bemerkungen über Holland, v. *Thereſe H.* 184, 439.
Bernſtein Vergleichungstabelle der mohammedaniſchen Zeitrechnung mit der chriſtlichen 185, 447.
Beſſer was fangen wir heute an? 2 Ausgabe 182, 423.
Bibel, die neuteſtamentliche, oder die heiligen Urkunden der Chriſtusreligion, überſetzt von *Preiſs*. 1. 2 Bd. 175, 561.
Biechele vollſtändiger chriſtlich-katholiſcher Religionsunterricht 176, 575.
Bodmann ſtatiſtiſches Jahrbuch für das Departement des Donnersbergs. Jahr 1811 184, 453.
Boeckhii Comment. de ſimultate, quae Platoni cum Xenophonte intercefſiſſe fertur 194, 517.
Bohnenberger Aſtronomie. 182, 417.
Brandes die vornehmſten Lehren der Aſtronomie. 1. 2 Band 182, 417.
Breitenbach allgemeine deutſche Landwirthſchaftsſchule. 1 Bd. 1. 2 H. 188, 465.
Brief, der, an die Hebräer; als Verſuch einer neuen und zwar genauen und unparteyiſchen Dollmetſchung aller Bücher des N. T. von *Preiſs* 175, 367.
Buchholz Katechismus der Apothekerkunſt 181, 410.
Büſching der arme Heinrich, eine altdeutſche Erzählung 190, 481.
Buttmann griechiſche Grammatik. 6 Aufl. 193, 505.

C.

v. Collin Gedichte 195, 526.
Curioſitäten der phyſiſch-literariſch-artiſtiſch-hiſtoriſchen Vor- und Mitwelt. 1 Bd. 4—6 St. 187, 457.

D.

Demeter Hülfsbuch für Schullehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend, nach *Zerrenner* neu bearbeitet 192, 501.

E.

Edgeworth Leonora, bearbeitet von dem Vf. der Heliodora. 1. 2 Bd. 183, 431.
Entwurf einer Kirchen- u. Tolerans-Verfaſſung, aus den Papieren eines ſtaatsklugen Indifferentiſten 176, 572.
Expoſition familière de la doctrine de l'Egliſe catholique 176, 575.

F.

Fackeln. 1 Heft 187, 463.
Fürth Anfangsgründe der Algebra. 3 Th. 183, 427.

G.

Gedichte, deutſche, des Mittelalters. Herausgeg. von *v. d. Hagen* u. *Büſching*. 1 Bd. 191, 489.
Geſetzbuch, allgemeines bürgerliches, für die geſammten deutſchen Erbländer der öſterreichiſchen Monarchie. 1—3 Th. u. alphabetiſches Regiſter über den Inhalt aller drey Theile 177, 577.
Glutz die frohen Abende, oder Erzählungen eines Vaters im Kreiſe ſeiner Kinder. 1 Jahr 195, 527.
Göhl über die Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Selbſtſtillens der Mütter 181, 416.

H.

Hanſtein Erinnerungen an Jeſus Chriſtus, — Fortſetzung der Erinnerungen u. ſ. w. 189, 478.
Hartung brandenburgiſch-preuſſiſche Geſchichte für die heranwachſende Jugend. 1 Th. 2 Aufl. 186, 453.
Henke zur neueſten Geſchichte der Religion, des Kirchenweſens und der öffentlichen Erziehung. 2 Beytrag 183, 428.
Hof- und Staats-Handbuch des Königreichs Baiern 1812 184, 437.
Hüllmann de Apolline civitatum auctore 186, 455.
— — Geſchichte des byzantiniſchen Handels bis zum Ende der Kreuzzüge 185, 441.

I.

Inquiraner, die. Eine Robinſonade 190, 484.

K.

Kleinſchrod vollſtändige Einleitung in die Lehre von der peinlichen Gerichtsbarkeit und dem peinlichen Gerichtsſtande 179, 397.
Koch das Damenſpiel auf feſte Regeln gebracht u. ſ. w. 192, 504.
Krebs, ſ. *Zimmermann*.

M.

Mahn Obſervationes exegeticae ad difficiliora quaedam V. T. loca 176, 576.

Märtens Jesus auf dem Gipfel s. ird. Lebens 189, 473.
Mayr Specimen practicum de remediis efficacissimis in morbis contagiosis ac pestilentialibus 181, 414.

N.

Nägele die Kunst, das menschliche Leben nicht zu verkürzen 181, 415.
— — Einige wohlgemeinte Worte über die Kunst, das menschliche Leben nicht zu verkürzen 181, 415.
Niemeyer Anleitung zum Verfahren in Gemeinheits-Theilungs-Sachen 179, 400.

P.

Pantheon der deutschen Dichter, herausgeg. von *Hermann* 190, 486.
Parisius über die Confirmation der Kinder und den Confirmanden Unterricht, nebst einigen Confirmationsreden 192, 503.
Pasquich Epitome elementorum astronomiae sphaerico-calculatoriae. P. I. II 182, 417.
Preiss die Vereinigung oder vielmehr das beste Religionsannäherungsmittel für alle christlichen Confessionen 176, 372.

R.

Ragotzky Franz Hell oder die Irrwege. 1. 2 Th. 195, 521.
Reisefschatten von dem Schattenspieler Luchs 190, 485.
Reiter katholisches Gebetbuch zur Beförderung des wahren Christenthums unter nachdenkenden und gutgesinnten Christen. 13 Originalausg. 177, 584.

S.

Sammler, der. 3 Jahrg. 1811. Jan. — Dec. 4 Jahrg. 1812. Jan. — Juny. 194, 517.
Schenkl neues Gebetbuch zur Beförderung des wahren Christenthums. 2 Aufl. 177, 583.
Schmids handschriftlich hinterlassenes Lehrbuch der Materia medica, revidirt u. zum Druck befördert von *Schmitt* 180, 401.
— — Prolegomena zu der allgemeinen Therapie u. Materia medica 180, 401.
Schönijahn Versuche eines rechtlichen Beweises, dass nach Art. 104 u. 388 der westphäl. Processordnung lis in contumaciam pro negative concertata angenommen werden müsse. 179, 599.
Schulze Zurückerinnerungen des 1808 Jahres, gemischten Inhalts 189, 480.
Stauss über die Wichtigkeit der Schriftlehre, dass unsere Körper dereinst verherrlicht aus dem Grabe hervorgehen sollen 189, 479.
Stein preussisch-brandenburgische Geschichte für Jünglinge u. Mädchen 186, 453.
Steudel über Religionsvereinigung 176, 371.
Stunden des einsamen Nachdenkens im Schosse der schönen Natur. Vom Herausgeber des Elpizon. 1. 2 Th. 188, 468.

U.

Ueber das Contumacial-Verfahren bey den westphäl. Gerichtshöfen zur Erläuterung der Art. 104 u. 388 der Processordnung (von *Vezin*). 2 Aufl. 179, 599.

V.

Vezin, s. Ueber.

W.

Wagenseil, Addresskalender oder Taschenbuch des Illerkreises für d. J. 1812. 184, 438.
Wie kann Baiern seine Unabhängigkeit vom Auslande u. sein Nationalwohl am ehesten begründen? Und wie liesse sich die in Baiern vernachlässigte Bienenzucht wieder emporbringen? 188, 472.
Worte des Trostes für christliche Aeltern, welche um ihre entschlafenen Lieblinge weinen 189, 479.

Z.

Ziegenbein über einige erfreuliche Erscheinungen der neuesten Zeit in dem Gebiete der weibl. Erziehung u. Bildung 192, 505.
Zimmermann deutsches Uebungsbuch zum Uebersetzen ins Lateinische für die ersten Anfänger. Als 2 Theil des lat. Lesebuchs v. *Krebs* 186, 455.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademiſche Buchh. in Frankfurt a. d. O. 185.
Albrecht in Wolfenbüttel 179.
Andreäiſche Buchh. in Frankfurt a. M. 179.
Anonyme Verleger 175. 176.
Aueſche Buchh. in Köthen 195.
Bade u. Fiſcher in Friedrichsſtadt 189.
Beyer u. Maring in Erfurt 181.
Braun in Heidelberg 190.
Bureau für Literatur u. Kunſt in Halberſtadt 189.
Cotta in Tübingen 182.
Cras u. Gerlach in Freyberg 176.
Dannheimer in Kemten 184.
Dieterich in Göttingen 176.
Diterici in Berlin 189.
Fleiſcher d. J. in Leipzig 184. 188. 195.
Frölich in Berlin 183.
Gabler in Jena u. Leipzig 185.
Gondon in Düſſeldorf 181.
Göſchen in Leipzig 182.
Gotſch in Lübben 189.
Hahn, Gebr., in Hannover 179 (2).
Heinrichshofen in Magdeburg 192 (2).
Hemmerde u. Schweiſchke in Halle 182.
Herder in Freyburg u. Conſtanz 192.
Heyer u. Leske in Darmſtadt 186.
Hinrichs in Leipzig 183.
Hof- u. Staats-Druckerey in Wien 177.
Kaffke in Stettin 175.
Kupffer u. Wimmer in Wien 180 (2). 184.
Landes-Induſtrie-Comptoir in Weimar 187.
Lindauer in München 184.
Maucke in Chemnitz 190.
Maurer in Berlin 186.
Mayrſche Buchh. in Salzburg 177. 188.
Metzler in Stuttgardt 176.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 176. 190.
Müller in Erfurt 188.
Nicolovius in Königsberg 186.
Orell u. Comp. in Zürich 190.
Realſchulbuchhandlung in Berlin 191. 194.
Rein in Leipzig 187.
Schaumburg u. Comp. in Wien 176. 182. 194.
Schlieder in Deſſau 183.
Schöne in Berlin 186.
Steinkopf in Stuttgardt 189.
Strauſs in Wien 195.
Thomann in Landshut 181.
Uhlmann in Amberg 177.
Wappler u. Beck in Wien 181.
Weſche in Blankenburg 192.

III. Intelligenzblatt des September.

Literariſche Nachrichten.

Kurze Nachrichten über die neueſte engliſche Literatur 51, 405.

Ankündigungen.

Barth in Leipzig Verl. 52, 414. 415.
Behr in Würzburg Reviſion der in No. 181 u. 182 der Hall. A. L. Z. von 1812 enthaltenen Rec. meines Syſtems der Staatslehre oder Staatskunſt 55, 439.
Creutziſche Buchh. in Magdeburg Verl. 51, 408.
Engelmann in Leipzig Ueberſetzungsanzeige 53, 423.
Fleiſcher d. J. in Leipzig Verl. 52, 411.
Frommann in Jena Verl. 54, 432.
Gebauerſche Buchh. in Halle Verl. 55, 439.
Hemmerde u. Schweiſchke in Halle Verl. 56, 444.
Korn in Breslau Verl. 56, 441. 442. 443.
Krüll in Landshut Verl. 53, 419
Landes-Induſtrie-Comptoir in Weimar Verl. 54, 427.
Oehmigke in Berlin Verl. 54, 432.
Palm in Erlangen Verl. 55, 437.
Reclam in Leipzig Verl. 56, 441.
Riegel- u. Wieſsneriſche Buchh. in Nürnberg Verl. 55, 437.
Sauerländer in Aarau Verl. 53, 422. 54, 429.
Starke in Chemnitz Verl. 51, 407. 52, 416.
Steudel in Gotha Verl. 54, 430. 431. 56, 445.
Taſché in Gieſsen Verl. 51, 407.
Waiſenhausbuchh. in Halle Verl. 51, 408.
Weidmanniſche Buchh. in Leipzig Verl. 53, 420. 423.
Wilmans in Frankfurt a. M. Verl. (2) 56, 444. 445.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Anaſtaſiewicz in St. Petersburg 55, 435.
Bandtke in Warſchau 55, 435.
Biernacki in Pulawy 55, 435.
Champollion-Figeac in Grenoble 53, 418.
Czeretowicz in Warſchau 55, 435.
Daru in Paris 55, 435.
Fiialkowski in Warſchau 55, 435.
Harleſs in Erlangen 51, 402.
Hennig in Königsberg 55, 435.
Hirt in Zittau 53, 417.
Hoffmann in Warſchau 53, 455.
Hug in Freyburg 53, 418.
v. Ittner in Freyburg 55, 434.
Kraft aus Nieder-Trebra 51, 404.
Kraiewsky in Warſchau 55, 435.

v. Loder in Königsberg 53, 418.
Neander in Heidelberg 55, 434.
Paullin in Warschau 55, 435.
Roquefort in Frankreich 55, 434.
Schmidt in Schleusingen 51, 404.
Schüler in Schleusingen 51, 404.
Schwabe in Weimar 51, 402.
Sonntag in Freyburg 53, 418.
Stöphasius in Warschau 55, 435.
Walch in Schleusingen 51, 404.
Wildberg in Neustrelitz 53, 418.

Nekrolog.

Arnould in Paris 53, 418.
Schwabe in Weimar 51, 402.
Wagner in Meiningen 53, 418.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam, Preisfragen der Administratoren des monnikhoffschen Legats 52, 409.
London, Errichtung einer geologischen Gesellschaft 52, 410.
Warschau, öffentl. Sitzung der kön. Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften am 30 April 55, 434.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Erlangen, Prorectoratswechsel 53, 417.
— — *Harless* Jubelfeyer 51, 402.
Frankfurt a. M., Eröffnung einer medicinischen Lehranstalt — Vorlesungen derselben 54, 425.
Görlitz, Prüfungen u. Gedächtnissreden im Gymnasium 55, 435.
Heidelberg, Disputationen und Promotionen 53, 417.
Halle, Preisertheilung und Preisfrage der theol. Facultät 55, 433.
Königsberg, Doctorcreation 55, 433.
Schleusingen — *Walchs* Jubiläum — Einführung neuer Lehrer u. Schulactus 51, 403.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

Auberts Ankündigung eines sonderbaren chronologischen Werkes 52, 411.
Berlin, Anzeige des kön. preuss. Kammergerichts, die Auction einer Wappensammlung betr. 53, 424.
Bouterwecks Geschichte der span. Literatur ist ins Franz. übersetzt 53, 419.
Corfu, Alterthümer daselbst 55, 436.
Cours historique et élémentaire de peinture ist bis zur 98 Lieferung fortgerückt 55, 436.
Gibbons Werk über den Verfall des römischen Reichs wird von neuem ins Franz. übersetzt 53, 419.
Griechenland, Alterthümer daher 55, 435.
Harless in Erlangen feyert sein Doctorjubiläum 51, 402.
Hartknoch, Bemerkungen und Fragen, betr. die Rec. des 6 u. 7 Bdchens. der Tulpen u. des 1 u. 2 der Roswitha in der Hall. A. L. Z. 56, 445.
Konstantinopel, in der kais. Druckerey ist ein türkisches Lexikon erschienen 53, 420.
Kopenhagen, Erscheinung eines Werks über die heissen Quellen auf Island u. s. w. 55, 438.
Mungo Park, gewisse Nachricht von seinem Tode 51, 406.
Mustodixi Illustrazioni Corcyrese 52, 412.
Schwabe in Weimar feyert sein Amtsjubiläum 51, 401.
Tobolsk, tatarische Uebersetzung einer russischen Abhandlung über die Vaccination 55, 438.
Verzeichniss, 1stes u. 2tes, von im Preise herabgesetzten Büchern 55, 440.
Walch in Schleusingen feyert sein Amtsjubiläum 51, 403.
Wandelaincourts Broschüre über die Unschädlichkeit der Kometen 52, 410.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1812.

NEUNTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition
1812.

Num. 196.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 OCTOBER, 1812.

THEOLOGIE.

DORTMUND u. LEIPZIG, b. d. Gebr. Mallinkrodt: *Bemerkungen über den Gebrauch der apokryphischen Bücher des Alten Testaments zur Erläuterung der neutestamentlichen Schreibart* von M. *J. H. Beckhaus*, evangelisch-reformirtem Prediger zu Iserlohe. 1808. II u. 148 S. 8. (16 gr.)

Der durch frühere exegetische Arbeiten und zuletzt noch durch die gründliche Prüfung der *schleyermacherschen* Schrift über den Timotheus rühmlichst bekannte Vf. liefert hier eine abgekürzte deutsche Übersetzung seiner im J. 1806 von der haagschen Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums gekrönten Preisschrift. In der Vorerinnerung wundert sich Hr. *B.* mit Recht, dass die apokryphischen Schriften des A. T. verhältnismäßig nur wenig zur Erläuterung der im N. T. herrschenden Schreibart von den Auslegern benutzt worden, und fügt ein sehr lehrreiches, von guten literarischen Kenntnissen zeugendes Verzeichniss der bisher zu diesem Behufe gelieferten Erläuterungsschriften und einzelnen Beyträge bey, denen noch *Thomae Gatakeri Opera Critica.* Traj. ad Rhen. 1698 Fol. und *Bretschneiders Liber Jesu Siracidae Ratisbon.* 1806 hätten hinzugesetzt werden können. Ungern vermisst hier Rec. eine bündige Untersuchung über das enge Verhältniss, worin die Apokryphen des A. T. zu den neutestam. Schriften in Hinsicht der Sprache und der einzelnen Vorstellungsarten stehen. Diese an die Spitze des Buchs gestellt, würde dem Gebäude, welches hier aufgeführt werden sollte, eine sichere Grundlage bereitet, den durch die einzelnen Paragraphen zerstreuten Beweisen einen festeren Zusammenhang und den beygebrachten erläuternden Beyspielen eine überzeugendere Kraft verliehen haben. Denn entweder sind die Apokryphen des A. T. ursprünglich *griechisch* geschrieben, oder ihnen liegt, wie sich dieses von der Mehrzahl zwingend erweisen lässt, eine *hebräische Urschrift* zum Grunde. Im ersteren Falle haben wir Schriften von *gebornen Juden* vor uns, die größtentheils bey ihrer schülerhaften Kenntniss der griechischen Sprache, welche sie gründlich zu studiren, vermöge ihrer vorurtheilsvollen Denkart, unter ihrer Würde hielten, die Eigenheiten der hebräischen Sprache in Ausdruck und Gedanken, in Hinsicht der Bedeutung, Stellung und Zusammfügung der einzelnen Wörter der fremden Sprache gewaltsam aufdrangen und mithin das hebräische Urbild durch die griechische Übertünchung hell genug hervorschimmern liessen. Im zweyten Falle besitzen wir eine ebenfalls von *gebornen Juden* verfasste griechische Übersetzung, die sie theils aus schwerfälliger Unbehülflichkeit, welche die ungewohnten Fesseln einer so abweichenden Sprache ihnen auflegten, theils aus Furcht, die Wichtigkeit und Schönheit des Originals möchte durch die geringste Abweichung von dem Buchstaben an Kraft und Glanz bedeutend verlieren, der hebräischen Urschrift mit irgend zulässiger sclavischer Genauigkeit ängstlich nachbildeten. Die von unseren biblischen Lexikographen bey weitem nicht aufmerksam genug ausgespähte und noch weniger vortheilhaft benutzte Ähnlichkeit des in den Apokryphen des A. T. herrschenden Ausdrucks mit der im Koheleth, Malachia, Nehemia, Esra und Daniel gewählten Sprache, ferner die durch eine Anhäufung von Tautologieen angeschwellte Wortfülle und die aus althebräischen Bildern, Redensarten und Reminiscenzen häufig versuchte Zusammenstoppelung — liefern sie nicht mehr oder weniger wichtige Nebenbeweise für den angedeuteten Ursprung dieser späteren Überreste der hebräischen Literatur? Zu demselben Resultat führt auch der den meisten unter ihnen tief eingedrückte engherzige, jeder fremden vortheilhaften Einwirkung schnöde widerstrebende Nationalstolz, der die Israeliten als das geweihte, auserlesene, mit allen Vollkommenheiten bereicherte Volk, die Nicht-Israeliten hingegen als verfinsterte, lasterhafte Menschen, als den Ausbund aller Schlechtigkeit betrachten hiess. Schriften aber, die ein so reines Erzeugniss des Judenthums sind, und deren Verfasser eine übertriebene, oft ins Ungereimte ausartende Vorliebe für Jerusalem, den Tempel und die einzelnen Theile der mosaischen Constitution verrathen, werden auch ein unwandelbares Festhalten an den religiösen und moralischen Vorstellungen ihrer Väter als ein unverletzliches Heiligthum bewahren und *nur* denjenigen fremden Ideen, mit denen ein Aufenthalt im babylonischen Exil und Alexandrien bekannt machte, einen Eingang gestatten, *welche* an frühere Nationalideen bequem sich anschlossen oder diese genauer entwickeln halfen. Und so verhält es sich auch wirklich! — Wenden wir uns mit Rücksicht auf diese hier mitgetheilten allgemeinen Umrisse zu den Schriften des N. T., welche mit der Darstellung einer neuen Lehre sich beschäftigten, die aus dem Judenthum unmittelbar hervorgegangen war und den Verkündigern derselben selbst zunächst als ein veredel-

tes vervollſtändigtes Judenthum ſich darſtellte: ſo offenbaren ſich bey einem vergleichenden Studium die groſsen Vortheile unvermerkt, welche die apokryphiſchen Bücher des A. T. zu einer glücklicheren Aufhellung des N. T. dem Exegeten darbieten. Auch die Verfaſſer der neuteſtamentlichen Schriften, in ſofern ſie geborne Juden waren, man mag nun dem Abgang einer gelehrten wiſſenſchaftlichen Bildung und ihrer Ungeübtheit in der griechiſchen Sprache, oder der peinlichen Beſorgniſs, das Nationalgepräge ihrer dogmatiſchen und moraliſchen Vorſtellungen durch eine vom Buchſtaben ſich entfernende Übertragung gänzlich zu entweihen, die Schuld beylegen, eigneten ihre Empfindungen, Gedanken und Anſichten mit allen den Merkmalen des vaterländiſchen Gepräges in Wendungen, Bildern und Begriffen, die ſie gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen hatten, der griechiſchen Sprache, die ſie zum Werkzeuge ihrer Darſtellung gewählt hatten, bis auf Wortbedeutungen, Nebenzüge und Verbindungen von Sätzen, die jener völlig fremd waren, ſclaviſch treu an. Die neuteſtamentlichen Schriften und die Apokryphen des A. T. ſtehen dieſen Bemerkungen zufolge in einer ſichtbaren Verwandtſchaft zu einander, und ſind der Hauptſache nach mit derſelben Phyſiognomie bezeichnet, deren weſentliche Züge wir uns erſt durch eine Vergleichung mit dem Charakter der hebräiſchen Sprache ganz aufklären können. In Hinſicht der Formenlehre, der Syntaxis einzelner Wörter und Redensarten, ſo wie ganzer moraliſcher und dogmatiſcher Vorſtellungsarten leiſten daher die Apokryphen des A. T. bey der Erklärung des N. T. um ſo weſentlichere Dienſte, da die hebräiſche Sprache, welche in ihnen ſich abſpiegelt, mit den einzelnen Veränderungen, Verunreinigungen und Erweiterungen hier erſcheint, die ſich in Zeiten, welche der Periode des Chriſtenthums nicht ſehr fern und fremd waren, in die alte hebräiſche Sprache eingeſchlichen hatten. Nach dieſen Ideen, die durch einzelne Beyſpiele, wozu ſich weiter unten eine natürliche Veranlaſſung darbieten wird, noch deutlicher hervortreten werden, kehren wir zur *beckhauſiſchen* Schrift zurück.

Nachdem der Vf. einige durch paſſende Beyſpiele gut erläuterte Vorſichtigkeitsregeln, die bey dem Gebrauche der Apokryphen zu beobachten ſeyen, vorausgeſchickt hat: ſucht er zunächſt aus ihnen S. 22 fg. mehrere Hebraismen des N. T. zu erläutern. Die *a*) aus der Claſſe der Nennwörter gewählten Beyſpiele ſind zwar überzeugend; aber aus dem Geiſt der hebr. Sprache und durch eine ſorgfältige Beobachtung des pſychologiſchen Ganges, auf welchem in der Seele des Morgenländers Vorſtellungen ſich zu erzeugen und auszubilden pflegen, hätten die einzelnen Bedeutungen ſchärfer und lehrreicher entwickelt werden können. Wäre z. B. der Stammbaum des vielumfaſſenden Worts צְדָקָה in ſeine Hauptäſte und Zweige geſondert worden: ſo würde die Bedeutung des buchſtäblich nachgebildeten W. *δικαιοσυνη* als „Almoſen“ in das klärſte Licht getreten ſeyn, welches man S. 25 vermiſst. Daſs das Wort *δυναμις* im N. T. *Verherrlichung*, *Glanz*, *Majeſtät* bedeute, hat ſeine Richtigkeit; aber wie das hebr. W. עֹז, welches dieſem Sprachgebräuche zum Grunde liegt, dieſe *Bedeutung* erhalten habe, läſst ſich ohne Schwierigkeit einſehen, wenn man Folgendes erwägt. Das Wort עֹז, Macht, Stärke, wird, wie das entſprechende W. יכ, ſehr häufig (ſ. *Sylloge Diſſ. Philoll. ſub praeſidio A. Schultens etc.* T. II, 1096 ſqq.) auf die *Herrſcher-Macht* bezogen, und da dieſe, ſo wie die Perſon des Monarchen überhaupt in Aſien, in *Majeſtät*, *Glanz* ſich einhüllt und den Augen der Menſchen Ehrfurcht und Aufforderung zum verherrlichenden Lobe einflöſst: ſo iſt klar, wie *δυναμις* mit *τιμη* und עֹז mit כָּבוֹד als gleichbedeutend zuſammengeſetzt worden, zumal da עֹז im A. T. von der Allmacht und Majeſtät Jehovens im Beſonderen gebraucht wird. Beyſpiele finden ſich in der *Diſſ. phil. de Notabili Correctt. Maſoreth. genere ed. Van Voorſt* L. B. 1778 p. 124. Daſs das Wort *ειρηνη*, eig. *Friede*, in Beziehung auf das W. שָׁלוֹם *Glück* überhaupt anzeigt, iſt bekannt. Warum? Weil dem unter einem heiſsen, erſchlaffenden Himmelsſtriche lebenden Morgenländer (ſ. 1 Kön. 4, 24. Mich. 4, 4. Zachar. 3, 10. 1 Maccab. 14, 8) *ungeſtörte Ruhe* den höchſten Grad des Wohlbefindens bezeichnet. Bey dem Worte *γλωσσα* hätte die Hauptbeweisſtelle Geneſ. 10, 31 angeführt werden mögen. Bey dem Worte *σαρξ* S. 29. 30 vermiſste Rec. die Anführung der beiden wichtigen Bedeutungen von *Sinnlichkeit* und *Hinfälligkeit*, in welchen dieſes Wort im N. T. mehrmals vorkommt. Sie laſſen ſich aus dem hebr. Wort בָּשָׂר und den Apokryphen ganz bequem ableiten. Dieſes W. bezeichnet bekanntlich unter andern die *äuſsere*, *körperliche* Natur des Menſchen; dieſe aber iſt, wie die Bibel an vielen Stellen lehrt, der Hinfälligkeit, Auflöſung unterworfen: der Körper iſt zugleich (ſ. B. d. Weish. 9, 15. Tob. 3, 6) der Sitz der Sinnlichkeit und belaſtet den Geiſt. Wir gehen zur zweyten Claſſe fort, die von Zeitwörtern und Partikeln handelt. Auch hier muſs Rec. dieſelben Erinnerungen wiederholen. Der Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Bedeutungen, den Rec. faſt mit eben ſo wenig Worten, als bey den einzelnen Beyſpielen gebraucht worden ſind, genau zu beſtimmen ſich anheiſchig macht, iſt ſelten recht ſichtbar geworden, und wie viel Licht würde eine ſolche Entwicklung auf andere ähnliche Fälle verbreitet haben? Man vergleiche nur die Bemerkungen über die Worte *περιπατειν* und *πορευεσθαι* S. 35! Wie fruchtbar zur Erläuterung des bibliſchen Sprachgebrauchs hätten ſie in Hinſicht auf das Wort *ὁδος*, דֶּרֶךְ, welches durchaus nicht fehlen durfte, geordnet werden können! Eben ſo hätten aus dem Geiſt der alten Sprachen überhaupt und der Natur der hebr. Sprache insbeſondere die vielfachen Verhältniſſe, die

durch die Partikel ב bezeichnet zu werden pflegen, schärfer bestimmt und zu einer deutlicheren Übersicht verbunden werden können. Die S. 39 fg. aus der Wortfügung entlehnten Erläuterungen sind sehr lehrreich, dürften aber noch eine grösere Vollständigkeit zulassen. So würden S. 43 einige allgemeine Betrachtungen über die Pleonasmen der hebräischen Sprache den nachfolgenden Bemerkungen mehr Haltung gegeben und die Einsicht in den N. T. Sprachgebrauch sehr glücklich erweitert haben. Die Redensart οἱ του Ζεβεδαίου S. 47 scheint eine *ächt griechische* Redensart und kein *Hebraismus* zu seyn. Der Hebräer fügt immer in solchen Fällen das Wort בן hinzu. Der Vf. des Buchs Tobi konnte einen Ausdruck, der im täglichen Leben unzählige Mal vorkommen mufste, aufnehmen, ohne den hebräischen Sprachgebrauch zu befolgen. Die S. 48 ff. von ganzen Redensarten und Zeitwörtern gewählten Beyspiele sind trefflich erläutert. S. 57 würde Rec. das Zeitwort τιθεναι, hebräisch שׂים, hinzugesetzt und zu dem Beyspiele ανοιγειν das Wort καθιζειν, welches ebenfalls oft überflüssig steht, beygefügt haben. Der Pleonasmus, den das hebräische Wort עין und οφθαλμος bildet, würde statt S. 56 bequemer S. 46 eine Stelle erhalten haben. S. 59 — 72 werden in einem wichtigen Abschnitte die Worte und Redensarten, welchen religiöse Begriffe zu Grunde liegen, im Ganzen sehr gut aufgeklärt. Nur hätten manche Begriffe, die z. B. in dem Worte δικαιος, ἁγιος (welches gar zu kurz S. 65 abgefertigt worden ist) enthalten sind, schärfer und gründlicher erörtert werden sollen; auch würde Rec. den Worten σκοτιζειν, φωτιζειν, απολλυσθαι, σωζεσθαι eine Stelle eingeräumt haben, da dieselben sich, wenn auch nicht gerade aus einzelnen Worten, doch aus dem ganzen Sprachgebrauch der Apokryphen befriedigend erläutern lassen, und mit den übrigen von Hn. *B.* abgehandelten Ausdrücken in einem engen Zusammenhange stehen. S. 73 — 81 wendet der Vf. seine Aufmerksamkeit auf mehrere Worte und Redensarten, welche in der Glaubens- und Sitten-Lehre des Evangeliums von besonderem Gewichte sind. Hier ist aber die Entwickelung des vielbegreifenden Ausdrucks βασιλεια του Θεου, der *allein* aus dem Daniel vollständiges Licht erhalten kann, leider ganz verunglückt. Die Bemerkungen über δικαιουν und δικαιωθηναι ermangeln auch der nöthigen Klarheit, weil aus der reichhaltigen Quelle des arabischen und hebräischen Sprachschatzes mit sorgfältiger Erwägung der Hauptstellen, welche in dem A. T. und den Apokryphen von צדק und δικαιος vorkommen, so gar nicht geschöpft worden ist. Die abgeleitete Bedeutung von σαρξ, „Sinnlichkeit," die oben erläutert worden, hat hier eine Aufnahme gefunden. Aber die Stufenfolge der einzelnen Bedeutungen tritt nicht hervor. S. 81 — 92 erhalten wir eine lehrreiche Vergleichung dogmatischer und moralischer Behauptungen und Vorstellungsarten in den Apokryphen mit ähnlichen des N. T. Rec. bittet folgende Vorstellungsarten, die alle aus dem Sirach entlehnt worden sind, hier nachzutragen. (a) Almosen erwerben Gottes Beyfall, ausgezeichnete Wohlthaten und sogar Befreyung von mehreren Sünden, Cap. 21, 5. 3, 3. 17, 22. 40, 17. 24. (b) Dem Gebet wohne eine Hauptkraft gegen Krankheiten bey, Cap. 38, 9. 14. (c) Durch Adam und Eva habe mit der Sünde zugleich der Tod über das ganze Menschengeschlecht sich verbreitet, C. 25, 24. (d) Das Schicksal eines Menschen hänge gänzlich von der freyen Willkühr Gottes ab, Cap. 36, 10 und 13. (e) Die Weisheit sowohl, als alles Böse sey von Gott schon bey der Geburt vorherbestimmt. Diesen ewigen, von den späteren Handlungen unabhängigen Rathschlufs könne der Mensch nicht abändern, C. 1, 10. 6, 37. 15, 9. 39, 18. 49, 7. Von S. 93 — 139 erläutert Hr. *B.* durch eine lange Reihe gut gewählter Beyspiele aus den Apokryphen theils einzelne schwierige Worte, theils ganze Redensarten des N. T. Eine genauere Berücksichtigung des hebräischen Sprachgebrauchs würde aber manche Bedeutung, z. B. von αληθεια und ονομα, schärfer bestimmt haben. Zuletzt von S. 145 bis zu Ende wird noch der Satz erörtert, dafs ganze Stellen der Apokryphen mit ähnlichen des N. T. in der Anordnung und Einkleidung übereinstimmten.

Hier haben unsere Leser eine vollständige Übersicht einer nützlichen Schrift, durch welche vorzüglich junge Studirende mit dem Sprachgebrauche des N. T. eine lehrreiche Bekanntschaft zu machen Gelegenheit haben. Hätte der Vf. durch eine allgemeine oben bezeichnete Einleitung den Zweck und die Wichtigkeit seiner Arbeit deutlicher hervorgehoben und aus einem gründlichen hebräischen Sprachstudium die mitgetheilten Erläuterungen fruchtbar bereichert: so würde eine grösere Vollständigkeit mit einer gehaltreicheren Kürze vereiniget und in manche Abschnitte eine bequemere Ordnung gebracht worden seyn. As. Hg.

MARBURG, in der akad. Buchhandlung: *Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte* von D. *Wilh. Münscher.* 1811. 222 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Wie in seinem Lehrbuche der Kirchengeschichte hat sich der Vf. auch hier zum Gesetze gemacht, die Sachen mehr anzudeuten, als auszuführen, eine ausgewählte Literatur beyzubringen, eine Ordnung zu befolgen, welche nach bewährten Erfahrungen am meisten dazu dient, dem Anfänger den Gang der Begebenheiten am anschaulichsten vor Augen zu legen und am tiefsten einzuprägen, sich der möglichsten Kürze zu befleifsigen, auf das Lob eines pragmatischen Geschichtschreibers, jedoch nicht darauf Verzicht zu thun, die Materialien zu einer pragmatischen Verarbeitung zu liefern. Übrigens nimmt er hier noch weniger Perioden an, als dort, und vermeidet noch mehr die Einförmigkeit in der Behandlung derselben. Er unterscheidet die alte Zeit,

J. 1—600; die mittlere, 600—1517; die neuere, 1517—1810, schickt jeder dieser Perioden eine allgemeine Geschichte voran, und läfst die der einzelnen Dogmen folgen, aber in jeder Periode wieder nach einem anderen Plane. Was die Literatur betrifft: so läfst er in der ersten Periode die Stellen der Kirchenväter, welche zu Belege dienen können, bis auf wenige Ausnahmen ganz weg, weil der, welcher sie verlange, sie in seinem Handbuche der Dogmengeschichte finden könne. Aber wird dann der Anfänger dieses schon aus vier Bänden bestehende Werk gerade zur Hand haben und lesen, und die vornehmsten Beweisstellen aussuchen können? In der zweyten Periode weist Hr. *M.* die Stellen der Scholastiker ebenfalls selten nach, und zwar deswegen, weil sie dem Anfänger zu nichts dienen, und derjenige, welcher mit jenen Schriftstellern, die in ihren Systemen gröfstentheils einerley Ordnung befolgen, bekannt sey, sie leicht finden könne. Allein es ist nicht einzusehen, warum es dem Anfänger, wenn ihm die Dogmengeschichte überhaupt zu etwas dienen soll, zu nichts dienen soll, zu erfahren und zu wissen, wo sich in den Werken der Scholastiker die vornehmsten zu dieser Geschichte gehörigen Beweisstellen finden, sie nachschlagen, sich mit der Methode und dem Sprachgebrauche dieser Schriftsteller bey den Hauptdogmen in der Quelle bekannt machen zu können, wenn auch nicht jetzt, doch in der Folge bey fortgesetztem Studium oder bey besserer Gelegenheit. Desto mehr Schriften werden in der dritten Periode genannt. Wir sind der Meinung, dafs, wenn hier sparsamer wäre verfahren worden, und wenn auch schon in den vorhergehenden Perioden hie und da ein unbedeutendes, oder schlechtes, nicht zu den Quellen, sondern zu den späteren Hülfsmitteln gehöriges Buch ungenannt geblieben wäre, wenn sich der Vf. blofs auf die ursprünglichen und classischen Beweisstellen und die Hauptbücher beschränkt hätte, ein Ganzes hätte geliefert werden können, welches das gegenwärtige nicht an Extension, wohl aber an Intension übertroffen hätte. Warum sind z. B. die Abhandlungen zur Dogmengeschichte von *J. F. Gaab* genannt, von welchen der Vf. selbst in seinem Handbuche I. S. 65 urtheilt, dafs sie nur flüchtig hingeworfene Bemerkungen enthalten, und welche diese Eigenschaft auch mit den anderen Schriften dieses Verfassers theilen? Warum bey der dritten Periode die elenden Aufhellungen der neueren Gottesgelehrten in der christlichen Glaubenslehre von *Fuhrmann*? Sonst ist dieses Lehrbuch sehr zweckmäfsig eingerichtet und mit ungemein viel Leichtigkeit und Einfachheit geschrieben. Tz.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. 1) *Würzburg*, b. Stahel: *Unterricht in der christkatholischen Glaubens- und Sitten-Lehre.* Mit einer Vorerinnerung über den Religionsunterricht, von P. *Aegidius Jais*, Doctor d. Theologie u. grofsherzogl. würzburg. geistl. Rath. Mit Approbation des bischöflichen Vicariats zu Würzburg. 1807. XVIII u. 172 S. 8. (3 gr.)

2) Ebendaselbst: *Katechismus der christkatholischen Glaubens- und Sitten-Lehre*, von *Aegidius Jais*. Mit Approbation des bischöfl. Vicariats zu Würzburg. 1807. XXII u. 146 S. 12. (1 gr. 6 pf.)

3) *Potsdam*, b. Horvath: D. *Martin Luthers kleiner Katechismus*, nebst einem Lesebuche zum Gebrauch bey dem Unterricht der Jugend, von *Johann Gottfried Krüger*, Jugend-Lehrer in Bochow. 1807. XVIII und 152 S. gr. 8. (8 gr.)

4) Ohne Druckort u. Verleger: *Religions- und Pflichten-Lehren der Vernunft und des Herzens*, übereinstimmend mit den Sprüchen und Geboten der heiligen Schriften. Grundlage beym Unterricht der Jugend von allen christlichen Parteyen. 1807. IV u. 72 S. 8. (3 gr.)

Hr. *Aegidius Jais* (oder wie er sich am Schlufs von Nr. 2 unterzeichnet *Jais Aegid*) hat schon eine beträchtliche Anzahl von Jugend- und Volks-Schriften herausgegeben, welche ein grofses Publicum gefunden haben, öfters aufgelegt und nachgedruckt worden sind — ein Beweis, dafs seine Methode bey vielen Lesern Beyfall gefunden haben mufs. Rec. ist auch weit entfernt, den Vf. darum bringen zu wollen, zumal da seine beiden Lehrbücher sich wirklich durch zweckmäfsige Auswahl und fafsliche Darstellung, die sich jedoch nicht gleich bleibt, auszeichnen. Aber mifsfällig war uns der Schlufs der Vorrede Nr. 1: „Es ist aber auch nichts anderes zu erwarten, als dafs sich dieser Unterricht bey der jetzigen äufserst verschiedenen und gährenden Denkungsart gegen die *Eine* Partey verstofsen werde. Sollte er sich gegen *beide* verstofsen, so blieb' dem Vf. noch der einzige Wunsch übrig, sich mit dem Gedanken an den göttlichen Lehrer und Erlöser beruhigen zu können: „*Pharisäer* und *Sadduzäer* riefen einhällig: *Ans Kreuz mit ihm*" ! !

In Nr. 3 „sind aus anderen guten Schulbüchern ganze Sätze unverändert aufgenommen worden, welches man mir nicht verargen wolle, zumal ich kein Gelehrter bin, nicht nach Schriftsteller-Ehre trachte, sondern nur nützlich seyn will. Diese Entschuldigung gilt auch den übrigen Unvollkommenheiten, die der Scharfblick des ächten Pädagogen entdecken wird." Rec. weifs hierauf nichts zu erwiedern als die Frage: Warum denn also dieses durch gar nichts ausgezeichnete Buch gedruckt wurde? Zur Auffindung der Unvollkommenheiten ist selbst ein schwacher und flüchtiger Blick hinreichend. Die Erzählung Nr. 76: *Der Alte*, ist nicht die einzige, der alles Interesse fehlt.

Der Vf. von Nr. 4 liefs seinen Abrifs zunächst für seine Schüler von verschiedenen Confessionen drucken, — „ohne zu hoffen, dafs er von mehreren Lehrern werde beliebt oder benutzt werden". Seine Schüchternheit (S. 3) war ungegründet; sein Werkchen ist nicht schlechter als so viele seines Gleichen, ja es hat sogar vor vielen den Vorzug richtiger Begriffe und guter Darstellung. Er hätte also immer seinen Namen, oder doch wenigstens Verleger und Druckort nennen mögen. Gefahr war für keinen vorhanden! —lt—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 OCTOBER, 1812.

JURISPRUDENZ.

1) PARIS, b. Rondonneau u. Deile: *Répertoire abrégé de la législation française, depuis 1789 jusqu'au mois de Novembre 1810, à l'usage des départemens réunis à l'Empire, contenant la table générale, et par classement des matières, des Sénatusconsultes, des lois, des décrets, des réglemens et des Avis du Conseil d'Etat, actuellement en vigueur, et déclarés exécutoires dans ces départemens, par le décret impérial du 8 Novembre 1810, avec l'indication, 1° des tomes, pages et numéros des recueils officiels qui en contiennent le texte, 2° des numéros d'ordre sous lesquels ils se trouvent au dépôt des lois, imprimés séparément, format in 4, 3° de la concordance des dates des calendriers républicain et grégorien. Terminé par une table alphabétique des matières, et par une notice bibliographique des recueils, des codes, manuels, traités et commentaires sur chaque matière de législation et d'administration, que l'on peut se procurer au dépôt des lois, avec les prix de chaque ouvrage, et celui de chaque collection de lois, format in 4, en feuilles détachées.* Par *L. Rondonneau.* 1810. 32 S. 8.

2) HAMBURG, b. Müller: *Bulletin des arrêtés de la commission du Gouvernement, établie par le décret impérial du 18 Décembre 1810.* 1811. Vol. I. No. 1—108. *Bülletin der Beschlüsse der Regierungscommission, errichtet durch das kaiserliche Decret vom 18 December 1810.* 169 S. Volume II. Cahier I (es ist nicht weiter fortgesetzt). 59 S. 8. Französisch und deutsch.

3) PARIS, in der kais. Buchdruckerey: *Recueil de lois, décrets et avis du conseil d'Etat, publiés dans les départemens de l'Ems-supérieur, des bouches-du-Weser et des bouches-de-l'Elbe. Sammlung von Gesetzen, Decreten und Gutachten des Staatsraths, welche in den Departementen der Ober-Ems, der Weser-Mündungen und der Elb-Mündungen verkündet wo den sind.* 1811. Tome premier. 371 S. Tome second. 399 S. Tome troisième. 529 S. Tome quatrième. 513 S. Tome cinquième. 504 S. Tome sixième. 335 S. Tome septième. 383 S. Tome huitième. 369 S. Tome neuvième. 291 S. Tome dixième. 375 S. Tome onzième. 451 S. Tome douzième. 411 S. Tome treizième. 391 S. Tome quatorzième. 455 S. Tome quinzième. 449 S. Tome seizième. 473 S. Tome dix-septième et dernier contenant un supplément aux seize premiers volumes, une table chronologique et une autre table indicative des dispositions analogues, inprimé en vertu d'arrêté de la commission du Gouvernement. à Hambourg, chez Jean Bernard Appel. 1812. 310 S. gr. 8. Französisch und deutsch.

Wir fassen diese Werke in eine Collectivrecension zusammen, da sie sich alle auf die neuen mit Frankreich vereinigten Departements Hollands und Deutschlands beziehen.

No. 1 enthält nichts weiter, als der Titel verspricht, nämlich eine Nachweisung der durch das kaiserliche Decret vom 8 November 1810 angegebenen, und in Holland, von dem Tage der Installation des kaiserlichen Gerichtshofs im Haag, welche am 11 März 1811 geschah, in Holland und dem Departement Ostfriesland (der Ost-Ems) gültige Kraft habenden Gesetze, wo dieselben in dem *Bulletin des lois* und der früheren *Collection générale de lois et actes du Gouvernement* sich befinden, und unter welcher Numer sie einzeln im *Dépôt des lois*, einem Laden des Vfs., zu haben sind, und hinten einen systematischen Verlagskatalog. Die Gesetze, so wie die Büchertitel, sind unter folgende Rubriken gebracht: *Actes des constitutions de l'Empire; Législation civile et criminelle, organisation judiciaire etc.; Régime du notariat; Régime hypothécaire; Administration civile et police générale; Régie et administration des biens de communes, des hôpitaux, et des établissemens publics; Navigation intérieure; Commerce, manufacture, arts et metiers; Poids et mesures; Garantie des matières d'or et d'argent; Monnaies; Postes et messageries; Loterie impériale; Droits d'enrégistrement, de timbre et de greffe; Domaines; Administration des eaux et forêts, et police rurale; Administration du trésor public; Contributions directes; Droits réunis; Octrois municipaux et de bienfaisance; Douanes et droits d'importation et d'exportation; Marine; Armée de terre; Garde nationale et conscription militaire; Instruction publique; Enseignement et police de la médecine, de la chirurgie et de la pharmacie; Légion d'honneur; Titres et majorats;* und endlich *matières diverses.*

No. 2 enthält die Beschlüsse der durch das kaiserliche Decret vom 18 December 1810 ernannten, und in Hamburg ihren Sitz habenden, aus dem Reichsmarschall Fürst *von Eckmühl*, und den Staatsräthen Graf *Chaban* und Ritter *Faure* bestehenden Regie-

rungscommission. Die Commission fing am 19 Februar 1811 ihre Arbeiten an, und bereitete die neue Organisation mit zarter Schonung und einer rastlosen Thätigkeit vor. Schon in demselben Monate wurden die Senate von Hamburg, Bremen und Lübeck aufgehoben, und durch die Bildung von provisorischen Obergerichten und Municipalräthen die Trennung der Administration und Justiz ins Werk gesetzt. Es erschien unter dem 12 Februar ein Beschluss über die provisorische Verwaltung der Justiz in den neu vereinigten Departements, so wie in demselben Monat ein ähnlicher für die Administration; an der Spitze der ersteren stand der durch seine Kenntnisse und legislativen Talente ausgezeichnete Staatsrath *Faure*, an der Spitze der letzteren der Graf *Chaban*, und an beider Spitze der Fürst *von Eckmühl*. Nun wurden die neuen Steuern und die Conscription vorbereitet, mehrere Commissionen für verschiedene Zweige, z. B. um die Masse und Gewichte zu reguliren, ernannt, alle Staatsdiener provisorisch in ihren Ämtern beybehalten und im Namen des Kaisers beeidigt, die Polizey organisirt, die kaiserliche Lotterie eingeführt und die Posten organisirt. In Hinsicht der Justiz wurde eine Commission ernannt, welche aus dem Staatsrathe *Faure*, als Präsidenten, dem während der Zeit gleichfalls eingetroffenen kaiserlichen Generalprocurator *Eichorn*, dem kaiserl. Commissair, ehemaligen Rathsherrn und jetzigen kaiserl. Rathe *Jänisch*, und dem ehemaligen Tribunalrichter, jetzigen kaiserl. Generaladvocaten *Spangenberg* bestand, um die verschiedenen Übersetzungen der fünf *Codes* zu untersuchen, und allenfalls eine neue Abfassung derjenigen Artikel der vorzüglichsten Übersetzung vorzuschlagen, die nöthig seyn möchte, um derselben mehr Deutlichkeit und Vollständigkeit zu geben. Ein Beschluss vom 9 April erklärte darauf folgende Übersetzungen als vorzugsweise würdig, vor allen anderen gebraucht zu werden (denn immer sollte der französische Text der officielle bleiben): *Code Napoléon*, von *Daniels*, 3te Auflage; *Code de procédure civile*, von *Erhard*; *Code de commerce*, von *Daniels*, 2te Auflage; *Code d'instruction criminelle*, von *Daniels*; und *Code pénal*, von *Blanchard*. Die Anmerkungen in deutscher Sprache, von den Commissarien zur Verbesserung und Erklärung einiger Artikel beschlossen, wurden abgedruckt, um mit jenen Gesetzbüchern vertheilt zu werden (500 Exemplare dieser Übersetzungen wurden gratis an die richterlichen und administrativen Behörden vertheilt). Ein Beschluss vom 23 April ordnete vier Übersetzer unter Aufsicht des kaiserl. Generalprocurators an, um die übrigen Gesetze, Decrete und Gutachten des Staatsraths, die in den drey Departements promulgirt werden sollten, und noch nicht übersetzt waren, in die deutsche Sprache zu übertragen. Die letzte Handlung der Commission des Gouvernements war, das kaiserliche Decret vom 4 Julius 1811 über die Generalorganisation der hanseatischen Departements zu publiciren, worauf sie dann am Ende des Jahres 1811 aufgelöst wurde.

No. 3 ist nun die in dem Beschlusse vom 23 April 1811 erwähnte Sammlung der seit dem Tage der Installation des kaiserlichen Gerichtshofes zu Hamburg, welche am 20 August 1811 geschah, Kraft habenden Gesetze. Sie enthält in 16 Bänden und einem Supplementbande, zum Theil auszugsweise, alle in den hanseatischen Departements publicirten französischen Gesetze bis zum Tage der Installation des Gerichtshofs, denn von diesem Tage an sollten, in Gemäsheit des kaiserl. Decrets vom 4 Jul. 1811, alle in dem *Bulletin des lois* seit dieser Zeit erlassenen Gesetze, nach den im ersten Artikel des *Code Napoléon*, und in dem Gutachten des Staatsraths vom 12 Prairial XIII enthaltenen Grundsätzen, verbindliche Kraft haben. Wie weise und vorsichtig diese Auswahl gemacht war, ergiebt der Augenschein; nach und nach wurden noch mehrere ältere Gesetze publicirt, deren Sammlung in einem neuen Supplementbande von grosem Nutzen wäre. Durch diese Auswahl mus diese Sammlung nun auch ein grosses Interesse für die Nichtbewohner der hanseatischen Departements erhalten, da sie in mäsigen 17 Bänden alle Verfugungen finden, welche noch jetzt in Frankreich gültige Kraft haben, während sie dieselben sonst mit einem auserordentlichen Zeit- und Kosten-Aufwande in dem grosen hundertbändigen *Bulletin des Lois* aufsuchen musten, und auch dann noch durch die vielen älteren und neueren so oft einander widersprechenden Verfügungen in grose Irrthümer gestürzt werden konnten. Die in dieser Sammlung enthaltenen Gesetze sind und können ihrer Natur nach kein Gegenstand einer Recension seyn, wenn dieselbe nicht zu einem eigenen dickleibigen Buche anschwellen sollte: Rec. bemerkt nur noch, dass der französische Text äuserst correct, der deutsche nicht so gedruckt ist; und dass man doch immer den französischen Text consultiren möge, da die älteren, in Gemäsheit des Regierungsbeschlusses vom 23 April 1811, nicht von neuem revidirten Übersetzungen oft noch die letzte Feile wünschen lassen. Die Anordnung der in der Sammlung enthaltenen Gesetze ist materienweise geschehen, wodurch deren Auffuchung, selbst wenn die beiden vollständigen Register nicht vorhanden wären, auserordentlich erleichtert wird. Es enthält nämlich Th. I: *Organisation judiciaire;* Th. II: *Organisation judiciaire (Suite), Notariat, titres et majorats;* Th. III. IV: *Administration et Police générale;* Th. V: *Administration des biens des communes, des hôpitaux etc., Cultes, Commerce, Manufactures et Arts;* Th. VI: *Poids et mesures, Instruction publique, Enseignement et Police de la médecine, chirurgie et pharmacie;* Th. VII: *Finances, Trésor public, Monnaies, Postes, Loteries;* Th. VIII: *Enregistrement, Timbre, Greffe, Hypothèques;* Th. IX: *Domaines, Matières diverses;* Th. X: *Eaux et forêts, Contributions directes;* Th. XI: *Droits réunis, Droits sur la navigation intérieure, Octrois;* Th. XII: *Douanes;* Th. XIII. XIV. XV: *Armée de terre, Conscription militaire, Garde nationale;* Th. XVI: *Marine;* und Th. XVII ein Supplement zu

den früheren Theilen. Die fünf *Codes* sind nicht in dieser Sammlung enthalten, weil so viele besondere Editionen derselben existiren. M. E.

Altona, b. Hammerich: *Über die Verjährung in peinlichen Sachen, aus dem Gesichtspuncte der Rechtsphilosophie und älterer und neuerer positiver Gesetzgebungen.* Ein Versuch von *A. P. B. Paulsen*, Auditeur des königl. dänischen Infanterie-Regiments Oldenburg. 1811. XII u. 140 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hat sich die Mühe genommen, alle für die Zulässigkeit der Verjährung der auf Verbrechen gesetzten Strafen angeführten Gründe zu recensiren. Er erwähnt dabey auch diejenigen, deren Ungültigkeit heut zu Tage ausser Zweifel ist. Das Resultat seiner Betrachtungen geht dahin, dass die Verjährung in Strafsachen in keiner Hinsicht gerechtfertigt werden könne, dass man jedoch dem Verlaufe einer langen Zeit zwischen der That und ihrer Untersuchung wichtige und auf die Strafe erheblichen Einfluss habende Folgen beylegen müsse (S. 72). Die Gründe hiezu sind zum Theil dieselben, aus welchen Andere die Verjährung vertheidigen, z. B. die Vermuthung der Besserung aus dem guten Betragen des Verbrechers nach der That u. s. w. Eigene Gründe des Vfs. sind (S. 73), dass die Ursache der Unterlassung der Untersuchung in der Unvollkommenheit der Justiz liege, und die Überzeugung davon von Seiten des Thäters die Strafbarkeit desselben herabsetze; ferner, dass die beständige Furcht und Angst vor der Strafe, in welcher der Thäter nach der That stets geschwebt habe, und welche sonst nach erlittener Strafe aufgehört hätte, wenigstens einen eben so wichtigen Einfluss auf die Milderung der Strafe haben müsse, als ein langwieriger Arrest. Die Unhaltbarkeit, ja man kann wohl sagen Sonderbarkeit, dieses Räsonnements bedarf keiner Darstellung. Aber darüber kann Rec. seine Verwunderung nicht zurückhalten, wie dem Vf. nicht ein Zweifel darüber hat beygehen können, ob es nicht ganz dasselbe sey, die Zulässigkeit der Verjährung der Strafe zuzugeben, oder dem Verlaufe einer langen Zeit zwischen der That und der Untersuchung die Kraft der Milderung oder Aufhebung der Strafe zuzuschreiben. Man findet hierüber keine Erklärung, und der Leser wird schwerlich einen Unterschied finden.

Ausser den Erörterungen über die Zulässigkeit der Verjährung hat der Vf. noch eine Untersuchung des Ursprungs der Verjährung in peinlichen Sachen, und eine Geschichte derselben bey den Alten S. 57—71, so wie einen Abriss der römischen Gesetze über criminelle Präscription S. 83—125, eingemischt. Es ist jedoch dieses alles um nichts besser, als es in anderen Schriften über Verjährung gefunden wird. Auch die Sammlung einiger Bestimmungen neuerer Gesetzgebungen über die peinliche (?) Verjährung (S. 126 f.), und die Kritik der hieher gehörigen Vorschläge in *Eggers* und *Kleinschrods* Gesetzesentwürfen (S. 136 f.) ist nicht von Erheblichkeit, mager und ohne fruchtbare Winke für die Gesetzgeber. F. M.

Landshut, b. Thomann: *Über Suggestionen und ihre Gefährlichkeit im Criminalprocesse.* Ein Versuch von *Anton Parsi*, bey Erlangung der juristischen Doctorwürde. 1810. VIII u. 170 S. (ohne Inhaltsanzeige) 8. (18 gr.)

Die Tendenz dieser Schrift geht dahin, zu zeigen, dass Suggestionen *an und für sich* im Criminalprocesse nicht für unerlaubt gehalten werden können, dass sie dies nur durch Nebenumstände werden, und auch diese nicht immer gleiche Gefährlichkeit hervorbringen, sondern diese Fragen nach Verschiedenheit der Fälle bald mehr bald weniger unzulässig und zweckwidrig machen. Ist diese Ansicht von Suggestionen auch nicht neu (wofür sie jedoch der Vf. irriger Weise hält, der nach S. 16 f. ausser *Grattenauer*, *Kleinschrod* und *Preu* keinen neueren Criminalisten über diese Materie zu Rathe gezogen zu haben scheint, und daher auch vorzüglich nur gegen *Cocceji*, *Koch*, *Kress*, *Böhmer*, *Quistorp* u. dgl. streitet): so ist sie doch richtig, und von dem Vf., eine gewisse, angehenden Schriftstellern gewöhnliche Umständlichkeit abgerechnet, auf eine recht lobenswerthe Art dargestellt. Er hat daher wenigstens das Verdienst, die schon von Anderen aufgestellte Theorie ausführlich und nach allen ihren Theilen aus einander gesetzt zu haben. Bey diesem Verdienste wollen wir auch mit dem Vf. wegen seiner Definition von gefährlichen Suggestionen nicht rechten. Denn wenn er sie S. 49 blos als *das Vorhalten eines unerwiesenen, wesentlichen, mit dem Verbrechen in irgend einem Zusammenhange stehenden Umstandes in einer Frage, wodurch der Gefragte bewogen oder verleitet werden kann, ohne eigene Überzeugung und Wissenschaft nach fremden Eingebungen auszusagen*, beschreibt: so ergiebt sich doch in der Folge der Abhandlung, dass er sich das Wesen der Suggestivfragen besser gedacht, und es bey der Entwickelung selbst besser bezeichnet habe, als hier in der Definition. Nach der Entwickelung des Begriffs beschreibt der Vf. S. 61 f. die verschiedenen Arten der Suggestivfragen, und geht dann nach einigen anderen zur Sache gehörigen Einschaltungen auf die nähere Bestimmung der Gefährlichkeit der Suggestivfragen im Allgemeinen sowohl, als in Ansehung verschiedener Processarten und Processhandlungen über. Seine Darstellung ist deutlich und bestimmt, so wie die Abhandlung selbst auch dem Praktiker zu empfehlen, wenn schon dieser manche praktische Rücksichten vermissen wird. F. M.

Magdeburg, b. Creutz: *Lehrbuch über die Gesetze und die Verfassung des Königreichs Westphalen*, zunächst für Schulen, zugleich zum Gebrauch für Nicht-Juristen, von *H. A. Schaller*, Prediger zu Magdeburg. 1811. 298 S. 8. (14 gr.)

Der Vf. versichert in der Vorrede, dass er sehr bereitwillig dem Antrage einiger verehrungswürdiger Männer durch Ausarbeitung des gegenwärtigen Werks zu genügen gesucht habe. Rec. gesteht jedoch offenherzig, dass er nicht der Meinung seyn kann, dass

der Vf., auch nur entfernt, den vorgesetzten Zweck, — „den Bürger so weit mit den Gesetzen und der Verfassung des Königreichs bekannt zu machen, als ihm nothwendig ist, um sich von Seiten der Obrigkeit vor Strafe, und von Seiten seiner Mitbürger vor Schaden zu hüten" — erreicht habe. Dieses war unstreitig unendlich schwerer, als der Vf. sich vorstellte; vor allen Dingen gehörte dazu, dass *er selbst* die Gesetze, welche er bekannt zu machen die Absicht hatte, völlig verstand. Wie war dies aber auch nur zu vermuthen von einem Manne, der ganz andere Studien, als die Jurisprudenz, zu seiner Hauptbeschäftigung gemacht hat, wenn selbst die grösseren Rechtsgelehrten Deutschlands in der Erklärung der wichtigsten Lehren des Codex Nap. noch nicht einig sind; wenn, um in den Geist dieses Gesetzbuchs zu dringen, ein anhaltendes Studium, nicht nur der älteren französischen Legislation, sondern auch der jetzigen *Jurisprudenz* nothwendig wird. Der Vf. glaubte sich die Sache leicht machen zu können, indem er den C. N. fast wörtlich excerpirte. Aber welchen Nutzen können solche Excerpte haben? Sie verbreiten dunkele Begriffe, und führen so eher zu Schaden als Vortheile. Was kann sich ein Bürger oder Landmann dabey denken, wenn er z. B. liest, „*Jeder Einländer soll die bürgerlichen Rechte geniessen*"? Entweder er denkt sich unter bürgerlichen Rechten etwas ganz Irriges, oder er fragt zweifelhaft: *Was sind bürgerliche Rechte?* Die Beantwortung dieser Frage ist aber, wie jeder Kenner des französischen Rechts weiss, unendlich schwierig. Was soll ein Leser, wie ihn der Vf. vor Augen hatte, nun gar denken, wenn er den C. N. einmal selbst aufschlägt, und findet: „*Die Ausübung der bürgerlichen Rechte ist von der Eigenschaft eines Staatsbürgers unabhängig*"? Was hat es ihm nun geholfen, dass er lernte, jeder Einländer solle die bürgerlichen Rechte geniessen? — Aber nicht genug, dass der Vf. den C. N. nur verstümmelte, und nicht seine Vorschriften erklärend abkürzte: er trug sie sogar *hin und wieder* ganz falsch vor. Dies ist z. B. der Fall, wenn er §. 61 lehrt: „*Die gerichtliche Ehescheidung kann verlangt werden*, 1) *wegen gröblicher Untreue*; 2) *wegen Nachstellungen nach dem Leben*; 3) *von Seiten der Frau, wegen harter Behandlung*; 4) *wegen Verurtheilung zu einer beschimpfenden Strafe*; 5) *überhaupt, wenn beide Eheleute es fortwährend zufrieden sind.*" Hier ist kaum ein einziger Grund richtig ausgedrückt. Der Vf. konnte allerdings Gründe haben, dass er ad 1 den in den 229 und 230 Art. des C. N. unter dem Ehebruche des Mannes und dem der Frau aufgeführten Unterschied nicht andeutete; aber warum sagt er nicht gerade zu: *wegen Ehebruch*? Ist dieses Wort unanständig, da der Begriff, den es bezeichnet, eine unmoralische Handlung ist? ad 2. Wo reihet der C. N. die *Nachstellung nach dem Leben* unter die Ehescheidungsursachen? — Freylich ist sie eine solche, *weil sie eine harte und grausame Misshandlung ist*, aber warum führte der Vf. *nur diese* einzige Art der Misshandlungen an, und schrieb nicht vielmehr die sehr verständlichen Worte des Art. 231 C. N. ab? ad 3. Hier ist die Behauptung gänzlich falsch. Nicht nur das Gesetz sagt ausdrücklich: *Wechselseitig* (*réciproquement*) können die Ehegatten um die Scheidung wegen harter und grausamer Misshandlungen und grober Beleidigungen *des einen von ihnen gegen den anderen* nachsuchen, sondern die Praxis lehrt, dass oft Männer von dieser Erlaubniss Gebrauch machen. ad 4. Nicht jede beschimpfende, sondern nur eine *entehrende* Strafe (*peine infamante*) ist ein Grund zur Ehescheidung. Jede correctionelle Strafe *beschimpft*, aber nur die Criminalstrafen *infamiren*. ad 5. Wie unbestimmt! Unendlich zweckmässiger wäre es gewesen, den Art. 233 nur abzuschreiben. — Dies Eine Beyspiel zeige, *wie* der Vf. den C. N. excerpirte. — Der Rest der Arbeit, welcher eine Idee von den correctionellen, Pönal- und Verfassungs-Gesetzen geben soll, verdient seiner Unvollständigkeit wegen kein mehreres Lob. Was liess sich auch von der Pönal-Legislation Westphalens sagen, da es in diesem Königreiche *bis jetzt* so viel Criminalgesetzgebungen, als ehemalige Territorien giebt! Rec. glaubt, nach den bereits gelieferten Beweisstücken seiner Behauptungen, hoffen zu können, dass man ihm, in Hinsicht dieser letzten, aufs Wort glaube. — Möchte doch jeder Schriftsteller, ehe er sich an eine Arbeit wagt, erst seine Kräfte prüfen!

— m —

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Landshut*, b. Krüll: *Über Schärfung und Milderung der Strafen.* Ein criminalistischer Versuch von *Franz Xaver Reindl*, der Rechte Doctor. 1811. 71 S. gr. 8. (7 gr.) Die Criminalisten verstehen bekanntlich unter der Strafschärfung eine Erhöhung der Strafe wegen Verbindung des verübten Verbrechens mit mehreren Eigenschaften, als das Gesetz bey der Strafbestimmung angenommen hat, und unter Strafmilderung eine Herabsetzung der Strafe wegen Mangels derjenigen Eigenschaften, die von dem Strafgesetze als vorhanden angenommen worden sind. — Hr. *R.* nennt S. 16 Strafschärfung *die Zufügung einer Strafe, welche den Grad der Verschuldung in Concreto übersteigt*, so wie die Strafmilderung *Zufügung einer Strafe, welche gelinder ist, als es der Grad der Verschuldung in Concreto ausspricht.* — Die Criminalisten haben sehr Recht, wenn sie von der Strafschärfung und Milderung (nach dem davon angenommenen Begriffe) als von etwas sehr Rechtlichem sprechen. Hr. *R.* hat aber auch Recht, wenn er behauptet, dass Schärfung und Milderung der Strafe in der von ihm aufgestellten Bedeutung vor dem Rechtsgesetze nicht bestehen könne. Dies hat und wird ihm Niemand leugnen. Um so weniger interessant ist daher die vorliegende Schrift. Denn alle Demonstrationen darin drehen sich um die angegebenen Begriffe herum, und sind bis zur Langweil mit den bekannten Sätzen, dass, wo kein Gesetz sey, keine Strafe Statt finden könne; eine Schärfung, die nicht aus dem Gesetze erkannt werde, gar keine Strafe seyn dürfe u. dgl. m., angefüllt. Auch die Kritik der Äußerungen der Criminalisten über Schärfung und Milderung, die Hr. *R.* nach den allgemeinen Demonstrationen liefert, wird Niemanden erbauen. Sie scheint zwar durch die häufigen Vorwürfe der Inconsequenz u. dgl. Kraft bekommen zu sollen; allein sie hat sie darum nicht erhalten, am wenigsten in dieser Schrift, die erst einen Versuch enthält. Dr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 OCTOBER, 1812.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Lehrbuch der theoretisch-praktischen Entbindungskunde*, zu seinen Vorlesungen für Ärzte, Wundärzte und Geburtshelfer entworfen von D. *Elias v. Siebold*. Bd. 1. *Theoretische* E. K. Zweyte verbesserte Ausgabe. 1808. XVI und 208 S. Bd. 2. *Praktische* E. K. NÜRNBERG, b. Schrag. 1810. XX und 379 S. 8. (3 Rthlr. 6 gr.)

Ohne Zweifel ist dieses Lehrbuch von allen bekannten das beste; zumal hat diese zweyte Ausgabe es der wünschenswerthen Vollkommenheit viel näher gebracht. Der weite Abstand der Zeit, in welcher der erste und zweyte Band der neuen Ausgabe erschienen sind, ist nicht dem Vf., sondern den bekannten mislichen Umständen zuzuschreiben, worin sich der Verleger des ersten Bandes befand. Der Grund, warum der zweyte mit lateinischen Lettern gedruckt wurde, nämlich: *zum Unterschiede von des Vfs. Hebammenbuche*, ist kaum zu hören, und obgleich die dritte Auflage des ersten Bandes bey demselben Verleger auch mit lateinischen Lettern erscheinen soll: so möchten wir doch rathen, nun mit einer dritten Auflage zu warten, bis dieselbe für beide Bände nöthig seyn wird; woraus sich für das Werk selbst und für das Publicum mehrere Vortheile ergeben dürften. Rec. will streng und unpartheyisch seine bey einer neuen Auflage vielleicht zu benutzenden Bemerkungen vorlegen.

Hin und wieder scheint der Vortrag zu geziert, und der Vf. sollte, zumal in Rücksicht auf die Wundärzte, der gar blossen Geburtshelfer (welche auf dem Titel doch mit genannt sind), weniger nach fremden Ausdrücken haschen, wie z. B. §. 48: *die weitere Reflexion über das Becken führt auf die Erkenntniss eines grösseren und kleineren Raumverhältnisses.* — §. 62: *Die vortreffliche Construction des grossen Beckens nach schiefen Flächen erscheint auch in der Technik des kleinen Beckens.* — §. 85 *Attache* statt Befestigung — §. 68 *Diagonalconjugata* — §. 103 *Becken formiren* — §. 105. 368 und so oft sonst *Gebilde* für Theile, welches oft possierlich genug klingt — §. 106 *Manuelle* statt *Handgriffe* oder *Handleistungen* Bd. 2. S. 136 u. s. w. Zuweilen ist auch der Ausdruck nicht gehörig gleich, wie das doch bey einem Lehrbuche seyn sollte: So heisst es §. 50 *Kreuz-* und *Steissbeine*, dagegen *Sitz-* und *Hüftknochen*; dann gleich wieder *Schaambeine*, dagegen §. 106 *Schaamknochen*, §. 65 hingegen *Hüftbeine* und *Lendenknochen*. Ferner heisst es bald *obere* und *untere Beckenöffnung* §. 61; bald *Ein-* und *Ausgang* §. 67. 69. Im §. 141 ist gar von einer *mittleren Beckenöffnung* die Rede. — §. 153 nennt der Vf. die eben blos unter der Benennung *hinfällige Haut* aufgeführte gleich darauf *Siebhaut* (nach *Osiander*), ohne dass er die Identität angiebt; §. 155 nennt er sie wieder *hinfällige* und §. 165 *hunterische Haut*, gleichfalls ohne vorher *Hunter* genannt zu haben. §. 155 heisst es vom Mutterkuchen ein *kiemenartiges Gebilde*, was wohl nicht Jedem verständlich seyn möchte. §. 233 *Schaamfuge* und *Hüftkreuzbeinverbindung*; warum nicht auch Fuge? — *Mittelfleisch* im ersten, *Damm* im zweyten Bande; Kreislauf und Circulation in demselben §. 138 Bd. 2. §. 581 *Fruchthaltermund*, kurz vorher und sonst immer *Muttermund*. Der theoretische Theil hat durch Abkürzung gewonnen (er ist um 148 Seiten kürzer als in der ersten Ausgabe). So wie aber auf der einen Seite noch manches Einzelne hätte wegfallen mögen: so ist der Vf. auf der anderen auch zu karg gewesen und hat sich oft mit einem *u. s. w.* §. 182. 255. 256. 284. 289. 302. 4. 5. 8. 335. 379. 80. 86. 87. 88 begnügt, oder ist auch wohl zu trocken über wichtige Gegenstände hingegangen, zu deren Andeutung wenigstens noch wohl Raum erspart werden können. Z. B. §. 150 hätten die Abweichungen der monatlichen Veränderungen an der Gebärmutter bey weitem Becken, verkehrter Fruchtlage, Erst- oder Mehrgeschwängerter (ausser dem, was von den letzteren schon angegeben ist) u. s. w. allgemein angegeben werden sollen. — §. 191 hätte das auffallende Schaudern der Schwangeren beym Absterben des Kindes Erwähnung verdient. — §. 196 hätten die *menses primi* zu der sonst gewöhnlichen Menstruationszeit als bestimmend für den Geburtstermin angegeben werden sollen, wonach man oft den Tag vorhersagen kann. — §. 294 hätte das Erbrechen von Leber- und Nieren-Entzündung Erwähnung verdient. — §. 313 hätten die Störungen des normalen Verlaufs der Schwangerschaft durch das zu weite Becken näher angegeben werden sollen. Unnütz oder überflüssig hingegen ist Manches in der Einleitung, was mehr für einen Lehrer als Schüler passt; ferner §. 71 die Angabe des ganzen äusseren Umfangs vom regelmässig gebildeten grossen Becken, auch die Eintheilung der Beckenhöhle §. 54 in einen oberen und unteren Raum; die Untersuchungen über Möglichkeit der Beckenaxe §. 77. 78; selbst §. 82 ist das Meiste nur *Klimpern*, was zum Handwerke gehört (?). Viele unter den Merkmalen, die

im §. 88 angegeben sind, lassen sich doch wohl nur an abgefleischten Becken auffinden; überhaupt ist alles vom Becken Gesagte zwar geläuterter als in der ersten Ausgabe, doch noch am wenigsten befriedigend. Der §. 126 von den Brüsten ist ganz überflüssig. Die Eintheilung in glückliche und unglückliche Schwangerschaft §. 134 ist auch wohl überflüssig; eben so die Angabe eines grossen und kleinen Durchmessers am nicht vollkommen runden Mutterkuchen §. 158, u. a. weiter unten. Sonst hätte Rec. noch Folgendes zu bemerken: Die normwidrige Festigkeit der Beckenknorpel §. 108 will ihm nicht einleuchten. Die §. 116 angegebenen Kennzeichen normaler Bildung und Form (?) der weichen Geschlechtstheile sind meistens von gar wenig Nutzen für die Praxis, der gehörige Grad von Empfindlichkeit des Kitzlers gehört zum folgenden §. — Unter den Kennzeichen der noch nie durch Beyschlaf und Geburt veränderten Geburtstheile ist das an der Vaginalportion des Mutterhalses doch nur sehr selten erkennbar §. 118. Unter den §. 119 angegebenen Kennzeichen der durch Beyschlaf geänderten Geburtstheile sind manche viel zu stark ausgedrückt, und wie vertragen sich hier die laxen, welken von einander stehenden Schaamlippen, die weite, glatte, nicht runzlichte Mutterscheide mit dem in §. 187 angegebenen Zeichen der ersten Schwangerschaft, wo es heisst: *derbe, feste, noch gehörig zusammenschliessende Schaamlippen, runzlichte und enge Mutterscheide?* Die Erklärung von normaler und normwidriger Schwangerschaft §. 131, als solche, wo die Frucht in- oder ausserhalb der Gebärmutter sey, taugt gar nicht. Würde man eine Schwangerschaft, wo bey richtigem Aufenthalte der Frucht sich mancherley sonstige Beschwerden, mehrmaliges Erscheinen der Menstruation, Geschwulst und Schmerzen der Schenkel u. s. w. fänden, nicht mit eben so gutem Fuge eine normwidrige nennen? — §. 135 wird *Superfoetation* da zugegeben, wo die Gebärmutter in zwey Fächer abgetheilt ist; solche blosse Vermuthung gehört nicht in ein Lehrbuch, wo sie als Axiom steht; wer hat es je gesehn?? Die gänzliche Verschliessung des Muttermundes §. 140 kann wohl nicht als Zeichen oder als Veränderung im ersten Schwangerschaftsmonate angenommen werden; was soll diese *gänzlich* heissen, wie geschieht sie? — §. 156. Der mütterliche und kindliche Theil des Mutterkuchens beschränkt sich nicht allein auf die äussere und innere Fläche, daher muss der Ausdruck hier geändert werden. Nach §. 161 soll das Fruchtwasser *einen sehr scharfen Geruch* (??) haben. — Ob es so ausgemacht ist, dass im gewöhnlichen Falle für beide Zwillinge nur ein einziges Chorion da sey §. 163? — Einzelne eigene Erfahrungen als solche namhaft aufzuführen, wie in diesem und §. 329, 360, 367, 379, 381 geschieht, hält Rec. gegen den Stil eines Lehrbuchs, wo nur allgemeine Erfahrungssätze aufzustellen sind. Die Bestimmungen der Grösse des Foetus §. 165, wie eine Ameise, Wespe, Bohne, sind zu schwankend. — Ob ein Kind von noch nicht vier und zwanzig Schwangerschaftswochen jemals mag geschluckt haben (§. 169)? — Eine Verbesserung ist das Weglassen des Satzes der ersten Ausgabe, dass ein neunmonatliches Kind weniger leicht am Leben zu erhalten sey, als ein achtmonatliches. — Sehr oft lässt sich gewiss der Kopf des Foetus im sechsten Schwangerschaftsmonate noch nicht fühlen, wie das §. 176 behauptet wird. Die Ergiessung des beiderseitigen Samens zu gleicher Zeit, so wie das trockne Hervorziehn des männlichen Gliedes, als Zeichen der Conception §. 179, verdient nicht aufgeführt zu werden. — §. 183 steht *innere Eröffnung des Muttermundes* anstatt *Eröffnung des inneren Muttermundes.* Die Definition von Geburt §. 198 ist zu eng, denn sie umfasst nicht die Geburt durch Kaiser- und Bauch-Schnitt. Nicht passend ist die Erklärung normaler und normwidriger Geburt §. 201; der Begriff bleibt hienach doch immer schwankend. Denn wenn, wie hier nur der ohne Gefahr für Mutter und Kind durch eigene Thätigkeit der Natur erlangte Vorgang *normal* heisst: warum bleibt denn die Gesichtsgeburt ausgeschlossen, da der Vf. selbst §. 329 sagt, seine eigenen Erfahrungen haben ihn überzeugt, dass die ihr zugeschriebene bedeutende Gefahr *ganz ungegründet* sey. Rec. kennt nur *eine* Norm; alles, was davon abweicht, ist normwidrig, mag es auch nur in den selteneren Fällen von der Natur nicht, oder nicht ohne Gefahr, überwunden werden. Die Verwirrung zeigt sich auch gleich §. 203, wo *promiscue* bald von Fuss-, bald von Kopf-Geburt die Rede ist. §. 207 werden die *falschen Wehen* (eigentlich zu vorzeitig; denn sie kommen §. 319 am rechten Orte wieder vor) als nur ausserhalb der Gebärmutter vorhanden angenommen; die *krampfhaften Wehen* werden §. 303 besonders aufgeführt. Rec. nennt lieber nur die Zusammenziehungen der Gebärmutter Wehen, und zwar dann falsche, wenn sie nicht auf die regelmässige Eröffnung des Muttermundes oder Austreibung des Kindes wirken, oder eine umgekehrte Richtung haben, oder auf eine Stelle beschränkt sind. Andere kolikartige Schmerzen u. s. w. gehören ihm eben so wenig zu den Wehen (Geburtsschmerzen) als Ausdehnung des Bauchs durch Wasser oder Wind zur Schwangerschaft. Man kann sie höchstens *scheinbare* Wehen nennen. — §. 225 heisst es: *Die eigentliche (?) Form des Kopfes nähert sich jener eines Kegels, sobald man für die Hinterhauptsspitze das Gesicht als Grundfläche des Schädels, den Scheitel als Spitze anschaut.* Rec. bringt da keine Kegelform heraus, und wozu nützt überhaupt eine solche Angabe? Weil das Hinterhaupt sich in der Regel zuerst verschiebt, ist es deshalb noch keine Kegelspitze, und für eine solche kann der Scheitel noch viel weniger gelten. Von der wirklichen Urinblasen- und Scheiden-Schwangerschaft ist es §. 268 zu wenig gesagt: *Man hat Ursache, sie zu bezweifeln;* beide sollten gar nicht aufgeführt werden. Der Vf. erklärt sich §. 282 gegen die Bestimmung der unzeitigen und frühzeitigen Geburt nach Monaten und Wochen, und will sie blos nach der Lebensfähigkeit oder nicht unterschieden wissen. Wenn wir aber auf seine §§. 170. 171 zurückgehen: so möchte doch auch die Bestimmung nach der Schwangerschaftszeit so verwerflich nicht seyn. Von den Convulsionen der Gebärenden ist nur im

292 §. sehr kurz die Rede, und im praktischen Theile dann nur als Anzeigen zu Zangengeburt, *accouchement forcé*, ohne weitere Erörterung, und es wäre hier gerade mehr Ausführlichkeit wahres Bedürfniss. Wie kam der Vf. zu dem Ausspruche §. 304: *Ein Blutfluss aus der Gebärmutter in der Schwangerschaft ist nicht immer als eine normwidrige Erscheinung anzusehen, wenn er eine Folge wiedererscheinender Menstruation ist?* Ist denn nicht gerade dieses Wiedererscheinen auch normwidrig? Als Ursache eines normwidrigen Blutflusses wird hier auch bevorstehender Abortus angegeben, der aber wohl eher Folge als Ursache heissen muss. Nach §. 305 soll der Gebärmutterriss am Muttergrunde an der vorderen und hinteren Wand weniger gefährlich seyn, als der an der Seite und unten; etwa wegen der mehr zur Seite liegenden grossen Gefässe? aber was heisst hier weniger gefährlich? Hat der Vf. die weniger gefährlichen je heilen sehen? — Es möchte der ganze Unterschied nicht anführenswerth seyn. §. 309 vom engen Becken wird auch einer Revision bedürfen. §. 314 zu geringe Tiefe des Beckens soll Anlass zu Muttervorfall geben; sollte sie je ohne Verengerung vorkommen? und bey dieser ist ja dann der Vorfall wohl kaum zu fürchten. Die zu grosse Rigidität der Beckenfugen §. 315 würde Rec. nie fürchten; denn sonst müsste man Nachgeben derselben bey jeder Geburt oder Schwangerschaft annehmen, und das thut der Vf. doch wohl nicht? §. 321 heisst es: *Scheitelgeburt nennt man diejenige, bey welcher sich statt der Hinterhauptsspitze der Scheitel im Muttermunde anbietet.* Wie passt das zu §. 230, wo bey der normalen Kopfgeburt die Pfeilnath unmittelbar im Muttermunde gefühlt wird? Die Merkmale müssen näher bestimmt werden. Rec. würde sich an die Plättchen halten; bey der normalen wird das kleine, bey der Scheitelgeburt das grosse leichter erreicht. Überhaupt hat der Vf. den Hergang der Normalgeburt nicht völlig befriedigend geschildert; namentlich ist das Anstämmen des Hinterhaupts §. 232 (so wie auch des Kinns bey der Gesichtsgeburt §. 328) im vierten Zeitraume unter dem Schaambogen fallen; diese Theile rücken bey jeder Wehe vor, obgleich dann viel weniger, als die sich über dem Damm hervordrehenden. Bey den von der Waberblase hergenommenen Kennzeichen der Scheitelgeburt §. 323 hat Rec. noch grosse Zweifel. Unter den Kennzeichen der Hand §. 354 fehlt der kürzere und abstehende Daumen. §. 358 wird von Ellenbogen neben dem Kopfe oder Steisse gesprochen; diese sind wohl nie gefühlt, denn am Steisse reichen sie nicht weit genug herab, und am Kopfe kommen sie nicht vor. Die scharfen Ränder der Knochen am Wasserkopfe §. 369 lassen sich auch als scharfe nicht fühlen. Im §. 377 ist die Rede von *magerer Nabelschnur*, soll wohl *dünn* heissen. — §. 378 hätte die Art des zu engen Beckens, welche das Vorfallen des Nabelstranges begünstiget, näher angegeben werden sollen, da es nicht bey jeder der Fall ist. — §. 380 wird Blutfluss aus der Gebärmutter als Ursache der Nachgeburtzögerung angegeben, welcher aber wohl eher Folge als Ursache ist. Dass die Wehen bey Ansitzen des Mutterkuchens auf dem Muttermunde sehr schmerzhaft wären, §. 381, hat Rec. nie bemerkt, auch lässt sich bey der früheren Erweichung des unteren Abschnitts der Gebärmutter kein Grund dafür angeben.

Im zweyten Bande hätte Rec. noch Folgendes zu bemerken: §. 2 kann füglich wegbleiben; überhaupt hätte die ganze Einleitung in einem einzigen §. bequem Platz gefunden. — §. 16. *Zur Manual-Untersuchung bedient man sich gewöhnlich der Hände und Finger;* hat der Vf. je etwas anderes dazu angewandt? — §. 17. Nicht Abschneiden allein, sondern auch Abrunden der Schnittränder an den Nägeln hätte angeführt werden sollen. — §. 19. Wichtige Vortheile der Untersuchung mit zwey Fingern giebt es durchaus nicht. Was die Länge des Mittelfingers etwa hoffen liesse, geht durch den spitzeren Winkel zwischen ihm und dem vierten mit Überschuss verloren. — §. 21. Männliche Würde bey der Untersuchung zu empfehlen, ist wohl überflüssig; mit dem Anstande u. s. w. ist Alles gesagt. Es scheint uns überhaupt, als sey der Vf. hin und wieder in diesem praktischen Theile zu sehr ins Kleinliche gerathen, und überschreite dann die Grenze eines Lehrbuchs, wo der mündliche Vortrag doch auch sein Recht haben will; mehrere Belege dazu auch in den ferneren Bemerkungen. — §. 23 soll der Nabel mit der Spitze des Zeigefingers berührt werden; das versteht sich ja wohl von selbst, und warum kann es allenfalls der Mittelfinger nicht auch verrichten? — §. 24. *Nach vollendeter Untersuchung* (äuserliche) *der genannten Gebilde zieht man seine Hand unter den Kleidern hervor*, ja freylich! — §. 28. Wenn durch den Mutterscheidengrund kein Kindestheil zu fühlen ist: so wird die Untersuchung durch den Mastdarm gewiss nie ein günstigeres Resultat geben. — §. 29 heisst es: Der durch den Mastdarm eingebrachte Finger solle *durch mittelbare Berührung der angrenzenden Mutterscheide von der Bildung des inneren Beckens und von einem fühlbaren Kindestheile sich zu überzeugen* suchen; dies ist allermindestens falsch ausgedrückt. Der §. 37 ist Wiederholung des §. 9. 18. 23. — Die im §. 40 angegebenen Übungen können kaum einigen Werth haben, da sich bey einer Lebenden die Theile des Beckeneingangs ausser allenfalls vorn an den Schaambeinen gar nicht mit einem oder zwey Fingern erreichen lassen; überhaupt aber sind die §§. 39—44 zu speciell: die Sache hätte sollen kürzer gefasst werden, da dergleichen vorzüglich für den mündlichen Vortrag und die persönliche Anweisung gehört. Auch die Cliseometer, der *bozzinische* Lichtleiter hätten nicht zwey langer §§. gewürdigt werden sollen; es ist wahrlich Zeit, uns von allem solchem Klimperkram los zu machen. Dass *Wrisberg* die Wangen zur Erforschung der Bewegung des Kindes empfohlen hat §. 74, ist eine Curiosität, die auch der drey Zeilen nicht werth war. Dagegen vermisst Rec. die Regel, bey der innerlichen Untersuchung des durch den Scheidengrund noch als beweglich hoch fühlbaren Kopfs die Finger, die vorher — wo man den Mutterhals und Mund befühlt — unter dem Damme

ausgestreckt waren, in die Hand zu krümmen und den Daumen mehr zur Seite zu halten. Die Instrumental-Untersuchung des Kindes und der Nachgeburt §. 79—83 gehört kaum hieher, wenigstens die drey letzten §§. nicht. Viele von den Vorschriften des §. 88 gehören in die Diätetik für Jedermann, nicht für Schwangere besondere. Das Untersuchen §. 89 Nr. 1 ist, wo nicht ganz besondere Umstände es heischen, unnöthig. Das Abschneiden der Schaamhaare ist fast lächerlich; höchst einzelne Ausnahmen, und die auch nur bey Nothwendigkeit künstlicher Hülfe, werden immer noch zeitig genug bey angefangener Geburtsarbeit selbst berücksichtigt werden können. Das Ende des §. 94 höchstens für den mündlichen Vortrag. §. 96 Nr. 2 besser *erleichtern*, denn wie könnte hier das *Befördern* anders als *auf eine leichte Weise* geschehen. Die Wiederholung der Nr. 6 und 7 dieses §. war im §. 98 überflüssig, in Nr. 3 ist wohl das Ende mit Nr. 4 verwechselt. §. 101 und 107 ist des unterzusetzenden Gefäßes nochmals erwähnt, was schon im §. 93 geschehen war; solche geringfügige Dinge sollten den Platz nicht beengen. In Nr. 10 muss das *wo möglich* wegfallen; warum sollte es nicht möglich seyn? §. 107 Nr. 3 steht wohl *Länge* für *Lage*. §. 122 ob die Fisch- oder Elfenbein-Platte u. s. w. nicht in einzelnen Fällen einmal anwendbar seyn möchten? Wenigstens möchte Rec. sie nicht herabwürdigender als die übrigen Mittel schelten. — §. 123 kommt wieder am Ende eine überflüssige Erwähnung vor; es kräht ja weder Huhn noch Hahn danach, warum denn der Professor! — §. 132. Vom Herausheben des Kopfs über dem Damm sieht Rec. weder Möglichkeit noch Vortheil. Mit Recht erklärt sich der Vf. §. 134 für die von *Michaelis* zuerst unternommene Durchschneidung des Damms in gewissen Fällen. Die empfohlene Vorsicht wegen Beschmutzung der Hand §. 137 verdiente kaum angeführt zu werden, da einmal der Abgang des Kindespechs gleich nach der Geburt zu den Ausnahmen gehört, und fürs andere die einmal unter den Hinteren gelegte Hand doch zuweilen beschmutzt werden möchte. Warum §. 139 bey dem Unterbinden der Nabelschnur mit der einen Hand unter dem Nacken des Kindes durchgegriffen werden soll, ist nicht einzusehen. Rec. läßt das Kind auf dem Schooße liegen, und hebt das eine Knie ein wenig, um den Kopf des Kindes zu unterstützen. Bey der Schleimanhäufung hätte der Zusatz *im Schlunde* Statt finden mögen. Rec. unterbindet übrigens nie vor aufgehörtem Pulse die Nabelschnur. Bey einer sehr dicken Nabelschnur das abgeschnittene Ende über dem Knoten umzulegen und mit einzubinden §. 140, ist nicht rathsam, weil daraus ein zu dickes Bündel entsteht, welches durch Druck und faulige Verderbniss schaden kann; lieber in solchen Fällen hinter dem ersten noch ein zweytes Band fester angelegt. Auch das Zwingen zum Husten, Blasen in die Hand wäre §. 145 mit anzugeben gewesen. Das erhöhete Kreuz §. 151 ist unnöthig, zumal da §. 158 der Körper der Frau, wenn die Nachgeburt fort ist, noch tiefer liegen soll. §. 150 und 152 scheinen im Ganzen zu viel Thätigkeit in der Nachgeburtszeit zu verrathen. Nur in seltneren näher zu bestimmenden Fällen ist dieß Verfahren angezeigt; mit dem Zeigefinger allein an der Nabelschnur hinaufzugehen und zu drücken, ist nicht rathsam, er gleitet zu leicht ab. — §. 153 muss *zwischen die* anstatt *zwischen den* stehen. Eine krampfhafte Zusammenziehung des Mutterkuchens im §. 155 ist wohl auch nur Schreibfehler! „*Wenn die gewöhnliche Blutergiessung sich gar nicht oder nur unbedeutend einstellt*“: dann muss man gar die Versuche nicht machen, um den Rath des Vfs.: *davon abstehen*, nicht nöthig zu haben, und schon dieser ist ein Beweis für das oben bey §. 152 Gesagte. Den §. 161 gegebenen Rath, die Gebärende auf die den Füßen gerade entgegengesetzte Seite zu legen, versteht Rec. nicht. §. 162 muss *den Bauch* anstatt *dem Bauch* stehen. Das Wärmen eines Tuchs *über Kohlen* ist nicht rathsam und in jeder Hinsicht unbequem. §. 165. b. (denn es kommen unter 165 zwey §§ vor) soll es wohl *Bekleidung* anstatt *Begleitung* heißen. — §. 166. *Die normale Zwillingsgeburt bedarf keiner besonderen Behandlung als jener der normalen Kopfgeburt.* Da §. 176 im ersten Bande ganz richtig gesagt ist, dass gewöhnlich der eine Zwilling mit dem Kopfe, der andere mit den Füßen vorliege: so ist jener Satz unrichtig, zumal da Fußgeburten bey dem Vf. auch zu den normalen gehören. — §. 174 muss *vor die Geburtstheile* stehen anstatt *von den Geburtstheilen;* überhaupt dürfte das Schließen des Ausschnitts nun nicht weiter nöthig seyn, da nichts im Wege ist, die Entbundene nun zu reinigen und zu Bette zu bringen. — §. 188 und 191 ist dahin näher zu bestimmen, sobald das Kind Bedürfniss der Nahrung äußert. Dass der Kindesschleim sich nicht gut mit bloßem Wasser, oder mit einem trockenen Tuche von der Haut abbringen lasse, hätte §. 184 angeführt werden sollen. Nach abgefallenem Nabelschnur-Reste ein Läppchen mit Wein- oder Lavendel-Geist aufzulegen, ist unnöthig. Zu §. 190 ist noch zu bemerken, dass ein Kind, einmal an die wohlthätige Mutterwärme gewöhnt, nicht leicht im Kinderbettchen allein schlafen wird. Im §. 200 ist Manches wiederholt, was schon §. 193 gesagt war. — §. 203 und 215 sind ganz überflüssig. Ob die Zerstückelung (als Druckfehler steht Zerstickel.) in *allen* Fällen (auch denen, wo Andere vor uns nach falschen Indicationen gearbeitet haben) ganz entbehrlich sey? — Nach dem, was hier §. 221 u. s. w. von der Behandlung der Schieflage der Gebärmutter gesagt wird, ist im §. 306. Bd. 1 dieselbe fast zu leicht behandelt. §. 226 stände besser *geeignet* anstatt *geeigenschaftet*. Der Druck mit der Hand §. 228 ist doch wohl nicht immer so übel, wenn er nur vorsichtig angebracht wird, z. B. bey Personen, denen das Liegen beschwerlich oder unmöglich ist. Dass beym Muttervorfalle *niemals* im Stuhle entbunden werden soll §. 232, ist zu viel gesagt; man kann ja die Lage eben so flach einrichten und beym zu Bette Tragen die nöthige Vorsicht anwenden. §. 232 steht *nun* anstatt *nur*. Die zweyte Hälfte des §. 234 ist Wiederholung des §. 216 und 218.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 OCTOBER, 1812.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Lehrbuch der theoretisch-praktischen Entbindungskunde* u. s. w., von D. *Elias v. Siebold* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Mit der Verbesserung der Gesichtsgeburt §. 241—246 würde Rec. rathen sehr vorsichtig zu seyn. Denn bleibt man damit auf halbem Wege stehen: so ist gerade der Diagonaldurchmesser des Kopfs im schlimmsten Verhältnisse zum Becken, und das Gelingen ist überhaupt unsicher. Welchen Vortheil bey Verengerung des Beckens durch eine sehr angefüllte Urinblase eine Rücklage gewähren solle §. 262, sieht Rec. nicht ein. — §. 269 hätte ganz wegbleiben können; was da gesagt ist, versteht sich auch bey der normalsten Geburt, und warum hier öfters der Stuhl vorzuziehen sey, ist nicht einzusehen. — §. 271 hätte auch füglich wegbleiben können, und §. 272 ist schon §. 144 und §. 151 da gewesen; solche Wiederholungen sind zum Theil Folge der gar zu gesuchten Anordnung. Im §. 273 sollte nach *gelegt* wohl *müssen* eingeschaltet werden; übrigens gilt das Folgende auch von jeder Normalgeburt, und ist daher auch unnöthige Wiederholung. Zu §. 278 möchte Rec. fragen, ob je die Frühgeburt eher geschehe, als bis die Zurückbeugung gehoben ist. Die §. 280 empfohlene Lage ist oft unbequemer zur Operation als eine Rücklage, auf die durch ihre Gravitation widerstehenden Theile ist so viel nicht zu rechnen. Im §. 287 kann es wohl nicht *aufwärts* nach dem Nabel heissen, denn die Person wird, auf Knie und Ellenbogen gestützt, gedacht. Nach §. 291 den Schwamm (der übrigens allerdings nützlich ist) in *diejenige Seite* zu bringen u. s. w., ist unnütze Regel, denn er wird an *einer* Seite nicht bleiben; und schiebt man auch den Mutterhals zu sehr nach der anderen Seite: so muss der Grund um so mehr wieder nach der alten Seite hinneigen. Die Rathschläge gegen Mutterscheidenvorfall §. 293 sind leichter anzuführen, als dass man viel davon hoffen könnte. Der Schwamm hält durchaus nicht, wenn die Person nicht immer liegt, und welche könnte oder wollte das? Das erst Gesagte zeigt der Vf. auch selbst durch §. 295 schon an. Der §. 298 enthält gar nichts, was nicht schon §. 232 gesagt wäre. Solche Wiederholungen müssen in einem Lehrbuche durchaus vermieden werden. Im §. 299 paradirt das erhöhete Kreuz abermals. Auch §. 300 ist schon in 232 enthalten, und am Ende von §. 303 kommt die Vermeidung von Schädlichkeiten, die sich ja nun wohl von selbst verstände, noch einmal vor. Im §. 308 und 310 steht unrichtig *adhärirt ist*, eben so §. 579. — §. 336 *Wendung auf dem Kopfe* anstatt *den Kopf*. — §. 349 *geboren und durch die Mutterscheide herausgetreten*, ein unnöthiger Pleonasmus. Das Wegstreifen über den Kopf §. 362 möchte gerade bey kürzerer Nabelschnur zu widerrathen seyn; lockert man sie durch Anziehen nur auf: so gehen die Schultern oft ohne Schwierigkeit durch; das Zurückschieben in die Scheide ist unnütz, denn das Kind wird ja dann gleich vollends geboren. Im §. 363 ist wenig gesagt. Zu c. §. 369 wäre noch beyzufügen: bey völlig erweitertem Muttermunde. Nach §. 378. No. 14 *keine Operation zu unternehmen, wenn man fest überzeugt ist, dass während derselben die Gebärende aufgeopfert wird*, könnte in einzelnen Fällen gegen die Leibesfrucht grausam seyn; soll man immer warten, bis die Mutter erst gestorben ist? — §. 388 g steht hackenförmig für hakenförmig, und *vor der* statt *vor die*. Überhaupt schreibt der Vf. immer *Hacken* statt *Haken*. §. 389 a kann man oft durch Anziehen der Füsse übers Kreuz und stärkeres Ziehen am oberen Fusse gleich von Anfang an befördern; denn will man immer warten, bis das Kind bis an die Hüften geboren ist: so wird oft Kreuzen der Arme im Nacken erfolgen. Nach §. 396 mit dem in den Mund gebrachten Finger *stark* zu ziehen, würde Rec. keinem Schüler rathen. Der §. 405 ist völlig überflüssig, da auch in Hinsicht der Ursachen die allgemeinen Regeln weiter oben schon Auskunft geben. §. 417 hiesse es am Ende kürzer: *mit den Füssen voran*. §. 424. No. 12 kommt als Wendungsanzeige die vor der Geburt abgerissene Nabelschnur vor; nirgends aber sind die Zeichen angegeben, woran sich dies erkennen lässt. Unter Gegenanzeigen der Wendung §. 426 könnte No. 4 doch wohl zuweilen (obgleich nicht unbedingt) Zerstückung fodern. Im §. 429 hätte auch wohl die Dethbeit des Kindes rücksichtlich der minderen Gefahr Erwähnung verdient; Rec. musste zuweilen das Kind bey der Wendung härter als sonst angreifen, es länger als sonst in der Klemme lassen, und doch lebte es und blieb am Leben, da so manche andere minder genährte, unter viel günstigeren Umständen gewandte Kinder todt waren und blieben, welche Erfahrung der Vf. gewiss auch gemacht hat. Manche der §. 433 angegebenen Regeln gehören, als allgemeine, nicht hieher. Ob das Wendungsstäbchen nach §. 437 *immer* überflüssig seyn möchte? — §. 438. No. 9 könnte der Ausdruck: *nur dann ist zuweilen noch eine Hand*

nöthig, vermuthen lassen, es sollen beide Hände zugleich gebraucht werden, und das wollte der Vf. nicht; wäre hier No. 11 anstatt *Unterleib* gesagt *Bauch:* so wäre alles Folgende überflüssig gewesen, da schon No. 8 davon spricht. Um das Herabziehen der Arme anstatt der Füsse zu meiden No. 14, ist es, zumal bey längst abgeflossenem Fruchtwasser, besser nach *Baudelaque* an der Seite, als am Vordertheile des Kindes, zu den Füssen aufzugehen. No. 16 möchte nicht immer rathsam seyn, den ersten Fuss *ausserhalb der Scheide zu ziehen*, wenn anders hier nicht ein Schreibfehler obwaltet. Sollte das Ende von No. 18 so selten seyn, wenn man Geduld hat, es abzuwarten? — §. 446 *welches hier mit beiden Händen zugleich geschehen kann*, ist wohl Schreibfehler. §. 454 *bey dem über oder im* (indem), §. 455 *statt jene* muss heissen *statt jener*. §. 457 *zwey durch Kunst verfertigte;* freylich wachsen die Zangenarme nicht auf den Bäumen! — §. 460. Dass die Zange *aus zwey Armen* bestehe, war ja schon §. 457 gesagt! Im §. 466 *alle* Zangenerfinder von *Avicenna* und *Rueff* an namentlich aufzuführen, war unnütz; das gehört in die Geschichte der Geburtshülfe, und der Vf. wird sich doch schwerlich damit aufhalten, in praktischen Vorlesungen darüber Auskunft zu geben. — Zu §. 467: *Wiedemann* hält den Abstand der Löffelenden von $\frac{2}{3}$ Zoll bey der stärkeren Kopfkrümmung der Zange des Vfs. zu geringe, und hat sie fast $\frac{3}{4}$" von einander entfernt, wobey man weniger Gefahr läuft, mit den Löffelenden nachtheiligen Druck zu verursachen, welches sonst bey bedeutenderer Kopfgeschwulst zumal, die zwischen den hinteren Löffelenden weit vorragt, nicht zu vermeiden ist. — §. 470 steht *Verrichtung* statt *Vorrichtung*. — §. 472. No. 6 steht *im Wege* statt *in den Weg*. — §. 474. No. 1 fehlt *werden kann* nach dem Worte *gefasst*, oder die Worte: *die Geburt nicht schnell verläuft*, müssen früher stehen. Bey den Regeln für die Zangeanlegung sind auch hin und wieder Wiederholungen und zu haarkleine Erläuterungen, z. B. S. 283. No. 2, zum Theil No. 3. — S. 287. Zeile 14 muss es wohl heissen *unter dem Griff des angelegten* statt *über*. — Den einen Zangenarm nach §. 489 zuweilen ganz umgekehrt einzubringen, und dann erst in die entgegengesetzte Seite zu schieben, ist selbst da, wo es nöthig scheinen könnte, unthunlich, und der Vf. hätte sich nicht mit einem blossen Fragezeichen begnügen sollen. Wenn durch neben dem Kopfe vorgefallene Extremitäten Einkeilung entstanden ist §. 493: so möchte der Rath, dieselben von der Einklemmung wegzuschieben, unausführbar seyn. §. 495 vermisst Rec. den wichtigen Rath, nach der Wendung den weiblichen Zangenarm zuerst einzubringen; denn im umgekehrten Falle findet man die grösste Schwierigkeit, denselben zwischen dem Körper des Kindes und dem männlichen durch hineinzubringen, und nachtheiliger Druck des Kindes ist unvermeidlich. §. 512: *Unter Perforation versteht man gewöhnlich Enthirnung des Kopfs, deren Zweck ist, die Grösse des Kopfs durch Entleerung zu vermindern.* Da das Enthirnen erst nach der Perforation geschieht: so hiesse es wohl besser: Perforation ist Durchbohrung des Kopfs, deren Zweck ist, die Grösse des Kopfs durch Enthirnung zu vermindern. — §. 514 steht wohl *so unbedingt* für *zu unbedingt*. Im §. 519 fragt der Vf., ob man in Fällen, wo der Kaiserschnitt nicht gemacht werden kann oder darf, immer mit der Perforation warten solle, bis das Kind bestimmt todt sey. Rec. hält dieses Warten für unverzeihlich, so sehr er sonst die Perforation scheuet. Die Enthirnung nach §. 524 durchs grose Hinterhauptsloch vorzunehmen, wird nur dann rathsam seyn, wenn von den Halswirbeln nichts mehr ansitzt. Rec. wurde einmal zugerufen, wo noch mehrere Halswirbel ansassen, und bediente sich des durchgeführten kleinen *levretschen* Kopfziehers vortheilhaft, um den Kopf zur Perforation damit festzuhalten. §. 527 sind wieder zu viel Erfinder von Perforatorien aufgeführt. Ein solches trepanartiges Perforatorium, wie nach §. 529 *Jörg* vorgeschlagen hat, ist bekanntlich von *Assalini* in Mayland wirklich erfunden. Ob nach §. 537. No. 4 Einschmieren (wie kam der Vf. zu diesem Worte?) des Muttermundes mit Öl oder Fett denselben zur Ausdehnung vorbereiten könne? — wir zweifeln. Nach No. 5, sobald der Muttermund *einen* Finger zulässt, diesen zur Erweiterung einzuführen, ist auch nicht rathsam; ehe nicht zwey Fingerspitzen eingebracht werden können, ist an mechanisches Auffperren des Muttermundes mit den Fingern wohl nicht zu denken. No. 6 ist hinter *irgend einen* das Wort *andern* vergessen. §. 540 muss es am Ende heissen *bey dieser*, anstatt *bey jenem*. §. 547. No. 4 ist auf das Kind gar keine Rücksicht genommen, die es doch in vielen Fällen allerdings verdient. Das Auseinanderziehen der Bauchschnittränder durch einen Gehülfen beym Kaiserschnitte wird bey Lebenden nie nöthig seyn. Die §. 556 b. anempfohlene genaue Prüfung der Vorzüge und Nachtheile der verschiedenen Kaiserschnittsmethoden hätte der Vf. wenigstens nach den Hauptmomenten näher angeben sollen; er begnügt sich aber, nur die Schnittmethoden kurz anzugeben, und wägt gar keine Gründe für oder wider ab. §. 584 hätten vorläufige Einspritzungen von *antispasmodeis* empfohlen werden sollen. Schliesslich wünscht Rec., dass der Vf. diese, hin und wieder freylich nur unbedeutenden Bemerkungen als einen Beweis der Aufmerksamkeit und Achtung ansehen möge, welche er dem Buche und dem Vf. schuldig zu seyn glaubte. Dass gar keine Literatur angegeben ist, hält Rec. noch für einen wesentlichen Mangel, um so mehr, da besondere Literaturgeschichte eines so abgesonderten Zweiges der Heilkunde wohl selten vorgetragen wird, vielleicht noch seltener Zuhörer finden möchte. Die in der Vorrede zum zweyten Bande angeführte Entschuldigung darf uns gar nichts gelten. Denn was ein Vf. an seinem Werke für nothwendig hält, kann der Verleger nicht wegwünschen; auch würde Rec. nicht eben ein chronologisches Schriften- oder Schriftsteller-Verzeichniss als Anhang, sondern die Anzeige der Schriften unter den einzelnen §§. des Werks selbst wünschen; und dazu würde bey Rücksicht auf das bemerkte Überflüssige wohl Raum genug geblieben seyn.

C. R. W. W.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Die weibliche Schönheitspflege für jegliches Alter und Lebensverhältnifs.* (Auch unter dem Titel: *Kosmetisches Taschen-Buch für Damen*, zur gesundheitsgemäfsen Schönheitspflege ihres Körpers durchs ganze Leben, und in allen Lebensverhältnissen.) Von Dr. *C. H. Th. Schreger* dem Jüngeren (Prof. in Wittemberg). 1812. XII u. 272 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Obgleich Gesundheits- und Schönheits-Pflege sich gegenseitig nicht ausschliefsen, und diejenige Erziehung, welche die letztere zum Zweck hat, keinen anderen Weg einschlagen darf, als den, welcher auch zur Gesundheit führt: so ist doch der Begriff, den die grofse Menge mit der Schönheit verbindet, so höchst verschieden und wandelbar, dafs die Sorge für das eine dieser beiden Göttergeschenke und die für das andere oft zwey himmelweit von einander getrennte Dinge sind. Leider mufs dann gewöhnlich die vermeintliche Schönheitspflege der Gesundheitspflege nachstehen, und alle ärztlichen Stimmen müssen schweigen, wo die Mode gebietet. Aber lieber schweigen, wo die Wahrheit kein Gehör findet, als sich aus zu grofser Nachgiebigkeit und Galanterie den Sitten der Zeit bequemen, oder, wie der Vf. thut, es beiden Theilen recht machen wollen. Daher hat auch sein Buch, wie Janus, zwey Gesichter; und man begreift kaum, wie sich in ihm die zweckmäfsigsten diätetischen Vorschriften mit Recepten zu allen Arten von Waschwassern, Schminken u. s. w. vereinigen konnten. Denn wenn er auch selbst, der Vorrede zufolge, auf jene gröfseren Werth legt, als auf diese, und sie dadurch entbehrlich zu machen sucht: so mufste er doch dabey die Begierde in Anschlag bringen, mit welcher man nach solchen angeblichen Verschönerungsmitteln hascht, und es unter der ärztlichen Würde halten, dergleichen Schmierereyen weiter zu verbreiten. Ohne sie würde das Buch vielleicht weniger Abgang gefunden, aber gewifs gröfseren Nutzen gestiftet haben, und dieses um so mehr, wenn der Vf. in den 1 beiden Abschnitten, welche *von der zweckmäfsigen Schönheitspflege des weiblichen Körpers im Allgemeinen; und von dem zweckmäfsigen Verhalten gegen die einzelnen äufseren Einflüsse auf weibliche Schönheit* handeln, mit weniger Mikrologie zu Werke gegangen wäre; denn wahrlich, ein Mädchen, nach solchen kleinlichen Rücksichten auf alles das, was irgend ihre Körperschönheit bedrohen könnte, erzogen, müfste unter Glas gehalten werden, und würde nimmermehr ihre Bestimmung als Weib und Mutter erfüllen. Im 3 Abschnitt: *Von der zweckmäfsigen Schönheitspflege verschiedener einzelner Gebilde des weiblichen Körpers*, vermissen wir die Sorge für eine schöne Form des Ohrs, welche besonders in den Kinderjahren durch unzweckmäfsige Kopfbedeckungen so oft gefährdet wird, so wie die Rücksicht auf die Erhaltung des Busens, während des Säugens und Entwöhnens. Im 4 Abschnitt: *Äufsere Schönheitsmittel* überschrieben, haben wir besonders die Baderegeln zweckmäfsig, desto unzweckmäfsiger dagegen die Waschwasser, Salben, Pasten, und die im 5 Abschnitte verzeichneten Schminken gefunden. Der Vf. scheint sich darauf etwas zu Gute zu thun, dafs seine Recepte keine Metallpräparate enthalten; aber sind denn nicht andere hier vorkommende Stoffe, als Alaun, Kochsalz, ätzender Sublimat u. s. w., der Gesundheit ebenfalls feindlich, ja wirkt nicht jeder fremdartige Überzug über die Haut, er sey auch noch so sanfter Natur, schon dadurch nachtheilig, dafs er die freye Hautausdünstung beschränkt? Wie im *Anhange* die salpetersauren, salzsauren, schwefelsauren Räucherungen unter die Pot-Pourri's, Räucherkerzchen und Räucherpulver gekommen sind, sehen wir nicht ein. — b —

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Schmidt: *Julius von Voss Lustspiele. Dritter Band.* 1810. 304 S. *Vierter* bis *siebenter Band.* 1811. 8. (Jeder Band 1 Rthlr. 8 gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Hr. *v. V.* hat durch seine lebendige Darstellungsgabe vielen Anspruch auf den Titel eines dramatischen Dichters; er weifs die Thorheiten der Zeit mit vieler Gewandtheit aufzufassen und zu geifseln; er hat Witz, und bisweilen Laune: und doch sind seine Producte nur Ephemerie im vollen Sinn — *Bagatelle* zur augenblicklichen Unterhaltung geboren, erscheinend und vergehend. Er scheint den doch ästhetisch gegründeten Mechanismus des Drama absichtlich zu vernachlässigen; seine Sprache ist meist geschraubt, unnatürlich und kostbar.

Am meisten ist dieses bey dem 1 Stücke, *Künstlers Erdenwallen*, zu bedauern. Denn es enthält ein treues, und besonders für den, der mit den Virtuosen-Classen aller Art näher vertraut ist, frappantes Gemälde der Gemeinheit und aller der kleinlichen Leidenschaften, die man bey einem grofsen Theile der Künstler und Genies im bürgerlichen Leben gewahrt, die in der Ferne in einen heiligen Nimbus gehüllt erscheinen. Vorzüglich ist dem Vf. die Zeichnung der Virtuosin Cäcilia Tempioni gelungen. Das Sujet ist recht gut gewählt. Eduard hat sich in das Spiel der Cäcilie, und Caroline in die Gedichte des ihr unter dem Namen Strahlenduft bekannten Magisters Lämmermayer verliebt. Beide werden durch die persönliche Bekanntschaft ihrer Ideale geheilt, und die vorhin von ihrer Pflegemutter zwischen ihnen beabsichtigte Verbindung geschlossen. Trüge dieses Stück nicht alle Fehler der Dichtungen des Hn. *v. V.*, diese gesuchte Diction, diese Unnatur in den Nebencharakteren, welche sich nur in Karrikaturen wie Lämmermayer auf der Bühne entschuldigen läfst, diesen gänzlichen Mangel an Wahrscheinlichkeit in der Composition, diesen Unzusammenhang im drammatischen Organismus: wahrlich dieses Lustspiel könnte unter die besten unserer neuen Theaterstücke gerechnet werden.

Das 2te Stück, die *Wittwen-Casse*, hat eine sentimentalische Tendenz, und hier ist Hr. *v. V.* gar nicht in seiner Sphäre. Auch diesem Stücke fehlt es an richtiger Motivirung der Begebenheiten, an inne-

ren Zusammenhang; vor allem aber an Rundung. Es ist nicht viel mehr als eine leicht skizzirte dramatische Situation. — 3. Die *Sterb-Casse*, ist ein Bagatell, auf das Hr. *v. V.* wohl selbst wenig Werth legen wird. — 4. *Chamarante*, eine Anekdote aus den Jugendzeiten Ludwigs XIV, leicht und artig dialogisirt; aber was gewinnt die Kunst an solchen Kleinigkeiten?

N. — e.

Auch der 4 bis 7 Band trägt die Vorzüge und Fehler des Vfs. in reichem Maase an sich, treffende Darstellung des gewöhnlichen Lebens, untermischt mit Übertreibungen, Karrikaturen und Unwahrscheinlichkeiten, und besonders ein völliges Versinken der komischen Muse in die Schlechtigkeit und Gemeinheit der allerverworfensten Menschen, wodurch diese Lectüre gewissen Lesern und Leserinnen sehr nachtheilig werden kann. Der Vf. giebt auch in einer Vorrede auf den Vorwurf, warum er Eigenthümlichkeiten von so gemeiner Art aufstelle, zur Antwort, er thue es deshalb, um desto treuer die Natur schildern zu können. Aber er hat Lustspiele schreiben wollen. Erreicht er dadurch seinen Zweck? Schwerlich! Das Lustige, das hiebey vorkommt, rührt keineswegs von der Abscheulichkeit her, sondern wird nur dadurch gestört. Ein solches Leben hört auf, lustig zu erscheinen, und das Komische, so in Schmutz erstickt, gestattet dem beschauenden Geist keine freye und frohe Erhebung. Besonders zeigt der Vf. in seinen Darstellungen eine gar zu grosse Vorliebe für die Liederlichkeit, die er oft ohne Noth und ohne Zweck anbringt. So hat er die dramatisirte Anekdote vom Virtuosen Quanz, den ein verliebtes Frauenzimmer durch ein vorgebliches Erkranken in das Ehéband lockt, ohne Grund ganz ins Gemeine hinabgezogen, so dass sich zwey Frauenzimmer um ihn zanken und ihn an der Flöte hin und her zerren müssen, bis jene ihnen die Beute entreisst. Gegen die aufgehäuften Greuel vieler seiner Lustspiele möchten wir die Idee, eine Posse *quasi* auf dem Abtritte spielen zu lassen, wo die Kommenden sich die getreuesten Geständnisse thun, noch eine muthwillige Laune nennen, die man sich von einen genialem Dichter wohl einmal gefallen liesse, wenn er es nur sonst nicht gar zu toll machte. Es kommen indessen auch Stücke vor, worin es, im Ganzen genommen, anständig hergeht, und *die Pfarre* und *die Blume vom Ganges* würden deshalb ein besonderes Lob verdienen, wenn sie dabey auch nur zum Komischen und Lustigen hätten gedeihen wollen. Man sieht also daraus, dass es dem Vf. bey Beobachtung der Welt noch an einem richtigen und reinen Blick für das Komische fehlt.

T. Z.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *St. Clair, der Eiländer; oder die Geächteten von Barva.* Eine schottische Sage. Aus dem Englischen der *Elisabeth Helme.* 1811. Zwey Theile von 350 u. 412 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dieser Roman trägt ganz das Gepräge seiner übrigen Landsleute und Verwandten. Bald nach den ersten Seiten umstrickt er den Leser, erst ganz von weitem, denn immer näher und immer näher, bis er sich endlich ganz beklommen und eingeengt fühlt, und sich nach Erlösung und Freyheit sehnt. Nun löst sich ein Knoten, eine Schlinge nach der anderen, die Aussicht wird geöffneter, die Brust wieder freyer. Die Darstellung der Vfn. ist zwar in manchen Stücken mangelhaft, indem sie zu viel Kunst sehen lässt; aber der Plan ihrer Geschichte ist trefflich angelegt, die Begebenheiten greifen leicht in einander, und keine der handelnden Personen erscheint als überflüssig. Allenthalben ist die Vfn. auf Natürlichkeit bedacht gewesen, und hat sie auch in den meisten Fällen glücklich erreicht. Denn wie wunderbar auch zuletzt die Resultate des ganzen Verlaufs der Begebenheiten sind: dennoch scheint uns Alles einen nothwendigen Gang genommen zu haben. Von der Übersetzung kann Rec., da ihm das Original zur Vergleichung fehlt, nur so viel sagen, dass sie sich, einige Flüchtigkeiten abgerechnet, deutsch genug ausnimmt.

Bb.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Rotweil*, in d. Schulbuchhandlung: *Entwickelung der Begriffe der Didaktik und Pädagogik.* Zum Nutzen der Seelsorger und Schullehrer. Von Dr. *Fridolin Huber*, Weltpriester, Generalconcursexaminator u. s. w. (*sine anno*). 4o 8. 8. (3 gr.) Wer über Didaktik und Pädagogik Andere belehren will, sollte doch wohl von beiden Disciplinen nicht nur selbst richtige Begriffe haben, sondern sie auch in ihrem ganzen Umfange kennen. „Was ist Didaktik? — was Pädagogik?“ fragt Hr. *H.* §. 3: „Auf diese Fragen muss *Mancher verstummen*,“ und nun höre man §. 3: „Das Wort Didaktik ist griechischen Ursprungs, und kommt her von *Didaskin* — lehren, unterrichten. Die Didaktik ist also zufolge ihrer ursprünglichen Bedeutung die Unterrichtslehre. Unterrichten heisst nichts anders, als den Kindern (vom Kinderunterricht ist hier die Rede) bestimmte Lehrgegenstände beybringen, die mehr mechanisch als geistig sind, und diese bloss wie sie im bürgerlichen Leben gebraucht werden, ohne die Anwendung davon auf das Herz und die Sitten zu machen“ — und §. 9: „Nachdem nun der Begriff der Didaktik entwickelt ist (wirklich?): so fragt sich, was die *Pädagogik* sey? — Dieses Wort ist ebenfalls griechischen Ursprungs. Es kömmt von Paspädos, und Agogos, Agogä her. „Pas heisst ein Knabe, und Agogos ein Hüter, Leiter, Beobachter, Erzieher — also ist Pädagogik Erziehungs- oder Bildungslehre.“ — Wir bedauren die armen Seelsorger, die aus diesem Unterricht Belehrung schöpfen sollen! Wir kennen den Wirkungskreis eines General-Concursexaminators nicht, rathen aber Hn. *H.* wohlmeinend, sich mit dem Examiniren nicht ferner zu befassen, denn der nahe bevorstehende Generalconcurs seines Menschenverstandes erregt arge Besorgnisse. — *Si tacuisses!* §. 211.

ERHT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 OCTOBER, 1812.

PHILOSOPHIE.

BERN, b. Haller: *Vorlesungen über Unsterblichkeit und andere damit verbundene besonders wichtige philosophische Gegenstände* von *Johann David Kocher*, gewesenem Professor der Philosophie in Bern. *Erster* und *zweyter Band.* 1806. In fortlaufender Seitenzahl XL und 683 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Vorlesungen erzählt der Vf. in der weitläuftigen Vorrede. Er war Lehrer an der Akademie zu Bern, musste aber zufolge der Revolution seines Vaterlandes seine Lehrerstelle einem Anderen abtreten. Als man darauf einige Vorlesungen zu hören wünschte: so schlug er Vorlesungen über Unsterblichkeit und Wiedersehen an, nicht für Gelehrte allein, sondern für Jedermann, welche zugleich als Rechenschaft seines Lehramtes, als Rechtfertigung der Gönner, die ihn angestellt hatten, und als Probe zur Bewerbung um dieselbe Stelle dienen sollten. Diese ganze Geschichte, in welcher, wie man wohl sieht, der Parteygeist stark mit im Spiele war, ist für den Ausländer, der nicht alle Localverhältnisse kennt, nicht ganz verständlich. Die Vorlesungen wurden aber von sehr Wenigen besucht, und daher änderte der Vf. seinen Plan, als er die Unmöglichkeit einsah, über Unsterblichkeit fortdauernd zu lesen, dahin ab, dass er sich bald Anfangs mehr auf das Wissenschaftliche einschränkte, was er zuerst nur einigen Zuhörern in Nebenstunden vortragen wollte. Er veranstaltete darauf einen Abdruck der gehaltenen Vorlesungen, um die erstere Absicht zu erreichen, bereicherte aber während des Drucks diejenigen, welche einen mehr metaphysischen Inhalt hatten, und nur von ein paar Zuhörern besucht worden waren, mit vielen Zusätzen. Die erste, zweyte und eilfte Vorlesung sind allein unverändert, so wie sie gehalten worden sind, abgedruckt worden. Die letzten haben das Interesse des Glaubens an Unsterblichkeit und den Einfluss derselben auf die Sittlichkeit, die übrigen die Gründe der Überzeugung von übersinnlichen Gegenständen und der Unsterblichkeit und dem Daseyn Gottes überhaupt zum Gegenstande, und sind einem grossen Theile nach eine Bestreitung der *kantischen* Vernunftkritik. Dieses war dem Vf. Hauptsache, wie er sich in der Vorrede S. XXXV selbst darüber erklärt. „Ich wollte nämlich, sagt er, zeigen, dass die neue Philosophie, welche die Kritik dem ganzen Systeme zum Grund legt, die Metaphysik zu einer bloss formalen Wissenschaft unter dem Namen der (transcendentalen) Logik herabwürdiget, und hiemit die Religionsphilosophie auf gut Glück hin aus der Moral hervorgehen lässt, sich gar nicht eines so entscheidenden Übergewichts zu rühmen habe, welchem zufolge man berechtiget wäre, eine gereinigte ältere Philosophie als alten scholastischen Wust völlig aufzugeben. Ich halte zwar allerdings auch in der Philosophie eine Kritik für zweckmäßig; und welcher von den älteren Philosophen hat wohl eine solche eigentlich verworfen? Nur die in jener Verbindung vorkommende widerspricht, ungeachtet mancher einzelnen Vorzüge der neueren Philosophie, als idealistische Grundlage des kritischen Systems, meiner völligen Überzeugung. Jene Kritik, welche die Metaphysik verdrängt: diese nämlich als eine Wissenschaft von realen Erkenntnissprincipien und dem, was ihnen gemäss von den wichtigsten Gegenständen unserer Vernunftforschung als wirklichen Dingen anzunehmen ist. Zum wenigsten dürfte es, selbst zufolge der neuesten Untersuchungen, besser gerathen seyn, die *kantische* Vernunftkritik der Vernunft selbst, als diese der ersteren zur Prüfung zu unterwerfen."

Der Ideengang des Vfs. ist dieser. In der ersten Vorlesung wird die Veranlassung dieser Vorlesungen angegeben, und ein weitläuftiger Plan über die darin abzuhandelnden Gegenstände vorgelegt, welcher Alles umfasst, was zu diesem Gegenstande gehört, selbst die Geschichte der Lehre nicht ausgeschlossen. Allein der erste Theil des Plans, die Wichtigkeit des Gegenstandes, hat den Vf. zu solcher Weitläuftigkeit verleitet, dass darüber der ganze Plan aufgegeben werden musste. Zuerst wird die Wichtigkeit der Überzeugung von der Unsterblichkeit von Seiten der Ruhe und Zufriedenheit des menschlichen Geistes, und dann in der dritten in Rücksicht auf den Zusammenhang derselben mit unseren wichtigsten Überzeugungen, vorzüglich der vom Daseyn Gottes, dargestellt. Hier knüpfen sich so viele Nebenuntersuchungen an, dass sie den Stoff zu den folgenden Untersuchungen bis auf die letzte hergeben. Der Vf. bestreitet nämlich zwey falsche Behauptungen, in Ansehung des Verhältnisses beider Lehren, von der Unsterblichkeit und dem Daseyn Gottes: die eine, dass die eine wechselsweise aus der anderen abgeleitet werden könne; die andere, beide seyen so unabhängig von einander, dass die eine ohne die andere behauptet oder geleugnet werden

könne. Das Erſte behauptete z. B. *Plato*, *Feder*, die aus der Güte Gottes die Unſterblichkeit ableiten wollten, auch *Kant*, der (S. 112) aus der Unſterblichkeit den ſogenannten praktiſchen Beweis für das Daſeyn Gottes führte (??); das Zweyte die Stoiker und *Fichte*, mit deſſen Atheismus ſich eine ganze Vorleſung beſchäftiget. Wir übergehen dieſe Ausführungen, in welchen, ohne tiefe Ergründung der Lehre der neueren Philoſophen, manche gute Bemerkungen neben vielen einſeitigen und daher unrichtigen Urtheilen vorkommen. Dahin rechnen wir überhaupt die Darſtellung des *fichtiſchen* Atheismus — ein Wort, welches nicht ganz zu dem inneren Geiſte des Syſtemes dieſes Philoſophen, wie es ſich weiterhin geſtaltet hat, paſst; die Behauptung einer nahen Verwandtſchaft des *kantiſchen* Theismus mit dem *fichtiſchen* Atheismus und überhaupt die Anſicht von *Kants* Moralphiloſophie und Moraltheologie, die er zu oberflächlich genommen hat, ohne in den tiefen Sinn derſelben einzudringen, und über welche er daher zuweilen einen leichtſinnigen Spott ſich erlaubet, z. B. S. 190: „So werden wir denn, mit wächſernen Flügeln der Kritik ausgerüſtet, auf unſerem reinvernünftigen Flug, jenem ſo blendenden Sonnenlichte eines praktiſchen Glaubens vom Daſeyn Gottes und unſerer Unſterblichkeit zueilen müſſen, um endlich doch noch, aller Warnungen ungeachtet, in das idealiſtiſche Meer jener kritiſchen Unwiſſenheit zu verſinken.“ Nach der Anſicht des Vfs. kann von beiden Wahrheiten, weder das Daſeyn Gottes noch die Unſterblichkeit der Seele, eine aus der anderen, als eine nicht ſchon anderwärts begründete, zunächſt und unmittelbar abgeleitet werden. Sie ſind in ſofern unabhängig von einander. Aber es kann auch keine von beiden ganz unabhängig von der anderen behauptet werden, ohne Verleugnung der philoſophiſchen Conſequenz und des inneren Zuſammenhangs ſolcher Begriffe, von denen ſie beide gleich natürliche Folgerungen ſind. Beide Wahrheiten müſſen als wahre Folgen von gemeinſchaftlichen Gründen einander gegenſeitig erläutern und beſtätigen. Um dieſe beiden Sätze gehörig zu beweiſen, zugleich auch einige wichtige Puncte unſerer Vernunftüberzeugungen zu erörtern, legt ſich der Vf. für ſeine folgenden Unterſuchungen folgende vier Fragen vor: 1) Wie gelangen wir zu Vorſtellungen von denjenigen überſinnlichen Gegenſtänden, welche das eigentliche Ziel unſerer Vernunftforſchungen ſind ſowohl überhaupt, als auch beſonders zu den Vorſtellungen von einer Gottheit, Seele, Unſterblichkeit? 2) Was gehört im Allgemeinen zur Anerkennung vom Daſeyn und den Beſchaffenheiten ſolcher überſinnlicher Gegenſtände? 3) Wie kommen wir beſonders zur Anerkennung des Daſeyns Gottes und der Unſterblichkeit der Seele? 4) Wie ergiebt ſich aus allem dieſem die Wahrheit des Satzes, daſs keine von beiden Lehren ohne die andere behauptet werden könne, und daſs ſie einander, als gleich wahre Folgen von gemeinſchaftlichen Gründen, gegenſeitig erläutern und beſtätigen müſſen? Die erſte Frage wird durch die Annahme von gewiſſen Formen unſerer Erkenntniſs- und Denk-Thätigkeit, die allen Äuſserungen derſelben zum Grunde liegen und daher *a priori* ſind, beantwortet. Der Vf. erkennet das Verdienſt der *kantiſchen* Vernunftkritik in Anſehung dieſer a prioriſchen Bedingungen der Erkenntniſs; er iſt aber unzufrieden mit der Grenzbeſtimmung des Wiſſens, welche *Kant* aus ſeinen kritiſchen Unterſuchungen zog, und möchte gerne demonſtriren, daſs uns die Vernunft mit dieſen Formen des verſtändigen und vernünftigen Denkens über die Erfahrung hinaus in das Reich des Überſinnlichen führe. Wir gelangen, ſagt er, zu den Vorſtellungen von jenen überſinnlichen Gegenſtänden, ihrer erſten Anlage nach, völlig *a priori*, durch die Anwendung der reinen Vernunftvorſtellung von einem unbedingten und abſoluten Etwas, das allem Bedingten zum Grund liegt, auf die gleichfalls rein a prioriſchen Verſtandesbegriffe von einem dreyfach gedenkbaren Verhältniſs der Gegenſtände, entweder wie zwiſchen einem Gegenſtande und ſeinen Beſchaffenheiten und Zuſtänden, oder wie zwiſchen mehreren Gegenſtänden als Grund und Folge, oder endlich wie zwiſchen einem Ganzen und ſeinen durch Gemeinſchaft und Wechſelwirkung verbundenen Theilen. In Anſehung der zweyten Frage, welche unſtreitig die wichtigſte iſt, bemerkt der Vf., daſs wir von den überſinnlichen Gegenſtänden und insbeſondere von Gottes Daſeyn und der Unſterblichkeit, weil uns die ſinnliche Anſchauung derſelben fehlt, keine unmittelbare, ſondern mittelbare Erkenntniſs haben, und nur durch Schlüſſe zur Anerkennung derſelben gelangen können, und daſs es daher auf die Frage ankomme: was gehört zur Anerkennung der nicht bloſs logiſchen, ſondern auch realen Gültigkeit eines Schluſſes? Dazu gehört, daſs der Mittelbegriff objectiv real ſey, und die logiſchen Geſetze des Denkens, nach welchen das Verhältniſs des Mittelbegriffs zum Subjecte und Prädicate des Schluſsſatzes beſtimmt wird, objective Realität haben, und endlich das Subject des Schluſsſatzes nicht nur von dem Mittelbegriffe verſchieden, und bloſs in einem gewiſſen Verhältniſs zu ihm ſtehe, ſondern auch das Prädicat, wenn es dem Subjecte real zukommen ſoll, bloſs in Beziehung auf deſſen Verhältniſs zum Mittelbegriffe und gemäſs dem beſonderen Geſetze dieſes Verhältniſſes ſeinem Subjecte zugeſchrieben werden müſſe. Wir müſſen alſo in Beziehung auf die Gültigkeit unſerer Schlüſſe überhaupt und insbeſondere derjenigen, wodurch wir überſinnliche Gegenſtände erkennen, folgende drey Sätze vorläufig als wahr annehmen: 1) Es muſs objectiv wahre unmittelbare Erkenntniſs von Gegenſtänden geben, nicht nur als wirklich exiſtirenden, ſondern auch, als ſolchen, denen gewiſſe Beſchaffenheiten und Verhältniſſe zu einander real zukommen. 2) Die logiſchen Denkgeſetze müſſen objective Gültigkeit haben, indem ſie eine ſolche Verknüpfung zwiſchen Gegenſtänden ausſagen, die als in dem objectiven Verhältniſs der Gegenſtände ſelbſt zu einander gegründet angeſehen werden muſs. 3) Die Prädicate überſinnlicher Gegenſtände, die wir ihnen zufolge ihrer Ver-

indung mit den sinnlichen beylegen, müssen ihnen war wirklich zukommen; aber nicht als innere, sondern als äussere Beschaffenheiten derselben; und wir müssen also jene Gegenstände nicht nach ihrem inneren Wesen, sondern blos nach ihren Verhältnissen zu anderen erkennen wollen. Diese Sätze machen nun den Inhalt der fünften bis zehnten Vorlesung aus. Der Vf. hat sich alle Mühe gegeben, sie, die erst blos vorläufig als wahr angenommen waren, zu beweisen, und dadurch den Überzeugungen von Gottes Daseyn und Unsterblichkeit apodiktische Gewissheit zu geben. Es ist ihm aber so wenig als anderen Denkern damit gelungen, und es scheint, als wenn der Vf. selbst nicht viel Zutrauen auf seine Demonstration gesetzt habe, da er in der letzten Vorlesung von dem moralischen Triumphe des *Glaubens* an Unsterblichkeit und von dem Einflusse derselben auf die Sittlichkeit handelt. Die Ursache davon lässt sich leicht entdecken, wenn man das ganze Raisonnement des Vfs. einiger Prüfung unterwirft. Denn erstlich bleiben jene Sätze, auf welche sich der Beweis stützt, doch, aller Bemühungen ungeachtet, blosse Voraussetzungen, die nur darum als wahr angenommen werden, weil sonst die Überzeugung von der objectiven Realität unserer Vorstellungen von den übersinnlichen Dingen nicht wahr seyn könnte (S. 507. 510). Es ist also hier der Fehler eines Beweises im Cirkel vorhanden. Dahin gehört auch die Behauptung, dass die Formen der Sinnlichkeit des Verstandes und der Vernunft mit den Dingen an sich übereinstimmen, und die Behauptung von der objectiven Realität der formalen Denkgesetze. Die logischen Grundsätze der kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Schlüsse werden zwar mit solcher Deutlichkeit und Grundlichkeit aus einander gesetzt, dass man für des Vfs. Talent wahre Hochachtung empfindet. Nur der Beweis, dass diesen formalen logischen Gesetzen das objective Wesen der Dinge entspreche, und ohne diese Übereinstimmung auch selbst die Function der logischen Schlüsse nicht möglich sey, oder dass die logischen Verhältnisse der Inhärenz, Dependenz und Gemeinschaft dieselben metaphysischen Verhältnisse voraussetzen, ist durchaus verunglückt. Diese Übereinstimmung soll nämlich durch folgenden Inductionsschluss demonstrirt werden: Was den Gegenständen überhaupt als vorstellbaren empirisch und in soweit nur bedingt — allgemein zukommt, das muss ihnen auch ausser der Erfahrung und absolut allgemein zukommen; nun kommen allen Gegenständen unserer Erfahrung jene Verhältnissmerkmale als ihre realen Bestimmungen zu: folglich müssen sie auch allen Gegenständen überhaupt eben so zukommen oder ganz allgemeine objective Gültigkeit haben. Was aber auch der Vf. zur Begründung des Obersatzes hinzufügt, dass wir nämlich jene beständige Wahrnehmung von Gegenständen unserer Erfahrung den Verhältnissgesetzen unseres Verstandes gewiss nicht anders als wie eine Wirkung der realen Übereinstimmung jener mit diesen annehmen können: so ist es doch keineswegs als ein an sich gewisser Satz zu betrachten, aus dem nun andere Sätze mit Gewissheit gefolgert werden könnten. Wie Vieles ist hier noch zu unterscheiden, was erst durch die Kritik des Erkenntnissvermögens näher bestimmt werden muss, bevor eine nothwendige Folge der Gedanken Statt findet! Ist hier nicht immer die logische und reale Nothwendigkeit mit einander verwechselt? Und wenn auch diese ganze Folgereihe zugestanden würde: so ist von dieser noch ein grosser Sprung zur apodiktischen Überzeugung von der Unsterblichkeit, welche nicht in den Kreis der Erfahrung gehört, und daher auch nicht aus den Grundgesetzen derselben gefolgert werden kann. Nicht allein die Principien des Raisonnements sind unhaltbar, sondern es ist aus ihnen auch nicht Alles abgeleitet, was aus ihnen folgen würde, wenn sie wahr wären. Hätte es nämlich mit ihnen seine Richtigkeit: so würde folgen, dass die Prädicate der übersinnlichen Gegenstände, nicht blos die äusseren, sondern auch die inneren, ebenfalls an sich oder absolut erkannt werden konnten. Man sieht also nicht ein, warum nach dem Vf. nur die äusseren, nicht die inneren Prädicate der Dinge erkennbar seyn sollen. Wir können uns übrigens auf eine ausführliche Darstellung seiner Widerlegung der Hauptsätze der *kantischen* Kritik der Vernunft, und seiner Theorie von Raum und Zeit, welche die Resultate der Kritik mit dem Realismus vereinigen soll, nicht einlassen, weil sie sowohl als eine Aufdeckung der Missverständnisse, z. B. des transcendenten Idealismus, welchen der Vf. so ansiehet, als werde alle Objectivität der Erkenntnis vernichtet, zu viel Raum erfodern würde. Zudem ist es noch sehr zweifelhaft, ob dem Vf. jetzt noch alle Behauptungen in diesen Vorlesungen, welche er ohne Vorbereitung gehalten und mit Eile hat drucken lassen, in demselben Lichte erscheinen als damals. Übrigens offenbaren sie treffliche Talente des Denkers und Lehrers in Verbindung mit schönen Kenntnissen; der Vortrag ist deutlich, lebhaft, ungekünstelt; und da wo er nicht in das Metaphysische eingehet, interessiren sie Vernunft und Gefühl auf eine harmonische Weise. Seinen subjectiven Zwecken hat der Vf., wie alle verständigen Leser urtheilen werden, völlige Genüge gethan, und sie werden mit uns wünschen, dass ihm ein seinen Talenten angemessener Wirkungskreis schon lange wieder zu Theil geworden sey. T—n.

PÄDAGOGIK.

Nürnberg, b. Campe: *Pädagogisches Real-Lexikon*, oder *Repertorium für Erziehungs- und Unterrichts-Kunde und ihre Literatur*. Ein tägliches Hülfsbuch für Ältern und Erzieher. Herausgegeben von D. *Reuter*. 1811. 286 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein vollständiges, mit Weisheit angeordnetes pädagogisches Lexikon, welches bey jedem Artikel die erfoderlichen literarischen Nachweisungen enthielte, wäre allerdings ein um so verdienstlicheres Werk zu nennen, da die Materialien, welche die Erziehungswissenschaft und Erziehungskunst darbieten, zumal

wenn die Hauptartikel, das praktiſche Schulweſen betreffend, mit aufgefaſst werden ſollten, einen ſo bedeutenden Umfang haben, daſs der angehende Lehrer und Erzieher ſich, in Ermangelung einer pädagogiſchen Bibliothek, in den vorhandenen Lehrbüchern und Handbüchern der Pädagogik oft vergebens nach Belehrung umſieht. Hr. *R.* hat in dem angezeigten Werk dieſem Bedürfniſs durchaus keine Befriedigung gewährt. Sein Buch iſt weder Lexikon, noch Repertorium. Von einem Werk, welches den letzten Namen verdienen ſoll, ſcheint Hr. *R.* nicht einmal einen richtigen Begriff zu haben. Fragmente aus pädagogiſchen Büchern, ſo wie ſie ſich wahrſcheinlich Hn. *R.* bey ſeiner Lectüre darboten, ohne Plan, ohne Ordnung, nach dem Alphabet zuſammengereihet, verdienen um ſo weniger den Namen eines Lexikons, da auf keine erreichbare Vollſtändigkeit Bedacht genommen worden, ſondern Alles zuſammengewürfelt worden iſt. Die auf dem Titel angekündigte *Litera ur* iſt ebenfalls ſehr dürftig ausgefallen. Wir begreifen daher nicht, wie Hr. *R.* in der Vorrede ſo dreiſt ſeyn konnte, zu verkünden: „Er lege dem Publicum ein Buch vor, deſſen Nutzbarkeit nicht verkannt werden würde, und welches von mannichfaltigem Nutzen und *entſchiedenem* Werth ſeyn werde.“ Wenn ſo die Verfaſſer literariſcher Armſeligkeiten ihr Machwerk zuvorkommend lobpreiſen: ſo muſs die Kritik — verſtummen. Auch wir ſchweigen — wer unſerem Urtheil miſstrauet, möge für *einen Thaler* und *acht* Groſchen dieſe pädagogiſchen Bruchſtücke kaufen, die dafür erkaufte Reue wird wohl nachkommen. FRHT.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Briefe über die Erziehung junger Töchter, aus den gebildeten Ständen*, von *Charlotte Luther*, Vorſteherin einer Erziehungsanſtalt zu Goslar. Erſter Theil. 1809. 246 S. 8. (21 gr)

Die achtungswerthe Vfn. theilt in dieſen Briefen Nachricht von der Erziehungsanſtalt mit, welche von der Töchterſchule, deren Vorſteherin ſie iſt, unabhängig iſt. Die hier vorgelegten Anſichten über weibliche Beſtimmung und Bildung tragen das Gepräge eines zarten Gemüths, welches die heiligſte Angelegenheit des Menſchen mit religiöſem Sinn umfaſst. Wir empfehlen daher dieſe Briefe allen Töchtern aus den gebildeten Ständen, insbeſondere angehenden Erzieherinnen recht angelegentlich; und ſollten ſich auch in Abſicht des Stils manche Ausſtellungen machen laſſen: ſo wird man ſich doch durch die Gediegenheit des Inhalts geneigt finden laſſen, die Fehler der Einkleidung zu überſehen. „Unſer Zeitalter bedarf, wie Hr. Prof. *Ruhs* in der Vorrede ſagt, mit welcher er dieſs Buch begleitet, einer ernſten Erziehung, die das Gemüth ſtärkt, die ihm einen höheren Stützpunct giebt, wenn es ſich bey dem Wechſel der furchtbarſten Erſcheinungen, deren verderblicher Einfluſs auf die Sittlichkeit ſo unverkennbar iſt, halten kann, die die Kräfte weckt und übt, den Menſchen gewöhnt, mehr von ſich ſelbſt zu fodern, das jugendliche Herz mit der Überzeugung erfüllt, daſs kein Glück zu finden ſey, als in der innigen Liebe der Tugend und einer nützlichen Thätigkeit, und die ſich bemüht, den entnervenden Geiſt des Leichtſinns, der Eitelkeit und der thörichten Vergnügungsſucht zu vertilgen, die das Herz gegen alle erhabenen Gefühle abſtumpft und zu jeder aufopfernden Anſtrengung unfähig macht.“ — In dieſem Geiſt leitete die edle Vfn. ihre Anſtalt; möchten doch Deutſchlands Töchter und deren Bildung von den Vätern des Vaterlandes als ein Gegenſtand der *Regierungsſorgen* betrachtet werden! FRHT.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. 1) *Münden*, b. Caſpar: *Fortſetzung des Planes der Mädchenſchule in Münden*, von *F. G. S. Schläger*. 1810. 15 S. 8.

2) Ebendaſelbſt: *Fortſetzung des Planes* u. ſ. w. von 1811. 16 S. 8.

3) Ebendaſelbſt: *Confirmationsfeyer am 5ten May 1811 in der St. Aegidien-Kirche zu Münden*. 1811. 35 S. 8.

Von der durch Hn. *S.* mit menſchenfreundlichem Eifer gegründeten Mädchenſchule zu Münden haben wir unſeren Leſern bey ihrem Entſtehen Bericht abgeſtattet. (S. J. A. L. Z. 1810. October No. 239. S. 109.) Es freut uns, durch obige Schriften von dem glücklichen Fortgange dieſes ſo zweckmäſsig eingerichteten Inſtituts überzeugen zu können. No. 1 enthält die Einnahme und Ausgabe von Michaelis 1809 bis dahin 1810. Jene betrug 579 Rthlr. 8 gr., die Ausgabe 592 Rthlr. 2 gr. 4 pf. Es ſchmerzt uns, daſs dieſe nützliche Anſtalt noch durch keine *öffentlichen* Fonds unterſtützt wird. Wer ſichert ſie ſo gegen den Untergang? Und wenn auch der jetzige würdige Vorſteher in ſeinem Muthe chriſtlich-fromm ausharret; wird er nicht ſeinem Gebäude ein ſicheres Fundament wünſchen, damit ſein Nachfolger aufgemuntert werde zum Fortwirken? Denn der patriotiſche bis zur Aufopferung treue Feuereifer iſt gewöhnlich mit dem *Stifter* erſtorben. —

No. 2 liefert in wenigen, aber gehaltreichen Blättern eine Auseinanderſetzung der Vortheile, welche Mädchenſchulen gewähren. Die Mädchen lernen ſich Geſetzen unterwerfen; die Schulen wecken religiöſen Sinn; gewöhnen an Ordnung, Thätigkeit, gewähren vielſeitige Bildung, leiten den Ehrtrieb, wirken der thörichten Eitelkeit kräftig entgegen, gewöhnen zur Nachgiebigkeit und zu anderen geſelligen Tugenden und erhöhen die Freuden derſelben durch das Band der Freundſchaft und Liebe, und erhöhen ſo häusliches Glück.

No. 3. Die hier beſchriebene Confirmationsfeyer iſt in dem Geiſt ächter religiöſer Würde angeordnet und vollzogen; beſonders zweckmäſsig fanden wir die Berückſichtigung der Individualität der Confirmanden bey der Einſegnung. FRHT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Die Verfaſſung und Verwaltung des Staats, dargeſtellt in einer Reihe von Erörterungen ihrer wichtigſten Momente.* Eine Zeitſchrift von D. *Wilhelm Joſeph Behr*, der Staatswiſſenſchaft, des Staats- und Lehen-Rechts öffentl. ordentl. Profeſſor zu Würzburg. *Erſten Bandes erſtes Heft.* S. 1—184. *Zweytes Heft.* S. 185—351. *Zweyten Bandes erſtes Heft.* 1812. 150 S. 8. (Jedes Heft 18 gr.)

Das von dem Vf. vor zwey Jahren herausgegebene *Syſtem der allgemeinen angewandten Staatslehre oder der Staatskunſt* kennen unſere Leſer bereits aus No. 30 und 31 d. J. unſerer Blätter. Zu dieſem, von einem anderen Rec. a. a. O. gewürdigten Syſtem ſoll in der hier angezeigten Zeitſchrift ein Commentar geliefert werden, abzweckend auf mehrere Ausbildung der in dem Syſtem angedeuteten Grundzüge, und auf nähere Entwickelung der dort aufgeſtellten Theoreme, Gründe und Folgerungen. Bey dem hohen praktiſchen Werthe, den die Staatslehre ſchon an ſich ſowohl, als insbeſondere bey der dermaligen Lage unſerer Staaten hat, verdient dieſs Unternehmen allerdings Beyfall. Doch müſſen wir den Vf. ſehr bitten, bey der Behandlung ſeiner Gegenſtände mehr Fleiſs auf Kürze und Klarheit des Vortrags zu wenden, als er hier gethan hat; der in allen Abhandlungen herrſchende Geiſt der Weitſchweifigkeit, das überall bemerkbare leere Wortgepränge, und die Schwerfälligkeit ſeines Vortrags zieht von der Lectüre ſeiner Erörterungen bey weitem mehr ab, als dazu hin. — Alle Quartale ſoll Ein Heft von zwölf Bogen erſcheinen, und zwey dieſer Hefte bilden Einen Band. Die bis jetzt erſchienenen Hefte enthalten folgende Abhandlungen. *I Heft.* 1. *Praktiſche Tendenz der Staatslehre: Nothwendigkeit und Vortheile ihres Studiums für Staastbeamte aller Grade und Arten.* Die wohl von keinem Geſchäftsmanne verkannte praktiſche Tendenz der Staatslehre, und die Nothwendigkeit und Nützlichkeit ihres gründlichen Studiums für Jeden, der ſich dem öffentlichen Dienſt widmet, wird hier ſehr gut nachgewieſen. Wirklich ſollte nicht bloſs jeder höhere und niedere Staatsdiener in die Elemente dieſer Wiſſenſchaft eingeweiht, und mit ihren Principien vertraut ſeyn, ſondern ſie verdienen auch die Aufmerkſamkeit Jedes, den das öffentliche Weſen einigermaſsen intereſſirt. II. *Merkmale der Beſonnenheit und des Charakters an der Regierung des Staats.* Der Vf. ſetzt dieſe Merkmale mit Recht in einen unwandelbaren Tact, eine ſtets gleiche Haltung, Conſequenz und Feſtigkeit der ganzen Regierungsthätigkeit bey der Verfolgung des wahren Zwecks des Staats und der wahren Beſtimmung der Regierung. Kürzer würden wir ſie in die möglichſte Annäherung an das Weſen einer vernünftigen Intelligenz ſetzen; denn dieſs iſt der Punct, gegen den alles Streben jedes vernünftigen Gouvernements gerichtet ſeyn muſs. III. *Kann eine den gerechten Anfoderungen an ſie genügende Conſtitution des Staats einſeitig von deſſen Regenten ausgehen?* Die hier aufgeworfene Frage wird von dem Vf. verneint, „weil die Regenten nie in dem Grade aufhören werden, von individualem Egoismus beſeelte Menſchen zu ſeyn, in welchem ſie, es zu ſeyn, doch aufhören müſsten, wenn einſeitig von ihnen eine Conſtitution der gefoderten Art ſollte hervorgehen können.“ Soll das Intereſſe der Völker bey ſolchen Acten gehörig gewahrt werden: ſo — meint er — bleibe kein anderer Ausweg übrig, als daſs die Völker unmittelbar ſelbſt, oder durch ihre Delegirten, da, wo es noch zur Zeit an der Conſtitution des Staats gebricht, zur ungeſäumten Erſchaffung einer ſolchen, und da, wo eine ſolche bereits beſteht, zur allenthalben nöthigen Reform derſelben ſelbſtthätig mitwirken. Eine Conſtitution eines Staats, und auch nur deren Reform könne, wenn ſie wirklich verbindende Kraft und Gültigkeit haben ſolle, nicht einſeitig vom Regenten ausgehen, ſondern jeder auf dieſe Weiſe vom Regenten ausgegangenen Conſtitution, oder deren Reform, müſſe jene Kraft und Gültigkeit erſt durch die eingeholte Zuſtimmung und Sanction des Volks, oder ſeiner Delegirten, zuwachſen. — Wir müſſen geſtehen, wir finden dieſs ſowohl, als was der Vf. ſonſt noch hier über das Weſen und die Bedingungen einer guten Conſtitution ſagt, recht ſchön, löblich und gut. Doch eines Theils zeigt die Geſchichte, daſs Staaten überhaupt ſich in der Regel ganz anders bilden, als der Philoſoph ſolche ſich bilden läſst. Anderen Theils aber können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daſs auch die beſte Conſtitution, ſie mag gemacht ſeyn, von wem ſie will, nur menſchliches Machwerk ſey; daſs es überall nicht ſowohl auf die mehr oder minder ſchulgerechte Form der Conſtitution ankommt, und auf eine den Bedingungen dieſer Form angemeſſene Verwaltung, ſondern lediglich auf den Geiſt, der an der Spitze der Staaten ſteht, über die Völker gebietet, und die Conſtitution handhabt. Die Intelligenz auf dem

Throne ſichert das Wohl der Völker feſter und inniger, als alle Conſtitutionsurkunden und alle Inſtitutionen zur Befeſtigung ihres Anſehens und ihrer Wirkſamkeit; oft treten jener dieſe in den Weg, und hindern ſie an der Realiſirung ihrer dem allgemeinen Beſten zuſagenden Pläne; denn ſelbſt die auf ſchulgerechteſte Weiſe entworfene Conſtitution hat oft ihre groſsen Mängel. Schwächen und Leidenſchaften treiben überall ihr Weſen; und der ächt liberale Geiſt eines vernünftigen, und auf die Erfüllung ſeiner Pflichten ausgehenden Regenten giebt oft dem Staate eine beſſere Conſtitution, als das leidenſchaftliche Volk und ſeine, oft nur ihr Privatintereſſe verfolgenden Delegirten. Wer die Conſtitution macht, ob der Regent oder das Volk, oder beide gemeinſchaftlich, ſcheint bey dieſer Lage der Dinge wirklich ziemlich gleichgültig zu ſeyn; genug, wenn das Gemachte nur dem Sinne und dem Wohle der Nation zuſagt und gut iſt; dieſe Puncte ſcheinen uns in der Wirklichkeit über die Gültigkeit und verbindliche Kraft einer Conſtitution zu entſcheiden, nicht die Geneſis. IV. *Begriffe und Verhältniſs der Staatsgeſetzgebung und Staatsverwaltung überhaupt. Nothwendigkeit der Abtheilung beider in beſtimmte Zweige und Feſtſtellung dieſer Zweige nach einer beſtimmten Theilungsnorm.* Der Ausdruck Staatsverwaltung bezeichnet, nach dem Vf., im weiteſten Sinne, das Totale der durch ſeine Zwecke geheiſchten Lebensfunctionen des Staats, den Inbegriff der um ſeines Zwecks willen erfoderlichen Thätigkeit des Staats. Alle Thätigkeit des Staats aber zerfällt in zwey Hauptgattungen; die eine derſelben beſteht in der Urbeſtimmung alles deſſen, was um des Staatszwecks willen nothwendig ſeyn, oder nicht ſeyn, geſchehen und wirken, oder unterbleiben ſoll; die andere hingegen in der Effectuirung dieſer Beſtimmungen, d. h. in der Bewirkung, daſs alles dasjenige wirklich ſey oder nicht ſey, wirklich geſchehe und wirke, oder unterbleibe, was jener Beſtimmung zufolge geſchehen und wirken, oder unterbleiben ſoll. Und dieſs vorausgeſetzt, heiſst alles dasjenige, was nothwendiges und taugliches Mittel zur Erreichung des Staatszwecks, wodurch deſſen Realiſirung bedingt iſt, und diejenige Gattung von Lebensfunctionen des Staats, welche ſich durch urſprüngliche Beſtimmung der praktiſchen Bedingungen und Mittel zum Zwecke des Staats äuſsert, die geſetzgebende —; diejenige Gattung aber, welche ſich durch Realiſirung der beſtimmten Bedingungen, durch Anwendung der beſtimmten Mittel äuſsert, die executive oder adminiſtrative Thätigkeit des Staats. — Der Vf. hat ſich viele Mühe gegeben, dieſe Anſicht und Claſſification in Bezug auf alle Zweige der Staatsgeſetzgebung und Verwaltung möglichſt ſchulgerecht zu rechtfertigen und zu erläutern: allein wir unſeres Theils können uns nicht überzeugen, daſs durch ſeine Rechtfertigung und Erläuterung für die Theorie oder Praxis viel gewonnen ſey. Das eigenthümliche Weſen der Geſetzgebung, und der Punct, worin ſich ſolche von der Adminiſtration (die keineswegs, wie der Vf. will, mit der Execution ganz identiſch iſt) unterſcheidet, liegt nicht ſowohl darin, daſs jene beſtimmt, was geſchehen ſoll oder nicht geſchehen ſoll; ſondern das Kriterium für beide iſt vielmehr nur zu ſuchen in der Verſchiedenartigkeit ihrer Tendenz. Die Geſetzgebung ſucht den Staatszweck zu realiſiren, durch Enunciationen, die zunächſt auf die Beſtimmung des Willens der Unterthanen für die öffentlichen Zwecke abzwecken; die Verwaltung geht aber überall auf unmittelbare Realiſirung dieſes Zwecks aus, ohne Einwirkung auf den Willen des Unterthanen. Die Reglements der adminiſtrativen Behörden ſind, genau betrachtet, keine Geſetze, ſondern eigentlich nichts weiter, als eine öffentliche Ankündigung der Grundſätze und Regeln, welche jene Behörden bey ihrer Thätigkeit für öffentliche Zwecke befolgen ſollen und wollen. Die Leitung des Willens der Unterthanen liegt, wenigſtens zunächſt, auſserhalb des Kreiſes der durch ſolche Reglements zu erreichenden Zwecke, ungeachtet wir nicht leugnen wollen, daſs dieſer Wille durch jene Reglements mittelbar und von der Ferne her beſtimmt und geleitet werden kann, und in manchen Fällen wirklich beſtimmt und geleitet werden mag. Auf jeden Fall hat der Vf. gewiſs ſehr Unrecht, wenn er meint, die Staatsverwaltung verhalte ſich zur Geſetzgebung, wie die Praxis zur Theorie; kein Act der Adminiſtration ſey ohne eine vorhergegangene Beſtimmung von Seiten der Geſetzgebung möglich, und jedem Zweige der Verwaltung correſpondire nothwendig ein eigener Zweig der Geſetzgebung. Die Sphäre der Wirkſamkeit der Adminiſtration reicht bey weitem weiter, als die der Wirkſamkeit der Geſetzgebung. Die Geſetzgebung kann ſich nur bis dahin äuſsern, wohin der Zweig der öffentlichen Gewalt reichen, und der Wille der Unterthanen durch Drohungen beſtimmt werden mag. Aber unbeſtritten iſt es wohl, daſs die Adminiſtration dieſen Grenzpunct bey ihrer Thätigkeit nicht zu achten braucht, und daſs ſie auch noch jenſeits deſſelben ſich bewegen, und ihre Thätigkeit äuſsern kann, verſteht ſich jedoch, auf angemeſſene Weiſe, und nicht etwa durch Zwang, da wo die Natur der Sache keinen Zwang zuläſst; wiewohl wir gern zugeſtehen, daſs bey der beſchränkten Anſicht des Vfs. vom Endzwecke des Staats, der ihm nichts weiter als ein bloſses Rechtsſicherungsinſtitut iſt, der Fall ſo leicht nicht vorkommen kann, daſs die höchſte Gewalt ohne Zwang wirken müſste. Übrigens aber ſind wir ganz mit dem Vf. darüber einverſtanden, und bitten alle Gouvernements, dieſs wohl zu beherzigen, daſs ſowohl die Thätigkeit der Geſetzgebung, als die der Adminiſtration, ſich nicht auf Dinge verbreiten dürfen, welche mit dem Endzwecke des Staats weder direct noch indirect in Beziehung ſtehen, und daſs der Verwaltung insbeſondere überall, bey allen ihren Unternehmungen nach Innen und nach Auſsen, die Geſetze des Rechts und einer ächten, vernünftigen Politik heilig ſeyn müſſen, wenn die Verwaltung ihrem Charakter treu bleiben, die Völker beglücken, und nicht in einen drückenden Deſpotismus ausarten ſoll. V. *Allgemeine Bedingungen und Geſichts-*

uncte der gründlichen Beurtheilung eines Civilge-etzbuchs. Die Momente, auf welchen eine ſolche Beurtheilung beruht, und welche dabey aufgefaſst werden müſſen, werden hier mit vieler Genauigkeit und Umſtändlichkeit aufgezählt; doch enthält dieſe Enumeration für den Sachkundigen nichts Neues.

II H ft. I. Iſt der S aat als Product eines Ver-rags zu betrachten oder nicht? Die hier aufgeworfene Frage wird mit überwiegenden Gründen bejaht. Übrigens hat die ganze Abhandlung eine bloſs polemiſche Tendenz. Sie iſt gegen *Rudhart* gerichtet, der in ſeiner *Unterſuchung über ſyſtematiſche Einheilung und Stellung der Vorträge für Doctrin und Legislation* (Nürnberg 1811. 8), die bereits von *Schmalz* in ſeinem *Handbuch der Rechtsphiloſophie* S. 255 f.) nach Würden abgefertigte *gönneriſche* Lehre: „Keinem Staate liege ein Vertrag zum Grunde, ſondern Staaten ſeyen ein Product der Natur, folglich nur da durch und in dem Organismus des Univerſums, und nur denkbar als organiſche Theile deſſelben," durch höchſt abenteuerliche Deutungen vom Weſen des Vertrags überhaupt und des Geſellſchaftsvertrags insbeſondere, aufs Neue zu vertheidigen und zu rechtfertigen geſucht hat. Wir bedauern die Mühe, welche der Vf. auf die Widerlegung der *rudhartiſchen* Willkürlichkeiten und Sophismen verwendet hat. Ohne Nachtheil für die Wiſſenſchaft ſowohl, als für die Praxis, hätte der Vf. die Sache ihrem Schickſale überlaſſen können; denn bey keinem Verſtändigen können die *rudhartiſchen* Trugſchlüſſe und Irrlehren Eingang finden. An die Ewigkeit des Staats (oder vielmehr der Staaten) — in dem Sinne, wie *Rudhart* davon ſpricht — glaubt ein Verſtändiger ſo wenig, als an die Ewigkeit der Höllenſtrafen. Beherzigungswerth ſind übrigens die S. 271 — 273 angedeuteten Folgen, welche die *rudhartiſchen* Träume auf das politiſche Weſen der Dinge, und auf den Stand des Menſchen im Staate haben müſſen, wenn man jene ſorgfältig analyſirt und genau verfolgt. Die *rudhartiſche* Lehre führt geraden Weges zum ſchreyendſten Deſpotismus. II. *Worin liegt das Hinderniſs, und worin beſteht die Bedingung einer endlichen, ſo äuſserſt erwünſchlichen Vereinigung über den Begriff und Zweck der Polizey? Vorſchlag zu einer, wenigſtens partiellen Vereinigung.* Viel Worte, aber wenig Gehalt. Wir wenigſtens können uns nicht überzeugen, daſs es dem Vf. gelungen ſey, die Vereinigung zu bewirken, welche er bewirken will; uns ſcheint es vielmehr, es ſey dieſe Vereinigung auf dem von ihm eingeſchlagenen Wege unmöglich. Daſs bey der Beſtimmung des Begriffs und des Umfangs der Polizey ſehr viel darauf ankommt, was man als den Endzweck des Staats anſieht, darin hat der Vf. ſehr Recht. Aber damit, daſs man dieſen Punct fixirt, iſt, wie der Vf. (S. 294) ſelbſt zugeſteht, immer nur Ein Schritt gegen das Ziel geſchehen, und gerade der zweyte und letzte iſt der ſchwierige. Ob jener erſte Schritt dem Vf. gelungen ſey, wollen wir hier nicht unterſuchen; ſehr problematiſch iſt die Frage allerdings: aber nicht verhehlen dürfen wir es, daſs ihm der zweyte ganz miſslungen iſt. Seiner Polizey fehlt es an dem beſtimmten Charakter, an dem Moment, das ſie von allen übrigen Zweigen der öffentlichen Verwaltung unterſcheidet, und ihr die nöthige Selbſtſtändigkeit giebt. So wie er ſie darſtellt, hat ſie ſchon früherhin *von Drais* dargeſtellt. Seine Polizey iſt — kurz geſagt — nichts mehr und nichts weniger als eine *olla potrida*, oder derjenige Zweig der öffentlichen Verwaltung, die ſich mit allen Gegenſtänden befaſſen muſs, die keine der übrigen Branchen erfaſſen mag oder will; denn nichts anderes liegt in dem ganzen Räſonnement des Vfs. über die verſchiedenen Zweige der öffentlichen Verwaltung (S. 295 u. 296) und in der hierauf abgegebenen Erklärung, die Polizey ſey „derjenige Zweig der Staatsverwaltung, deſſen Aufgabe es iſt, die von dem Staate bezielte Sicherheit des Rechts der Staatsglieder, in ihrem Wechſelverhältniſſe unter ſich, zu vollenden, durch Aufhebung jeder (einer vollſtändigen Civil- und Straf-Geſetzgebung ungeachtet möglichen) Gefährdung des Rechts, oder wenigſtens durch möglichſte Beſchränkung jeder ſolchen, durch menſchliche Kraft unaufhaltbar hereingebrochenen Gefahr." Wir begreifen durchaus nicht, wie durch eine ſolche, genau betrachtet, bloſs negative Beſtimmung des Weſens der Polizey etwas gewonnen werden könne, auch ſteht wirklich das, was der Vf. in der Folge (S. 331) von der Polizey in Bezug auf die Beförderung des allgemeinen Nationalwohlſtandes fodert, mit den hier gegebenen Beſtimmungen in einem auffallenden Widerſpruche; denn was ihr dort angeſonnen wird, liegt ihr als Sicherungsinſtitut gewiſs nicht ob. Hätte der Vf. den von uns oben angedeuteten eigenthümlichen Charakter der Geſetzgebung und Adminiſtration richtig erfaſst: zuverläſſig würde es ihm gelungen ſeyn, bey der Polizey klar zu ſehen. Was er über den Geſchäftskreis derſelben (S. 298 u. 301 f.) ſagt, iſt zwar nicht unrichtig, aber doch bey weitem nicht erſchöpfend, und am allerwenigſten kann dadurch die Polizeygewalt gegen die Verirrungen bewahrt werden, wozu wir ſie von ihrer theoretiſchen und praktiſchen Charakterloſigkeit ſo oft hingeführt ſehen. III. *Über den herrſchenden Miſsbrauch des Ausdrucks „Staatswirthſchaft," und deſſen richtige Deutung und Anwendung*, oder: *Läſst ſich auſser und neben der Finanzverwaltung ein eigener Zweig der Staatsverwaltung unter dem Titel „Staatswirthſchaft" rechtfertigen?* Eigentlich beſchäftigt ſich der Vf. hier mit zwey Fragen: 1) was iſt unter dem Ausdruck Staatswirthſchaft zu verſtehen? 2) iſt die Regierung berechtigt, den Privatwirthſchaftsbetrieb ihrer Unterthanen leiten zu wollen? Die Erörterung der erſten Frage hätte er ſich indeſs erlaſſen können. Denn wenn auch *Pölitz* und *Harl*, mit welchen ſich der Vf. hier mehr als zuviel abgiebt, nicht recht wiſſen, wie ſie mit der Staatswirthſchaft daran ſind: der gründlichere Theil der Freunde der Staatslehre weiſs es ſehr wohl, daſs hierunter weiter nichts verſtanden werden kann, als die Wirthſchaft des Staats, als ſolches, oder die Finanzwirthſchaft, zu welcher Partey ſich auch der Vf. bekennt. Was aber die zweyte Frage

betrifft: so hat zwar der Vf. sehr Recht, wenn er vom Standpuncte dieser Staatswirthschaft aus die Sache betrachtet, die Regierung eines Staats weder für berechtigt hält, das Vermögen der Staatsglieder oder das Nationalvermögen zu leiten, noch auch dieß für nöthig und den Staatsgliedern für zuträglich erachtet. Allein er geht offenbar zu weit, wenn er für das Nationalvermögen von der Regierung weiter nichts gethan wissen will, als was die Polizey (in seinem Sinne) dafür thun kann; nichts weiter, als Anstalten treffen, um Rechtsstörungen und Verletzungen unmöglich zu machen. Etwas mehr, als dieß, muss allerdings geschehen, selbst nach dem, was der Vf. (S. 324 u. 351) über den Umfang der Thätigkeit seiner Polizey sagt. Der Staat muss das Vermögen seiner Bürger nicht blos zu erhalten, sondern auch zu fördern suchen; dieß liegt in seinem Wesen und in dem Charakter der vernünftigen Intelligenz, welche personificirt auf dem Throne sitzend gedacht werden muss. Sitzt aber diese auf dem Throne: so verschwindet von selbst der Wahn unserer meisten Finanziers, man müsse die Unterthanen um deswillen reicher zu machen suchen, um ihnen desto mehr abnehmen zu können; — zu einer so illiberalen Maxime kann sich kein Gouvernement bekennen, wenn es seinen Charakter nicht ganz verleugnen will. Nicht um des Wohlstandes der Staatscassen willen darf der Wohlstand der Unterthanen befördert werden, sondern nur um des Wohlstandes der Unterthanen selbst willen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Frankfurt a. M.*, b. Döring: *Versuch über die Gewohnheit des menschlichen Körpers* in Grundzügen, von D. *Johann Adolph Kelz.* 1809. 60 S. 8. (6 gr.) Der Zweck des Vfs. war, „nicht nur das Ganze der körperlichen Gewohnheit nebst dem Nutzen und Schaden derselben vorzutragen: sondern auch ihre Stücke, so viel möglich, genauer aus einander zu setzen und zu bestimmen.“ Die Untersuchung selbst beginnt mit der Entwickelung des Begriffs der Gewohnheit oder Angewöhnung. Da wird denn zuerst bemerkt, dass der *Grund* der Gewohnheit ursprünglich blos in der lebendigen Kraft enthalten sey; zweytens, dass Erregungen, welche Gewohnheit geben sollen, theils überhaupt, theils im Einzelnen einerley oder einseitig seyn müssen – die Gewohnheit steigt, je mehr sich die Erregungen der Einseitigkeit nähern; drittens, dass es nothwendig sey, dass die genannten Erregungen häufig hinter einander folgen, wobey es aber unausgemacht bleibt, wie oft und wie nahe dieß geschehen müsse. Diese Sätze werden mit Beyspielen belegt. Als eine eigene Erscheinung führt der Vf. an, dass sich die mehrsten Menschen, und fast in jedem Klima, bald und leicht an geistige Getränke gewöhnen, und auch so bald und leicht nicht wiederum davon abzubringen sind. Von den *Folgen* der Gewohnheit werden folgende als die wichtigsten angezeigt. Gewohnheit stärkt die eigene innere Kraft, und mindert zugleich die Erregbarkeit. Daraus erklärt sich die eben angeführte Erscheinung mit den geistigen Getränken; zugleich aber wird auch der Meinung widersprochen, dass Gewohnheit die Empfindung schwäche, die Bewegung hingegen stärke. Die Erregbarkeit nimmt bey der Gewohnheit bisweilen so sehr ab, dass sie, in manchen Fällen, fast ganz vertilgt zu seyn scheint. — Ferner: Gewohnheit macht gegenseitige Veränderungen, so dass dasjenige, was vorher unbeschwerlich und gefällig war, jetzt beschwerlich und missfällig wird, und umgekehrt. Hievon wird die Ursache scharfsinnig entwickelt. — Gewohnheit giebt Dauer der Kraft, und macht die gefallenden Eindrücke und Reize zum Bedürfniss, auch verbindet sie sich gern mit periodischen Veränderungen, welche ursprünglich eigentlich nicht Gewohnheiten sind, und giebt denselben mehr Dauer. — Die zweyte Abtheilung dieser interessanten Schrift beschäftigt sich mit der Gewohnheit in besonderen Ereignissen. Es wird hiebey hauptsächlich auf die Luft, auf Speise und Trank, auf Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, Ort und Zeit u. a. dgl. Rücksicht genommen, und viele sehr auffallende Beyspiele dabey zur Erläuterung und Bestätigung angeführt. — Von der Abgewöhnung wird nur auf zwey Seiten gehandelt. Sie bringt das Gegentheil von dem hervor, was die Gewohnheit gab, nämlich Abnahme der einseitigen Stärke der inneren Kraft und Zunahme der Erregbarkeit. — Kurze Betrachtungen über den Nutzen und Schaden der Gewohnheit machen im vierten Abschnitt den Beschluss. Erfolgen die Einwirkungen nicht zu einseitig und zu häufig hinter einander: so entsteht der Vortheil, dass der Körper nicht zu stark angegriffen wird, mithin derselbe gesunder und dauerhafter bleibt. Daher ist ein mildes Leben mehr zuträglich, als ein rasches, weil man in schwachen Erregungen ausdaurender lebt. Auch trägt mässige Gewohnheit dazu bey, den Körper für gewisse Dinge thätiger und zu ihrer Ertragung geschickter zu machen. Unmässige Gewohnheit im Gegentheil erstickt manche Reize ganz und gar, und mindert nach und nach die innere Kraft. Sie wird auch schädlich bey der Abgewöhnung, wenn nämlich die Gewohnheit theils zu schnell unterlassen, theils zu bald, vornehmlich in entgegengesetzten Eindrücken und Reizen, auf die erlangte Kraft von Gewohnheit gewirkt wird. — Der Vf. hat nur einen Umriss versprochen, und somit die Kürze seiner Abhandlung, die fast nur in blossen Andeutungen besteht, entschuldigt. Es ist aber zu wünschen, dass er diesem Gegenstand seine Bemühungen weiter widme, und auch, weil der Mensch am besten als ein Ganzes betrachtet wird, die Gewohnheiten des geistigen Theils des Menschen mit berücksichtige. Fe.

Züllichau, b. Darnmann: *Mannichfaltigkeiten für mittlere Stände*, zur Beförderung guter Gesinnungen, gemeinnütziger Kenntnisse, angenehmer Unterhaltung und erlaubten Scherzes, herausgegeben von M. *Karl Gottlieb Hanke*, Conrector an der lateinischen Schule und Organist zu Oschatz. Erstes Bändchen. 1806. 206 S. Zweytes Bändchen. 1812. 208 S. 8. — Gegenwärtige Mannichfaltigkeiten sind eigentlich ein Auszug aus dem oschatzer Wochenblatte, welches der Vf. herausgiebt. Die günstige Aufnahme dieser Zeitschrift hat ihn zu diesem Auszuge bestimmt, um auch entfernteren Lesern eine belehrende und unterhaltende Lectüre zu gewähren. Was der Vf. am Ende seiner kurzen Vorrede über seine Lage sagt, kann zwar Mitleid erregen, aber nicht das Buch entschuldigen, wenn es Entschuldigung bedürfte. Für den von dem Vf. auf dem Titel angegebenen Zweck ist die Sammlung ganz zweckmässig. Sie ist in fünf Classen vertheilt: Erzählungen; gemeinnützige Entdeckungen, Erfindungen und erprobte Hausmittel; Anekdoten; Räthsel und Charaden; Allerhand. Unsanftheiten hat Rec. nicht gefunden.

ml.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 OCTOBER, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Die Verfassung und Verwaltung des Staats, dargestellt in einer Reihe von Erörterungen ihrer wichtigsten Momente.* Eine Zeitschrift von D. *Wilhelm Joseph Behr* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweyten Bandes erstes Heft. I. *Begriff und Zweck der Civilrechtspflege, Bestimmung ihrer reinen Aufgabe, ihrer Sphäre und Grenzen, besonders in Beziehung auf Strafrechtspflege und Polizey.* Die hier gegebene Bestimmung des Wesens und der Grenzen der Civilrechtspflege ist sehr richtig, doch weder an sich neu, noch neu begründet. Mit Recht werden hier die Handlungen der sogenannten willkürlichen Gerichtsbarkeit der Polizey, die Untersuchung und Bestrafung der sogenannten Civilvergehen aber der Strafrechtspflege zugetheilt (denn ihrem Wesen nach beschränkt sich die Civilrechtspflege nur auf Untersuchung und Entscheidung der über die Privatrechtsverhältnisse einzelner Individuen entstandenen Streitigkeiten *in concreto*); dagegen aber werden der Civiljustizpflege wieder alle grösstentheils von der Polizey behandelten Rechtsstreitigkeiten in geringfügigen Sachen, Handwerkssachen u. s. w. von dieser vindicirt. II. *Bestimmung des Unterschieds zwischen Civiljustizsachen, Strafjustizsachen und Polizeysachen;* und Beantwortung der Frage: *Gegen welche Regierungsacte Klagen von Seiten der Unterthanen bey der Civiljustiz zulässig seyen;* oder, *ob irgend eine Classe von Regierungssachen zur Justizsache werden könne?* Zuerst hat es hier der Vf. mit *Gönner* zu thun, dann giebt er die Exposition seiner eigenen Ansichten. Die Erinnerungen, welche er gegen die von *Gönner* (*Handbuch d. deutschen gemeinen Proceß.* Bd. II. S. 1 fg.) gegebene Beantwortung der hier behandelten Fragen stellt, sind allerdings nicht ungegründet. *Gönner*, verleitet durch das Wesen der deutschen Reichsverfassung, und die Rolle, welche hier der Justiz angewiesen war, ging allerdings zu weit, wenn er überall, wo von verletztem Rechte die Rede seyn mag, die Wirksamkeit der Justiz für begründet erachtete; und was er in Gemässheit dieser Ansichten über das Verhältniss der Polizey zur Justiz sagt, verdient gewiss Berichtigung. Doch auch die hier vom Vf. gegebene Darstellung können wir, bey allen Vorzügen, die ihr vor der *gönnerschen* Lehre gebühren, was den ersten Theil des hier behandelten Thema betrifft, nicht für ganz befriedigend achten. Der Vf. hat zwar das Wesen der Civil- und der Straf-Justiz und deren Verhältniss gegen einander ganz gut entwickelt, und hienach die Merkmale von Civil- und Straf-Justizsachen bestimmt angegeben; aber gegen seine Bestimmung des Wesens der Polizey und der Merkmale der Polizeysachen wird sich allerley erinnern lassen. Der Vf. hat zwar nicht Unrecht, wenn er die Polizey (S. 52) als einen Zweig der öffentlichen Verwaltung darstellt, der durch Verhütung zu befürchtender Collisionen und Läsionen, zu besorgender Beschädigungen der Personen und ihrer Habe, den Staatszweck zu realisiren sucht. Allein eines Theils scheint uns dadurch keineswegesder Distinctivcharakter der Polizey ganz befriedigend bestimmt zu seyn. Denn thut dasselbe, was hier der Polizey beygelegt wird, genau betrachtet, nicht auch die Civil- und Criminal-Justiz? Ist nicht auch, wenigstens in der letzten Analyse, ihr Streben auf Verhütung und Abwendung von solchen Collisionen und Läsionen gerichtet? Ist diess nicht der Endzweck, den die Civiljustiz beabsichtiget, indem sie Privatrechtsstreitigkeiten schlichtet? oder die Criminaljustiz, indem sie auf das Verbrechen die Strafe erkennt und verhängt? — Anderen Theils aber scheint es uns ein der Auffassung des eigentlichen, wahren Wesens der Polizey durchaus widerstrebender Missgriff zu seyn, dass der Vf. diese (S. 50) ausdrücklich als eine Dienerin der Gesetzgebung darstellt, und sie, im Verhältnisse der Subordination gegen die Gesetzgebung, mit der Civil- und Criminal-Justiz unter Eine Kategorie subsumirt. Soll das Wesen der Polizey richtig erfasst, ihr eigenthümlicher Charakter mit Sicherheit und Zuverlässigkeit bestimmt und ihr Wirkungskreis fixirt werden; — soll alles diess geschehen: so ist diese Subsumtion durchaus zu unterlassen. Wirklich ist auch die Polizey der Gesetzgebung nicht subordinirt, sondern beide, die Gesetzgebung (im weiteren Sinn, wo sie auch die Justiz in sich begreift) und die Polizey, sind zwey coordinirte Branchen der Staatsverwaltung; beide zwar gleich thätig für die Realisirung des Staatszwecks, aber nur auf verschiedene Weise; jedoch nicht in Beziehung auf die Materie (wie nach der Darstellung des Vfs. diess der Fall ist), sondern in Beziehung auf die Form. Die Gesetzgebung sucht den Staatszweck zu realisiren durch negative Leitung des Willens der Unterthanen, also indirect; die Polizey hingegen durch unmittelbares Wirken, also direct. Jene sucht den Rechtszustand im Staate formell herzustellen; diese will ihn materiell geben. Jene sucht durch Befehlen zu wirken, und ihr unterscheidender Charakter liegt im Befehlen; diese aber äussert ihre Wirksamkeit durch Handeln, und im Handeln liegt ihr eigenthümlicher Charakter. Wird hienach das Verhältniss der Polizey zur Justiz bestimmt: so

gröſser Öſterreicher (die Robertſon, Roscoes, Hainaut, Gaillard, Häberlin in Vielem berichtigen); die Epochen aus dem Leben Karls V und Friedrichs IV, die Beyträge zur Geſchichte des dreyſsigjährigen Kriegs, die Rückerinnerungen an öſterr. Helden der Gegenwart von J. W. Riedler, das Treffen von Tarvis, der Tag von Sacile 16 Apr. 1809, die Deutſchen in Ungarn von Rohrer, ausführliche Beſchreibung deſſen, was ſich zwiſchen Sr. kaiſ. Majeſtät und dem (von den Jeſuiten als Scheidekünſtler (?), Marktſchreyer, Schwärmer, Mirakelwirker des Teufels und Ketzer verſchrieenen) Joſeph Franz Borri vorzüglich Abends den 28 Apr. 1670 in der kaiſerlichen Reſidenz zu Wien zugetragen hat, die Beantwortung der von dem pariſer Nationalinſtitut aufgeworfenen Preisfrage: welchen Einfluſs hatte der Muhametismus auf den Geiſt, die Sitten und Regierungsform jener Völker, bey denen er in Aufnahme kam, in dem erſten Jahrhundert der Hegira? von Joſeph v. Hammer u. ſ. w., einen *hohen hiſtoriſchen*; das Johanneum in Grätz, die Beyträge zur gelehrten Geſchichte Öſterreichs, die Selbſtbiographie des Demetrius Obradowitſch, des öſterr. Illyriers u. ſ. w. einen *literäriſchen*; die Geographie von Beſsarabien, der Moldau, Walachey, Bulgarey, Serbien, Bosnien, dem Berg Athos und Montenegro einen *geographiſch-ſtatiſchen*; die Unterſuchung der Nothwendigkeit und der Vortheile einer in dem öſterr. Kaiſerſtaate anzulegenden Akademie der Wiſſenſchaften, die Idee eines Seminariums der Staatswirthſchaft für die öſterr. Staaten, Darſtellung der Nationalökonomie nach Adam Müller, über nationale Weſenheit der Kunſt und deren Anwendung auf vaterländiſche Gegenſtände von Matthäus v. Collin u. ſ. w., einen *ſtaatswiſſenſchaftlichen Werth*; beſonders da dieſe Aufſätze faſt gänzlich ungedruckt oder wenig bekannt ſind. Wie ernſt der Zweck ſey (vielleicht in manchen zu geharniſcht!), ſieht man an dem Wiederabdruck folgender: über Bürgergarden, Miethtruppen, ſtehende Heere; die Biographie Timotheus von Spittler, (beide von Heeren); Kriegskunſt und Fechtkunſt von Pfuhl, Kriegskunſt der Neueren, über Schwimmen und Schwimmſchulen; über die Herrſchaft der Gothen in Italien von Sartorius, über den Reichthum der Griechen an plaſtiſchen Kunſtwerken von Jakobs, über unſere Sprache von Fried. Leopold Grafen von Stollberg, über den Einfluſs der Alten auf die Neueren von Joh. von Müller, über das Verhältniſs Copernicus zum Alterthum von Ideler, von dem verſchiedenen Charakter der erotiſchen Poeſie bey den Franzoſen und Deutſchen von Zimmermann, über die von Karl dem Groſsen veranſtaltete Gedichten-Sammlung von Fried. Schlegel, die Fugger von Dippold in Danzig; Alfred der Groſse von Lally Tolendal, Heinrich Dandolo, Doge von Venedig, von Buchholz u. ſ. w. Rec. tadelt den Wiederabdruck dieſer meiſtens vortrefflichen Aufſätze (ſo gehäſſig ihm jeder Nachdruck iſt) gar nicht, da er, wie das Publicum überhaupt wohl weiſs, wie ſehr die Cenſur als Geſchäft der Cenſoren (nicht ſowohl die Cenſur des Staats) die Lectüre und den Umlauf von Journalen und kleineren Schriften in den öſterreichiſchen Staaten beſchränkt, und daſs oft eine Periode, ein flüchtig hingeworfener Gedanke den Cenſor furchtſam läſst, das Übrige, was ſelbſt den Beyfall der ſtrengſten Cenſur verdient, zum freyen Gebrauch zu überlaſſen. Unter dieſen Umſtänden, wo das Geiſtesproduct des Auslands den Geſetzen des Staats und noch mehr der individuellen Überzeugung der vom Staate angeſtellten Cenſoren angepaſst wird und werden muſs, wird die Mittheilung in dem Wiederabdruck bereits gedruckter Aufſätze um ſo weniger als Nachdruck betrachtet werden können, weil dieſer das einzige Mittel iſt, das Werk und ſeinen Vf. unter einem Publicum bekannt zu machen, das bey aller Tendenz zur Ausdehnung ſeiner gediegenen literäriſchen Kenntniſſe ohne dieſes Mittel die Lücken nicht ausfüllen würde. Aber ungerecht iſt es, daſs die Redactoren den Plan ihrer Zeitſchrift dadurch entweihen, daſs ſie nicht überall die Vff. der Aufſätze, und die Quelle, woraus ſie dieſelben entlehnten, eben ſo offen angeben. So ſind mehrere derſelben aus den Miſcellen der neueſten Weltkunde, aus den Morgenblättern, aus dem deutſchen Mercur, der Zeitung für die elegante Welt u. ſ. w. aufgenommen, ohne angeführt zu ſeyn. Wer die Literatur neuerer Zeit nicht kennt, geräth auf eine das Publicum täuſchende und gegen den Vf. undankbare Art in Verſuchung, Etwas für Original zu halten, was bloſse Copie iſt. Nur Nachweiſung und Offenheit hält das Urtheil von dem Verdienſte rein und unverſucht. Ein zweyter Fehler dieſer Zeitſchrift ſcheint uns darin zu liegen, daſs ſie ihren Beyfall in der Breite und in der Tiefe ſucht, das gröſsere, wie das kleinere Publicum in ihren Kreis zieht, und faſt alle Journale und kleinen Schriften (dieſes geht ſogar bis zum Muſeum des Wundervollen) in Beſchlag nimmt — ein Fehler, beſonders dem Morgenblatte eigen, das dieſem Tagesblatte zum Muſter gedient haben mag. Daher die oft abſtracten Begriffe und tranſcendentalen Höhen und die erdige Niedrigkeit oder das Allbekannte. So iſt z. B. das Schreiben des Papſts Bonifaz VIII an Philipp den Schönen von Frankreich und die Antwort Philipps IV eine Thatſache, die jedem nur etwas bewanderten Öſterreicher zum Überdruſs und hinlänglich bekannt iſt. Warum dieſes nun aufwärmen? warum es ſogar im lateiniſchen Texte mittheilen, der für Nicht-Lateiner unverſtändlich bleibt? Mit dieſem Fehler iſt auch die zum Theil weite Entfernung vom Zwecke verwandt. Übrigens iſt faſt kein Staat in Europa unberührt geblieben, ohne daſs nicht wenigſtens etwas über ihn aus alter oder neuer Zeit geſagt würde. Deutſchland und Frankreich, Groſsbritannien und Amerika geben auſser Öſterreich die ergiebigſte Ausbeute. Die Biographieen von Don Santingo de Liniers, Sir John Stuart, Grafen von Moira, von dem Grafen Liverpool, Joh. Franz von Bourgoing, dem Praeſidenten John Adams würden noch mehr gewonnen haben, wenn ſie an oder neben andere geſtellt worden wären. Öſterreich bietet für den Nekrolog, wie für das Regiſter der Lebendigen, bedeutende Männer und intereſſante Scenen aus ihrem Leben dar, und doch ſind die viel zu karg in Vergleich gegen obige. Der rüſtige *Treitske* hat ſich hier bloſs in Wenigem mitgetheilt, und dazu noch meiſtens in Überſetzungen. Werden erſt einmal die öſterreichiſchen Archive für die Geſchichte von Deutſchland frey geöffnet werden: welche Aufklärungen können wir dann nicht erwarten!

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 OCTOBER, 1812.

PHYSIK.

DORTMUND, b. Mallinckrodt; *Verſuche über das Geſetz des Falles, über den Widerſtand der Luft und über die Umdrehung der Erde*, nebſt der Geſchichte aller früheren Verſuche von Galilaei bis auf Guglielmini, von *Joh. Friedr. Benzenberg*. Mit 8 Kupfertaf. und 1 Vignette. 1804. XII und 442 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Obgleich wir vorausſetzen dürfen, daſs dieſes Werk ſchon längſt in den Händen aller derer iſt, die ſich mit der Phyſik beſchäftigen: ſo iſt doch dieſe, durch zufällige Umſtände verſpätete Anzeige gewiſs keineswegs ganz zwecklos, indem unſtreitig ein Buch, wie das vorliegende, auch denen bekannt zu werden verdient, welche ſich nicht ausſchlieſsend mit dem Studium der Phyſik abgeben, und die daher Nachrichten über den Inhalt deſſelben mit Recht in unſeren Blättern erwarten.

Der Zweck, den der Vf. ſich bey den hier beſchriebenen Verſuchen vorſetzte, war zweyfach, zuerſt das zu prüfen, was man bisher theils aus theoretiſchen Gründen, theils aus Erfahrung über den Widerſtand der Luft angenommen hatte, dann aber auch, dieſe Verſuche mit fallenden Kugeln ſo ſorgfältig anzuſtellen, daſs man die kleine Abweichung von der ſenkrechten Linie, welche aus dem Umſchwunge der Erde um ihre Axe entſpringt, beobachten könne. Es wird unſeren Leſern bekannt ſeyn, daſs die ſich um ihre Axe drehende Erde zwar den Thurm, von welchem die Kugeln herabfallen, und die Kugeln ſelbſt, auch während ihres Falles, mit ſich fortreiſst, indem die horizontale Bewegung, die der Kugel oben, als ſie gleichſam ein Theil des bewegten Thurmes war, vermöge der Drehung der Erde mitgetheilt ward, ſelbſt während des Falles fortdauert; aber ſie werden ſich auch erinnern, daſs die Spitze des Thurmes weiter als ſein Fuſs von der Erdaxe abſteht, und daſs daher der Bogen, den jener durchläuft, etwas gröſser iſt, als der Bogen, den der Fuſs des Thurms in gleicher Zeit durchläuft. Die Kugel alſo hatte oben, ehe ſie losgelaſſen ward, eine etwas ſchnellere Bewegung, als der gerade unter ihr liegende Punct der Erdoberfläche, und muſste deſshalb dem herabhängenden ruhenden Lothe während ihres Falles vorauseilen, und die Erde in einem Puncte treffen, der etwas öſtlich von dem durch das herabhängende Loth bezeichneten Puncte liegt. Die Theorie zeigte, daſs in unſeren Breiten und bey einer Höhe von 200 bis 300 Fuſs dieſer Abſtand des Punctes, den die Kugel trifft, von dem, welchen das Loth bezeichnet, etwa 5 Linien beträgt. Schon *Newton* hatte hierauf aufmerkſam gemacht, aber in einem Zeitraume von hundert Jahren fand ſich Niemand, der die Kühnheit hatte, ſeinen Beobachtungen Genauigkeit genug zuzutrauen, um den Verſuch zu wagen, ob er dieſe kleine Gröſse durch Erfahrung beſtimmen könne, bis endlich vor etwa 20 Jahren *Guglielmini* es unternahm, dieſen Verſuch anzuſtellen. *G.* erreichte ſeinen Zweck nicht ganz; denn obgleich er alle Sorgfalt im Übrigen anwandte: ſo beging er doch den Fehler, daſs er den Punct, welchen das Loth bezeichnete, erſt geraume Zeit nach Beendigung der Verſuche beſtimmte, und nicht daran dachte, daſs ein ſo hohes Gebäude, wie der Thurm degli Aſinelli in Bologna in ſo geraumer Zeit ſich leicht um einige Linien anders ſchief gezogen hatte, als vorher.

Unſer Vf. lieſs ſich durch dieſes Miſslingen nicht abſchrecken. Die Natur ſchien ihn auch wirklich mit Allem ausgerüſtet zu haben, was bey ſo feinen Verſuchen nöthig war, mit jugendlicher, von wiſſenſchaftlichem Eifer belebter Thätigkeit, mit unermüdlicher Beharrlichkeit, mit dem mechaniſchen Talente, zweckmäſsige Vorrichtungen zu ſo feinen Verſuchen anzugeben, mit Scharfſinn, um jeden kleinen Umſtand zu bemerken, um jeden möglichen Fehler vorauszuſehen, und ihn entweder zu vermeiden, oder durch Ausfindung gehöriger Mittel ſeinen Einfluſs zu berechnen. So ausgerüſtet, durfte er ſich an ein Unternehmen wagen, das freylich miſslingen konnte, da der kleinſte Umſtand Fehler hervorbringen konnte, die für ſolche Verſuche zu groſs waren, das aber auch miſslingend dazu hätte dienen müſſen, die Sorgfalt des Beobachters, ſeine Umſicht und Scharfſinn zu zeigen. — Wir hoffen nicht, daſs unſere Leſer uns beſchuldigen werden, wir hätten es auf eine Lobrede des Vfs. angeſehen; denn was wir hier geſagt haben, iſt ſo ſehr das Reſultat deſſen, was die Prüfung des vorliegenden Werks uns an die Hand giebt, daſs wir völlig ſicher ſind, jeder aufmerkſame Leſer des Buches wird unſer Urtheil dort klar ausgedrückt und beſtätigt finden. Auch werden wir in der Folge zeigen, daſs wir gegen des Vfs. Fehler eben ſo wenig, als gegen ſeine Verdienſte, blind ſind.

Wir werden die Anzeige dieſes Buches am füglichſten in 4 Abſchnitte eintheilen, die indeſs den, an ſich ganz zweckmäſsigen, zehn Abſchnitten des Buchs nicht genau entſprechen. Wir wollen nämlich erſtlich Alles zuſammenfaſſen, was die eigenen

Verſuche des Vfs. angeht, dann von den theoretiſchen Unterſuchungen reden, hierauf etwas von der Geſchichte ähnlicher Verſuche erwähnen, und endlich noch bey des Vfs. Unterſuchungen über die Kenntniſſe der Alten von der wahren Weltordnung verweilen.

Der Michaelisthurm in Hamburg iſt zu dieſen Verſuchen ganz vorzüglich geeignet. Alle Böden in demſelben ſind durch weite Fallthüren, die leicht geöffnet werden können, durchbrochen, und man hat ſo bis nahe unter die Säulen, welche die Kuppel tragen, 240 Fuſs freye Fallhöhe. Die mittlere Säule ſelbſt, die ſich unter der Kuppel befindet, iſt hohl, und man würde alſo, wenn nicht der Luftzug in dieſer engen Säule hinderlich wäre, und auch andere Umſtände die Verſuche hier ſehr erſchwerten, eine Fallhöhe von ganzen 340 Fuſs erhalten können. Der Vf. wünſcht dieſes ſchöne Local nicht bloſs zu den Verſuchen über die Umdrehung der Erde zu benutzen, ſondern auch die Fallzeit der Kugeln für mehrere verſchiedene Höhen zu unterſuchen, um zu ſehen, wie genau die Theorie vom Widerſtande der Luft mit ſorgfältigen Verſuchen übereinſtimme. Er beſtimmte daher zuerſt mit aller Sorgfalt die Höhen der einzelnen Standpuncte, welche er zu ſeinen Beobachtungen wählte. Dieſe Höhen wurden zuvörderſt mit der Schnur beſtimmt, und zwar ſo, daſs man die Schnur in dem gedehnten Zuſtande, in welchem ſie ſich während des Herabhängens befand, abmaſs; dann beſtimmte er ſie aus den Schwingungszeiten herabhängender Pendel, und endlich aus barometriſchen Beobachtungen. Die letzteren Beobachtungen geben bey einem Thurme, wo man in wenigen Minuten auf- und abſteigt, wo man alſo unten und oben einerley Barometer gebraucht, und wegen der Harmonie der Inſtrumente gar nicht nöthig hat, in Sorgen zu ſeyn, ein ſehr genaues Reſultat. Ob indeſs *ſo kleine* Höhen, ſelbſt bey der gröſsten Sorgfalt in der Beobachtung, hinreichen würden, um die Unrichtigkeit der einen oder anderen für die Höhenmeſſungen aufgeſtellten Formeln zu zeigen, daran möchten wir doch wohl zweifeln. Zu bedauern iſt es, daſs Hr. *B.* die Tageszeiten, in welchen jede Beobachtung angeſtellt iſt, nicht bemerkt hat; man hätte ſonſt unterſuchen können, ob ſich die ungleichen Reſultate der verſchiedenen Meſſungen mit dem Barometer etwa aus dem ungleichen Abnehmen der Wärme in der Höhe erklären lieſsen; – ein Umſtand, worauf *Pictet* und *Brandes* faſt gleichzeitig (in d. Biblioth. britann. und *Gilberts* Annalen 1809) erſt ſpäter aufmerkſam gemacht haben, und zu deſſen näherer Würdigung gerade Beobachtungen in Thürmen beſonders paſſend ſeyn würden.

Die Zeit, welche die Kugeln zu ihrem Falle gebrauchten, muſste ſchon wegen der Verſuche über die Umdrehung der Erde ſehr genau beſtimmt werden, zumal da es, als die Verſuche angeſtellt wurden, noch nicht ſo ganz entſchieden ſchien, welchen Einfluſs der Widerſtand der Luft auf die Aberration der Kugeln habe; die Verſuche über den Widerſtand der Luft erfoderten überdieſs nothwendig eine ſehr ſorgfältige Zeitbeſtimmung. Der Vf. bediente ſich hiebey einer Tertienuhr; glaubte aber mit Recht, daſs es ſehr unüberlegt ſeyn würde, den Angaben dieſer Uhr blindlings zu trauen, wie es häufig genug beym Gebrauche ſolcher Uhren geſchehen iſt. Er unterſuchte daher zuerſt den Gang der Uhr in jeder Minute, und fand, daſs die Irregularitäten des Ganges dann vorzüglich bedeutend wurden, wenn ſie mehr als zur Hälfte abgelaufen war. Dieſe Unterſuchung zeigte nun zwar, wie viel angebliche Secunden und Tertien der Uhr der erſten wahren Minute ihres Ganges, der zweyten wahren Minute u. ſ. w. entſprachen; aber es zeigten ſich auch kleine Irregularitäten, die kein Geſetz befolgten, und deren Einfluſs nur dadurch unſchädlich werden konnte, daſs man unter allerley verſchiedenen Umſtänden die Verſuche wiederholte, damit dieſe ſich, wo möglich, compenſiren möchten. Von groſsem Einfluſſe konnten dieſe ſchwankenden Irregularitäten nicht ſeyn, da ſie nichts Conſtantes zeigten, und alſo höchſt wahrſcheinlich bey wiederholten Verſuchen auf verſchiedene Seiten fallen muſsten. Weit wichtiger ſind die conſtanten Fehler, die bey jedem Verſuche eben ſo wieder kommen, und mithin das Reſultat auf eine beſtimmte Weiſe und allemal ſo ziemlich gleich ſtark afficiren. Wenn man die Tertienuhr andrückt, um ſie in Gang zu ſetzen: ſo iſt der erſte Moment, ehe Alles in vollem Gange iſt, ganz verſchieden von dem nachherigen, mehr regelmäſsigen Laufe, und eben ſo iſt das Sperren, wenn man losläſst, nicht völlig momentan. Hiezu geſellt ſich ein anderer, gleichfalls beſtändiger Fehler. Wenn man die Sperrung beym Hören des Schalles losläſst, oder wieder in das Räderwerk der Uhr einfallen läſst: ſo iſt im ſtrengſten Sinne der Augenblick des Hörens und des Loslaſſens nicht derſelbe; den Fehler, der aus einem Unterſchiede dieſer Art entſteht, nennt der Vf. den beſtändigen Fehler des Sinnes, und auch er muſste nothwendig beſtimmt werden. Um nicht zu lange bey dieſen Vorkehrungen zu verweilen, können wir nicht Alles mittheilen, was der Vf. unterſuchte, um dieſe Fehler zu beſtimmen; nur Folgendes wollen wir bemerken. Es iſt leicht zu überſehen, daſs die eben erwähnten Fehler gleichen Einfluſs auf die beobachtete Fallzeit haben muſsten, dieſe mochten $\frac{1}{2}$ Sec. oder 10 Sec. betragen; Hr. *B.* ſtellte daher die Verſuche bey einer ſehr genau abgemeſſenen Höhe von 10 Fuſs an, und da die Zeit des Falles durch 10 par. Fuſs aus der Theorie überaus genau bekannt war: ſo ergab die oft wiederholte Anſtellung dieſes Verſuchs eine ſehr zuverläſſige Beſtimmung der conſtanten Fehler, indem die anſcheinende Abweichung der Erfahrung von der Theorie hier in nichts anderem liegen konnte, als in eben dieſem Fehler der Beobachtung. Man ſieht aus dieſen Beobachtungen, über welche der Vf. einige ſehr beachtenswerthe Bemerkungen macht, wie ſcharfe Zeitbeſtimmungen unſere Sinne zulaſſen, wenn günſtige Umſtände von aufsen, und insbeſondere völlige Heiterkeit des Geiſtes und unerſchlaffte Kraft des Körpers uns ganz das leiſten laſſen, was wir zu leiſten im Stande ſind.

Die Verſuche, welche Hr. *B.* über die Fallzeit bey

verschiedenen Höhen anstellte, waren sehr zahlreich. Auf 24,8 par. Fuss Höhe wurden neun Reihen von Versuchen gemacht, die zusammen aus 70 einzelnen Versuchen bestehen. In mehreren dieser Reihen stimmen alle einzelnen Beobachtungen bis auf 7 oder 8 Tertien überein, nur in einer derselben gehen die Abweichungen bis auf 15 Tertien oder bis auf 7 Tertien nach beiden Seiten vom Mittel. Das Mittel fand sich, nach Berücksichtigung aller schon früher gefundenen nothwendigen Correctionen 1 Sec. 17,08 Tertien; die Theorie gab nur $\frac{7}{100}$ Tertien weniger, und es bestätigten also diese Versuche die Richtigkeit der aus anderen Gründen hergeleiteten beständigen Fehler. Diese grosse Genauigkeit des Resultats war eine Folge der so häufigen Wiederholung des Versuchs, wodurch die zufälligen Irrthümer sich aufhoben. Eine noch grössere Reihe von Versuchen ward für die Fallhöhe = 67,7 par. Fuss angestellt; hier aber wich das Mittel aus den Beobachtungen um 1,22 Tertien von der Theorie ab. Dieses konnte nicht in einem wirklichen Fehler der Theorie liegen, die sich selbst bey grösseren Höhen noch als richtig zeigt, auch nicht in den kleinen zufälligen Beobachtungsfehlern, denn diese konnten bey 109 Beobachtungen fast unmöglich einen solchen Irrthum hervorbringen, sondern mussten sich bis auf viel unbedeutendere Kleinigkeiten compensiren. Es musste also wohl ein constanter, blos diesem Studio eigener Fehler sich einmischen. Der Vf. vermuthet mit sehr viel Wahrscheinlichkeit, dass er daher rührte, weil die Tertienuhr hier zwischen den Beobachtungen auf der steinernen Fensterbank, sonst aber immer auf Holz gestanden hatte: dadurch habe sich die Spiralfeder verkürzt, und so der Gang der Uhr beschleunigt, so dass sie auf $2\frac{1}{4}$ Sec. diese 1 Tertie mehr fehlte als gewöhnlich. — Man sieht, wie leicht man bey so genauen Versuchen etwas übersehen kann, und wie nöthig es war, die Versuche auf vielen verschiedenen Höhen und unter abgeänderten Umständen anzustellen. Auf 144 Fuss Höhe stimmte das Mittel aus 60 Versuchen wieder bis auf 0,09 Tertien mit der Theorie überein. Auf 240 Fuss Höhe gaben 78 Versuche im Mittel die Fallzeit um 1,11 Tertie länger als die Theorie, eine andere Reihe von Versuchen auf 234,4 Fuss Höhe bestätigte dieses; und da hier gar kein Grund war, irgend einen Fehler anzunehmen: so vermuthet der Vf., dass bey der grossen Geschwindigkeit von 113 Fuss, welche die Kugel hier schon erlangte, der Widerstand schon etwas grösser werde, als die *newtonsche* Theorie annimmt. Es lässt sich hierüber wohl nicht eher etwas ganz Sicheres entscheiden, bis man in Höhen, die z. B. 200 oder 220 Fuss, oder auch mehr als 240 Fuss betrügen, eben so genaue Beobachtungen angestellt hat. Wichtige Zweifel lassen sich gegen des Vfs. Vermuthung nicht aufstellen, da ein Zunehmen des Widerstandes bey grossen Geschwindigkeiten ohnehin wahrscheinlich ist. Die Beobachtung würde angeben, dass man für die letzten 100 Fuss Höhe die mittlere Geschwindigkeit etwa um 2 Fuss mehr vermindern müsse, als es nach der Theorie geschieht, oder, weil diese Verminderung nur vorzüglich auf den letzten Theil der Bewegung fällt, die Geschwindigkeit am Ende etwa von 113 bis 110 oder 109 herabsetzen müsse. Auch in der Höhe von 321 par. Fuss wurden noch Versuche angestellt, welche aber die Fallzeit um 6,41 Tertien grösser gaben, als die Theorie. Hr. *B.* scheint geneigt, auch dieses von den — übrigens unstreitigen — Mängeln der Theorie abzuleiten, worin Rec. ihm doch nicht ganz beystimmen kann. Nach Angabe der Beobachtungen auf den niedrigeren Stadien hat die Kugel nach 240 Fuss Fall eine Geschwindigkeit von wenigstens 109 Fuss in 1 Sec. erreicht; mit dieser Geschwindigkeit hätte sie, ohne fernere Beschleunigung, die folgenden 81 Fuss in der Zeit durchlaufen können, welche die Beobachtung angiebt, welches doch nicht wahrscheinlich ist. Wir sind daher eher geneigt, bey diesen Beobachtungen auf der Station von 321 Fuss einen anderen constanten Fehler anzunehmen, dessen Möglichkeit sich auch leicht darthun lässt. Bey allen niedrigeren Stationen war der freye Raum, durch den die Kugeln fielen, sehr offen, und der Schall konnte frey durch die weiten Fallthüren herauf dringen; hier hingegen befand der Beobachter sich oberhalb der engen Säule, die den Schall zwar nicht ganz aufhielt, aber ihn doch gewiss schwächte; sollte also nicht in diesem leiseren Hinhorchen nach dem Schalle, in der momentanen Ungewissheit oder dem Zweifeln, ob man ihn richtig gehört habe, der Grund zu einer Änderung in dem Fehler des Sinnes liegen können, und sollte diese Änderung nicht einige Tertien ausmachen? — Dass sich eine wirkliche Vermehrung des Widerstandes mit einmischte, und die Theorie hier einer Berichtigung bedurfte, wollen wir damit nicht ableugnen. Recht sehr wäre es zu wünschen, dass der Vf. selbst noch Gelegenheit fände, durch neue Versuche von so grossen Höhen diese Zweifel zu lösen. Die Berechnung der Fallzeiten stellte nicht Hr. *B.* selbst an, sondern sein 15 Meilen entfernter Freund, Hr. *Brandes*, that es; dieses hatte den Vortheil, dass der Beobachter um so freyer von Vorurtheil seine Beobachtung niederschrieb, da er es ruhig dem Ausspruche der Theorie überliess, ob sich Übereinstimmung zeigen würde oder nicht.

Über die Wichtigkeit so genauer und zuverlässiger Beobachtungen haben wir wohl nicht nöthig, etwas hinzuzufügen; sie bedarf keines Beweises und keines Lobes: wir gehen daher zu den übrigen Versuchen fort. Die Versuche über die Umdrehung der Erde wurden an zwey verschiedenen Orten angestellt, zuerst im Michaelisthurm in Hamburg im Sommer und Herbst des Jahrs 1802, und nachher, zwey Jahre später, in einem Kohlenschachte der Grafschaft Mark. — Des Vfs. Wunsch, im Michaelisthurm die Kugeln zu diesem Zwecke von 340 Fuss Höhe fallen zu lassen, schlug fehl; die Kugeln mussten dann durch die hohle Säule, in welcher allemal ein Luftzug ist, und dieses, so wie überhaupt der Umstand, dass der Thurm oben nicht so dicht verschlossen ist, als tiefer hinunter, hinderte gänzlich das genaue Fallen der Kugeln. Die Versuche konnten also nur in 240 Fuss Höhe angestellt werden, und hier gelang es, nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen 31 brauchbare zu erhalten. Das Fehl-

ſchlagen der früheren Verſuche rührte, auſser anderen Umſtänden, mit davon her, daſs Hr. *B.* die beſte Methode des Abſchneidens oder Loslaſſens der Kugeln nicht ſogleich finden konnte; er wählte endlich eine Methode, die mit der von *Guglielmini* gebrauchten viele Ähnlichkeit hatte, nämlich eine Zange, die den Drath hielt, während er oben abgeſchnitten ward, und die man ſo leiſe, vermittelſt eines Druckes, öffnete, daſs der Kugel dadurch keine Seitenbewegung ertheilt ward. Dieſes Öffnen geſchah in dem Augenblicke, da die Kugel vollkommen ſtille hing, wo man alſo, ſo weit dieſes irgend möglich war, verſichert ſeyn konnte, daſs die Kugel ohne alle Seitenbewegung bloſs dem freyen Falle folge. Wir brauchen nicht zu erinnern, wie viel hierauf ankam, da die leiſeſte Schwankung, welche die Kugel beym Loslaſſen noch zeigte, oder die man ihr eben im Loslaſſen ertheilte, einen ſehr groſsen Fehler in dem Puncte hervorbrachte, wo ſie aufſchlug. Der Vf. erzählt umſtändlich alle Vorſichten, die er anwandte, um Fehler der Art zu vermeiden. Die Kugeln, aus einer Compoſition von Zinn und Bley, waren möglichſt genau abgedreht; um die Lage ihres Schwerpunctes zu beſtimmen, verſuchte Hr. *B.* das von Anderen empfohlene Mittel, ſie auf Queckſilber ſchwimmen zu laſſen. Dieſes, nach theoretiſcher Anſicht ſehr zweckmäſsige Hülfsmittel zeigte ſich gleichwohl ungenügend; es war nämlich nothwendig, damit das Queckſilber die Kugeln nicht auflöſte, dieſe mit Firniſs zu überziehen; dadurch aber erhielten ſie eine ſolche Reibung am Queckſilber, daſs der, ohnehin nie weit vom Mittelpuncte liegende Schwerpunct immer von ſeiner niedrigſten Lage entfernt ſeyn konnte, ohne daſs die Kugel ſich drehte, weil jene Reibung dieſem kleinen Übergewichte das Gleichgewicht hielt. Da es indeſs wichtig war, den Aufhängepunct ſo zu wählen, daſs der Schwerpunct etwas unterhalb des Mittelpuncts und mit dieſem und dem Aufhängepuncte in gerader Linie lag: ſo machte Hr. *B.* oben, wo der Faden hinkam, eine kleine Höhlung, die mit hölzernen Keilchen wieder gefüllt wurde. — — Von anderen Vorſichten wollen wir nur noch einige anführen. Der Faden wurde allemal ſo zwiſchen die Zange gefaſst, daſs er ſchon vorher faſt genau vertical hing, damit nicht eine ungleiche Spannung ſeiner Faſern entſtände, wenn die Zange geſchloſſen ward; denn dieſe ungleiche Spannung konnte der Kugel eine falſche Richtung geben. Bey den letzten Verſuchen bediente Hr. *B.* ſich zum Aufhängen der Pferdehaare, die aber, damit die Zange keinen Eindruck in ſie machte, vorher zwiſchen zwey heiſsen Eiſen platt gedrückt wurden. — Mikroſkope auf den Faden zu richten, an welchem die Kugel hing, das war im Michaelisthurm wegen zu ſchwacher Beleuchtung nicht wohl möglich; bey den Verſuchen im Kohlenſchachte wurde ihre Anwendung verſucht, aber da man nothwendig die Kugeln an einem viel längeren Haare unterhalb der Zange aufhängen muſste: ſo dauerte es ſehr lange, bis ſie ſtill hingen, und dieſes lange Haar brachte neue Störungen hervor; Hr. *B.* fand es daher beſſer, die Mikroſkope wegzulaſſen, und die Kugeln ganz kurz aufzuhängen, was bedeutende Vorzüge hatte. — Da das Öffnen der Zange leicht einen kleinen Einfluſs auf die Richtung der Kugeln beym Fallen haben konnte: ſo ward die Zange, nachdem die Hälfte der Verſuche vollendet war, umgelegt: ſo daſs das eine Mal das Öffnen ſüdwärts, das andere Mal nordwärts geſchah, und die Verſuche ſcheinen anzuzeigen, daſs dieſe Vorſicht nicht überflüſſig war.

Um den Punct unten zu bemerken, wo die Kugeln aufſchlugen, war dort ein mit trockener Kreide überſtrichenes Bret von Pockholz hingelegt (weiches Holz hielt den Schlag der Kugeln nicht aus); auf der Kreide machte der Schlag der Kugel einen deutlichen Kreis, deſſen Lage gegen den gleichfalls bezeichneten Lothpunct ſich nun leicht beſtimmen lieſs. Bey den ſpäteren Verſuchen wurde das Bret bloſs naſs überſtrichen und die Kugeln machten nun trockene Kreiſe.

Nach allen dieſen Vorbereitungen (wozu in dem Kohlenſchachte noch eine Menge andere kamen, die nöthig waren, um allen Luftzug zu hemmen), wurden nun die Verſuche angeſtellt, und zwar in Hamburg 31, in Schlehbuſch, im Kohlenſchachte 29, die glücklich ausfielen. Der Vf. hat alle Verſuche, auch diejenigen, bey denen ein Fehler vorging, oder wo die Kugeln wegen nicht anzugebender Zufälle ſehr weit vom Lothe abfielen, angeführt; aber dieſe bey der Berechnung des Mittels ausgeſchloſſen. Er giebt ſelbſt ſehr umſtändliche Rechenſchaft von den Überlegungen, die ihn bey der Findung des Mittels aus den Verſuchen leiteten, und man kann ihm hiebey keine Willkührlichkeit Schuld geben. Das Reſultat der Verſuche war nun etwa Folgendes: Obgleich die Kugeln nicht alle auf einerley Punct oder ganz nahe um dieſen Punct aufſchlugen, ſondern ſich mehr oder minder davon entfernten: ſo lag doch der mittlere Aufſchlagepunct bey beiden Reihen von Verſuchen ganz merklich oſtwärts von dem Lothpuncte; alle, die der Berückſichtigung werth und ohne Fehler gefallen waren, trafen das Pockholzbretchen innerhalb eines Kreiſes, deſſen Halbmeſſer in Hamburg 18 Linien, und in Schlehbuſch 15 Linien war, und wenn man das Centrum ſuchte, gegen welches die Entfernungen aller einzelnen Kugeln rechts und links, oder vielmehr nach allen entgegengeſetzten Richtungen einander aufhoben: ſo lag dieſer in Hamburg 4 Linien öſtlich und 1,5 Linien ſüdlich, in Schlehbuſch 5,1 Linie öſtlich und 0,7 Linie nördlich. — Nach der Theorie ſollte die Abweichung dort 3,95 Linien öſtlich; hier aber 4,64 öſtlich ſeyn, und keine nördliche oder ſüdliche Abweichung Statt finden. — Dieſe Übereinſtimmung zwiſchen Theorie und Erfahrung war wohl Alles, was man erwarten konnte; und obgleich die nördliche und ſüdliche Abweichung nicht Statt finden ſollte: ſo war doch dieſe auch nur klein, und konnte durch conſtante Luftzüge oder andere ſchwach, aber beſtändig wirkende Urſachen hervorgebracht werden. *Olbers* vermuthet (S. 406), daſs die ſowohl von *Guglielmini* als *Benzenberg* beobachtete ſüdliche Abweichung in Thürmen daher rühren könne, daſs in Thürmen allemal die ſüdliche Wand mehr erwärmt iſt. — Wenigſtens läſst ſich wohl einſehen, daſs ein überaus kleiner Umſtand jene Wirkung, die auf etwas Conſtantes hinzudeuten ſcheint, hervorbrachte.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1812.

PHYSIK.

DORTMUND, b. Mallinckrodt: *Verſuche über das Geſetz des Falles, über den Widerſtand der Luft und über die Umdrehung der Erde u. ſ. w.*, von *Joh. Friedr. Benzenberg u. ſ. w.*

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Wir kommen nun zu den theoretiſchen Unterſuchungen, die wir in der Ordnung anführen wollen, wie ſie ſich im Buche finden. Sie rühren von mehreren Freunde des Vfs. her, die, während er an den Verſuchen arbeitete, ihm mit theoretiſchen Unterſuchungen entgegen kamen. — Die Berechnung der Verſuche über die Fallzeit der Kugeln von Hn. *Brandes* enthält nur die Anwendung der bekannten Formeln. Eine Abh. von *demſelben* über *Eulers* und *Lamberts* Bemühungen in dieſer Lehre enthält auſser einer kurzen Überſicht dieſer Bemühungen zugleich die Berechnung der von *Robins*, *d'Arcy* und General *Günther* angeſtellten Verſuche. Dieſe Berechnung bietet zwar in Rückſicht auf die verſchiedenen Formeln kein entſcheidendes Reſultat dar, deckt aber doch einige Schwierigkeiten bey *Eulers* Formel auf, welche anzuzeigen ſcheinen, daſs dieſe weder für Geſchwindigkeiten von 100 bis 200 Fuſs paſst, noch für Geſchwindigheiten, wie ſie bey den *günther'ſchen* Verſuchen Statt fanden. Für *Lamberts* Hypotheſe ergiebt ſich aber ebenfalls wenig Erwünſchtes, indem man doch, bey aller Achtung für *Lamberts* Scharfſinn, wohl nicht leugnen kann, daſs ſeine Vermuthung die Schwierigkeiten bey weitem nicht hebt, wohl aber ſie vergröſsert.

Über den Weg der auf der rotirenden Erde frey fallenden Kugeln finden ſich hier ſehr gründliche Unterſuchungen von *Gauſs*, *Olbers* und *Laplace*. Jeder führte dieſelbe auf einem eigenen Wege, aber alle gelangten zu demſelben Endreſultat, daſs keine nördliche oder ſüdliche Abweichung der Kugel Statt finde, die öſtliche Abweichung aber die ſchon oben erwähnte Gröſse haben müſſe. — Einige Mathematiker hatten bey oberflächlicher Unterſuchung geglaubt, die öſtliche Abweichung ſey gröſser, als ſie wirklich iſt, und wegen des Widerſtandes der Luft entſtehe eine Abweichung der Kugel ſüdwärts vom Lothe. Selbſt dem ſcharfſinnigen *Olbers*, einem von den Mathematikern, die am klarſten den wahren Sinn einer Aufgabe zu überſehn und die mit unbeſtochenen Augen den Calcul zu bewachen pflegen, damit nicht die Leichtigkeit des Rechnens ſie verführe, und ſie den Hauptgeſichtspunct der Aufgabe verlieren laſſe, — ſelbſt *Olbers*, deſſen Namen gewiſs jeder ächte Mathematiker mit groſser Achtung nennt, hatte zuerſt den kleinen Umſtand überſehn, worauf jene irrigen Schlüſſe beruhten, erkannte aber ſelbſt nachher ſeinen Fehler, und hat die Leſer dieſer Schrift mit einer klaren und ſchönen Darſtellung der richtigen Theorie beſchenkt, welche von *Gauſs* und *Laplace* in der nur dem Kenner verſtändlichen Formelſprache — für den Kenner auch ſchön! — dargeſtellt wird. Jenes zuerſt Überſehene beſtand, um es nur kurz anzugeben, in Folgendem. Die Kugel hat oben eine gröſsere Geſchwindigkeit nach Oſten, als der tiefer liegende Lothpunct; es ſchien daher, als ob ſie um ſoviel vom Lothpunct oſtwärts fallen müſſe, als jener Überſchuſs an Geſchwindigkeit ſie während der ganzen Fallzeit führen könnte. Dieſes iſt aber nicht genau der Fall, weil die gegen den Weg der Kugel ein wenig geneigte — nicht ganz ihm parallele — Richtung der Schwere die Kugel ein wenig zurückzieht, und ſie nicht ſo weit vorauseilen läſst, als ohne dieſen Umſtand geſchehen würde. Daſs aber keine Abweichung gegen Süden Statt finden könne, lieſs ſich einſehen, ſobald man alle Kräfte, die in jedem Augenblicke auf die Kugel wirken, genau unterſuchte. Im erſten Augenblicke iſt die Bewegung der Kugel nach Oſten gerichtet und die Schwere treibt ſie ſenkrecht herab; der Widerſtand der Luft kann daher nicht in einer Richtung wirken, welche auf die durch jene beiden Richtungen gelegte Ebene ſenkrecht wäre. So ergiebt ſich, daſs im erſten Augenblicke keine Ablenkung nach Süden erfolgen könne, und man kann nun dieſelben Schlüſſe für jeden nächſtfolgenden Augenblick anwenden. — Dieſe Unterſuchungen ſind hier mit Rückſicht auf alle Umſtände durchgeführt. Um alle über dieſen Gegenſtand vorhandenen Unterſuchungen anzuführen, theilt der Vf. noch die Reſultate einer in *Voigts* Magazin abgedruckten Abhandlung von *Brandes* mit, welche das Problem, den Weg einer vertical aufwärts geſchoſſenen Kugel zu beſtimmen, allgemein unterſucht. —

Von der Geſchichte der früheren Verſuche und Unterſuchungen über die Geſetze des Falles, über den Widerſtand der Luft und über die Umdrehung der Erde können wir, um dieſe Anzeige nicht allzu ſehr zu verlängern, wenig anführen. Wir ſind aber überzeugt, daſs jeder Sachkundige, und auch Jeder, welcher Intereſſe an Unterſuchungen der Natur nimmt, dieſe Geſchichte früherer Bemühungen und vorzüglich des Vfs. Bemerkungen darüber ſehr leſenswerth finden wird.

Wir kommen nun zu dem letzten Abſchnitte unſerer Anzeige, nämlich zu den Unterſuchungen des Vfs. über die Frage, ob die Alten ſchon die copernicaniſche Weltordnung kannten. — Eigentlich gehörte dieſe Frage nicht ganz nothwendig in den Plan des Buches, und man hat den Vf. getadelt, daſs er dieſe fremdartige Epiſode hier einſchaltete. Dieſen Tadel wiſſen wir uns kaum zu erklären, da man doch ſchwerlich es beſtreiten kann, daſs die Frage intereſſant genug war, und dem, der die Umdrehung der Erde zu beweiſen ſucht, auch wohl einfallen konnte.

Auf die Beurtheilung der hiſtoriſchen Data und die Vergleichung derſelben mit den Quellen können wir uns unmöglich einlaſſen; wir theilen daher nur die Hauptanſicht mit. Und da wird wohl Niemand leugnen können, daſs der Vf. ganz Recht hat, wenn er nur dann den Alten Kenntniſs des copernicaniſchen Weltſyſtems zugeſtehen will, wenn ſich beweiſen läſst, daſs ſie nicht bloſs von der Rotation der Erde, ſondern auch von dem Umlaufe der Erde um die Sonne und von den Urſachen der irregulären ſcheinbaren Bewegung der Planeten richtige Begriffe hatten. Setzt man aber dieſes voraus: ſo iſt wohl kaum der Gedanke möglich, daſs die Alten die wahre Weltordnung kannten. Freylich wenn man gleich jeden hingeworfenen Ausdruck aufs allervortheilhafteſte deuten will: ſo kann man wohl eine Bewegung der Erde um die Sonne irgendwo angedeutet finden; aber Jeder, dem die groſsen geometriſchen Einſichten der Alten auch nur oberflächlich bekannt ſind, wird ſich leicht überzeugen, daſs die Frage: wie muſs uns die Bewegung eines nicht allzu entfernten Planeten erſcheinen, wenn die Erde um die Sonne läuft? — ihnen einfallen muſste, ſobald ſie mit irgend einiger Klarheit an einen Kreislauf der Erde dachten. Fiel ihnen aber dieſe Frage ein: ſo konnte ihnen die Auflöſung wohl nicht entgehen. Aber irgend etwas der Art findet ſich in allen Schriften der Alten nicht, und es iſt daher nicht wahrſcheinlich, daſs ſie je weiter als an die tägliche Umdrehung der Erde gedacht haben. Wie nun gleichwohl *Bailly* und einige andere Franzoſen zu der Behauptung kommen konnten, daſs die Kenntniſſe der Griechen ſo viel gröſser waren, — dieſe Frage findet man hier mit dem dem Vf. eigenen Witze beantwortet, und durch das Beyſpiel der aſtronomiſchen Sätze des *Nicolaus von Cuſa* auf eine intereſſante Weiſe erläutert. Überhaupt können wir dieſen Abſchnitt den Freunden unterhaltender Lectüre, wofern ſie nur einige aſtronomiſche Vorkenntniſſe haben, ſehr empfehlen, ſo wie wir denn auch im Ganzen glauben, daſs Dilettanten faſt das ganze Buch wegen der bekannten angenehmen Schreibart des Vfs. und ſeines Talentes, die Gegenſtände auf eine ſehr klare Weiſe darzuſtellen, mit Vergnügen und Belehrung leſen werden. Das Einzige, was wir bedauern müſſen, ſind die häufigen Druckfehler, die indeſs nur bey den analytiſchen Formeln einen vorzüglich ſchlimmen Eindruck machen. Wir hätten vielleicht noch einer Frage erwähnen ſollen, welche, wie es ſcheint, von Einigen im Ernſte aufgeworfen iſt: Ob wir denn durch die Verſuche des Vfs. etwas Gewiſſeres über die Rotation der Erde erfahren haben? — O nein! — Dieſe kannten wir ſchon vorher mit einer Sicherheit, die keines Zuwachſes mehr fähig war. — „Aber wozu denn dieſe Verſuche?“ — Rec. fällt hiebey das Urtheil eines alten Compilators über *Schillers* Jungfrau von Orleans ein; — wir hätten, meinte dieſer, die ganze Geſchichte ja ſchon vollſtändig gekannt, und *Schillers* corrupte und unwahre Darſtellung könne der Geſchichtsforſchung mehr ſchaden, als nützen; *Schiller* hätte alſo ſeine Zeit wohl beſſer anwenden können! — Rec. ward bey dieſem Urtheile etwas unheimlich, und faſt entſchloſs er ſich ſogleich ein Feldchen Kohl zu pflanzen, damit *er* wenigſtens *ſein* vollendetes Tagewerk am Abend *in natura* vorzeigen könne; denn, dachte er, wenn das geſchieht am grünen Holz: was wird am dürren werden!

i. e. e.

a) Kiel, in d. akad. Buchh.: *Über die ſtrengen Winter der letzten zwanzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts.* — Der Geſchichte der ſtrengen Winter zweyte Abtheilung. Von *C. H. Pfaff*, Prof. der Med. und Chem. zu Kiel u. ſ. w. 1810. VIII und 132 S. 8. und 2 Tabellen. (20 gr.)

b) Kiel, b. Heſſe: *Über den heiſsen Sommer von 1811 nebſt einigen Bemerkungen über frühere heiſser Sommer.* Eine akademiſche Gelegenheitsſchrift von *C. H. Pfaff*, Prof. u. ſ. w. 1812. VIII und 110 S. 8. und 4 Witterungstabellen. (20 gr.)

Die erſte Abtheilung von Nr. 1 iſt ſchon 1811 No. 60 in dieſen Blättern angezeigt worden; dieſe zweyte Abtheilung handelt nun von den kalten Wintern 1783 bis 84, 1788 bis 89, 1794 bis 95, 1798 bis 99, 1799 bis 1800, und theilt dann allgemeine Reſultate mit. Da die Nachrichten, ſo wie Hr. *Pf.* ſie geſammelt dargeſtellt hat, eigentlich keinen Auszug erlauben: ſo heben wir nur einige Bemerkungen aus, welche als Beweis dienen können, wie viele einzelne intereſſante Reſultate ſich aus dieſen zuſammengeſtellten Beobachtungen ergeben. — Eine ſolche Bemerkung iſt die, daſs mehrmals die Kälte, nachdem ſie ihr Maximum erreicht hat, ganz plötzlich nachläſst und manchmal ſogleich Thauwetter erfolgt. So fieng vom 31 Dec. 1783 bis zum 1 Jan. das Thermometer in Laon um 12 Grade, und an anderen Orten ſogar vom 31 Dec. bis 2 Jan. um 17 Grade; und eben ſo änderte ſich 1798 am 28 Dec. in Carlsruhe die Temperatur vom Morgen bis zum Mittage um mehr als 18 Grade, doch ohne daſs darum die folgende Nacht auffallend gelinde geweſen wäre, ſondern dieſe war wieder um 12 Grade kälter, als es an jenem Mittage geweſen war. Ein ähnlicher ſchneller Wechſel wird unſeren Leſern aus dem Winter 1808 bis 1809 noch erinnerlich ſeyn, wo auf den gröſsten Grad der ſehr ſtrengen Kälte am folgenden Tage Thauwetter folgte. — Eine andere intereſſante Bemerkung iſt die, daſs die Zeitpuncte der gröſsten Kälte und der auffal-

lenden Abnahme der Kälte so oft an allen Orten nahe übereinstimmen, und noch öfter regelmäfsig an einigen Orten, nämlich nach einer gewissen Gegend zu regelmäfsig später, eintreten. Doch der Vf. hat selbst diese Bemerkungen gesammelt und sie der Geschichte der kalten Winter angehängt. Wir werden aus diesen Bemerkungen Einiges ausheben, und erwähnen von der Vergleichung der kalten Winter nur noch das, dafs der von 1788 unter allen kalten Wintern des 18 Jahrhunderts der strengste war, und dafs nur der von 1709 ihm diesen Rang einigermafsen streitig macht.

Die Resultate der einzelnen Beobachtungen, so weit sich solche geben lassen, machen einen eigenen Abschnitt am Schlusse des Buches aus. Die vorzüglich strengen Winter sind für ganz Europa strenge; in solchen Wintern herrscht Nordost- und Ost-Wind; die Kälte scheint fortschreitend von den nordöstlichen zu den südlichen und westlichen Ländern fortzugehen; die strenge Kälte trifft meistens gegen Ende Decembers oder im Anfang des Januars; sie dauert gewöhnlich einen halben oder ganzen Mondwechsel durch; ihr Maximum dauert kurze Zeit, und nach dem Maximum nimmt die Kälte mit plötzlich eintretendem Südwinde weit schneller ab, als sie vorher zunahm. Der strengsten Kälte geht immer eine Schnee-Periode voran, — Hr. *Pf.* erklärt sehr gut, warum dieses der Fall sey. Die strengste Kälte trifft nie mit dem höchsten Barometerstande zusammen, sondern meistens, nachdem das Barometer schon angefangen hat zu fallen. Hr. *Pf.* macht hiebey eine Bemerkung über das Entstehen des Südwindes kurz nach dem Maximo der Kälte, die Rec. nicht einleuchten will. Dafs der Nordwind die Luft im Süden *anhäufe*, und dafs sie nun also zurückfliefsen müsse, ist wohl immer eine gewagte Behauptung; der Wind hat im Grofsen doch wohl mehr Ähnlichkeit mit einem Strome als mit Wellen, und dann liefse sich jene Behauptung wohl nicht gut vertheidigen; und ferner: sollte die Luft, die nirgends eingeschlossen ist, nicht einen anderen Weg zur Herstellung des Gleichgewichts finden, als gerade ein Zurückströmen? sollte nicht, wie es bey Versuchen im Kleinen geschieht, und wie es nach Gesetzen der Hydraulik seyn sollte —, ein Luftstrom in höheren Regionen rückwärts fliefsen? — So viel ist wenigstens wohl gewifs, dafs die durch die Kälte verminderte Elasticität der Luft in der Nähe der Erde kein Herzuströmen der warmen Luft veranlassen kann, und da das ziemlich gut erwiesen ist: so müssen wir uns nach anderen Gründen für dieses schnelle Abfallen der Kälte umsehen. Es wäre, ehe man hierüber andere Hypothesen wagt, wichtig, die zwey Fragen beantwortet zu sehen, ob der Südwind gewöhnlich vor dem Steigen der Temperatur eintritt, und ob das Thauwetter in südlichen Gegenden zu solcher Zeit eher eintrat, als in nördlichen Gegenden. — Rec. hat zuweilen Gründe gefunden, um auf die letzte Frage: nein! zu antworten, gesteht aber, dafs es ihm bis jetzt an Gelegenheit und Zeit, sehr vollständig die nöthigen Vergleichungen anzustellen, gefehlt hat. Hr. *Pf.* würde sich das Verdienst erwerben können, diesen Gegenstand noch näher aufzuklären.

Hr. *Pf.* bemerkt ferner, dafs über die periodische Wiederkehr kalter Winter sich bis jetzt gar nichts sagen lasse. Weder die 19jährige Periode treffe zu, noch die 100jährige [bey der letzten könnte man ohnehin wohl mit allem Rechte fragen, wie unser Zehn-Finger-System zu der Ehre kommen sollte, dafs die Witterung sich dänach richte]. Ferner, dafs seit 30 Jahren die kalten Winter zwar häufiger als kurz vorher gewesen sind, aber dafs auch mehr heifse Sommer Statt gefunden haben, also keine Abnahme der mittleren Temperatur angenommen werden kann.

Die 2 Tabellen stellen die Hauptbeobachtungen, welche man in den einzelnen kalten Wintern in verschiedenen Ländern angestellt hat, in einer Übersicht dar.

Nr. 2 fängt mit einer Darstellung der in dem merkwürdigen Sommer von 1811 zu Kiel beobachteten Witterung an, und theilt dann Nachrichten aus anderen Gegenden mit, die aber nur dürftig ausfallen konnten, weil genaue und vollständige Beobachtungen von anderen Orten noch nicht öffentlich bekannt geworden waren. Die dann folgenden Nachrichten von früheren heifsen Sommern von 1684 bis 1778 (unter denen der von 1705 sich besonders auszeichnete) sind sehr kurz, die Nachrichten von den folgenden heifsen Sommern (1783, 1788, 1793, 1798, 1800, 1802, 1803, 1807, 1808) sind ausführlicher, vorzüglich die von 1783, wo die Beobachtungen über den merkwürdigen Höhenrauch besonders vollständig mitgetheilt sind.

Auf diese Beobachtungen, die keinen Auszug erlauben, folgen einige allgemeinere Bemerkungen. Trockenheit, Ostwind, heiterer Himmel sind allen heifsen Sommern eigen; die Tendenz eines Sommers zu Hitze und Trockenheit kündigt sich gewöhnlich im May an, der Juni pflegt kühler, der Juli aber der heifseste Monat zu seyn. — Was Hr. *Pf.* über die Übereinstimmung der Umstände in sehr strengen Wintern und in sehr heifsen Sommern sagt, ist bemerkenswerth, und es wäre wohl einer Frage werth, ob das schnelle Übergehen der Winterkälte in Thauwetter nicht dem schnellen Abkühlen bey Gewittern analog ist. — Bestimmte Perioden für die Wiederkehr heifser Sommer hat man noch nicht aufgefunden; alle Vorausverkündigungen der Art sind durchaus — bis jetzt nämlich — trüglich. Etwas mehr Glauben verdient die Regel, dafs auf heifse Sommer strenge Winter folgen. Die Erfahrung zeigt, dafs unter 4 heifsen Sommern etwa 3 einen kalten Winter in ihrem Gefolge hatten; daher vermuthete auch Hr. *Pf.* (und Rec. gesteht, dafs er selbst es vermuthete), dafs der letzt verflossene Winter strenge seyn würde, was doch nur im südlichen Europa einigermafsen, im nördlichen aber durchaus nicht der Fall gewesen ist. — Was über die vorherrschende Trockenheit und die damit vergesellschafteten heifsen Sommer und strengen

Winter während der Periode der Seltenheit der Nordlichter gesagt wird, ist merkwürdig; aber doch noch nicht so entscheidend, dass man sicher einen Zusammenhang annehmen dürfte.

Dieses mag zur Empfehlung dieser kleinen Schrift genug seyn; wir würden uns freuen, wenn Hr. *Pf.* sich entschlösse, tiefer in diesen Gegenstand einzugehen, und aus der sorgfältigen Vergleichung der vorhandenen Beobachtungen, ins Detail eingehend, Folgerungen abzuleiten, die sich bey ernstlichem Forschen fast ohne Zweifel darbieten würden.

i. e. e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schulschriften. 1) *Halberstadt*, b. Dölle: *Einladung zur öffentlichen Prüfung der ersten Classe der Martini-Schule* (in Halberstadt) *d. 5 Oct. 1809. Nebst einigen Vorworten, als Anfang einer öffentlich zu gebenden Rechenschaft der Lehrer.* Von D. *C. G. W. Lehmann*, Rector d. M. Sch. 20 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Einladung zum Examen der Seminaristen der M. Sch. u. s. w. d. 24 April 1812. Voran eine kurze Übersicht des zur Bildung der Seminaristen eingeschlagenen Weges*, — von *C. G. W. Lehmann, R. d. M. Sch.* 28 S. 8.

3) Ebendaselbst: *Von dem guten Geiste der Schulen. Angehängt sind drey von L. A. Seneca's Briefen* (41, 43 *und* 44), als Probe einer Übersetzung derselben. *Von* D. *C. G. W. Lehmann*, u. s. w. 68 S. 8.

Schulschriften, welche um so mehr eine rühmliche Erwähnung verdienen, je seltener die daraus hervorleuchtende Gelehrsamkeit, Sachkenntniss, Bescheidenheit und Humanität des Vfs. angetroffen werden. Der höchst achtungs- und liebenswürdige Charakter seines Lehrers, des verst. Rectors der halberstädter Domschule, *Fischer*, scheint ganz auf Hn. *L.* übergegangen zu seyn, und wir können nicht umhin, seiner Vaterstadt (er ist aus Halberstadt gebürtig) zu einem so würdigen Schulvorsteher Glück zu wünschen.

Leider mussten nur seit Michaelis 1809 seine einsichtsvollen Bemühungen auf künftige Elementarschullehrer eingeschränkt werden, indem seit dieser Zeit kein Schüler mehr sich dem gelehrten Stande widmete, sondern alle, dem Drang der Zeitumstände nachgebend, entweder Kriegsdienste nahmen, oder in das bürgerliche Geschäftsleben eintraten. Musterhaft ist die Selbstverleugnung, mit welcher der Vf. sich in diese neue Bestimmung seiner Thätigkeit ergab, und wahrhaft gross und edel ist der Gesichtspunct, in welchen er dieses sein Geschäft stellt. „Wahrlich!" sagt er mit Recht, „es gehört sehr viel und weit mehr dazu, als die Meisten sich einbilden; und man findet wohl eher zehn tüchtige Lehrer für höhere, als einen Einzigen für Elementar-Schulen. *Die reinste Achtung und grösste Aufmunterung von Seiten des Staats verdient daher der Elementar-Schullehrer, der das ist, was er seyn soll.*" Die Art des Unterrichtes, welchen Hr. *L.* seinen Seminaristen ertheilt, ist durchaus lobenswerth, und die von ihm angeführte Literatur der Erziehungsschriftsteller so ziemlich vollständig, indem man nur wenige in diesem Fach bekannte Namen, z. B. den des trefflichen *Plamann*, Vorstehers einer blühenden Erziehungsanstalt nach pestalozzischer Art in Berlin, vermisst. Der Denker zeigt sich auf jeder Seite dieser Schriften, in seiner Behandlung der Grammatik, der Mathematik, der Religion u. s. w. Nirgend todter Mechanismus; überall selbstthätiges, von dem Lehrer weise geleitetes Eindringen der Schüler in den vorliegenden Gegenstand, und Beziehung der einzelnen Kenntnisse auf das Allgemeine theils der Wissenschaft, theils des Lebens. Den Mangel antiquarischer Kenntnisse bey seinen künftigen Elementarschullehrern suchte Hr. *L.* durch das Lesen *deutscher Classiker* zu ersetzen. Er las mit ihnen, „was er vorzüglich geeignet fand, ihren Verstand zu bilden, ihr Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne zu erhöhen, ihre Gesinnung zu veredlen, und ihrem Charakter, wie Gestalt, so Festigkeit und Bestand zu geben." „Der Gott," sagt er sehr richtig, „der die Alten begeisterte, wer war er anders, als ihr eigenes gereiftes Nachdenken über Menschen, Menschenbestimmung, menschliche Angelegenheiten u. s. w., als ihr Gemüth, empfänglich für alles Wahre, Gute und Schöne? Und wie Mancher unserer deutschen Autoren hat sich jenen Geist anzueignen, und dieses Gemüth in sich zu schaffen und zu bilden verstanden!" —

Nur der Raum verbietet, noch ausführlichere Stellen aus der letzten dieser Schulschriften, welche auch in den grösseren Buchhandel gekommen ist, auszuheben. Sie stellt das klar und gross gezeichnete Idealbild einer Schule auf, und verdient die innigste Beherzigung jedes Schulmanns, sowie die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten, und die Liebe jedes Menschenfreundes. Kein Orbilius mit dem Strafwerkzeuge in der Hand poltert hier; man glaubt einen Sokrates zu hören, der die Menschen über die so wichtige Angelegenheit der Erziehung belehrt.

So sehr diese Schrift die grössere Bekanntwerdung verdiente, die ihr zu Theil geworden ist: so wünschten wir doch auch die übrigen Progamme und Erziehungsschriften des Vfs. durch eine Sammlung, bey welcher blos örtliche Dinge weggelassen würden, vor dem Untergange sicher gestellt. Sie würden neben den ähnlichen Werken eines *Gedike* und weniger Anderer einen ehrenvollen Platz einnehmen.

Was die Probeübersetzungen aus Seneca betrifft: so sind sie allerdings wohlgerathen; allein bey der vielfachen Affectation, woran dieser Schriftsteller, zumal in seinen Briefen, leidet, wünschen wir nicht, dass Hr. *L.* seinen glücklichen Fleiss grade diesen widme; besonders da die erst 1799 erschienene Übersetzung derselben von *Klotzsch* noch immer brauchbar ist. Eher würden wir ihm die eigentlich philosophischen Werke Seneca's empfehlen, die eine lesbare Verdeutschung noch erwarten.

Endlich müssen wir eines Druckfehlers erwähnen, und zwar deshalb, weil er und ähnliche bey manchen anderen Schriftstellern dieser Zeit eigentlich Schreibfehler sind, die von einer unvollkommenen Kenntniss der Muttersprache, und thörichter Verachtung des Sprachgebrauchs herrühren. Man liest nämlich S. 19 des 2 Programms *Rechnen-Unterricht*. Diese Schreibart ist eben so undeutsch, als die gleichfalls nicht seltene: *Zeichnenlehre* u. d. gl. So wie *Naturlehre* die Lehre von der Natur, *Maschinenlehre* die Lehre von den Maschinen anzeigt: so bedeutet *Rechenkunst* eigentlich die Kunst der Rechen, d. h. der Rechnungen, von dem altdeutschen Wurzelworte *rache* oder *reche*, *causa*, *ratio*, sowie *Zeichenkunst* die Kunst der Zeichen (von Körpern, oder die ihrer Abbildungen) u. s. w. Nur *nomina substantiva* aber werden mit anderen *Substantivis* unverändert zusammengesetzt. Will man ein Verbum mit einem *substantivum* verbinden: so verliert das Verbum sein End-N, ja öfters auch das damit verbundene E, wie in den Wörtern *Lesebuch*, *Schreibmeister* u. s. w. Eine Art von *status constructus*. Es müsste also wenigstens *Rechne-Unterricht* heissen. Allein so spricht Niemand.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 OCTOBER, 1812.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Bemerkungen über die französische Armee der neuesten Zeit, oder der Epoche von 1792 bis 1807.* Nach dem handschriftlichen franz. Originale von dem Vf. desselben deutsch bearbeitet. 1808. 150 S. 8. (12 gr.)

Gewohnt, in den französischen Heeren sich einen Haufen unregelmäfsiger Bürgersoldaten zu denken, so wie in den Preussen die Sieger bey Rofsbach und Leuthen, staunte Jedermann, als die letzteren im J. 1806, wie durch Einen Schwerdtstreich vernichtet, beynahe aus der Reihe der europäischen Kriegsmächte verschwanden. Man bestrebte sich, die Ursachen jener Unfälle aufzusuchen, um wenigstens für die Zukunft den Zauber zu beschwören, der die Kräfte fast aller deutschen Truppen gelähmt hatte. Auch der Vf. des vorliegenden Werks geht von diesem Gesichtspuncte aus, indem er — was auch Andere schon früher gethan hatten — den Hauptquellen der gegenwärtigen französischen Übermacht nachspürt, und die Hauptgründe ihrer ununterbrochenen Siege zu entwickeln sich bemüht. Mit Recht findet er diese in der *Überzahl*, durch die es den Franzosen stets möglich ward, ihre Gegner durch gleichzeitige Angriffe auf mehreren Puncten zu schwächen, während sie durch die Menge umfafst und erdrückt wurden. Dieses war der Fall in den früheren Feldzügen am Rhein, in den Niederlanden und in Italien, so wie späterhin in Deutschland, wo diese übermäfsigen Heere, noch durch das Genie eines grofsen Mannes geleitet, nothwendig Wunder bewirken mufsten. Selbst dann noch, wenn die Anstrengungen der Menge an der unerschütterlichen Standhaftigkeit Weniger scheiterten, wenn die wiederholten Angriffe der durch mancherley Mittel aufgeregten Franzosen fruchtlos abgeschlagen wurden, wufste der Feldherr den strategisch schwächsten Punct fest zu halten, und indem er plötzlich eine bedeutende Masse auf ihn warf, den Feind zu durchbrechen. So siegten die französischen Heere in den beiden österreichischen und in dem preussischen Kriege, und ihre Gegner waren gewöhnlich schon geschlagen, ehe eine Flinte losgeschossen ward.

Die Mittel, welche die Franzosen während und nach dem Revolutionskriege zum Siege führten, sind hier gut aus einander gesetzt. Sie waren: zahllose, höchst bewegliche Heere, von guten Köpfen angeführt — weil die mittelmäfsigen Heerführer immer eben so schnell wieder vom Kriegsschauplatz verschwanden, als sie erschienen —, eine ungeheure Ausdehnung der Operationslinie und ungewöhnliche Unternehmungen, nur bey den Franzosen und unter diesen Umständen ausführbar. Oft schien auch blofs das unwandelbare, das eiserne Schicksal zu walten, wenn Unternehmungen, die den ersten Grundsätzen der Kriegskunst widersprachen, sey es durch die Fehler des Feindes, oder durch irgend einen Zufall, dennoch gelangen.

Unrichtig ist S. 97, „dafs der französische Soldat unter allen auf der Welt wohl der mindest geschickte beym Laden des Gewehrs" sey. Gerade das Exerciren mit dem Gewehr wird stets und allein geübt, die Kunst der Evolutionen aber im Ganzen vernachlässigt, und durch die natürliche Gewandtheit der Nation ersetzt. Die Construction des französischen Gewehrs ist ohne Zweifel sehr zweckmäfsig, und eignet es zum Zielen und richtigen Schiefsen mehr, als das deutsche Soldatengewehr, dessen hier als Vorzüge angegebene Eigenthümlichkeiten es nur zum schnellen Feuern und zum Gebrauche in der Nacht geschickt machen. N. M. M.

DRESDEN, b. Arnold: *Anweisung zum richtigen Erkennen und genauen Abbilden der Erdoberfläche, in topographischen Charten und Situationsplanen.* Von *J. G. Lehmann*, königl. sächs. Major, Adjoint im königl. Generalstabe und Plankammer-Director. Mit 7 Kupfertafeln. 1812. VIII und 54 S. 4. (2 Rthlr. 18 gr.)

Der verdiente und bey weitem nicht genug gekannte Vf., der mit einem seltenen strategischen Überblick des Terrains eine vollkommene Fertigkeit, dasselbe in Rifsen darzustellen, vereinte, hat hier das Resultat seiner Erfahrungen und Grundsätze über Zeichnung der Situationsplane zusammengetragen, und Hr. *Fischer* hat dadurch dem militär. Publicum einen grofsen Dienst geleistet, dafs er die Herausgabe dieser Blätter nach dem Tode des Vfs. veranstaltete. Man findet hier 1) eine allgemeine Übersicht derjenigen Gegenstände, welche in Charten und Planen abgebildet werden; 2) die Theorie der Bezeichnung des Terrains, und besonders der Abdachungen der Gebirge, und endlich 3) eine Anweisung zu Beurtheilung topographischer Rifse.

Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über die Entstehung des Terrains und seiner besonderen Eigenheiten, sowohl der natürlichen als zufälligen (d. h. durch Menschenhände hervorgebrachten), fährt der Vf. S. 20 fort: „Kein Gegenstand auf der Erdoberfläche ist also ganz zufällig da; jeder hat in den Nebengegenständen zum Theil den Grund seines Daseyns, sei-

ner Gröfse, Beschaffenheit, Form und Lage. Je besser wir wissen, wie diese Umstände ihn bestimmen: desto leichter können wir aus seinen gegebenen Eigenschaften auf die unbekannten schliefsen; daraus entsteht denn jene rationelle Terrainkunde, die allezeit, im Kriege bey den Heerführern über das Schicksal der Kriegsheere und Staaten, und im Frieden bey den Regenten über den bürgerlichen Wohlstand ihrer Völker entschieden hat. Diese Kunst läfst den Geübten schon beym Anblick einer richtigen Generalcharte das topographische Detail des Landes errathen, läfst ihm nach dem perspectivischen Anblick einer Landschaft, wo ein kleiner Gegenstand oft hundert andere und gröfsere verdeckt, das Ganze in der Einbildung von oben herab sehen, so dafs das Land wie eine Charte, und alle Dinge in ihrem richtigen Verhältnisse erscheinen. Der Terrainkenner von dieser Art weifs im Kriege die Angaben der Landeseinwohner und Ausspäher über die Beschaffenheit des Landes in ein Bild zu ordnen, sieht, was noch fehlt und was er noch zu erfragen hat, weifs zu vereinigen, was nicht passen will, zu berichtigen, was sich zu widersprechen scheint, und erfährt so mit Sicherheit und ohne grofsen Aufwand physischer Kräfte und Mittel das Innerste der Stellung seines Gegners. Der Terrainkenner, der durchaus Ursache und Wirkung in der Bildung des Landes erkennt, übersieht *demnach* in den fremden Staaten den Zustand der Regierung und aller ihrer Kräfte, den Zustand der Künste und Wissenschaften; — die Vergangenheit und die Zukunft." (?) —

Bey Bezeichnung der Berghänge setzt der Vf. das Verhältnifs der Breite des schwarzen Striches für 5° Abdachung wie 1 zu 8, und bey 40° Abdachung wie 8 zu 1, woraus sich jenes für alle dazwischen fallenden Buschungen von selbst ergiebt. „Die Striche müssen zugleich so stark seyn, dafs man bey der kürzesten Gesichtsweite, in welcher das gesunde Auge am schärfsten unterscheidet, noch ihr Breitenverhältnifs deutlich erkennen und schätzen möge. — Sie müssen so lang gemacht werden, als es die Geschicklichkeit der Hand erlaubt, denn dabey fördert die Arbeit am besten; sie müssen aber auch wiederum so kurz seyn, dafs sie an den Orten, wo sie nicht parallel liegen können, weder an dem einen Ende zu stark, noch an dem anderen zu fein ausfallen." — Der Vf. lehrt nun die wirkliche Zeichnung der Gebirgsflächen nach Beschaffenheit ihrer gröfseren oder geringeren Abdachung, theils nach Modellen von Gyps, theils nach der Natur, wo zugleich die Bestimmung der Gröfse der Abdachungen angewiesen wird. Sehr wahr sagt er, dafs sich die Fertigkeit in Schätzung der Neigungswinkel und der Formen der Berge schnell genug und in einem hinreichenden Grade erwerben lasse, um mit Zuverlässigkeit darüber urtheilen zu können. Wirklich fand *Lehmann* wohl nicht leicht seines Gleichen in militärischer Übersicht des Terrains. Die von ihm angegebenen Regeln zu Beurtheilung topographischer Zeichnungen und Charten tragen daher durchgehends das Gepräge praktischer Anwendbarkeit, obgleich hie und da die gallsüchtige Gemüthsstimmung des Vfs. hervorblickt, die theils in seiner schwankenden Gesundheit, theils auch in dem mancherley ungerechten und schiefen Tadel seiner Theorie ihren Grund hatte. Die beygefügten Kupferplatten erfüllen in Hinsicht der Genauigkeit des Ausdrucks und der Schönheit des Stichs jede Foderung. N. M. M.

Jena, b. Göpferdt: *Anleitung zur mathematisch-topographischen Zeichnungslehre*, zum handleitenden und Selbst-Unterricht, nach einem eigenen Systeme bearbeitet von *J. L. J. v. Gerstenbergk*, der W. W. Dr. u. Prof. zu Jena, der gesammten herzogl. sachs. weimarischen Lande verpflichtetem Geometer, Feld- und Güter-Taxator, Strom- und Mühlen-Baumeister u. s. w. Mit 5 Kupfertafeln. 1808. XXII u. 360 S. 8. (4 Rthlr.)

Dieses Werk, des für sein Fach mit unermüdlicher Thätigkeit arbeitenden Vfs., ist anstatt der gewöhnlichen Dictaten für den Unterricht der Studirenden in den Kriegswissenschaften bestimmt. Im 1 Abschnitt beschreibt der Vf. zuerst die verschiedenen Werkzeuge des Zeichnens: Cirkel, Lineale, Reifsfedern, Reifsbreter u. s. w., wobey zugleich die Verfertigung eines geradlinigten Transporteurs gelehrt wird. Dann geht er zu der Zubereitung der Farben über, und giebt endlich die bey wirklicher Ausarbeitung der Zeichnungen zu beobachtenden Grundsätze an. Der 2 Abschnitt handelt von der Zeichnung der in einem Plane vorkommenden Gegenstände. Die *zweyte Abtheilung* des Werks beschäftigt sich mit der Zusammensetzung der einzelnen Theile zu einem vollkommenen Ganzen. Bey den Flüssen soll die Schattenseite nach S. 160 mit einer stärkeren Linie abgesetzt werden; es dürfte aber wohl der Sache angemessener seyn, nach *Lehmanns* Vorschrift das steile Ufer, wo immer tiefes Wasser fliefst, durch eine starke Linie anzudeuten, das niedrigere, sich in das seichte Wasser verlaufende hingegen mit einem feinen Strich zu bezeichnen. Ohne *Lehmanns* Ideen über die Darstellung der Abdachungen der Gebirge zu kennen, war Hr. *v. G.* zu derselben Zeit auf eine ähnliche Idee gerathen, nämlich jene durch verschiedene Stärken der Striche im Verhältnifs ihrer Abdachungswinkel zu bezeichnen. Rec. enthält sich, die hier aufgestellten Grundsätze dieser Bezeichnungsweise auszuziehen, weil sie nothwendig im Werke selbst nachgelesen werden müssen. Sie sind durchaus gut und anwendbar, sobald man nur nicht mehr Schärfe verlangt, als eine etwas eingeübte Hand zu leisten vermag, wie S. 194 mit Recht bemerkt wird. Das S. 86 und 195 vorgeschlagene Schneiden der Federn nach der Breite der zu machenden Bergstriche wird die genauere Verfertigung der letzteren sehr erleichtern; zweckmäfsig ist auch die Methode des Vfs., die Abdachungen der Berge zu messen, sie scheint uns vortheilhafter als die *lehmannsche*. Alle übrigen, von Hn. *v. G.* gegebenen Vorschriften über das Auszeichnen der einzelnen Theile eines Situationsrisses, so wie über die Zusammensetzung derselben nach der Bestimmung des letzteren leiden keinen Auszug, sind

aber höchst zweckmäßig; und Rec. darf das Werk, ungeachtet des etwas unbehülflichen Stils, mit Recht zur Anweisung empfehlen. Die auf dem Titel angekündigte topographische Beschreibung und Darstellung des Schlachtfeldes bey Jena fehlt, und soll, nach der Äuserung des Vfs., als ein besonderes Werk erscheinen. N. M. M.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Grundzüge der reinen Strategie*, wissenschaftlich dargestellt von *August Wagner*. Mit 2 Kupfertafeln. 1809. XVI u. 104 S. 8. (16 gr.)

Es war eine verdienstvolle Idee des Vfs., die strategischen Grundlehren in einer systematischen Ordnung zusammenzustellen, indem er *Strategie* und *Taktik* in sofern von einander absondert, als jene die Marsch- und Lager-Kunst im weitläuftigen Verstande, diese aber blos die Elementar- und die auf das Gefecht sich beziehenden Bewegungen der Truppen begreift. Mit Unrecht beschränkte *Bülow* die taktischen Bewegungen auf die Weite des feindlichen Kanonenschusses; man wird vielmehr gern dem Vf. beyfallen, „dass alle Bewegungen taktisch sind, wobey auf den einzelnen Soldaten, als Individuum, Rücksicht genommen wird, während die Strategie grosse Massen als einzelne Ganze betrachtet."

Hr. *W.* handelt nun in 7 Capiteln vom Operationsobject; von der Basis und Operationslinie; von den allgemeinen Grundsätzen der Schlachten; von dem Operationsplane eines Feldzugs, wo der von 1806 als Beyspiel aufgeführt wird; von den Festungen und vom Vertheidigungskriege. Unmöglich kann Rec. mit Hn. *W.* übereinstimmen, wenn er S. 29 annimmt, ein Polygon ohne Äusenwerke erfodere bey

6 Seiten	2400	Mann	Besatzung,		30000	Mann	zum	Angriff,	und	halte	sich	20 Tage
7 —	3000	—	—		40000	—	—	—	—	—	—	24 —
9—11 —	5000	—	—		50000	—	—	—	—	—	—	30 —
12 u. s. w. —	6000	—	—		60000	—	—	—	—	—	—	42 —

nach eröffneter Transchee. Es treten hier so viele und mancherley Umstände ein, dass sich durchaus kein richtiger Massstab annehmen lässt. Auch ist es nicht immer nothwendig, sich durch Belagerung der Festungen aufzuhalten, wenn man den Feind geschlagen hat. *Souwarow* verlor 1799 in Italien grösstentheils die Früchte seines Sieges, weil er sich zerstückelte, um Alexandrien, Tortona und Mantua zu belagern, anstatt erst *Moreau* und dann *Macdonald* aufzureiben. Dem 4 Capitel, welches die *allgemeinen Grundsätze über die* (der) *Schlachten* begreift, wird Niemand seinen Beyfall versagen, besonders dem, was hier über den Muth und über die möglichst schnelle Ausführung seiner Entwürfe gesagt wird. Die S. 46 angegebene Stellungsart ist auch schon von dem Prinzen *de Ligne* vorgeschlagen worden. Sie besteht in kleinen, aus Compagnieen formirten Colonnen, die sechs Mann breit sind, und durch hinterwärts Zusammenschwenken der beiden Flügel entstehen. Ihre Formirung hat eben so wenig Schwierigkeit als ihr Aufmarsch, und sie gewähren die Vortheile der Colonne und des Quarrees, ohne die Nachtheile beider zu haben. Den S. 45 erwähnten Doppelhaken aber würde Rec. nicht allzu lange Büchsen vorziehen, welche hinreichende Eisenstärke zu einer starken Ladung haben, und zwey bis drey Loth Bley schiessen müssten. Sie wären beweglicher als die Doppelhaken, und es bedürfte nichts, als einer blosen Gabel, wie sie die alten Musquetiere führten, um den Schuss mit Zuverlässigkeit thun zu können. In Absicht der Anordnung der Festungen kann Rec. sich nicht enthalten, den Tenaillen oder dem sogenannten Angular-System den Vorzug vor den Bastionen zuzugestehen. Jenes gewährt mehrere Vortheile, welche den letzteren abgehen, und es ist kein Zweifel, dass durch eine zweckmäßige Anbringung der Casematten bey demselben dem Belagerer die Erbauung der Breschbatterien gar sehr erschwert werden muss. Es ist daher in der That unbegreiflich, wie man noch so sehr an früheren Vorurtheilen hängen, und das von *Cormontaigne* verbesserte *vaubanische* System als das einzig brauchbare ansehen kann. Das 7 Capitel vom *Defensivkriege* enthält sehr viel Wahres und Beherzigungswerthes. Wir heben nur Eine Stelle aus, mit der wir auch diese Anzeige beschliesen: „Es stehen einem denkenden und thätigen Befehlshaber im Kriege unzählige Mittel zu Gebote, die ihm günstig seyn können, und es wird nicht leicht einen Fall geben, welcher ein unvermeidliches Unglück herbeyführen müsste, es wäre denn, dass man sich auf der taktischen und strategischen Defensive zugleich befände, d. h. dass man in Absicht aller Elemente, aus welchen die Stärke der Armee entsteht, von seinem Feinde übertroffen würde; aber in diesem Falle sollte man gar nicht kriegen, sondern nachgeben."

N. M. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Breslau*, b. Korn: *Über die gemeinschaftlichen Fehler vieler Festungen, nebst einigen Vorschlägen, denselben abzuhelfen.* Von einem königl. preuss. Officier. Mit 1 Kupfer. 1809. 72 S. 8. (12 gr.) Seit *Vaubans* Zeiten hat man zwar mancherley Vorschläge gethan, die Festungen stärker und haltbarer zu machen; allein sie sind entweder gar nicht befolgt worden, oder man hat sich der in den Händen befindlichen Mittel nicht immer auf eine zweckmäßige Weise bedient, um dem mit Nachdruck angreifenden Feinde einen verhältnismäßigen Widerstand entgegenzusetzen. Drey Dinge sind es hauptsächlich, welche die Übergabe einer jeden, selbst der besten Festung beschleunigen: Mangel an irgend einem zur Vertheidigung unentbehrlichen Bedürfnisse; Unwissenheit des Commandanten, oder Muthlosigkeit desselben und der Besatzung. Die beiden letzteren gehen gewöhnlich Hand in Hand, und sie allein sind die Veranlassung zu dem Bombardiren des inneren Raumes, um durch die Zerstörung der Häuser auf das Gemüth der

Einwohner und der Besatzung zu wirken. Schon im grofsen niederländischen Freyheitskriege bediente man sich der *Bomben* und *glühenden Kugeln* häufig, um die Häuser der Stadt anzuzünden, und Gröningen ward 1594 förmlich bombardirt. Es ist daher ein Irrthum, wenn der Vf. S. 7 die Belagerungen von Peschiera und Gaeta als die Epoche des erwähnten Gebrauchs der Bomben angiebt; schon 1706 in der Belagerung von Turin wurden 20945 Bomben in die Stadt geworfen. Späterhin, nachdem man dieses Mittel mehrmals vergebens gegen einen entschlossenen Commandanten angewendet hatte, bediente man sich desselben seltener, und gewöhnlich nur als eines Versuchs, wenn es vielleicht an anderen Bedürfnissen fehlte, die Übergabe der Festungen zu erzwingen. S. 12 werden die gewöhnlicheren Fehler der Festungen angeführt: „Mangel an sicheren und bombenfesten Gewölbern; zu enge Festungswerke; zu niedrige Wälle(?); schlecht unterhaltenes Geschütz; zu grofse Nähe der Vorstädte am Glacis.“ Gegen diese Mängel werden S. 18 einige Mittel vorgeschlagen, unter welchen 1000 Schritt vor dem Glacis liegende geschlossene Schanzen das vornehmste sind. Diese detaschirten Werke sind allerdings sehr zweckmäfsig, den Feind länger von dem bedeckten Wege entfernt zu halten, sobald sie im Profil stark genug sind, und eine hinreichende Besatzung fassen, damit sie nicht sogleich weggenommen werden können. Keineswegs aber sind sie im Stande, die Häuser gegen die feindlichen Bomben und Granaten zu schützen, da man sie ohne alle Unbequemlichkeit bis auf 3000 Schritt werfen kann, wie die bey Mainz u. a. a. O. gemachten Erfahrungen zur Genüge beweisen. — Jedes dieser detaschirten Werke soll nach S. 22 mit 10 Kanonen und 5 Haubitzen besetzt werden, welches nach den vorhergehenden Voraussetzungen für sie allein 135 Geschütze erfodert; eine so bedeutende Anzahl kann man wohl nur selten in der Festung entbehren. Dafs man übrigens auch mit Kanonen auf 800 Schritt in Erdwerke Breschen schiefsen kann, hat Rec. mehrmals selbst erfahren. Ein anhaltendes, *gut dirigirtes* Feuer wird diefs in wenigen Stunden bewirken, vorausgesetzt, dafs die Artilleristen richten können, und dafs der zweyte und dritte Schufs immer ein treffender ist. Durch ein übereiltes und deshalb wirkungsloses Geknalle wird man freylich diese Absicht nicht erreichen, und sich dagegen einem sehr bedeutenden Verlust aussetzen. Wenn eine der detaschirten Schanzen angegriffen wird: so sollen die Kanonen gegen den Feind feuern, die Haubitzen aber, hinter der Traverse stehend, ihre Granaten über sie hinwegwerfen. Allein diefs ist zu nahe, als dafs die Bedienung der Kanonen nicht durch die Dunst der Haubitzen leiden, und man nicht Gefahr laufen würde, die Munition der ersteren in Brand gerathen zu sehen. Wir haben schon oben gesagt, dafs die Schanzen zu stark mit Geschütz besetzt sind, sobald man sie nicht nach *Montalemberts* Vorschlage ganz casemattirt, und dadurch in steinerne Blockhäuser verwandelt. Das feindliche Wurffeuer wird sehr bald die Laffeten in diesem engen Raume zertrümmern, und die Schanze dadurch wehrlos werden. Die Contreapprochen sind schon öfters mit grofsem Vortheil angewandt worden, und scheinen auf die von *Boismard* angegebene Weise am zweckmäfsigsten zu seyn; eine förmliche Parallele aber zu ziehen, dürfte für die Belagerten manche Schwierigkeiten finden, und der dadurch vielleicht herbeygeführte Menschenverlust in den zu erreichenden Vortheilen keinen Ersatz finden. Gegen die in Gruben postirten feindlichen Schützen sind unstreitig kleine Ausfälle von 20 bis 30 entschlossenen Leuten am sichersten, die, durch ein Cavalleriedetaschement unterstützt, jene ohne Mühe aus ihren Löchern vertreiben und den Rand derselben schräge gegen die Festung abstechen. Den Cöhörnern würde Rec. immer die Steinmörser, oder auch die gewöhnlichen Mörser von schwerem Caliber vorziehen, die, mit Steinen und Handgranaten geladen, den feindlichen Schützen sehr zur Last fallen werden.

Die übrigen, durchgehends bekannten Vorschläge sind gut und brauchbar, doch bey weitem nicht hinreichend. Wir können diefs dem Vf. jedoch um so weniger zum Vorwurf machen, da auch Carnot's neueres Werk diesen Gegenstand bey weitem nicht erschöpft, so dafs in Absicht der Vertheidigung der Festungen noch viel, sehr viel zu wünschen übrig bleibt. N. M. M.

Wien, b. Rötzl u. Kaulfufs: *Beschreibung eines verbefserten, und zum wirklichen Gebrauch eingerichteten Spiegellineals, mit der Anweisung über den* (zu dem) *Gebrauch desselben, beym Aufnehmen einer Gegend sowohl, als beym Messen einzelner Gegenstände.* Für Officiere überhaupt, als insbesondere für jene des Generalquartiermeister-Stabes, des Ingenieurcorps, der Artilerie, dann für Landingenieure, Forstbeamte u. dgl. Von *Georg Winkler*, vormals Unterlieutenant in der k. k. Artillerie, jetzt Oberlieutenant in der niederösterr. Landwehr. Mit 1 Kupfertaf. 1809. 46 S. 8. (12 gr.) Dieses von Hn. *W.* verbefserte Instrument besteht aus einem 6 Zoll langen Lineale, an dessen einem Ende sich eine, 24 Zoll grofse, in halbe Grade getheilte Scheibe befindet, auf der ein, durch ein gezahntes Rad beweglicher Nonius mit einem Spiegel befestigt ist. Letzterer, so wie der Nonius, wird durch einen senkrechten Faden in der Mitte getheilt, und correspondirt mit der an dem anderen Ende des Lineals befindlichen Diopter. Da der Spiegel die Hälfte der genommenen Winkel angiebt: so erhält man durch die Bezeichnung des Bogens in halben Graden den ganzen Winkel in Graden. Nachdem Hr. *W.* die Rectificirung des Instruments gezeigt hat: lehrt er in 5 Aufgaben die Länge einer Linie messen, und dann das Hauptnetz eines aufzunehmenden Terrains bestimmen, um das Detail nachher eintragen zu können, so wie das Messen der Höhen. Den Beschlufs machen Tafeln der Grundlinien und correspondirenden Entfernungen, und die Quadratzahlen von 1 bis 400. Wer keine zu grofse Schärfe fodert, die überhaupt kein Winkelinstrument im Kleinen gewährt, wird sich dieses Spiegellineals mit Vortheil bedienen. N. M. M.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Härtknoch: *Der deutsche Nationalruhm.* Eine Epistel von *J. G. v. Herder.* 1812. 28 S. 8. (6 gr.) Diese Epistel, wenn sie auch für kein poetisches Kunstwerk, und überhaupt kaum für Poesie gelten kann, wird doch dem deutschen Ohr schwerlich leer und kalt vorübertönen, weil sie aus warmem Gefühl, aus Geist und Herz die würdigsten, edelsten Gedanken mit genialer Eigenthümlichkeit, fast in der Sprache des göttlichen Zorns, zu dem Leser hinüberträgt. Der ehrwürdige Vf. begegnet zuerst manchem einseitigen Urtheile über die Deutschen, klagt dann über die geringe Unterstützung deutscher Kunst und Gelehrsamkeit und über das Verhungern mancher Gelehrten, ohne darüber weiteren Aufschluss zu geben. Der allgemeine Grund davon bleibt wohl immer eine gewisse Uncultur, die sich mit jener Bildung, welche sich, besonders in den höheren Ständen, in blofs sinnlichen Genufs verliert, sehr wohl verträgt. Körper und Sinnlichkeit behalten hier zu sehr das Übergewicht, und in diesem Sinne mufs man es auch wohl nehmen, wenn der Vf. nachher der Kunst an sich, ohne Adel der Seele, ohne Charakterwürde, ohne Weisheit, keinen grofsen Werth einräumen will. Sonst rechnet er folgende Tugenden und Eigenschaften der deutschen Nation zum Ruhm an: Unschuld, Mäfsigung, Weisheit, Thätigkeit zum Wohl der Menschen und nützende Verborgenheit, wobey er auch neben der Treue und Einfalt die deutsche Dumpfheit und Verlegenheit nicht verschweigt. Er schliefst mit dem Sprichworte: *Sic vos non Vobis!*

„So Ihr; doch nicht für Euch!“ — Ein hohes Wort,
Wenn uns die Schickung werth hält, nicht für uns,
Für andere zu seyn. Es wendet sich
Der Zeiten Blatt. Was sinket, ist darum
Das Schlechtre nicht. Wir lernen jetzt und stets,
Stets lafst uns lernen! Lafst uns fröhlich sä'n,
Im Nebel auch; die Ärndte kommt gewifs.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 OCTOBER, 1812.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Hitzig in Comm.: *Skizzen der allgemeinen Geschichte.* Vorlesungen gehalten in Danzig im Winter 1811. von D. *Hans Karl Dippold*, ehemaligem Prof. der Geschichte daselbst. Nach seinem Tode herausgegeben. I Band. Erste bis achte Vorlesung. Von den ältesten Zeiten bis auf den Verfall des römischen Reichs. 303 S. nebst Vorerinnerung und Inhaltsanzeige. II Band. Neunte bis achtzehnte Vorlesung. Von der Ausbreitung des Christenthums bis auf die neuesten Zeiten. 310 S. u. Inhaltsanz. 1812. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Kein aufmerksamer Beobachter wird die Rückwirkung des Publicums auf den wissenschaftlichen Forscher oder den Künstler verkennen. Kann man zweifeln, dafs namentlich auch die Geschichte aus höheren Gesichtspuncten bearbeitet, dem Leben näher gebracht, und zu einer höheren Stufe wahrer Kunst erhoben worden seyn würde, wenn es ernstlicher und allgemeiner verlangt worden wäre? In obigem Werke finden wir ein glückliches Zusammentreffen der Fähigkeiten und historischen Bildung des Vfs. mit den Foderungen eines gebildeten Kreises von Zuhörern. Eine „eben so auserwählte als zahlreiche, unermüdet aufmerksame" Versammlung von Menschen verschiedener Stände und beider Geschlechter hat den nicht weniger sinnvollen als fleifsigen Geschichtsforscher veranlafst, die wichtigsten Puncte der allgemeinen Geschichte in lebensvollen Ansichten vorzutragen. Der Einfluss dieses Verhältnisses ist in diesem Werke nicht zu verkennen, und auch von dem Vf. erkannt worden. Wie dankbar aber würde er seinen Zuhörern gewesen seyn, wenn er geahnet hätte, dafs nur durch diese Vorlesungen das Beste seiner Bestrebungen gerettet werden, dafs ihn ein früher Tod an der Stiftung anderer Denkmale seines Strebens verhindern würde!

Das Werk selbst zeichnet sich vorzüglich durch die Art der Behandlung aus; er weifs der Darstellung des Ganzen eine eigene Farbe zu geben. Allein Reichthum an eigenthümlichen neuen Ideen über die einzelnen Erscheinungen ist es nicht gerade, was wir von ihm zu rühmen haben. Man wird nicht sagen können, dafs durch ihn in die Erklärung der Begebenheiten viel neues Licht gekommen sey. Man bemerkt vorzüglich in der älteren Geschichte bald, dafs sie gröfstentheils nach den geistreicheren neueren Geschichtschreibern dargestellt ist, insbesondere nach *Heeren*, *J. v. Müller* und *Herder*, aus deren Schriften auch nicht selten, was jedoch fast immer angegeben ist, längere und kürzere Stellen wörtlich übergetragen sind. Allein diese sorgfältige Benutzung fremder Ideen hat selbst etwas Verdienstliches; denn erst dann erlangen auch die geistvollesten Ansichten die ihnen zukommende Wirksamkeit, wenn die späteren Geschichtswerke von ihnen durchdrungen sind. Auch hat der Vf. seine Kenntnifs der Begebenheiten nicht etwa nur aus neueren Geschichtschreibern geschöpft, sondern in der alten, wie in der neuen Geschichte entdeckt man Spuren eines fleifsigen und aufmerksamen Quellenstudiums. Die Rücksicht auf eine gemischte Versammlung gebildeter Zuhörer äufserte ihren Einfluss insbesondere auch darin, dafs der Vf. nicht eine trockene Anhäufung der Thatsachen, sondern eine tiefer eindringende Erklärung der wichtigsten Weltbegebenheiten in ihren Ursachen, Eigenheiten und Folgen beabsichtigte. Dieses giebt dem Buche einen doppelten Vorzug. Erstens ist dasselbe anziehend zu lesen, was man von nicht so gar vielen Geschichtsbüchern rühmen kann; und zweytens kann es nicht allein sich, sondern auch die Geschichte überhaupt Vielen, von denen sie weniger geachtet wird, durch die Ausdehnung des Blickes empfehlen. Was ist für die Geschichte mehr zu wünschen, als dafs sie von denen, welche sich als Menschen eine höhere Bildung zu geben suchen, recht ergriffen werde? Und wodurch könnten sie besser dazu geleitet werden, als wenn sie sehen, in welchem hohen Grade nicht blofs die Schicksale der Völker, sondern auch Kunst und Wissenschaft, Verständnifs der menschlichen Natur, und Alles, was den Menschen angeht, das Eigenthum der Geschichte ist? In dem Vortrage und der Schreibart des Vfs. erkennt man innere Wärme und die Beziehung seiner Studien auf menschliche Bildung.

Ungeachtet aber Rec. der Wahl des Stoffes seine Billigung im Allgemeinen nicht versagen kann, denn Unvollständigkeit ist bey einer so kurzen Darstellung der allgemeinen Geschichte unvermeidlich, und bey der oft willkührlichen Verschiedenheit der Rücksichten läfst sich keine bestimmte Grenze ziehen, was nothwendig aufgenommen werden müsse: so hat doch der Vf. Einiges ausgelassen, was nicht fehlen zu dürfen scheint. Das ganze öRliche Asien, Indien, Sina und die angrenzenden Länder sind nicht erwähnt, obgleich nach Rec. Meinung die Kenntnifs dieser Völker zur Erläuterung der gesammten menschlichen Cultur unerlafslich ist. Es fehlt die Geschichte des ganzen Asiens in neueren Zeiten, selbst der Türken. Man liest nichts

von dem byzantinischen Reiche und seinem Untergange. Es ist natürlich, dass, so wie in der alten Geschichte die Bildung der einzelnen Völker, so in der neuen der allgemeine Gang der Begebenheiten den Faden der Erzählung bildet, und nur das herausgehoben wird, was Einfluss auf das Ganze gehabt hat. Allein auch die allgemeine Geschichte der Staatenverhältnisse in Europa kann ohne die Geschichte der Colonieen und der einzelnen Staaten nicht verstanden werden, und doch ist diese hier so übergangen, dass der ganze Norden, Peters des Grosen Geschichte ausgenommen, kaum erwähnt wird.

Die 1 *Vorlesung* erklärt zuerst den höchsten Standpunct für die Betrachtung der Geschichte. Es ist nach dem Vf. die religiöse Ansicht der Geschichte, welche ein höheres Walten über den Schicksalen erkennt; dieses erschien den Alten als Verhängniss, den Neueren als Vorsehung, den Neuesten als Nothwendigkeit des Ewigen, womit die Freyheit des Vergänglichen zu vereinbaren ist. — Darauf geht durch die erste und 2 *Vorlesung* eine Geschichte der Geschichte bey alten und neuen Völkern. Wir wollen es dem eigenen Urtheile eines Jeden überlassen, ob hier nicht, in Verhältniss zu dem Zweck, etwas zu viel geschehen sey. Das Einzelne ist keines Auszugs fähig; allein da der Schriftsteller sich nicht leicht durch etwas mehr charakterisirt, als durch sein Urtheil über andere Schriftsteller: so merken wir im Allgemeinen auf des Vfs. Art zu urtheilen. Ganz fremd ist ihm die Manier Anderer, welche ohne Umstände jeden wegwerfen, der ihren Grundsatz nicht erkannt oder nicht durchgeführt hat; im Gegentheil hat er Sinn für Jedes eigenthümliche Verdienste. Er bewundert z. B. die eben so leichte und anmuthige als gelehrte und mühsame Ausführung einer vielumfassenden Anlage in Gibbon, welchen ein anderer deutscher Schriftsteller mit den Worten bey Seite legt, dass G. ja nur die von Montesquieu aufgestellten Ansichten über den Verfall des römischen Reiches ausgeführt habe. So vergisst der Vf. auch bey Voltaire über seiner „grenzenlosen Frivolität" nicht, dass er doch zu einer geistreicheren Bearbeitung der Geschichte einen Anfang hat machen helfen. — Den Beschluss machen Bemerkungen über die Methode und die Hülfswissenschaften, besonders die Geographie, wobey von dem Einflusse der verschiedenen Länder auf die Menschen, und der Menschen auf die Länder gehandelt wird.

Die 3 *Vorlesung* beginnt mit der Urgeschichte. Alte astronomische Überlieferungen der Indier, die Beschaffenheit des Erdkörpers, so wie die morgenländischen Sagen beweisen, dass eine lange Zeit vor dem Anfange unserer Geschichte vorhergegangen; die Sagen der Sinesen, Indier, Perser, Phönicier, Ägypter, besonders des Moses (von dessen Schöpfungsgeschichte *Herder's* Ideen vorgetragen werden), der Griechen, Römer und der alten nordischen Völker, vorzüglich die Übereinstimmung aller dieser Sagen, die alten Ableitungen des menschlichen Geschlechts von Gottheiten werden als Zeugnisse gegen die gewöhnliche Meinung aufgestellt, dass das Geschlecht der Menschen ursprünglich roh gewesen sey. Vielmehr könne es anfänglich in einer innigeren Verbindung mit Gott oder der Natur gestanden haben, daher in den meisten alten Sagen die Geschichte des Menschen mit dem Sündenfalle beginne, durch den jene innige Gemeinschaft aufgehoben worden sey. — Hierauf wird die Frage, ob die Menschheit fortschreite, theils aus der Analogie mit der ewig fortschreitenden Natur, theils aus der Geschichte selbst beantwortet. Rec. gesteht, dass ihn keine Stelle des Buches so wenig befriedigt hat, wie diese. Dass die Menschheit in einem „Vergeistigungsprocesse" begriffen sey, wird zuerst daraus bewiesen, dass in der alten Welt die raumerfüllenden Künste, Architektur, Plastik, Sculptur, zu einem höheren Grade der Vollkommenheit gebracht worden seyen, in der neuen Zeit dagegen Malerey und Musik, welche mehr in der Zeit darstellen (was jedoch, beyläufig gesagt, von der Malerey unrecht ausgedrückt ist). Dann wird jener Vergeistigungsprocess weiter an der Sprache, der Schrift, dem Handel, der Schiffahrt, den mechanischen Künsten, der Kriegskunst gezeigt. Absichtlich hat der Vf. die Vergleichung der moralischen Vollkommenheit übergangen und den Theologen überlassen, so wie die Darstellung der Rechtsverfassung den Juristen. Allein mit Unrecht, denn einzig aus den Standpuncten, welche über den wahren Werth des Menschen entscheiden, kann die Frage über das Fortschreiten des Menschengeschlechts beantwortet werden. Hiebey ist die Verfeinerung in den Erfindungen des Lebens an sich unwesentlich. Und fragen wir nach der Energie des Geistes: so ist die erste, roheste Erfindung einer Kunst wohl eben so hoch anzurechnen, als die spätere Verfeinerung. Denn das einmal Erfundene bleibt, kömmt gleichsam als Erbe auf die Nachwelt; wir müssen also fortschreiten, wenn wir nicht ganz unthätig sind. Wenn übrigens hier dem Vf. der Unterschied zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen nicht klar vor den Augen gestanden zu haben scheint: so ist doch in den historischen Darstellungen selbst sein Blick mehr nach dem Wesentlichen gerichtet.

Mit der 4 *Vorlesung* beginnt die eigentliche Geschichte. Allgemeine Ansicht der physischen und politischen Verhältnisse Asiens, grösstentheils nach *Heeren;* Assyrien; Babylon; Persien, Persepolis und Zoroaster (zum Theil nach *Herder*); Ägypten, hauptsächlich in Rücksicht auf die Beschaffenheit des Landes; Hebräer. Hier, so wie an einigen anderen Orten, scheinen uns doch manche Erzählungen, wie die von Cyrus und Krösus, im Verhältniss gegen das Ganze, namentlich gegen die neue Geschichte, zu ausführlich. Freylich ist hiebey Vieles willkührlich, der Vf. hat vielleicht um der Unterhaltung seiner Zuhörer willen der Darstellung mehr Abwechselung geben wollen, und er weiss sehr angenehm zu erzählen. — In der 5 *Vorlesung* findet man eine lebendige Schilderung von dem Gewerbe, dem Handel, den Colonieen der Phönicier (wieder grosentheils nach *Heeren*), von den Colonieen, dem Handel und der Geschichte Kar-

hagos. — Bey der Geschichte der Griechen, welche in der 6 *Vorlesung* enthalten ist, bemerken wir, nicht mit Tadel, dass Kunst und Philosophie der Griechen eben so viel Raum einnehmen, als ihre Begebenheiten. Da die Darstellung der griechischen Welt fast einer Lobpreisung ähnlich sieht: so schliesst der Vf. mit den Mängeln derselben. Er rechnet hiezu: 1) die Sclaverey, 2) die Männerfreundschaft, wie er es nennt, und 3) dass die Hausfrauen keinen Antheil an dem geistigen Umgange der Männer gehabt, welche sich mehr an die Hetären angeschlossen. So wenig erschöpfend diese Darstellung ist: so wenig diese Flecken den Griechen vorzugsweise eigenthümlich sind: so bemerkt man doch nicht ohne Billigung diese Hinsicht auf eigentlich menschliche Verhältnisse, worin der Vf. seine eigene oben angezeigte Darstellung von dem Fortschreiten des menschlichen Geschlechts weit übertrifft. — Die 7 *Vorlesung* giebt die Geschichte des macedonischen Reichs, Philipps, Alexanders, der Ptolemäer in Ägypten. Das eigenthümliche Verdienst der Gelehrten aus der alexandrinischen Zeit wird herausgehoben, welche „die vorhandenen Denkmäler der Cultur und Literatur gesammelt, geprüft, beurtheilt und für die folgenden Geschlechter aufbewahrt, und das erste gelehrte Publicum begründet haben." Übrigens ist die Geschichte Alexanders ausführlich erzählt, absichtlich, „weil man in Zeiten, wie die unsere, begierig nach solchen der Vorzeit forscht, die an furchtbarer Grösse dieser gleichkommen." — Die Geschichte Roms, in der 8 *Vorlesung*, zerfällt in drey Abtheilungen: 1) Geschichte der Begebenheiten; 2) Betrachtung der römischen Staats- und Kriegs-Kunst, ganz nach *Herder*, sogar mit Beybehaltung der sieben Puncte, woran dieser den Grund des Wachsthums, und der fünf, worin er den Verfall des römischen Staats gezeigt hat; 3) Wissenschaften und Künste, nicht ohne eigenthümliche Ansichten dargestellt.

Der *zweyte Band* enthält die neuere Geschichte, die wir absichtlich etwas ausführlicher anzeigen, als die ältere, weil in dieser die Eigenthümlichkeit des Vfs. sich weniger ausspricht, als in jener. 9 *Vorlesung*, von dem Christenthum, von den Ursachen seiner Ausbreitung und Erhaltung, von seinen ersten Schicksalen, von seinen wichtigsten Einflüssen auf die europäischen Staaten. Die letzteren äussern sich: 1) in den Staatsverhältnissen. Das europäische Gleichgewicht soll durch das Christenthum vorbereitet worden seyn, weil dieses zuerst alle seine Glieder als eine Gemeinde zu betrachten gelehrt, dadurch die Völker einander genähert und ein allgemeines Rechtsverhältniss möglich gemacht habe. Diese Darstellung dünkt uns doch ein wenig gezwungen. Auch die Entstehung des dritten Standes wird aus dem Christenthume hergeleitet. 2) In der Kunst. Sehr gut ist der Einfluss des Christenthums auf die Vervollkommnung der Musik und Malerey durch die Richtung der Gemüther nach dem Übersinnlichen und durch den Gebrauch jener Künste in Kirchen dargestellt. Über die neuen Versuche in den antiken Formen der Poesie wird sehr verständig gesprochen. 3) Einfluss auf das Menschenleben: Vertilgung der Sclaverey, Achtung der Frauen, Empfänglichkeit für ein höheres, übersinnliches Gut. — In der Geschichte der Völkerwanderung, in der 10 *Vorlesung*, können wir die beobachtete Ordnung der Darstellung nicht unberücksichtigt lassen, weil sie, unserer Meinung nach, dem Verständniss der Geschichte selbst im Wege ist. Dass Attila's Geschichte ziemlich weitläuftig (übrigens anziehend und lebendig) vorgetragen ist, wollen wir nicht geradehin tadeln; denn wiewohl sie von keinem grossen universalhistorischen Interesse ist: so ist sie doch zur Charakteristik nicht allein der Hunnen, sondern auch ähnlicher Horden und Völker auf gleicher Stufe der Cultur nicht unwichtig. Allein Attila selbst sollte nicht an die Spitze der Geschichte der Völkerwanderung gestellt seyn. Auf ihn folgt hier die Stiftung der vandalischen, west- und ostgothischen und angelsächsischen Reiche, dann die Verbündungen der Franken, Alemannen und Markomannen, die Entstehung des Frankenreichs, und zuletzt eine nur kurze Schilderung der Germanen, hauptsächlich ihrer Staatsverfassungen und bürgerlichen Rechtsverhältnisse. Uns dünkt, die Schilderung der Germanen sollte erstens eine möglichst reiche Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeit enthalten, weil die Erscheinungen der folgenden Zeiten doch eine ihrer Hauptwurzeln in dem alten germanischen Geiste haben; zweytens sollte diese Schilderung an der Spitze stehen, weil sie zur Erklärung der Möglichkeit der Völkerwanderung nöthig ist. Eben darum, und nicht blos der Zeitordnung wegen, hätte wohl auch die Stiftung der germanischen Staaten erst hinter die Erzählung von den grösseren germanischen Völkervereinen gestellt werden sollen, denn diese haben ohne Zweifel zu den Wanderungen und Eroberungen selbst beygetragen. — Von den Arabern, Mohammed, den Chaliphen, der Eroberung Spaniens, der Rettung des übrigen Europa durch Karl Martell, insbesondere aber von dem Einflusse der arabischen Cultur auf die europäische ist gewiss, bey der nothwendigen Kürze, sehr genügend gehandelt.

Karls des Grossen Leben und Thaten sind in der 11 *Vorlesung* gröstentheils nach des Vfs. ausführlicherem Werke über diesen grossen Mann geschildert. Doch ist auch hier Manches, was wir uns nicht erinnern dort gelesen zu haben. Wenn in der Einleitung die Verbreitung des Christenthums in Europa als der Hauptgesichtspunct hingestellt wird, aus dem Karls Regierung zu betrachten sey: so können wir nicht beystimmen, da ja der Erdstrich, der durch Karln dem Christenthum gewonnen wurde, nicht gar bedeutend ist. Auf die Bildung, welche „die Hierarchie tyrannisirend Europa gegeben", scheint uns der Vf. zu viel Gewicht zu legen. Dagegen hat uns die psychologische Erklärung von dem Charakter Karls als Eroberer vorzüglich gefallen. Kein grosser Eroberer habe gleich anfänglich alle die Plane gefasst, die er nachher gebildet; die Ausführung Eines glücklichen Gedankens werde der Keim zu tausend ande-

ren; Karls erste Kriege gegen die Sachsen seyen aus wahrem Religions- und Bekehrungs-Eifer entstanden; „als er endlich die wichtigsten Kriege siegreich geendet, war ihm das Waffenhandwerk zum Bedürfnifs, zum Genufs geworden: Er, der so viele Nationen unter sein Scepter gebracht, mufste in der That glauben, es sey ein Glück, von ihm beherrscht zu werden, und in dieser Begeisterung ganz Europa zu beherrschen wünschen." — Eine hierauf folgende kurze Geschichte der einzelnen europäischen Staaten in den nächsten Jahrhunderten nach Karl dem Grofsen glauben wir schon dadurch hinlänglich zu empfehlen, wenn wir sagen, dafs dabey überall die Entwickelung der Eigenthümlichkeiten eines jeden Staates das Hauptaugenmerk ist. Dann wird der Zusammenhang derselben als Völkerrepublik betrachtet: „Das Streben nach Universalität ward allen diesen Staaten erst durch die christliche Religion, das Gut der öffentlichen Meinung durch die Buchdruckerkunst gegeben". — „Die Gesandten bildeten an jedem beträchtlichen Hofe eine Art von Amphiktyonengericht, welches als die Repräsentation aller europäischen Völker angesehen werden konnte." — Die 12 *Vorlesung* enthält die Geschichte der Hierarchie, durch welche der Geist der Einheit, und somit das System der christlich-europäischen Völkerrepublik entwickelt wurde. Das hier Gesagte ist beachtenswerth, wenn es auch nicht durchaus die Probe bestehen sollte. Der Einfluss der Mönche auf die Cultur des früheren Europa ist gut dargestellt; allein kann man darum von der Hierarchie günstiger urtheilen? Die Geschichte Gregors VII ist ziemlich ausführlich erzählt, setzt aber doch den Leser nicht in den Stand, zu urtheilen, wie weit er Misbilligung oder Entschuldigung oder Beyfall verdiene. Eingeflochten ist eine sehr lebendige Erzählung von den Kreuzzügen, und die Entwickelung ihrer Folgen. — Eine allgemeine Schilderung des Mittelalters von Karl dem Grofsen bis auf Maximilian I ist der Gegenstand der beiden folgenden Vorlesungen. Die 13 erklärt zuerst die höchste Eigenthümlichkeit desselben; es ist die Scheidung eines „weltlichen und geistlichen Reichs." „So wie Kaiser und Papst als die höchsten Machthaber einander gegenüber stehen: so scheidet sich mit ihnen das ganze Leben des Mittelalters in eine geistliche und weltliche Seite, und dem Mönchthum steht das Ritterthum, der Ascetik die Turniere, der Scholastik die Ritterpoesie gegenüber. In der einseitigen Ausbildung und Vollendung jeder dieser Seiten, in dem unvermeidlichen und fast unaufhörlichen Kampfe dieser beiden Elemente, entfaltete sich ein ganz neues Wesen der Menschheit." Im Ganzen ist dem Vf. die Charakterisirung des Mittelalters in mehr als einer Hinsicht gelungen. Man kann ihm keine Übertreibung in der Schätzung desselben vorwerfen, ob er gleich überall in der Zeichnung der „eckigen, scharfgeschnittenen Formen" des Mittelalters seine Achtung fur das Zeitalter hindurchblicken läfst. Die Darstellung des Mönchs- und Ritter-Wesens, die Lehnsverfassung, Turniere, Ritterorden, Ritterpoesie und gothischen Baukunst, welche die ganze 13 *Vorlesung* füllen, ist verhältnifsmäfsig reich ausgefallen, und die einzelnen Züge sind gut gewählt. Wenn man auch nicht in Allem mit dem Vf. übereinstimmig urtheilen sollte, z. B. dafs das Ritterwesen eine Frucht des Katholicismus sey, und wenn man auch, was z. B. über den Zusammenhang zwischen der gothischen Baukunst und der Frömmigkeit gesagt ist, etwas zu stark finden sollte: so wird man doch auch hier, wie überall, der sonst so seltenen Richtung eines sinnigen Geschichtschreibers nach dem, was den inneren Menschen angeht, seinen Beyfall nicht versagen. — In der 14 *Vorlesung* wird durch die Geschichte der Conföderationen des Mittelalters, der Entstehung und des Aufblühens eines dritten Standes, der Zunfte, des lombardischen Städtebundes, des rheinischen Bundes, der schweizerischen Eidgenossenschaft, der Hanse, der Wissenschaften in jener Zeit, und der Entstehung der Universitäten die allgemeine Übersicht des Mittelalters vollendet. Am ausführlichsten wird von der Hanse gehandelt, wo der Vf., wie öfters, die Beziehung auf seine nächsten Umgebungen nicht vergifst. — Die 15 *Vorlesung* beschäftigt sich mit den grofsen Erscheinungen, welche, durch die Kraft des Mittelalters hervorgerufen, eine neue Welt vorbereiteten: Schiefspulver, stehende Truppen, veränderte Kriegskunst, Buchdruckerkunst, der Compafs, die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien, Copernicus, Maximilian I. Bey der Buchdruckerkunst ist vorzüglich der Einfluss der öffentlichen Meinung als eine Eigenthümlichkeit des neueren Europa herausgehoben. Dabey wird nicht verkannt, dafs durch jene Kunst auch die alles erschütternde Frivolität, Zügellosigkeit und Lethargie allgemeiner verbreitet worden sey. Doch selbst hierin findet der Vf. wieder die Vorbereitung zu einer höheren Moralität; „denn wenn man vormals oft nur tugendhaft war, weil man es nicht besser wufste: so wird *die* Moralität gröfser seyn, die das Schlechtere, das sie in seiner ganzen Abscheulichkeit kennt, aus selbsteigener, freyer Wahl meidet.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Gmünd, b. Ritter: *Versuch eines Handbuchs zum christkatholischen Religionsunterrichte für die oberen Classen in Bürger- und Land-Schulen: das auch wohl zu Katechesen in den Kirchen und zu Predigten gebraucht werden kann.* Erster Theil. Religionsgeschichte. Von *E. H. v. Brentano.* Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1812. 136 S. Zweyter Theil. Glaubens-, Sitten- und Mittel-Lehre. 246 S. 8. (12 gr.)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM 16 OCTOBER, 1812.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Hitzig in Comm.: *Skizzen der allgemeinen Geschichte* u. s. w. von D. *Hans Karl Dippold* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Mit der 16 *Vorlesung* beginnt die neuere Geschichte. Nach einer lesenswerthen Vorerinnerung über den Unterschied der alten, mittleren und neueren Geschichte folgt die Erzählung von Karl V. Luther, Zwingli und Calvin, und eine Darstellung der Folgen der Reformation, sowohl für die Politik Europa's im Allgemeinen, als für die einzelnen Staaten. Wir erlauben uns hiebey eine allgemeine Bemerkung. Da die Weltbegebenheiten so vielfach in einander verflochten sind, da ihre gegenseitige Einwirkung und Rückwirkung so grofs ist, da keine nur aus einem Keim, sondern aus unzähligen Quellen entspringt: so kann man bey der Darstellung der Wirkungen einer grofsen Erscheinung nicht sorgfältig genug vermeiden, dafs man nicht Alles, worauf sie Einfluss gehabt hat, als das Erzeugnifs vorzugsweise jener einen Begebenheit darzustellen scheine. Am meisten läuft man diese Gefahr, wenn man bey der Erzählung mehrerer Ereignisse das eine als den Grund und die Ursache der übrigen an die Spitze stellt. Aus diesem Gesichtspuncte ist es auch hier zu beurtheilen, wenn es z. B. heifst, dafs die Republik der vereinigten Niederlande der Reformation ihren Ursprung verdanke, dafs die Reformation durch die Schöpfung Schwedens und Preussens die künftige Entwickelung des europäischen Staatensystems vorbereitet habe, oder wenn man liest, welcher Einfluss ihr durch die Glaubensveränderung in England, durch die Revolution der Niederlande, und durch den dreyfsigjährigen Krieg auf das europäische Gleichgewicht zugeschrieben wird. — In der 17 *Vorlesung* wird zuerst, nach *Heeren*, gezeigt, wie seit der Zeit Ludwigs XIV das Geldinteresse an der Stelle des Religionsinteresse das vorherrschende in der europäischen Politik geworden sey. Dann folgt die Geschichte Ludwigs XIV, Peters des Grofsen, der Entstehung der preussischen Macht, Friedrichs II, und der Zeiten nach ihm; die Fortsetzung der einmal aufgeregten Thätigkeit, die Aufklärung, die Verletzung der Grundsätze von dem europäischen Gleichgewicht durch die Theilung Polens, der Anfang der Revolution in der Literatur werden ausgehoben. Wie an anderen Stellen, vergifst man auch hier über der Ausführung die freywillige Beschränkung in der Wahl der Gegenstände. — In der 18 *Vorlesung* giebt der Vf. zuerst einen Rückblick auf das Ganze der Geschichte, zum Theil mit den Worten *Joh. v. Müller's*. Der entstehende literarische und politische Revolutionsgeist, die französische Revolution, Napoleon, die neue Gestaltung der Philosophie in Deutschland durch Kant und Schelling, das sind die Gegenstände dieser letzten Vorlesung. Wir können nicht genauer bezeichnen, wie der Vf., wie im ganzen Werke, so insbesondere bey den Erscheinungen unserer Zeit, immer auf die Beruhigung, welche der grofse Gang der Geschichte des menschlichen Geschlechts gewährt, auf uns selbst, was wir thun können und sollen, insbesondere auf die Hoffnungen unseres Vaterlandes für Menschenbildung, seinen Blick gerichtet hat, mit welchem tiefen Gefühl er seine Ideen ausspricht. Aber das hoffen wir, dafs er durch dieses Hervortreten seines Gemüthes, durch diese Richtung seines ernsten historischen Strebens auf die wichtigsten Gegenstände des Lebens, den Beyfall eines jeden Lesers gewinnen werde. T. T.

LITERATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Collin: *Tableau de la Littérature en Europe, depuis le seizième siècle jusqu'à la fin du dix-huitième, et Examen des causes politiques, morales et religieuses qui ont influé sur le génie des Ecrivains, et sur le caractère de leurs productions.* Par *J. J. Leuliette*, Ex-Professeur de belles-lettres à l'Athénée de Paris. 16. XLIII und 324 S. 8. (6 Francs.)

Der Vf. dieses Buches ist in mehr als Einer Hinsicht merkwürdig. Er war der Sohn eines armen Schlossers aus Boulogne sur mer, und bis in das 15 Jahr so stumpfsinnig, dafs er gefüttert werden mufste; auf Einmal ging mit dem unbeholfenen Knaben eine wundersame Veränderung vor, er lernte ohne Lehrer Lesen und Schreiben, und bald genug die lateinische und englische Sprache, so wie er auch seine Muttersprache nach Grundsätzen studirte; und zwar indem er mit der einen Hand den Blasebalg bewegte, und mit der anderen sein Buch hielt, um beym Kohlenschein darin zu lesen. Beym Ausbruche der Revolution trat *L.* (22 Jahre alt und in seiner fortschreitenden Geistesentwickelung von Niemanden beobachtet) zu Aller Erstaunen am ersten Bundesfeste als Redner auf, und gewann den allgemeinsten Beyfall; seine Rede wurd gedruckt, in das Englische übersetzt, und

in französischen und englischen Journalen als ein Meisterstück angepriesen. Mehrere pariser Schriftsteller, wahrscheinlich nicht vom ersten Rang, nahmen ihn unter ihre Leitung, und liefsen ihn in den Bureaux des Minister *Roland* und an verschiedenen periodischen Blättern arbeiten. Mit damals sehr gewöhnlicher vollkommener Unkunde der Staatswissenschaft gab er sich ganz den Demagogen hin; aber seine unerschütterliche Rechtlichkeit, eine Frucht des Umgangs mit dem Manne, bey welchem er Unterricht im Lateinischen erhielt, schützte ihn gegen sittliche Vergiftung und gegen Theilnahme an den blutigen Verirrungen und Verbrechen der republicanischen Terroristen. Er war arm und hülflos gegen Ende der Revolution, und würde unbemerkt Hungers gestorben seyn, wenn nicht einer seiner Mitbürger sich des Verlassenen erbarmt hätte. Durch Vermittelung seines Beschützers erhielt er die Lehrstelle der schönen Wissenschaften an der zu Versailles errichteten Centralschule und arbeitete mit glücklichem Erfolge in seinem Wirkungskreise. Als Schriftsteller zeichnete er sich durch zwey Abhandlungen über den Einfluss der fortschreitenden Abschaffung der Sclaverey und über Luthers Reformation aus, welche das Institut einer Ehrenmeldung würdigte. Nach Aufhebung der Centralschulen gab er Privatunterricht und widmete sich gelehrten Arbeiten; zwey Monate vor seinem Tode wurde ihm die Professur der Literatur am Athenäum in Paris übertragen. Als Einleitung in seine Vorlesungen über Literärgeschichte arbeitete er das hier mitgetheilte Gemälde aus; ehe er seinen Aufenthalt in Paris nahm, starb er den 23 Dec. 1808 im 31 Jahre an den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen. Man hat noch von ihm eine Darstellung der Literatur bey den Griechen, Versuch über die Ursachen der Überlegenheit der Griechen in den Künsten der Einbildungskraft, und mehrere politische Aufsätze; von seinen nachgelassenen Handschriften verdient besonders der zu Versailles vorgetragene *Cours de littérature* bekannt gemacht zu werden, weil er vorzüglich von der Literatur des Auslandes handelt, und folglich als Ergänzung des *la harpeschen* Werks betrachtet werden kann. Seine wirklich ausgebreitete Gelehrsamkeit verdankte er hauptsächlich einem aufserordentlichen Gedächtnisse, welches ihm Alles, was er seit 15 Jahren gelesen hatte, immer gegenwärtig erhielt. In der gesellschaftlichen Erscheinung blieb er immer unbeholfen; seine Persönlichkeit und sein Hauswesen wurden über Studien durchaus vernachlässigt; hätte sich die Wittwe seines ersten Beschützers nicht seiner angenommen: so würde er oft ohne Brod und Kleidung gewesen seyn. Er gab mit vollen Händen, und selbst den Ertrag des damals unter der Presse befindlichen vorliegenden Werks hatte er schon verfagt, um einen armen Tagelöhner zu Versailles aus den Händen seiner Gläubiger zu befreyen. *Louliette's* Mutter lebte noch in hohem Alter, blind und hülflos; ihre einzige Hoffnung hing von dem Abdrucke der Handschriften ihres Sohnes ab. Diese Nachrichten verdanken wir dem Herausgeber der gegenwärtigen Schrift, Hn. *J. Mayeron*.

Die historische Aufgabe, welche der Vf. zu lösen versucht hat, ist anziehend wichtig. Seit dem 16. Jahrh. treten in ungleicher Folge alle europäischen Nationen in literärische und artistische Thätigkeit und ein völliger Stillstand im geistigen Entwickelungsgange ist nicht mehr bemerkbar; der Historiker hat die allgemeinen Impulse aufzusuchen, welche die allmähliche Umgestaltung des sittlich-geistigen Zustandes bewirkten, und er soll zugleich die Ursachen wahrnehmen, aus welchen sich der individuelle Charakter einzelner Nationen erklären läst; beides erfodert Losagung von tiefgewurzelten Vorurtheilen einseitiger Nationalität und unbefangene Empfänglichkeit für fremdartige Ansichten und Eigenthümlichkeiten; das Erstere erheischt einen wahrhaft kosmopolitischen Geist, das Andere ein freyes Eindringen in einen oft eng begrenzten und dem isolirten Nationalstolze unzugänglichen Kreis, in dessen Mitte allein der Standort gefunden wird, von welchem aus gerechte Würdigung des Geschehenen möglich ist. Die allgemeineren Betrachtungen, bey welchen er die wechselseitigen Beziehungen politischer, religiöser und literärischer Ereignisse geistreich auffafst und analysirt, sind dem Vf. grofsentheils gelungen; in Beurtheilung der literärischen Fortschritte einzelner Nationen ist er minder glücklich; doch zeichnet er sich in Ansehung des italiänischen und brittischen Literatur durch gründlichere Kenntnis und unbefangeneres Urtheil vor vielen seiner Landsleute rühmlichst aus, und ein reges Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit ist fast überall unverkennbar. Über Frankreich spricht er am wenigsten, weil dessen Literatur ihm sorgfältig und befriedigend genug erörtert zu seyn schien; dagegen machte er sichs zur Pflicht, seine Mitbürger über den ihnen minder bekannten Gang und Zustand der auswärtigen Literatur zu unterrichten, und besonders von dem literärischen Ertrage des 18 Jahrhunderts bis zum J. 1789 möglichst vollständige Notizen mitzutheilen.

Voran geht eine Vorlesung über den Gang literärischer und artistischer Bildung von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, und über den Plan, die Grundsätze und Absichten, welche der Vf. bey seiner Darstellung der Literaturgeschichte der drey letzten Jahrhunderte zu beobachten und zu erreichen sucht; sie ist reich an richtigen Blicken und treffenden Urtheilen über griechische und römische Classiker, und flöst grofses Vertrauen zu dem Manne ein, der sich als Gelehrter, Kritiker und Ästhetiker so vortheilhaft ankündigt. Blofs in den wenigen Zügen, welche auf das Mittelalter hindeuten, offenbart sich Oberflächlichkeit und Unkunde; die Wirkungen des Christianismus, des Germanismus und des Islam sind ganz übergangen, und mit einem gewaltigen Sprunge sieht sich der Leser in das Zeitalter *Petrarcha's* versetzt; von da an sind die Umrisse wieder scharf und kräftig. Den höheren Zweck literarhistorischer Darstellung setzt der Vf. in Veredelung des Gelehrtenstandes, so

dass Jeder, der diesem angehören will, Achtung für seine Würde, für seinen Einfluss gewinne, mit seinem Streben nach Ruhm wohlwollenden Glauben an die Menschheit verbinde, und mit diesen Gefühlen und Grundsätzen der Wohlthäter seiner Mitmenschen in Gegenwart und Zukunft werde.

Die Ökonomie der Schrift selbst ist sehr einfach. Alles ist nach den einzelnen Jahrhunderten zusammengestellt, erst das Allgemeinere sehr kurz, und dann folgt im specielleren ethnographischen Theile die literärische Charakteristik der wichtigsten Nationen. — Dem 16. Jahrh. wiederfährt Gerechtigkeit. Am längsten weilt die Betrachtung bey dem für Literatur und Kunst so üppig ergiebigen Italien; über *Tasso* und *Ariosto* fällt der Vf. verständige Urtheile, und zieht zuletzt zwischen den Hauptwerken beider grosser Dichter eine, wie Rec. glaubt, sehr richtige Parallele. S. 178 „*La Jérusalem delivrée et le Roland furieux sont deux beaux ouvrages; mais ils n'ont aucun point de ressemblance. Le génie du Tasse a cette auguste gravité qui tient à une ame forte, à un coeur ardent et sensible; celui de l'Arioste a ces graces, cette flexibilité, ce charmant abandon qui dévoilent un caractère voluptueux et un coeur peu susceptible de fortes émotions. La Jérusalem est comme ces palais majestueux où tout commande le respect: les statues, les tableaux n'y offrent que de grands hommes ou d'augustes divinités, des faits imposants ou des événemens tragiques; l'on en sort avec un recueillement religieux, avec une satisfaction calme. Le poème de l'Arioste peut être comparé à ces parcs, à ces jardins construits par l'art, complice de la volupté, où l'homme heureux cherche des délices, mais où l'infortuné qui a besoin de nourrir son courage, où l'être sensible qui se complaît dans de mélancoliques affections, portent plutôt l'oeil de la curiosité que le sentiment le sentiment du plaisir.*“ *Machiavelli* wird nach Verdienst erhoben, und besonders als Meister in der historischen Composition gepriesen. *Guicciardini* und *Davila* verdanken ihren Ruhm mehr dem Stoffe, als der Bearbeitung desselben; hingegen tritt *Sarpi's* Überlegenheit um so glänzender hervor, da er einem an sich ärmlichen Thema durch Reflexion und Auffassung aller Berührungspuncte das lebendigste Interesse zu verleihen wusste. *Sannazaro* u. *A. Caro*, so wie auch *Pietro Aretino*, *Berni*, *Franco*, sind nicht genannt, obgleich vorzüglich die letzteren den Geist ihrer Zeit charakterisiren. — Spanien und Portugall hatten ihre goldene Zeit. *Camoens* wird streng, aber nicht ungerecht beurtheilt; für die dramatische Poesie der Spanier hat der Vf., wie alle seine Landsleute, keinen Sinn und spricht einseitig darüber ab; dem Genie des *Cervantes* zollt er dagegen volle Bewunderung und von den durch *le Sage* in Frankreich nationalisirten Romanen wird mit Achtung gesprochen. Wie unter den Historikern *Mariana* vergessen werden konnte, ist schwer zu begreifen. — England's Literatur zeichnet sich durch eine merkwürdige Originalität aus, und der Repräsentant derselben ist *Shakespeare*, von dessen Genialität der Vf. entzückt ist, und freymüthig rügt er *Voltaire's* Einseitigkeit. *Ben Johnson* und *Spenser* werden mit Achtung erwähnt; die Vervollkommnung der Philosophie durch *Baco* ist nicht übergangen. Frankreich. —

Im 17ten Jahrh. verdunkelte sich Italiens Glanz; aber es hatte doch seine *Chiabrera*, *Rosa*, *Menzini*, *Filicaja* u. m. A.; warum sind diese nicht genannt? — Noch tiefer sank Spanien. In England war das Zeitalter des Protector *Cromwel* der literärischen Cultur nicht ungünstig: „*des grands spectacles, quelle que soit leur nature, développent et étendent les esprits; et en fut-il de plus prodigieux que ceux qui signalèrent cette époque? Tous les calculs de la prudence avoient été déjoués par une prudence supérieure et par une fortune sans exemple.*“ *Waller* und *Cowley* schufen die lyrische Poesie; weit über beide erhebt sich *Milton's* epischer Geist; der Vf. verfolgt dessen kühnen Aufflug, und setzt S. 192 hinzu: „*Les défauts de Milton sont nombreux et choquans, mais les beautés sublimes les couvrent. Plusieurs nous semblent appartenir au sujet qu'il traita; à la peinture d'objets qui n'avoient point de modèles; Voltaire a relevé avec trop d'aigreur et d'amertume les écarts de ce grand génie; avec l'esprit le plus capable de bien juger, l'admiration étoit pour lui un sentiment pénible. . . . . Les succès de Milton sont tardifs; mais il laisse une gloire qui n'aura point de terme; it ramène les esprits vers les objets religieux, et ouvre une nouvelle carrière à une génération de poètes éminens. . . . . Le poème sublime où Klopstock nous offre le mystère qui fait la base de la foi chrétienne, l'Homme-Dieu, victime expiatoire de l'homme coupable, relevant par son sacrifice la nature humaine de sa dégradation, signalant la divinité de sa doctrine par la foiblesse des moyens qu'il emploie et la grandeur des effets qu'il obtient, ces ouvrages, principaux ornemens du 18me siècle, se rattachent au prodigieux ouvrage de Milton.*“ Der Übergang von *M.* zu *Butler* gleicht dem von der italiänischen zur flandrischen Schule; die Grund-Idee des Hudibras ist gut aufgefasst, und thut dem übrigen Verdienste des Dichters keinen Eintrag. *Otway*, hat grosse tragische Energie; *Rowe* übertraf ihn an patriotischem Hochgefühl. *Algernon Sidney* vereinte in sich den Geist des Plato und den Muth des Regulus; sein Werk über die Regierungsformen erwarb ihm Tod und Unsterblichkeit. „*C'est avec un sentiment de répugnance que je vous parlerai du fameux et méprisable Hobbes; il calomnie la nature dans son plus bel ouvrage; il fait l'homme essentiellement méchant; il absout les maitres qui l'accablent, les tyrans qui l'oppriment, en peuplant la terre de monstres; il dépouille le ciel de sa majesté. L'athéisme révèle ou un esprit faux ou un coeur pervers; plaignons celui qui a besoin d'échapper à la divinité, mais abhorrons le systématique criminel qui veut ériger en doctrine les froides spéculations de son ame insensible, ou les désirs de sa conscience coupable, qui souhaiteroit que l'univers se tût pour le genre*

humain, comme il se tait pour lui, que la nature, qu'il ne peut aimer, fût un temple sans pontifs et sans adorateurs." — Frankreich hatte seine glänzendste Epoche. *Richelieu's* und *Ludwig's XIV.* Charaktere S. 133 fg. S. 156 fg. sind mit Meisterhand gezeichnet, und in der Beurtheilung der beiden grössten französischen Tragiker *Corneille* und *Racine* offenbart sich ein fester kritischer Takt bey aller nationellen Vorliebe für die Vergötterten; auch *Molière's* Verdienst wird richtig geschätzt; und was von *La fontaine*, *Boileau*, *Bossuet* und den anderen berühmten Schriftstellern der damaligen Zeit gesagt ist, erscheint auch dem Ausländer als Resultat gründlicher Einsicht und reifen Geschmacks.

Das Gemälde des 18ten Jahrhunderts (S. 169–324) ist am vollständigsten und fleissigsten gearbeitet. In dieser Periode wird Europa durch grosse politische Veränderungen umgestaltet; der Einfluss Frankreichs ist entschieden; die Aufhebung des Edicts von Nantes war eine Wohlthat für Europa durch die Beschleunigung der Civilisation, welche sie in vielen Gegenden bewirkte. — Italiens literarische Thätigkeit gewann neues Leben; aber ihr Ruhm hängt nicht so sehr von *Maffei*, *Alfieri*, *Goldoni* (denen *Gozzi*, *Fortiguerra*, *Algarotti* u. M. wohl hätten beygesellt werden können) ab, als von den Männern, welche gelehrte Kenntnisse popularisirt, und Gegenstände, die sonst ausschliefslich der Schule anzugehören pflegten, für die gebildete Welt bearbeitet haben; *Bettinelli*, *P. Frisi*, *L. Spallanzani* u. v. A. hätten nicht übergangen werden dürfen. — England prangt mit grofsen Namen. *Pope* und *Prior* erklärt der Vf. für die elegantesten Dichter; was er von *Akenside*, *Thomson*, *Young*, *Addison* sagt, beweiset seine vertraute Bekanntschaft mit ihren Werken. Mit Wärme und liebevoller Achtung wird *Richardson* und dessen Meisterstück, Clarissa, geschildert, ohne deshalb minder gerecht gegen *Fielding* zu seyn. *Swift* findet wenig Gnade vor dem Richterstuhle des französischen, gegen veraltete politische Factionen der Britten gleichgültigen Kritikers; *Sterne's* originelle Sentimentalität und theils witzige theils gedanken- und gefühlreiche Geschwätzigkeit ist glücklich aufgefafst. Die Urtheile über *Foe's* Robinson, über *Goldsmith* und *Godwin* sind gediegen und treffend. *Gay*, *Gray*, *Glover*, *Smollet* sind übergangen. Nur ein Franzos kann bezweifeln, dafs die Britten fast allein moderne Historiker haben; der Vf. sagt von ihnen: *s'ils sont irreprochables sous le rapport de la franchise et de la vérité, on leur souhaiteroit des couleurs plus fortes, un ton moins didactique.* An *Hume* wird leblose Kälte gerügt; *Robertson* wird für untadelich erklärt; *Gibbon* wird der Parteylichkeit für den Despotismus und der Feindseligkeit gegen die christliche Religion bezüchtigt. *Middleton*, *Ferguson*, *Mitford*, *Dairymple*, *Henry* und viele Andere sind übergangen. *Locke* erhält, wie leicht zu erwarten, grofses Lob; *Bolingbroke*, *Shaftsbury*, *A. Smith*, *Hume* und die Deisten werden richtig gewürdigt; *Berkeley*, die Moralphilosophen und die zahlreichen Politiker sind übergangen. Am auffallendsten ist das Stillschweigen von der britischen Staats- und Kanzel-Beredsamkeit. — Von dem Gange der literarischen Cultur in Deutschland hat der Vf. minder richtige Ansichten; das, was Deutsche im 16 und zum Theil auch im 17. Jahrh. wissenschaftlich geleistet haben, kennt er nur nach der auf das Ausland im Grofsen rückwirkenden Aufsenseite; die wohlthätigen Resultate des Protestantismus werden dankbar anerkannt. *Leibnitz* wird als Philosoph gepriesen. Von dramatischen Dichtern sind allein *Klopstock*, *Schiller* und *Wieland* (jedoch dieser, ohne von seinen dramatischen Productionen ein Wörtchen zu verlieren!) namhaft gemacht. *Schiller's* Don Carlos und Wallenstein gelten als vortrefflich; die romantische Jungfrau von Orleans erscheint dem in solchem Stil wildfremden Franzosen als völlig mifslungen; von *Sch's.* historischen Schriften ist der Vf. entzückt. *Klopstock's* Messias wird bewundert. *S. Gesner* wird unseren ersten Classikern beygezählt; *Haller's* geschieht mit einigen Worten Erwähnung. Und dieses ist schier Alles, was von deutscher Nationalliteratur mitgetheilt wird. Wenn ein Schriftsteller, der sichs zum Grundsatze machte, seine Mitbürger über den Zustand der ihnen unbekannteren und von ihnen vernachlässigten ausländischen Literatur zu unterrichten, so dürftige und fast möchte man sagen bettelhafte Vorstellungen von deutscher Literatur hat: so ist es kein Wunder, dafs die grofse Mehrzahl gebildeter Franzosen uns für halbe Barbaren erklärt, und es unbegreiflich findet, dafs wir von unserer Literatur mit Selbstgefühl sprechen, und Alles aufbieten, um in ihr das Kleinod unserer Nationalität zu retten. Wahrlich eine ganze Gesellschaft von *Villers* Männern vermag vielleicht in einem Menschenalter kaum solcher Verblendung und Unwissenheit entgegen zu arbeiten, und die aus Unkunde anmafsenden und selbstzufriedenen Nachbaren zu überzeugen, dafs sie unendlich Viel in Kritik und schöner Literatur von uns zu lernen haben. — Frankreichs (S. 255—324) Literatur ist ziemlich ausführlich abgehandelt. In Anstellung der Namen, besonders der Engländer, verleugnet sich der Franzose nicht; dafs *Luther* als Professeur de *Wirtemberg* S. 28 aufgeführt wird, dafs S. 31 *Milton*, *Klopstock* und *Gesner* zusammengestellt sind u. m. a. ist in der Ordnung und nimmt die deutsche observanzmäfsige Toleranz in Anspruch.

Eine deutsche Übersetzung dieses Buchs wäre ein undankbares Unternehmen; aber durch Umarbeitung und fortlaufende Berichtigung desselben könnte sich ein deutscher Literator Verdienst erwerben. L.

FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck*. Dreyzehntes Vierteljahr. 1812. von S. 1249—1352. 4. (16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER, 1812.

HOMILETIK.

a) JENA, b. Frommann: *Neue Predigten*, von D. *Josias Friedrich Christian Löffler*, Oberconsistorialrathe und Generalsuperintendenten in Gotha. Erste Sammlung. Nebst einer Untersuchung der Frage: *Ob es weiser ist, den christlichen Gottesdienst zu verlassen, oder zu bessern?* 1801. XLVI u. 449 S. gr. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

b) GOTHA, b. Becker: *Neue Predigten*, von D. *J. F. Chr. Löffler*. Zweyte Sammlung. 1811. VIII u. 451 S. 8. (1 Rthlr.)

Hr. D. *Löffler* hat während der Bearbeitung und Herausgabe dieser beiden Predigtsammlungen, zwischen denen ein Decennium inne liegt, vorzüglich zwey Perioden einer falschen Beredsamkeit erlebt, deren jede den geistlichen Redner seiner Eigenthümlichkeit und dem guten Geschmack untreu zu machen drohte. Die eine war die populäre, bey welcher man, durch manche Volksschriftsteller und neuere Erzieher irre geleitet, sich nicht tief genug zu der Fassungskraft des gemeinen Mannes herablassen zu können glaubte, und um ihm recht verständlich zu werden, mit Verleugnung aller Vorschriften der ächten Homiletik, in einer schlaffen Gedankenfolge, sich nach seiner Art ausdrückte, Gegenstände des täglichen Lebens, welche oft der Würde der Kanzel gänzlich entgegen waren, langweilig abhandelte, und sich durch kindische Vergleichungen, und lächerliche, oft anstößige Beyspiele noch deutlicher zu machen suchte. Die andere, besonders in unseren Tagen das Haupt erhebende Predigtmethode möchte Rec. die philosophisch-mystische nennen, deren Geist und Charakter sich in mehreren, neulich erschienenen Predigten deutlich genug ausspricht. Beide Klippen hat Hr. *L.* glücklich vermieden, und einerseits eine edle Popularität behauptet, bey welcher er dem gemeinen Mann verständlich ist, und von dem Gebildetsten gern gehört wird; andererseits damit eine philosophische Ansicht der behandelten Gegenstände verbunden, welche, statt das Heiligthum der Wahrheit zu verdüstern, uns ihr Inneres aufschliesst, und unsere Blicke für ihre Anschauung schärft. Seine Eigenthümlichkeit besteht vorzüglich in einer lichtvollen Darstellung der auf dem Wege ruhiger und unbefangener Untersuchung aufgefundenen, nicht selten im Vortrage selbst entwickelten Wahrheit; einer schmucklosen und einfachen, doch warmen und innigen Empfehlung derselben; einem reinen, edlen und in der Regel stets sich gleich bleibenden Vortrage; einer zwar kunstlosen, aber natürlichen Anordnung der Materien, und einem praktischen Sinne, der alles aufs Leben oder die besondere Gelegenheit der Rede anzuwenden weiss. Die Themata sind gröstentheils gewählt, z. B. 2 Theil 3 Predigt: *Was wird einst aus unserer Person und aus unserem Werk auf der Erde?* 6 Pr.: *Es ist selten und schwer, aber nicht unmöglich, ohne Sünde zu seyn.* 12 Pr.: *Auch schuldige Menschen leiden oft mehr, als sie verdienen.* Aber auch da, wo sie nicht durch Neuheit sich auszeichnen, weiss ihnen der Vf. durch seine besondere Ansicht und Behandlung den Reiz der Neuheit zu geben. Z. B. 1 Pr.: *Wider den Fehler, zu verzögern, was unsere Pflicht ist.* 2 Pr.: *Die Hoffnung, dass wir im Tode nicht untergehen.* 11 Pr.: *Wie wir darüber zu urtheilen haben, dass uns nicht mehr von der früheren Lebensgeschichte Jesu bekannt ist.*

Die Anordnung der Materien ist, wie gesagt, einfach. Gemeiniglich wird zuerst die Sache selbst erläutert; eine Pflicht aus einander gesetzt, eine Religionswahrheit bewiesen; sodann aufs Leben angewendet. Eben so erhält sich der Ton immer in der mittleren Sphäre, aus welcher der Kanzelredner, der vor einem gemischten Publicum spricht, nie heraustreten sollte. Selbst bey der Einführungsrede S. 431, wo der Gegenstand einen höheren Schwung gestattete, bleibt Hr. *L.* seiner ruhig belehrenden und ermunternden Manier getreu. Das Anfangsgebet: „*Möge auch diese Handlung, bey der unser Geist dich, Allwissender, gegenwärtig denkt, nicht ohne Erbauung für diese Versammlung, nicht ohne Segen für dieses Haus seyn,*“ spricht den ruhig feyerlichen Charakter der ganzen Rede aus. Eben dies gilt auch von der vorhergehenden Confirmationsrede. Selten finden wir rednerischen Schmuck; aber wo sich der Vf. desselben bedient, da ist er natürlich und gewählt. Z. B. S. 420. 421: *Dieses* (das reifende jugendliche) *Alter bedarf einer solchen Sorgfalt vorzüglich. Wie eine zarte Blume, die wir mit Mühe durch die rauhere Zeit des Winters erhalten haben, und der wir uns jetzt in den Tagen des Frühlings erfreuen, wie eine solche Blume nun der milderen Luft, der wärmeren Sonne, des befruchtenden Regens um so mehr bedarf, damit sie sich stärke, und um so freudiger aufblühe: so bedürfen auch diese Kinder* u. s. w. In Absicht der Ausführung der Materien findet Rec. wenig zu erinnern. Sind sie auch nicht allezeit erschöpft, wie bey manchen, z. B. 2 Th. S. 157, unmöglich war: so sind sie doch gründlich und befriedigend

behandelt. Bey der VI Predigt des 1 Theils: *Über die Macht der Gewohnheit*, hätten etwa die Bedingungen ausführlicher bestimmt werden können, unter denen die aus Gewohnheit geübten Tugenden erst ihren sittlichen Werth erhalten. Im Ganzen ist die Manier des Vfs. von der *reinhardschen* verschieden; aber hin und wieder trifft er doch mit jenem grofsen Redner in der Wahl der Themen zusammen. Z. B. 1 Th. V Pr.: *Von den Versuchungen, welche aus unseren Vorzügen entspringen.* XIII Pr.: *Die menschliche Erhaltung, das Werk vieler unter Gott vereinter Kräfte.* XVIII Pr.: *Wozu uns die Bemerkung dienen soll, dafs das Schicksal des Menschen nicht immer seinem Werth entspricht.* 2 Th. XIV Predigt am Neujahrstage: *Welchen Einfluss soll die erneuerte Gewifsheit, dafs wir dem Tode uns nähern, auf unsere Gesinnungen und Entschliefsungen haben?* In diesem Zusammentreffen beider Redner liegt gewifs ein höchst interessanter Stoff, eines Jeden eigenthümlichen rednerischen Charakter zu entwickeln: worauf wir besonders die akademischen Lehrer der Homiletik aufmerksam machen möchten. Vielleicht, dafs Mancher derselben, bey einer genaueren Vergleichung beider trefflicher Redner, sich der demostheniſchen und isokratischen Manier erinnert.

Die dem 1 Theil der Predigten vorangeschickte Untersuchung der Frage: *Ob es weiser sey, den christlichen Gottesdienst zu verlassen, oder zu verbessern*, liegt zwar, der Zeit nach, aufserhalb der Grenzen der J. A. L. Z. Da indefs eben diese Materie erst neuerlich durch Hn. *L.* selbst wiederum zur Sprache gekommen, und es gewifs Vielen interessant seyn wird, zu wissen, wie der Vf. vor zehn Jahren über diese Angelegenheit dachte: so erlaubt sich Rec. nur einige Bemerkungen, um auf diese mit Sach- und Menschen-Kenntnifs und redlichem Eifer für die gute Sache (fast mit mehr Beredsamkeit als die Predigten selbst) geschriebene Abhandlung aufmerksam zu machen. Auch hier athmet der Geist christlicher Toleranz gegen sogenannte Ungläubige, welcher sich in einer neueren Predigt (2 Th. IX Pr.) gegen anders denkende und, so zu sagen, zu viel glaubende Christen ausspricht. Aber weit entfernt, dafs Hr. *L.* sich durch eine übertriebene Toleranz und zu grofse Nachgiebigkeit gegen den Geist der Zeit dahinreifsen läfst, dessen Wort zu führen, oder ihn doch zu entschuldigen: so hat er vielmehr von S. XX an die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit der Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen trefflich erörtert. Rec. mufs einen Jeden, der die neueren Aufserungen des Vfs. hierüber mifsverstanden haben sollte, auf diese Stelle verweisen, und erlaubt sich nur noch einige einzelne Bemerkungen, die sich ihm beym Lesen dieser, ihn besonders fesselnden Abhandlung darboten. S. XVI scheint der Vf. die synagogischen Versammlungen über Gebühr zu erheben, da sie, wie bekannt, ihre grofsen Mängel hatten; den Tempelgottesdienst hingegen, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse des noch sinnlichen und durch das Sinnliche auf das Geistige hinzuleitenden Volks, so wie auf die Veredlung und Vergeistigung desselben durch David, etwas zu hart zu tadeln. Dafs die Lehre von der freyen Gnade Gottes der Moralität so nachtheilig sey, als Hr. *L.* S. XXVI meint, bezweifelt Rec. Von ihr ging ja, wie erst neuerlich, trotz alles Widerspruchs, dem Unbefangenen sattsam bewiesen worden ist, die Reformation, und sonach die ächt-christliche Moral aus. Man verstehe nur das Wort *frey*, woran sich so Viele stofsen, im ächt-biblischen Sinne! Ja, ist nicht selbst die Fähigkeit, moralisch zu handeln, freyes Gnadengeschenk Gottes? Trefflich vereint Hr. *L.* S. XXVIII das reine Moralprincip mit dem Glückseligkeitstriebe und den sogenannten eigennützigen Bewegungsgründen. Überhaupt möchte wohl auch die gröfste Reinheit nicht frey vom Eigennutze seyn, so viel Aufhebens man auch von jener gemacht hat. Der sich selbst Gesetz seyn wollende Philosoph ist im Grunde der Eigensüchtigste; der mit edler Selbstverleugnung dem Gesetze Gottes sich unterwerfende Christ der Uneigennützigste. Von S. XXXIV an widerlegt der Vf. mit liegenden Gründen die übertriebenen Foderungen, welche man in Absicht der Liturgie gethan. Rec. ist überzeugt, dafs auch die beste Liturgie nur wenig zur allgemeineren Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste beytragen wird. Man hat verbefserte und neue Agenden, zeitgemäfse Formulare, neue herrliche Gesänge; man hat unter einer Menge vortrefflicher Predigtsammlungen und Erbauungsbücher die Auswahl: wird deswegen der öffentliche Gottesdienst fleifsiger besucht, und die Privaterbauung allgemeiner? Der zu heilende Schaden ist tiefer, als in äufseren Formalitäten, zu suchen. Wenn nicht der herrschenden Frivolität auf irgend eine Art Einhalt geschieht; wenn nicht eine fromme Erziehung schon frühzeitig den Sinn für das Geistige und Göttliche belebt; wenn nicht auf gelehrten Schulen für religiöse Bildung mehr, als bisher, geschieht; wenn nicht Beyspiele der Religiosität von oben her allgemeiner werden; wenn nicht Lehrer der Religion deutlicher, als bisher, sichs anmerken lassen, dafs ihnen das Heilige heilig, dafs es ihnen mit ihrem wichtigen Amte ein wahrer Ernst sey: so ist alles Übrige vergebens. Die S. XXIV gerügte Tadelsucht gegen Prediger hat zwar einerseits in den Anmafsungen des Publicums seinen Grund, welches von der Kanzel herab wie im Schauspiele unterhalten seyn will, und über eine Predigt wie über ein Drama urtheilt; andererseits aber, und vorzüglich in den Predigern selbst, wenn sie entweder in ihren Predigten dem guten Geschmack Hohn sprechen, oder, nur Beyfall suchend, weniger danach fragen, ob sie erbauet, als ob sie gefallen haben.

Über manche individuelle Ansichten der Religionswahrheiten mag Rec. mit dem würdigen Vf. nicht rechten. Sonst würde er fragen, ob Christus wirklich nichts weiter geboten, als was S. 424 als der Hauptinhalt seiner Gebote empfohlen wird: *dafs wir nicht sündigen, oder, welches einerley ist, dafs wir nicht gegen unsere bessere Einsicht, oder gegen unser Gewissen handeln sollen.* Er hat insbeson-

ere gebaten, dafs wir dieſs auch im Verborgenen uen ſollen. Und er hat endlich geboten, dafs wir gen Jedermann, mit dem uns Gottes Vorſehung in erbindung bringt, gerecht, freundlich und hülf-ich ſeyn ſollen. — Allumfaſſender ſcheint Rec. das te Gebot: Glaube, Liebe, Hoffnung. Auch gegen e IV Pr. im 2 Th.: *Auf welche Art und durch welche Mittel erfahren wir die Wirkungen des Geiſtes ottes an uns?* lieſsen ſich noch hin und wieder weifel erheben. Doch dieſe und ähnliche Ausſtelungen würden bey den vielfachen Vorzügen, beſonders bey der praktiſchen Tendenz dieſer Predigten, icht den Verdacht kleinlicher Tadelſucht erregen. löge vielmehr dieſe Predigtſammlung von Allen mit em Beyfall aufgenommen werden, mit welchem Rec. e las, und der verdienſtvolle Vf. uns bald mit einem ritten Theile beſchenken! Bch.

Erfurt, b. Kaiſer: *Archiv für den Kanzel- und Altar-Vortrag, auch andere Theile der Amtsführung des Predigers.* Zum Gebrauch für ſolche, die oft im Drange der Geſchäfte ſich befinden. Von einigen Predigern bearbeitet, und herausgegeben von *J. L. Goſſe.* Zweyter Band. 1811. XII u. 418 S. Dritter Band. 1812. XVI u. 340 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Es iſt keine trügliche Hoffnung, welche der Herausgeber in der Vorrede S. V beſcheiden äuſsert: dafs, eitdem er durch mehrere ſchätzbare Beyträge ſeiner Mitarbeiter unterſtützt worden ſey, als es beym erten Bande (J. A. L. Z. 1811. No. 92) der Fall geween, man vielleicht werde das Urtheil fällen können, ein Archiv habe dadurch an Brauchbarkeit gewonen. Rec. kann verſichern, dafs er dieſe Hoffnung n jedem Abſchnitte dieſes Werks beſtätigt gefunden. Was zuvörderſt (um hier nur bey dem 2ten Bande zu erweilen, welchem der 3te an Werth nicht nachteht) die *Predigtentwürfe* über die gewöhnlichen Perikopen betrifft: ſo ſind zwar die Themata nicht eu und überraſchend, doch fruchtbar und praktiſch, inige auch beyfallswerth behandelt und ausgeführt. . B. am 4 Sonnt. nach Epiph.: *Einige Mittel zu einem ſanften und erquickenden Schlafe, die in unſerer Gewalt ſtehen.* Auch iſt der Entwurf für eben en Sonntag, wo *Trübſale mit Stürmen verglichen* erden, recht praktiſch. Nur erfodert die Ausführung eine Vorſicht, dafs das Bild nicht zu oft wiederolt, oder damit getändelt werde. Die Predigtentwürfe ſind ſo geordnet, dafs erſt ein ausführlicherer, ann ein kürzerer Entwurf geliefert wird, und zwar uerſt über die Evangelien, ſodann über die Epiſteln. ec. mifsbilligt dieſe Einrichtung im Ganzen nicht; ur hätte er gewünſcht, dafs jedesmal der ausführlihere Entwurf dem ſchwerer zu behandelnden Thema gewidmet worden wäre, z. B. beym 4 Epiph. er Vergleichung der Trübſale mit Stürmen. Nicht ehlen kann es, dafs ſich bey einer Anzahl von 32 Entwürfen nicht hin und wieder etwas zu erinnern finen ſollte. Nicht aus Tadelſucht, ſondern um auch einerſeits zur Vervollkommnung dieſes ſchon in dem gegenwärtigen Bande immer brauchbarer werdenden Werks beyzutragen, will Rec. die eine und die andere Bemerkung ſich erlauben. S. 1 f. in dem Entwurf am 3 Epiph. iſt zwar das Thema ſinnreich gewählt und gut ausgeführt, liegt aber nicht im Texte. Ich bin ein Menſch, *dazu* (wie Luther eingeſchoben) *der Obrigkeit unterthan*, iſt Hendiadys und hebraiſirend: *ein der Obrigkeit* (oder einem noch Mächtigeren) *untergeordneter Menſch.* Zuweilen enthält *ein* Entwurf zwey, füglicher beſonders abzuhandelnde Themata, wie der kürzere an eben dem Sonntage: über die *Pflichten* 1) *der Herrſchaften*, und 2) *Dienenden;* oder der über die Epiſtel deſſelben Sonntags: 1) *Iſts möglich, ſo viel an euch iſt, habt mit Jedermann Friede.* 2) *Laſs dich nicht das Böſe überwinden, ſondern überwinde das Böſe mit Gutem.* Kaum in Predigten, vielweniger in Entwürfe gehört beym Abdruck die S. 41 ſich befindende Formel: *Wir erbitten uns aber zuvor hiezu den Beyſtand Gottes in einem andächtigen und ſtillen Gebet.* Unrichtig iſt wohl disponirt, wenn es S. 48 heifst: *Dafs es eine Vergeltung gebe*, lehret uns a) *die Gerechtigkeit Gottes*, b) *die Religion Jeſu* (als ob dieſe uns nicht auch von der Gerechtigkeit Gottes belehre), und bey b) wiederum α) *Jeſus*, β) *ſeine Apoſtel* (als ob dieſe nicht ein Geiſt mit ihm beſeelt hätte). Bey dem Entwurf am 6 Epiph. kann Rec. nicht billigen, dafs die verſchiedenen Meinungen von Jeſu Verklärung angeführt werden. Der gemeine Mann wird nur mifstrauiſch. Was iſt für den Beweis: *dafs Jeſus der Meſſias ſey*, gewonnen, wenn S. 63. 64 geſagt wird: Laſſet es ſeyn, dafs, wie Einige meinen, die Wolke eine Gewitterwolke geweſen, und es habe den Jüngern *gedeucht*, als ob ſie die Worte aus Jeſ. 42 hörten: dieſs iſt mein Knecht u. ſ. w.; oder, wie noch Andere wollen, die Jünger wären von ſeiner Belehrung ſo feſt überzeugt geweſen, dafs Jeſus der Meſſias ſey, als wenn ihnen Gott ſelbſt vom Himmel zugerufen hätte: dieſs iſt mein Sohn: ſo ſagt doch Petrus (2 Petr. 1, 16. 17. 18): Wir haben ſeine Herrlichkeit ſelbſt geſehen u. ſ. w. Es war alſo der Zuruf der deutlichſte Beweis für die Wahrheit: *Jeſus iſt der Meſſias.* (Wirklich? Wird auch der Zuhörer ſich durch ſolche Gründe überzeugt fühlen?) Zuweilen iſt das Thema glücklich gewählt, aber die Dispoſition dürftig und nicht erſchöpfend. Z. B. am 6 Epiph.: *Wie nöthig ein vertrauter Umgang mit Tugendhaften ſey.* Wir erlangen, wie die Jünger Jeſu, 1) *eine richtigere Erkenntniſs von Gott und ſeinem Willen;* 2) *von Jeſu und ſeiner Beſtimmung;* 3) *von unſerem gegenwärtigen Verhalten.* (Können wir dieſs alles nicht durch viele andere Mittel, und durch die Religion auf dem kürzeſten Wege erlangen? Warum nicht etwa ſo? 1) *Unſer Glaube an ein ſittliches Reich Gottes und Jeſu Chriſti wird dadurch beſtätigt;* 2) *unſere Nächſtenliebe belebt und veredelt;* 3) *unſer Tugendeifer in reger Thätigkeit erhalten.*) Der zweyte Theil: was folgt daraus für uns? liegt nicht im Thema. So iſt auch manches Thema unbeſtimmt, z. B. S. 97: *die wichtige Wahrheit, die Chriſten immer vor Augen*

haben müſſen. (Wie viel ſolcher Wahrheiten giebt es, hier iſt es die:) 1) *Wer Hoffnung zu Jeſu haben will,* 2) *der reinigt ſich, gleichwie er rein iſt.* Zu ſolchen Themen bedarf doch wahrlich auch der Ärmſte an Geiſt kein Archiv. Doch dergleichen Entwürfe finden ſich nur wenige, die Mehrzahl iſt, wie geſagt, beyfallswerth, und Rec. wünſcht nur durch ſolche Erinnerungen den Herausgeber zu einer ſorgfältigeren und rückſichtsfreyen Sichtung zu veranlaſſen. Bey dem Thema: *Es kommt nicht darauf an, wie lange, ſondern, wie gut wir leben*, am Sonnt. Eſtomihi, geſteht der Vf. am Schluſſe ſelbſt, daſs die Materialien zum zweyten Theil im erſten liegen. Warum wurden alſo nicht beide Theile ſogleich mit einander verbunden? So gewann der erſte Theil durch die Anwendung mehr Leben, und im zweyten wurden Wiederholungen vermieden. S. 117 iſt *freudiges Zutrauen* zu Gott unrichtig ſtatt *freudiges Bewuſstſeyn, freudige Zuverſicht* geſagt.

Im II Abſchnitt, welcher Entwürfe *über freye Texte* enthält, iſt das Wort *frey* höchſtens in Rückſicht ausländiſcher Prediger zu verſtehen. Es ſind nämlich die neuen ſächſiſchen Texte, welche vorgeſchrieben ſind, und an die Stelle der gewöhnlichen Perikopen treten. Auch ſind ſie deſswegen nicht frey zu nennen, weil ſie nicht willkührlich unter einander geworfen ſind, ſondern, wohlgeordnet, einen bibliſchen Cyklus, ein Ganzes ausmachen. Die Entwürfe ſind übrigens logiſch und textgemäſs, und gehören mit zu dem Vorzüglichſten in dieſem Magazine. Faſt ſind ſie zu reichlich ausgeſtattet, und es möchte wohl zu einer nur gedrängten Ausführung derſelben eine gute Stunde nöthig ſeyn.

Unter den *Altarreden* im III Abſchnitt zeichnen ſich vorzüglich aus: No. 47 durch den intereſſanten Gegenſtand und eine ſachgemäſse Behandlung deſſelben; 49 durch ihre Seltenheit, daſs ein Sohn (Hr. Paſtor *Zeis* in Somsdorf) die Einſegnung ſeiner 50 Jahre mit einander verbundenen Ältern verrichtete. Aber wozu am Ende die allgemeine Umſchreibung des Vater unſers? Sollte ſie ja da ſtehen: ſo muſste ſie ſich der Gelegenheit aneignen, wie dieſes in den Taufreden S. 353. 354 und 358 ſehr glücklich geſchehen, wo das V. U. ganz in ein Gebet für das zu taufende Kind umgearbeitet iſt.

Die Gedächtnifsrede No. 53 auf einen an ſeinen Wunden verſtorbenen Krieger iſt redneriſch und rührend, und entſchädigt wegen der Langenweile, die manche vorhergegangene Traureden verurſachten. Eine wahre Gelegenheitsrede! Überhaupt liefert die Chiffer — i — gute Arbeit. No. 55 eine Rede am Grabe des D. *Gräfer* in Wittenberg iſt zwar kurz, aber redneriſch, herzlich, vielſagend. Eine wahre Zierde dieſes Archivs! Die in dem IV Abſchnitt vollſtändig abgedruckte Predigt No. 58 iſt in einer beyfallswerthen Manier gearbeitet. Nicht minder No. 59, eine Kirchweihpredigt.

Die Anreden und Formulare *bey Taufen* im V Abſchnitt athmen einen guten homiletiſchen Geiſt. Nur möchte es in dem Taufformulare No. 61. S. 359 für ein Glaubensbekenntnifs, welches *einfach* ſeyn muſs, zu gekünſtelt, und doch nicht erſchöpfend ſeyn, wenn es von Jeſu heifst: daſs er alle Lehrer an Weisheit, alle Helden an Kraft, alle Wohlthäter an Liebe, alle Sieger an Herrlichkeit übertreffe. Auch ſind hier die Sätze nicht natürlich geordnet: der zweyte und vierte gehörten zuſammen.

Die Abhandlung *über das Abkanzeln* im VI Abſchnitt iſt durchdacht, mit Wärme für die gute Sache und vieler Menſchenkenntnifs geſchrieben. Aber der Bedenklichkeit S. 372, daſs manche durch Strafpredigten vom öffentlichen Gottesdienſte abgehalten werden möchten, widerſpricht die Erfahrung. Weſſen Predigten athmen mehr Ernſt, mehr edle Freymüthigkeit und ächt patriotiſchen Eifer, weſſen Buſstagspredigten insbeſondere rügen ſchärfer und unparteyiſcher die herrſchenden Fehler der Zeit, als die des verewigten *Reinhard*? Und dennoch drängte man ſich zu ihm, dennoch ſtrömten ſchwerlich in einer Kirche des proteſtantiſchen Deutſchlands mehrere Zuhörer zuſammen, als in der ſeinigen, dennoch ward er mit ungetheiltem Beyfall von Hohen und Niedrigen, ſelbſt von denen, welche ſich getroffen fühlten, gehört und geleſen.

Die *Anzeigen* im VII Abſchnitt würde Rec., bey dem Überfluſs an gelehrten Journalen, ganz wegwünſchen, wenn hier nicht mehr Auszüge aus Büchern, als Recenſionen geliefert würden. Für das Publicum, dem dieſs Archiv beſtimmt iſt, und welches ſich nicht alle Bücher ſelbſt anſchaffen, nicht einmal Antheil an einer Leſegeſellſchaft nehmen kann, findet er dieſes ſehr zweckmäſsig. — rf —

NEUE AUFLAGEN.

: *Stralſund*, in der Regierungs-Buchhandlung: *Rede geſprochen am Napoleons-Tage des Jahrs 1809 im gröſseren akademiſchen Hörſaal zu Greifswald*, von *Ludw. Theobul Koſegarten.* Zweyte berichtigte Ausgabe. 1812. IV u. 65 S. 8. (8 gr.)

Aſchaffenburg, b. Etlinger: *Sappho und Phaon*, oder *der Sturz von Leukate.* Zweyte unveränderte Auflage. 1811. 262 S. 8. (1 Rthlr.)

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Neues Handbuch für die Jugend in Bürgerſchulen.* Von *Friedr. Ludw. Wagner.* Erſte Hälfte. Sechſte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1812. 347 S. 8. (9 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1806. No. 150.)

Erlangen, b. Palm: *Verſuch einer praktiſchen Anweiſung für Schullehrer, Hofmeiſter und Ältern, welche ihren Zöglingen und Kindern auf eine leichte, angenehme Weiſe, und in kurzer Zeit zur Buchſtabenkenntnifs, zur Fertigkeit im Buchſtabiren und Leſen verhelfen, und zugleich ihren Verſtand bilden wollen.* Dritte verbeſſerte Auflage. Auch unter dem Titel: *Verſuch einer praktiſchen Anweiſung für Schullehrer, Hofmeiſter und Ältern, welche die Verſtandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf ein zweckmäſsige Weiſe üben und ſchärfen wollen.* Von D. J. P. *Pöhlmann.* Erſtes Bändchen. Dritte verbeſſerte Auflage. 1812. XXXII u. 516 S. 8. (18 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1807. No. 91.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 OCTOBER, 1812.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Simonis Socratici, ut videtur, Dialogi quatuor, de lege, de lucri cupidine, de justo ac de virtute. Additi sunt incerti auctoris dialogi Eryxias et Axiochus.* Graeca recensuit et praefationem criticam praemisit *Augustus Boeckhius.* Accedit varietas lectionis Stephanianae. 1810. XL und 194 S. 8. (20 gr.)

Hr. Prof. *Böckh* meint, es würden ihn Manche tadeln, dafs er diese dürftigen Bücher des socratischen Schusters oder Philosophen herausgegeben; er habe sie deshalb dem Schuhmacher vorsichtig mit einem sattsam bescheidenen *ut videtur* beygelegt. — Es braucht wohl kaum einer Entschuldigung, wenn Jemand die geringern Werke der alten Literatur einer besonderen Bearbeitung werth hält, denn was ist überhaupt in diesem Gebiete gering und unbedeutend? — Eben so wenig wollen wir mit dem Vf. wegen seiner Hypothese über ihren Urheber rechten, ungeachtet darum, weil ihr seit 4 Jahren keine öffentlichen Beurtheiler widersprochen, und viele sehr scharfsinnige Männer beygestimmt haben, die Gründe dafür nicht beweisender geworden sind. Aber billigen wird es kein Unbefangener, dafs der Vf. diese Schriften seinen akademischen Zöglingen herausgab, die an ihnen ihr kritisches Urtheil in Unterscheidung des Ächten und Unächten üben sollen, „auch wenn sie nur einen und den andern Dialog des Plato unter Anleitung des Lehrers gelesen haben." Hat der junge Mann seinen Plato ganz und gründlich durchgearbeitet: so mag er das Verhältnifs der ihm untergelegten Schriften zu den ächten nach Einsicht und Kräften bestimmen. Ein zu frühes Eingreifen in die höhere Kritik wird oberflächliches und unstetes Gerede veranlassen, das den Eigendünkel nährt, statt die Einsicht zu befördern. — Doch der Herausgeber wünscht auch die simonischen Gespräche, „ungeachtet ihrer geringen Ader von Geist und unerheblichen Kunst," statt des Aesop und Hierokles in die Hände derer, die erst in fortgerücktem Alter das Griechische erlernen und gleich dem Cato das Frühversäumte durch späten Eifer ersetzen wollen. Wahrscheinlich hat Cato weder mit dem Aesop noch mit den Dialogen des angeblichen Schuhmachers von Athen angefangen, und eben so werden die Spätlernenden in unseren Tagen es wohl bleiben lassen, nach Lockspeisen dieser Art vor allen anderen die Hände auszustrecken, wenn auch der Herausgeber noch mehr zur Einladung dazu beygebracht hätte. — Den Text rühmt er mit feiner und genauer Erwägung (*subtili et accurato judicio*) nach Muthmafsungen und Handschriften hergestellt zu haben; was das heifse, werden wir nachher sehen. Kaum ist man durch diese Zusage zu Erwartungen berechtiget; so will er *nur im Minos* die Lesearten sorgfältiger erwägen, damit man deutlich sehe, „wie gewissenhaft er sein Amt verwaltet habe;" die übrigen Dialogen aber nur leicht geschürzt durchlaufen, *ne, quod ajunt, μύσον ἐπὶ φακῇ, neve, instar alicujus Fischeri, liberalius exculto et educato homini verbosarum nugarum fastidium pariam*, wobey man denn nicht weifs, ob der Vf. seine Anmerkungen zum Minos für Specereyen hält, mit denen er die Hülsenfrüchte der übrigen Dialogen nicht hat durchwürzen wollen, oder für wortreiche Possen; die einem freyer gebildeten und erzogenen Menschen Abscheu erregen, ob er für angehende Kritiker, denen doch gewifs kein Commentar von Fischer über den Plato Ekel machen darf, oder *in usum elegantiorum hominum* geschrieben hat. — Die Folge dieses seltsamen Sträubens ist, dafs der Käufer zu dem Texte, den er schon besitzt, und hier noch einmal bezahlen mufs, dürftige Nachweisungen des geänderten und statt der vollständigen Collationen von 2 münchner Handschriften zum Dialog *de justo*, die dem Herausgeber der würdige *Jacobs* besorgte (p. XXVIII, vergl. XXXV), nur so viel bekommt, als Hn. *B.* beliebt. Wahrscheinlich hat die vollständige Variantensammlung für den ganzen Plato sollen aufgehoben werden. — So wufste freylich Fischer nicht Haus zu halten. — Noch weniger klar ist, welches Urtheil Hr. *B.* über die Dialogen selbst bey sich hat. Einmal ist ihm darin *sermo purus, simplex, perspicuus, raro ineptus et insulsus* (p. V), dann wieder *jejunus et vagus sermo et inanium verborum cumulus* (p. VII), der selbst den Abschreibern, „die doch sonst einfältige Menschen gewesen," Überdrufs und Ekel erzeugt, so wie Lücken und Fehler veranlafst habe. Da mufs es nun freylich sehr arg in den Dialogen hergehn; denn man weifs, wie viel schlechte Abschreiber vertragen konnten. — Übrigens wäre es Zeit, dafs man endlich aufhörte, auf die Abschreiber ohne Unterschied zu schelten. Es sind unter ihnen vom 12 — 14 und 15 Jahrhunderte viele Männer von gründlicher Sprachkenntnifs, richtigem Urtheil und grofser Genauigkeit gewesen, deren nützlicher Sorgfalt wir eine sehr grofse Anzahl der vorzüglichsten Handschriften mit Glossen und Varianten und somit die Grundlage einer gesunden Kritik verdan-

ken. Wer kann dieſe mit den Flüchtlingen aus Griechenland, die gegen den Anfang des 16 Jahrhunderts nach der Eroberung ihrer Vaterſtädte Italien überſchwemmten, und zum Theil durch die Noth gezwungen wurden, ſich in den Manuſcriptenfabriken von Florenz und beſonders Venedig zu verdingen, um ſich durch Copirung von täglich 3—4 engen Foliobogen das Brod zu verdienen — wer kann jene achtungswürdigen und beſonnenen Kenner ihrer Mutterſprache mit dieſen unglücklichen Handarbeitern zuſammenſtellen, und die ganze Claſſe mit gleichem Tadel und derſelben Herabwürdigung züchtigen, ohne ſich entweder der Unkunde handſchriftlicher Denkmäler oder muthwilliger Verkennung eines beſcheidenen und wohlthätigen Verdienſtes ſchuldig zu machen? — Wir halten dieſe Rüge um ſo mehr für nöthig, da nichts gewöhnlicher iſt, als daſs man ſich durch rückſichtloſes Schmähen auf die Dumpfheit, Einſeitigkeit und Nachläſſigkeit der Grammatiker und Abſchreiber das Anſehen von Weisheit und Überlegenheit zu geben, und ſofort das Recht zu erlangen ſucht, alles nach Willkühr mit Füſsen zu treten, was von ihnen ausgegangen iſt.

Was nun die Ausgabe betrifft: ſo ſcheint an der Sache das Wahre zu ſeyn, daſs der Herausg., durch frühere Arbeiten veranlaſst, ſich mit den vorliegenden Dialogen öfter zu beſchäftigen, jetzt dem zum Behufe ſeiner Vorleſungen veranſtalteten Abdrucke derſelben hat beyfügen wollen, was er zu ihrer Erläuterung bemerkt hatte, etwas ausführlich beym Minos, ſparſam bey den folgenden; wie ihm etwa die Correcturbogen durch die Hände gingen, indem es ihm an Zeit oder Luſt fehlte, Vollſtändigeres und Reiferes zu geben, daſs er aber nun nach allerley Farben und Redensarten umhergreift, um das Unbedeutende und Gelegentliche der Arbeit zu ſchminken und ihr das nöthige Anſehen zu verſchaffen. Die Flüchtigkeit der Arbeit ſelbſt zeigt ſich ſchon in Anordnung der Kleinigkeiten, die auf Encliſis, Jota ſubſcriptum u. dgl. Bezug haben. — Was ſoll, um unter mehreren Einiges auszuheben, neben φῄς Axioch. 369 b das ganz unanaloge φῇς, das ſehr häufig ſtehen geblieben, φιλαῖδῶν mit der Diäreſis, da er ſelbſt φιλαΐδαι anführt, δοκοῦσί σοι p. 395 e neben δοκοῦσί τινες σοὶ p. 397, πότερον σοὶ δοκεῖ p. 395 e, wo kein Gegenſatz, neben ὅτι μοι δοκεῖς σὺ Eryx. p. 403 d, γὰρ τινὰ Eryx. p. 403 neben γάρ ποτε p. 404 b, περί σε Axioch. p. 365 c neben περὶ σὲ p. 369 c oder gar τουτὶ μοὶ ἀνάθου p. 230 a; da jetzt jeder Anfänger aus ſeinem *Buttmann* lernt, daſs das Pronomen in der erſten Perſon auſser der Encliſis ἐμοῦ, ἐμοί, ἐμέ; dagegen μου, μοί, μέ immer enclitiſch ſey? Eben ſo muſste Eryx. 400 b ἐκ τοῦ ὄρους in ἐκ του ὄρους geändert werden. Es wird dem Vf. nichts helfen, auf dergleichen als auf Nugas vornehm herabzuſehen. — Er ſelbſt verſchmäht es nicht κλαίειν in κλάειν, κἄν in κάν, δέ με in δ' ἐμέ, und Mehreres der Art, was ihm gelegentlich auffiel, umzuſetzen, und, wenn irgend wo: ſo muſs Genauigkeit in dergleichen da ſeyn, wo angeblich für Zöglinge der Kritik gearbeitet wird. Ähnliches wäre über die Interpunction zu ſagen; doch wir übergehen das, und bemerken aus der Rubrik der Kleinigkeiten nur noch, daſs, ungeachtet die eingeſtreuten Verſe mit kleinerer Schrift und in Abſätzen gedruckt ſind, doch p. 374 a zwey Pentameter

Μνῆμα τοῦ Ἱππάρχου στεῖχε δίκαια Φρονῶν

und Μνῆμα τοῦ Ἱππάρχου μή Φίλον ἐξαπάτα

noch in dem Context der Proſa ohne Unterſcheidung hängen.

In den Anmerkungen zum Minos, die etwa einen Bogen füllen, ſtöſst man auf eine Anzahl ſchätzbarer Bemerkungen über Diction, wie man ſie bey einem genauen Kenner der Sprache zu finden gewohnt iſt. Doch da ihnen der Herausgeber ſelbſt ſchon das gebührende Lob ertheilt hat: ſo haben wir nur einige Ausſtellungen beyzufügen. Cap. I iſt die Lesart des leidner Codex ὁποῖον τῶν νόμων ſt. ὁποῖον τὸν νόμον ohne Grund verſchmäht worden. Die Vulgata heiſst gar nichts, und kann durch die keineswegs „vollkommen ähnliche" Redensart ὁπότερον τὸν νόμον geſchützt werden. Wo nach ὁπότερος der Nom. oder Acc. ſtatt des Genit. *unbeſtritten* ſteht, gehört er gewiſs zum Prädicat, wie in der angeführten Stelle *de Juſto* c. 6 ἔχεις εἰπεῖν, ὁπότερα τὰ δίκαια καὶ ὁπότερα τὰ ἄδικά nämlich ἐστί, „welches *das* Rechte u. ſ. w." — In demſelben Capitel ſoll κατὰ ταυτὸ τοῦτο ſchlecht ſeyn, da im Philebos κατά γε αὐτὸ τοῦτο ſteht. Denn die Stelle aus der Republik ſoll doch wohl nicht beweiſen, da in ihr κατ' αὐτὸ ohne τοῦτο ſteht, wo denn Niemand den Artikel verlangen wird. Eher würde man im Philebos ταὐτὸ ſchreiben, als in unſerer Stelle das ſehr ſichere κατὰ ταυτὸ τοῦτο aufgeben, denn was αὐτὸς οὗτος heiſsen ſoll, iſt nicht abzuſehen, wenn es nicht in Verbindung mit einem Verb. ſteht, gl. αὐτὸς οὗτος ἔφη „dieſer ſagte es ſelbſt." — Eben ſo αὐτὸ τοῦτο. — Ähnlich iſt Eryx. p. 401 a ἆρα ἡμῖν ταῦτ' ἂν εἴη τὰ χρήματα „vielleicht wäre dieſs auch *der Reichthum*," wo der Herausg. den Artikel τὰ mit ſo gröſserem Unrecht getilgt hat, da gleich darauf οὐκ αὖ οὐδ' οὕτως ἔφαι ἔτο ἡμῖν ὅτι ποτ' ἐστί τὰ χρήματα folgt. Cap. 10 iſt νεμεῖ ſt. νεῖμαι eine unnütze Conjectur des Herausgebers. Warum ſoll man aus dem Vorigen nicht ἀγαθός herunterdenken können? Bekanntlich dient oft ein im Vorigen, wenn auch ſeitwärts, liegender Begriff zur Verbindung des Folgenden, und hier ἀγαθός um ſo mehr, da ἐπιστήμων διανεῖμαι vorhergeht, und ἄριστος διανεῖμαι folgt. — Cap. 12 wird eben ſo unnöthig οὗτος in ἐμοιος geändert. Da bey ἔστι δ' οὗτος ὁ ἀγαθὸς Niemanden einfallen kann, οὗτος auf das Nächſtvorhergehende zu beziehen: ſo iſt die Beziehung auf das Frühere nothwendig, und denkbar, ohne daſs οὗτος für ἐκεῖνος ſteht. — Dagegen ſträubt ſich der Vf. ohne Grund in συλλογοῦντες ἢ καὶ κατηγοροῦντες, κακηγοροῦντες zu ändern. Wenn Pollux κατηγορ. in dieſer Verbindung anführt: ſo geſchah es unfehlbar aus Stellen, wo κακηγοροῦντες durch das ſehr geläufige κατηγοροῦντες verdrängt worden war.

In den dürftigen Bemerkungen zu den folgenden Dialogen vermiſſen wir häufig das gerühmte

subtile et accuratum judicium, hauptsächlich in dem, was verdorben war. Was z. B. über den nächstfolgenden Dialogen *de lucri cup.* gesagt wird, nimmt etwa eine Octavseite ein. Der Herausgeber hat 4 Conjecturen von *Schleiermacher*, zwey von *Stephanus* aufgenommen, von dem Seinigen aber Folgendes beygefügt: Zum Anfange τί γὰρ τὸ φιλοκερδὲς, τί ποτέ ἐστι; ein Fragzeichen nach γάρ, wo denn der Dialog mit τί γάρ; anfängt, das, wie *quid enim?* nur mitten in der Rede stehen kann. Eher wird man das zweyte τί tilgen; — dann eine schon im Buche zum Minos vorgebrachte Conjectur. Ferner wird p. 227 e in ΣΩ. Εἰ δοκεῖ οὖν τι σοι (*sic*) εἰ getilgt. Solches Wegschneiden des Überflüssigen ist überall misslich, wenn man nicht weiss, wo es hergekommen. Besser wird man εἰ in Εἶεν umändern und darauf interpungiren. Dann folgt p. 228 b die Aufnahme von φιλαιδῶν st. φιλαίδωνος nach Anleitung des Scholiasten, und zuletzt wird p. 230 c οὐκοῦν in οὔκουν verwandelt, während es 4 Zeilen vorher in derselben Fügung geblieben, so dass der Zögling, welcher den Unterschied nicht schon vorher gewusst hat, nun um nichts klüger ist. — Somit aber sind wir am Ende der Bemerkungen des Vfs. zu diesem Dialog, und was derselbe in dieser Ausgabe durch ihn gewonnen hat, geht demnach auf Benutzung eines Scholions zur Herstellung eines Namens zusammen. — Stoff zu Bemerkungen fehlt hier so wenig, wie anderwärts; z. B. in folgenden Stellen des Dialogs. P. 227 c ὀρθῶς δ' ἐστὶ, τοῦτον ἡγεῖσθαι φιλοκερδῆ, ὃς ἂν σπουδάζοι ἐπὶ τούτοις καὶ ἀξιοῖ κερδαίνειν κ. τ. λ. In dieser Verbindung, wo ὃς ἂν dem ἐάν τις vollkommen gleich gilt, ist im Optativ σπουδάζοι ein offenbarer Solöcism. Der Conjunct. ἀξιοῖ aus ἀξιόῃ zusammengezogen hat als scheinbarer Optativ auch anderwärts den ihm verbundenen Conj. (hier κερδαίνῃ) verdorben. — P. 228 e. An den Hermensäulen ἑατὸν δύο ἐπιγράμματε. ἐν μὲν τοῖς ἐπ' ἀριστερᾷ τοῦ Ἑρμοῦ ἑκαστου, ὃ ἐπιγέγραπται, λέγων ὁ Ἑρμῆς ὅτι κ. τ. λ. Der Herausgeber tilgt mit *Schleiermacher* ὃ, wodurch der Stelle nicht geholfen wird. Denn was ist nun ἐπιγέγραπται ὁ Ἑρμῆς? Ist Hermes selbst auf seine Säule gezeichnet? Auf jeden Fall ist λέγει st. λέγων zu lesen und die folgenden Wörter umzustellen ὅτι ὁ Ἑρμῆς. Nun ist ὃ ἐπιγέγραπται soviel als τὸ ἐπίγραμμα und der Sinn *inscriptio indicat* (λέγει) *Mercurium* rel. (ὅτι ὁ E.) — P. 229 b. In καὶ παντων ἂν — ἠκουσας ὅτι hat ἂν vor ὅτι keinen Platz und muss nothwendig ἆρα gelesen werden, dagegen gehört es p. 230 d nicht nur nach ὁτιοῦν, sondern auch nach ὦ.

P. 231 b. Die Stelle πότερον οὐκ ἐὰν κακὸν — κτήσηται, οὐ κερδος κτήσηται; leidet ausser dem doppelten κτήσηται auch an der zweyfachen Negation, die am wenigsten in der Frage als nutzlose Wiederholung gelten kann, und es muss ausser κτήσεται, was der Vf. nach *Stephanus* giebt, noch οὐν st. ουκ gelesen werden. —

Doch eingedenk unserer Grenzen brechen wir in der Mitte des Dialogs ab, und wünschen, dass der Herausgeber, dem es weder an Talent noch an Gelehrsamkeit gebricht, uns künftig nur die gereiftesten Früchte seiner Sprachbemerkungen, wie hier zum Minos, geben, und da, wo er zusammenhängende Ansichten darstellt, aufrichtig, einfach und ohne Ansprüche schreiben möge. Xy.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Rudolstadt, in d. Hof-Buch- und Kunst-Handlung: *Der Veteran.* Ein belehrendes Volksbuch für Westphalens künftige Krieger. Von *C. Hildebrandt*, Prediger zu Eilsdorf im Saaldepartement. Mit einem Titelkupfer. 1811. XVI u. 240 S. gr. 12. (21 gr.)

Wie überall, wo die Conscription eingeführt ist: so sucht man auch in Westphalen sich derselben zu entziehen. Der Vf. findet den Grund dieser Erscheinung im Mangel an Vaterlandsliebe, in einer gewissen Subordinationsscheue, in einer gewissen Abneigung gegen den Soldatenstand und in einem gewissen Mangel des Gefühls für die Vorzüge des Landes, in welchem man geboren wurde. Er will durch sein Buch mitwirken, dass diese Erscheinung seltener werde, hauptsächlich auch durch Erzeugung des Gefühls und der Liebe fürs Vaterland im Herzen der Jugend. Er lässt deshalb einen ausgedienten, braven Soldaten seinen Enkeln seine Begebenheiten erzählen, und sucht ihnen dadurch das Vaterland wichtig, sie selbst aber geneigt zu machen, es einst mit vollem Muthe zu vertheidigen. Dabey bringt er ihnen auch die nöthigsten Begriffe von dem bey, was sie vom Kriege wissen müssen, um durch Unbekanntschaft mit demselben sich ihren künftigen Stand nicht zu erschweren. — Den meisten Stoff zur Unterhaltung geben die Begebenheiten des immer höchst interessanten siebenjährigen Krieges. Die Erzählung selbst ist lebhaft; und die Darstellung so, wie sie auf junge Gemüther wirken kann. Vollends wenn man solche Lehrlinge vor sich hat, wie die Enkel des Veterans sind, die vor Begierde, Soldaten zu werden, brennen! Dergleichen Subjecte mögen aber wohl selten seyn. Die beygebrachten Erklärungen von Dingen, die zum Soldatenleben gehören, sind in den meisten Fällen zu kurz, als dass sie eigentlich belehrend seyn könnten, in vielen Fällen aber ganz unnöthig. Wer weiss z. B. nicht, was ein *Recrut* ist? Und doch wird das Wort zweymal, S. 17 und S. 160, der vergessenen Julie von Carl erklärt. Das erste Mal sind es die jungen Leute, die erst Soldaten geworden sind, oder es noch werden sollen; das andere Mal sind es junge Bursche, die Soldaten werden sollen, und die aus den Städten und Dörfern, die zu dem Canton oder Bezirk des Regiments gehören, einzukommen beordert werden. Die Abtheilung in sieben Abende giebt den Gesprächen eine gewisse Einförmigkeit, die bey einer anderen Einkleidung leicht hätte vermieden werden können. — w w —

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. 1) *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Augusti Boeckhii* Commentatio academica *de Platonica corporis mundani fabrica, conflati ex elementis, geometrica ratione concinnatis.* 1810. 32 S. 4. (8 gr.)

2) Ebendaſelbſt: *Aug. Boeckhii* Commentatio academica altera *de Platonico Syſtemate coeleſtium globorum, et de vera indole aſtronomiae Philolaicae.* 1810. 32 S. 4. (8 gr.)

Abermals ein trefflicher Beytrag zur Aufhellung einiger Stellen des dunkelen platoniſchen *Timäus*, welchem ſchon eine ähnliche Schrift vorausgegangen iſt (ſ. J. A. L. Z. 1809. No. 24), und mehrere folgen ſollen. Ohne Feuer (dieſs legt No. 1 dar) kann nichts geſehen, ohne Dichtigkeit nichts gefühlt werden. Feuer und Erde muſsten daher, wenn eine Sinnenwelt werden ſollte, und zwar, als Extreme, durch *Media* verbunden werden. Die beſte und innigſte Verbindung iſt die nach einer ſtätigen geometriſchen Proportion, wo das 2te zum dritten Gliede ſich verhält, wie das erſte zum 2ten, und das dritte zum 2ten, wie das zweyte zum erſten. Zur Entſtehung eines *Plani* iſt Ein Mittleres genug. Aber da die Welt ein *Solidum* werden ſollte: ſo waren zwey mittlere Glieder erfoderlich. Daher zwiſchen Feuer und Erde Luft und Waſſer in dem Verhältniſſe, daſs das Feuer ſich zur Luft verhält, wie dieſe zum Waſſer, und das Waſſer zur Erde, wie die Luft zum Waſſer.

Nachdem der Vf. geometriſch gezeigt hat, daſs zwiſchen zwey vergleichbaren Ebenen ein, zwiſchen zwey vergleichbaren *Solidis* aber zwey Mittlere Statt finden: wendet er ſich zur Beleuchtung der ſchon von den Alten erregten Zweifel, daſs auch zwiſchen zwey Ebenen zwey mittlere Proportionalgröſsen Statt finden können, und zwiſchen zwey *Solidis* auch nur eine. Die Antwort des Proklus, Platon habe nur auf Zahlen geſehen, wird ſo wie die des Ammonius unzulänglich befunden. Sehr ſcharfſinnig bemerkt daher der Vf., Platon rede nicht von *Planis* und *Solidis* überhaupt, ſondern nur von ſolchen, wo eins innerhalb das anderen beſchrieben iſt; welches durch die Figuren ganz deutlich wird.

Inzwiſchen ſieht man freylich keine *Nothwendigkeit* ein, warum Platon die Anwendung davon auf ſeine Elemente machte, ſondern man muſs immer bedenken, daſs alles dieſes nur als eine witzige Hypotheſe zu einiger Erklärung *a priori* dienen ſollte. Gleichwohl hat Platon, wenn man die Figuren nimmt, welche er ſeinen Elementen giebt (wonach die Theile des Feuers dem Tetraeder, der Luft dem Octaeder, des Waſſers dem Ikoſaeder, der Erde dem Cubus, der himmliſchen Materie aber (*quintae naturae*) dem Dodekaeder ähnlich ſind), die Sache keinesweges ganz conſequent durchgeführt; wie der Vf. an den Verhältniſſen des Octaeders zum Tetraeder, und des Ikoſaeders zum Octaeder zeigt — man mag auf das Verhältniſs der Maſſe, als der Oberfläche ſehen. Ja, wenn man auch annimmt, daſs Platon durch die Figuren, welche er ſeinen Elementen giebt, nur die Qualitäten und Kräfte, und das Verhältniſs derſelben in jedem Elemente zu einander habe andeuten wollen: ſo ſtimmt doch damit nicht überein, daſs er dem Waſſer eine geringere Beweglichkeit, als dem Feuer giebt, und die Luft als ein *minus obtuſum* in Vergleichung mit der Erde betrachtete. Durch 3 Lehrſätze: 1) wenn man zwey rechtwinklichte Dreyecke, deren Hypotenuſe das Doppelte des kleinen Cathetus, ſo zuſammengeſetzt, daſs der gröſsere Cathetus beiden gemein iſt, ingleichen 2) wenn man ſechs gleichgroſse rechtwinklichte Dreyecke, in deren jedem die Hypotenuſe das Doppelte des kleinen Cathetus iſt, ſo an einander ſetzt, daſs die dem gröſseren Cathetus gegenüberſtehenden Winkel in der Mitte zuſammenſtoſsen: ſo entſtehe ein gleichſeitiges Dreyeck; 3) in einem rechtwinklichten Dreyeck, deſſen Hypotenuſe dem doppelten kleinen Cathetus gleich iſt, ſey das Quadrat des gröſseren das Dreyfache des kleineren: — durch dieſe 3 Theoreme werden auch noch andere ſonſt dunkele Ausdrücke des Platon S. 19—23 aufgeklärt.

Wenn der Vf. leugnet, daſs Platon dieſes Spiel mit Verhältniſſen von Pythagoras, oder Einem der älteſten Pythagoräer habe: ſo pflichten wir in ſofern bey, daſs dieſe ſpecielle Anwendung nicht als altpythagoriſch zu betrachten, ſondern vielmehr eigenes Witzesſpiel des Platon ſey. Es liegt aber doch immer dabey der altpythagoriſche Hauptgedanke zum Grunde, daſs man durch Aufſuchung ſolcher mathematiſcher Ähnlichkeiten *a priori* in die Geheimniſſe der Natur bis dahin eindringen könne, wohin keine Wahrnehmung reicht.

No. 2. Daſs Platon in ſeinem Timäus (denn von der Jugendſchrift: Phädrus, iſt die Rede nicht) der Erde eine Axenbewegung beygelegt habe, kann aus der Stelle im Timäus: Την δε τροφον μεν ημετεραν ειλομενην (oder ελλομενην) δε περι τον διαπαντος πολον τεταμενον, Φυλακα και δημιουργον νυκτος τε και ημερας εμηχανησατο, πρωτην και πρεσβυτατην σωματων εντος ουρανου γεγονεν, folglich auch aus den Worten des Ariſtoteles de Coelo II, 13: Ενιοι δε και την μενην επι του κεντρου φασιν αυτην ειλεισθαι (oder ελλεισθαι) περι τον δια παντος τεταμενον πολον, ωσπερ αν τω Τιμαιω γεγραπται, eben ſo wenig bewieſen, als durch die Stelle aus dem Phädon, worauf ſich Proclus und Simplicius berufen, widerlegt werden. Denn ειλεισθαι und ελλεισθαι kann auch heiſsen *adſtrictum, alligatum eſſe.* Und die Erde kann Φυλαξ και δημιουργος νυκτος τε και ημερας ſeyn, wenn ſie auch unbeweglich iſt. S. 8 u. 9. Aber auch die Stelle im Phädon, und noch weniger eine andere Stelle des Pſeudo-Timäus entſcheidet für das Gegentheil S. 9. Das Entſcheidendſte iſt im Timäus ſelbſt dieſes, daſs der Kreis der Fixſterne (απλανης) ſich täglich rechts von Morgen nach Abend bewege, und *dadurch die Abwechſelung des Tages und der Nacht hervorbringe.* (Man müſste denn auf eine höchſt willkührliche Weiſe auch der Erde zugleich eine Axenbewegung links beylegen.) Was die Stelle des Ariſtoteles de Coelo II, 13 betrifft: ſo iſt aus dem ganzen Zuſammenhang klar, daſs, wenn man die Worte: Ενιοις τε δοκει και πλειω σωματα — — — την ημετεραν απεχοντων της διαμετρου, als eine Parentheſe oder Digreſſion betrachtet, Ariſtoteles die Abſicht hatte, zweyerley entgegengeſetzte Meinungen aufzuſtellen, nämlich in dem unmittelbar Vorhergehenden die Meinung derer, welche die Erde nicht in den Mittelpunct ſetzen, und daher ſich bewegen laſſen, und in dem unmittelbar Folgenden die Meinung derer, welche ſie *unbeweglich in den Mittelpunct* ſetzen. Denn mit Simplicius zu ſagen, Platon rede hier nicht nach ſeiner eigenen, ſondern des Timäus Meinung, verträgt ſich nicht mit dem Übrigen. Was aber den Philolaus betrifft: ſo glaubt Rec. ſchon bey anderer Gelegenheit in dieſen Blättern bewieſen zu haben, daſs ſein Syſtem nicht das copernikaniſche, und das Feuer im Mittelpunct auf keine Weiſe als uns ſichtbare Sonne ſeyn können. Aber neu und dem Vf. eigen iſt die Darſtellung der Art und Weiſe, wie Philolaus, *ohne der Erde eine Axenbewegung zu geben*, woran er nicht gedacht zu haben ſcheint, blos aus der fortſchreitenden täglich zu vollendenden Bewegung *der Erde* in einer ſchiefen Bahn um das Feuer im Mittelpunct, (und *der Gegen-Erde* in eben der Zeit in einer ähnlichen, aber engeren, und dem Centralfeuer näher liegenden Bahn, in eben der Richtung, wie Sonne und Mond (ομοιοτροπως) nicht nur die *Abwechſelung des Tages* und *der Nacht*, ſondern auch *Sonnen- und Mond-Finſterniſſe*, ingleichen dieſes erklärt haben möchte, daſs die Erdbewohner nie, weder bey Tage, noch bey Nacht, des Centralfeuers ſelbſt anſichtig werden können.

Noch eine Bemerkung zeichnet Rec. um derer willen aus, welche durch jede Ähnlichkeit, oft durch einzelne Ausdrücke verleitet, bey den Alten ſchon zu finden glauben, was Eigenthum der Neuern iſt. Wenn man ſo oft die Sonne als μεσος genannt findet: ſo geht dieſes nicht auf den Mittelpunct der Welt, ſondern auf die mittlere, vom Mittelpunct und dem Extrem des Weltalls gleich weit abſtehende Lage und Bahn der Sonne.

N. o. m. o.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20. OCTOBER, 1812.

RÖMISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Renger: *P. Terentii Afri Comoediae sex.* Textum ad fidem codicis Halensis antiquissimi criticis nondum cogniti edidit, variam editionum lectionem annotavit, scholia a vulgatis diversa ex eodem codice descripsit et cel. Ruhnkenii dictata in Terentium necdum typis impressa adjecit D. *Paulus Jacobus Bruns*, Philos. Prof. P. O. in Acad. Halensi. 1811. Tom I. Andria, Eunuchus, Heautontimorumenos. XXXII u. 366 S. Tom II. Adelphi, Hecyra, Phormio. 174 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Hr. *B.* fand, als er nach Halle versetzt worden war, in der Bibliothek der Marienkirche eine Handschrift des Terentius, die *Stiebritz* in seinem Auszuge von *Dreyhaupts* Beschreibung des Saalkreises Th. II. S. 293, und ein Recensent in der allgem. Lit. Zeitung 1794. No. 327 erwähnt haben. Eine weitläuftige Beschreibung giebt Hr. *B.* in der Vorrede. Der Codex ist in klein Folio auf Pergament geschrieben, und enthält die 6 Komödien, ausser dem Prolog zur Andria und zum Eunuchus, welche abgetheilt sind, in fortlaufenden Zeilen, wie auch die ältesten Ausgaben bekanntlich gedruckt sind. Eine Lücke findet sich im 4 Akt des Eunuchus. Vorgesetzt ist das Leben des Terentius, welches *Westerhov* unvollständig und falsch — vielleicht auch nur nach abweichender Urschrift — edirt hat. Hr. *B.* nennt als Verfasser den Eugraphius, weil Faernus eine Erklärung des Schlusszeichens bey der Andria dem Eugraphius zuschreibt, und diese auch in der dem Leben angehängten Vorrede zur Andria vorkommt, wohl aber der Verfasser von dieser auch das Leben geschrieben habe. Ein etwas gewagter, ja vorschneller Schluss; denn dass diess Argumentum nicht aus anderen Handschriften bekannt geworden ist, in denen doch das Leben befindlich, lässt vielmehr auf verschiedene Verfasser schliessen, und die aufgenommene Erklärung heisst uns keineswegs den Eugraphius voraussetzen. Die Schriftzüge deuten auf das 10 oder 11 Jahrhundert hin; auf diese Zeit führt Hr. *B.* auch die Abkürzungszeichen nach den von *Mannert* aufgestellten Regeln zurück. Eine beygefügte Kupfertafel, die eine Probe der Schriftzüge enthält, bringt freylich noch näher zu einem sicheren Urtheil, als die einzelnen Beobachtungen, wie des ausgeschriebenen *as*, des getheilten *ii* in *dii* u. dgl., die auch Rec. oft im Vergleichung von Handschriften getäuscht haben. Bemerkenswerth ist in dem Codex die Figur, die, über das Wort gestellt, zum Ausrufezeichen dient. Eine jüngere Hand hat mehrere Buchstaben neu geschrieben, und selbst Lesarten geändert und Interpunctionen eingeführt. An dem Rande und zwischen den Zeilen begleiten den Text durch alle Stücke hindurch Glossen, zum grössten Theil von derselben Hand geschrieben, von welcher der Text herrührt. Sie enthalten Worterklärung und Anführung anderer Lesarten, die durch das gewöhnliche *at.* bezeichnet werden. Dass, wie Hr. *B.* bemerkt, von den bisherigen Herausgebern keiner eine vollständige Collation der Handschriften mitgetheilt hat, ist wahr; dass aber keine der verglichenen Handschriften, ausser der bembinischen, Glossen enthalten habe, widerlegt die häufige Erwähnung von dem leider fast unbekannten Coler und Anderen. Hr. *B.* sucht nachzuweisen, dass der Verfasser der Glossen die des Eugraphius vor Augen gehabt, und in die Zeit des Abschreibers gesetzt werden müsse; denn das Latein ist des 10 oder 11 Jahrhunderts würdig. Über des Eugraphius Alter konnte auch Hr. *B.* nicht bestimmte Auskunft finden. Unzureichend möchte der Schluss seyn, dass, da die Glossen zu dem Text des Codex stimmen, der Abschreiber selbst Verfasser von jenen seyn müsse.

Da der Herausgeber fand, wie dieser Codex viele Eigenheiten habe, die guten Lesarten bestätige, und selbst im Eunuchus einen Vers mehr als andere liefere, in den Scholien aber die Textesworte erklärt und Varianten angemerkt seyen: so entschloss er sich, „diesen Schatz, der zu lange verborgen gelegen," bekannt zu machen. Wenn er, fügt er bey, eine blosse Collation hätte abdrucken lassen: so würde sie wohl von wenigen Gelehrten angesehen (*adspici*) worden seyn, und die Glossen hätten nicht genau angegeben werden können. Deshalb habe er fürs Beste erachtet, den ganzen Codex in Text und Glossen zu geben. So finden wir denn den Text genau mit allem Guten und Schlechten, unter demselben die Glossen, und dabey die Bemerkung der Abweichungen von der *westerhovischen*, und bisweilen von der *bentleyischen* Recension. Um bey den Worten des Vfs.: *Diversam verborum collocationem negligendam esse putavi; nam quum non secundum metri leges codex exaratus sit, non multum inde subsidii ad constituendum metrum exspectari potest*, nicht zu einem Missverständnisse verleitet zu werden, muss man in Erwägung ziehen, dass nur von der Bemerkung der Varianten in den Noten die Rede ist. Tadel durfte der Herausgeber keineswegs befürchten, wenn er bey dem angenommenen Plan aufs genaueste verfuhr, und auch alle Fehler des Abschreibers in dem Texte beybehielt.

Ein getreuer Abdruck konnte nur auf dieſe Weiſe möglich werden. So ſind die Gloſſen ohne alle Sichtung und Ausſcheidung des Geringfügigen beygefügt worden, weil bey einem Auszuge des Guten wohl hätte vermuthet werden können, es ſey etwas Brauchbares ausgelaſſen worden, und weil der Leſer doch ſelbſt ein Urtheil über den Werth der Gloſſen werde fällen wollen. So aber konnte nur des Herausgebers groſse Beſcheidenheit vermuthen, da ſeiner Genauigkeit gewiſs Niemand Zweifel entgegengeſetzt, ſeinem entſcheidenden und in der Sichtung zuverläſſigen Urtheile Jeder Glauben und Vertrauen geſchenkt haben würde. Hr. *B.* führt noch einige Beyſpiele an, um zu beweiſen, daſs der kritiſchen Entſcheidung nichts vorenthalten werden dürfe, und die ſo oft entgegengeſetzten Meinungen eine Aufzählung aller Varianten foderten. So ſey Andria IV, 1, 59 *Hem ſed mane*, wie auch der halliſche Codex lieſt, von *Weſterhov* als abſurd verworfen, dagegen von *Bothe*, der hier *ſagacitate et audacia cum Bentleio comparandus* (gewiſs würde nun *Bentley* die Kühnheit wegen der ihm zugeſellten Genoſſen bereuen) genannt wird, in den Text genommen worden.

Einen ſchätzbaren Beytrag gewann Hr. *B.* durch die Güte des für jede literariſche Unterſtützung bereitwilligen Hn. Director *Lenz* in Weimar in einem Heft nachgeſchriebener Vorleſungen des berühmten *Ruhnken*, den der verſtorbene Prof. *Lenz* in Gotha aus einer holländiſchen Auction erhalten hatte. So theilte auch Hr. Director *Lenz* dem Herausgeber einzelne Bemerkungen mit, die deſſen Bruder an den Rand einer Ausgabe geſchrieben hatte. Jene *Dictata Ruhnkenii* ſind dem Texte untergeſetzt, dieſe Anmerkungen am Ende beygefügt worden. So das Ganze. Hn. *B's.* Streben und Wille für die gute Sache, welchem mit Recht das Selbſtgeſtändniſs einer friſchen Ausdauer zukam, kann nicht in Schatten geſtellt werden, wenn ſich auch einige Zweifel bey dem Urtheil über das Verfahren zeigen ſollten. Es erfreut, den Herausgeber noch in ſpäten Jahren auf dieſem Gebiete zu finden, und Rec. fürchtet bey der Achtung, die er ſtets für den Herausgeber gehegt hat, nicht, daſs er in der Darlegung einzelner Bedenken als der *obtrectator* erſcheinen werde, gegen welchen der Vf. am Schluſſe der Vorrede ſpricht.

Mag auch der bloſse Abdruck einer Handſchrift eine rohe, der Bearbeitung noch bedürftige Maſſe ausmachen, und mögen die nackten Varianten eine Würdigung vermiſſen laſſen: ſo wird dadurch die Sicherheit und Genauigkeit der Kritik vermittelt, die den Bearbeitern bey einer Aushebung einzelner Varianten erſchwert und meiſtens unmöglich wird. Nur müſste man für ein ſolches Verfahren unſere Zeit günſtiger und geradehin nicht hungerig und nicht geldarm finden. Unſere Literatur wird im Fortſchritt durch überflüſſige Bücher ſo aufgehalten, daſs auf der einen Seite das Intereſſe immer mehr ſich mindern wird, auf der anderen auch Werken, die brauchbar und nothwendig ſind, der Schein von Überflüſſigkeit zur Laſt fallen muſs. Wir loben das Unternehmen von Hn. *B.* und deſſen Verleger, und fodern alle Philologen auf, daſſelbe durch den Ankauf des Werks zu unterſtützen; nur fürchten wir, daſs ſich Wenigere für das Ganze und die gewonnene Ausbeute intereſſiren, ja das Buch nachtheilig beurtheilen werden, weil ſich hier das alte Sprüchlein von dem Erreichen eines Zwecks durch Weniges anbringen läſst. Der Text giebt nämlich nur die Collation des ſo oft fehlerhaften Textes ohne alle Würdigung. Hr. *B.* ſuchte hiemit einen anderen Zweck zu verbinden, der jedoch wohl auch noch Zweifel zuläſst. Anfängern, denen der Herausgeber die Gloſſen zugedacht hat, bleibt der Text ein unſicherer Führer, und wenn dieſer nur für den Kritiker brauchbar iſt: ſo kann der Knabe leicht ohne mündliche Weiſung durch denſelben irre geführt werden. Solcho Zweifel ſtören jedoch den Gewinn, welchen der Sachkundige durch richtige Behandlung erreicht, nicht, und es entſteht nur die Frage, ob der Codex ſo viel Ausbeute, als erwartet werden kann, giebt, und welche Reſultate von einer künftigen Verarbeitung gehofft werden können. Hiebey kommt aber der Herausgeber nicht in Rückſicht, und Niemand wird den Werth ſeiner Handſchrift auf ihn und ſein Buch übertragen wollen.

Die Handſchrift iſt gewiſs dem Kritiker brauchbar und kann auf einzelne Reſultate führen; doch ſcheint ſie nicht mehr, als von jeder anderen bey dieſem Dichter zu erwarten ſteht, zu leiſten, geſchweige daſs ſie eine neue, fleckenloſe Recenſion möglich machte. Was bey dem *ravennaiſchen* Codex des Ariſtophanes gebilligt, ja bey einer gröſseren Genauigkeit des fahrläſſigen Italiäners gefodert werden müſste, möchte nicht für dieſe Handſchrift des Terentius gelten, die, wenn nur ein Zweck zu erreichen war, auch in unabgetheilten Zeilen hätte gedruckt werden ſollen. Wir wählen zur Probe den Anfang des Heautontimorumenos. Die Varianten ſind: Prolog. V. 2 *adoleſcentum* ſt. *adoleſcentium*. V. 11 fehlt *eſſe*. Hr. *B.* lieſs alſo abgetheilt drucken:

Nunc quam ob rem has partis didicerim,
Paucis dabo. Oratorem volsit me non Prologum.

Hier ſieht man, wie die Copie mit Unrecht in Verſe, die keine ſind, umgeſtaltet worden iſt. V. 17 *facit* ſtatt *fecit*, was nur Verderbtheit der Ausgabe iſt. V. 19 *neque id ſe pigere* ſtatt *neque ſe p.*, wie richtig verbeſſert wurde. V. 39 *ſeni* ſt. *mihi;* Lesart früherer Ausgaben. V. 44 *ſi qua*, was längſt verbeſſert wurde. V. 46 *in hac pura eſt orat.* ſt. *in hac eſt pura oratio.* Act. I. ſc. 1. v. 6 *familiaritate* ſt. *familiariter;* falſch. V. 12 *pretii.* V. 13 *quam plures.* V. 20 *At dices enim me*, wie Andere. V. 24 *ea quae*, wie alle Anderen. V. 30 das Fragzeichen nach *eſt;* was keiner Anmerkung bedurfte. V. 37 *Appone* ſt. *adpone.* V. 38 *ſine vacuum tempus;* längſt abgethan. V. 45 *virginem* und V. 47 *id* ſt. *rem*, ſchon bekannt. V. 57 *ex nimio otio;* wie gewöhnlich. V. 60 *ſimul et rem*, ſchon bekannt. V. 67 *etſi* ſt. *et ſi.* V. 71 *conturbato*, wie die Meiſten. V. 74 *parare* ſt. *apparare.* V. 85 ein Punct nach *injurias.* V. 87 *parcens*, *quaerens*, und V. 91 *exercerent*, wie

gewöhnlich. V. 97 es fehlt *hic*, gegen das Metrum. V. 102 *qui sit*, wie Andere. V. 204 *Nec tibi credere est ausus*, unmetrisch. V. 209 *dii faciant*, bekannt und verworfen. V. 110 nach *hodie* das Punct, wie *Bentley* verbesserte. V. 117 *oportet* fehlt, wie in Allen. V. 118 *ut visum*, wie in den Meisten. V. 119 fehlt *adeo*, unmetrisch. V. 122 *quinam*. Scena 2. V. 3 *omittas*, wie gewöhnlich. V. 9 *adduxi* und *magna* fehlen, wie in Anderen. V. 15 *atque* st. *et*. V. 19 *esse in homine*, durch den Abschreiber. V. 21 *animus est*. V. 36 *hoc scitum est* (*Zeune* durfte nur ältere Ausgaben, wie die von *Colex*, einsehen, um zu erfahren, woher *Bentley* dies *hoc* genommen). Diese Vergleichung des ersten Acts ist fast hinlänglicher Beweis für den Werth der Handschrift; denn es findet sich nicht eine Lesart, die nicht schon aus anderen Handschriften bekannt wäre, oder nur ein besseres Urtheil möglich machte. Mit anderen, wie mit der *bembinischen*, kann sie nicht gleich gestellt werden. Wo man von Handschriften noch Hülfe erwartet und bedarf, gewährt auch diese sie nicht, und es kann z. B. über V. 6, 32 des Prologs, über V. 6, 13 u. a. der ersten Scene nicht bessere Auskunft gegeben werden. Wohl möchte hier Mancher wünschen, Hr. *B.* hätte nur einen Abdruck der Varianten gegeben. Was sich Neues dabey findet, würde der Kritiker nicht unbenützt gelassen haben. Für die Lectüre aber bleibt nach diesem Abdruck, dem selbst die richtige Interpunction mangeln musste, Terentius doch grösstentheils unbrauchbar. Der im Eunuchus Act IV. Sc. 6 nach V. 9 neu aufgestellte Vers hat wenig Werth, da er ohne Mass und ohne passenden Sinn ist. Die früheren Kritiker erwähnten ihn gar nicht. Er heisst:

De seno quem fecisti ingredi, pulsantem ut solent senes.

Was die Scholien anlangt: so empfiehlt sie Hr. *B.* mit Recht in der Vorrede, doch möchte sich an Folgendem Einiges aussetzen lassen: *Commendant se brevitate et perspicuitate, atque ob has virtutes tironibus utilia esse possunt, quum quae Donatus et Eugraphius scripserunt, adeo prolixa sint, ut fortasse ea eruditorum nullus a capite ad calcem perlegerit, multo minus juvenum ingenio apta sint.* Wer den Donatus nicht durchlesen kann, dem mag er auch nicht geschrieben seyn, und Anfängern, für die ohnehin der gegebene Text nicht ganz tauglich ist, scheinen Glossen nur ein unbrauchbares Hülfsmittel. Absurdes und Gemeines findet sich da bey manchem Guten, und kennt man die Glossen, die sich in den alten Ausgaben des Terentius finden: so wird man auch leicht die jetzt bekanntgemachten zu würdigen verstehen. Erklärungen, wie zu Anfang des Heautontim.: *cui*] *alicui. partes*] *laborem. seni*] *Menedemo. dicam*] *reddam. quod*] *propter quod. eloquar*] *ego* u. s. w., kann wohl jeder Leser entbehren. Was soll auch dem Anfänger Auskunft geben, wenn er V. 24 *amicum* durch *familiarem illi arti*, 28 *aequi* durch *aequorum*, 31 *fecit* durch *descripsit*, 36 *statariam* durch *stándi licentiam* u. dgl. erklärt findet? Was soll er überhaupt aus dem barbarischen Latein, das er nicht einmal verstehen darf, lernen? Wer kann hier den Wunsch unterdrücken, dass das Brauchbare in Hinsicht auf eigenthümliche Erklärung und Abtheilung der Personen nebst den vorausstehenden Argumenten, und zwar zum Behuf kritischer Benutzung, in einem Auszuge gegeben worden wäre?

Wir kommen auf die *Dictata* von *Ruhnken*, und mögen nicht leugnen, dass unsere Stimmung hier keine andere sey, als in welcher *Burmann* in der Vorrede zu den *Poetis minor.* über die Herausgabe der Anmerkungen des Perizonius zum Suetonius durch einen gewissen *Köllner* (Breslau 1725) urtheilte. Auch die Dictata von Ruhnken stehen in demselben Verhältnisse zu ihrem Verfasser. Wenn man bekannt ist mit dem Zustande holländischer Universitäten, und weiss, was in jenen Vorlesungen vorgelesen werden konnte: dann wird man begreiflich finden, wie der grosse Mann sich fremden Zwecken hingeben, und also erklären konnte oder musste. Was er für den Unterricht von Unwissenden, vielleicht oft aus dem Stegreife gesprochen, würde Ruhnken dann, als Aller Blick auf seine Grösse gerichtet war, nicht gern gedruckt gesehen haben. Schwer scheint freylich die Entscheidung, was zu thun gewesen sey, da sich Hr. *B.* blos auf Bekanntmachung beschränkte. Erkennen wir das Gute! Gewiss lässt sich auch nicht leugnen, dass einzelne Bemerkungen in den Dictaten gut und scharfsinnig seyen, dass einzelne Stellen richtig erklärt worden. Nur wünschten wir es von dem Ganzen sagen zu können. Das Gemeine und Bekannte erdrückt aber fast das Gute, und überdiess möchte auch die Nachlässigkeit des Schreibers und dessen Sorgsamkeit in Beyfügung von unnöthigen Citaten sichtbar seyn. Auf Kritik ist nirgends eigentlich Rücksicht genommen; denn die blosse Anführung von bentleyischen Lesarten ist Ruhnken nicht zuzutrauen. Aus den Anmerkungen zu dem Prolog und ersten Act des Heautont. weiss Rec. nicht *eine* Bemerkung anzuführen, die im Drucke ihres Verfassers würdig wäre, wenige zu der ganzen Komödie. Anders hört man einen akademischen Docenten, anders liest man ihn. Wahrscheinlich hat Ruhnken die Citate bey den bekanntesten Dingen beygefügt, um die jungen Leute zum Nachschlagen zu bewegen, und der emsige Schreiber mag nicht ermangelt haben, hie und da noch Manches zu ergänzen. In den Citaten selbst herrscht wenigstens eine grosse Verwirrung, theils durch Schreibfehler, theils dass die Stellen ganz falsch verstanden sind. So wird S. 274. T. I angeführt Bentlei. ad Horat. epist. II, 6, 10. S. 100. Liv. IX, 12 statt 29, 12. S. 272. Livius XLIII, 116 (?) und so unzählig oft. Einiges versichert der Herausg. schon verbessert zu haben. Um den Lesern ein Pröbchen zu geben, wollen wir von der letztgenannten Seite nur Einiges hersetzen: V. 11 *paucis dabo*] *paucis dicam, narrabo. Virgil. ecl.* I, 19 *iste deus qui sit da Tityre nobis. in Phorm.* V, 6, 37. *oratorem*] *orator est cui causa defendenda mandatur. vid. Don. ad Hec. prol.* 2, 1. *vestrum judicium fecit*] *vos judices constituit. Liv.* XLIII, 116. *hic actor*] *ego, ut infra* II. 3, 215. *huic homini est mihi. Talia gestu adjuvantur. poterit a*

facundia] *tantum valebit eloquentia, infra* V. 27. *Nepos in Dione* c. 3. *Praepositio a eleganter ponitur pro, quod attinet. Plaut. in Aul.* II, 2, 9. *Cic. in Bruto.* 66. *vid. Cort. ad Sallust. Jug.* c. 48. *commode*] *bene, pulchre. in Hec.* I, 2, 33 u. s. w. Donatus ist durchaus compilirt, und oft unterscheidet sich Ruhnken von dem Glossator nur durch das bessere Latein. Bisweilen scheint der Schreiber den Lehrer nicht verstanden zu haben, und man liest Bemerkungen, deren sich Ruhnken schämen müsste. Dass der Anfänger nicht Weniges aus den Noten lernen kann, wer wird es leugnen? Hätte aber der Herausg. einen brauchbaren, das Gehaltreiche bewahrenden Auszug veranstaltet: wie sehr würden wir ihm danken müssen!

Angehängt sind auf sechs Seiten *Caroli Gottholdi Lenzii observationes ad Terentium.* Auch hier hätte Manches ausgelassen werden können, damit die Manen des braven Mannes, der dem Buche zum grossen Theil das Daseyn vermittelte, freundlich Zustimmung zuwinkten. Wer sucht Erklärungen, wie *haec, scilicet ornamenta; amicam hanc, i. Bacchidem; reddat, adde argentum; os praebui, verberari me passus sum* u. dgl., unter kritischen Noten? Der Schluss des Ganzen ist nicht sehr erfreulich, denn es fodert ein grosses Sündenregister des Correctors, ehe das Buch gelesen werden kann, eine vollständige Revision. Nicht weniger als 192 *Corrigenda* und *Addenda* zählen wir, und doch blieb noch Manches unbemerkt.

Wie sich aus allem diesen, was uns Hr. *B.* mit nicht gespartem Fleisse und einer beneidenswerthen Freude, der classischen Literatur etwas genützt zu haben, darbietet, das Brauchbare und Gute herausfinden lasse, wird Jeder selbst versuchen und sich dabey belohnt finden. Unsere Bedenklichkeiten sollten nicht hierüber absprechen. Nur eine kurze Weile Zeit, nnd der gelehrte Herausgeber hätte auch diese unmöglich gemacht. Er würde uns dann die dargebotenen Hülfsmittel benutzt und verarbeitet gegeben, und wir Gelegenheit gefunden haben, dem Scharfsinn des Vfs. aufs neue Achtung, seinem Bemühen den grössten Dank zu zollen. X. P.

SCHÖNE KÜNSTE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Die Grille.* In zwanglosen Heften, von *A. von Kotzebue.* Drittes Heft. 1811. 188 S. Viertes Heft. 186 S. Fünftes Heft. 1812. 192 S. Sechstes Heft. 376 S. 8. (Jedes Heft 1 Rthlr.)

Wieder einige Alphabete aus dem immer angefüllten Dintenfasse des Hn. *v. K.* Er tischt auf, was er eben vorräthig hat; und um Vorrath ist er nicht verlegen. Da giebt es ein paar Striche über Dummheit und Narrheit, denen man gleich den französischen Ursprung ansieht; etwas über die Schlange im Paradiese, wobey der Vf. Autoren anführt, die er nie gesehen, geschweige gelesen hat; eine Moral der Welt, worin er sich wundert, dass die Liebe, die in der Einbildungskraft der Scuderi gleichsam zu Hause gewesen, auch nicht einmal in ihr Herz hineingestiegen sey. Er weiss, dass man keinen Epigrammatisten in die Bastille sperren kann, weil — sie nicht mehr da ist. In seiner kleinen Gallerie von Albernheiten führt er erbauliche Verse aus einem franz. Gedicht auf Ludwigs XI Tochter an. Er thut naive Fragen, z. B. warum sich ein Podagrist seiner Krankheit schäme? Ein berühmter Theolog soll einmal in allem Ernst erzählt haben, Gott habe den Erzengel *Michael* zu seinem *Boten* erwählt, weil er nach geschehener Prüfung gefunden hätte, dass derselbe mit den Wundern am sparsamsten umgehen würde. Ein sauberer Theolog! Wenn in China keine Schlüsselblumen wachsen: so möchte Hr. *v. K.* fast wetten, dass, wenn man eine Ladung getrockneter Schlüsselblumen dahin schickte, man den Thee daselbst verbannen und grosse Summen gewinnen würde. Das Gespräch zwischen *Franklin* und dem Podagra mögen immer sitzende Gelehrte beherzigen. Die Freuden und Leiden des jungen Hans Strohleder sind ein lustiger Schwank; die verschiedenen Ansichten aber ein recht flaches Romänchen, wenn es diesen Namen verdient. Hr. Doctor *Merkel* muss wohl dem Hn. *v. K.* keine Ruhe lassen; dafür hat er wieder keine Ruhe vor ihm. Er nennt ihn einen Selbstbeschauer, der ewig vor dem Spiegel steht und sich angrinst, ein kleines Gespenst, einen Hahn auf einem Düngerhaufen, einen Sprudler. *M.* besteige den kritischen Leibstuhl, lege Wändeyer, ihn blende fremder Ruhm, wie der Sonnenstrahl einen Kakerlacken, seine Zeitung habe wenig Absatz. Bey Gelegenheit der beiden gelehrten Brüder Bernoulli, die sich durch schwere Probleme und öffentlichen Tadel in den Journalen das Leben verbitterten, fällt es ihm ein, Hn. *Merkel* auch mit einem Problem zu versuchen. Er schlägt ihm vor, einen Roman über die unseligen Folgen des Egoismus oder der Eitelkeit, oder ein Stück aus der Geschichte zu bearbeiten; er, Hr. *v. K.*, wolle denselben Gegenstand vornehmen, und *M.* soll die Wahl desselben frey gestellt seyn. Wenn *M.* siegt: so soll er von dem Vf. nicht nur die verdienten Lobeserhebungen, sondern noch 50 Gulden obenein erhalten. Dem Publicum, meint er, würde der Vortheil daraus erwachsen, dass es am Ende vielleicht *einen* guten Roman oder *eine* gute Geschichte mehr bekäme. Man kann dem Hn. *v. K.* das Lob der Bescheidenheit nicht vorenthalten, dass er noch ein Vielleicht braucht, wo er seiner Sache so gewiss ist. Dann folgen Charaden in Prosa, ziemlich unbeholfen und wortreich. Wie fein der Vf. die Auflösung seines Räthsels zu verstecken wisse, sieht man aus Folgendem. „Ein Mädchen, das keine Ältern mehr hatte, sondern unter der Obhut eines ehrbaren *Oheims* stand, heirathete einen Schiffer, der eine Reise nach China machte, als seine Frau eben im Kindbette lag. Er kam zurück, ging zu meinem Zweyten, und fand seine Frau abermals im Kindbette. Voll Verwunderung bediente er sich meines Ersten, und fragte mein Ganzes: Wie geht das zu?" Alle Hefte so durchzumustern, werden unsere Leser uns hoffentlich erlassen. Lu.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Jesus Christus. Ein lateinisches* (aus dem Lateinischen übersetztes) *Heldengedicht des Erzbischofs* (Bischofs) *Vida.* Deutschen Verehrern des göttlichen Helden gesungen von *Joh. Dav. Müller*, Prediger zu Stemmern. 1811. VIII u. 200 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine, trotz aller Vorspiegelungen des selbstgefälligen Übersetzers, misrathene Arbeit. Vida's Christias, sein gröfstes Werk in 6 nicht kurzen Gesängen (eine *halbe* Aeneis), war wohl allenfalls *) der Dolmetschung werth, obwohl wir weder Joseph Scaliger'n beystimmen, welcher, wie so viele Andere, den Verfasser für einen der ersten Dichter von virgilischer Erhabenheit hält, noch dem guten K. Ph. Moritz (Reisen eines Deutschen in Italien 2 Th. S. 104) nachahmen möchten, der „die kurze und schöne Messiade des Vida", wie er sie nennt, in der Peterskirche zu Rom durchlas. *Lil. Gyraldus* (*de Poetis nostr. temp. Dial. I.* p. 390) urtheilt ziemlich wahr von unserem Bischofe: *Eo pervenit, quo sine Graecis, docte cumprimis Virgilio, pervenire poeta potest, adeo ut a malevolis furripere, nedum sumere dicatur. In nullo certe Maro magis deprehenditur.* Denn an dieser Kritik ist weiter nichts auszusetzen, als dafs sie dem Vida die Bekanntschaft mit den griechischen Mustern abzusprechen scheint, welche er allerdings auch gelesen hatte, obgleich seine poetischen Nachahmungen sich beynahe ausschliefslich auf Virgil, so wie seine prosaischen auf Cicero, erstreckten. Vida's langes Leben (von 1470 bis 1566; ungenau heifst es in der Recension der volpischen Ausgabe *Nov. Act. Eruditor. Supplem.* Tom. II. p. 157: *prope annum nonagesimum diem obiit supremum*) fällt in jene denkwürdige Zeit, wo, unter dem Schutze kunstliebender Fürsten, vornehmlich der Mediceer zu Florenz und der Herzoge von Ferrara, der von Dante, Petrarcha, Boccaccio und einigen Anderen geweckte Geist der Italiäner einen immer freyeren Schwung nahm, und auf der einen Seite durch die Erfindung der Buchdruckerey gefördert, auf der anderen durch die, besonders seit 1553, zahlreich herüberflüchtenden Griechen mit ihren Kenntnissen genährt, von Ausbildung der Muttersprache, die ihren Gipfel zu erreichen eilte, mehr oder weniger auf alle übrigen Wissenschaften mit Enthusiasmus überging, und besonders die zwey schönsten der alten Sprachen glücklich bearbeitete. Wie hätte in einer so regsamen Zeit die griechische Sprache dem klösterlichgelehrten Vida unbekannt bleiben können? Allein wie durch das ganze Mittelalter hindurch im Abendlande die lateinische Literatur nie, gleich der griechischen, ganz unterging: so war es natürlich, dafs damals der weniger entfremdete Römergeist den Nachahmungstrieb des Italiäners zuerst aufregte, und so neben Ariost und Berni Männer wie Vida, Sanazzar und Bembo sich erhoben, in welchen die altlateinische Dichtkunst und Beredsamkeit wieder aufzuleben schien. Den Vida insbesondere nennt der 4 Jahre jüngere Ariost (Orl. 46 Ges. 13 St.) mit Recht *D'alta facondia inesticabil vena.* Denn die Gabe der Rede hat unser Bischof allerdings von seinem Landsmanne Virgil geerbt. Aber dieis, so bedeutend es ist, erschöpft auch beynahe sein Verdienst. Im Allgemeinen betrachtet, ist seine Einbildungskraft zu arm, und sein Gefühl zu wenig lebhaft, um die Leser in Spannung zu erhalten: ein Urtheil, das mit wenigen Ausnahmen auf alle neulateinischen Virgilianer und Horatianer, ja auf alle Nachahmer, passt. Was er vermag, ist nie ein ganzer Guss des Genies, sondern nur ein Zusammenlöthen des Talentes, und der Schmuck virgilischen Ausdruckes, so wie der verschwenderisch gehäuften Gleichnisse, macht den Gedankenmangel nur noch auffallender. Um bey der Christias stehen zu bleiben, wie blofs aus der Legende hergenommen ist im ersten Gesange die Beschreibung Satans und seines Reiches, wie matt die Bekehrung Magdalena's, und wie sclavisch den Evangelien nacherzählt die Heilung der Kranken eben da! Judas Verrätherey im 2 Ges. wird mit 16 Versen abgefertigt. Und wie schlecht benutzt dieser Dichter Momente, wie die Ankunft der drey Könige bey dem Kinde Jesus, oder Josephs Flucht nach Ägypten und seine Rückkehr von dort im 3 Ges.! Wie frostig ist seine Ausgiefsung des heiligen Geistes am Schlusse, und wie selten trifft man auf Stellen, wie die Erhöhung Jesu zur Rechten des Vaters im Donnersturm am Ende des 1 Ges., wie Maria's Vereinigung mit Gott im 3, der Engel Aufstand und die Erstarrung und Klage der heil. Jungfrau im 5, und das Loblied der Jünger gegen den Schluss! Auch war Vida selber zu bescheiden, um sich je Kräfte zu einem Heldengedicht von solcher Ausdehnung zuzu-

*) Auch einer *guten* Übersetzung dieses Gedichtes wird die verständige *deutsche* Lesewelt immer Luthers Bibel und Klopstocks Messias weit vorziehen. Aber selbst unter den Werken Vida's stehen wir nicht an, seiner so ausführlichen Poetik den Vorzug vor der Christias zu geben, und haben mit J. C. Scaliger (Hypercrit. p. 806) die malerischen *Bombyces* für den „*rex librorum Vidae.*"

trauen. Nur die Auffoderungen Leo's X und nachher Clemens VII. vermochten ihn dazu. Aber wie übereilt war Leo's X Schluss von der Scacchia auf eine Christias! Und diesen Versificator wagt Hr. *Müller* unserem Klopstock entgegenzustellen? wagt, als sein Publicum jene Schwachen zu bezeichnen, denen Klopstocks Messias zu „weitschichtig," zu „erhabenen Stils," und „mit zu viel Geburten einer Phantasie durchwebt dünke, deren Schwung nur nachzuschauen, geschweige zu folgen, ihre Seele ausser Kräften sey"? *O si tacuisses!*

Jedoch wenn Hr. *M.* für seine *Ilias post Homerum* so übersetzermässig eingenommen war: wie kam es, dass er sich so wenig Mühe gab, sie der deutschen Lesewelt in einer vortheilhaften Gestalt darzustellen? Denn in der That wimmelt das ganze Buch von Fehlern der Unkunde und der Nachlässigkeit. Schon dass er frisch von der Faust weg nach der einzigen ärmlichen Ausgabe von Vida's Gedichten übersetzte, die 1592 bey Ant. Gryphius zu Lyon in 12 erschien, ist unverzeihlich, da er in der Nähe bedeutender Städte lebte, und jede gröfsere Bibliothek ihm, wo nicht die älteste cremonesische Ausgabe vom Jahr 1550, welche etwas selten ist, und die kostbare der Brüder Joh. Anton und Cajetan Volpi (Padua, bey Jos. Comino, 2 Bde. 4, zusammen über 4 Alphab. stark), doch wenigstens eine der besseren, z. B. die von Thom. Tristram (Oxf. 2 Bde. 1722 und 23, 8) oder von Rich. Russel (Lond. 2 Bde. 1732, 8) *), oder auch die besonderen, mehr verbesserten, Abdrücke der Christias von Vida's Freunde Bartholomäus Botta (Pav. 1569), durch Christ. Plantin (Antwerp. 1585) und Joh. Oporin (Basel 1587), oder von Edw. Owen (Oxf. 1725) darbieten musste. Aber nun vollends der öfters unrichtige und fast durchaus prosaische Ausdruck, und die schlechten Verse, im Gegensatze des von dieser Seite höchst vollendeten Originals! Wir geben Beyspiele. Zuerst von *Undeutschheiten*. Dahin gehören Wörter wie *der Tuck* S. 78, 15, *Gefreundtin* 80, 12 von unten, *Kömmling* 122, 10, *nichten* und *äschern* 138, 11 und 18; Formen wie *Beuten* 48 um die Mitte, *Hülfen* 108 unten, *knabische* Wuth 58, 13; Wortbedeutungen wie *Gewährer* statt Bewährer 65, 3, *gelängen* statt gelangten 40, 17, *rann* für rannte 110, 1; Wortverbindungen wie *Hass für den Einen* 35, 13 v. u., *ob des Verlustes* 171, 2, *Recht am Himmel* 103, 10 v. u., *Hoffnung nach besseren Zeiten* 87, 14, *inner der Halle* 17, 13 v. u., *inner der Schranken* 157, 4, *und entglitten — den Wangen herunter* 72, 7 v. u., *die Schmach, wo er uns mit beflecket* 54 unten; veralteter Schreibarten, wie *alleine* 129, 11, 173, 4 v. u., 185, 5, *ofte* 117, 4 v. u., *zurücke* 120, 4, die man nur den Volksdichtungsarten noch erlaubt, nicht zu erwähnen. *Schwerde* für Schwerte 126, 5 und öfter ist durchaus unrichtig.

Wir kommen zu dem *Ausdrucke* selbst. Da findet man *Zeitungsstil*, wie 41:

Deshalb war jetzt von allen Orten ein grofses Gedränge Nach der *Hauptstadt.*
(*Ergo ingens tum sceptriferam concursus ad urbem*
Undique erat.)

Curiastil, wie 69 unten:

Bald nachher *erzeigte sie mir*, der ich solcher
Wohlthat nicht werth war, *die Ehre*, mich ihren Gatten zu nennen;

75, 13 v. u.:

Welchem der Vater der Allmacht (*was sagt das?*) die Ehre zugedacht hatte;

ersuchen 24, 5 v. u., *geruhen* 122, 6 v. u.; und 137 unten:

„Wäre dir, Römer! die *Klage* nicht schon durch andre *linsweise*
Statthaft und klar, so würde sie dir es, wie jeglichem Andern,
Durch den *Umstand* noch werden, *worauf du als Landvogt vorzüglich*
Achten solltest u. s. w.

Pastoralstil, wie 72, 11 v. u.:

Und aus dem *Jungferstand* in den *Stand der Ehe* zu treten.
(*Nullis virgineam taedis summittere mentem.*)

Zuweilen will Hr. *M.* ungewöhnlich reden, und dann bekommen wir Herrlichkeiten, wie *Flurluft* 44, 15, *Spafsbefehl* 147, 2, *zärtliche Federn* 78, 9 v. u., und *Balsamgefühle der Liebe* (*praedulci amore*) 77 unten. Doch meist überlässt er sich ruhig seinem Genius, der ihn dann, wie Puck verirrte Wanderer durch Sumpf und Moor, durch das Gemeinste und Platteste der Sprache führt. So liest man *Fratzen* (*simulacra horrentia*) 5, 3 v. u., *Klotz* (*trunco*) 74, 8 *Wirwar* 88 unten, *Our* 116 unten, *Behelf* und *Vorschub* 107 um d. Mitte, *Essen und Trinken* 82, 2, *Prügel in Händen* 143, 7 v. u., *Jungferschaft* 72, *stolziren* 44, 8 v. u. und öfter, *aufweichen* 161, 13, *nämlich* 96, 5 v. u., 198, 4 v. u., *gefälligst* 185 unten, *beliebig*, 155, 6, *vortragen*, *Vortrag*, 10, 4 (*sic farier orsus*), 196, 6, *Vorfall* 15, 8 v. u., *Vorgang* 78, 4, *Kurz!* 77, 12 v. u., *nebst* 6, 1, 17, 10 v. u., *verkappen* 33, 17, *dieselben* (*illi*) 33, 15 f., *sich einsperren* 32, 6 v. u., *einen schrecklichen Fall thun* 19, 11, *wurmen* 144, 13, *rein ausplündern* 181, 6 v. u.; S. 58, 8: — *da klappte das Ohr hin!* (*patulam dicto ocius amputat aurem*); und 80: (sie) *mache dem Manne zur Vaterschaft Hoffnung — deren Schwangerschaft schon den sechsten Monat erreicht hat*; u. s. w.

Ausserdem überall harte, und zum Theil unerlaubte, Ausstofsungen kurzer Selbstlauter, vornehmlich des sogenannten stummen E: z. B. *Kön'ge* 86, 5, *drohnden* 28, 7, *mächtigrer* 38, 8, *zärtlichen* 125, 5 v. u., *befruchtet' den Schoofs ihr* 79, 14 Unbeholfener Ausdrücke und widriger Zusammensetzungen, besonders von einsylbigen Wörtern, sind nicht weniger. Dahin gehört folgende Stelle 184, 14 v. u.:

Laut gewordenen Grams und *des* grausamen *Todes du* Meisters.

77, 10: — die Erd' und das Meer aus dem Nichts rief (9 Monosyll.); 129, 13:

Ihm, dem das Meer und die Erd' und der Wind, der die (12 Monosyll.) Fluren durchstreifet, u. s. w.

*) Das dieser Ausgabe vorgesetzte und gröfstentheils aus *Franc. Arisii Cremona literata* geschöpfte Leben Vida's hätte gar sehr eine Übersetzung, wenigstens im Auszuge, verdient.

Wir sollten jetzt auch ein Wort von der Übersetzers Versekunst, oder vielmehr Versenkunst, sagen. Aber die Hand sinkt uns. Wie können wir alle die falschen Wortmessungen (alles nicht recht derb Betonte, und sogar diese öfters, wie z. B. einsylbige Nomina und Verba, gilt Hn. *M.* für kurz), die falschen Versgliederungen, die Einschwärzungen von Amphimakern, Bacchien, Ionen, Anapästen, ja sogar Jamben, statt der regelrechten Füsse des Hexameters, aufzählen? *Non cantum mihi si linguae sint oraque centum.* Das ganze Machwerk, von dieser Seite betrachtet, ist ein *Commentarius perpetuus* der vollischen Vorrede zu Virgils Georgicis, welche wir Hn. *M.* zum ernstlichen Studium empfehlen. Auch einige Heptameter und Pentameter haben sich eingeschlichen, z. B. S. 3, 4 und 17. 84, 6 v. u., 43. 10, 204, 9 v. u., damit keine Art metrischer Fehler sey, wovon Hn. *M.*'s Buch nicht Beyspiele enthalte. Sollte er diese etwa bezweifeln: so darf er es uns nur anzeigen, und wir wollen ihm mit einem ganzen System davon aufwarten. Jetzt brechen wir ab, um noch Raum für die Anzeige einiger misverstandener Stellen zu gewinnen. S. 33 heisst es:

Wie wenn beym milderen Hauche des Frühlings die Vögel zurücke
Nach Italien kehren; da, wo ermüdet vom langen
Zug übers Meer her der erste sich hin auf den harrenden Boden
Senket, da drängen die Schaar sich zu ihm und bedecken das Gestade.

Im Original ist, *des harrenden Bodens* zu geschweigen, von keinem *ersten Vogel* die Rede, sondern von *dem ersten Lande*, das sich dem Zuge zeigt:

Haud secus Italiam repetunt ubi vere tepenti
Caerula cum longo fessae super aequora cursu,
Quae prior obturrit tellus, hanc agmine denso
Certatim arripiunt, procurvaque litora complent.

S. 38:

Gleich dem Feuer im Bauche der ehernen Kugel verschlossen. —

Vida spricht vernünftiger Weise von keiner *Kugel*, sondern von *aere cavo*, einem *Feuergewehr*. — Das *weuland geduldige* (!) *Schaf* S. 84, 14 ist bey Vida *olida bidens*. — S. 92 lieset man vom Nilgotte:

Er empörte die Fluten, erhob sich froh aus den Wellen,
Öffnete seine sieben Mund', und liefs uns hinab *in die Burg* schauen.

In die Burg?! In welche Burg? Was hat Vida's *fundo imo* damit zu schaffen? — S. 112 steht:

— — Auf einem verödeten Acker
Stand ein schattichter Baum, von welchem der durstige Wandrer
Hangende Früchte sich brach. Der Held, vom Staube belastet,
Lenkte zu ihm den Schritt und suchte da labende Früchte,
Aber vergebens u. s. w.

Wenn der durstige Wanderer Früchte von dem Feigenbaum brechen konnte: warum nicht auch Christus? Hr. *M.* hat das Wörtlein *olim* übersehn: *unde olim pendentia poma viator Carpebat.* — S. 120 heisst *Haec norint ipsi* nicht: *So verfecht' es sich selbst*, sondern, nach einer sehr bekannten Formel: Das mag es (das jüdische Volk) selbst wissen, (ich weiss es nicht). — Nicht besser sind Vida's Worte:

Namque docebat (Jesus) humi foede in tenebrisque voluptas
Ad coelum mortale genus instollere mentes,

S. 127 so gedolmetschet:

Denn Er lehrte: „*Die Lust, die die Welt und die Nacht gibt (sic)*, ist schimpflich;
Himmelan hebet, ihr Menschen, das Herz, das nach Seligkeit dürstet!

Und 180, 6 erscheint wunderlich genug Jesus der Magdalene in Gestalt *des ihr noch nicht kenntlichen Gärtners*; aber im Grundtexte sehr verständlich *suo imagine falsa Ignoti agricolae.*

Doch genug! Da wir in dieser Beurtheilung gezeigt haben, dafs Hr. *M.* von keinem der Fehler frey ist, in welche nur ein poetischer Übersetzer verfallen kann: so versteht es sich von selber, dafs wir nicht der Meinung eines anderen Recensenten in einer anderen Literatur-Zeitung sind, der diese Dolmetschung erträglich findet, und Hn. *M.* zu ähnlichen Bearbeitungen, z. B. des *Jesus puer* von *Ceva*, aufmuntert. Hr. *M.* nennt in der Vorrede auch 3 sehr ehrenwerthe deutsche Gelehrte, denen sein Werk gefallen. Wahrscheinlich hat er es ihnen in der Handschrift zugeschickt. Aber weifs er nicht, dafs man eingebildete Schriftsteller, die uns ihre Werklein aufdringen, am kürzesten mit ein paar Worten Lobes abfertigt? — Hr. *M.* schreibe, soviel er will: aber er lasse nichts mehr drucken, am wenigsten Verse; oder wir rufen ihm mit Flaccus zu (*Epist. ad Pisones*, 379 sqq.):

Ludere qui nescit, campestribus abstinet armis,
Indoctusque pilae discive trochive quiescit,
Ne spissae risum tollant impune
Qui nescit, versus tamen

Auch zum Herausgeber de
wozu er sich aufwirft, finden
Ein bekannter Philologe gebe
besserter Orthographie und
Werke, sowie etwa auch Bem
schriebene Geschichte von Ve
Bücher wir, als angenehme V
sen der Alten selbst, dankbar
Ausgaben von Muretus stellen
Unkundiger übernehme ein Geschäft, das sogar Gelehrteren hie und da Schlingen legt, wie Ruffel *Praefat. p.* X sq. gezeigt hat. H.

BERLIN, b. Sander: *Gedichte*, von *Otto Heinrich* Grafen *von Loeben*. 1810. 445 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. gehört zu dem gröfseren Theile unserer neueren Dichter, welche, durch die lyrischen Anklänge unserer Zeit geweckt, sich mehr nach der Poesie, als einer fremden Macht sehnen, und von ihr in dem Unbestand des Lebens rastlos angezogen fühlen, als sie in eigener Macht und Fülle in sich tragen. Dessenungeachtet würde man ihm Unrecht thun, wenn man nicht theils seinen Ernst und Eifer für Poesie, theils das Talent anerkennen wollte, welches er in dem technischen Theile dieser Poesieen zeigt, d. h. die Leichtigkeit, mit welcher er sich in den verschiedensten südlichen Versarten bewegt, und welche, — trotz alles Widerspruchs derer, die mit einseitiger Vorliebe den Versmafsen der Alten zugethan sind, — doch auch für *etwas* gehalten werden mufs. Diese Leichtigkeit, in gröfstentheils wohllautenden, fliefsenden Versen sich auszudrücken, welche, angewendet auf die poetischen Momente des Jugendlebens, mit regem, aber

durch milde Reflexion beruhigtem Gefühle aufgefaſst, einen Schimmer von Poeſie erzeugt, der den beſſeren Stücken dieſer Sammlung eigen iſt, hat den Dichter zu manchem Verſe verleitet, der als ein Spiel des Augenblicks lieber in ſeinem Pulte hätte bleiben ſollen, und manches gut angelegte Stück zur proſaiſchen Breite ausgeſponnen, ſo daſs der Ausſpruch jenes Alten auf dieſe Sammlung und ihre Aufnahme im Publicum wohl angewendet werden kann: *Das Halbe iſt beſſer als das Ganze.*

Dem lyriſchen Schwunge nach iſt der gröſste Theil dieſer Verſe in der mittleren Region lyriſcher Poeſie einheimiſch, und wenn wir die Anſicht, daſs die lyriſchen Stücke eines Dichters den inneren Lebenslauf deſſelben abbilden, auf unſeren Vf. anwenden, welche Betrachtungsart er ſelbſt durch die gewählte Anordnung befördert hat, ſo erblicken wir zwar hier keine ſo ausgezeichnete Individualität, wie ſie in *Schiller* und *Goethe* zum poetiſchen Bilde erhoben worden iſt, aber doch die offene und treue Abſchattung eines für Liebe, Freundſchaft und Kunſt warm fühlenden, jugendlichliebenswürdigen Gemüths, welches die Poeſie nicht zu einer Lüge herabwürdigt (vgl. die *Zueignung dieſes Buchs* S. 205), und in welchem ſich daher mancher jugendliche Leſer wiederfinden möchte. Zwey Haupttöne ſind es, welche in dieſen Stücken angegeben werden: der Ton des naiven *goetheſchen* Liedes, und der Ton der in unſerer neueren Poeſie wieder erweckten italiäniſchen und ſpaniſchen Lyrik. Das letztere gelingt ihm beſſer, als das erſtere (z. B. *Zufriedenheit* 63); in der ungereimten *goethaſchen* Ode iſt ſogar ſeine Reflexion faſt immer geſcheitert, und ſeine ſcherzende Leichtigkeit zu proſaiſchem, unklarem Waſſer geworden, z. B. S. 12 *an die Wahrheit*. Um denjenigen daher, welchen dieſe Sammlung in die Hände kommen ſollte, und welche ſie zu leſen geneigt ſind, die Sache etwas leichter zu machen, wollen wir dieſsmal, abweichend von der gewöhnlichen Recenſentenſitte, dasjenige hervorheben, was uns in dieſer Sammlung das Lobenswerthere geſchienen hat. Das *erſte* Buch dieſer Sammlung führt in die Jugend des Dichters ein. Die beſſeren Stücke ſind hier diejenigen, welche dieſes kräftige Gefühl hoher Lebensluſt, freundſchaftlicher Treue und Feſtigkeit, Muth, Güte, Ernſt und Offenheit ausſprechen, z. B. *an die Jugend, an ſeine Lieblingsquelle, Tag und Nacht, menſchliche Dinge.* — Das zweyte Buch zeigt uns die Liebe des Jünglings, zuerſt in ihren leichten Spielen u. Neckereyen; da heiſst es auch wohl:

Manches Vöglein weiſs zu girren,
weil ein andres nichts als *piept*;
ſagt doch jedes, daſs es liebt u. ſ. w. —;

aber bald wird's ernſter, da die ernſte Liebe mit ihren Wonnen und Schmerzen, Glück, Sorge, Eiferſucht, Verſöhnung — Trennung und Sehnſucht erſcheint. Hier wird auch der Dichter immer klarer. Ein kleines Stück als Beyſpiel.

Sorge des Glücklichen.

Ich bin unroſtlich, wenn ich dich nicht ſehe;
Ich ängſte mich; ich habe keine Ruhe,
Mir ſagt der Argwohn, was vielleicht geſchehe,
Ich weiſs nicht, was ich thue.
Und hab' ich dich, ſo kann ich nichts mehr ſehen,
Es halten, halb verſchwunden,
Die Sinne mir die Augen zugebunden.
Ach wie viel ſchöner iſts, durch dich erblinden,
Als ohne dich die Augen wiederfinden.

So wird auch die *Furcht vor Armuth* (S. 155) Jeden leicht anſprechen, nur daſs dieſes Stück durch den geſtaltloſen Schluſs verloren hat; dagegen das Gedicht *an Wilhelmine* (S. 158) der Einheit des Gefühls ermangelt. Ein anderes aber (S. 176) iſt eine ſchwerfällige Reflexion, die vergebens launig zu werden arbeitet, und dadurch im ſchärfſten Gegenſatze ſteht mit dem neckenden Trotze, der in den *Vorwürfen* (S. 171) ſich ſo leicht und flieſsend ausſpricht. Schade nur um den proſaiſchen Fleck S. 174. — In dem *dritten* Buche erblicken wir den Vf. unter der Verkleidung des trauernden Schäfers wieder. Hier zeichnen wir die erſte und 3te Ekloge beſonders aus, welche den rührenden Abſchied des Schäfers von ſeiner Heerde und der Geliebten Verluſt in natürlichen und flieſsenden Verſen ſchildert. Weniger ſpricht die zweyte an. Die dritte ſchildert ſehr eindringlich den Troſt der Freundſchaft bey dem Schmerze über der Geliebten Tod (S. 236, Zeile 12 iſt wahrſcheinlich durch den Druck verrenkt worden). Die vierte (in zuſammenhängenden Sonetten) und die fünfte iſt zu weit ausgedehnt, und der Schluſs der letzteren zu wenig gehoben.

Das *vierte Buch* enthält 72 *Sonette*; und man könnte dem Vf. das Zeugniſs ausſtellen, daſs er, was ihm nur vorkommen mag, in dieſer lieblichen Reimform ganz flieſsend zu erzählen im Stande ſey. Warum ſoll nicht neben ſo vielen Kunſtfertigkeiten unſeres Zeitalters auch eine ſolche Virtuoſität etwas gelten? In poetiſcher Hinſicht können wir freylich nur diejenigen auszeichnen, in welchen der Dichter, geſchieden von den Schlechten, und mit edelem Eifer auf das Höchſte gekehrt, (VI) einen wehmüthigen Blick auf die letzten Tage ſeiner Liebe über das theure Grab hinüberwirft. Es ſpricht aus den Sonetten, die wir hier meinen, und welche zuſammen geleſen werden müſſen, XLVIII - LXIV und LXXVII, LXXVIII, eine ſo milde Trauer in rührender Wahrheit, daſs wir dieſelben als ſchönes Echo petrarchiſcher Liebestöne dem fühlenden Leſer empfehlen, und dem Vf. den Ruf an ſich zurückgeben müſſen:

bild' uns, was die Natur verlieh; es iſt das ächte,

beſonders wenn wir auf ſo vieles Gezwungene und Manierirte ſowohl in den geiſtlichen Sonetten dieſes, als auch in den Terzinen und Romanzen des folgenden fünften Buche ſehen. Unter den vermiſchten Gedichten des letzteren Buche haben uns vorzüglich *die Roſe und das Frühlingsgewühl* gefallen; der Romanze *von der weiſſen Roſe*, und von dem *ſterbenden Sänger* fehlt es noch an Klarheit in der Verknüpfung der Momente; auch verdiente die herrliche Situation, welche *der Flucht* zum Grunde liegt, eine fleiſsigere Ausbildung. Das ſechſte Buch enthält ein Fragment eines gröſseren Gedichts in Terzinen „*der Weg zum Parnaſs.*" Dieſer ſcheint zwar im Ganzen etwas verworren, aber treffliche Partheyen deſſelben zeigen uns, daſs Hr. *v. L.* im Stande iſt, eine fremde Manier, die ihm noch zuweilen anhängt, abzuwerfen, und in eigener Kraft ſeinen Weg zu wandeln. Mangel an Haltung in den gewählten Bildern und Vergleichungen, und der Gebrauch alter Sprachformen, da wo ſie zu dem modernen Stile gewiſſer Gedichte nicht paſſen, und mithin auf einen Reimzwang ſtörend hinweiſen, z. B. *entzunden, beſtoben*, ſind kleinere Mängel, auf die wir den Vf. gern noch aufmerkſam machen möchten.

A....s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 OCTOBER, 1812.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten.* Von *Johann Gottfried Eichhorn.* Sechster Band. Erste Abtheilung. 1810. XIV u. 532 S. Zweyte Abtheilung. 1811. XVI u. 794 S. gr. 8. (2 Rthlr.) Auch unter dem Titel: *Geschichte der theologischen Wissenschaften seit der Verbreitung der alten Literatur.* Von *Karl Friedrich Stäudlin*, D. und Prof. der Theologie zu Göttingen. Erster und zweyter Theil.

Über die Ökonomie des ganzen *eichhornschen* Werks erlaubt sich Rec. hier kein Urtheil; es mag von demjenigen abgegeben werden, der dazu aufgefodert ist. Da die einzelnen Theile nicht in der Reihe erscheinen, nach welcher der Titel sie zählt: so bemerken wir blofs, dafs von den seither erschienenen Bänden die Beurtheilungen in unserer A. L. Z. 1806. No. 171 u. 256. 1809. No. 108 u. 118 geliefert worden sind.

In dem vorliegenden Theile, welcher auch als eine für sich bestehende Arbeit betrachtet werden kann, geht der Vf. in der Regel von der Mitte des 15 Jahrh. aus; bisweilen greift er weiter zurück in die frühesten Jahrhunderte, wie z. B. in der Geschichte der Katechetik; in anderen Fächern glaubte er summarisch verfahren zu dürfen, z. B. in der Geschichte der Schrifterklärung, weil sie von Hn. *E.* in der Geschichte der Philologie theils geliefert ist, theils dargestellt werden wird. Dadurch ist eine Ungleichheit der Bearbeitung entstanden, unangenehm für diejenigen, welche das Werk als ein für sich bestehendes Ganzes betrachten und benutzen wollen, und unvermeidlich nachtheilig für den Total-Eindruck. Hieraus ergiebt sich schon, dafs das ziemlich allgemein anerkannte Bedürfnifs einer verhältnifsmäfsig vollständigen und wissenschaftlich-pragmatischen historischen Darstellung der theologischen Literatur durch das *stäudlinsche* Buch nicht befriedigt worden ist; es liefert nur dankenswerthe reichhaltige Materialien, und erscheint als schätzbare Vorarbeit. Verdienstlich ist die Aufstellung und Erörterung der Grundprincipien, aus welchen Geist und Methode der theologischen Schriftsteller sowohl im Allgemeinen als im Besonderen abgeleitet und erklärt werden kann; verdienstlich sind die zum Theil sehr ausführlichen Auszüge aus einzelnen Schriften, und die genauen, meist unparteyischen Charakteristiken der eigenthümlichen Ansichten merkwürdiger theologischer Schriftsteller; zweckmäfsig und gelungen ist die Übersicht der Schulen und Systeme, besonders in der Hermeneutik, Apologetik, Dogmatik und Moral; auch will Rec. darüber mit dem Vf. nicht rechten, dafs die literarische Thätigkeit der getrennten protestantischen Kirchen zu scharf von einander abgesondert worden ist, ob es ihm gleich nicht einleuchten will, warum dieses Scheidungsprincip bey Bearbeitung der Kirchengeschichte mehr Gültigkeit haben soll, als bey der Homiletik und Katechetik, und ob es gleich auffällt, dafs der lutherische Vf. *seiner* Kirche entschiedene literarische Vortheile und Vorzüge zuzuwenden bemüht ist. Der Literator wird besonders zweyerley vermissen: einmal *bibliographische* Genauigkeit, welche von einem Schriftsteller, dem die göttinger Bibliothek zu Gebot steht, mit Recht erwartet werden kann. Um nur von Vielem Einiges anzuführen: Th. 1. S. 123 von *Savonarola's* Predigten existiren weit ältere und schätzbarere Ausgaben, als die hier genannten; eine der ältesten erschien zu Florenz 1496. fol. — S. 278 von *Petri Mart. loc. comm.* fehlt die erste Ausgabe: London 1576, und die vollständigste: Heidelberg 1603. fol. — S. 324 und 390 sind die ersten Ausgaben von *Thomasius* Schriften über die Sittenlehre und von *Taylor's* Pflichtenlehre nicht angegeben. — Nach dem Citat S. 408 zu schliefsen, ist nur die ältere Ausgabe von *Antonii Bibl. Hisp. nova* gebraucht worden. — S. 408 hätte auch die neueste Ausgabe von *Suarez* Werken: Venedig 1740. 23 Voll. f., angeführt werden sollen. — S. 469 *Vergier's Question royale* erschien zu Paris bey *du Bray* 1609 auf 57 Blättern in kl. 12; man hat aber auch einen Abdruck von 1740. — Th. 2. S. 26 ist die erste Ausgabe von *Calovii synopsis controversiarum potiorum*, S. 36 die neueste Ausgabe von *Bellarmini de controversiis christ. fidei*, Prag 1721. 4 Voll. fol., nicht angegeben. — S. 143 die *Mémoires de Mornay* bestehen vollständig aus 5 Voll. 4, davon erschienen die ersten beiden (von 1572—1599) zu La Foreſt 1624 und 1625, die beiden folgenden (von 1600—1623) zu Leiden 1651 und 1652, und die *Histoire de la vie de M.* daf. 1647. — S. 158 die *baumgarten-semlersche* Ausgabe der magdeburgischen Centurien wurde 1765 mit Vol. IV. Lib. I abgebrochen. — S. 197 die *fleurysche* Kirchengeschichte mit *Fabre's* Fortsetzung hat in der Ausgabe Paris 1691—1737 36 Bände in 4. — S. 446 die yverdünsche Ausgabe der *Encyclopédie* 1770 heifst mit Unrecht eine verbesserte, und die *Enc. méthodique*, welche unstreitig an innerem Gehalte bedeutend gewonnen hat, ist nicht genannt. — S. 479 fehlt die erste

Ausgabe von *Lardner the credibility*; S. 471 und 481 sind nur die französischen Übersetzungen von *Addison's* und *Campbell's* Werken angeführt. — Doch genug von solchen Kleinigkeiten, welche kaum Erwähnung verdienten, wenn sie nicht durch des Vfs. Nähe bey einer fast Einzigen Büchersammlung einige Bedeutung erhielten. — Zweytens vermisst man besonders vom 17 Jahrh. an Nachweisung der besseren *biographischen* Notizen und Hülfsmittel, welches immer eine nicht ungerechte Foderung an ein literarisches Handbuch ist; es würde zu weit führen, wenn dieser Mangel hier mit Beyspielen belegt werden sollte.

Die erste Periode umfasst die Zeit von 1450 bis 1517, und ist sehr fleissig ausgearbeitet. Unter den Apologeten vermisste Rec. den Begründer der wissenschaftlichen natürlichen Theologie *Raymund* von Sabunde. — Die zweyte Periode beginnt mit der Reformation und reicht bis zum Anfang des 18 Jahrhunderts. Der herrliche regsame Geist auf den protestantischen Universitäten zeigte sich am reinsten auf der zuerst protestantisch gestifteten Universität in Marburg; diese war wirklich ein halbes Jahrhundert lang eine protestantische, weder lutherische noch reformirte, höhere Bildungsanstalt; und es ist ein Irrthum, wenn S. 169 von *Hyperius* gesagt wird, dass er daselbst gelehrt habe, als die Universität *noch* lutherisch war. — Die exegetischen Grundsätze des gelehrten und feinsinnigen, auch jetzt noch von Vielen als Muster geehrten *H. Grotius* hätten S. 191 genauer erörtert werden sollen. Warum die *Bibliotheca fratrum Polonorum* und *Lightfoot* nicht genannt sind, lässt sich kaum begreifen. — Über die Moral der Jesuiten und ihrer Gegner, besonders der Jansenisten, verbreitet sich der Vf. ungebührlich vollständig S. 395—461. Eher lässt man sich die Auszüge aus den Schriften der Naturalisten Th. 2. S. 95—118 gefallen; aber *Bruno*, *Vanini*, *Campanella* hätten nicht übergangen, und überhaupt auf Darstellung der philosophischen Ansichten über religiöse Angelegenheiten in Italien mehr Rücksicht genommen werden sollen. — In Ansehung der Bearbeitung der Kirchengeschichte durch die Reformirten drückt sich der Vf. S. 167 so sonderbar aus, dass man seinen *vel quasi* Tadel leicht als Lobspruch deuten kann. Der erste katholische Bestreiter der magdeburgischen Centurien, *Muzio Giustinopolitano in Istoria sacra*, Venedig 1576. 2 Voll. 4, hätte nicht unerwähnt bleiben dürfen. Dass die vom Geist der Nationalliteratur abhängige Kanzelberedsamkeit nur kurz geschildert wird, kann in Beziehung auf andere Bände des *eichhornschen* Werks entschuldigt werden.

Die dritte Periode geht vom Anfange des 18 Jahrh. bis auf unsere Zeit. Sehr hart wird S. 291 und 447 über *Friedrich II* geurtheilt, als sey hauptsächlich ihm die Verbreitung der Freydenkerey und die Herabwürdigung des Christenthums zuzuschreiben. Des grossen Königs theologische Meinungen haben weder bey seinem Leben, noch nach seinem Tode im Grossen und folgenreich gewirkt; sie waren im Contraste gegen pietistische Pedanterey und fast antirationalistischen Dogmatismus gebildet, und hatten alle Gebrechen und Blössen einer solchen Entstehungsart. *Edelmann* und *H. S. Reimarus*, die Hauptgegner des Christenthums in Deutschland, können, jener der Zeit, dieser der Geistesrichtung nach, nicht auf *Friedrich's* Rechnung gebracht werden; die Encyklopädisten und ihre Genossen in Frankreich bedurften seines Schutzes nicht, und manche derselben erregten durch hyperbolische Frivolität sogar seinen Unwillen. Und wo sind die Fürsten, welche durch Nachahmung seiner Handlungsweise der Religiosität und Theologie gefährlich geworden sind? Wahrlich derer, die ihn in dem, was Geist und Einsicht voraussetzt, fassen und ergründen konnten, waren nur — sehr wenige. Dass unter seiner Regierung eine Partey die andere unter Staatsautorität nicht befehden und verfolgen durfte, dass anmassende Kleriker von der herrschenden Kirche kein entscheidendes Stimmrecht über alle Angelegenheiten hatten, dass Preszwang und Gewissensdruck aufhörten, die Plage der Gesellschaft und die Hemmkette der Veredelung des menschlichen Geistes zu seyn, gereicht seiner Regierungsweisheit zum ewigen Ruhme. Und wenn es zum Theil sein Werk war, dass Protestantismus, im weiteren Sinne, mit verjüngter Kraft, oft sogar mit jugendlicher Arroganz und Keckheit sich erhob, dass geheime Feinde der Vernunftrechte aus ihren Winkeln hervorgezogen und schonungslos gewürdigt wurden: so sollten doch gewiss *wir* es nicht seyn, die deshalb sein Andenken schmähen; denn ohne der offenkundigen Wahrheit Gewalt anzuthun, lässt sich nicht leugnen, dass zugleich mit diesen Erscheinungen Philosophie und Alterthumswissenschaft, die Grundfesten der äusseren Vervollkommnung der wissenschaftlichen Theologie, in allgemeiner Achtung stiegen, dass die Kanzelberedsamkeit sich veredelte und die Liturgie die fruchtbarsten Reformen erfuhr. — Bey der Darstellung der einzelnen Fächer ist Manches zu erinnern. Unter den Encyklopädieen und Methodologieen des theologischen Studiums ist das gehaltvolle Bruchstück, welches *Daub* in dem 2 B. der Studien bekannt gemacht hat, mit Unrecht übergangen. Die von *J. G. Walch* herausgegebene *Bibliotheca theologica selecta* verdient vor vielen anderen eine neue Bearbeitung; *Henke* ging damit um. Warum sind S. 342 die *theologischen Annalen*, welche jetzt unstreitig das ausgebreiteteste Publicum haben, nicht angeführt? *Wachler* ist kein Reformirter, wie S. 345 steht, sondern Lutheraner. — In der Geschichte der Schrifterklärung sind die neueren Bibelübersetzungen und die besseren Exegeten unseres Zeitalters mit keinem Worte erwähnt. — In der Geschichte der Apologetik fehlt der schmutzig enragirte *la Mettrie*; auch hätte S. 449 *Spalding's* treffliches Buch: Religion, eine Angelegenheit des Menschen, nicht übergangen werden sollen. — In der Geschichte der Dogmatik offenbart sich eine nicht befremdliche Vorliebe für kantische Philosophie; die dem Unbefangenen wohlthuende Lichtseite der neueren Mystik, eines Bollwerks gegen philosophische Arroganz und wissenschaftlichen Indifferentismus, ist auch nicht mit einem leisen Winke

angedeutet worden. *Steinbart's* Verdienst wird S. 557 ganz verkannt; er hat tapfer dazu mitgewirkt, dass er protestantische Lehrbegriff nach biblisch-praktischen Principien und historischen Forschungen gerüft, und manches verjährte Schulvorurtheil entwurzelt wurde. Und wie konnte Hr. *St.* es über sich gewinnen, S. 551 von *Henke* zu schreiben: „ein christlicher *Abt*, welcher *sein Kloster verlassen* vom Geiste der Religion, mitten in einem Zeitalter der Geringschätzung des Christus, der Bibel und der kirchlichen Symbole" (die historische Gerechtigkeit hätte doch gefodert, seiner freymüthigen Beurtheilung der über das preussische Religions-Edict erschienenen Schriften Erwähnung zu thun!), „noch über Christolatrie, Bibliolatrie und Onomatolatrie klagte, und der Meinung war, dass nur nach Wegräumung derselben die grosse wohlthätige Revolution in der Religion vorgehen könne"? — Von den katholischen Dogmatikern wird äusserst kurz gesprochen, und der vorzüglichste derselben, *Oberthür*, nicht einmal genannt. — Unter den Kirchenhistorikern wird über *Spittler* S. 682 einseitig abgesprochen; sein Verdienst bedarf nach dem, was *Planck* und *Heeren* darüber gesagt haben, keiner Rettung. Noch härter urtheilt der Vf. S. 683 über *Henke*, den er einen *naturalistischen* Theologen nennt; er wirft ihm Gemeinheit der Sprache und Plumpheit des Urtheils vor: *Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?* — Von *Villers* merkwürdigem Versuch über die Reformation, und von *Henke's* eben so merkwürdigen Excursen dazu kein Wort. Die Fortschritte der Dogmengeschichte werden nur im Allgemeinen angedeutet. — Dass in der Geschichte der Homiletik unsere neuesten ausgezeichneten Prediger, nicht einmal *Reinhard*, genannt sind, lässt sich aus dem oben angegebenen Grunde entschuldigen. L.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten.* Von *J. G. Eichhorn.* Vierter Band dritte Abtheilung. 1810. S. 1117—1448. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) [Vgl. J. A. L. Z. 1809. No. 108 u. No. 118.] Auch unter dem Titel: *Geschichte der schönen Redekünste in den neueren Landessprachen* (in der dänischen, schwedischen und holländischen) *von verschiedenen Verfassern.* Dritte Abtheilung.

Es kann nicht anders als gebilligt werden, dass Hr. *E.* die Darstellung der nordischen und holländischen Nationalliteratur Männern übertragen hat, welche als Einländer vollständig orientirt seyn und mit eigentlich-vaterländischer Theilnahme arbeiten konnten; der Ausländer hat über diese, durch nationelle Individualität charakterisirten literarischen Angelegenheiten sehr selten ein vollgültiges Stimmrecht, und es waltet daher in den Urtheilen der Nicht-Eingebornen grosse Einseitigkeit, oft unverkennbare Ungerechtigkeit vor; obgleich auf der anderen Seite die Einländer leicht in Gefahr kommen, mehr zu sehen, als wirklich vorhanden ist, Manches im Glanze zu erblicken, weil Patriotismus die Schattenseite nicht anerkennen liess, und überhaupt eine halbpolemische Tendenz anzunehmen, wo einfache Thatsachen allein ihre vaterländischen Wünsche rechtfertigen sollten. Dieses scheint vorzüglich im vorliegenden Bande bey der Darstellung der *dänischen* Literatur der Fall zu seyn, so sorgfältig auch der Vf. die Absicht, seiner Nationalliteratur einen bedeutenden Rang und eine allgemeinere Gültigkeit zu verschaffen, zu verbergen sucht. Weit unbefangener und treffender urtheilt der Schwede; und in vorzüglichem Masse befriedigt der Holländer, welcher streng gerecht seyn konnte, ohne auch nur leise dem patriotischen Ehrgefühl wehe zu thun.

Das Steigen und die männlich-reife Ausbildung jeder Nationalliteratur hängt von der Existenz eines literarischen Publicums ab, und seit wann darf ein solches in Dännemark und Schweden angenommen werden? Deutsche, französische und englische Literatur behaupten in diesen Ländern noch immer ein entschiedenes Übergewicht, bey aller politischen Nationalität, welche keineswegs zu bezweifeln und in Anspruch zu nehmen ist; und es möchte der Eifer eben so unzeitig als zwecklos seyn, welcher das Fremde zu verdrängen strebt, ohne einen das Verwiesene aufwiegenden Ersatz anbieten zu können. Um dem Vorwurfe literarischer Unduldsamkeit auszuweichen, will Rec. diese dem Unterrichteten und Unbefangenen vollauf verständliche Ansicht nicht weiter verfolgen, und beschränkt sich auf eine gedrängte Darlegung dessen, was er in dieser Abtheilung gefunden zu haben glaubt.

I. *Dänische* Nationalliteratur S. 1117—1212. Über die von *Wedel* und *Syv* herausgegebenen Kämpferweisen und Romanzen wird ungerecht hart geurtheilt; sie enthalten wahre Volkspoesie, und drücken eine originelle Nationalität aus, können auch dem Historiker und Sittenmaler nicht gleichgültig seyn. Die von Hn. *Grimm* veranstaltete Verdeutschung derselben, mit folgenreichen Andeutungen begleitet, ist eine dankenswerthe Gabe, und der von den Hnn. *Nyrup* und *Rahbeck* versprochenen auserlesenen Sammlung ungedruckter dänischer Gedichte des Mittelalters sehen wir mit grosem Verlangen entgegen. Wirklich muss ein falscher Standort gewählt seyn, um die Vorzüglichkeit dieses Theils der dänischen Nationalliteratur zu verkennen, und der Ausländer ist befugt, den Inländern zuzurufen: *O si bona sua norint!* Die zwey ausgezeichnetsten Dichter der neueren Zeit, *Ewald* und *Öhlenschläger*, haben wahrlich andere Ansichten hievon gehabt; ihr kühner Flug, ihre gewaltige Kraft, ihre bezaubernde Fülle tragen ganz das Gepräge ächt-nordischen Geistes, und beurkunden einen gewiss nicht ohne Studium der älteren Nationalgesänge gedeihenden schönen heimathlichen Sinn. — Durch die Reformation wurde der Germanismus des literarischen Charakters in Dännemark begründet; Deutsche gewannen entschiedenen Einfluss auf Kirche und Literatur; Dänen studirten in Deutschland; Deutsch war die Sprache des Hofs, Lateinisch die Sprache der Gelehrten. Die schriftstellerischen Versuche in der

Landesſprache waren ärmlich und unbedeutend. *Arreboe's* [ſt. 1637] Hexaëmeron iſt äuſserſt ſchwerfällig; *Andr. Bording* [ſt. 1637] hatte ſich nach *Opitz* gebildet; er und ſeine Nachfolger ermangelten aller Selbſtſtändigkeit. Erſt gegen die Mitte des 18 Jahrhunderts brach eine beſſere Zeit mit dem für ſein Vaterland enthuſiaſtiſchen *Ludw. Holberg* [ſt. 1754] an; *P. Paars* und *Niels Klim* werden ſeinen Namen gegen Vergeſſenheit bewahren; aber daſs ſeine literariſche Bildung gröſseren Theils aus deutſchen und franzöſiſchen Quellen gefloſſen ſey, wird nur pſeudo-patriotiſche Einſeitigkeit ableugnen wollen. Wohlthätig wirkten auf Anbildung eines Publicums *J. Wielandt* [ſt. 1730], der Redacteur der ſpäterhin unter dem Titel: *Laerde Efterretninger* fortgeſetzten *Nye Tidender* ſ. 1720; *J. Sch. Sneedorf* [ſt. 1764], Herausgeber des patriotiſchen Zuſchauers; *J. Baden* [ſt. 1804], welcher für Reinheit der Sprache arbeitete und das Amt eines Kritikers mit glücklichem Erfolge verwaltete; und die 1758 geſtiftete Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Wiſſenſchaften und des Geſchmacks brachte die Arbeiten talentvoller Männer, unter denen ſich der bey aller Unſicherheit ſeiner äſthetiſch-kritiſchen Grundſätze originelle und gefühlreiche *Ch. B. Tullin* [ſt. 1765] am vortheilhafteſten auszeichnete, in Umlauf. — Nun begann in der zweyten Hälfte des 18 Jahrh. ein regſames literariſches Streben, und viele achtungswerthe Dichter verſuchten ſich glücklich in den verſchiedenartigſten Fächern. Merkwürdig iſt die groſse Zahl der *Norweger* unter den hervorſtechenden Schriftſtellern: *Holberg*, *Tullin*, *Weſſel*, die Gebrüder *Frimann*, *Zetlitz*, *Rein*, *Storm*, *Pram*. — In der *Satyre* zeichnen ſich aus: *Rahbeck* (die von ihm herausgegebene Monatsſchrift *Minerva* hieſs ſeit 1806 *Ny M.*, verwandelte ſich 1808 in eine Vierteljahrsſchrift, und ging am Ende dieſes Jahrs ein); *Bruun; Guldberg;* der ſarkaſtiſche *Heiberg;* der ſeinen Arbeiten die meiſte Vollendung gebende *Pram*; *Baggeſen* (von dem noch *Giengangeren og han ſelv, eller B. over B., med et Tillaeg* 1807 hätte angeführt werden können), und der genialiſche *Öhlenſläger*. — In der *elegiſchen* und *lyriſchen* Poeſie ſind am bemerkenswertheſten: *Ewald*, *Thaarup*, *Rahbeck*, *Storm*, *Rein*, *Bruun*, *Baggeſen* und *Öhlenſläger*. — Als *Epopoen* verdienen Aufmerkſamkeit das *befreyte Iſrael* von *J. M. Hertz*, und beſonders die *Edda* von *Öhlenſläger*. — Im *Luſtſpiel* haben ſich Verdienſt erworben *Holberg*, *Heiberg* u. e. A.; von *En. de Falſen* [ſt. 1808] hätten noch angeführt werden können: *Arven i Marſeille* 1792; *Feſten i Valhal* 1795; *Ida af Tokenburg* 1803; und die mehr localen Stücke: *Nonnerne; min Bedſtemoder, den forladte Datter, Peberſvendene, Fuſentoſterne, Landsbytheatret;* auch ſein ſehr beliebtes Kriegslied: *Til Vaabenſee etc.* (abgedr. in *Sanlingen af Krigsſange.* K. 1807) hätte Erwähnung verdient. — Als *Tragiker* ſind am berühmteſten *Ewald*, *Sander*, *Öhlenſläger*.

Die däniſche *Proſa* iſt noch im Emporſtreben, und bedarf kräftiger Unterſtützung, wenn ſie gedeihen ſoll. *Holberg* ſchrieb unrein und unbeholfen; *Sneedorf* und *Baden* machten ſich um Correctheit verdient; *Ewald's* Sprache iſt edel, männlich, wohlklingend. *T. Rothe*, *Rahbeck*, *Birkner*, *Baggeſen* u. e. A. dürften den gerechteſten Anſpruch auf den Ruhm lichtvoller, kräftiger und gefälliger Darſtellung haben. In der Kanzelberedſamkeit geſchehen beträchtliche Fortſchritte: aber *Balle* würde wohl ſelbſt auf die ihm S. 1199 erwieſene Ehre, den alten dogmatiſchen Wuſt von der Kanzel verdrängt zu haben, Verzicht leiſten; auch in Anſehung *Treſchow's* iſt eine ſolche Behauptung zweydeutig; eher kann ſie von *Hjort*, *Holm*, *Plum*, beſonders auch von *H. G. Clauſen* (ſeit 1807 Profeſſor der Homiletik, mit Beybehaltung ſeiner Predigerſtelle) und von *Cl. Pavels* (ſeit 1805 Hofprediger zu Aggers im Stifte Aggershuus in Norwegen; ſ. *Smaaſkrifter*. K. 1807 hätten bemerkt werden ſollen) geltend gemacht werden. — Dännemark hat noch keinen claſſiſchen Hiſtoriker; *Guldberg* hätte es werden können, wenn er nicht zu früh von der hiſtoriſchen Laufbahn abgetreten wäre.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Schmidt; *Nino de Santa-Cruz, oder die Engländer in Spanien.* Ein Roman aus dem gegenwärtigen Kriege, von *Julius v. Voſs.* Im Anhange *Charlotte Virier.* Schauſpiel in einem Akt. 1811. Zwey Theile von 295 und 264 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.) — Nach einer Dedication an Hn. Bankier *Ezechiel aus Achtung und Landsmannſchaft*, läſst der Vf. in einer Einleitung von XXIV S. ſeine Anſichten und Meinungen von Zeitungskritiken folgen. Es war Rec. nicht anders dabey zu Muthe, als habe er ſie ſchon hundertmal vor den Augen gehabt: ſo alltäglich ſind ſie. Auch die zwey Recenſionen zu Lob und Tadel einer und derſelben Schrift, des Singſpiels: *Die Alpenhirten*, ſtehen nur da, um ein paar Blätter Papier mehr zu verderben. Der Roman ſelbſt iſt übrigens nicht ſo ſchlecht, als die Einleitung. Es ſpricht ſich in demſelben eine groſse Regſamkeit der Phantaſie, und mitunter auch gute Bekanntſchaft mit der Zeit, ihren Ereigniſſen und Verhältniſſen aus. Freylich geht es aber auch nicht ohne Übertreibungen ab, und man muſs manchen verwegenen Sprung mit dem Vf. machen: zum Glück, daſs man dabey keine Gefahr ſonſt hat, als über ſeine Folgſamkeit zu lachen. In Vergleich mit den übrigen Romanen und Unterhaltungsſchriften des Vfs. wird dieſer immer noch zum Zeitvertreibe der Romanenleſer, wie ſie ſind, das Meiſte beytragen. — Das angehängte Schauſpiel *Charlotte Virier* iſt dem Stoff nach aus dem vierten Bande der bey Hartknoch erſchienenen hiſtoriſchen Gemälde genommen. Rec. glaubt mit dem Vf., daſs es, gut geſpielt, nicht ohne Wirkung ſeyn werde. Die Äuſserungen über das Leben nach dem Tode können unter den gegebenen Umſtänden wohl keine Bedeutung haben. Sich Gewiſsheit über das Leben nach dem Tode zu verſchaffen, iſt das Theater nicht der Ort. mem.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 OCTOBER, 1812.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten.* Von *J. G. Eichhorn* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

I. *Schwedische* Nationalliteratur S. 1213-1254. Ein vorzügliches Hülfsmittel ist nicht angeführt, der von *Walmstädt* und *Wallmark* herausgegebene *Allmän Catalog ofver de uti sverige och finland ifrån början af detta århundrade uthomna böcker och skrifter, i systematisk ordning.* I. 1801-1805. Stockholm 1806. — Die romantische Volkspoesie des Mittelalters wird in Ehren gehalten. — Durch die von der Familie Wasa eingeführte und politisch benutzte Kirchenreformation wurde eine mit dem Interesse der neuen Dynastie sehr wohl vereinbarte, besonders auch in militärischer Hinsicht sich äussernde, enthusiastische Nationalität erzeugt; aber in die Literatur griff sie nicht ein; *Erich* XIV. mit seinem wahren poetischen Talent, und der excentrische Seher *J. Th. Bureus* [st. 1652] mit s. Nymärevisor sind isolirte Erscheinungen. Was der grossherzige Gustav Adolph bey reiferer Entwickelung seines Regierungsplans für die Landesliteratur geleistet haben würde, läst sich nur ahnen; aber gewiss ist, dass die mit ausländischem Glanze prunkende Christine nicht im Geiste ihres Vaters gehandelt hat, wenn sie auch zur Erweckung des literarischen Sinnes unwillkührlich beytrug. Das Verdienst, das *G. L. Stjernhielm* [st. 1672] mit seinen dem classischen Alterthum grotesk genug nachgebildeten Poesieen sich erwarb, muss lediglich auf die Sprache beschränkt werden; die Nachahmungen der schlesischen Dichterschule sind ohne Werth. Gegen die Mitte des 18 Jahrhunderts trat *Olof v. Dalin* [st. 1763] auf, durch vaterländische Originalität ausgezeichnet, mehr in der Prosa als in der Poesie classisch. Einige literarische Gesellschaften zeigten sich ziemlich wirksam. Unter Gustav III wurde die schwedische Akademie 1786 gestiftet; so weit Hof-Einfluss reichte, herrschte Gallicismus; durch die Opposition wurde nationelle Individualität belebt. Wie allgemein jetzt die deutsche Literatur in Achtung steht, kann schon daraus geschlossen werden, dass in der neuesten Zeit zu Upsala eine Sammlung deutscher Classiker in 60 Bänden angekündigt worden ist.

Am gelungensten ist bis jetzt das *Lehrgedicht* und die *Epistel* von *Gyllenborg*, Gr. *Oxenstjerna*, *Leopold* und *Blom* bearbeitet worden. — In der *Satyre* zeichnen sich *Dalin*, *Gyllenborg*, *Kellgren* aus. — Als *Lyriker* sind am bemerkenswerthesten: *Gyllenborg*, *Leopold*, der phanthasiereiche *Oxenstjerna*, der gedankenvolle *Kellgren*, *Francén* und besonders der ächt nationelle, tiefe und schön idealisirende *Bellmann*. — In der *Fabel* haben sich *Lidner* und *Gyllenborg*; in der *poetischen Erzählung Gyllenborg*, *Creutz*, *Leopold* glücklich genug versucht. — Das *Drama* hat noch keine Selbstständigkeit; nur *Hallmann* zeichnet sich als Komiker aus. — *Die Prosa*, durch *Dalin* umgeschaffen, ist weit von reifer Vollendung entfernt; das bedeutendste Verdienst erwarben sich *Rosenstein*, *Kellgren*, *Leopold* und *Thorild*.

III. *Holländische* Nationalliteratur S. 1255-1448. Der wohlthätige Einfluss und die unsterblichen Verdienste, welche sich Holländer seit dem 16Jahrh. um die gesammte literarische Cultur Europa's erworben haben, sind allgemein anerkannt. Schon im Mittelalter äusserten sie viel dichterischen Geist, viel literarische Regsamkeit und Kraft. Die Literargeschichte von Flandern und Brabant würde eine interessante Ausbeute gewähren; der Vf. bleibt gröfseren Theils bey den nördlichen Provinzen stehen. Im 14 Jahrh. entstanden die *Rhetoriker*, für Holland das, was die Troubadours in Frankreich, die Minstrels in England, die Improvisatori in Italien, die Minne- und Meister-Sänger in Deutschland gewesen sind. Die Kammer oder Zunft dieser Sänger zu Amsterdam hob sich in der Mitte des 16 Jahrh. durch die kräftigen, von National-Ehre und Freyheit begeisterten *Kornhert* [st. 1590], *Spiegel* [st. 1597] und *Vischer* [st. 1620]. — Nach Beendigung der Revolution triumphirte hoher Nationalgeist und entfaltete herrliche genialische Kräfte von 1600 bis 1680. *Hooft's* erotische Lieder sind classisch, und seine Tragödien zeichnen sich durch hohen lyrischen Schwung aus. Noch gröfserer Tragiker war *Vondel*, dessen Name in allen Dichtarten glänzt. *Cats* zeichnete sich durch leichte Popularität, *de Decker* in der Satyre, Elegie und im Epigramm, *Huygens* und *Antonides v. Goes* in der didaktischen Poesie aus. Das blühende Studium der Alten und die aus der näheren Verbindung mit Italien hervorgehende warme Achtung für *Ariosto* und *Tasso* sicherten die Fortdauer des guten Geschmacks; der energische Dramatiker *Oudaen* und der als Epigrammatist merkwürdige Historiker *G. Brandt* blieben hinter ihren grossen Vorgängern nicht zurück. — Von 1680 bis 1738 verfiel die Nationalliteratur durch übermäsigen Reichthum und Luxus; es schlich sich französirender Geschmack ein, und der Naturdichter *Pott* verdient fast

allein Auszeichnung; bis 1780 ist die Zahl mittelmäßiger Dichter ziemlich groß; Kunst stieg auf Unkosten der Genialität; *Feitama* erwarb sich um den poetischen Vortrag Verdienst. Seit 1780 nahm die Achtung für britische und deutsche Muster zu; *Kluyn*, *Rau* und der genialische *Bellamy* arbeiteten an der Verbesserung des Geschmacks. Der allumfassende *Bilderdyk* drang auf Studium der Alten und der großen National-Dichter, und wurde selbst in vielen Dichtarten selbstständiges Muster. Verdienten Ruhm erwarben sich *Poltens* in der Idylle und erotischen Poesie; *Helmers* in der Ode; *Loosjes* in der Tragödie. Viele treffliche Übersetzungen der Alten, Britten und Deutschen verherrlichen dieses Zeitalter.

Die *Prosa* wurde sehr früh ausgebildet; die ersten Gründer der niederländischen Freyheit hatten keinen geringen Antheil an ihrer Veredelung. *Hooft's* historische Schriften zeichnen sich durch Reinheit der Diction, durch Ideenreichthum und durch eine, oft in Dunkelheit ausartende Gedrängtheit aus; sein Briefstil ist minder preiswürdig. Der Historiker *Brandt* steht an Energie seinem Vorgänger weit nach, gab aber der Sprache mehr Harmonie und Rundung. — Nun Verfall bis in die erste Hälfte des 18 Jahrhunderts. *Von Effen* führte nach englischen Originalen edle, leichte Popularität ein; *Wagenaar's* historische Darstellung hat viel Klarheit und Bindung, ohne begeisternde Kraft; ungleich reicher für die Reflexion ist *Styl*, ein Politiker vom ersten Rang, im Auslande nicht immer nach Verdienst gewürdigt. Die Romane der Geistesschwestern *Wolf* und *Deken* werden sich neben den vorzüglichsten Arbeiten der neueren Zeit behaupten. Zum Glück für die niederländische Literatur ging die Sentimentalitäts-Epidemie schnell genug vorüber; nachtheiliger war die mit ästhetischer Fortbildung unverträgliche politische Excentricität. Die neueste Zeit ist ergiebiger an Übersetzungen und Nachahmungen, als an Originalwerken gewesen; *Stuart's* römische Geschichte und *Loosjes* Romane verdienen Auszeichnung. Als treffliche Kanzelredner machen *Hulshoff*, und besonders *Stuart*, *v. d. Roest* und *v. d. Palm* Epoche. L.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Handbuch der neueren classischen Literatur von Lessing bis auf gegenwärtige Zeit.* Von *Karl August Schaller*, Prediger zu Magdeburg. Erster Band, die poetische Literatur enthaltend. 1811. VIII u. 506 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Ein Handbuch der classischen Literatur Deutschlands ist unter mannichfachen, verschiedenartigen Gestalten denkbar und wohl auch wünschenswerth. Abgesehen von der vor einem literarischen Forum vielleicht jetzt nicht recht probehaltend befundenen Rücksicht auf Fremdlinge, welche zur Achtung für Reichthum und Tiefe der deutschen Literatur genöthigt werden könnten, bedarf die überhaupt nach geistig-ästhetischer Bildung strebende zahlreiche Mittelclasse eines zurechtweisenden Führers, da sie durch so Vieles im Geschäfts- und gesellschaftlichen Leben ihrer vaterländischen Sprache und Literatur entführt und entfremdet wird. Wir haben keine Bühne, durch deren Organ dem gemischten Publicum ein Cyklus von literarischer, oft freylich dürftiger und flacher Empirie, welche die zur ästhetischen Nationalbildung erfoderlichen gründlichen Vorkenntnisse entbehrlich zu machen scheint, angeeignet wird, und sind jetzt mehr als jemals davon entfernt, eine solche zu erhalten. Wollte ein Schriftsteller für diesen Zweck arbeiten: so zeigt sich ihm ein zwiefacher, fast gleich wichtiger Gesichtspunct, aus dem er sein Vorhaben betrachten kann. Einmal liesse sich der Versuch machen, der Nation einen Charakter literarischer Einheit wieder zu geben, indem ihr Eigenthum ihr aufgeschlossen und die rein-germanische Ideenwelt mit populärer Klarheit zur Anschauung gebracht würde. Was rein-deutsch ist, kann durch Hülfe einfacher, nationalhistorischer Kenntnisse aufgefaßt und genossen werden; die altdeutsche Literatur würde aus unverdienter Vergessenheit hervorgezogen und mit den zu ihrer, wahren Genuss verheissenden Einführung erfoderlichen und angemessenen Erleichterungsmitteln ausgestattet; Alles, was aus neuerer Zeit dieser germanischen Ideenwelt angehört, reihte sich den Denkmälern einer edlen Vorzeit an. Auf der anderen Seite hängt das Verstehen und der Genuss vieler unserer vortrefflichsten vaterländischen Schriftsteller theils von Reminiscenzen aus der griechischen und römischen Welt, theils von wissenschaftlichen Ansichten und Betrachtungen ab; es würde daher eine Encyklopädie der zum Behufe des Studiums deutscher Classiker erfoderlichen Kenntnisse, nicht magere gerippartige Übersicht, sondern fruchtbar anschauliche und lebendige Darstellung, sehr ersprießlich seyn. Weder das Eine, noch das Andere hat Hr. *Sch.* berücksichtiget. Sein Plan scheint nach den nicht ganz deutlichen Erklärungen darüber (Vorr. S. IV) zunächst und vorzüglich auf ästhetische Bildung der jungen Welt berechnet zu seyn; indess auch auf diese würde sich der eben erwähnte doppelte Gesichtspunct anwenden lassen, und gewiss werden Viele mit Rec. Festigkeit der Absicht und Bestimmtheit der Anordnung in dem vorliegenden Buche vermissen. Entweder soll, bey der jetzt in manchen Gegenden Deutschlands nicht zweydeutig sich offenbarenden Zwietracht über die Unentbehrlichkeit des Antiken zur Geistesbildung und ästhetischen National-Erziehung, in der allgemeineren Achtung und in dem folgenreichen Gebrauche unserer vaterländischen Classiker ein Schutz- und Hebungs-Mittel der alten classischen Literatur gefunden werden, indem Vieles und oft das Herrlichste in den Productionen unserer *Klopstock*, *Herder*, *Schiller*, *Goethe* ohne den durch Studium der Alten reif entwickelten Sinn für's Schöne nicht ergriffen, kaum geahnet werden kann: dann sind Commentare, wie *Delbrück*, und neuerdings nicht ohne Mängel, aber immer verdienstlich *Vetterlein* und *Sauer* und *Neuhofer* sie gegeben haben, unstreitig methodisch am zweckmässigsten, und werden durch eine etwas kärgliche Beyspielsammlung, welcher literarische Einleitungen von oft geringem Interesse und im Verhältnisse zu dem Publicum, dem sie bestimmt sind, von oft sehr zweydeutigem Werthe beygegeben sind, nicht entbehrlich gemacht. Oder es soll die sich jetzt bildende Generation für deutsche Art und Kunst gewonnen werden: dann ist das rein-Germanische sorgsam zu beachten, Liebe

ür das Studium der Sprache in ihren verſchiedenen Bildungs-Perioden und für altdeutſche Poeſie in der Herrlichkeit ihrer kindlichen Einfalt und tiefen Innigkeit einzuflößen und auf diejenigen unſerer Claſſiker vorzüglich aufmerkſam zu machen, welche in dieſer eifrigen Umgebung ſchöner Nationalität gelebt und ar gemäſs ſich geäuſsert haben. Welche Hand würde ns ſicherer in dieſes Phantaſie-Land vergangener Wirklichkeit geleiten, als die unſeres trefflichen *A. W. chlegel*?

Hr. *Sch.* erläutert in der Einleitung die Vorſtelungen von Nationalliteratur und Claſſicität, worüber ier mit ihm nicht gerechtet werden ſoll, und giebt eie kurze Überſicht des Ganges, welchen die deutſche iteratur vom 8ten chriſtl. Jahrhundert an bis auf *Leſings* Zeit genommen hat; er theilt dann nach ſyſtemaiſcher Real-Ordnung ſeine Anſicht vom Ertrage der neueren claſſiſchen Literatur mit, indem eine kurze Vorbereitung über das Weſen und den Charakter der Gattung, worin gearbeitet worden iſt, und über die ruhere Behandlung derſelben zu orientiren ſucht, worauf eine Schilderung der vorzüglichſten Schriftteller, in der Regel von einem Beyſpiel aus ihren chriften begleitet, folgt und zuletzt noch diejenigen nit ſehr kurzer Notiz angeführt werden, welche in derſelben Gattung mit einigem Erfolge gearbeitet haben. Der vorliegende erſte Band umfaſst die poetiche Literatur in vier Abtheilungen: lyriſche, didakiſche (worunter die Epiſtel, Fabel, Parabel, Satyre nd Idylle begriffen werden), epiſche und dramatiche Poeſie; als Anhang iſt S. 496 das Epigramm beygefügt.

Immer kann dieſes Buch zur Erwärmung des Intereſſe an vaterländiſcher Literatur mitwirken, und manche Leſer auf die Schätze, welche in derſelben liegen, aufmerkſam machen; es kann vielleicht ſogar, beſonders der, obſchon dürftigen Beyſpielſammlung wegen, ein bedeutendes Publicum finden, und Rec., ich nun darauf beſchränkend, das Buch zu nehmen, wie es iſt, theilt einige Bemerkungen über deſſen Einrichtung und Beſchaffenheit mit, welche bey dem Gebrauche und bey einer möglichen Umarbeitung berückſichtigt werden können.

Die Auswahl und Würdigung der Claſſiker läſst die meiſten und gegründetſten Erinnerungen zu. Sollen wohl *J. G. Jacobi*, *Köpken*, *Claudius*, *Bürger*, *Gotter*, welche S. 48 f. nur unter den Liederdichtern vom zweyten Rang aufgeführt ſind, nicht vollgültige Anſprüche auf eine Stelle neben den beſten vom erſten Range haben? *C. Ph. Conz*, *Münchhauſen*, *Miniоch* und *Martin Uſteri*, der nach dem Erfolge ſeines „Freut euch des Lebens" zu urtheilen, den rechten Volkston getroffen hat, ſind gar nicht genannt. Bey der Ode werden *A. Zauppſer*, *K. Matthiſſon* und *Willamov* vermiſst. In der Elegie iſt *Hölty* gewiſs der Auszeichnung werth. Unter den didakiſchen Dichtern fehlen *v. Creutz* und *Withof*; in der Allegorie ſollte S. 215 *Galliſch* vor vielen Anderen genannt ſeyn; unter den Satyrikern S. 241 *J. W. Laurenberg* und *J. M. Moſcherоſch*; bey dem Idyll S. 282 *J. F. Schmidt*, deſſen „Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geſchichte" das beſte ſind, was er geliefert hat; bey der Romanze S. 293 *D. Schiebeler*; bey der poetiſchen Erzählung *v. Nicolay*. Bey dem Roman S. 342 geſchieht der ſo anziehenden und auch in modernisirten Umarbeitungen gefallenden Volksromane Till Eulenſpiegel, Fauſt, Simpliciſſimus mit keinem Worte Erwähnung; und von neueren Schriftſtellern durften *S. la Roche*, *J. H. Jung*, *G. Müller*, *F. Schulz*, *J. C. L. Haken*, *F. Rochlitz*, *G. Schilling*, *E. Wagner* nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Bey dem Epos fehlen S. 433 die Nibelungen, Titurel und das Heldenbuch; bey dem Drama S. 488 *H. J. v. Collin*; unter den Epigrammatiſten *J. Grob*, *J. J. Ewald*, *Götz*.

Auch gegen die Charakteriſtiken der Claſſiker dürfte Manches einzuwenden ſeyn; aber die Individualität der Betrachtung behauptet hier unveräuſserliche Rechte, und die Analyſe kritiſch-äſthetiſcher Urtheile würde zu einer ins Einzelne eindringenden Polemik Veranlaſſung geben, deren fruchtbare Ausführlichkeit mit den engen Grenzen einer berichtenden Anzeige, wie ſie bey der Mehrheit unſerer literariſchen Erſcheinungen allein zuläſſig iſt, ſich nicht verträgt. Der Vf. hat die unbefangenere ſtrenge Kritik vieler deutſchen Dichterwerke wohl gekannt, ſucht ihr aber mit der einigemal gebrauchten Wendung zu begegnen, daſs dieſelbe zwar nicht als ungegründet zu verwerfen, jedoch deſſenungeachtet dem von einer oder der anderen Seite in Anſpruch genommenen Werke eine Stelle unter den vorzüglicheren nicht zu verſagen ſey: welche Art von Vergleich oder Vermittelung in Angelegenheiten des Geſchmacks die unbeholfenſte und am wenigſten zuläſſige iſt. Welcher Unterrichtete wird das S. 165 unbedingt geſpendete Lob nicht modificirt wünſchen? Wie konnte S. 205 *Lichtwehr* ohne alle Würdigung ſeiner Eigenthümlichkeit angeführt werden? Wie durfte S. 273 bey dem einſeitig geprieſenen *Gesner* die *ſchlegelſche* Kritik ignorirt werden? — Es fällt auch auf, daſs S. 20 von dem Verhältniſſe zwiſchen *Götz* und *Hamler*, worüber unſer würdiger *Voſs* ſo befriedigenden Aufſchluſs gegeben hat, nichts gemeldet wird; und warum iſt die durch *Friedrichs II* Urtheil berühmte „Mädchen-Inſel" nicht in die Beyſpielſammlung aufgenommen worden? — Doch dergleichen Fragen lieſsen ſich viele aufwerfen. In der Auswahl der hier abgedruckten Gedichte zeigt ſich keine Einheit des Princips und wenig Rückſicht auf laut gewordene Einſtimmigkeit der achtungswertheren Kunſtrichter über das Vortreffliche. Inconſequent ſcheint es Rec., daſs aus den dramatiſchen Dichtern keine Proben, wohl aber eine Stelle aus der *eſchenburgſchen* und *ſchlegelſchen* Überſetzung des *Shakſpear* abgedruckt worden iſt.

Kleinere literariſche Nachläſſigkeiten ſind, daſs S. 41 das Todesjahr *Hardenbergs* nicht angegeben iſt, er ſtarb 1801, und der Nekrolog des 19 Jahrh. B. 4 S. 187 verdient über ihn nachgeleſen zu werden; daſs S. 203 weder die *hackmanniſche*, noch die *bredowſche* Ausgabe des *Reinike* genannt werden, da doch die nur der Kupfer wegen zu achtende *gottſchedſche* angeführt iſt; daſs S. 204 *F. Renner* als Vf. des Hennynk de Han nicht bezeichnet iſt; daſs S. 504 von *Haug's* und *Weiſſer's* Anthologie nur 2 Bändchen (mit dem unrichtigen Druckorte: Berlin) angeführt ſind u. ſ. w.

d W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Landshut*, b. Thomann: *Dem Andenken Paul Hupfauer's*, d. Phil. u. Th. D. kön. baier. geistl. Rathes, infulirten Propsten des regulirten Chorherrenstiftes Beuerberg, Bibliothekars und Professors an der Universität und Localstudiencommissärs der lateinischen Schulen zu Landshut, und ord. Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften zu München, gewidmet von *Franz von Paula Schrank*, Ritter u. s. w. 1803. 18 S. 4. (3 gr.) *Hupfauern*, dem Manne, welcher zur Cultur seines Vaterlandes äusserst wohlthätig mitgewirkt hat, setzte durch diese Denkrede der ehrwürdige Senior der Universität zu Landshut ein seiner sowohl, als des Verstorbenen vollkommen würdiges Denkmal. Man sieht auf jedem Blatte, dass das Gesprochene aus der Seele gesprochen und aus einem Geiste von gediegener Bildung geströmt ist. Wer *H.* genauer kannte, machte strenge Foderungen an dessen Lobredner; hier sind sie erfüllt. Ganz natürlich knüpft Hr. *Schrank* seine Rede an die letzte, grosse Wohlthat, welche der Verewigte seinem Vaterlande erwiesen hat, die Erhaltung und Einrichtung der landshuter Universitätsbibliothek, an. Und wirklich schon deshalb, aber auch aus anderen Gründen verdient *H's* Name in den Annalen der deutschen Literatur aufbewahrt zu werden. — „Er wurde den 24 Hornung 1747 zu Wald bey Miesbach geboren. Seine Ältern, gemeine Bauersleute, brachten ihn in dem benachbarten regulirten Chorherrenstifte Wegarn unter, wo man, wie dies durchaus die Sitte der baierischen Klöster war, die Talente hoffnungsvoller Knaben, der Söhne unvermöglicher Ältern, pflegte. Die dort angefangenen Studien setzte er am Lyceum zu München fort, und trat endlich im Jahr 1769 im Stifte Beuerberg in den Orden der regulirten Chorherren des h. Augustinus, in welchem er dann 1770 die feyerlichen Ordensgelübde ablegte, und im Jahr 1775 Priester ward. Frühzeitig hatte man in dem Stifte seine Talente bemerkt. Er war kaum Priester geworden, als ihn seine Obern zum Professor der Philosophie, Kirchengeschichte und Theologie ernannten, welche Wissenschaften er in seinem Stifte vortragen sollte. Als darauf im Jahr 1781 die Jesuitengüter, woraus bisher die Professoren der öffentlichen Schulen ihre Besoldungen gezogen hatten, an den Maltheserorden abgetreten wurden, und die baierschen Klöster die Besetzung der Schulen übernehmen mussten: ward *H.* zum Professor der Logik, Metaphysik, der praktischen Philosophie und Mathematik am Lyceum zu München ernannt, von welcher Stelle er noch in demselben Jahre Besitz nahm, und die er bis 1791 mit vielem Ruhme verwaltete. — Es herrschte damals eine gewisse finstere Stimmung in Baiern, jener ähnlich, welche zu den Zeiten der Hexenprocesse durch ganz Deutschland geherrscht hatte. Der geringste Verdacht, die unbedeutendste Veranlassung reichte hin, um für einen Illuminaten gehalten zu werden, und war der Mann, welchen man so beargwohnte, ein Ordensmann: so ward er ohne weitere Untersuchung in sein Kloster zurückgeschickt. Dies begegnete auch dem verewigten *H.* im Jahr 1791, der aber gross genug war, diese unverschuldete Zurücksendung in sein Stift mit Ergebung und Starkmuth zu ertragen; auch ward er bald nachher zum Novizenmeister und Dechant seines Stiftes ernannt, welche beide Stellen er mit einem so ausgezeichneten Beyfalle seiner Ordensgenossen verwaltete, dass man sogar zu München wohl vorhersehen konnte, was geschehen werde, wenn dereinst die Propstenstelle erledigt werden sollte. — Der Fall trat wirklich im Jahr 1794 ein.“ — Die Chorherren hatten einstimmig *H.* zum Propste erwählt; aber eine Hofcommission erklärte die Wahl für ungültig. *H.* musste nachgeben; und gab auf eine edle Weise nach, und auf eine edle Weise betrug er sich gegen den, welcher an seiner Stelle gewählt ward. Aber der neue Propst neckte *H.* so lange, bis er das Kloster verliess, und zu einem Pfarrer seines Ordens, in der Eigenschaft eines gemeinen Gesellpriesters, auf das Land zog. In dieser Lage befand er sich, als *Maximilian Joseph der Erste* im Jahre 1799 die Regierung Baierns antrat. Es fügte sich, dass *H.* Gelegenheit bekam, dem Könige aufzuwarten, welcher von seinem Schicksale schon unterrichtet war. Sie sind Prälat, sagte der König, und wenn sie wollen, will ich machen, dass Sie von aller Welt dafür anerkannt werden. — Doch *H.* verbat sich die angebotene Gnade. Noch in demselben Jahre ward er zum Professor der allgemeinen Wissenschaftskunde und Literatur an der Universität zu Ingolstadt ernannt, und „von dieser Zeit an datiren sich seine Verdienste um die Universität, welche weit grösser sind, als man sich einbilden kann, wenn man mit den Geschäften, welche ihm aufgetragen wurden, und ihrem Gange nicht bekannt ist. Er war nur den Winter von 1799 auf 1800 hindurch bey der Universität zu Ingolstadt, und folgte ihr, als sie im Frühlinge darauf nach Landshut versetzt ward. Aber gerade bey dieser Versetzung, welche anfänglich mehr eine Flucht vor den herannahenden Kriegsunruhen und einer zu besorgenden Belagerung, als eine mit Musse und Ordnung ausgeführte Unternehmung war, war *H.* es hauptsächlich, welcher sich der Bibliothek annahm, und das Hinüberschaffen derselben nach Landshut mit grosser Aufopferung besorgte.“ Zum Heil dieser kostbaren Büchersammlung erhielt er im Jahre 1801 die Bibliothekars-Stelle. Doch schon im folgenden Jahr verlor ihn die Universität wieder. Der Propst seines Stiftes war gestorben, und *H.* wurde den 12 Aug. 1802 einhellig an dessen Stelle gewählt. Zweymal weigerte er sich, dieselbe anzunehmen; erst als man zum dritten Male in ihn drang, gab er nach. Mit trefflichen Planen für die Aufnahme der Literatur in seinem Stifte trat er das neue Amt an. Aber kaum hatte er dasselbe angetreten, als die baierischen Klöster aufgehoben wurden. Er selbst missbilligte diese Aufhebung so wenig, dass vielmehr Niemand unerschrockener, freyer, einsichtsvoller und nachdrücklicher *für dieselbe* sich erklärt hat, als gerade *H.* in der kleinen Schrift: *Zehn Paragraphen über das Klosterwesen in Baiern.* 1803. Nun kehrte er wieder zur Bibliothek zu Landshut zurück, und ward, was Hr. *S.* besonders S. 21 treffend auseinandergesetzt hat, in gewissem Sinne der zweyte Stifter derselben. „Man muss ihn selbst gesehen haben, fährt Hr. *S.* S. 12 fort, wenn man den eisernen Fleiss ganz kennen will, welchen er bey seinem bibliothekarischen Geschäfte anwendete. Ganze Tage brachte er unter bestaubten Büchern zu, fand sich am frühesten Morgen ein, und war noch am spätesten Abende da anzutreffen, auch im Winter, obschon diese Aufbewahrungsorte unheizbar waren. Nur die Aufsicht auf die Schulen des Gymnasiums raubte ihn der Bibliothek öfters: er schien die Besuche, welche er da abstattete, entweder um den Prüfungen beyzuwohnen, oder auch um über den Fortgang und die Sitten der Zöglinge zu wachen, für Erholungen von der Arbeit bey der Bibliothek anzusehen, und nahm sich dieses Geschäfts, welches er unentgeltlich besorgte, überhaupt aus allem Eifer an. Auch bildete sich zu bibliothekarischen Geschäften unter seiner Leitung ein würdiger junger Geistlicher, Hr. Custos *Harter*, der, wenn ihm das Glück zu Theil wird, noch einige grössere Bibliotheken sammt ihren Einrichtungen, besonders die zu München immer schöner aufblühende Hof- und National-Bibliothek genauer kennen zu lernen, zu den trefflichen Bibliothekaren seines Vaterlandes gehören wird. — „Die Literatur, für welche *H.* von seinen jungen Jahren an viel gearbeitet und unverdrossen gesammelt hat, obschon die Zeitumstände zur Verarbeitung dieser Sammlungen nicht eben die günstigsten waren, verlor durch seinen Tod nicht weniger. Baiern hätte sich, wenn er länger gelebt hätte, von ihm eine Geschichte seiner Schulen zu versprechen gehabt, die gewiss sehr unterrichtend und bey seiner Genauigkeit sehr zuverlässig würde gewesen seyn. Auch war er Willens, eine vollständige Geschichte der berühmten augsburgischen Druckerey *ad insigne Pinus* zu liefern, und bereits war er damit schon weit gekommen, wie die Bruchstücke beweisen, die auf unserer Bibliothek liegen.“ Die von ihm in Druck gegebenen Schriften hat Hr. *S.* im Anhange angezeigt. — Über die Biederkeit *H's* war bey Allen, die ihn genauer kannten, nur Eine Stimme. „Der Religion, sagt Hr. *S.*, war er ohne Heucheley und mit Wärme zugethan. Ruhm suchte er nicht; er hatte bey seinen Arbeiten höhere und reellere Zwecke, und glaubte sich belohnt genug, wenn er etwas Gutes geleistet hatte. Im Umgange war er gerade und aufrichtig, ein zuverlässiger Freund, ein unverstellter Gesellschafter, seinen Pflichten mit ganzem Herzen getreu, erfüllte er sie mit eben so viel Nachdruck als Ruhe; so fliessen grosse Ströme dahin, ohne Geräusch, aber ihre Wirkung ist unermesslich.“

e. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 OCTOBER, 1812.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

1) Bremen, b. Heyse: *Fundamentallehre oder Terminologie der Grammatik; mit besonderer Hinsicht und Anwendung auf die Grammatik der deutschen Sprache.* Nach den Grundsätzen der pestalozzischen Methode bearbeitet von *Betty Gleim.* 1810. 336 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Ebendaselbst: *Analysirbuch.* Anhang zu der Fundamentallehre, von *B. Gleim,* 1810. 246 S. 8.

Herkömmlich wird die Terminologie der Grammatik nur nebenher, bey dem etymologischen und syntaktischen Theile, abgehandelt: dadurch geschieht für die Sache zu wenig. Dagegen wird, wenn von fünf verschiedenen Sprachen fünf verschiedene Grammatiken erscheinen, in jeder derselben die Terminologie, obgleich nebenher, doch immer von neuem abgehandelt: dadurch geschieht für die Sache zu viel. Mehr als einmal haben wir diesen Übelstand gerügt, und die Anfertiger der Sprachlehren für die Schule darauf aufmerksam gemacht, dafs die Terminologie der Grammatiken eine und dieselbe sey, dafs es folglich genüge, dieselbe einmal vorzutragen; allein da die wenigsten selbstständig arbeiten, vielmehr jeder einem berühmten Führer nachtritt: so bleibt es bey dem Herkommen. Die Vfn. der beiden vorliegenden Schriften verdient daher vielen Dank, dafs sie die Terminologie zum Gegenstande einer besonderen Schrift machte, wodurch sie die Specialgrammatiken ein für allemal der ewigen Wiederholung dieses nur der Generalgrammatik angehörigen Theils überhoben hat. Mehr noch, als die Wahl des Gegenstandes, verdient die Behandlung desselben allgemeinen Beyfall. Die Form möchten wir didaktisch-dialogisch nennen. Von jedem grammatischen Ausdrucke wird eine Definition gegeben, und diese durch genügende Beyspiele erläutert; hierauf folgt zwischen Lehrer und Schüler ein Dialog, der Befestigung und tiefe Einprägung der Definition zum Zwecke hat. Ein Lehrer hat, diese Fundamentallehre in der Hand, leichte Sache — er braucht ihr nur Wort für Wort zu folgen —, und der Schüler, der den gebührenden Fleifs anwendet, erhält unbezweifelt eine Einsicht in den Geist der Sprachen, die man bey den nach der herkömmlichen Weise unterrichteten Schülern gar selten findet.

Die gelehrte Vfn. hat ihren Gegenstand, der allgemeiner Natur ist, auf die deutsche Sprache angewandt, also das Generelle specialisirt: man könnte daher ihre Schrift eine Fundamentallehre nicht für das Sprachstudium überhaupt, sondern blofs für das Studium der deutschen Sprache nennen. Es wäre dieses kein Tadel des Buchs. Allein da das Generelle im Specielen enthalten ist: so liefert dasselbe wenigstens für die deutsche Jugend die Fundamente zum Sprachstudium überhaupt. Dafs die Vfn. etwas tiefer in den etymologischen Theil eingegriffen hat, ist zu loben, obgleich dadurch der Titel etwas enger, als der Inhalt, geworden ist. Nach dem Zwecke, den Lehrling nicht nur mit den Sprachtheilen, sondern auch mit allen Formen derselben bekannt zu machen, war ein genaueres Eingehen in die Declination und Conjugation allerdings nothwendig. So wie jetzt das Buch vor uns liegt, dürfen wir es nicht nur für die zweckmäfsigste Einleitung in das Sprachstudium überhaupt, und das gründliche Studium der deutschen Sprache insbesondere, sondern auch für die beste Verstandesübung erklären, und es ist gar nicht zu zweifeln, dafs alle einsichtsvollen Schulmänner dasselbe in ihre Schulen einführen werden. Die Vfn. folgt, obgleich gerade sie im Stande wäre, etwas Besseres zu geben, der Terminologie *Adelungs*, als der allgemein angenommenen, und hieran that sie Recht, denn sie wollte nicht die Sprache, sondern nur die Methode fördern. Aus demselben Gesichtspuncte mufs auch das Analysirbuch angesehen werden. Der gewandte Schulmann wird zwar das erste beste deutsche Buch zum Analysiren in die Hand nehmen können; allein es giebt unter den Schullehrern, vorzüglich unter den Elementarlehrern, viele, denen mit einer Anleitung, wie jedes Wort zu entwickeln sey, sehr gedient ist, und solchen wird dieses Analysirbuch willkommen seyn. Mancher Lehrer wird sich wundern, dafs ein einziges Wort sich aus so verschiedenen Gesichtspuncten betrachten läfst, und zu so verschiedenen Geistesoperationen Stoff geben kann. Die Vfn. hat die ganze Terminologie mit Zahlen bezeichnet, daher manches Wort mit Zahlen übersäet ist; der Lehrer aber ist hiedurch in den Stand gesetzt, jedes Wort auf die vielfachste Weise der Seele des Schülers vorzuführen. Ein vielbezeichnetes Wort möge die Sache anschaulich machen. *Zerrifs.* Darüber stehen die Zahlen: 6. 20. f. 21. i. 24. III. 68. 88. 93. 101. 103. 6 bedeutet, dafs das Wort ein Verbum sey; 20 ein Verbum compositum; f ein ächtes oder untrennbares; 21 ein V. transitivum; i das Activum; 24 ein V. personale; III die dritte Person; 68 Numerus Singularis; 88 das Imperfectum; 93 Modus Indicativus; 101 unregelmäfsige Conjugation; 103 zweyte Classe der un-

regelmäfsigen Conjugation. Man ſieht leicht, mit welcher Klarheit der Schüler nach einer ſolchen Analyſe jedes Wort, jede Form des Wortes ergreifen müſſe. Zum Schlufs noch ein paar einzelne Bemerkungen. *Adelung* zählt die Vocale *ä*, *ö* und *ü* zu den einfachen: die Vfn. tadelt dieſes, und fügt ſie den Diphthongen oder Monophthongen bey; aber ſie ſcheint hier mehr die Figur, als das Weſen dieſer Vocalzeichen ins Auge gefafst zu haben. Alle drey Vocale unterſcheiden ſich dadurch weſentlich von den Diphthongen oder Monophthongen, dafs ſie, wie die übrigen reinen Vocale, Schärfung zulaſſen, welches der Natur der Diphthongen widerſtrebt. Das *Wort* wird definirt durch *hörbares oder ſichtbares Zeichen einer Vorſtellung oder eines Begriffs*: dieſe Definition iſt zu weit, denn es giebt hör- und ſichtbare Zeichen für Vorſtellungen, die nicht *Wörter* ſind, dergleichen die Vfn. in der ſehr lichtvollen Einleitung zur Feſtſtellung des Begriffs ſelbſt mehrere aufgeführt hat. Es ſcheint, als dürfe der Begriff: *articulirter Laut*, oder, *durch die Sprachwerkzeuge hervorgebracht*, kurz, das *Genetiſche* nicht aus der Definition wegbleiben. Das *Schriftwort* wird als unmittelbares Zeichen der Vorſtellung aufgefafst; es iſt aber, ſtreng genommen, wie die ſcharfſinnige Vfn. in der Vorbereitung ſelbſt deutlich entwickelt, das Zeichen des *Mundwortes*, ſo wie das Mundwort das Zeichen der *Vorſtellung*, und die Vorſtellung ſelbſt das Zeichen des *Vorgeſtellten* iſt. Es fragt ſich daher, ob das Mundwort und das Schriftwort in eine und dieſelbe Definition zu faſſen, oder ob das Mundwort, als unmittelbares Zeichen der Vorſtellung, voran zu definiren, und das Schriftwort ſodann als Zeichen auf das Mundwort zu beziehen ſey. Dieſs letzte ſcheint uns das Beſſere, um ſo mehr, da das Schriftwort nicht blofs als ſichtbares, ſondern auch als *taſtbares* Zeichen in Betracht kommt. Dafs der Begriff des *Adverbs* ſo weit gefafst, und auch auf die Beſtimmung des Subſtantivs und Pronomen ausgedehnt worden iſt, fällt nicht der Vfn., ſondern *Adelungen*, deſſen Terminologie und Beſtimmung der Redetheile einmal befolgt werden ſollte, zur Laſt; indeſs hätten wir doch gewünſcht, die Vfn. wäre hierin ihren eigenen richtigeren Anſichten gefolgt, und hätte ſo manche *adelungiſchen* Adverbe bald den Subſtantiven, bald den Adjectiven zugewieſen. Doch die Vfn. wird ſagen, dafs der Zweck des ganzen Buchs die Methode ſey, dafs die Umänderung der einmal auf eine beſtimmte Weiſe von *Adelung* geformten Materie über ihren Zweck hinaus liege; und hiegegen läſst ſich mit Grunde nichts einwenden. Möge denn dieſes Elementarbuch von keinem Lehrer der Elementarclaſſen überſehen werden! Einmal gebraucht, wird es ſich ſelbſt in ſeinem Beſitze zu behaupten wiſſen, es dürfte lange dauern, ehe eine beſtimmtere, lichtvollere, populärere und mit mehr Umſicht und Einſicht geſchriebene Fundamentallehre dieſem von einem durch andere Schriften ſchon rühmlichſt bekannten Frauenzimmer verfaſsten Buche den Rang ablaufen wird.

ſt.

Berlin, b. Hayn: *Gemeinnütziges Wörterbuch zur Reinigung und Veredlung der Sprech- und Schreib-Art in Anſehung der Verdeutſchung fremder, des beſſeren Ausdrucks für fremde, der Aufnahme neuer und der Erklärung ſinnverwandter Wörter.* Ein Hülfsbuch für Geſchäftsführung und Umgang. Von *J. D. F. Rumpf*, expedirendem Secretär bey der berliniſchen Abgabedirection. 1811. 476 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Dieſes Buch iſt mit vielem Fleiſse ausgearbeitet und entſpricht völlig ſeinem Zwecke. Im ſynonymiſchen Theile iſt *Eberhard* benutzt. Gut wäre es geweſen, wenn der Vf. den fremden Ausdrücken die Ausſprache beygefügt hätte: denn wer dergleichen Erklärungen bedarf, bedarf auch die Bezeichnung der Ausſprache. Einige Anmerkungen wird der Vf. freundlich aufnehmen. *Abenteuerig* wird erklärt durch „*reich an Abenteuern*“; allein das Wort *Abenteuer* ſelbſt iſt gar nicht aufgenommen und erklärt worden. *Abenteuerlich* ſoll ſeyn „*einem Abenteuer ähnlich*“, und einen höheren Grad des Ungewöhnlichen, Ungereimten und Unglaublichen bezeichnen, als *ſeltſam*. Von dem Worte *ſeltſam* heifst es an ſeinem Orte, es ſcheine wegen ſeiner Abweichung von dem Gewöhnlichen nicht *recht* und *ſchön*. Beide Artikel zuſammengehalten, läge alſo in dem Begriffe *Abenteuerlich* ein höherer Grad der Abweichung von *recht* und *ſchön*. Wir glauben, dafs in dieſer Erklärung die rechte Schattirung des Begriffs verfehlt iſt. Wenn irgendwo, ſo ſcheinen bey der Synonymik die erläuternden Beyſpiele an ihrer Stelle zu ſeyn; der Vf. hat nur ſelten Beyſpiele beygefügt, und daher dürfte es gar vielen ſeiner Leſer ſchwer fallen, die Erklärungen, auch da, wo dieſelben richtig gegeben ſind, richtig aufzufaſſen. *Abergläubig* ſoll man von Menſchen, *abergläubiſch* von Sachen gebrauchen. Der Gebrauch ſtimmt nicht in dieſe Unterſcheidung ein, und er hat Recht. Gläubig iſt von dem Verbe *glauben*, *gläubiſch* von dem Subſtantive *Glaube* abgeleitet; nun giebt es kein Verbum *aberglauben*, folglich auch kein Adjectiv *abergläubig*. Dagegen ſagt man richtig *rechtgläubig* von *recht glauben*, und *ungläubig* als Gegentheil von *gläubig*, und dieſes abgeleitet von dem Verbe *glauben*. Bey *Abnahme* und *Verfall* hätte bemerkt werden ſollen, dafs erſteres nicht, wie letzteres, immer auf Verſchlimmerung hindeutet, ſondern im Allgemeinen den Begriff von Verminderung in ſich ſchlieſst. Dafs Verfall eine ſolche Verſchlimmerung ſey, bey welcher die Sache nicht wieder in den vorigen Stand geſetzt werden könne, iſt zu viel geſagt, ſo wie auf der anderen Seite die Erklärung, „*dafs die Sache nicht mehr die vorige ſey*,“ nichts ſagt, denn daſſelbe iſt auch bey der *Abnahme* der Fall. — *Auflage* und *Ausgabe* werden ſo unterſchieden, dafs das erſte auf die Anzahl der Exemplare, die auf einmal von einem Buche gedruckt werden, das zweyte auf den wiederholten Abdruck des Buchs bezogen wird. Schwerlich dürfte der Leſer nach dieſer Unterſcheidung beſtimmen können, wann er Auflage,

und wann er Ausgabe zu sagen habe. Das Hauptunterscheidungsmerkmal liegt wohl in dem Antheile, welchen Verleger und Vf. an dem wiederholten Abdrucke eines Buches haben: in wiefern blofs der erste dabey wirksam ist, ist der Abdruck eine Auflage; ist der letzte dabey thätig: so heifst der Abdruck eine neue Ausgabe. Wenn daher ein Buch ohne alle Veränderungen unter dem Titel einer neuen Ausgabe erscheint: so wird dieser Ausdruck mit Recht getadelt. — Das Wort „*Bedienter*" wird, wie gewöhnlich, auch von unserem Vf. als unrichtig getadelt. Das gute Wort ist unschuldig an dem Anstofse, den man an demselben nimmt. Die erste Bedeutung des Verbes *bedienen* ist, *Jemanden mit einem Dienste versehen*, also ein Bedienter ein mit einem Dienste Versehener, oder zum Dienen Verpflichteter; die Bedeutung des Dienens ist dem Verbe *bedienen* erst später geworden. Dieses ist ganz analog mit *leben*, beleben (lebendig machen), welches Compositum hinterher wieder die Bedeutung des Simplex angenommen hat, s. B. *ich habe schon Vieles belebt*. Rec. meint, die ächte Geburt dieses Wortes und die gegründeten Ansprüche desselben auf unbeschränktes Bürgerrecht, an einem anderen Orte, so deutlich gezeigt und mit Familienzeugnissen belegt zu haben, dafs er eines wiederholten Beweises hier überhoben seyn kann. Der Vf. schreibt *Belag, Belege*; und tadelt *Belag, Beläge*, mit dem Beysatze, die so schreiben, schienen nicht zu wissen, dafs dieser Ausdruck vom Grundworte *legen* herkomme. Dieser Grund ist ganz ohne Grund. Der Vf. dachte gewifs nicht an *Verlag, Auslage, Anlage*, und überhaupt an so viele andere Substantive, welche vom Imperfecte gebildet sind, als: Betrieb, Verstand u. s. w.

Was die Aufnahme der rein-deutschen Wörter betrifft, bey denen keine Synonymität in Betracht gezogen wird: so hält es schwer, jedesmal den Grund der Aufnahme oder des Auslassens anzugeben. Wer sucht in einem solchen Werke das Wort *abreichen*? und was wird davon gesagt? Weiter nichts, als: *es hat eine Höhe, die ich kaum abreichen kann; auch so viel als abgeben*. Mit gleichem Rechte hätten alle deutschen Wörter aus *Adelung* und *Campe* aufgenommen werden mögen. *Ablangen, ablügen, beeidigen, bestrissigen*, und sehr viele solche Artikel, bey welchen nichts über Construction, Synonymität u. s. w. bemerkt worden ist, hätten füglich wegbleiben können. Auch vermifst man oft da, wo etwas über Construction gesagt wird, Vollständigkeit. Bey dem Worte *bemengen* wird bemerkt, dafs es zurückkehrend sey, also mit *sich* construirt werde; wem dies noch gesagt werden mufs, dem möchte auch wohl gesagt werden müssen, mit welcher Präposition das Verbum zu verbinden sey. Überhaupt ist durchgeführte Consequenz die Klippe, an welcher Bücher dieser Art am leichtesten scheitern. — Manches Wort hat der Vf. nicht richtig gewürdigt. So erklärt er das Wort *Befund* für provinciell, und substituirt das Subst. *Befinden*. Der Leser wird dadurch verleitet, mit Beseitigung des ersten Worts, überall das zweyte zu gebrauchen. Es hätte hiebey bemerkt werden sollen, dafs beide Substantive in ihrer Bedeutung verschieden seyen, und dafs *Befund*, analog gebildet mit *Fund* (ich habe einen guten Fund gethan), nie durch *Befinden* verdrängt werden dürfe. st.

Quedlinburg, b. Ernst: *Neues Wörterbuch zur Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch häufig in verschiedenen Schriften, in der Umgangssprache und in Zeitungen vorkommen.* Für gebildete Leser aller Stände, die sich nicht eigentlich den höheren Studien gewidmet haben. Von *W. Jul. Wiedemann*, D. und Rector der Stadtschule zu Neuhaldensleben. Erster Theil. A—M. 1811. 384 S. 8. (20 gr.)

Wir haben den etwas langen Titel dieses Buchs vollständig angegeben, weil es bey Büchern dieser Art gar sehr darauf ankömmt, zu wissen, für welche Classe von Lesern sie geschrieben sind. Seit einigen Decennien sind viele solche Erklärungsbücher erschienen, die alle ihren Werth, aber auch alle ihre grofsen Mängel haben. Das erste Erforderniss derselben ist Vollständigkeit im Äufseren; das zweyte Gleichheit im Inneren. Wie schwer es hält, dem ersten Erfordernisse zu entsprechen, liegt am Tage, und daher wird es der Beurtheiler in dieser Hinsicht selten sehr genau nehmen dürfen. Leicht würde es aber seyn, mit *Roth* und Anderen in der Hand, eine Menge Wörter aufzuführen, die diesem Buche fehlen, ohne für die Aufnahme weniger geeignet zu seyn; und dieses verdient Tadel, denn jedes neue Buch sollte wenigstens nicht hinter dem alten zurückbleiben. Wer einmal ein solches Buch nöthig hat, wünscht mit Recht über alles Fremde, das sich in deutsche Bücher eingedrängt hat, Auskunft zu erhalten; das Halbe taugt hier so wenig, als in anderen Büchern. Was die innere Gleichheit betrifft: so theilen wir die Artikel *Apollo* und *Diana* mit, die, gleiches Wesens, auf gleiche Behandlung Anspruch machen durften. „*Apoll* (Myth.), Gott der Sonne, der Musik, der Künste und der Wissenschaften, der Schönheit." *Diana* (Myth.), unter mehreren Dianen, welche eine Tochter des Jupiters und Latona, und die Zwillingsschwester des Apollo ist. Sie ist die Göttin des Mondes, welche bey den Ägyptiern Isis hiefs. Ferner wird sie als die Göttin der Jagd verehrt, und als solche führt sie vorzüglich den Namen Diana, da sie, wenn sie den Mond vorstellt, eigentlicher Lucina heifst. Man stellt sie gewöhnlich mit einem Köcher und mit einem Hunde vor. Sie blieb immer eine keusche Jungfrau. Oft nennt man noch jetzt ein männlich handelndes und die Jagd liebendes Mädchen eine Diana. Es fehlt ihr weiter nichts, als der Köcher und die eigenen Hunde, hört' ich letzthin über ein lebhaftes und mit auf die Jagd reitendes Mädchen sagen, um eine völlige Diana zu seyn. Dianenbaum (in der Chemie) in einem Glase aufgelöf'tes Silber, dessen Theile sich zu einer Figur bilden, die einem Baume ähnelt. Der Dianentempel zu Ephesus wurde unter die sieben Wunderwerke der Welt gerech-

net.“ Diese beiden Artikel sprechen deutlich genug. Wir sagen aber nicht zu viel, wenn wir diesen Fehler der Ungleichheit den meisten Artikeln zur Last legen. Mitunter darf man es auch mit des Vfs. Erklärungen nicht genau nehmen. So heißt es bey dem Worte *Atmosphäre:* „Die atmosphärische Luft ist die, welche uns umgiebt, wenn wir auf der Erde im Freyen herumgehen, die gemeine Luft genannt.“ Also wäre die atmosphärische Luft nur im Freyen, nicht auch in Häusern! Bey dem folgenden Artikel *Atom:* „(gr. τεμνω, ich schneide, und das *a privativum*, was dem Worte die entgegengesetzte Bedeutung giebt, oder ihm die erste raubt).“ Diese Erläuterung wird der Leser, für welchen das Buch geschrieben ist, nicht verstehen, und diejenigen, welche dieselbe verstehen, werden schwerlich nach einem solchen Buche greifen. Wollte aber der Vf. einmal in die Etymologie eingehen: so begreifen wir nicht, warum er sich nicht gleich blieb. Bey dem vorhergehenden Worte *Atmosphäre* heißt es bloß: ursprünglich griechisch; verdiente denn dieses Wort nicht eben so gut, wie Atom, etymologisch angegeben zu werden? Bey französischen Wörtern theilt der Vf. oft die Worte des *Dictionnaire de l'Académie* als Erklärung mit; aber bedachte denn der Vf. nicht, daß Jeder, welcher diese Erklärungen versteht, über sein Buch hinaus ist? Noch müssen wir tadeln, daß bey den fremden Wörtern willkührlich bald die Aussprache bemerkt, bald unbemerkt geblieben ist. So fehlt die Bezeichnung der Aussprache bey *Atours*, *Attaquiren*, *chimärisch* u. s. w. Auch weiß man oft nicht, warum der Vf. seinen Erklärungen oder Übersetzungen dieses und jenes hinzugefügt hat, z. B. „*Dictionarium* (lateinisch und französisch *dictionnaire*), Wörterbuch. Die meisten Dictionarien oder Dictionäre (schon falsch geschrieben) in der französischen Sprache haben den Fehler, daß sie den Unterschied der einzelnen Wörter nicht sorgfältig genug anzeigen.“ Was soll dieser Beysatz? Dergleichen nichts sagende Beysätze nehmen leicht ein Drittheil des Buchs ein.

Wir glauben sonach dem Vf. nicht zu nahe zu treten, wenn wir ihm den Rath geben, falls die erste Auflage vergriffen werden sollte, nicht eine zweyte Auflage, sondern eine ganz neue Ausgabe, durchaus verändert und verbessert, zu veranstalten.

ft.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften, *Dresden* u. *Leipzig*, b. d. Verfasser: *Anweisung für die Jugend zur richtigen Aussprache und Rechtschreibung im Deutschen*, zweyte verbesserte und vermehrte Auflage, von *Christian Gottlob Rosberg*, königl. sächs. Geheimen Registrator. 1810. 341 S. gr. 8. (20 gr.) Auch unter dem Titel: *Systematische Anweisung zum Schön- und Geschwind-Schreiben, und zur Prüfung deutscher Hand- und Druck-Schriften*, nach mathematischen Grundsätzen aus einander gesetzt. Dritter und letzter Theil. — Die erste Auflage dieses Buchs ist im J. 1774 herausgekommen, und ist, wie der schnelle Absatz derselben zeigt, mit Beyfall aufgenommen worden. Das Buch selbst ist aber wohl nicht eigentlich für die Jugend; es verlangte, wenn es beym Unterricht gebraucht werden sollte, einen denkenden und prüfenden Lehrer. Denn bey einer Menge trefflicher Bemerkungen und Ansichten, welche zum Theil ein tiefes Studium der Sprache verrathen, findet man in demselben auch manches Sonderbare, Zweifelhafte, vielleicht auch Falsches. Auch hat die Rechtschreibung des Vfs. selbst Eigenthümlichkeiten, welche die Jugend nicht als Sprachgesetze kennen lernen darf. So schreibt der Vf. z. B. *Sylbe*, *mannche*, *Schäpfer* für Schöpfer u. s. w., wobey er überhaupt der Ableitung viel zu viel nachgiebt. Überall erkennt man aber den Fleiß, der auf die Ausarbeitung verwendet worden, an dem Reichthum der Beyspiele und der ganzen Behandlung der Materien. Der Stil ist nicht immer der beste, z. B. das Kanzleywort *Dero* wird sehr häufig in der Courtoisie statt *Ihr*, *Ihre* und anderer Fürwörter gebraucht, wenn man nämlich eine hohe und vornehme Person zum Gegenstande hat. Die grammatischen Kunstwörter haben auch bisweilen eine seltsame Gestalt angenommen, z. B. das Wort *untersiehen* wird als ein Reciprok gebraucht. — Bey allen den angezeigten Mängeln ist das Buch doch von größerem Werthe, als viele andere dieser Art.

— pr —

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Kleine Schauspiele. Zu belehrender Unterhaltung der Jugend*, von *Amadeus Ziehnert*. Erstes Bändchen. 1812. 226 S. 8. (12 gr.) Weil dem Vf., der als Hülfs- und Privat-Lehrer öfter Gelegenheit hatte, die Geburtstage (der Vf. schreibt Geburttage) von Altern und verdienten Schulmännern von Kindern feyern zu lassen, die gewöhnliche *Glückwünschungsmethode* zu kalt und wirkungslos war: so wandelte er sie erst in Dialoge, dann in kleine dramatisirte Scenen, und endlich in Schauspiele um, mit welchen er, wie ihm der Erfolg sehr angenehm bestätigte, seine Absichten (welche?) erreichte. „Um nun, fährt er fort, auch in dieser Bildungsweise (st. Bildungsweise) mein Körnchen zur allgemeinen Saat beyzutragen, fügte ich diesen Festscenen noch einige bey, und übergeb sie der Jugend zu einer unterhaltenden Belehrung, und den Lehrern als Materialien zu Unterredungen über Sittlichkeit und Seelenlehre.“ Was der Vf. auch mit seinen Schauspielen erreicht haben mag, den ungeheuchelten Beyfall wahrhaft gebildeter Menschen kann er schwerlich erreicht haben. Sie sind höchst mittelmäßig, in Plan und Ausführung, und verrathen bey aller Gutmüthigkeit viel Armuth des Geistes, und sogar Mangel an der nöthigen Kenntniß der Sprache. Nur von drey Seiten hiezu die Belege. S. 6: „Das Maß des Glücks und Unglücks ist das Verhältniß.“ Ebendas.: „wie ging das zu, erzähl' sie mirs, ich vergiesse (d. h. vergesse) darüber desto eher meine Levkoien.“ Ebendas.: „Es war an *einen* schönen Sommermorgen.“ S. 7: „Wir erreichten es endlich *unter den fürchterlichsten Blitzen und Donner*.“ Ebendas.: „Unsere Furcht, nirgends sicher zu seyn, ließ uns aus einem Dickicht *in andern* irren.“ S. 8: „Bald werde ich Daniela mehr glauben, als Ferdinanden, daß die Gewitter Strafen Gottes *sein*.“ Ebendas.: „Er kommt gewiß aus dem unteren Walde, und die *Hintergartenthüre (?)* ist noch zu.“ — Am wenigsten in seiner Sphäre befindet sich der Vf., wenn er Verse macht, z. B.

Die Zeit *entknospet sich*, und schüttelt Blüthen,
Die kaum eröffnet, wieder in den Staub.

Sehr richtig und treffend fragt auf diese Anrede Betty, und Rec. mit derselben:

Wie kommst du, Lieber, denn auf das schwere
Und deutungdunkle Wort vom Fing der Zeit?

Cl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 OCTOBER, 1812.

JUGENDSCHRIFTEN.

Berlin, in den Schul-Anstalten des Vfs. und in Commission in den Buchh. d. hall. Waisenhauses:

1) מודע ליולדי בני ישראל או ספר לדעת בו חכמה ומוסר והוא ראשית הלמוד בלשון עברי אשכנזית וצרפית לתועלת בני ישראל ומוריהם . . . . . מאת משה בן־ צבי באק . . . ברלין התקעב.

16 und 282 S. gr. 8.

2) *Israelitischer Kindesfreund oder Handbuch der gemeinnützigsten wissenschaftlichen Kenntnisse.* Ein Elementarwerk in hebräischer, deutscher und französischer Sprache, für den Schul- und Privat-Unterricht der israelitischen Jugend; nebst einer Einleitung über die Methode des Unterrichts bey dem Gebrauche dieses Elementarwerks. Von *M.* [*oses*] *H.* [*irsch*] *Bock* u. s. w. 1811. XVI u. 232 S.

3) *l'Ami des enfans d'Israël, ou Manuel des sciences les plus nécessaires.* Livre élémentaire hébreu, allemand et françois etc. par *M. H. Bock.* XVI u. 256 S.

(Pränumerationspreis aller 3 Theile 2 Rthlr. 16 gr. klingend Courant, Ladenpreis beym Vf. 3 Rthlr. 8 gr., in den Buchhandlungen 4 Rthlr.)

Hr. *Bock*, Vorsteher zweyer Schulen für Söhne und Töchter, wie auch einer Erziehungs- und Pensions-Anstalt für Söhne gebildeter israelitischer [jüdischer] Familien zu Berlin, hatte die rühmliche Absicht, in diesem dreyfachen Elementarwerk Alles das zusammenzufassen, was für die jüngeren Israeliten unentbehrlich ist. Für diese giebt es aber, wie er in der Vorrede gut bemerkt, ausser den allgemeinen Kenntnissen, worin kein Mitglied der menschlichen Gesellschaft unter civilisirten Nationen unbewandert seyn darf, noch viele besondere Gegenstände des Unterrichts, welche, wenn sie zweckmäfsig gelehrt werden sollen, nicht vermittelst eines fremden Vortrags, oder eines, nach einer ganz verschiedenen Lehrart verfertigten Buches der Jugend eingeprägt werden dürfen, sondern dem eingeführten Lehrcursus eingewebet, und von den ersten Eindrücken des Unterrichts nicht getrennt werden müssen. Deswegen wollte er der Jugend, den Ältern und den Lehrern ein Lehrbuch in die Hände geben, welches jedes andere fürs erste entbehrlich machte, und zugleich den Nutzen gewährte, die Jugend nach einer einzigen und sich gleich bleibenden Verfahrungsart zu unterrichten. Diese seine Hauptabsicht hat der Vf. immer im Gesichte behalten, und in der dreyfachen Schrift, die er als einen vollständigen *ersten Lehrcursus* angesehen haben will, befolgt, wie diefs unsere Leser aus dem Folgenden abnehmen werden, wo wir den wesentlichen Inhalt aus dem hebräischen, deutschen und französischen Exemplar zusammenstellen, damit er mit *einem* Blicke übersehen werden könne. — Die auf dem Titel erwähnte *Einleitung über die Methode* u. s. w. kann israelitischen Lehrern sehr brauchbar seyn. — Auf dieselbe folgen *die ersten Elemente*, d. i. im hebr. Exemplare das Alphabet, und im deutschen und französischen die Zahlzeichen, arabische sowohl als römische, und alsdann die Buchstaben. In den Alphabeten erscheinen die einfacheren Züge zuerst (im Hebr. טו u. s. w., im Deutschen *i. t. j* u. s. w. im Franz. *i. l. t.* u. s. w.) Darauf kommen Sylben und Wörter, im hebr. Theile in 72, im deutschen in 80, und im franz. in 92 Lectionen. Das Werk selbst besteht in jedem der 3 Exempl. aus 5 Abtheilungen.

I *Abtheilung. Übungen im Buchstabiren* — oder 1) *Sätze zu den obigen Lectionen.* 2) *Moralisches A, B, C* — in Sprüchen aus dem Talmud und anderen (heiligen) Büchern. Z. B. No. 24. „Misbrauche nicht den guten Ruf; sonst verlierst du ihn. Vermehre deine Kenntnisse; sonst vermiderst du sie.“ In No. 47 ist עלוקה wohl nicht gut durch *Ygel, hérisson*, erklärt. — 3) *Moralisches A, B, C* — in Sprüchwörtern aus dem gemeinen Leben. — Sie entsprechen, wie natürlich, sich in den drey Sprachen nicht immer genugsam. Z. E. das hebr. חקים ושקמים שובים שם יהוה גם כמדבר הנורא wird durch das Franz.: „*Le Huron a aussi sa sagesse*“ gut dargestellt; weniger durch das Deutsche: „Yamswurzeln ernähren auch Menschen.“ — 4) *Übungen im Deutschen, mit lateinischer Schrift zu lesen.* — Sie sind zum Theil auch hebr. und franz., doch nicht immer genau übersetzt. — Wo im Deutschen S. 52 *Schierlingswurzel*, und hernach *Ratzenpulver* steht, liest man im Franz. S. 66 und 67 *champignons* und *arsénic*, und im Hebr. S. 68 und 69 רעל, welches Wort Zach. 12, 2 vorkommt, und wie תרעלה, arab. ترعلة, etwas *Betäubendes, Dummmachendes* bedeuten kann.

II *Abtheilung. Vorläufige Kenntnisse zum Lesen und Leseübungen.* 1) *Interpunctions- und andere Zeichen; Abkürzungen; gleichlautende Wörter.* 2) *Erzählungen* (neun) *aus dem Talmud.* Wir geben eine (No. 2) zur Probe: „Als die Israeliten

durchs rothe Meer gegangen, und ihre Verfolger darin umgekommen waren, wollten die Engel Jubellieder anstimmen. Aber Gott sprach: Meine Geschöpfe versinken in der reifsenden Fluth; könnt ihr frohlocken?" — Die 9 Erzählung, *die Wege der Vorsehung* überschrieben, ist in beiden Übersetzungen, und am meisten in der französischen, über Gebühr und Mafs gedehnt worden. Wir wissen wohl, dafs dem, der aus dem Talmud übersetzt, eine viel gröfsere Freyheit im Umschreiben, als irgend einem anderen Übersetzer, zuzugestehen sey — das bringt die äufserst concise Schreibart jener Sammlung mit sich —: allein es wird dabey eine sehr grofse Vorsicht erfodert, und es darf dem Gemaristen nichts in die Feder gelegt werden, wogegen er protestiren könnte. Daran ist hier nicht immer gedacht worden. — Die vier hebr. Worte: *vaijabho ad ir ketzuna*, *er* (Rabbi Akiba) *näherte sich einem Städtchen* — lauten franz. also: „*Le front serein, il continua sa course, et qui pourra peindre son transport, lorsque tout d'un coup il vit resplendir de loin la pointe d'un clocher? La joie lui donne des ailes, et il se hâta de gagner la petite ville.*" Aber wie und wo konnte Akiba, ein Zeitgenofs des Kaisers Adrian, um das J. Chr. 130, einen *Glockenthurm* (*clocher*) sehen? Ein *Glockenthurm*, folglich auch *Glocken* schon im ersten Drittel des 2ten Jahrhunderts — traun, ein neuer ganz unerwarteter Fund für die kirchlichen Alterthümer! Nur im Original ist auch nicht die geringste Spur davon zu finden *). — 3) *Funf Fabeln von Barachja Ben Natronai Hannakdan*, der am Ende des 13 Jahrhunderts [oder nach *Wolfs biblioth. hebr.* 100 Jahre später] gelebt hat — mitgetheilt von Hn. *Friedländer*. Der besondere Reiz, den diese Fabeln für die Juden haben, und der darin besteht, dafs Verse und Sentenzen aus dem A. Testament künstlich in den Vortrag verwebt werden, und durch den Zusammenhang oft eine ganz andere Bedeutung, als sie ursprünglich hatten, bekommen, geht in den meisten Übersetzungen verloren.

III *Abtheilung. Kenntnifs* 1) *der Erde*, 2) *ihrer Bewohner*, 3) *ihrer Producte und* 4) *des Nutzens derselben*, 5) *des Menschen und* 6) *seiner Verhältnisse*, 7) *der Zahlen*, 8) *der Münzen, Mafse und Gewichte, auch* 9) *der Zeit und ihrer Eintheilung*. — Von allen diesen Gegenständen des jugendlichen Unterrichts ist das Nöthigste kurz und falslich vorgetragen. Wir können nur über die beiden ersten Rubriken etwas erinnern. In No. 1, dem Auszuge aus der Geographie, S. 82 des deutschen Theils, hätten unter den rheinischen Bundesstaaten, wenn gleich die kleineren Fürstenthümer und Herrschaften ausgelafsen werden konnten, weder das *Grofsherzogthum Berg*, noch die *Herzogthümer Sachsen und Anhalt* wegbleiben sollen. *Gilead*, als eine Stadt in Palästina, S. 88. wird sich schwerlich nachweisen lassen. Eben daselbst hätte wohl unter den Hauptstädten von *Japan* eher *Jedo* als *Niphon* angeführt zu werden verdient. — In No. 2 oder der kurzen Geschichte der Menschen ist Mehreres so ausgedrückt, dafs entweder der Anfänger dadurch irre geleitet, oder der Kenner zum Tadeln bewogen werden könnte. Dahin gehört z. B. S. 91 der d. Ausg: „Die ersten, die ein Volk bildeten, waren die *Ebräer*. Gleich nach ihnen sind die Ägyptier bekannt worden." — „Die älteren bekannten Völker nach diesen waren die *Chaldäer*." (Diese sind hier mit den *Babyloniern* verwechselt.) S. 92. „*Das Reich* der Griechen." (Im Hebräischen ists besser אֶרֶץ יָוָן.) S. 93. „Die Römer — hatten erst Könige, dann Consuln" — (ganz richtig; aber im Hebr. steht es so: רומיים בראשית ממלכתם המיטו עליהם מלך כמשהו בם ואחריהם השימו יועץ אחד הנקרא קאנזול למשול בם, d. i. „Die Römer setzten anfänglich einen König über sich; hernach bestellten sie *einen* Beamten, der Consul hiefs, um sie zu regieren.") S. 94. „In diese Epoche [Période] fällt der Anfang der jetzigen Zeitrechnung der Christen." Im Hebr. steht: בימיהם והחלו הניצרים לעשות את הקיסת שניהם, welches heifsen kann: „Damals [unter dem Kaiser August] fingen die Christen ihre Zeitrechnung an." Wenn man für das erste Wort מימים setzte: so wäre einem möglichen Irrthume vorgebeugt. — Aus dem, was man eben daselbst liest, könnte der Lehrling schliefsen, dafs *Attila* mit seinen *Hunnen* noch vor den *Gothen* das römische Reich angegriffen hätte. — S. 95. „Die Araber drangen siegreich bis nach Spanien vor, wohin sie Künste und Wissenschaften brachten, und wo sie Akademieen errichteten." (Als die Araber in Spanien eindrangen, um 711: wufsten sie wohl von Gelehrsamkeit noch weniger, als die Gothen, die sie besiegten.) S. 95. „Das Postwesen wurde in ganz Europa eingeführt." (Im Hebr. ist nur von עגלות, *Postwagen*, die Rede; das Deutsche entspricht also nicht ganz dem Hebräischen, und dieses nicht der Geschichte.) Die 8 Rubrik: *Kenntnifs der Münzen* u. s. w., ist im Hebr. aus dem guten Grunde ausgelafsen, weil sich das Meiste davon nicht wohl in jener alten Sprache ausdrücken lasse: aber eben dieser Grund hätte auch an vielen anderen Stellen gelten sollen, da für so Manches, was man jetzt deutsch oder französisch auszudrücken hat, keine hebräischen völlig erschöpfenden Wörter oder Ausdrücke vorhanden sind. Will man so etwas doch hebräisch sagen: so entsteht ein äufserst gezwungener, buntscheckiger und langweiliger Jargon. Man vergleiche S. 104 des deutschen Theils mit S. 126 f. des hebräischen. Dort steht: „Der Thon wird — zu Tabakspfeifen gebrannt", und hier: „*Mehachemar jaasu — kelim ketaunim hanhikraim tabakspfeifen* (מאבאקספייפען) *lisch-of mehem hattabak*", das

*) Die obige Erinnerung durften wir desto weniger zurückbehalten, weil Hr. B., wie es scheint, den *Talmud* für den 2 und 3 Lehrcursus zu benutzen Willens ist, s. den deutschen Theil S. 148 und den franz. S. 167; wobey es uns befremdet, dafs er eben daselbst im deutschen und S. 168 im franz. sagt, *die Mischna werde in* 6, *und der Talmud in* 60 *Bücher eingetheilt*. Doch wir müssen hier davon abbrechen, und erwarten die Bearbeitung des Talmuds zwar begierigst, aber auch mit einiger Besorgnifs. Kenner werden uns — ohne Weiteres — schon verstehen.

ist: Aus dem Thone verfertigt man kleine Geräthe, die man Tabakspfeifen nennt, woraus man Tabak schlürft oder einsaugt.

IV *Abtheilung. Einleitung in die Religion.* Darin gehört 1) *erster Unterricht in der israelitischen Religion*, und zwar a) *die Glaubenslehre*, worin von Gott, seinen Eigenschaften, der Schöpfung, der Geschichte der ersten Menschen, und den ersten geschriebenen Gesetzen, d. i. den 10 Geboten, gehandelt wird. (Diese werden im Hebr. anders, als im Deutschen und Franz. gezählt, indem in den letzteren das erste Gebot in *zwey* zerlegt, in dem ersten aber als *eins* angesehen wird.) b) *Die Moral der Religion*, oder die Lehre von den Pflichten gegen Gott, uns selbst und den Nächsten. (Die Pflichten gegen die Obrigkeiten, höhere und niedere, werden besonders herausgehoben, und bey der Gelegenheit zwey Gebete für den König oder Landesfürsten, ein altes und eins, das in neuester Zeit im Königreich Westphalen und anderswo gebraucht wird, eingerückt. „Die Pflichten der Nächstenliebe ist der Israelit *allen* Menschen schuldig, mit welchen er in irgend einem Verhältnisse stehet, von welcher Nation sie auch seyn, und zu welcher Religion sie sich bekennen mögen. Haben wir nicht alle *Einen* Vater? Hat uns nicht Ein Gott geschaffen? Maleachi 2, 10." So wie man aus diesem Beyspiele siehet, ist Alles in der Glaubens- und Sitten-Lehre mit Beweisstellen aus dem alten Test., zuweilen auch aus dem Talmud belegt. Die Stellen aus den Psalmen sind im Deutschen aus Mos. Mendelssohn genommen; im Französischen sind sie metrisch und in Reimen, sehr gut, ausgedrückt: vielleicht aus dem Gesangbuche der reformirten Gemeinde zu Berlin.) 2 u. 3) *Übersicht der Bücher des alten Test. und ihr summarischer Inhalt.* (Zuweilen fehlt es an Bibelfestigkeit. Z. B. S. 185 des deutschen Theils wird gesagt: Samaria sey die Hauptstadt des Reichs Israel gewesen, — da doch von den 19 isr. Königen die 5 ersten nicht allda residirt haben, und erst der 6te, Omri, es erbaut hat. Aus etwas, was eben daselbst erzählt wird, muss der junge Leser schliessen, der König von Assyrien, der das Reich Israel zerstört hat, sey eben der gewesen, gegen welchen Hiskias geschützt wurde; da doch jener Salmanasser, und dieser dessen Sohn Sanherib war. Das Hebräische S. 207 lässt sich zur Noth vertheidigen.) 4) *Morgen- und Abend-Gebete, Gebete für den Sabbath und andere Festtage*, die grösstentheils von Esra und den ihm zugeordneten Gesetzlehrern (der *Synagoga magna*) verfasst seyn sollen. (Im Deutschen nach Friedländers Übersetzung. Berlin 1785.) — Das erste davon ist das jüdische Glaubensbekenntniss von 13 Artikeln. Der 12te Artikel heisst bekanntlich im Hebr.: „Er wird am Ende der Tage unsern Messias — משיחנו — senden, um die zu befreyen, die auf seine Hülfe harren." Im Deutschen hingegen: „Er wird uns *Erlöser* [im Pluralis NB.] senden, zum Zeitpunct, der ihm allein bekannt, diejenigen zu erlösen, die seinem Heile [entgegen] harren." Im Franz. werden auch *des libérateurs* genannt.

V *Abtheilung. Poesieen.* Der franz. und deutsche Theil enthält *Gelegenheitsgedichte für die Jugend, poetische Denksprüche fur Stammbücher* und *Räthsel nebst deren Auflösungen.* Meistens gut gewählte, bekannte Stücke.

Im Hebr. findet man 1) *Moses Mendelssohns deutsches Danklied* der berliner Judenschaft auf die Entbindung der Prinzessin von Preussen von einer Tochter 1767, mit der hebr. Übersetzung von *R. Joseph Halt rn.* 2) *R. Hartwig Wessely's Mosejde.* Die 15 ersten Stanzen des ersten Gesangs. Hebräisch und deutsch. (Wir haben die 1805 zu Jena gedruckte Übersetzung nicht zur Hand, um sie damit zu vergleichen.) 3) *R. David Friedländers* hebr. Bearbeitung von *Gesners* Amyntas mit dem Originale darunter. Die Idylle hat ein altisraelitisches Colorit bekommen, welches ihr gar nicht übel ansteht. Von *Friedl.* sind auch Grabschriften in beiden Sprachen gegeben. Die kürzeste lautet deutsch also: „Theure Seele! nur einmal hast du die Ältern und den Gatten betrübt, als du die Welt so früh verliessest." 4) Vier aus dem Deutschen übersetzte Stücke von *R. Jos. von Haltern*, aus *Gellert* und Anderen. 5) Acht Lieder, meistens aus *Hölty* übersetzt von *Nathan Ries Hallevi.* Eins davon, eine Nachahmung des englischen Volksliedes: *God save the King*, wovon der deutsche Text vor etlichen Jahren zu Berlin in einem öffentlichen Blatte erschienen war, müssen wir für Dilettanten der hebr. Literatur — des Ungewöhnlichen wegen — hier aufbehalten.

„Den König segne, Gott!	חַמֶּלֶךְ בָּרֵךְ אֵל:
Ihn uns erhalte, Gott!	בַּחֲמֶלֶךְ שָׁמוֹר אֵל:
Erhalt' ihn, Gott!	שַׁחֲרֵהוּ אֵל:
Lang soll sein Reich bestehn,	מַלְכוּתוֹ תִּכּוֹן עַד:
In Ruhm und Wohlergehn	לְתִתְלָה תַּעְמֹד עַד:
Solls noch der Enkel sehn;	רוֹר אַחֲרוֹן וְעוֹד לֹא רַד;
Erhalt' ihn, Gott!	שַׁחֲרֵהוּ אֵל::
Auf dich, Gott, wir vertraun,	עָלֶיךָ נִבְטַח אֵל:
Lass deine Kraft uns schaun,	הַרְאֵנוּ עֻזְּךָ אֵל:
Sey unser Wall!	סֻלְעֵנוּ הֱיֵה:
Beschirm des Königs Macht,	בִּנְצָרְתוֹ מְנִי עַד:
Wie du ihn stets bewacht,	נְצָרֵהוּ חִילוֹ לָעַד:
Und segne gnadenvoll	וּבָרֵךְ עַם לֹא מָעַט:
Durch ihn uns all!	בְּגָלְלוֹ עֲשֵׂה::
Der Tugend himmlisch Bild,	דִּכְיוֹ עֶצֶם שְׁחֵי אֵל:
In jeden Reiz gehüllt,	לְטַהֵר שָׁם נִמִּין אֵל:
Strahlt neben ihm!	שִׁגֵּל לִימִינוֹ:
Und so ruft Mund und Herz	עַל כֵּן נִקְרָא לָעַד:
Mit Inbrunst himmelwärts:	אֵל מוֹל פְּנֵי שְׁכֵן עַד:
König und Königin	שְׁמֹר נָא וּסְגֹר בְּעַד:
Erhalt' uns Gott!"	מֶלֶךְ וּמַלְכָּה::

Der Ton des Englischen ist gut gehalten. — 6) Fünf Lieder aus dem Deutschen übersetzt von *R. Juda Löw Krakau.* Eine schätzbare Beylage zu dieser letzten Abtheilung sind die Nachrichten von dem Le-

ben dieſer berühmten 6 Juden, die vor ihren Arbeiten einzeln vorgeſetzt ſind. Der hebräiſche Theil wird durch eine kurze, deutliche und zweckmäſsige Anweiſung zum Leſen und Schreiben des Jüdiſch-deutſchen, und einige hebräiſche und deutſche gute Gebete beſchloſſen.

Gegen den deutſchen und franzöſiſchen Stil läſst ſich nicht viel erinnern; aber im Hebräiſchen werden die grammatikaliſchen Regeln manchmal, vornehmlich die, welche ſich auf die Punctation beziehen, nicht befolgt. — Der grobe hebr. Druck empfiehlt ſich dem Auge wenig, beſonders auch deſswegen, weil die Zeilen näher zuſammengerückt ſind, als es die Gröſse der Typen verſtattete. Dem Gimel im kleineren Drucke fehlt oft die untere Spitze, ſo daſs man es leicht mit dem Nun verwechſeln kann. Die deutſchen und lateiniſchen Schriftzüge ſind ſchön.

Der Pränumerationspreis — 1 Gr. und etliche Pfennige für den Bogen — iſt niedrig genug, auch der Ladenpreis iſt, nach den jetzigen Zeitumſtänden, nicht zu hoch angeſetzt. — Man möchte dem Buche auſser den zahlreichen Pränumeranten noch ſehr viele Käufer wünſchen, denn es könnte gewiſs mehr als alle ſeiner Art, die uns bekannt ſind, dazu beytragen, um eine Nation, die unter uns lebt, und uns dennoch in mancher Hinſicht fremd iſt, allmählich zu europäiſiren. ϧ

HALLE, b. Gebauer: *Lectüre für Kinder.* 1809. VIII u. 252 S. 8. (12 gr.)

Für welche Kinder der Herausgeber dieſs Leſebuch beſtimmte, hat er weder auf dem Titel, noch mit klaren Worten in der Vorrede angegeben. Zufolge dieſer war er bemüht, Lehre mit Unterhaltung zu verbinden, nichts aufzunehmen, als was nützlich werden kann, und mit Rückſicht auf Kinder von verſchiedenen Fähigkeiten zu ſammeln. Da jedoch die Bedürfniſſe der Kinder nicht nur nach den Fähigkeiten, ſondern auch beſonders nach Alter und Geſchlecht ſo verſchieden ſind: ſo würde eine nähere Angabe des Zwecks den Ältern bey der täglich mehr überhand nehmenden Menge und Mannichfaltigkeit der Kinderſchriften, wodurch ſie ſich oft nicht wenig in Verlegenheit geſetzt ſehen, die Wahl gar ſehr erleichtert haben; ja dieſe genauere Bezeichnung war bey dem gegenwärtigen Leſebuche, welches ſchon Kinder von reiferen Jahren vorausſetzt, um ſo nöthiger, da, nach des Herausg. eigenem Ausdruck, *unverſtändliche* Sachen den Kindern weit ſchädlicher ſind, als gänzlicher Mangel an Lectüre. Die Aufſätze ſind theils eigene, theils fremde, und dieſe theils unverändert beybehalten, theils abgekürzt oder umgearbeitet. Bey der Wahl derſelben hat der Herausg. ſeinen Zweck nur ſelten aus dem Auge verloren; indeſs fürchten wir, daſs er der Lehre zu häufig die Unterhaltung aufgeopfert habe, und durch das Beſtreben, überall nur das Nützliche auszuheben, den Kindern oft zu ernſt und fremd geworden ſey. Das Buch zerfällt in 4 Abſchnitte: I. *Lieder für chriſtliche Kinder.* Schon bey Kindern muſs der Sinn für Religion und religiöſe Gegenſtände geweckt und genährt werde: aber die hier gelieferten Lieder ſind dem kindlichen Gemüthe nicht angemeſſen. Sie drehen ſich faſt ſämmtlich um allgemeine Lehren herum, und ſchlieſsen ſich zu wenig an die ſpeciellen Verhältniſſe und Gefühle der Kinder an, als daſs ſie das junge Gemüth ergreifen und feſthalten könnten; den meiſten fehlt das Naive und Kindliche, und überhaupt der heitere, ermunternde Ton, der die Herzen der Kinder mit Freude erfüllt und mit Liebe zu dem Ewigen, dem Wahren und Schönen hinzieht. Einige ſind den Kinderbegriffen ganz fremd, wie z. B. das *Himmelfahrtslied.* Bey weitem beſſer ſind II. *proſaiſche Erzählungen.* Hier wechſeln Fabeln, Mährchen, Geſpräche, denen gewöhnlich eine Moral zum Grunde liegt, in kleinerem und gröſserem Umfang mit einander ab. Manche ſind zu bekannt, als daſs ſie von neuem hätten abgedruckt werden ſollen. Eben dieſs gilt von der folgenden Abtheilung. III. *Poetiſche Fabeln und Erzählungen.* Unter dieſe Rubrik haben ſich auch Lieder, Idyllen und ein paar Epigramme verirrt. Sämmtliche Stücke aber werden die jungen Leſer beſſer anſprechen, als die chriſtlichen Lieder. IV. *Vermiſchte Erinnerungen, Belehrungen und Unterhaltungen.* Die Bemerkungen aus der Naturlehre und Naturgeſchichte, z. B. über den Bau der Augen, Ebbe und Fluth, das Eis, den Thau, die Raupen, den Mond u. ſ. w., ſind kurz, deutlich und lehrreich; die ſchönen Handlungen zur Nachahmung für gute Kinder, ſo wie die beiden letzten Geſchichten, werden ihren Zweck nicht verfehlen. In den erſteren vermiſste Rec. kurze erklärende Zuſätze bey einigen angeführten, den Kindern noch unbekannten Perſonen und Ausdrücken. Den Schluſs macht ein zweckmäſsiger Unterricht über die rechte Art des Betens, in einem Geſpräche zwiſchen Vater und Sohn. Xρμ.

NEUE AUFLAGEN.

Breslau, b. Korn d. Ält.: *Anleitung zum Geſchwindrechnen.* Enthält eine Menge wichtiger Rechnungsvortheile, und eine neue ſehr leichte Methode, die Brüche zu behandeln. Dritte Auflage. 1811. 167 S. 8. (12 gr.)

Gieſsen, b. Taſché u. Müller: *Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte zum Gebrauch für Schulen und zum Selbſtunterrichte* bearbeitet von *Friedr. Aug. Joſt.* Erſter Theil. *Geſchichte der alten Welt.* Neue Auflage. — Auch unter dem Titel: *Encyklopädie der Schulwiſſenſchaften für höhere Bildungsanſtalten und zum Selbſtunterricht* ausgearbeitet von einer Geſellſchaft von Gelehrten, und herausgegeben von *Fr. W. D.* und *Ch. W. Snell.* II Abtheilung: *Hiſtoriſche Wiſſenſchaften.* I Band: *Allgemeine Geſchichte der alten Welt*, von *F. A. Joſt.* 276 S. 8. (16 gr.)

Münſter, b. Theiſſig: *Kleine lateiniſche Sprachlehre zum Schulgebrauche.* Neu umgearbeitete Auflage. 1810. XII u. 295 S. 8. (12 gr.)

Erlangen, in der Bibelanſtalt: *Neues Buchſtabir- und Leſe-Buch* mit der erſten Grundlage menſchlicher Erkenntniſs. Herausgegeben von *D. G. F. Seiler.* Zwölfte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1812. 64 S. 8. (2 gr. 5 pf.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 OCTOBER, 1812.

TECHNOLOGIE.

WIEN, b. Strauß: *Abhandlung über die Bereitungsart der Syrupe und Salzen aus Weintrauben als Erſatz des Rohrzuckers bey den meiſten Anwendungen der Haushaltung.* Von *A. A. Parmentier*, Mitglied der Ehrenlegion u. ſ. w. Nach der dritten franzöſiſchen Ausgabe überſetzt von *Benjamin Scholz*, d. AK. Doctor u. ſ. w. Mit einer Vorrede und mit Anmerkungen begleitet von *Joſ. Freyherrn von Jacquin*. 1812. XVI u. 484 S. 8. (2 Rthlr.)

Hr. *v. Jacquin* wurde von der niederöſterreichiſchen Landesregierung aufgefodert, eine populäre Schrift über die Traubenſyrupsbereitung — ein Gegenſtand, den man in den öſterreichiſchen Staaten möglichſt in Aufnahme zu bringen wünſcht, — vorzuſchlagen. Er glaubte, dieſer Auffoderung am beſten zu entſprechen theils durch Überſetzung der neueſten Auflage von *Parmentier's* Werk über den Traubenſyrup, wozu er ſeinen Aſſiſtenten bey der chemiſch-botaniſchen Lehranſtalt, Hn. Dr. *Scholz*, der mit dem Geſchäfte der Zuckergewinnung aus inländiſchen Pflanzen praktiſch vertraut iſt, veranlaſste, theils durch eigene in Noten gefaſste Mittheilung deſſen, was eigene Erfahrungen im Inlande über dieſen für die jetzigen Zeiten ſo wichtigen Gegenſtand gelehrt haben. So wurde *Parmentiers* Werk, als eine gemeinnützliche Schrift über Zuckererzeugung überhaupt und über Traubenſyrupsbereitung insbeſondere, auf deutſchen Boden verpflanzt.

In Öſterreich und Ungarn, wo die Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben, Ahorn und Trauben bereits begonnen hat und ſehr weit gediehen iſt, von der Regierung kräftig unterſtützt, und von aufgeklärten techniſchen Agronomen mit Eifer fortgeſetzt und immer weiter ausgedehnt wird, wird dieſes in der Überſetzung recht gut gerathene Werk den Zweck der öſterreichiſchen Regierung und des verdienſtvollen deutſchen Herausgebers gewiſs nicht verfehlen, zumal da derſelbe ihm durch Darlegung der vielen Verſuche, die man dort über die Eduction des Zuckers aus dem Safte der Maisſtengel, der Runkelrüben, des Ahorns, der Trauben u. ſ. w. unternommen hat, noch mehr Brauchbarkeit und einen gröſseren Werth gab, als das franzöſiſche Original beſitzt. Rec. hofft und wünſcht aber überhaupt, dafs dieſe Schrift von allen denjenigen geleſen und benutzt werde, welche ſich entweder ſelbſt mit Zuckerfabrication beſchäftigen, oder für den Gegenſtand in irgend einer Hinſicht intereſſiren. Zwar iſt keine Hoffnung vorhanden, dafs die Fabrication des Traubenſyrups je in Deutſchland ſich ſehr heben werde, weil derſelbe immer noch zu theuer zu ſtehen kommt, nicht ſehr haltbar iſt, indem er leicht in Gährung geräth, einen (nicht ganz angenehmen) Nebengeſchmack beſitzt, der ſeiner Anwendung in vielen Fällen im Wege ſteht, und weil er endlich keinen feſten kryſtalliniſchen Zucker, wie ſolcher zu manchem Behuf ganz unentbehrlich iſt, liefert, weſshalb dieſes Traubenoduct ſchon ſelbſt in Frankreich, wo man Anfangs der gröſsten Lobpreiſungen nicht müde ward, ſeinen Credit verloren hat und durch den Runkelzucker, den der deutſche Chemiker *Marggraf* darzuſtellen lehrte, und neuerlichſt der franzöſiſche Kaiſer in allen Departements des Reichs zu fabriciren befahl, verdrängt worden iſt. Indeſſen können Zeiträume und Verhältniſſe eintreten, welche es ſogar gebieten, den Traubenmoſt auf Syrup, als Stellvertreter des Zuckers, zu benutzen, und dann wird vorliegendes Werk hierüber und über die mannichfaltigen Anwendungen des Traubenſyrups als das beſte zur Belehrung dienen.

Noch ſtehe hier die Bemerkung, dafs nicht *Parmentier*, ſondern Prof. *Pro*
cher zuerſt auf die Benut
und Zucker aufmerkſam
che Chemiker, dem die V
mehr als irgend einem ſein
hat gezeigt, dafs die Fal
Trauben in keinem Lande
anſtaltet werden könne, a
ſse Klima die zuckerreich
ſolchem Überfluſs hervorb
den gewöhnlichen Weinjahren viele Millionen Centner der beſten Trauben in den Weinbergen umkommen läſst, weil man ſie nicht conſumiren kann. Er ſagt (*Annal. de Chimie* T. LVII): „in *Toro* lieſsen in dieſem Jahre (1804) die Bettler mehr denn 170,000 Aroben (zu 25 Pfund) Trauben, die ſie nicht mehr abſetzen konnten, in den Weinbergen umkommen, alſo ungefähr 50,000 Aroben Moscovade (kryſtallirten Traubenſyrup). In *Aranda de Duero* goſs man 2000 Cantaros Wein, den man weder verkaufen noch verbrauchen konnte, auf die Straſse, und es blieben 150,000 in den Weinbergen u. ſ. w.“ Hier werden wohl die Franzoſen und Deutſchen anrufen müſ-

sen: So groſs geht es bey uns nicht her; wir ſind froh, wenn wir genug Trauben haben, um Wein zu machen. D—r.

1) Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Stärkenzucker und Kaſtanienkaffee, zwey neue Stellvertreter des indiſchen Zuckers und Kaffees.* Von *W. A. Lampadius*, Prof. d. Chem. u. ſ. w. 1812. 45 S. (incluſ. des franzöſiſchen Textes.) 8. (6 gr.)

2) Ulm, im eigenen Verlage: *Kurze und verſtändliche Anweiſung zur leichten und vortheilhaften Benutzung der Kartoffeln auf Stärke und Zuckerſyrup und zur vollkommenen Einrichtung des dabey nothwendigen Dampfapparats.* Von *Chr. Lebr. Rösling*, Doct. der Philoſ. und Prof. der Mathem. u. Phyſ., und *C. L. Reichard*, Stadtapotheker. Mit einer illum. Kupfertafel. 1812. 16 S. 8.

Was vor 40 Jahren *Marggraf* in Deutſchland und vor 8 Jahren *Prouſt* in Spanien für die europäiſche Zuckergewinnung begannen, wurde in dieſem Jahre durch den deutſchen Chemiker *Kirchhof* in Rufsland vollendet. Dieſer entdeckte nämlich, als er mit Aufſuchung eines Verfahrens beſchäftigt war, das Stärkemehl in Gummi zu verwandeln, dafs daſſelbe durch langes Kochen mit ſehr verdünnter Schwefelſäure (auf 100 Stärke 400 Waſſer und 2 concentrirte Schwefelſäure) und nachherige Abſtumpfung der Säure mit Kreide u. ſ. w. in wirklichen (Trauben-) Zucker verwandelt werde (S. das Intelligenzblatt der Jen. A. L. Z. 1812. Nr. 24). — Nichts konnte bey den gegenwärtigen politiſchen Zeitverhältniſſen ein gröſseres Aufſehen erregen, als dieſe neue Entdeckung, und es liefs ſich erwarten, dafs dieſelbe bald allgemein geprüft, und wenn ſie ſich beſtätigen ſollte, in Ausübung geſetzt werden würde. Beides iſt geſchehen: erſteres Anfangs durch eine von dem Kaiſer von Rufsland ernannte Commiſſion, und dann, nachdem das ganze Verfahren der neuen Zuckerproduction von *Kirchhof* ſelbſt bekannt gemacht worden war, gleichzeitig von faſt allen Chemikern Deutſchlands, namentlich von *Schrader, Lampadius, Döbereiner, Bucholz, Hermbſtädt* u. A. m. Letztere haben durch ihre Verſuche nicht allein die *kirchhofſche* Entdeckung verificirt, ſondern dieſelbe auch noch weſentlich dadurch verbeſſert, dafs ſie den Proceſs der Umwandlung der Stärke in Zucker durch Vermehrung der von *Kirchhof* gewählten Menge von Säure und Verminderung der von demſelben vorgeſchriebenen Quantität Waſſers beſchleunigen, und denſelben ſowohl durch Waſſerdampf in hölzernen Gefäſsen, als auch in metallenen (kupfernen) Gefäſsen ohne Nachtheil des zu gewinnenden Syrups und Zuckers veranſtalten lehrten. Nur den franzöſiſchen Chemikern wollte Anfangs dieſe Zuckerproduction nicht gelingen, wahrſcheinlich weil dieſelbe ſchon wieder die Entdeckung eines Deutſchen iſt; aber endlich ging es doch, nachdem nämlich Hr. Ritter *Cadet de Gaſſicourt* entdeckt hatte, dafs man das Zuckerwerden der Stärke bey Behandlung derſelben mit Säuren ſchon vor 30 Jahren in Frankreich beobachtet habe (ſ. das Intelligenzblatt der Jen. A. L. Z. 1812. Nr. 40). Der letzte zeigte demnach, „dafs Hr *Kirchhof* kein anderes Verdienſt habe, als eben dieſes vor 30 Jahren in Frankreich beobachtete Phänomen beſtätigt zu haben.“ Es iſt zu bedauern, dafs Männer wie *Fourcroy* und *Parmentier*, die nach Hn. *Cadet de Gaſſicourt* dieſe Erſcheinung beobachteten, dieſelben nicht zu ergreifen und durchzuführen vermochten; denn die Verdienſte eines Naturforſchers beſtehen ja in dem Beſitze dieſes Vermögens. Erſcheinungen wahrnehmen kann jeder gemeine Menſch, aber eine beobachtete Erſcheinung verfolgen und ihren wiſſenſchaftlichen oder politiſchen Werth darthun, iſt nur Sache desjenigen, der im Naturforſchen Meiſter iſt, und dieſes iſt wirklich unſer beſcheidener *Kirchhof*. Übrigens iſt dem Hn. *Cadet de Gaſſicourt* ſchon an einem anderen Orte (in *Schweiggers* Journal) gezeigt worden, dafs er ſich in ſeinem Glauben, *Kirchhof* habe ſeine Entdeckung aus Frankreich geholt, gewaltig getäuſcht habe: wir brauchen daher hier kein Wort weiter über dieſe Sache zu verlieren.

Alle von den genannten deutſchen Chemikern angeſtellten Verſuche finden ſich theils in *Schweiggers* Journ. f. Chem. u. Phyſ., theils in *Hermbſtädt's* Bulletin, theils im *Allgem. Anzeiger* mitgetheilt. *Lampadius* theilte von ſeinen Verſuchen in Zeitſchriften nichts mit, ſondern er leitete gleich aus denſelben ein Verfahren her, die Production des Zuckers aus Stärke auf eine leichte Art zu veranlaſſen, und beſchrieb daſſelbe in der oben genannten kleinen Schrift Nr. 1, die, da ſie ſchon zum zweyten Mal aufgelegt werden muſste, dem gröſsten Theil unſerer Leſer bekannt ſeyn wird. Sein Verfahren der Stärkezuckerbereitung beſteht darin, dafs er in einem hölzernen Siedapparat, deſſen Einrichtung §. 5 beſchrieben iſt, 4 Pfund Kartoffel-Stärke (die auch ſchon *Kirchhof* zur Zuckerbereitung benutzt hatte, ehe derſelbe ſeine Entdeckung bekannt machte, folglich ihre Anwendung zu dieſem Behuf keine Erfindung des Hn. *Lampadius* iſt) mit 13 Pfund Waſſer und 13 Loth Schwefelſäure 7 Stunden lang kochen, dann die ſaure Flüſſigkeit mit Kreide abſtumpfen, und ſelbige hierauf bis zur Syrupsdicke verdunſten läfst. Man ſieht, dafs dieſes Verfahren von dem von *Kirchhof* beſchriebenen blofs darin abweicht, dafs ſtatt eines metallenen Siedgefäſses ein hölzernes, und ſtatt 2 p. C. Schwefelſäure, deren 10 angewandt werden, durch welche Steigerung des Verhältniſſes der Siedeproceſs abgekürzt wird, wie dieſes ſchon früher von *Kirchhof* ſelbſt und nach dieſem von *Schrader* und *Döbereiner* beobachtet worden iſt. Letzterer hat gezeigt, dafs man auch bey Anwendung von nur 3 p. C. Schwefelſäure den Zuckerbildungsproceſs binnen 8 Stunden beendigen kann, wenn man ſtatt vier Theile nur 2 Theile Waſſer mit einem Theil der aufgelöſten Stärke während des Kochens in Berührung läfst, wodurch die Wirkſamkeit der Säure um das Doppelte erhöht, und eine Erſparniſs derſelben, die

bey fabrikmäfsiger Bereitung des Stärkefyrups fehr bedeutend ift, bewirkt wird. Auf eine theoretifche Unterfuchung und Erklärung diefes merkwürdigen chemifchen Proceffes wollte Hr. *Lampadius*, wie er §. 16 ausdrücklich fagt, fich nicht einlaffen, weil er für die Praktik fchrieb. Rec. glaubt nicht, dafs letzteres ein Grund fey, feine theoretifchen Anfichten über irgend eine merkwürdige Erfcheinung zurückzuhalten, zumal über eine folche, wie die vorliegende, wo eine tiefe Unterfuchung des Vorgangs in dem Proceffe nicht nur zur Abkürzung und glücklichen Leitung des letzten, fondern fogar zu neuen Entdeckungen führen kann. — Im zweyten Theil diefes Schriftchens befchreibt Hr. *L.* die Verfertigung eines von ihm erfundenen Kaffeefurrogats, welches er *Kaftanienkaffee* nennt. Daffelbe befteht aus Runkelrüben, Provençeröl und Kaftanien, welche Sachen in einem gehörigen Verhältnifs zufammengemengt und unter befonderen Handgriffen, die er genau befchreibt, geröfstet werden. Rec. kann diefem Mixtum, fo wie überhaupt allen fogenannten Kaffeefurrogaten, ferner Beyfall nicht geben, weil keines derfelben leiftet, was man von ihnen verfpricht und wünfcht. Für Leute, welche Kaffee nicht um des Gefchmacks, fondern um feiner fpecifiken Wirkung willen trinken, find ohnehin dergleichen Erfatzmittel nichts, weil fie fie nicht geniefsen; und diejenigen, welche den Wohlgefchmack des Kaffee lieben, werden auch nicht durch letztere befriedigt: alfo follte man fich gar nicht die Mühe geben, etwas *Täufchendes* erfinden zu wollen. Giebt es keinen Kaffee mehr für Geld: fo trinke man ftatt deffelben warmen Wein oder warmes Bier, und man wird fich dabey in diätetifcher und ökonomifcher Hinficht recht wohl befinden.

Das Schriftchen Nr. 2 von den Hn. *Rösling* und *Reichard* giebt 1) eine Anweifung zur Kartoffelftärkebereitung, 2) eine Befchreibung eines neuen Dampfapparats zum Behuf der Stärkezuckerfabrication und 3) ein Verfahren für letztere felbft. Rec. verkennt nicht die gute Abficht, die die Vff. bey Abfaffung diefer kleinen Schrift hatten, bedauert aber, die Furcht hegen müffen, dafs fie diefelbe wohl nicht ganz erreichen werden. Denn das, was fie uns hier geben, ift theils fchon, und zwar manches beffer, bekannt, theils praktifch nicht gut auszuführen. Erfteres ift der Fall mit der gegebenen Anweifung zur Bereitung der Kartoffelftärke, in welcher man gerade das Wichtigfte — das „Leichte und Vortheilhafte", nämlich die Angabe einer Maffchine zum Zerreiben der zur Stärke zu benutzenden Kartoffeln vermifst, und dafür nur erfährt, wie man im Kleinen bey der Ausfcheidung der Kartoffelftärke verfahren mufs. Die Befchreibung eines neuen Dampfapparats ift das befte, was hier vorkommt, und worauf wir alfo unfere Lefer aufmerkfam machen wollen, wenigftens ift das Ganze an ihm finnreich. Ob übrigens derfelbe beffere Dienfte leiften werde, als die einfache Vorrichtung, welche *Lampadius* angegeben hat, müffen Verfuche Anderer entfcheiden. Es kommt bey folchen Einrichtungen, wo man den Dunft des fiedenden Waffers als Heitzmittel benutzt, nicht blofs darauf an, dafs man denfelben während feiner Strömung vor Verluft aller ihm mitgetheilten Wärme fichert, fondern es ift auch aus leicht einzufehenden Gründen nothwendig, dafs man ihn felbft noch einige Grade über den Siedepunct des Waffers erhitzt, was dadurch gefchehen kann, dafs man entweder die Dunftröhren felbft noch erhitzt, oder wenn diefes nicht möglich ift, feiner Ausftrömung eine Kraft entgegenwirken läfst, welche ihn zwingt, eine längere Zeit im Dunftapparat zu verweilen, und dadurch eine höhere Temperatur anzunehmen. Was endlich das von den Vff. mitgetheilte Verfahren der Bereitung des Stärkefyrups betrifft: fo ift daffelbe in der That nicht geeignet, fabrikmäfsig benutzt zu werden. Sie wollen nämlich, dafs man 1 Pfund Stärke und 6 Loth Kohlenpulver (welches ganz entbehrlich ift) mit 5 Pfund Waffer und 3 Loth Schwefelfäure 4 Stunden lang in Dampfapparat koche, und dann die füfslichfaure Flüffigkeit 4 Wochen lang (!!!) in einem nicht zu kalten Zimmer ftehen laffe, ehe man fie mit Kreide abftumpft und weiter behandelt. Vielleicht, dafs fie uns für diefes langweilige Verfahren bald ein befferes kürzeres geben in den Belehrungen, die fie noch hierüber mitzutheilen verfprochen haben.

D—r.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Meissen, b. Uz: *Der rechtfchaffene Profeffionift, ein Tafchenbuch für alle Handwerker*, I Theil, enthält das befte Reifebuch für Handwerksgefellen, welche gefchickte, gute und glückliche Menfchen werden, und mit Nutzen ihre Wanderfchaft zubringen wollen; aus eigener Erfahrung aufgefetzt von *einem ihrer Freunde*. Neue Auflage. (Ohne Jahrzahl, aber wahrfcheinlich 1804.) 168 S. kl. 8. II Theil, enthält ein Hand- und Hülfs-Buch mit allerley zweckmäfsigen Aufsätzen und Tabellen, welche fowohl auf Reifen, als auch befonders in bürgerlichen Haushaltungen, bey Handel und Wandel fehr nützlich zu gebrauchen find. Neue Auflage. 130 S. kl. 8. (Zufammen in Leder gebunden mit Brieftafche und Schreibtafel 13 gr. 25 Exempl. aber nur 6 Rthlr. netto.)

Lange ift Rec. kein gemeinnützigeres, gehaltreicheres und in feiner Art zweckmäfsigeres Buch vorgekommen, als das gegenwärtige. Ein Jeder weifs, wie ungebildet noch immer der gröfste Theil unferer Handwerker ift, wie viel diefe nützliche Claffe von Menfchen, befonders im Lehr- und Gefellen-Stande noch bedarf, um fie zu recht glücklichen Bürgern des Staats zu bilden, und wie wohl derjenige thut, der fich ihrer mit vollem Ernft annimmt, der an ihrer moralifchen und bürgerlichen Vervollkommnung arbeitet. Lehrburfch und Gefell, in den erften Jahren ihres Lebens nur zu oft an Erziehung vernachläffigt, haben, wenn fie ihre Zeit recht vernünftig anwenden wollen, immer viele Belehrungen und Zu-

rechtweisungen nöthig, die selten ein Meister ihnen geben kann, weil dieser gemeiniglich selbst in der Cultur noch zurück ist. Der Gesell geht auf Reisen. Hier bieten sich ihm viele Gelegenheiten dar, sein Herz, seinen Verstand und seine Kenntnisse weiter auszubilden. Aber leider weiss Mancher, der alle Neigung dazu in sich fühlt, ganz und gar nicht, wie er dies anzufangen habe. Vielen Gefahren und Unannehmlichkeiten, sowohl von der moralischen als physischen Seite, Verführungen, Betrügereyen u. s. w. ist ein solcher grösstentheils noch unerfahrner junger Mensch ausgesetzt, wenn nicht ein weiser Führer seine Schritte leitet. Ohne diesen kehrt er nicht selten an Herz und Verstand ungebessert, wo nicht gar verdorben, in seine Heimath zurück. — Zu einem solchen weisen Führer kann ihm nun dieses Buch dienen, dessen Inhalt in Folgendem besteht:

Erster Theil. Hier kommen zuerst sehr gute *Gebete* für Handwerker überhaupt und für reisende Gesellen insbesondere vor. Dann folgen *Briefe über das Verhalten eines Handwerkers vor und während seiner Wanderschaft.* Man wird hier über die rechte Wahl des Gewerbes und das Verhalten in der Lehre, über den Zweck der Reise, über die Art, die Reisejahre am besten anzuwenden, über die Verschiedenheiten der Werkstätte, die man antrifft, über die Lebensordnung unterweges, über das Verhalten in den Wirthshäusern, über Vorsichtigkeit beym Nachtlager, bey Krieg und Werbern, bey ansteckenden Krankheiten und Reisegesellschaftern, über die Behandlung der Füsse, über die verschiedenen Geldsorten, Kundschaften, Reisegeräthschaften über ein zu haltendes Tagebuch u. s. w. die besten Anweisungen und Regeln finden. Hierauf kommen auch noch S. 84 f. *gut gemeinte Worte eines Lehrmeisters an seinen freygesprochenen Lehrling*, wovon der Vf. verschiedene aus *Knigge's* Umgang mit Menschen gezogen und zu seinem Zwecke verarbeitet hat. Sie sind insgesammt sehr beherzigenswerth. S. 91 f. *ein richtiger Wegweiser durch ganz Deutschland und andere angränzende Länder, nebst Bemerkung der Meilen.* S. 131 f. *eine kleine Geographie.* Nach vorangeschickter Einleitung über Deutschlands Länder-Verfassung seit dem Friedensschlusse zu Lüneville, folgt ein Verzeichniss der berühmtesten europäischen Städte, mit Bemerkungen ihrer Grösse, Schönheiten, Fabriken und bürgerlichen Nahrung. Das ist für den reisenden Handwerker von grossem Nutzen. Bisweilen hätte der Vf. in der Aufzählung der Fabriken wohl sorgfältiger gewesen seyn können. Auch manche berühmte Fabrikörter hat er nicht mit eingerückt, z. B. *Schmiedeberg, Gera, Plauen, Bielefeld, Duisburg, Elberfeld, Manchester, Birmingham* u. s. w., die sicher vor manchen anderen hier einen Platz verdient hätten. Doch dieses lässt sich bey einer neuen Auflage noch nachholen. S. 166 enthält ein kleines deutsch-böhmisches, deutsch-ungarisches und deutsch-polnisches Wörterbuch, das freylich nur *sehr klein* ist, dem reisenden Handwerker aber doch in manchen Fällen nützlich seyn dürfte. Endlich S. 168 eine *Wäschtabelle* mit einem schwarzen Pergamentstreifen, worauf man in Ermangelung eines andern Materials nur mit einem Stücke Silbergeld schreiben kann.

Der *zweyte Theil* giebt zuerst eine *vollständige Nachricht über die Verschiedenheit des Geldes*, und liefert auch mehrere zweckmässige Tabellen über die gangbaren Münzen. Dann eine nützliche *Rechentafel zum Gebrauch bey allen Waaren, beym Kaufen und Verkaufen derselben.* Sie wird denjenigen sehr angenehm seyn, welche gar nicht geübt im Rechnen sind. Einen ähnlichen Nutzen gewähren die *Gewichtsberechnungen*, nebst den *Ein- und Verkaufstabellen* vom Centner bis zum Pfunde, vom Schocke bis zum Stücke, ingleichen die *Papierrechnungen*, die *Interesse-* oder *Zins-Berechnungen*, die *Resolvirungen* und *politischen Rechnungen.* Die *Haus- und Reise-Apotheke* S. 75 f. enthält sehr zweckmässige in alphabetischer Ordnung aufgeführte Hausmittel und Gesundheitsregeln. S. 99 f. kömmt das Gemeinnützigste von der Himmelskunde vor, von der Grösse, Umlaufszeit und Entfernung der Planeten, von der Erde und dem Monde, von den Sonnen- und Mond-Finsternissen, von der Zeit und dem Jahre, von den Himmelsgegenden und Winden, von der Witterungskunde. S. 110. Anweisung zum Briefschreiben; Titulaturen; Rechnungen und Schuldscheine. Den Beschluss macht noch ein kleines Wörterbuch in vier Sprachen (der deutschen, französischen, englischen und italiänischen). — Möchte doch dieses Buch recht bald in den Händen aller gutgesinnten Handwerksgesellen und Lehrlinge seyn! Wie vielen Nutzen könnte es nicht stiften, und wie viele Vortheile würden sie nicht daraus schöpfen können, wenn sie Lust haben, sich zu recht geschickten und glücklichen Menschen zu bilden! Möchten insbesondere auch Gelehrte sie auf dieses Werkchen aufmerksam machen, wenn es nicht durch andere Mittel zu ihrer Kenntniss gelangen sollte!

Hch. Ce.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Über die Anpflanzung des Tabaks; Art und Weise, wie man denselben bearbeiten müsse.* Von D. *J. B. v. Scherer*, Prof. der Lit. und französ. Sprache auf der Universität Tübingen u. s. w. 1812. 63 S. 8. (6 gr.) Von einem Manne, wie der Vf., der während seiner akademischen Laufbahn unter der Anleitung *Succows*, *Duriés* und *Schlettweins* in Jena sich mancherley Kenntnisse im Cameral- und ökonomischen Fache gesammelt zu haben in der Vorrede versichert, hätten wir mehr erwartet, als wir in dieser dürftigen Broschüre gefunden haben. Wie kann er sich nur schmeicheln, dadurch einen neuen Kunst- und Gewerbs-Zweig erwecken und anpflanzen zu machen? Wer aus diesem erbärmlichen Machwerke den Anbau und die Behandlung des Tabaks lernen soll, den bedauren wir aufrichtig.

—sch—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 OCTOBER, 1812.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGARDT, b. Löfflund: *Lectionen aus der Vorschule des Lebens.* Von *Johann Gottfried Pahl.* 1811. IX und 226 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

„Was in diesem Buche gesagt wird, um den Menschen über den Sinn seines Lebens zu verständigen und ihm das Geheimniss desselben aufzuklären, ihm im Kampfe des Lebens und in den Dunkelheiten, die seine Pfade bedecken, Trost, Kraft und Frieden zu geben, dieses sollte nicht in der Form der Wissenschaft und auch nicht mit dem alles erschöpfenden Umblicke, den diese Form fodert, dargestellt werden. Es kam nur darauf an, diejenigen Ideen in das Bewusstseyn der Leser zu bringen, oder in demselben zu erneuern, welche die Elemente aller rein menschlichen Bildung sind und von denen jede Thätigkeit ausgeht, die auf die Vollendung dieser Bildung strebt." — So erklärt sich Hr. *P.* über den Zweck seiner vor uns liegenden Schrift.

Unter dem Titel: *Aufgabe der Lebensweisheit*, führt uns der erste Abschnitt des Buchs durch die verschiedenen Ansichten, die von dieser Aufgabe Menschen gehegt haben und hegen. Die naturalistische Partey, die den Zweck des Lebens bloss in der sinnlichen Existenz und in deren Genüssen, diejenige, die in Entwickelung und Ausbildung der Anlagen des Geistes den Zweck des Lebens findet, der Religiöse, der sein Auge in die Zukunft wendet, in dem Gedanken, dass die Zeitlichkeit nur eine Vorschule der Ewigkeit sey — sie alle werden hier aufgeführt. Sie scheinen in ihren Meinungen dem Vf. unvereinbar, wie sie es denn gewiss sind. Darum aber soll ihm des Daseyns Zweck kein Geheimniss bleiben, und, die Vernunft zum Führer nehmend, ringt er kräftig nach Erkenntniss. Das Ebenbild Gottes, das die älteste Urkunde des Menschengeschlechts dem Menschen beylegt, das er in sich selbst erkannt, lässt ihn, und durch ihn den Leser, in dieser Einleitung den höheren Adel der menschlichen Natur ahnen; die Anlage zu steter Vervollkommnung führt auf die Hoffnung eines künftigen Lebens, ohne ihre volle Wirksamkeit für das gegenwärtige zu verlieren, und der Sinn des Lebens geht klar hervor: „dass das Bild der Gottheit, welches des Menschen Geist an sich trägt, immer reiner, schöner, ähnlicher erscheine, und dass das Wahre, das Schöne und Gute immer lebendiger erkannt und fester von dem Willen umfangen, dass in allem diesen der Mensch selig werde." — Die Widersprüche, aus dem Leid der Erde, aus dem Verderben der Welt, aus der Schwierigkeit der Tugend genommen, räumt diese Ansicht bald hinweg; wie denn der Gedanke, dass nur im Kampfe das Gute werde und sich bilde, zugleich charakteristisch für das ganze Buch ist. Denn, gleich fern von dem kalten, aller Tiefe und Begeisterung entblösten Tone, womit Pädagogen unserer Zeit die obengenannten Sätze alle vorgetragen, und der Kraft und Leben tödtenden Schwärmerey über Versenkung und *Verlieren* in der Gottheit, ermahnt es, ein besserer Pädagog, zu kräftigerem Streben, zum *Leben* in Gott, indem ja auch das Reich Gottes kommen soll *auf Erden.*

Und so lässt uns diese Einleitung schon vermuthen, was wir in den folgenden Abschnitten, und wie wir es finden werden. Die Kraft, welcher jene geistigen Anlagen gegeben sind, in denen der Mensch sein höchstes Gut findet, äussert sich als Erkenntnissvermögen und Willensvermögen. Jenes offenbaret das Wahre, indem es zur *Wissenschaft* führt, und, wenn es aus der übersinnlichen Welt dem Menschen gegeben wird, zur *Religiosität;* seine Form erzeugt das Schöne. Das Willensvermögen aber gewährt, in sofern es das Nützliche bezielt, *Klugheit;* in sofern es sich auf das Rechte bezieht, *Sittlichkeit.* — Durch diese vier wird des Menschen Bestimmung erfüllt (S. 40).

Eine Frage fühlt Rec. sich gedrungen hier aufzuwerfen. Warum ist der Kunst, als der Lehre von dem Schönen, kein Abschnitt gewidmet, da doch das Erkenntnissvermögen, die eine jener Kraftäusserungen im Menschen, auf sie auch in der obengenannten Eintheilung führte (S. 40)? Dachte der Vf. etwa, die Kunst sey darum auszuschliessen, weil nur wenige Menschen sie zu üben vermögen? — Aber auch die Wissenschaft gehört nicht Allen, und hier sollte doch darauf gesehen werden, was der Mensch, als Gattung betrachtet, zu üben vermöge. Und uns dünkt, dass der Adel des Menschen auch dadurch herrlich beurkundet werde, dass er am Ende zu schaffen vermag nach dem Muster, dem Masse seines Schöpfers; wovon denn wiederum Andere, nicht mit gleicher Kraft begabt, die Schönheit, das Mass erkennen lernen, nach dem auch sie leben und handeln sollen. — Es würde dann auch der Ausdruck *Kunst des Lebens*, der (S. 23) so streng verworfen wird, leicht seine richtige, schöne Bedeutung gewonnen haben. Denn das Leben bleibt doch eine Kunst, wenn sie auch auf Erden nicht zur Meister-

schaft führt, indem ja jeder Mensch das Gute, *Göttliche* sich selbst und dem Raum der *Erde* um ihn bildend vermählen und beides verschmelzen soll.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Wissenschaft: „Die Welt, heißt es S. 45, in Hinsicht ihrer Extension, ist (schaffend) *Natur*, in Hinsicht ihrer Intension (erkennend) *G ist;* über der Natur und dem Geiste ist die Weltseele, *Gott*. Dieses Wissen von Welt, Natur, Geist und Gott heißt *Wissenschaft*." — Jenes obengenannte höhere Streben des Vfs. thut sich also hier im Einzelnen kund; es ist ein Streben nach jener lebendigen Quelle, „die den Durst auf ewig stillt", und was hier über den Zweck der Wissenschaft, ihren Geist und die Bestimmung des Gelehrten gesagt wird, es ist Alles in jenem Geiste gedacht. Und über dem hohen Ziele ist der Weg dazu nicht vergessen, nicht so gangbar und leicht gemacht, wie ihn Führer unserer Tage dargestellt und gemacht. Der Schweiss, der vor die Wissenschaft gestellt ist, wie vor die Tugend, ist dem Jünglinge wohl vorgehalten, und die Würde des Genie's geschützt und behauptet, indeß Schöngeisterey und Schwärmerey verdammt sind. — Ein treffliches Wort, um Einzelnes zu berühren, ist hier über die deutschen Universitäten gesagt, für die die alte Pietät aufgerufen ist, und die Achtung vor dem, was in gutem Sinne unsere Vorfahren gestiftet, indem zugleich mit gerechtem Tadel die abgewiesen werden, die eine Trennung der Wissenschaften auf den hohen Bildungsschulen gewollt. — Wie der Sinn, der in diesem Abschnitte waltet und, immer das Praktische im Auge haltend und auf Gründlichkeit dringend, zu regerem Leben in den Wissenschaften mahnt, die Grundlegung der Wissenschaften auf Schulen betrachten werde, erräth man leicht. Die Alten sind es, die Griechen und Römer, die ihm die Urform des Wahren und Schönen, die ausser aller Zeit besteht, an sich tragen, die das Wahre den Knaben und Jüngling ahnen lassen, indem sie zugleich ihn praktisch lehren, dass das Wahre und Schöne nur durch Fleiss und Anstrengung erworben werde. — In gleichem Sinne wird von der Geschichte geredet; und wenn auch bey Gelegenheit der Philosophie ein trüber Blick auf unsere Tage fällt: so finden wir uns durch den Schluss des Abschnitts beruhigt. Der Thron der Wahrheit, der hier dargestellt wird, das Herz des Menschen, kann nicht gestürzt werden; und die gröfste Verwirrung läßt schon, während sie noch herrscht, die Sehnsucht nach dem Wahren und Dauernden erblicken.

Im dritten Abschnitt, von der *Religiosität* handelnd, stellt der Vf. zuvörderst seine Ansicht von dem, was man Religion nennt, auf. Sie ist ihm — nicht ein Wissen, oder ein Erkennen, sondern „ein lebendiger Glaube an den Geist, der das All der Erscheinungen beseelt." — Rec. stimmt ihm vollkommen bey. Aber dem kann er nicht beytreten, dass Hr. *P.* unmittelbar danach (zufolge eines Aufsatzes im deutschen Mercur, betitelt: *Einige Worte über Mystik*, von *H. W. Weber*) diesem Glauben, diesem Gefühle der überirdischen Natur im Menschen etwas Mystisches beylegt; und, wenn man dieses nicht geradezu verwerfen kann, dass er ihn eine Art von Poesie nennt. Solchen Ansichten sich zu bequemen, oder sie zu nähren, hat man heutiges Tages nicht Ursach. Auch sieht man hier, wie das Eine zum Andern, nicht aber zu dem Richtigen, führt. Denn das wird ein Philosoph schwerlich vertheidigen wollen, was S. 107 gesagt wird: „Die Religion erscheint als die höchste Poesie, die es giebt, weil die Idee des Unendlichen das freyeste und höchste Gebilde des menschlichen Geistes, die Kunstform aller Kunstformen ist." — Kann denn von *Gebilde* und *Form* die Rede seyn, wo von einem Glauben, der im Innern, in der Seele wohnt, gehandelt wird? — Möchte dieß eine Verirrung fürchten lassen: wir werden bald, im nächsten Capitel, auf des Vfs. eigenthümliches Feld, zu gediegeneren Ansichten geführt. Hier, in der Unterscheidung zwischen Religion und Moral und in der Verbindung beider, erkennen wir seine in's Leben eingreifenden klaren Gedanken über diese höchsten Gegenstände, die er selbst, durch die angeführte Inschrift des Jupiter-Tempels auf Kreta, schön charakterisirt: „Niemand erkennt mich, als der mir ähnlich zu werden strebt." — Diese Erkenntniss Gottes, so fern von Schwärmerey, so übereinstimmend mit dem Christenthum, wie Hr. *P.* selbst darthut, ist es, worauf er dringt, die er oft klar ausspricht; und besser mit seinen eigenen Worten, als wenn er Stellen von Fremden, in Prosa oder Versen, zu Hülfe nimmt. — Darin ist er nicht immer glücklich. Das Capitel, wo von *Gott* die Rede ist, möge es zeigen; und gerade hier hätten sich die erhabensten, man möchte sagen *classischen* Stellen aus anderen Dichtern dargeboten. Überhaupt, wo Hr. *P.* aus des eigenen Herzens Wärme spricht, die sich zu dem gebildeten Verstande gesellt, da ist sein Stil am besten und kräftigsten. Überläßt er sich Anderen, oder trachtet er nach rednerischer Kraft: da mißlingt es ihm oft. Als Beleg lese man S. 99, wo man fast den Odem mit der Geduld verliert.

Die Ordnung, die Hr. *P.*, geleitet durch die obenangeführte Eintheilung der geistigen Kräfte im Menschen, in seinem Buche beobachtet, hat es mit sich gebracht, dass der Abschnitt von der Religiosität vor dem von der Klugheit, dem vierten, zu stehn gekommen ist. Rec. hätte einen andern Gang vorgezogen. Die *Wissenschaft* mochte zeigen, was der Mensch durch das Wissen zu erreichen vermag; das Handeln nimmt dann die *Klugheit* in Anspruch, die sich in *Sittlichkeit* auflösen muss. Diese strebt, Gott ähnlich zu werden, und nur so, wie der Vf. so wahr sagt, lernen wir Gott kennen. So schlösse der Abschnitt von der *Religiosität* schicklich und schön das Ganze.

Was nun die *Klugheit* betrifft: so nennt Hr. *P.* sie „die vollendete Praxis des sinnlichen Menschen, das herrschende, in sich selbst consequente Leben des cultivirten praktischen Verstandes" (S. 148). — Von den beiden Principien im Menschen, der Sinnlichkeit und der Vernunft, setzt er das erstere

in Verbindung mit der Klugheit, das zweyte mit der Sittlichkeit. — Mochte er auch die Art und Weise, wie der sittliche Mensch seine Gedanken, und was er für gut und recht erkennt, auf Erden einzuführen und wirklich zu machen strebt, zur *Weisheit* rechnen (obgleich dann das Capitel, das *Zuversicht und Festigkeit* überschrieben ist, hieher verirrt scheint): so scheint uns doch das Gebiet der Klugheit hier zu enge beschränkt. Wohin soll denn das Sinnen und Thun der Herrschbegierde gerechnet werden, und dessen, der nach Ruhm und Ehre trachtet? — *Weisheit* werden wir das doch nicht nennen können, noch wollen. — Eine andere Frage drängt sich uns auf. Ist es wahr, wie wohl kein Gutgesinnter leugnen wird, dass die Foderungen der Sinnlichkeit der Vernunft untergeordnet werden sollen, und dass so Harmonie in jene beiden Principe gebracht wird: lässt sich diese Harmonie nicht auch dadurch erzeugen, dass der Geist den Trieb, die Begier, adelt und, durch Mass, durch Anmuth und Schönheit, ihn des Menschen würdig macht? — Speise und Trank sollen dich freylich nicht von deinem höheren Berufe abziehn: aber was die *Sinne* geniessen, ist nicht alles *Sinnlichkeit*; und es gab auch Gastmähler und giebt es wohl noch, wo durch den Genuss nicht allein die Sinne ergötzt wurden. Auch hier kann der Geist den Vermittler machen, und es ist Ungerechtigkeit gegen ihn, was die Sinne geniessen, so rein von der Vernunft zu sondern. — Dies ist in dem vor uns liegenden Abschnitte nicht berücksichtigt, der sonst treffliche und scharfsinnige Bemerkungen enthält über die Klugheit und was mit ihr zusammenhängt, und wie sich auf ihrem Gebiete auch der sittliche Mensch bewegen dürfe. Rec. macht auf die Capitel aufmerksam, die: *Wieviel Klugheit gilt — Menschenkenntniss — guter Ton — Egoismus* — überschrieben sind. Man erkennt hier den erfahrnen, gebildeten Mann, der nur sagt, was er gedacht und erfahren hat, und dieses nur sagt, um des Guten und Rechten willen.

Der fünfte Abschnitt endlich redet von der *Sittlichkeit*. — Dass Hr. *P.* diese in das Streben nach der Ähnlichkeit mit Gott setzt, erhellt aus dem Obigen. Weiter stellt er auch kein Grundprincip der Moral auf, in dem Gedanken, „dass die praktische Vernunft dessen nicht bedürfe. Sie kennt das Recht und das Unrechte, das Gute und das Böse durch unmittelbares Bewusstseyn. Das Gute soll man um des Guten willen allein lieben.“ Gewiss; nur dass das Folgende nicht missverstanden werde, und nicht Einfluss habe auf die *Erziehung*. „Wir streben (m. f. S. 206) nach der tugendhaften Gesinnung nicht um der Genüsse willen, die sie gewährt, sondern lediglich aus Achtung für das uns angekündigte Gesetz. Aber wir achten auf die Seligkeit und wohl auch auf die zeitlichen Vortheile, die das Schicksal an die Tugend knüpft, um dadurch die Ermunterung zu jenem Streben zu verstärken.“ — Lasse man doch den heranwachsenden Menschen, statt ihm solches vorzusagen, das Schöne und Würdige, die Seligkeit der Tugend selbst empfinden. Er *finde* sich nur im Reiche Gottes: so wird ihm solches alles zufallen.

Im Übrigen empfiehlt Rec. dieses Buch Jünglingen, die auf der Akademie sich zu höherem Wissen, zu künftigem Handeln vorbereiten. Nicht Jedem ist es vergönnt, in die Tiefen der Philosophie hinabzusteigen. Darum ist es gut, dass denkende Männer ihre Gedanken, aus tiefer, ernster Betrachtung geflossen, darlegen. Ihre Gediegenheit, ihr Fundament thut sich bald kund; und nur solches vermag wahrhaft zu erbauen und zu stärken. Das ist hier mit Wärme, mit Liebe und Ernst geschehen. nn.

HOMILETIK.

ERLANGEN, b. Palm: *Casualpredigten in der Universitätskirche zu Erlangen gehalten* von *Leonhard Bertholdt*, Doct. der Theologie, ordentl. öffentl. Prof. derselben und Universitätsprediger daselbst. 1811. II, 28, 25, 40, 20 und 32 S. 8. (12 gr.)

Der vorliegenden Predigten sind fünf. Da sie nach und nach einzeln im Druck erschienen sind: so sind sie nicht durch fortlaufende Seitenzahl verbunden. Die erste Predigt ist vom Vf. beym Antritt seines Amtes gehalten worden, und stellt den Satz auf: *dass wir keine gerechte Ursache haben, den fernen Bestand unserer evangelischen Kirche und unserer heiligen Religion für gefährdet zu halten.* Die zweyte ist eine Gedächtnisspredigt auf den Hofrath *Geiger*, und führt den Satz aus: *das Gedächtniss des Gerechten bleibt im Segen.* Die dritte, eine Huldigungspredigt nach der baierischen Besitzergreifung des Fürstenthums Baireuth, zeigt: *welchen sichern Gang die Weisheit und Güte Gottes in der Leitung der Völker gehe.* In der vierten, einer Gedächtnisspredigt auf den Prof. *Esper*, will der Vf. darthun: *dass ein religiöser und frommer Sinn der wissenschaftlichen Bildung des Geistes erst ihren vollen Werth gebe.* Die fünfte endlich ist ebenfalls eine Gedächtnisspredigt auf den berühmten Arzt und Physiker *von Schreber*, und handelt: *von den höchsten Auszeichnungen eines preiswürdigen Lebens.* Der Vf. dieser Predigten zeigt sich überall als einen aufgeklärten und scharfsinnigen Denker. Auch sind diese Vorträge textmässig und biblisch, und zeichnen sich grossentheils durch Gründlichkeit in der Behandlung der Sache, durch Reichthum an psychologischen Bemerkungen, durch eine sich immer gleichbleibende Gedankenfülle und durch eine blühende Diction aus. Mit diesen Eigenschaften verbindet der Vf. eine rühmliche Bescheidenheit, indem er in der Vorrede äussert, dass er fern von der stolzen Anmassung sey, seine Predigten als Muster gelten machen zu wollen. Aller dieser Vorzüge ungeachtet erlaubt Rec. sich einige Erinnerungen. Hr. *B.* sagt, er habe die *ammonschen* und *reinhardschen* Predigten zum Muster genommen, und diese seine Predigten vor einer Universitätsgemeine und in einer Stadt von meistens gebildeten Einwohnern bey Gelegenheiten, die den Charakter

öffentlicher Feyerlichkeiten hatten, gehalten. So sehr es nun auch zu billigen ist, dafs der Redner gewisse Muster vor Augen hat und zugleich auf den Grad der Bildung seines Publicums Rücksicht nimmt: so scheint es doch, als habe sich Hr. *B.* von dem Seinigen zu viel versprochen. Immerhin mag ein grofser Theil der Zuhörer aus Gelehrten und Mitgliedern der Akademie bestanden haben: es sind gewifs auch Viele darunter gewesen, die auf Gelehrsamkeit keinen Anspruch machten. Rec. kann daher den Vf. nicht ganz entschuldigen, dafs er in seinen Vorträgen auf die Ungebildeten gar nicht Rücksicht genommen hat. Denn der Mangel an Popularität zeigt sich in dem Gange des Ganzen, in der Stellung der Beweise, in der Länge der Perioden, in einzelnen Ausdrücken und Wendungen, und sogar in einigen Hauptsätzen. *Reinhard* und *Ammon* haben auch ein gebildetes Publicum, und haben nicht nöthig, vor demselben mit der Popularität eines *Dapp*, *Röller* oder *Heym* zu reden; allein ihre Predigten haben bey weitem das Schwerfällige nicht, das man an den des Vfs. findet. Wie dunkel ist nicht z. B. der Hauptsatz der letzten Predigt: *über die höchsten Auszeichnungen eines preiswürdigen Lebens.* Nicht zu gedenken, dafs der Superlativ: *höchsten*, überflüssig ist, und nicht in der Ausführung berücksichtigt wird: so sind die Ausdrücke: *Auszeichnung* und *preiswürdiges Leben*, wenig verständlich. Eben diese Dunkelheit herrscht auch in den Theilen. Wir haben, sagt der Vf., diese Auszeichnungen zu suchen in seiner *Entwickelung*, noch mehr in seiner *Anerkennung*, am meisten in seiner *Verbindung mit den höheren Zwecken der Welt.* Diese Theile führt er so aus: Ein preiswürdiges Leben macht sich schon auf den ersten Stufen seines Anfangs merkwürdig (nach Rec. Erfahrung nicht allemal; und der Vf. sagt selbst bey dieser Unterabtheilung: es entscheiden hier oft solche Umstände, welche die geringste Veranlassung haben und von gar keiner Wichtigkeit zu seyn scheinen, und daher von uns leicht übersehen werden können), und ist besonders reich an Umständen und Mitteln, welche der Welt grofse Erwartungen geben (auch dieses stimmt nicht immer mit der Erfahrung überein; Mancher trat spät in seiner Gröfse hervor, von dem man vorher nichts erwartet hatte), und in seinem Fortgange streuet es aus zunehmender Fülle Heil und Segen aus. Was die *Anerkennung* betrifft: so geht ihm unter dem lauten Beyfall der Welt Ruhm und äufserliche Ehre zur Seite (hätte Hr. *B.* hier nicht an die entgegengesetzte Erfahrung dessen denken sollen, dessen Evangelium er lehrt?), und nicht selten (warum schränkte Hr. *B.* nicht auch die vorhergehenden Sätze auf eine solche Art ein?) erhöhet ein glückliches Schicksal die Freuden eines guten Bewufstseyns, welches in dem Anblicke der gediehenen Früchte eines redlichen und gewissenhaften Fleifses die höchste Belohnung findet. (Wen ermüdet nicht eine so lange Unterabtheilung?) Über die *Verbindung mit den höheren Zwecken der Welt* sagt der Vf.: die höheren Bestrebungen eines preiswürdigen Lebens haben nur die einzige Richtung auf das Wohl der Menschheit, und das Ziel seiner Vollendung setzt es sich in dem Lichte der Ewigkeit. — Überhaupt enthalten nach Rec. Gefühl diese Predigten zu viel Raisonnement und zu wenig fürs Herz, und es befremdet, dafs in der Antrittspredigt der Vf. gar keine Anwendung von seinem Vortrage auf das neue Verhältnifs macht, in welches er trat, sondern sich begnügt, im Schlufsgebete darauf sich zu beziehen. Die Anfangsgebete sind zu lang und trocken und eben deshalb ermüdend. Auch warnt Rec. den Vf., dafs er sich in dem Feuer der Rede nicht übereile und sich Übertreibungen erlaube. Dahin rechnet Rec. eine Stelle in der 3 Predigt S. 37. Mit aller Ehrfurcht vor dem preiswürdigen Regenten Baierns erfüllt, zweifelt Rec. dennoch, dafs dieser erhabene König, der es weifs, dafs das Zeitalter neben ihm noch andere wurdige Regenten aufgestellt hat, sich den Namen des *weisesten* und *liebreichsten* Vaters der Völker beygelegt wissen wolle. Zuletzt bittet Rec. noch den Vf., auf den Ausdruck etwas mehr Aufmerksamkeit zu wenden. So ist es nicht richtig, wenn es im Anfangsgebete der ersten Predigt heifst: Ach, dafs doch deine Hand nie von uns wiche und (sondern) uns fest hielte. S. 29 in der 3 Predigt steht: seines *Regentens.* Doch das sind nur Kleinigkeiten, die vielleicht auf die Rechnung des Setzers gehören. 7.4.4.

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Prag*, b. Widtmann: *Populäres praktisches Religions-Handbuch für Katholiken.* Verfafst von *Johann Joseph Natter*, des Ritterordens der Kreuzherren Commandeur. 1811. 235 S. 8. (1 Rthlr.) Das Buch enthält, in 195 kleineren und gröfseren Abschnitten, die sämmtlichen theoretischen und die vorzüglichsten praktischen Religionslehren, welche der katholische Lehrbegriff umfafst, allgemein faslich vorgetragen, auf biblische Geschichte gebaut und durch Begebenheiten derselben theils belegt, theils versinnlicht und anschaulicher gemacht. Zuerst werden diejenigen entwickelt, die aus einer vernünftigen Betrachtung der Natur hervorgehen, mit Berücksichtigung der Einrichtung, Würde und Bestimmung des Menschen, so wie des ihm anhängenden sittlichen Verderbens. Hierauf geht der Vf. zu den Anstalten über, die Gott zur Beseligung des Menschen zuerst durch Mosen und die Propheten getroffen und dann durch Jesum vollendet hat, und schliefst mit einer allgemeinen Übersicht der vorzüglichsten Tugenden des Christen. „Biblische Begebenheiten und Beyspiele, Gleichnifsreden und Ausspruche unterstützen eine jede Wahrheit, die geglaubt, eine jede Pflicht, die geübt werden soll; die Beweise der Offenbarung werden mit den Erklärungen und Beweisen der Vernunft in eine übereinstimmende Verbindung gebracht; die Lehren des Glaubens werden jedesmal mit ihrer bestimmten Anwendung auf die Sittlichkeit vorgetragen, und die Einrichtung des Ganzen gehet dahin, es allgemein deutlich zu machen, das Christenthum sey eine Lehre, die von Gott komme, und zu Gott zurückführe.“ Der Vf. hat seinen Gegenstand mit edler Wärme, einer liberalen Gesinnung, die sich auch dadurch zu erkennen giebt, dafs er mehrere protestantische Schriftsteller bey Ausarbeitung seines Buchs benutzt hat, mit vieler Umsicht und selbst nicht ohne wissenschaftlichen Geist behandelt. Er hat seinem Lehrbegriffe nichts vergeben, das Unterscheidende desselben nicht vernachlässigt, aber doch überall mehr auf Christlichkeit, als auf Kirchlichkeit gesehen, und das, was Leben giebt, aufgesucht. Auch der Gang, den er in der Anordnung des Ganzen genommen, verdient Beyfall. Nur der Sprache fehlt es bisweilen an der gehörigen Bestimmtheit und Leichtigkeit; doch ist auch sie im Ganzen genommen ihrem Gegenstande angemessen. Cg.

Monatsregiſter

vom

October 1811.

I. Verzeichniſs der im Monat October in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Anleitung zum Geſchwindrechnen. 3 Aufl. 215, 159.

Anweiſung, kurze und verſtändliche, zur leichten u. vortheilhaften Benutzung der Kartoffeln auf Stärke u. Zuckerſyrup u. ſ. w. von *Rösling* u. *Reichard* 216, 163.

Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegs-Kunſt. 2 Jahrg. 1811. 3 Jahrg. 1812. Jan. — Jun. 202, 53.

B.

Beckhaus Bemerkungen über den Gebrauch der apokryphiſchen Bücher des A. T. zur Erläuterung der neuteſtamentlichen Schreibart 196, 1.

Behr die Verfaſſung u. Verwaltung des Staats, dargeſtellt in einer Reihe von Erörterungen ihrer wichtigſten Momente. 1 B. 1. 2 H. 2 B. 1 H. 202, 41.

Bemerkungen über die franz. Armee der neueſten Zeit, oder der Epoche von 1792 bis 1807. Nach dem handſchriftlichen Originale von dem Vf. deſſelben deutſch bearbeitet 205, 73.

Benzenberg Verſuche über das Geſetz des Falles, über den Widerſtand der Luft u. über die Umdrehung der Erde 203, 57.

Bertholdt Caſualpredigten in der Univerſitätskirche zu Erlangen gehalten 217, 174.

Bock מורה לילדי בני ישראל 215, 153.

— — israelitiſcher Kinderfreund oder Handbuch der gemeinnützigſten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe 215, 153.

— — l'Ami des enfans d'Israel ou Manuel des sciences les plus nécessaires 215, 153.

Boeckhii Comment. de Platonica corporis mundani fabrica, conflati ex elementis, geometrica ratione concinnatis 209, 111.

— — Comm. altera de Platonico ſyſtemate coeleſtium globorum, et de vera indole aſtronomiae Philolaicae 209, 111.

Brentano Verſuch eines Handbuchs zum chriſtkatholiſchen Unterrichte für die oberen Claſſen in Bürger- und Land-Schulen. 2 Aufl. 1. 2 Th. 206, 87.

Bulletin des arrêtés de la Commission du Gouvernement établie par le décret impérial du 18 Dec. 1810. Bülletin der Beſchlüſſe der Regierungscommiſſion, errichtet durch das kaiſerl. Decret vom 18 Dec. 1810. Vol. I. No. 1 — 108. Vol. II. Cah. I 197, 9.

C.

Confirmationsfeyer am 5 May 1811 in der St. Aegidienkirche zu Münden 209, 89.

D.

Dippold Skizzen der allgemeinen Geſchichte. 1. 2 Bd. 206, 81.

E.

Eichhorn Geſchichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neueſten Zeiten. 6 Bd. 1. 2 Abth. 212, 129.

— — derſelben 5 Bd. 3 Abth. 212, 133.

G.

v. Gerſtenbergk Anleitung zur mathematiſch-topographiſchen Zeichnungslehre 205, 76.

Geſchichte der ſchönen Redekünſte in den neueren Landesſprachen von verſchiedenen Vff. 3 Abth. 212, 133.

Gleim, Betty, Fundamentlehre oder Terminologie der Grammatik 214, 145.

— — Analyſirbuch. Anhang zur Fundamentallehre 214, 145.

Groſse Archiv für den Kanzel- u. Altar-Vortrag, auch andere Theile der Amtsführung des Predigers. 2. 3 Bd. 208, 201.

H.

Helme, Eliſabeth, St. Clair, der Eilander, oder die Geächteten von Barva. Aus d. Engl. 1. 2 Theil 199, 58.

v. Herder der deutſche Nationalruhm 205, 89.

Hering Mannichfaltigkeiten für mittlere Stände 1. 2 Bdchen. 201, 48.

Hildebrandt der Veteran. 209, 110.

Huber Entwickelung der Begriffe der Didaktik u. Pädagogik 199, 51.

J.

Jais Katechismus der chriſtkatholiſchen Glaubens- u. Sitten-Lehre 196, 7.

— — Unterricht in der chriſtkatholiſchen Glaubens- und Sitten-Lehre 196, 7.

Joſt Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte zum Gebrauch für Schulen u. zum Selbſtunterricht. 3 Th. Neue Aufl. 215, 159.

K.

Kelz Verſuch über die Gewohnheit des menſchlichen Körpers 201, 47.

Kocher Vorleſungen über Unſterblichkeit u. andere damit verbundene, beſonders wichtige philoſ. Gegenſtände. 1. 2 Bd. 200, 33.

Koſegarten Rede geſprochen am Napoleons-Tage des J. 1809 im gröſseren akademiſchen Hörſaal zu Greifswald. 2 Ausg. 208, 103.

v. *Kotzebue* die Grille. 3—6 H. 210, 119.

L.

Lampadius Stärkenzucker u. Kaffanienkaffee, zwey neue Stellvertreter des indiſchen Zuckers u. Kaffees 216, 163.

Lectüre für Kinder 215, 159.

Lehmann, C. G. W., Einladung zur öffentlichen Prüfung der erſten Claſſe der Martini-Schule d. 5 Oct. 1809. Nebſt einigen Vorworten, als Anfang einer öffentlich zu gebenden Rechenſchaft der Lehrer 204, 72.

— — Einladung zum Examen der Seminariſten der M. S. d. 24 April 1811. Voran eine kurze Ueberſicht des zur Bildung der Seminariſten eingeſchlagenen Weges 204, 72.

— — Von dem guten Geiſte der Schulen. Angehängt ſind 3 von Senecas Briefen, als Probe einer Ueberſetzung derſelben 204, 72.

— — J. G., Anweiſung zum richtigen Erkennen und genauen Abbilden der Erdoberfläche in topographiſchen Charten und Situationsplanen 205, 74.

Leuliette Tableau de la Littérature en Europe depuis le 16me jusqu'à la fin du 18me siècle 207, 90.

v. *Löben* Gedichte 211, 126.

Löffler neue Predigten. 1. 2 Sammlung 208, 97.

Luther, *Charlotte*, Briefe über die Erziehung junger Töchter aus den gebildeten Ständen. 1 Theil 200, 39.

Luthers kleiner Katechismus, nebſt einem Leſebuche von *Krüger* 196, 7.

M.

Münſcher Lehrbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte 196, 6.

N.

Natter populäres praktiſches Religions-Handbuch für Katholiken 217, 175.

P.

Pahl Lectionen aus der Vorſchule des Lebens 217, 169.

Parmentier Abhandlung über die Bereitungsart der Syrupe u. Salzen aus Weintrauben als Erſatz des Rohrzuckers. Ueberſetzt v. *Scholz*, mit e. Vorr. von *v. Jacquin*. 216, 161.

Parſt über Suggeſtionen und ihre Gefährlichkeit im Criminalproceſſe. 197, 14.

v. *Paula Schrank* dem Andenken Paul Hupfauers gewidmet 213, 143.

Peyſen über die Verjährung in peinlichen Sachen, aus dem Geſichtspuncte der Rechtsphiloſophie und älterer und neuerer poſitiver Geſetzgebungen 197, 13.

Pfaff über die ſtrengen Winter der letzten 20 Jahre des 18 Jahrh. Der Geſchichte der ſtrengen Winter 2 Abth. 204, 68.

— — über den heiſsen Sommer von 1811 u. ſ. w. 204, 68.

Pöhlmann Verſuch einer praktiſchen Anweiſung für Schullehrer, Hofmeiſter u. Aeltern, welche ihren Zöglingen und Kindern auf eine leichte, angenehme Weiſe und in kurzer Zeit zur Buchſtabenkenntniſs, zur Fertigkeit im Buchſtabiren u. Leſen verhelfen u. zugleich ihren Verſtand bilden wollen. 3 Aufl 208, 104.

— — Verſuch einer praktiſchen Anleitung für Schullehrer, Hofmeiſter u. Aeltern, welche die Verſtandeskräfte ihrer Zöglinge u. Kinder auf eine zweckmäſsige Weiſe üben u. ſchärfen wollen. 1 Bdchen. 3 Aufl. 208, 104.

Profeſſioniſt, der rechtſchaffene, ein Taſchenbuch für alle Handwerker. Neue Aufl. 1. 2 Th. 216, 166.

R.

Recueil de lois, décrets et avis du conseil d'Etat, publiés dans les départemens de l'Ems supérieur, des bouches du Weser et des bouches de l'Elbe. T. I—XVII 197, 9.

Reindl über Schärfung u. Milderung der Strafen 197, 15.

Religions- u. Pflichten-Lehren der Vernunft u. des Herzens 196, 7.

Répertoire abrégé de la législation françoise, depuis 1789 jusqu'au mois de Novembre 1810. p. *Rondonneau* 197, 9.

Reuter pädagogiſches Reallexikon oder Repertorium für Erziehungs- und Unterrichts-Kunde u. ihre Literatur 200, 38.

Roſsberg Anweiſung für die Jugend zur richtigen Ausſprache u. Rechtſchreibung im Deutſchen. 2 Aufl. 214, 151.

— — ſyſtematiſche Anweiſung zum Schön- u. Geſchwind-Schreiben u. zur Prüfung deutſcher Hand- u. Druck-Schriften. 3 Th. 214, 151.

Rumpf gemeinnütziges Wörterbuch zur Reinigung u. Veredelung der Sprech- u. Schreib-Art in Anſehung der Verdeutſchung fremder, des beſſeren Ausdrucks für ſprachwidrige, der Aufnahme neuer u. der Erklärung finnverwandter Wörter 214, 148.

S.

Sammlung von Geſetzen, Decreten und Gutachten des Staatsraths, welche in den Departementen der Ober-Ems, der Weſer-Mündungen u. der Elb-Mündungen verkündet worden ſind 1—17 Th. 197, 9.

Sappho u. Phaon oder der Sturz von Leukate. 2 Aufl. 208, 105.

Schaller Handbuch der neueren claſſiſchen Literatur von Leſſing bis auf gegenwärtige Zeit. 1 Bd. 215, 159.

Schaller Lehrbuch über die Gesetze u. die Verfassung des K. Westphalen. 197, 14.
v. Scherer über die Anpflanzung des Tabaks, Art u. Weise, wie man denselben behandeln müsse 216, 167.
Schläger Fortsetzung des Planes der Mädchenschule in Münden, v. 1810 u. 1811. 200, 39.
Schreger die weibliche Schönheitspflege für jegliches Alter u. Lebensverhältnifs 199, 29.
— — Kosmetisches Taschenbuch für Damen 199, 29.
Seiler neues Buchstabir- u. Lese-Buch. 12 Aufl. 215, 160.
v. Siebold Lehrbuch der theoretisch-praktischen Entbindungskunde. 1. 2 Bd. 198, 27.
Simonis Socratici, ut videtur, dialogi IV. de lege, de amori cupidine, de justo ac de virtute. Additi sunt incerti auctoris dialogi Eryxias et Axiochus. Graeca rec. *Böckh*. 209, 105.
Snell, Fr. W. D. u. Ch. W., Encyklopädie der Schulwissenschaften für höhere Bildungsanstalten u. zum Selbstunterricht. 2 Abth. 1 Bd. 215, 159.
Sprachlehre, kleine lateinische, zum Schulgebrauche. Neue Aufl. 215, 160.
Stäudlin Geschichte der theologischen Wissenschaften seit der Verbreitung der alten Literatur. 1. 2 Th. 212, 129.

T.

Terentii Comoediae sex. Textum ad fidem cod. Halensis — edidit *Benn.* T. I. II. 210, 153.

U.

Ueber die gemeinschaftlichen Fehler vieler Festungen, nebst einigen Vorschlägen, denselben abzuhelfen. 205, 77.

V.

Vida Jesus Christus. Deutschen Verehrern des göttlichen Helden gesungen von *Müller* 211, 121.
v. Voss Lustspiele. 3—7 Bd. 199, 30.
— — Nino de Santa Cruz oder die Engländer in Spanien. 1. 2 Th. 212, 135.

W.

Wadzeck nützliches u. unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Bürger u. denkenden Landmann. 13 Vierteljahr 207, 95.
Wagner, A., Grundzüge der reinen Strategie 205, 77.
— — *E. C.*, neues Handbuch für die Jugend in Bürgerschulen. 6 Aufl. 208, 103.
Wiedemann neues Wörterbuch zur Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch häufig in verschiedenen Schriften in der Umgangssprache u. in Zeitungen vorkommen. 1 Th. 214, 150.
Winkler Beschreibung eines verbesserten u. zum wirklichen Gebrauch eingerichteten Spiegellineals 205, 80.

Z.

Ziehnert kleine Schauspiele, zu belehrender Unterhaltung der Jugend. 2 Bdchen. 214, 151.

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh. in Marburg 196.
— — in Kiel 204 (2).
Anonyme Verleger 196. 214. 216.
Appel in Hamburg 197.
Arnold in Dresden 205.
Becker in Gotha 208.
Bibelanstalt in Erlangen 215.
Buchdruckerey, kais., in Paris 197.
Campe in Nürnberg 200.
Caspar in Münden 200 (3).
Collin in Paris 207.
Craz u. Gerlach in Freyberg 216.
Creutz in Magdeburg 197.
Darnmann in Züllichau 201.
Dölle in Halberstadt 204 (3).
Döring in Frankfurt a. M. 201.
Ernst in Quedlinburg 214.
Etlinger in Aschaffenburg 208.
Frommann in Jena 208.
Gebauer in Halle 215.
Göpferdt in Jena 205.
Guilhauman in Frankfurt a. M. 208.
Haller in Bern 200.
Hammerich in Altona 197.
Harthnoch in Leipzig 205.
Hayn in Berlin 214.
Heerbrandt in Tübingen 216.
Heinrichshofen in Magdeburg 199.
Hemmerde u. Schwetschke in Halle 215.
Heyse in Bremen 215. (2).
Hitzig in Berlin 206.
Hof- Buch- u. Kunst-Handlung in Rudolstadt 209.
Hoffmann in Hamburg 211.
Horvath in Potsdam 196.
Jacobäer in Leipzig 198.
Keyser in Erfurt 208.
Korn in Breslau 205. 215.
Krüll in Landshut 197.
Kunst- u. Industrie-Comptoir in Amsterdam 205.
Löflund in Stuttgardt 217.
Mallinckrodt, Gebr., in Dortmund u. Leipzig 196. 205.
Maurer in Berlin 207.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 209 (3).
Müller in Hamburg 197.
Nicolovius in Königsberg 205. 210.
Palm in Erlangen 208. 217.
Regierungs-Buchh. in Stralsund 208.
Renger in Halle 210.

Ritter in Gmünd 206.
Rondonneau u. Deile in Paris 197.
Rötzl u. Kaulfuſs in Wien 205.
Sander in Berlin 211.
Schaumburg in Wien 202.
Schmidt in Berlin 199. 212.
Schrag in Nürnberg 199. 201.
Schulbuchhandlung in Rotweil 199.
Stahel in Würzburg 196 (2).
Stiller in Roſtock u. Leipzig 200.
Strauſs in Wien 216.
Taſchè u. Müller in Gieſsen 215.
Theiſſig in Münſter 225.
Thomann in Landshut 197. 225.
Uz in Meiſſen 216.
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 212 (2).
Wagner in Neuſtadt a. d. O. 214.
Waiſenhausbuchh. in Halle u. Berlin 215.
Widmann in Prag 217.

III. Intelligenzblatt des October.

Notizen über die neueſte franzöſiſche Literatur 58. 462.

Ankündigungen.

Barth in Leipzig Verl. 59. 471.
Brede u. Wilmans in Offenbach u. Frankfurt a. M. Verl. 57. 452.
Büſchler in Elberfeld Verl. 57. 449. 450. 452.
Cnobloch in Leipzig Verl. 59. 469. 61. 485.
Frommann in Jena Verl. 57. 454.
Geroldiſche Buchh. in Wien Verl. 58. 463.
Hayn in Berlin Verl. 57. 455.
Heſſelmann in Unna Verl. 57. 454.
Keyſers Buchh. in Erfurt Verl. 60. 479.
Landes-Induſtrie-Comptoir in Weimar Verl. 61. 486.
Löffler in Mannheim Verl. 61. 485.
Rein in Leipzig Verl. 57. 451.
Schmidt in Berlin Verl. 61. 485.
Schüppelſche Buchh. in Berlin Verl. 57. 462.
Terlinden Theoretiſch-praktiſche Erläuterung der franz. Criminal-Proceſsordnung 57. 452.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Paris, Auszug aus dem Bericht über die Arbeiten der Claſſe für die alte Literatur u. Geſchichte des Inſtituts von *Ginguené* 60. 473.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Berlin, Verzeichniſs der Vorleſungen im Winterhalbjahre 1812—1813 58. 457.
Berlin, Anzahl der Studirenden 58. 461.
Jena, Verzeichniſs der Vorleſungen für das Winterhalbjahr 1812—1813 61. 481.
Marburg, Verzeichniſs der Vorleſungen im Winterſemeſter 1812—1813 59. 465.
Straſsburg, Eröffnung der Lehrcurſe auf der kaiſ. Akademie u. Promotionen 59. 468.

Vermiſchte Nachrichten u. Anzeigen.

Baum in Jena Bücher zum Verkauf 57. 456.
Bücher-Auction in Berlin 57. 455.
Expedition des altonaiſchen Mercurs, Anzeige 59. 472.
Fiedler in Jena Bücher zum Verkauf 57. 456.
Lehmann in Luckau Empfehlung von *Reichenbachs* griechiſch-deutſchem Wörterbuche 59. 471.
Mercur, altonaer, der Tranſit deſſelben iſt frey gegeben 59. 472.
Ungers Buch- u. Noten-Druckerey, Schrift- und Noten-Gieſserey, nebſt Buchh. in Berlin wird zum Verkauf ausgeboten 61. 488.
Verzeichniſs von Büchern, die um herabgeſetzte Preiſe zu verkaufen ſind 59. 472. 61. 487.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 NOVEMBER, 1812.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *De vera natura atque indole orationis Graecae Novi Teſtamenti Commentatio.* Auctore M. *Henr. Planck.* 1810. 67 S. 4. (10 gr.)

Eine Schrift voll lehrreicher Andeutungen und Betrachtungen, deren Anwendung für das Sprachſtudium des N. T. von erſprieſslichen Folgen ſeyn muſs! In der Einleitung äuſsert Hr. *P.* mit Recht ſein Befremden, daſs die einſt mit Lebhaftigkeit und Gelehrſamkeit geführten Streitigkeiten über die Reinheit der griechiſchen Sprache des N. T. und die Verunſtaltung derſelben durch Aramäismen nicht zu genauen Unterſuchungen über den wahren Charakter der ſpäteren griechiſchen Schreibart geführt hätten, wovon ſich doch in dem Ausdruck der neuteſtamentlichen Schriftſteller ſo viele deutliche Spuren nachweiſen lieſsen. *Nur* drey Gelehrte, *Saumaiſe*, *Fiſcher* und *Sturz*, verdienten als glückliche Arbeiter in dieſem Felde mit Achtung genannt zu werden. Indeſſen habe der Erſtere es mehr bey geſchichtlichen Nachweiſungen bewenden laſſen, als daſs er die eigentliche Natur der ſeit Alexanders Tod ſo vielfach anders geſtalteten griechiſchen Sprache ſcharf beleuchtet hätte. Der Andere habe, durch den Zweck ſeiner Arbeiten beſchränkt, es ſich vorzüglich angelegen ſeyn laſſen, die Abweichungen der macedoniſchen und alexandriniſchen Schreibart von der reinen und zierlichen Schriftſprache der alten Attiker durch paſſende Beyſpiele ins Licht zu ſetzen. [Wenn auch eine geſchichtliche Entwickelung der Urſachen, aus welchen die Eigenheiten dieſes ſogenannten *Dialectus Communis* aufgeklärt werden können, von dem ſprachgelehrten *Fiſcher* nicht verſucht worden: ſo iſt doch gerade die ſorgfältige Nachweiſung des ſpäteren griechiſchen Sprachgebrauchs in der alexandriniſchen Überſetzung des A. T. und in den Schriften des N. T., wovon die philologiſchen Arbeiten dieſes verdienten Mannes ſo zahlreiche Beweiſe enthalten, dann, wenn die hier deutlich bezeichneten Pfade durch Ausſpähungen und Vergleichungen aufmerkſam verfolgt werden, ein gutes Mittel, die wahre Beſchaffenheit des neuteſtamentlichen Hellenismus glücklicher aufzuklären. Eine beſonders reiche Ausbeute gewähren die *Animadverſiones ad Velleri Gramm. Graec.*, die von unſeren Bibelauslegern zum Erſtaunen wenig benutzt worden ſind, z. B. an folgenden Stellen: Specim. I. p. 34. 35. 46. 52. 71. ſqq. 123. 156. 193. 203. 415. Specim. II. p. 160. 170. 247. 249. 304. 316. 317. 336. 351. 356. 359. 370. 379. 383. 388. 399. Specim. III. P. 1. p. 24. 33. 96. 342. 344. 368. 404. 444. Vergleicht man dieſe ausführlich mitgetheilten Beyſpiele, aus welchen ſich die von Hn. *P.* (ſ. weiter unten) vorgebrachten Beweiſe theils beſtätigen, theils vervollſtändigen laſſen: ſo wird man geſtehen müſſen, daſs hier als Kennzeichen eines beſonderen macedoniſchen und alexandriniſchen Dialekts *gewöhnlich* aufgeführt werden, was, richtiger ausgedrückt, bloſs Eigenthümlichkeiten der Sprache des ſpäteren Griechenlands überhaupt waren. Aber wenn zugleich ausdrücklich bemerkt wird, dieſe und jene Formen, Eigenheiten u. ſ. w. ſind aus dem attiſchen, ioniſchen u. a. Dialekt oder aus der Volksſprache gefloſſen: hat er dann nicht den Charakter der ſpäteren griechiſchen Gemeinſprache treffend gezeichnet? Ja, wenn wir Spec. I. p. 35 mit klaren Worten leſen: „*Hanc enim ipſam linguam (communem) novimus alia verba una cum formis eorum, et ſignificationibus et ſtructura habuiſſe communia cum Attica dialecto, atque tribus reliquis, alia propria, in his etiam barbara*“: hat dann nicht *Fiſcher* auf die Quellen, aus welchen Aufklärungen geſchöpft werden können, deutlich hingewieſen, und den Weg, den auch Hr. *P.* in vorliegender Schrift weiter verfolgt hat, mit unverkennbaren Merkmalen bezeichnet? Es ſcheinen demnach die Verdienſte, die auch hier der berühmte leipziger Philolog ſich erworben hat, nicht ganz gerecht gewürdigt worden zu ſeyn.] *Sturz*, fährt der Vf. fort, habe dadurch den rechten Geſichtspunct ſich verrückt, daſs er die Beſonderheiten der nach Alexanders Zeiten herrſchend gewordenen griechiſchen Sprache zu einem beſonderen alexandriniſchen Dialekt habe ſtempeln wollen, da doch der Charakter und der Urſprung dieſer ſpäteren Sprache in ſo enge Grenzen ſich nicht einzwängen lieſsen. So gerecht auch dieſer Vorwurf im Allgemeinen iſt, weil ſich in der von alexandriniſchen Schriftſtellern, namentlich den LXX, gebrauchten Sprache eine Vermiſchung der früheren Dialekte und die hervorſtechenden Charakterzüge der auch auſserhalb Ägypten geſchriebenen ſpäteren griechiſchen Sprache in den vielfältigſten Spuren auszeichnen laſſen: ſo möchten doch die gründlichen *Sturz'ſchen* Unterſuchungen in ſeiner trefflichen Schrift: *De Dialecto Macedonica et Alexandrina*, in Beziehung auf die Sprache des N. T. betrachtet, weniger nachtheilig erſcheinen, und eine freyere Anwendung geſtatten. Denn Alexandrien, dieſer berühmte Sitz der ſpäteren griechiſchen Literatur, ſtand mit Jeruſalem in ſehr enger Verbindung, ſo wie überhaupt zwiſchen Ägypten und Pa-

läſtina ſeit den älteſten Zeiten ein vielfach verſchlungenes Verhältniſs Statt gefunden. Die griechiſche Sprache, welche in Alexandrien geredet ward, muſste daher ſehr bald mit ihren Eigenthümlichkeiten in das benachbarte jüdiſche Land einwandern, wofür ſich auch durch eine Vergleichung der in Paläſtina erſchienenen griechiſchen Schriften, z. B. mehrerer Apokryphen des A. und N. T., des Geſchichtſchreibers Joſephus, einzelner apoſtoliſcher Väter, des Ignatius u. A., mit der griechiſchen Überſetzung des A. T., einzelnen hierhin gehörenden Apokryphen des A. T., Philo, Clemens von Alexandrien, Origenes u. ſ. w., lehrreiche Beweiſe in keiner geringen Zahl gewinnen laſſen. Da nun der neuteſtamentliche Hellenismus nach ſeinen charakteriſtiſchen Eigenheiten durch ein gründliches Studium alexandriniſcher und benachbarter Schriftſteller vorzüglich aufgeklärt werden kann: ſo muſs dem bibliſchen Exegeten Hr. *Sturz* um ſo mehr ein willkommener Führer ſeyn, da er die aus der alexandr. Überſetzung des A. T. entlehnten, und mit beſtätigenden Stellen aus dem N. T. begleiteten Beweiſe eines ſpäteren griechiſchen Sprachgebrauchs durch paſſende Zeugniſſe aus anderen, nach Alexanders Tod aufgetretenen Schriftſtellern, einem Athenäus, Plutarch, Polybius, Diodor, Achilles Tatius, Alciphron, Heliodor u. A. in das herrlichſte Licht geſetzt hat. Dieſen genannten drey gelehrten Männern möchte Rec. wenigſtens noch zwey andere, *Maittaire de Gr. ling. Dialectis, ed. Sturz*, und den berühmten *Valckenaer*, beyfügen. Jener verdient hier in ſofern eine Stelle, als er mehrere der aus den älteren griechiſchen Dialekten in den ſpäteren Hellenismus verpflanzten Sprachformen in der griechiſchen Überſetzung des A. T. und in den Büchern des N. T. ſehr häufig, z. B. S. 44. 50. 52. 61. 62. 64. 65. 68. 70. 73. 75. 79. 80. 83. 87. 292. 298. 299 u. ſ. w., nachgewieſen hat. Der Andere hat nicht nur in ſeinen Commentaren zu Euripides Phoeniſſen und Hippolytus, ſondern auch in ſeinen kleineren Schriften, ſo oft ſich dazu eine ſchickliche Gelegenheit darbot, ſcharfſinnige Aufklärungen über verſchiedene Eigenheiten des *Dialectus communis* mitgetheilt, wie z. B. in deſſen *Opuſcull. philol. cet. ed. Lipſ.* 1808. 1809, z. B. P. I. p. 182. 183. 191. 193. 199. 202. P. II. p. 292. 293. 298. 303. 305. 309. 319. 323. 328. 332 des Weiteren zu ſehen iſt.

Die Kennzeichen, erinnert Hr. *P.*, zu dem wir jetzt zurückkehren, wodurch der Hellenismus des N. T. von der attiſchen Sprache ſich unterſcheiden laſſe, ſeyen eben ſo wenig, als die Quellen, woraus er gefloſſen, von den Auslegern, die ſich hier unbegreiflich ſorglos zeigten, bisher erforſcht worden. Daher rühre es, daſs παιδεύειν, εὐσχήμων, γενεσία, jenes von *Schleiermacher*, dieſe von *Paulus* falſch gedeutet worden, weil der ſpätere griechiſche Sprachgebrauch von ihnen unbeachtet geblieben. Gerade die Sprachformen, die die Grammatiker gemiſsbilligt hätten, wären als gewöhnliche Sprechart von den Erklärern des N. T. zu berückſichtigen. Auch in der Kritik ſey eine ſolche Kenntniſs von dem weſentlichſten Nutzen: eine ſpätere Orthographie, verſchiedene Formen von Zeitwörtern, die in den älteren griechiſchen Schriftſtellern entweder gar nicht oder höchſt ſelten vorkommen, zeigten ſich im N. T., über welche das Studium ſpäterer Grammatiker und ſpäterer griechiſcher Schriftſteller Aufklärung ertheile. Z. B. ἤλθατε Matth. 25, 36 für das von *Griesbach* aufgenommene ἦλθετε. ἔπεσα für das Act. 22, 7 vorgezogene ἔπεσον, λιμὸν μεγάλην Act. 11, 28, εἰμὶ für das gewöhnliche οὐδέν 1 Cor. 13, 2, δίδραγμα Matth. 17, 24, ὀσσοὺς für πόσσους Luc. 2, 24. Nach dieſen nützlichen Vorerinnerungen ordnet Hr. *P.* ſeinen Gegenſtand unter einen doppelten Geſichtspunct: der eine iſt der Unterſuchung des Urſprungs jener Sprache des ſpäteren Griechenlands überhaupt gewidmet, der andere faſst die Merkmale dieſes ſpäteren Sprachgebrauchs im N. T. nach gewiſſen Rubriken zuſammen. Hr. *P.*, der ſich hier mehr mit bloſsen, aber ſchätzbaren Andeutungen begnügt hat, verſpricht dieſe wichtige Materie in einer beſonderen Schrift, betitelt: „*Ἰσαγωγὴ philologica in N. T.*“, nach ihrem ganzen Umfange zu erörtern, mit welcher er die Freunde der neuteſtamentlichen Exegeſe recht bald erfreuen wolle. Der erſte Abſchnitt wird mit der Bemerkung eröffnet, daſs man die Sprache der *Vff.* des N. T. nicht als eine gebildete Schriftſprache, wie in den claſſiſchen griech. Schriftſtellern, ſondern als Sprache des gemeinen Lebens betrachten müſſe. Eine genaue Auffaſſung derſelben müſſe daher bey einer richtigen Auslegung und Aufſuchung der Quellen die Grundlage bilden. Die attiſche Sprache, ſeit Alexander d. Gr. von den griechiſchen Schriftſtellern allgemein als Muſter nachgeahmt, ſey unvermerkt durch Einſchiebſel aus einzelnen Dialekten und der Volksſprache verunreinigt worden, welche ſpätere Schreibart die Grammatiker τὴν κοινὴν genannt hätten. Von dem Zeitpuncte an, wo die Griechen ihre Freyheit verloren, ſey aus der Verſchmelzung oder Vermiſchung der einzelnen Hauptdialekte eine eigene verfälſchte Sprache hervorgegangen. Aber dieſe Sprache dürfe man nicht alexandriniſche nennen, indem auch in Alexandrien dieſe Gemeinſprache üblich geweſen ſey. Spuren aller Dialekte, auſser dem aeoliſchen (auch aus dieſem hat *Fiſcher* l. c. Specim. I. p. 156 einige Überbleibſel nachgewieſen) erſchienen hier, von dem doriſchen jedoch die meiſten. Als Quelle, woraus die Kenntniſs dieſer Sprache geſchöpft werden könnte, werden die griechiſchen Schriftſteller nach Alexanders Tode genannt. Eine zweyte Quelle ſeyen die Grammatiker, die über dieſe Sprache mit Sorgfalt ſich verbreitet hätten, als *Phrynichus, Moeris, Herodianus, Thomas Magiſter* u. A.; dann Scholiaſten und Lexikographen, als *Heſychius*; ferner die alexandriniſche und andere griechiſche Überſetzungen des A. und N. T., die apoſtoliſchen Väter, endlich Denkmäler, als Inſchriften (wohin Rec. vorzüglich die zu Roſette aufgefundene rechnen möchte), Münzen u. ſ. w. Der zweyte Abſchnitt verfolgt die im N. T. vorkommenden Spuren, und zwar nach folgender Überſicht: I. Wörter, die aus fremden Sprachen in die griechiſche eingewandert ſind, welches

zum Theil schon vor der macedonischen Herrschaft gesprochen sey, aber noch häufiger nachher. (Dieses musste vorzüglich in Rücksicht der Gegenstände der Fall seyn, welche die Griechen erst im Ausland kennen gelernt hatten, wohin z. B. Pflanzen, Edelsteine, Luxusartikel, Kleidungsarten, besondere Staatswürden u. s. w. gehören. Von diesen Fremdlingen hat Rec. in griechischen Schriftstellern eine grosse Gesellschaft aufgespürt.) II. Eigenheiten in der Orthographie und in der Aussprache der Wörter, wovon S. 26. 27 mehrere Beyspiele, als ἀετός Matth. 24, 28 für αἰετός, πιάζω Joh. 7, 30 für πιέζω, aufgeführt werden. III. Biegungen der Nenn- und Zeit-Wörter, die aus den älteren Dialekten mit anderen späteren Zusätzen aufgenommen worden. Z. B. der Dativ νοὶ für νῷ 1 Cor. 1, 10. 14, 15. Rom. 7, 25; der Accus. νῆ Act. 5, 11. 15. Tit. 2, 8, zusammengezogen aus νῆα; βούλει für βουλῇ Luc. 22, 42; ἀφέωνται für ἀφεῖνται Matth. 9, 5. Aus der letzteren Classe die Endung αν für ασι, als ἔγνωκαν Joh. 17, 7. Die Form ἐδολιοῦσαν für ἐδολίουν Röm. 3, 13. ἤλθοσαν Exod. 16, 24. (In den Büchern der Maccabäer und in dem apokryphischen Esras stösst man auf viele dergleichen Beyspiele.) Unter diese Spracheigenheiten gehören auch Futura und Aoristα, z. B. ἐλεύσοραι Matth. 9, 15; ἄξω für ἄξομαι Act. 22, 5; καθίσω Matth. 25, 31 für καθιῶ; ἐγέννησα für ἐγεννησάμην Matth. 1, 2. IV. Heterogenen, als ὁ σκότος und τὸ σκότος u. s. w. V. Alte Formen von Wörtern, die dem Atticismus fremd sind, als ἀλέκτωρ für ἀλεκτρύων, σκοτία für σκότος, οἰκοδομή für οἰκοδόμημα. An diese Überbleibsel aus älteren Dialekten schlössen sich Erfindungen späterer Zeiten, theils aus der Classe der Substantive, als μετοικεσία für μετοίκησις, vorzüglich Wörter, die sich auf μα endigen, als κατάλυμα Luc. 2, 7, ἀνταπόδομα Luc. 14, 12, αἴτημα Luc. 23, 24 u. s. w.; theils aus der Classe der Adjectiva, als ἀπείρασος Jac. 1, 13 für ἀπείρατος, Zusammensetzungen, als ἀκατάπαυστος 2 Petr. 2, 14, oder Wörter auf ινος, als ὀρύφινὸς Apocal. 22, 16, oder Abweichungen in der Bildung der Vergleichungsstufen, als ταχιον; theils aus der Classe der Zeitwörter, die in ihren abweichenden Formen zwar grösstentheils analogisch gebildet sind, aber in der alten Sprache der classischen Schriftsteller nicht vorkommen, und daher von den Grammatikern verdammt worden, als ὀρθρίζειν Luc. 21, 28 für ὀρθρεύειν, γρηγορεῖν für ἐγρηγορεῖν Matth. 24, 42, vorzüglich W. in οω, als ἀνακαινόω 2 Cor. 4, 16, δεκατόω Ebr. 7, 6. 9, eine Lieblingsform im N. T.; theils aus der Classe der Adverbien, als παροικὶ Act. 16, 34. VI. Wörter, die als Eigenthümlichkeiten älterer Dialekte in den *Dialectus communis* geflossen, oder erst von späteren Griechen eingeführt worden. Attische, dorische, ionische Wörter zeigten sich vermischt im N. T. und den LXX. Z. B. ἔκτρωμα 1 Cor. 15, 8, ἀρχιέλαιος Röm. 11, 17, wovon jenes dem ionischen, dieses dem dorischen Dialekt angehöre. Von den neu hinzugekommenen Wörtern liessen sich 3 Classen bilden: a) solche, welche nach dem Ausspruch der alten Grammatiker bloss dem *Dial. comm.* eigenthümlich seyen; b) solche, die zwar von den Grammatikern nicht verdammt würden, aber sich nur bey den κοινοῖς fänden; c) solche, die bloss bey Schriftstellern, die sich der Volkssprache bedient hätten, z. B. bey den Aposteln, den apokryphischen Schriftstellern, zum Vorschein kämen. Unter die Merkmale rechnet Hr. *P.*, wenn die Sache, die ausgedrückt werden sollte, ganz neu ist, als ἀρχισυναγωγός Luc. 8, 41, wenn die Sache zwar im Alterthum bekannt gewesen, aber einen eigenen Namen gehabt hätte, als μερισμός, wofür ehemals δασμός üblich gewesen, drittens, wenn die Wörter in der Bildung und Bedeutung einer neuen Analogie folgten, als ὀρθρίζειν. VII. Bedeutungen von Wörtern, die, weil sie in der älteren Sprache nicht gefunden würden, entweder erst neu oder wenigstens nicht bewährt genug schienen. Sie wären theils durch Erweiterung, theils durch Übertragung eines Begriffs veranlasst worden. Z. B. παρακαλεῖν, παιδεύειν und ähnliche Hebraismen. VIII. Die Veränderungen, welche der Sprachgebrauch erlitten hätte, z. B. μάμμη, πάπτης, βρέχειν.

In dieser hier aufgeführten Ordnung hat Hr. *P.* seine von Besonnenheit und einem sorgfältigen Studium zeugenden Untersuchungen über den Hellenismus des N. T. deutlich vorgetragen. Möge er Ausdauer und Musse genug behalten, diese mühsamen Pfade zu verfolgen, um von einer Seite, die unseren gemächlichen Exegeten ganz entrückt zu seyn scheint, durch seine verdienstvollen Bemühungen den Sprachgebrauch des N. T. befriedigend aufzuklären!

Ασ. Ηρ.

HALLE, b. Kümmel: *Ansichten von interessanten, dunkeln und sinnreichen Stellen des neuen Testaments.* Prodromus einer Darstellung des Christenthums nach Vernunft und Bibel für nichttheologische, aber wissenschaftlich gebildete Christen aus den höheren und mittleren Ständen. 1810. XXII u. 120 S. kl. 8. (12 gr.)

Unter Ansichten versteht der Vf. individuelle Vorstellungen von einer Sache, und dergleichen sollen auch diese seyn, die er uns in dieser Schrift mittheilt. Um nun diesem Titel gemäss eigenthümlich zu seyn, brauchte der Vf. das sonderbare Mittel, sich mit keiner exegetischen Vorarbeit bekannt zu machen, und zur Rechtfertigung dieses Verfahrens führt er „Sentiments", unter anderen aus den Ergänzungsblättern der hallischen A. L. Z., an, welche besagen, dass man originell seyn, und seinen eigenen Weg gehen müsse. Gegen die Originalität haben wir nichts; nur verbitten wir uns in historischen und exegetischen Untersuchungen eine solche, die sich auf Unkenntniss der Vorarbeiten gründet. Dagegen hätten wir nichts einzuwenden, wenn der Vf., mit allen exegetischen Materialien aus den Quellen selbst ausgerüstet, nur auf die Bearbeitungen derselben keine Rücksicht genommen hätte; aber er gesteht selbst, dass sein exegetischer Apparat sehr klein sey. Nicht einmal die *griesbachische* kritische Ausgabe besitzt er, wie aus der Anmerkung S. 1 zu ersehen ist. S. 94 giebt er zu erkennen,

dafs er die deutsche *mathmannsche* Bibel mit dem Grundtexte (Züllichau 1741) vor sich hatte. Daraus folgt denn von selbst, dafs der Vf. auch nicht die geringste Kenntnifs von Kritik hat, und er gesteht es auch mehr als einmal unverholen. Desto fleifsiger scheint er Literatur-Zeitungen zu lesen; diese sind das Organ seiner Verbindung mit der gelehrten Welt, und aus ihnen hat er manche neuere Meinungen kennen gelernt, die er sich zu eigen gemacht hat, und für sein originelles Eigenthum hält. Dahin gehört seine Ansicht von der Versuchungsgeschichte Jesu, die er auf die bekannte Art aus einem revolutionären Antrag des Synedriums erklärt. Aber hätte er auch noch gröfsere Unkenntnifs der zeitigen exegetischen Meinungen gehabt: so wären seine Ansichten vom N. T. doch nicht originell geworden. Er steht nämlich ganz auf dem gemeinen Standpunct der sogenannten Aufklärungsperiode. Er will in der Bibel nichts als Vernunft finden, d. h. die seines eigenen werthgeschätzten Ichs und seiner Zeit; und seine exegetische Kunst besteht darin, die Worte des N. T. so zu drehen, dafs sie mit der „Vernunft" zusammenstimmen, oder doch nichts Auffallendes dagegen enthalten. Von Eigenthümlichkeit findet sich daher in diesem Büchlein wenig, fast nichts, was der Anziehung werth wäre. Rec. würde auch hiemit die Anzeige desselben schliefsen, wenn es der Titel nicht als Vorläufer eines gröfseren Werks über das Christenthum ausgäbe. Was man sich von diesem zu versprechen habe, müssen wir durch einige Bemerkungen noch näher bezeichnen.

Die Erklärung der Versuchungsgeschichte, welche der Vf. giebt, haben wir schon angedeutet; die Ausführung kann weiter gar nicht interessiren. Die mythische Einhüllung dieser angeblich so natürlichen Geschichte erklärt sich der Vf. aus der Behutsamkeit des Matthäus, das jüdische Synedrium nicht beleidigen zu wollen. In demselben Geiste wird auch die Geschichte der Taufe Jesu und der Bekehrung des Apostels Paulus aufgefafst. Die Erklärung der letzteren dient zur Begründung der Ansicht des Vfs. von der Stelle 2 Cor. 12, 7—9 vom „Pfahl im Fleisch." Diesen hält der Vf. für nichts, als „die quälenden Gewissensvorwürfe über Paulus vormalige Verfolgungen der Christen." Nämlich die vorhergehenden Verse 2—5, wo der Apostel von einer gehabten Ekstase spricht, versteht der Vf. vom Wunder seiner Bekehrung. Dabey ist zu bemerken, dafs er die Entdeckung gemacht hat, dafs die Worte εἴτε ἐν σώματι κ. τ. λ. heifsen: *war ich damals schon ein Anhänger Jesu, oder war ich es nicht?* „So sehr wir (sagt der Vf.) mit ungeheuchelter Demuth in Absicht auf unser exegetisches Talent erfüllt sind: so können wir uns doch nicht enthalten, unsere Verwunderung zu bezeigen, dafs andere und berühmte Ausleger bey dem Ausdruck *Leib* nicht auf die christliche Kirchengemeine verfallen sind, zu deren Bezeichnung Paulus selbst dieses Wort Leib in fast allen seinen Briefen gebraucht." Wir wundern uns darüber gar nicht, denn zu einer solchen Erklärung gehört ein exegetisches Talent, wie das des Vfs. Eigenthümlich gefafst, wiewohl nicht neu, ist die Erklärung der Stelle Luc. 16, 9 vom ungerechten Mamon. Diese Stelle läfst der Vf. an die Zöllner gerichtet seyn, von welchen Cap. 15, 1 erzählt ist, dafs sie Jesu Umgang suchten, und ihr Sinn wird so angegeben: Jesus erkläre ihnen, dafs sie nicht zu seinen Anhängern und Freunden passen würden, denen er sehr Wichtiges, Wichtigeres als irdische Güter anvertraue, wozu Treue und Rechtschaffenheit gehöre; da sie nun in solchen geringen Dingen, wie irdische Güter seyen, schon Untreue bewiesen hätten: so zweifele er, dafs sie in diesen wichtigeren Angelegenheiten treu seyn würden. Indessen sey ein Mittel übrig, nämlich sich des auf ungerechte Art Erworbenen zu entledigen, und damit Gutes zu stiften u. s. w. Aber die Pharisäer waren eben so gut Zuhörer dieser Rede, als die Zöllner, vgl. V. 4, und sie scheint ebenfalls in Beziehung auf diese gesagt zu seyn. Übrigens hätte die Paraphrase treffender eingerichtet werden sollen.

Auf seine Übersetzung der angeführten Stellen scheint der Vf. einen besonderen Werth zu legen. Er erklärt sich in der Vorrede ausführlich darüber. Dabey polemisirt er gegen eine Recension in den heidelberger Jahrb. d. Theol. 1 Jahrg. 2 H. S. 228, worin über die Übersetzung des N. T. Behauptungen aufgestellt sind, die ihm ganz unbegreiflich vorkommen. Besonders weifs er sich nicht genug zu wundern über den Satz, dafs über eine ächte Übersetzung des N. T. eben so gut exegetische Vorlesungen gehalten werden müfsten, als über das Original selbst: eine Wahrheit, die uns so einleuchtend ist, als die von Niemand bestrittene, dafs kein, mit jüdischer Sprache und Religion unbekannter Grieche das griechische N. T. richtig hat verstehen können. Der Vf. hingegen ist der Meinung, eine Übersetzung des N. T. müsse für den nichttheologischen Leser einen ganz verständlichen Sinn enthalten, und „ihn *au fait* setzen." So habe es bisweilen Luther, immer aber *Stolz* gethan. Z. B. das κατὰ ἄνθρωπον περιπατεῖτε 1 Cor. 3, 3, das Luther übersetzt hat: *ihr wandelt nach menschlicher Weise*, drücke Hr. D. *Stolz* herrlich so aus: *ihr betragt euch wie gemeine Menschen* (!). So sehr aber der Vf. Hn. D. *Stolz* wegen seiner Übersetzung lobpreist: so weifs er es doch noch besser. Z. B. ψυχικός 1 Cor. 2, 14, das Hr. *Stolz* durch *sinnlich* gegeben hat, lautet bey dem Vf.: *dessen Kopf und Herz durch die Religion Jesu ausgebildet ist.*

Aus dem Angeführten wird klar, dafs Rec., nach seiner Ansicht, nicht sehr begierig seyn kann auf die angekündigte Darstellung des Christenthums; doch mafst er sich nicht an, den Vf. von Herausgabe dieses Werks abzuschrecken: denn leider giebt es seiner Geistesbrüder noch sehr viele auf Katheder und Kanzel, für welche Rec. seine Stimme nicht abgegeben haben will. D.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 NOVEMBER, 1812.

JURISPRUDENZ.

ERLANGEN, b. Palm: *Handbuch zum ſyſtematiſchen Studium des neueſten römiſchen Privatrechts* nach den Grundſätzen des Herrn Oberappellationsraths Günther von *D. Chriſtian Friedrich Glück*, Hofrath und öffentl. ord. Lehrer der Lehrer der Rechte auf der Friedrich-Alexanders Univerſität in Erlangen. Erſter Theil, welcher die Einleitung und Literatur des juſtinianeiſchen Rechts enthält. 1812. VIII und 370 S. gr. 8. (1 Rthl. 20 gr.) Auch unter dem beſonderen Titel: *Einleitung in das Studium des römiſchen Privatrechts zur Berichtigung und Ergänzung des erſten Theils des Pandekten-Commentars* von *D. Chriſtian Friedrich Glück* u. ſ. w.

Schon in früheren Zeiten, als der um die gründliche Bearbeitung des römiſchen Rechts hochverdiente Vf. bey ſeinen akademiſchen Vorträgen der Pandekten noch die Legal-Ordnung befolgte und *Hellfelds* bekanntes Lehrbuch zum Grunde legte, fand auch er es mit ſo vielen Anderen zu beklagen, „daſs man nach dem einmal feſtgeſetzten Plane ein ſo weites und dornichtes Feld in dem engen Zeitraum eines halben Jahrs zu durchwandern genöthigt ſey, und daher auch ſelbſt für die wichtigſten Gegenſtände bey der groſsen Menge derſelben viel zu wenig Zeit habe, um ſich bey denſelben, ſo wie ſie es verdienten, nur einigermaſsen verweilen zu können.“ (S. die Vorrede zum erſten Theile des Pandekten-Comm.) Er fühlte deſshalb das vermeintlich dringende Bedürfniſs, ſeinen Zuhörern einen Commentar in die Hände zu geben, deſſen ſie ſich bey der Wiederholung der Vorleſungen als Hülfsmittel mit Nutzen bedienen könnten, und machte, da er unter den bereits vorhandenen Commentaren über die Pandekten keinen zweckmäſsigen der Art fand, bereits im J. 1790 ſelbſt den Anfang, einen ſolchen Commentar und zwar über ſein damaliges Lehr-Compendium, den *Hellfeld*, auszuarbeiten. Anfänglich ſollte dieſs Werk nur aus ſechs Bänden beſtehen und zunächſt für die Zuhörer des Vfs., d. h. doch wohl für Anfänger in der Rechtswiſſenſchaft überhaupt, ſodann auch für den wiſſenſchaftlich gebildeten Geſchäftsmann beſtimmt ſeyn: allein der Plan des Vfs. erweiterte ſich — vielleicht unwillkührlich — während der Arbeit ſo ſehr, daſs der angefangene Commentar ſchon mit dem 5ten Bande aufhörte, ein Commentar „für ſeine Zuhörer“ zu ſeyn, und dagegen anfing, ein recht ausführliches commentariſches Werk über das römiſche Recht zu werden, welches wegen des Reichthums ſeines Inhalts ſowohl, als wegen der vielen feinen und ſcharfſinnigen Erörterungen, die es enthält, für den geübten Rechtsgelehrten zwar ſehr brauchbar, dem Anfänger aber überall gar nicht mehr zu empfehlen iſt. Dieſes Werk hat ſeit 1790 einen zwar langſamen, aber im Ganzen doch ungehinderten Fortgang gehabt, und iſt mit eben ſo entſchiedenem, als wohlverdientem Beyfalle aufgenommen worden. Hatte man gleich gegen den Plan und die Anlage des Ganzen Manches zu erinnern: ſo wünſchte man doch allgemein, daſs es dem Vf. vergönnt ſeyn möchte, es im gleichen Geiſte bis zum Ende durchzuführen; allein ungeachtet bis jetzt ſchon 13 Bde. davon erſchienen ſind: ſo erſtrecken ſich dieſe doch immer nur erſt über die 15 erſten Bücher der Pandekten. Kein Wunder alſo, daſs die Hoffnung, es vom Vf. beendigt zu ſehen, trotz ſeiner feſten, ſchon vor einigen Jahren gegebenen öffentlichen Gegenverſicherungen, mit jedem Jahre immer ſchwächer werden muſs.

Bey dieſer Ausdehnung, welche der Pandekten-Commentar des Vfs. in neueren Zeiten erhielt, muſste deſſen anfänglicher Plan, zunächſt ſeinen Zuhörern ein Repetitionsbuch damit in die Hände zu geben, nothwendig ſcheitern. Dazu kam nun, daſs, als in neueren Zeiten die Vorzüge eines ſyſtematiſchen Pandekten-Vortrags vor der Legal-Ordnung derſelben immer allgemeiner anerkannt wurden, auch Hr. *Glück* „ſich noch am Abend ſeines akademiſchen Lehramts“ hat entſchlieſsen müſſen, dem Verlangen ſeiner Zuhörer nachzugeben, die bisher befolgte Legal-Ordnung gänzlich zu verlaſſen, und ſyſtematiſche Lehrvorträge nach Hn. *Günthers*, auch in unſeren Blättern (1811. Nr. 150) mit verdientem Lobe angezeigten *Principiis juris Romani privati noviſſimi* zu halten.

Aber alsbald ſcheint auch ſein anfänglicher Lieblingsplan wieder erwacht zu ſeyn. Er wünſchte nämlich jetzt, neben dem älteren auch noch ein neues Werk zu liefern, welches ſeinen Zuhörern bey ihrem Pandekten-Studium zu einem Handbuche dienen ſoll, um ſie der Mühe des Nachſchreibens, ihn ſelbſt aber der Laſt des zeitverderblichen Dictirens zu überheben, zugleich aber auch, um ihm Gelegenheit zu Berichtigungen und Ergänzungen ſeines Pandekten-Commentars zu verſchaffen.

So entſtand dasjenige Werk, welches wir hier anzuzeigen im Begriffe ſtehn. Es iſt der *Anfang* eines Commentars über *Günther*, ungefähr in derſelben

Manier, nur etwas kürzer und hin, und wieder mit mehr Geschmack bearbeitet, wie der angefangene Commentar über *Helfeld*.

Ehe sich nun Rec. zur Beurtheilung des Buchs selbst wendet, möge es ihm erlaubt seyn, etwas über die Gründe der Erscheinung desselben überhaupt zu sagen; er hält sich hiezu gewissermaßen für verpflichtet, da er den Motiven des Vfs. in keiner Hinsicht, weder im Allgemeinen, noch viel weniger aber in besonderer Beziehung auf *Günther's Principia* seinen Beyfall geben kann.

Der Hauptzweck, den der Vf. durch diesen neuen Commentar zu erreichen sucht, besteht darin, dass er für Anfänger in der Rechtswissenschaft ein Handbuch zu liefern wünscht, welches ihnen bey der Repetition nützliche Dienste leisten soll. In dieser Hinsicht kann es nun Rec. gar nicht billigen, dass über *gangbare*, zu akademischen Vorlesungen bestimmte Compendien Commentare für *Zuhörer* geschrieben werden. Er hält dies vielmehr im Allgemeinen für durchaus schädlich, indem es dem heillosen, täglich weiter um sich greifenden Gedanken Vorschub leistet, als komme es bey der Benutzung der akademischen Vorlesungen nicht sowohl auf den erläuternden und erklärenden Lehrvortrag, auf die *viva vox* des Lehrers und auf Aufmerksamkeit, verbunden mit eigenem Nachdenken von Seiten des Zuhörers, sondern vielmehr nur darauf an, ob man ein recht vollständiges und ausführliches Heft schreibt. Denn es ist doch in der That einerley, ob der Lehrer einen Commentar über sein Compendium vom Katheder herunter dictirt, oder ob er ihn der Kürze und Bequemlichkeit halber drucken lässt. Es ist wahr, und Niemand kann dies lebhafter fühlen, als Rec., welcher selbst akademischer Lehrer ist, dass es schwer, ja fast unmöglich ist, diesen Theil der Rechtswissenschaft, dem an Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Materien kein anderer gleichkommt, und der in sofern zugleich auch der wichtigste ist, als er die Vorkenntnisse und Grundlage aller übrigen Rechtsdisciplinen enthält, in dem kurzen Zeitraume von höchstens 5 Monaten durchaus gründlich zu erläutern: allein das Übel, welches aus der widersinnigen, erst seit ungefähr 15 Jahren allgemein gewordenen Anordnung, das sog. Pandekten-Collegium in einem halben Jahre zu absolviren, entsteht, wird dadurch, dass man Commentare darüber drucken lässt, nicht nur nicht gehoben, sondern in mancher Hinsicht noch verschlimmert, und das ewige Commentarschreiben in *usum tironum* nach *Höpfner's* Manier, führt am Ende noch dahin, dass man die akademischen Vorträge im Vertrauen auf den gedruckten Commentar, den man besitzt, für gänzlich überflüssig hält. Es giebt nur Ein Mittel, jenem Übel vorzubeugen und das *gründliche* Studium des röm. Rechts von neuem zu beleben, — ein nach den Fähigkeiten der Zuhörer berechneter methodischer Vortrag und Verlängerung der diesem Vortrage bisher gewidmeten Zeit! Und in Wahrheit, es ist hohe Zeit, auf dieses Mittel zurückkommen. Denn ergreift man es nicht bald: so gehört keine besondere Sehergabe dazu, um dem gründlichen Studium des röm. Rechts das Prognosticon zu stellen, dass es in der Art, wie es jetzt auf Akademieen getrieben und behandelt wird, über kurz oder lang sein Grab finden werde. Kein gedruckter Commentar, und wäre er die Deutlichkeit und Gründlichkeit selbst, wird dem Anfänger den Nutzen verschaffen, den er, wenn er will, aus einem wahrhaft erläuternden mündlichen exegetisch-doctrinellen Vortrage des Lehrers schöpfen kann. Das Einzige, was man bey der jetzigen Zeitnoth noch thun kann, um auf der einen Seite eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen und auf der anderen das zeitfressende Dictiren während der Stunde zu vermeiden, ist, dass man bey dem Vortrage der Pandekten *ausführliche* Lehrbücher, wohin namentlich *Günthers Principia* und *Thibauts* System gehören, zum Grunde legt. Dann beschränke man sich aber auch auf mündliche Erläuterung der Sätze des Compendii und exegetische Erklärung der wichtigsten Gesetze, und der Zuhörer wird, wenn er auch vorerst kein anderes Hülfsmittel als sein Compendium und das *Corpus juris* — diesen vorzüglichsten aller Commentare — braucht, bey einiger Aufmerksamkeit auf den mündlichen Vortrag, Stoff in Menge zum eigenen Nachdenken und zum eigenen Forschen haben, was tausendmal mehr werth ist, als das Lesen vieler Bücher, zumal solcher, die gleichsam darauf berechnet sind, durch ihre Deutlichkeit jedes eigene Nachdenken überflüssig zu machen.

Ist es nach diesen Ansichten, die hier nur angedeutet werden konnten, schon im Allgemeinen nicht rathsam, Commentare über gangbare Lehrbücher zum Gebrauche für Anfänger zu schreiben: so begreift Rec. vollends gar nicht, wie Hr. *Glück* auf den Gedanken kommen konnte, über *Günther* ein commentirendes Handbuch auszuarbeiten. *Günther* an sich ist schon der Reichhaltigkeit seines Inhalts wegen, zumal wenn man die Noten mit dem Texte gehörig zu verbinden weiss, eher ein ausführliches Handbuch, als ein dürres Lehrbuch zu nennen. Wozu also ein Handbuch über ein Handbuch? Und seit wann ist es denn Zweck der akademischen Vorträge, *Alles* zu sagen, was sich über einen Gegenstand nur immer sagen lässt, statt den Zuhörer über dasjenige, was man ihm vorträgt, *gründlich* zu belehren? Dazu kommt nun hier noch der ganz besondere Umstand, dass es Hn. *Gl.* doch unmöglich entgangen seyn kann, wie sein Pandekten-Commentar in denjenigen Lehren, die bis jetzt darin bearbeitet sind, von Hn. *Gunther* nicht bloss sehr stark benutzt, sondern dergestalt ausgeschrieben ist, dass sehr viele eine blosse Übersetzung des *glückschen* Commentars enthalten. Man stelle nur einmal eine Vergleichung an, und man wird allenthalben finden, dass *Günther* die Grundsätze, Regeln und Ausnahmen, wörtlich aus *Glück* übersetzt, in den Text seiner Paragraphen aufgenommen, die Modificationen und sonstige sachdienliche Bemerkungen aber, namentlich auch die Berührung der Controversen, in die Noten verwiesen, und von dem sonst noch im *glückschen* Commentare Enthaltenen

nur dasjenige weggelassen hat, was zur Erklärung der einzelnen Sätze dient, und was nach einer ganz richtigen Ansicht der Sache dem mündlichen Vortrage, und nur diesem überlassen bleiben muss. Rec. ist weit entfernt, Hn. *Günther* diese Art der Benutzung des *glückschen* Commentars zum Vorwurfe machen zu wollen: allein Hr. *Glück* durfte dies doch nicht unberücksichtigt lassen. Denn will er jetzt die aus seinem Commentar entlehnten §§., deren nicht wenige sind, von neuem commentiren: so stehen ihm hiezu nur zwey Wege offen, entweder er lässt seinen Pandekten-Commentar in einer etwas veränderten Ordnung und mit einigen neuen Wendungen noch einmal abdrucken, oder aber er schreibt einen neuen Commentar über seinen eigenen älteren Commentar. Das eine ist so schlimm als das andere!

Wenn nun aus dem bisher Gesagten hervorzugehen scheint, dass der Hauptzweck, den der Vf. bey der Ausarbeitung seines neuen Handbuchs hatte, die Erscheinung desselben nicht entschuldigt: so liegt ein solcher Entschuldigungsgrund noch viel weniger in dem von ihm beabsichtigten Nebenzwecke. Es ist unleugbar sehr verdienstlich, und unseres Erachtens zugleich die schönste Huldigung, die ein Schriftsteller der Wissenschaft und der Würde seines Geistes darbringen kann, wenn er, sey es durch eigenes Nachdenken, oder durch Andere, von seinen Fehlern und Irrthümern überzeugt, diese selbst unbefangen eingesteht und, wo er kann, zu verbessern sucht. Mit einer seltenen Bescheidenheit gesteht nun auch Hr. *Gl.* in der Vorrede zu diesem neuen Handbuche, dass er eben bey dieser neuen Bearbeitung der Pandekten überzeugt worden sey, wie viel ihm sein Pandekten-Commentar noch zu verbessern übrig gelassen habe, und dass er diese Verbesserungen, Berichtigungen und Ergänzungen in seinem neuen Handbuche niederzulegen denke. Diese würde mit Dank anzunehmen seyn, wenn die Bearbeitung eines neuen Handbuchs in der Art, wie es der Vf. beabsichtigt, überhaupt nothwendig und nützlich wäre: so aber lässt sich jener Nebenzweck des Vfs. weit besser und schneller erreichen, wenn er die ihm nöthig scheinenden Verbesserungen in einem besonderen Bande, der etwa als Anhang zum Commentare und immerhin schon jetzt erscheinen könnte, zusammenfasste. Hiedurch wäre viel gewonnen, denn einmal könnte man dann gleich mit einem Blicke übersehen, was der Vf. verbessert hat, und zweytens würde die sonst ganz unvermeidliche Inconvenienz vermieden, dass man, um des im Verhältnisse zum Ganzen doch immer nur wenigen Neuen und Guten zu geniessen und theilhaftig zu werden, den Inhalt des Pandekten-Commentars zweymal lesen und kaufen muss.

Rec. hat sich bisher *sine ira et studio* nur im Allgemeinen gegen den Plan und die Absicht des Vfs. bey der Herausgabe dieses neuen Handbuchs geäussert, es bleibt ihm nun noch übrig, dieses selbst, so weit dasselbe bis jetzt vorliegt, einer näheren Prüfung zu unterwerfen. Beurtheilt man nun den Anfang desselben, abgesehen von dem vorhin Gesagten, und abgesehen davon, dass der Vf. noch immer mit der Bearbeitung seines älteren Commentars, dessen Fortsetzung er abermals von neuem versprochen hat, beschäftigt ist: so ist er unleugbar sehr gelungen zu nennen. Man würde sich sehr irren, wenn man etwa glauben wollte, der Vf. habe blos seine Collegienhefte drucken lassen; das Ganze ist vielmehr mit unverkennbarer Sorgfalt und Liebe zur Wissenschaft ausgearbeitet, und man vermisst auch hier nicht die dem Vf. eigenthümliche Deutlichkeit und Gründlichkeit in der Darstellung der Materien, so wie seinen oft erprobten Scharfsinn in der Entwickelung und Aufklärung von Dunkelheiten und Schwierigkeiten. Viel Neues findet sich in diesem ersten Bande nicht; dagegen hat derselbe in Ansehung der darin abgehandelten Materien vor dem älteren Commentare den entschiedenen Vorzug, dass jene Materien mehr wissenschaftlich bearbeitet, und die allgemeinen Grundsätze, auf welchen sie beruhen, mehr hervorgehoben sind, als im Commentar geschehen war. Dass auch die neuere Literatur stets berücksichtigt, mitunter sehr stark benutzt worden, lässt sich erwarten, und braucht hier, da man die Manier des Vfs. in dieser Hinsicht schon kennt, blos erwähnt zu werden.

Der erste vor uns liegende Band enthält auf 370 S. nichts weiter als einen Commentar über die *Praecognita* des *güntherschen* Lehrbuchs (welche hier nur 64 S. einnehmen, woraus sich denn auf die abermalige Ausführlichkeit dieses neuen Commentars schliessen lässt), und zwar nach Anleitung eben dieses Lehrbuchs in zwey Abschnitten. Im *ersten Abschnitte* wird ebenfalls nach der Ordnung der einzelnen §§. jenes Lehrbuchs, jedoch hin und wieder mit einiger Abweichung, auch zuweilen mit Einschaltung einiger neuer §§., von der Natur, Entstehung, Wirkung, Dauer und Aufhebung, Erklärung und Anwendung der bürgerlichen Privatgesetze, so wie von der Collision der Rechte gehandelt, und zuletzt noch der Begriff von Gerechtigkeit und von *jurisprudentia* entwickelt. Wir heben aus diesem ersten Abschnitte Folgendes aus, theils um es einer näheren Prüfung zu unterwerfen, theils um einige Beweise von dem rühmlichen Bestreben des Vfs. zu geben, frühere Irrthümer zu verbessern, und frühere Lücken zu ergänzen.

Zuvörderst verdient hier bemerkt zu werden, dass der Vf. S. 9 sowohl, als weiter unten §. 29 die so Vielen anstössig gewesene lexikographische Aufzählung der 14 verschiedenen Bedeutungen des Worts *jus* vermieden, und sie sämmtlich aus den drey Hauptbedeutungen, *jus* im objectiven — subjectiven — und (wie wir glauben ohne Noth) im figürlichen Sinne, abgeleitet hat. Aber was wird *Hugo* sagen, wenn es seines Feuereifers ungeachtet (Encyklopädie §. 1. u. Civ. Mag. III. 4.) S. 10 immer noch heisst: „Verbindlichkeit (*obligatio!*) ist eine auf das Gesetz sich gründende Nothwendigkeit, etwas zu thun, oder zu unterlassen.“ Indess ist die Sache so schlimm nicht, als es Manchem scheinen mag, und der Unbefangene wird bald sehen, dass der Vf. hier nicht

von denjenigen, was der Römer *obligatio* nannte, sondern von der Verbindlichkeit, als Correlat des Rechts überhaupt, handelt, dass er also den lateinischen Ausdruck *obligatio* hier im Sprachgebrauche der Neueren nimmt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Rostock*, mit Adlerschen Lettern: *Über den allgemeinen und besonderen Gehülfen zu einem Verbrechen.* Einladungsschrift zur Feyer des Weihnachtsfestes von *C. G. Konopak*, zeitigem Rector der Universität. 1810. 32 S. 4. (7 gr.) Da der Vf. dem Publicum schon hinlänglich als ein gründlicher Jurist bekannt ist; so glaubt Rec. die Anzeige des Inhaltes dieser kleinen Schrift ohne Weiteres geben zu dürfen. Nachdem Hr. *K.* von S. 6—20 die Definitionen, welche *Stübel*, *Stelzer*, *Feuerbach*, *Grolman*, *Kock* und *Klein* von einem allgemeinen und besonderen Gehülfen zum Verbrechen aufgestellt haben, kritisirt hat; definirt er S. 21 den *speciellen* Gehülfen als *denjenigen, dessen Handlung mit irgend einem besonderen Umstande in Verbindung steht, welcher, wenn er bey der Handlung des Urhebers sich fände, das Verbrechen desselben, vermöge der Gesetze, als eine besondere Art von der Gattung scheiden würde.* Jeden anderen Gehülfen nennt er einen *allgemeinen*. Es giebt, fährt er S. 27 fort, innere und äussere Umstände, durch welche ein Gehülfe zu einem speciellen wird. A) Die *inneren* und zwar a) relativen Umstände dieser Art sind a) beym Diebstahle, wenn der Gehülfe, der Dienstbote, Gatte, nächste Erbe und dergl. des Bestohlnen ist; b) beym Morde, wenn er mit dem Ermordeten verwandt ist u. s. w.; 2) als absolute erkennt er a) bey allen Verbrechen, das unmündige Alter des Gehülfen, und b) beym Diebstahle den Fall an, wenn sich der Gehülfe in höchster Hungersnoth befunden hat. B) *Äussere* und zwar 1) relativ rechtswidrige Umstände kommen nach seiner Erklärung nur beym Diebstahle vor. Der Vf. rechnet hier denjenigen zu den besonderen Gehülfen, der dem Diebe wissentlich ein Brecheisen zum Einbruch, eine Leiter zum Einsteigen u. dergl. verschafft hat. Wer hingegen, was 2) die absolut rechtswidrigen Umstände betrifft, selbst in die Mauer ein Loch bricht, damit der Dieb in das Haus kommen könne, wer selbst einsteigt, um die Thüren von innen zu öffnen u. s. w., der ist ebenfalls ein besonderer Gehülfe. — Man wird dem Vf. zugestehen müssen, dass die Eintheilung der Gehülfen auf die hier berücksichtigten Umstände allerdings praktischen Werth habe. Allein wenn es hier darauf ankommt, den Begriff einer Eintheilung in Gemässheit der für dieselbe gebrauchten Benennungen zu bestimmen; so kann ihm Rec. wenigstens nicht beypflichten. Ein besonderer Gehülfe, wie er hier genommen wird, ist nicht dem allgemeinen, sondern dem *gemeinen* entgegengesetzt, weil es nur auf individuelle Eigenschaften des Handelnden, nicht auf die specielle Handlungsweise desselben ankommt. Das Wort *allgemein* drückt nach dem Sprachgebrauche das *generelle* und *universelle* aus. In Rücksicht des ersten hat man die Eintheilungen der Gehülfen in *nahe* und *entfernte*. Der letzteren Bedeutung entspricht die Eintheilung der Gehülfen in *allgemeine* und *besondere*, wie *Stübel* den Begriff davon angiebt, nämlich je nachdem die Hülfsleistung auf die *ganze Handlung des Verbrechens*, oder *nur auf einzelne Theile derselben* gerichtet ist. Der Vf. gesteht dieser Erklärung S. 7 selbst Richtigkeit zu. Die Unbestimmtheit aber, die er ihr dennoch dabey vorwirft, verschwindet, wenn man bemerkt, dass *Stübel* diese Eintheilung nicht, wie der Vf. S. 5 und 9 meint, zu einer Haupteintheilung gemacht und die Eintheilung in die *vorangehende* und *begleitende* Beyhülfe als eine Untereintheilung derselben angegeben habe. M. s. *Stübel* System des allgem. peinl. R. Th. II. §. 389 u. 390. F. M.

Hannover, b. den Gebrüdern Hahn: *Über den Wirkungskreis und die Pflichten der Friedensrichter, nach dem Geiste der neuen (?) Constitution des Königreichs Westphalen.* Von *Winold Stühle*, Friedensrichter im Canton Melle im District Osnabrück. 1810. 72 S. 8. (5 Gr.) Eine von den vielen, unstreitig gut gemeinten Schriften über das Amt der westphälischen Friedensrichter, welche, ohne Nachtheil, hätten ungedruckt bleiben können. Der Vf. richtet sein Augenmerk vorzüglich auf die Belehrung der Friedensrichter in dem damals noch westphälischen, jetzt mit Frankreich vereinten, District *Osnabrück*; wobey ihm der Zufall in sofern sehr zu Statten gekommen ist, dass mehrere seiner Vorschläge besser für einen französischen, als einen westphälischen Friedensrichter passen, welcher letztere mit der Friedensstiftung nicht mehr, wohl aber (da er in allen einigermaßen wichtigen Sachen, wenn sie nicht den Besitz betreffen, nicht competent ist) weit weniger als die ehemaligen Justiz-Beamten zu thun hat. Aus dieser Ursache sieht auch Rec. nicht recht ein, *„wie die Einführung der Friedensgerichte zu dem größten Wohlthaten gehören könne, womit eine weise Regierung die leidende Menschheit zu beglücken vermochte,“* in sofern nämlich der Vf. diesen Satz nicht auf die Anstellung jeder guten Unterobrigkeit, denn mehr ist in Westph. der Friedensrichter nicht, auszudehnen geneigt seyn sollte.

Angehängt ist dem Büchlein: Ein Vorschlag zur Verbesserung des Credit-Wesens für's Weser-Departement. Die Ideen dazu entlehnte der Vf. größtentheils aus *Mösers* patriotischen Phantasieen, indem er mit diesem wünscht, dass man den Rentenkauf für den Zinscontract wieder einführen solle. Leider möchte aber, bey einem Übel wie dasjenige ist, welches der Vf. so patriotisch zu bekämpfen gesonnen, der Rentenkauf so unwirksam als jedes andere ähnliche Mittel bleiben. Das Übel mit seinen bekannten Ursachen liegt tiefer, als dass solche Mittel helfen könnten. Schon sind Millionen von Grundeigenthum durch die *gänzliche Werthlosigkeit* der städtischen Grundstücke im nördlichen Deutschlande vernichtet; andere Millionen dadurch verschwunden, dass das *Land-Eigenthum* zu ungefähr einem Viertheil seines Werths vor 1807 heruntergesunken ist: wie ist es möglich, unter solchen Umständen, einen auf den Besitz von Grundstücken fundirten Credit zu schaffen? — Nicht zu gedenken, dass es jetzt Gegenden von bedeutendem Umfange giebt, wo Niemand mehr vorhanden, der zu creditiren im Stande wäre. Φ.

Blankenburg (ohne den Namen des Verlegers): *Vom Jagdrechte.* Anhang zu dem Elogium über die Artikel 647. 648 und 701 (des Gesetzbuchs Napoleons). Von *C. F. W. Lerche*, Friedensrichter des Cantons Blankenburg. 1810. 20 S. 8. (S. Jen. A. L. Z. 1810. No. 203.) Mit einer in den jetzigen Zeiten seltenen, aber deswegen um so mehr lobenswerthen, Freymüthigkeit zeigt der Vf., wie viel die Bürger des Königreichs Westphalen durch das königl. Decret vom 6. Febr. 1808, *„Verfügungen über die Jagd enthaltend“*, wodurch jedem Eigenthümer die Jagd auf seinen Grundstücken, mit Ausschluss des Gebrauchs der Feuer-Gewehre, frey gegeben wurde, gewannen, und was sie von diesem Gerüste durch das W. Decret vom 14 Febr. 1809 wieder (nach des Vfs. Meinung) einbüßten. Was dem Vf. an dieser letztern gesetzlichen Verfügung vorzüglich mißfällt, ist die in dem 2ten Art. derselben *nur den Grundherren* ertheilte Befugniss zu jagen. Er meint, vorausgesetzt, dass nun der Grundherr damit die von selbst folgende Befugniss erlangte, das Wild zu *schonen*, zu *hegen*, und so *bis zur vernünftenden Vielheit zu vermehren*: so könne er nun auch, wenigstens mittelbar, den Bauer um die Früchte seines Eigenthums bringen. Er wünscht daher die frühere Gesetzgebung zurück, und räth unterdess zu Einzäunungen der Grundstücke, da durch solche, auch selbst nach dem letztern k. Decrete, die Bejagung derselben verhindert würde.

Indem nun Rec. den patriotischen Eifer des Vfs. nicht verkennt; so kann er doch nicht umhin, zu bemerken, dass seine Besorgnisse nicht gegründet sind, da die Tendenz der humanen und gerechten Regierung Westphalens einen ungeahndeten Misbrauch des Jagdrechts (welches doch nun einmal im Patrimonio der Jagdberechtigten sich befindet) unmöglich macht. Auch ist dem Rec. keine Klage wegen Jagdbedrückung während der jetzigen Regierungs-Verfassung zu Ohren gekommen, so häufig dergleichen Klagen sonst, und selbst in dem gut administrirten braunschweigischen und hannöverschen Landen vorkamen, wie selbst die *„Annalen der leidenden Menschheit“* davon Beyspiele enthielten.

F . . . k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 NOVEMBER, 1822.

JURISPRUDENZ.

ERLANGEN, b. Palm: *Handbuch zum ſyſtematiſchen Studium des neueſten römiſchen Privatrechts* nach den Grundſätzen des Hn. Operappellationsraths Günther von D. *Chr. Fried. Glück* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Die Lehre *von der rückwirkenden Kraft der Geſetze* (§. 5b), die im Commentar ſehr dürftig behandelt war, iſt hier ganz umgearbeitet, und hat dadurch, dafs der Vf. bemüht war, ſie auf allgemeine und durchgreifende Grundſätze zurückzuführen, ſowohl an Vollſtändigkeit, als auch insbeſondere an ſyſtematiſcher Haltung und Gründlichkeit ſehr gewonnen. Wir ſind im Allgemeinen mit den Anſichten des Vfs. einverſtanden, beſonders was die Grundſätze anbetrifft, von welchen er ausgeht; doch findet ſich in der Entwickelung und Anwendung dieſer Grundſätze Manches, dem wir nicht beyſtimmen. Dahin rechnen wir unter anderen vorzüglich dasjenige, was der Vf. über die rückwirkende Kraft der *verbietenden* Geſetze ſagt (S. 29. 2). In Anſehung dieſer ſoll es nämlich darauf ankommen, ob das neue Geſetz einen ſolchen Gegenſtand betrifft, welchen der Geſetzgeber als *gemeinſchädlich* gar nicht mehr geſtattet wiſſen will, oder ob das neue Verbot nicht unmittelbar die öffentliche Wohlfahrt, ſondern zunächſt nur *das Beſte der Einzelnen* betrifft. In jenem Falle ſoll keine Berufung auf ein ſchon vorher, etwa durch Vertrag nach den älteren Geſetzen erworbenes Recht Statt finden, wohl aber in dieſem. Wir zweifeln ſehr, ob damit die Sache erſchöpft iſt. Denn auch abgeſehen davon, dafs es immer ſehr miſslich iſt, bey einem allgemeinen Verbote noch einen Unterſchied zu machen, ob es unmittelbar die gemeine Wohlfahrt, oder zunächſt das Beſte der Einzelnen betreffe: ſo ſcheint uns auch die Regel, welche der Vf. für den erſten Fall aufſtellt, doch gar Manches zu folgen, was wir mit anderen Grundſätzen deſſelben nicht in Übereinſtimmung bringen können. Denn ſo ſind, um nur ein Beyſpiel anzuführen, nach dem Code Napoléon die Erbverträge verboten, weil die franz. Geſetzgeber ſie aus mehreren Gründen, für *gemeinſchädlich* hielten. Nach des Vfs. Theorie würden alſo die in einem deutſchen Lande beſtehenden und *vor* der Einführung des C. N. abgeſchloſſenen Erbverträge ſofort in dem Augenblicke der Einführung jenes Geſetzbuches ihre Kraft und Gültigkeit verlieren, was den Vf. ſchwerlich ſelbſt wird behaupten wollen. Rec. benutzt dieſe Gelegenheit, ſeine eigenen Anſichten von der Kraft und Wirkung der *verbietenden* Geſetze, in Beziehung auf frühere Handlungen hier kürzlich anzugeben, um ſo lieber, als ſie hin und wieder abweichend von den gewöhnlichen ſind. Darüber iſt man 1) ziemlich allgemein einverſtanden, dafs, wenn ſich das neue Verbot auf ein ſolches älteres Geſchäft bezieht, wodurch noch keine Rechte *erworben*, ſondern nur *eventuelle* Rechte begründet ſind, und der wirkliche *Anfall* dieſer Rechte ſich erſt unter der Herrſchaft des neuen Geſetzes ereignet, er auch hienach zu reguliren iſt. Daraus erklärt es ſich, was auch der Vf. S. 28β ganz richtig behauptet, warum Fideicommiſſe, die vor Einführung des C. N. errichtet ſind, nach Einführung deſſelben nicht mehr beſtehen können. Wenn nun aber 2) durch ein nach dem älteren Rechte gültiges Geſchäft, welches das neue Geſetz verbietet, *vollkommene* Rechte begründet und erworben ſind: dann kann *der Regel nach*, und ohne Verletzung des auch vom Vf. S. 25. II. b. anerkannten Hauptgrundſatzes in unſerer Lehre, das neue Geſetz, *wenn ihm nicht vom Geſetzgeber ſelbſt rückwirkende Kraft beygelegt iſt*, auf das ältere Geſchäft keine Anwendung leiden. Um aber ganz genau zu gehen, muſs man die Sache noch näher dahin beſtimmen: *Entweder* der Geſetzgeber verbietet bloſs *die Abſchlieſſung* eines nach dem älteren Geſetze gültigen Geſchäftes: dann äuſsert das neue Geſetz ſeine Kraft *nur für die Zukunft*, es hebt das ältere entgegenſtehende Geſetz zwar *von nun an* auf, *aber es vernichtet dieſes nicht auch für die Vergangenheit*, und läſst eben deſshalb alle durch daſſelbe *erworbenen* Rechte beſtehen. Daher bleiben die früher abgeſchloſſenen Erbverträge auch nach Einführung des C. N. gültig, und daher müſſen die Gerichte auch nach Einführung eines neuen Geſetzes auf Erfüllung eines nach dem älteren Rechte gültigen Kaufcontracts erkennen, wenn dieſer Contract auch durch das neue Geſetz verboten ſeyn ſollte, wofern er nur unter der Herrſchaft des älteren Geſetzes ſeine weſentliche Vollkommenheit erreicht hat. *Oder* aber der Geſetzgeber verbietet nicht ſowohl die *Abſchlieſſung* eines Geſchäfts, welches nach dem älteren Rechte erlaubt war, ſondern vielmehr gerade die *Handlung*, welche zur *Erfüllung* und *Realiſirung* des früher abgeſchloſſenen Geſchäfts weſentlich erfoderlich iſt. Hier muſs das neue Geſetz auch auf das früher abgeſchloſſene Geſchäft in ſofern zur Anwendung kommen, als dieſes unter der Herrſchaft des neuen Geſetzes erſt *erfüllt* werden ſoll, *denn gerade dieſe Erfüllung iſt durch das neue Geſetz rechtlich unmöglich gemacht*, und in ſofern kann man dann auch ſagen, dafs der Geſetzgeber eben dadurch, dafs er die zur Realiſirung eines Geſchäfts nothwendige Handlung unterlagt, dem

neuen Gesetze *implicite* rückwirkende Kraft auf alle diejenigen Geschäfte beylegt, die vor dem neuen Gesetze noch nicht erfüllt sind. Daraus erklärt sich nun auch das Beyspiel des Vfs., dass, wenn ein neues Gesetz die *Kornausfuhr* verbietet, aus einem vor diesem Gesetze mit einem Ausländer abgeschlossenen Kornhandel von diesem nach Bekanntmachung des neuen Gesetzes nicht mehr auf Erfüllung geklagt werden kann, und daraus erklärt es sich ferner, warum eben nach Erscheinung eines neuen den Zinsfuss regulirenden Gesetzes auch aus älteren Darlehen künftig nicht mehr Zinsen genommen werden dürfen, als das neue Gesetz erlaubt. Denn dieses verbietet nicht das Darlehn überhaupt, auch nicht das zinsbare Darlehn, sondern nur das *zu hohe Zinsennehmen*. Der Gesetzgeber, welcher ein solches den Zinsfuss einschränkendes Gesetz giebt, will nicht blofs, dass so hohe Zinsen, wie vorher erlaubt waren, jetzt nicht mehr *versprochen*, sondern er will auch, dass sie von jetzt an nicht mehr *gezahlt* und *genommen* werden sollen; mithin müssen auch alle künftigen, unter die Herrschaft des neuen Gesetzes fallenden *Zinszahlungen*, wenn sie gleich aus älteren Darlehen herrühren, doch als neue Handlungen nach dem neuen Gesetze beurtheilt werden. Dasselbe gilt nun auch in Ansehung solcher Rechte und Verbindlichkeiten, die nicht aus Verträgen, sondern aus anderen Handlungen entspringen. Hebt hier der Gesetzgeber durch ein neues Gesetz blofs die Verbindlichkeit im Allgemeinen auf, die nach dem älteren Gesetze aus dieser oder jener Handlung entsprang: so ist damit weiter nichts gesagt, als *in Zukunft* soll aus dieser Handlung diese Verbindlichkeit nicht entstehen, und es kann dieses neue Gesetz auf frühere Handlungen der Art keinen Einfluss haben. Geht er aber noch weiter; versagt er durch das neue Gesetz sogar auch *die rechtlichen Mittel*, ohne welche der aus einer früheren Handlung nach dem älteren Gesetze Verpflichtete zur *Erfüllung* seiner Verbindlichkeit nicht angehalten werden kann: so muss das neue Gesetz auch nothwendig rückwirkende Kraft auf ältere Handlungen in sofern äufsern, als die Erfüllung der aus denselben entspringenden Verbindlichkeit durch die jetzt verbotenen Mittel rechtlich erzwungen werden soll, denn *die Anwendung dieser Mittel* fällt als neue Handlung unter die Herrschaft des neuen Gesetzes, nach welchem sie rechtlich unmöglich ist. Ein Beyspiel diene auch hier zur Erläuterung. Hätten die französischen Gesetzgeber gesagt: der natürliche Vater ist nicht verbunden, sein natürliches Kind zu alimentiren: so würde Niemand zweifeln, dass aus einem vor Einführung des C. N. gepflogenen unehelichen Beyschlafe auch nach Einführung dieses Gesetzbuches immer noch die Paternitätsklage zum Behuf der zu erzwingenden Alimentation würde haben angestellt werden können. Da sie aber gesagt haben: *la recherche de la paternité est interdite*: so haben sie eben dadurch, dass sie die Erforschung der Vaterschaft, als der *conditio sine qua non* der Verbindlichkeit eines natürlichen Vaters, von dem Augenblicke an rechtlich unmöglich machten, wo das neue Gesetz gesetzliche Kraft erhielt, dem natürlichen Kinde jedes Mittel versagt, seinen natürlichen Vater im Wege Rechtens zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit anzuhalten, weshalb denn auch jetzt, in sofern es sich von der nach Einführung des C. N. anzustellenden, nach diesem Gesetzbuche aber durchaus unzulässigen *Paternitätsklage* handelt, nichts mehr darauf ankommen kann, ob der uneheliche Beyschlaf, oder auch die Geburt des Kindes vor Einführung des C. N. erfolgt ist, oder nicht.

Eine andere Lehre, von der wir aber nicht sagen können, dass sie durch die neue Bearbeitung gewonnen hätte, ungeachtet diess bey den vielen, mitunter trefflichen Materialien, welche Andere in neueren Zeiten dazu geliefert haben, sehr leicht hätte geschehen können, ist die vom *Gewohnheitsrechte*. Rec. darf diese umso weniger mit Stillschweigen übergehen, als er der Theorie des Vfs. insbesondere da, wo es auf Bestimmung des *Grundes* des Gewohnheitsrechts — unstreitig die wichtigste Frage in dieser Lehre — ankommt, seinen Beyfall nicht geben kann. Was der Vf. darüber sagt, lässt sich auf folgende Sätze zurückführen: An sich ist keine Gewohnheit verbindlich, sondern es muss, wenn aus der öfteren Wiederholung gleichförmiger Handlungen eine verbindliche Regel entstehen soll, ein besonderer rechtlicher Grund hinzukommen, der diese Verbindlichkeit bewirkt (§. 36). Soll insbesondere eine *Gewohnheit eine gesetzliche* Norm für *alle* Unterthanen des Landes, oder eines Districts werden: so kann diess auf keine andere Art, als durch den *Willen* und die *specielle Genehmigung* der gesetzgebenden Gewalt geschehen (§. 42). Diese *Genehmigung* des Regenten kann so wohl *ausdrücklich*, als *stillschweigend* erfolgen. Jenes ist der Fall, wenn der Regent weder durch *ein allgemeines Gesetz* die Gültigkeit wohlhergebrachter Gewohnheiten für immer sanctionirt, oder wenn er eine bisher beobachtete *specielle* Gewohnheit bestätigt, oder endlich, wenn er in seinen publicirten Gesetzen einen gewissen Zeitraum vorgeschrieben hat, nach dessen Ablauf eine Gewohnheit als Recht gelten soll. Die *stillschweigende* Genehmigung soll voraussetzen, dann aber auch als vorhanden anzunehmen seyn, dass der Regent *gewusst habe*, dass eine Gewohnheit unter seinen Unterthanen herrsche, dass er dieselbe *nicht verboten*, vielmehr die derselben gemäss eingegangenen Geschäfte *als gültig und verbindlich anerkannt habe*. So weit der Vf. Dagegen haben wir nun Folgendes zu erinnern. Macht man die verbindliche Kraft einer Gewohnheit von der stillschweigenden oder ausdrücklichen *Genehmigung* des Gesetzgebers abhängig: so geräth man unvermeidlich auf den Widerspruch, dass die tägliche Praxis hundert Gewohnheiten für verbindlich anerkennt, während die Theorie über den Grund der Verbindlichkeit derselben, wo nicht in Verzweiflung, doch in recht arger Verlegenheit ist. Denn da, wo gemeines Recht gilt, existiren vielleicht hundert *Gewohnheitsrechte*, von denen sich die *nachgefolgte* ausdrückliche *Genehmigung* des Landesregenten nicht nachweisen lässt, und bey denen auch eine stillschweigende nicht angenommen werden kann, weil die Requisite derselben unerweislich sind. Denn wie will man es in einem jeden einzelnen Falle erweisen, dass der Regent Kenntniss von einer Gewohnheit seiner Unterthanen, die vielleicht nur in einem einzelnen Dorfe seines Landes herrschte, gehabt habe? Oder soll auch hier jene Kenntniss aus dem blofsen Ablaufe einer langen Zeit, wie der Vf. hin und wieder z. B. S. 42 anzunehmen gezwungen ist, blofs gefolgert werden? Dann verlieren wir uns endlich in einen Reiche der Schlüsse und Folgerungen, in welchem wir nir-

enda festen Fuss fassen können, und wo alsdann hundert ragen entstehen, die man mit Bestimmtheit zu beant- rten schlechterdings nicht im Stande ist; und wie ist es berall nur möglich, es zu einem Requisite der still- hweigenden Genehmigung des Regenten zu machen, ass er die einer Gewohnheit gemäss eingegangenen Ge- häfte als gültig und verbindlich anerkannt habe, da die nerkennung der Gültigkeit eines bestrittenen Geschäfts berall gar nicht zum Ressort des Gesetzgebers, sondern uschliesslich zum Ressort des Richters gehört, dieser ber, als solcher, ein in Gemäfsheit einer Gewohnheit ingegangenes Geschäft nimmermehr für rechtsverbind- ich anerkennen darf, wenn jene Gewohnheit nicht chon anderswoher ihre gesetzliche Kraft erhalten hat? Das Schlimmste bey der Bearbeitung der Lehre vom Ge- wohnheitsrechte ist der Umstand, dass man noch immer nicht über die Vorbegriffe, was *jus scriptum* und *jus non scriptum* denn eigentlich sey, einig ist; doch kann es Rec. hier nicht darauf ankommen, diese Begriffe näher zu erörtern, sondern er muss sich darauf beschränken, seine Ansicht vom Grund des Gewohnheitsrechts in Be- ziehung auf die Theorie des Vfs. hier wenigstens mit ei- nigen Strichen im Allgemeinen anzudeuten. An sich ist keine Gewohnheit verbindlich. Soll sie diese werden: so muss ein besonderer Grund hinzutreten, wodurch sie Gesetzeskraft erhält, und wodurch die bisherige (freye) Gewohnheit zu einem (nothwendig zu befolgenden) Gewohnheitsrechte erhoben wird. Diese Gesetzeskraft kann aber eine Gewohnheit in monarchischen Staaten nur erhalten durch den *Willen* des Gesetzgebers, weil dieser die alleinige Quelle aller gesetzlichen Normen ist; in demokratischen Staaten hingegen liegt jener Grund in der *Autonomie des Volks*, weil dieses hier sein eigener Gesetzgeber und es, wie *Julianus* in L. 32. §. 1. D. de leg. sagt, einerley ist, *num suffragio populus voluntatem suam declaret, an rebus ipsis et factis.* Jener Wille des Ge- setzgebers muss aber in monarchischen Staaten noth- wendig hypothetisch *im Voraus* dahin erklärt seyn, dass, wenn sich eine Gewohnheit mit gewissen Requisiten bil- den würde, diese sodann auch als Gesetz befolgt werden solle. Nur da, wo ein solcher im Voraus erklärter Wille des Regenten vorhanden ist, ist es möglich, dass sich ein wahres Gewohnheitsrecht bildet; schlechterdings un- zulässig ist es aber, wenigstens nach Rec. Dafürhalten, den verbindenden Grund eines Gewohnheitsrechts in der *Genehmigung* des Regenten, als einer erst *nachfol- genden* Willenserklärung desselben, zu suchen. Denn ei- ne stillschweigende Genehmigung hält Rec., zumal in monarchischen Staaten, aus den schon oben angeführten Gründen für ein wahres Unding, und wenn der Regent eine bisher freywillig befolgte Gewohnheit, *die noch nicht Gewohnheitsrecht war*, ausdrücklich dahin bestätigt, dass sie in Zukunft *als Gesetz* gelten sollte: so erlangt durch diese Genehmigung die bisherige freye Norm (Rec. schreibt diess wieder aus voller Überzeugung und auf die Gefahr, der Ketzerey beschuldigt zu werden) ja nicht den Charakter eines Gewohnheitsrechts, sondern den eines geschriebenen Gesetzes, weil es doch in der That einerley ist, ob der Gesetzgeber seinen Willen ab- solut, und bestimmt, oder relativ mit Hinweisung auf ei- ne bisher freywillig befolgte Norm erklärt. Wenn nun aber endlich der Gesetzgeber eine Gewohnheit, *nachdem diese schon die Kraft eines Gewohnheitsrechts erlangt hatte*, ausdrücklich bestätigt: so mag es wohl seyn, dass diese Norm ihre eigenthümliche Natur als *Gewohnheits- recht* durch die blosse Bestätigung nicht verliert, dass sie ihr *historisches Daseyn* zunächst und unmittelbar durch die Handlungen der Unterthanen erhalten hat; aber eben so gewiss ist es auf der anderen Seite, dass ihre verbindli- che Kraft nicht erst durch die erfolgte Genehmigung er- zeugt, sondern dass diese schon vorher vorhanden gewe- sen ist, und mithin der Grund derselben anderswo liegen muss, als in der späteren Genehmigung des Regenten. Ein treffendes Beyspiel dieser Art geben uns die *coutûmes* von Frankreich vor der Revolution. Es waren diess ur- sprünglich ganz eigentlich sogenannte Gewohnheiten der einzelnen Provinzen, die längst gesetzliche Kraft hat- ten, ehe einmal an die Redaction und Sanction gedacht wurde; aber von dem Augenblicke an, wo diese erfolg- ten, unterschied man auch *coutûmes* (redigirte und vom Könige sanctionirte Gewohnheitsrechte) und *usages* (nicht redigirte und nicht sanctionirte Gewohnheiten, die aber dennoch Gewohnheitsrechte waren). Fragt man nun: woher hatten die *coutûmes* vor der Sanction gesetz- liche Kraft erlangt, und wie war es möglich, dass sich ne- ben den *coutûmes* noch *usages* bilden konnten, die, ohne sanctionirt zu seyn, dennoch gesetzliche Kraft hatten? — so reducirt sich bey der Beantwortung dieser Frage Alles auf den im Voraus generell erklärten Willen des Gesetz- gebers und auf die Autonomie des Volks, welche letztere in früheren Zeiten, insbesondere bey dem Ursprunge der Völker, bekanntlich eben so vorherrschend war, als sie jetzt fast ganz verschwunden ist.

Diese Ansicht des Rec. vom Grunde des Gewohnheits- rechts, lässt sich aber auch historisch erweisen. Niemand zweifelt daran, dass nach römischem und kanonischem Rechte, so wie nach den vormaligen deutschen Reichs- und Particular-Gesetzen, sich rechtliche Gewohnheiten nicht nur haben bilden können, sondern, wie die Erfah- rung bewiesen, auch wirklich gebildet haben. Der Grund der verbindenden Kraft derselben liegt nun, was auch schon *Volkmar* in seinen Beyträgen zur Theorie des Ge- wohnheitsrechts evident gezeigt hat, nirgends anders, als darin, weil die römischen, päpstlichen und deutschen Ge- setzgeber in ihren publicirten Gesetzen zu oft wiederhol- ten Malen ihren Willen, dass, wenn sich eine Gewohnheit mit bestimmten Requisiten bildet, diese als Gesetz befolgt werden solle, gleich zum Voraus erklärt hatten. Man se- he nur L. 32 §. 1 D. de leg., wo es heisst: „*inveterata con- suetudo pro lege non immerito custoditur*," und so- dann L. 35 D. eod.: „*sed et ea, quae longa consuetudine comprobata sunt, ac per annos plurimos observata, velut tacita civium conventio, non minus quam quae scripta sunt jura servantur;*" wobey man nur nicht vergessen darf, dass die röm. Juristen einen Freystaat vor Augen hatten. Man sehe ferner den Titel des Cod. *quae sit longa consuetudo*, die Titel der Decretalen *de consue- tudine*, insbesondere auch Cap. 1. *de constitut. in 5to* und viele Reichsgesetze, so wie Particularrechte, wo ge- wöhnlich in den Gerichts-Ordnungen die Gerichte an- gewiesen werden, die vorfallenden Streitsachen nach den gemeinen Rechten, den Landesgesetzen und eines jeden Orts *Gewohnheiten* und *Herkommen* zu entschei- den. Hingegen ist nun schlechterdings unmöglich, dass sich in Frankreich und allen Ländern, wo der C. N. als *loi principale* eingeführt ist, nach Einführung dessel-

ben noch Gewohnheitsrechte bilden könnten, welche „*non minus quam ea, quae scripta sunt, jura*“ befolgt und beobachtet werden müssten, weil jenes Gesetzbuch durchaus keine so generelle vorläufige Verfügung enthält, wodurch den etwa sich bildenden Gewohnheiten Gesetzeskraft beygelegt würde. Es können Gewohnheiten, *leitende* Regeln entstehen, es kann sich ein *système d'application* und eine *jurisprudence* der Gerichtshöfe bilden, aber nie kann Alles dieses den Charakter einer *loi*, als einer schlechthin verbindenden Norm, annehmen. Der beste Beweis hiefür liegt unstreitig darin, dass ein Verstoss gegen die bisherige *jurisprudence*, als solcher allein, niemals der Cassation unterworfen ist.

So gern nun Rec. noch über andere im 1 Abschnitte behandelte Lehren, insbesondere über die Lehre von der Interpretation der Gesetze und von der Collision der Rechte, seine Bemerkungen hier mittheilte: so sieht er sich doch wegen der bisherigen Ausführlichkeit genöthigt, diese mit Stillschweigen zu übergehen, um noch etwas aus dem 2. Abschnitte anführen zu können.

In diesem 2 *Abschnitte*, mit der zu engen Überschrift „vom römischen Privatrechte“ giebt der Vf. in der 1 *Abtheilung* 1) eine sehr kurze Geschichte der Quellen des röm. Rechts, worüber sich, da sie keine neuen Aufklärungen enthält, nichts weiter sagen lässt; hieran schliesst sich 2) im §. 54 eine eben so kurze Geschichte des Studiums des röm. Rechts zu des *Irnerius* und der übrigen Glossatoren Zeiten; darauf folgt 3) im §. 55 eine verhältnissmässig eben so kurze Geschichte der kanonischen Rechtsquellen, u. sodann 4) eine Geschichte des longobardischen Lehnrechts, wobey wir in der That nicht einsehn, wie diese sich in ein Compendium und einen Commentar über die Pandekten verlieren konnte. Sonderbar! je weniger Zeit man dem Pandekten-Collegio widmet; desto mehr packt man hinein! Endlich 5) handelt der Vf. von der Einführung des röm. Rechts in Deutschland, worüber indess auch nur das Gewöhnliche und Bekannte angeführt wird. Interessanter ist die 2te *Abtheilung* von §. 57 an, wo eine zwar kurze, aber für den Anfänger sehr zweckmässige Kenntniss der einzelnen Theile des römischen Gesetzbuches gegeben wird. Wir heben blos Einiges über die Novellen aus, deren Geschichte der Vf. §. 61 folg. mit besonderer Vorliebe bearbeitet zu haben scheint, und wobey er auch kurz und gut Alles angeführt und benutzt hat, was in neuern Zeiten für die Novellen, insbesondere von *Cramer* und *Weis*, geschehen ist. Im Pandekten-Commentare (B. 1. S. 335) hatte er die Zahl der glossirten Novellen auf 98 angegeben, und in dem dort gegebenen Verzeichnisse derselben auch die Nov. 11. 32. 63. 110; welche notorisch nicht glossirt sind, aufgeführt, die Nov. 38 und 106 aber weggelassen, ungeachtet diese doch wirklich mit der Glosse versehen sind. Zur Berichtigung dieser falschen Angabe macht er hier vor allen Dingen die sehr richtige Bemerkung, dass nicht jede Novelle, welche sich in den glossirten Ausgaben findet, deshalb auch wirklich glossirt ist, wie z. B. die Nov. 63 und 110. Hienach stimmt er jetzt (S. 231 vergl. mit S. 274) sowohl in Ansehung der Anzahl, als der Numer der glossirten Novellen mit *Weis* (*pr. de histor. novell. litt.* Marburg. 1800. p. 29) überein. Bey dieser Gelegenheit wird denn auch (S. 233) auf die, wie es scheint, bey der Geschichte der Novellen noch nicht gehörig benutzte, wiewohl schon von *Weis* (pag. 11. nr. 3) als *editio in Germania princeps*, jedoch mit unvollständigem Titel, angeführte, prächtige in grofs Folio auf Pergament gedruckte Ausgabe der Novellen aufmerksam gemacht, die sich noch ausser der von *Weis* (pag. 11. nr. 4) angeführten und näher beschriebenen *wenssler'schen* glossirten Ausgabe (Basel 1478) auf der erlanger Universitätsbibliothek befindet. Sie hat den Titel: *Authenticum cum tribus libris posterior. Codicis.* Am Schlusse der drey letzten Bücher des Codex stehen die Worte: *Anno incarnacois dominicae MCCCCLXXVII. XII. Kalendis Septembr. Sanctissimo in xpo patre ac domino, dno Sixto PP. IIII pontifice maximo. Illustrissimo nobilissimae domus Austriae dno dno Friderico Romanorum Imperatore invictissimo, monarchiae xpianae duis. Reverendissimo Deoque amabili in xpo pre ac dno, dno Diethero Archipsule Maguntino in civitate Moguncia, impressoriae artis inventrice atque elimatrice prima, X. collationum triumque librorum Codicis opus egregium Petrus Schoiffer de Hernsheim* (wohl nur ein Druckfehler statt *Gernsheim*?) *glorioso favente Deo, sua consignando scutis, feliciter finivit.* In dieser Ausgabe fehlt nicht nur die Nov. 110, sondern es sind von den nicht glossirten Novellen ausser der Nov. 63 auch noch die Nov. 11. 13. 21 in der neunten Collation befindlich. Hieraus folgt denn wohl unleugbar, dass *Contius* nicht der erste war, der diese Novellen publicirte, wie zuletzt noch *Cramer* (*Hugo* civil. Mag. B. 3. S. 126) hat behaupten wollen. — Nachdem hierauf der Vf. noch von den griechischen und lateinischen Ausgaben der Novellen das Nöthige angeführt, und auch etwas über die Anhänge des *corpus juris* gesagt hat, handelt er zuletzt noch von dem heutigen Gebrauch des röm. Rechts und von den Regeln, welche bey einem Widerstreite der Gesetze eines Gesetzbuchs zur Anwendung kommen, eine Materie, welche unseres Erachtens einen Theil der Interpretationslehre ausmacht. *Die 3te Abtheilung* enthält eine Übersicht und Eintheilung der verschiedenen Rechtsquellen, aus denen sich das röm. Privatrecht gebildet hat, welche billig schon mit der ersten Abtheilung hätte verbunden werden sollen; und den Beschluss macht in der *4ten Abtheilung* eine ziemlich vollständige civilistische Literatur zuerst der Quellen und darauf der exegetischen und doctrinellen Bearbeitungen derselben.

Darf Rec. nun am Ende dieser Anzeige noch einen Wunsch aussprechen: so ist es der, dass es dem Vf. gefallen möge, seinen Plan über das ganze *günther'sche* Lehrbuch ein commentirendes Handbuch in der Manier, wie der Anfang vor uns liegt, auszuarbeiten, gleich jetzt, wo eben dieser Anfang unter dem oben angezeigten zweyten Titel noch als ein besonderes Werk für sich bestehn kann, aufzugeben, und dafür alle seine Zeit und Kräfte auf die Vollendung seines gröfseren Pandekten-Commentars zu verwenden. Er hat hier die beste Gelegenheit, durch ausführliche, tief eindringende Entwickelung der Gesetze zur Aufklärung seiner Wissenschaft beyzutragen, und sich selbst eben dadurch bey der unbefangen richtenden Nachwelt ein ewig unvergängliches Denkmal zu stiften.

φ. μ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 NOVEMBER, 1812.

MEDICIN.

PARIS: *Collection d'opuscules de médecine pratique, avec un mémoire sur le commerce des négres au Kaire;* par le Docteur *Louis Frank*, ancien Médecin de l'armée d'Orient etc. 1812. VIII u. 238 S. 8.

Obgleich über die herrſchenden Krankheiten Ägyptens ſchon in *P. Alpin's* bekannter Schrift, und in mehreren neueren Reiſebeſchreibungen, ſo wie in den ſchätzbaren Werken der Hnn. *des Genettes*, *Larrey*, *Savareſi*, *Aſſalini* p. m. A., intereſſante Nachrichten vorkommen: ſo ſind dieſs doch theils nur Bruchſtücke, und nicht ſelten auf unſichere Relationen gebauet, theils von Nichtärzten, oder auch von ſolchen Ärzten mitgetheilt, deren Aufenthalt in Ägypten nur von kurzer Dauer war. Der Vf. der vorliegenden Schrift (jetzt Arzt des Militärhoſpitals zu Corfu) lebte mehrere Jahre in jenem, durch die groſse franzöſiſche Expedition wieder ſo merkwürdig gewordenen Lande, und benutzte, wie er verſichert, jede Gelegenheit, die herrſchenden Krankheiten unter den dortigen Einwohnern kennen zu lernen. Die Reſultate ſeiner Nachforſchungen und Beobachtungen geben uns über manches den Geſundheitszuſtand Ägyptens Betreffende, und beſonders über die, ſowohl in Hinſicht ihres Charakters, als ihrer Urſachen, immer räthſelhaft gebliebene Augenentzündung, zum Theil ſehr befriedigende Aufſchlüſſe. Kann man der medicinſchen Theorie des Vfs. auch nicht unbedingt beytreten — denn er hängt viel zu ſehr und entſchieden an einer einſeitigen Erregungstheorie —; vermiſst man gleich bey der Beſchreibung mancher Krankheiten deutſche Gründlichkeit und Genauigkeit: ſo enthält doch die Schrift manche ſchätzbare Nachrichten, die den deutſchen Ärzten bekannter zu werden verdienen.

Daſs, wie ſchon *P. Alpin* bemerkt, Ägypten im Ganzen genommen, ein ſehr geſundes Land ſey, und viele Krankheiten, mit welchen der cultivirte Europäer zu kämpfen hat, z. B. das ganze Heer der Katarrhal- und rheumatiſchen Krankheiten, die Hydrophobie, Lungenſchwindſucht, Waſſerſucht, Bleichſucht, Fehler des Monatsfluſſes, Krätze, Gicht, Gemüthskrankheiten u. ſ. w., dort entweder gar nicht, oder doch nur höchſt ſelten gefunden werden, wird beſtätigt. Augenentzündung, Peſt, Ruhr und aſtheniſche Hepatitis kommen am häufigſten vor, und unter dieſen iſt die Peſt, welche gewöhnlich alle 4 bis 6 Jahre erſcheint, der Bevölkerung am gefährlichſten. Aber auſserordentlich viele Kinder ſterben, an den Folgen einer widernatürlichen phyſiſchen Behandlung und Pflege, in den erſten Lebensjahren. Der Vf. verbreitet ſich hierüber in dem zweyten Aufſatze, und giebt zugleich Mittel zur Verminderung dieſer groſsen Sterblichkeit an, deren Anwendung aber ſich nicht einmal ahnden läſst.

In dem *dritten* Aufſatze theilt der Vf. Beobachtungen über die Wirkſamkeit der Rohzuckerſäure (*vinaigre du sucre*) zur Heilung des Scorbuts mit. Der Obergeneral Menou hatte befohlen, von dem vorräthigen rohen Zucker Brantwein für die franzöſiſchen Soldaten zu deſtilliren; man erhielt indeſſen, da die Gährung nur ſehr unvollkommen vor ſich gegangen war, nur eine geringe Quantität deſſelben, und das aufbewahrte Reſiduum fing in der Folge an, von Neuem zu gähren und ſauer zu werden. Von dieſer Zuckerſäure, die nach des Vfs. Unterſuchung nur einen kleinen Theil Alkohol und ſehr wenig Eſſig, aber einen deſto bedeutenderen Antheil von Zucker enthielt, und Dr. *Lind's* gegen den Scorbut empfohlener Miſchung aus Wein, Zucker und Pomeranzenſaft ähnlich war, gab Hr. *Frank* jedem Scorbutkranken täglich acht Unzen innerhalb 24 Stunden, und ſpäterhin verdoppelte er die Portion. Mehrere, die dem Tode nahe waren, wurden durch dieſes Mittel gerettet, und er verlor von 400 Kranken nur 18 Mann — gewiſs eine ſehr geringe Zahl, da der Scorbut ſich in Ägypten in einem ſo hohen Grade und mit ſolcher Heftigkeit zeigt, wovon man bey uns nicht leicht ein Beyſpiel hat.

Der *vierte* Aufſatz macht uns mit einem Mittel bekannt, welches die Ägypter in dem erſten Zeitraume der Augenentzündung, und dann, wenn der zweyte und vierte heftigere Grad derſelben überſtanden ſind, ſo wie gegen Flecken der Hornhaut, anwenden. Es iſt dieſs der *Chichm-Saamen*, von *Caſſia Abſus*, von welcher Pflanze ſich in *P. Alpin's* Schrift ſchon eine Zeichnung findet. Die heilſamen Wirkungen dieſes Samens ſetzt der Vf. in den verhältniſsmäſsigen und anpaſſenden Reiz, den es hervorbringe; und ſagt, in Hinſicht des ſchnellen Erfolges ſey es jedem äuſserlichen Mittel weit vorzuziehen.

Aus dem *fünften* Abſchnitte lernen wir ein anderes, bisher unbekanntes Arzneymittel der Ägypter, das *Baobab*, die Frucht jenes Rieſenbaums, den man *Adanſonia L.* genannt hat, kennen. Das Baobab wird von den Caravanen von Nubien und Dar-Fo or nach Cairo gebracht; es iſt einem länglichten Kürbi ſehr ähnlich, bald gröſser, bald kleiner. Die Rin de oder Capſel der Frucht iſt holzicht und ungefähr dr ey

Linien dick, die Farbe derſelben dunkelbraun; gegen die äuſsere Seite hat ſie, wie ein Theil des Stiels, leichte Falten, am anderen Ende eine mehr oder minder bedeutende Erhöhung, die bald offen, bald geſchloſſen iſt. Öffnet man die erwähnte Capſel: ſo findet man zahlreiche, länglicht liegende Abtheilungen, in denen Körner von verſchiedener Gröſse, von ſchön glänzender ſchwarzer Farbe, und mit einer röthlichen, leicht zerreiblichen und angenehm ſäuerlich ſchmeckenden Subſtanz angefüllt, welche vormals unter dem Namen *Terre sigillée de Lemnos* nach Europa gebracht wurde, liegen. Die Einwohner Nubiens und des Königreiches Dar-Foor, ſo wie die Ägypter, halten das Baobab für ein ſehr wirkſames Mittel in verſchiedenen Krankheiten, und vorzüglich in der Ruhr. Sobald die letztere eintritt, beobachten ſie eine ſtrenge Diät, und trinken eine ſchwache Abkochung von Tamarinden. Wird dadurch die Krankheit nicht bald gehoben: ſo wenden ſie entweder ſogleich das Baobab an, oder ſie nehmen erſt einige Tage hindurch kleine Doſen Rhabarber. Die röthliche Subſtanz jener Frucht halten ſie für das eigentlich Wirkſame in der Ruhr. In den erſten drey Tagen darf der Kranke nicht mehr, als das in drey Körnern Enthaltene, nehmen; in der Folge aber vermehrt man die Körner bis auf 12 und 15 in 24 Stunden. Wird es nun binnen einigen Tagen nicht beſſer: ſo zerſtoſsen ſie die Rinde der Frucht, und machen daraus, mittelſt des Waſſers, einen Brey, von welchem ſie dem Kranken mehrere Mal des Tages von der Gröſse einer Kaſtanie geben; zuweilen röſten ſie die Körner auch, zerſtampfen ſie alsdann, und geben dem Kranken des Tages mehrere Doſen. Mit demſelben Vertrauen geben ſie die verſchiedenen Theile der Frucht in der chroniſchen Ruhr. — Auch der Vf. wandte das Baobab mehrmals mit dem ausgezeichneteſten Erfolge an, und rettete mit demſelben ſogar Kranke, die ſchon 25 Tage von der Ruhr befallen, und beynahe ohne Hoffnung waren. In einigen Fällen entſprach es jedoch der Erwartung nicht.

Der *ſechſte* Aufſatz handelt von der Wirkſamkeit der Öleinreibungen, als eines Präſervativ- und Heil-Mittels in der Peſt. Der Vf. lernte dieſes Mittel von dem Generalconſul Baldwin (der ſeine Beobachtungen bekanntlich vor mehreren Jahren dem Publicum ſelbſt mitgetheilt hat) kennen, und er wandte es mehrmal mit groſsem Nutzen an, rettete mit demſelben ſogar Kranke, die beynahe ohne Hoffnung waren. Die Schutzkraft der Öleinreibungen gegen die Peſt ſcheint dem Vf. völlig erwieſen zu ſeyn.

In dem *ſiebenten* Aufſatze wird dem *Mercurius cinereus Moscati*, auf Unkoſten des *hahnemannſchen* Mercurialpräparats, das Wort geredet. Die Erfahrungen des Vfs., daſs das letztere Präparat ſehr leicht Speichelfluſs und Diarrhoe verurſache, ſtimmen ganz mit den Erfahrungen des Rec. überein. Aber dieſe unangenehmen Wirkungen ſah Rec. auch eben ſo leicht nach dem moscatiſchen Mittel, welches überhaupt mit jenem in jeder Hinſicht eine ſehr groſse Ähnlichkeit hat, erfolgen; und ſelbſt der Vf. leugnet nicht, daſs auch ihm dieſes, ſelbſt nach kleinen Doſen, begegnet ſey. Dieſer Aufſatz hat überhaupt für den deutſchen Arzt kein erhebliches Intereſſe, da das, was über die Bereitung und Anwendung der moscatiſchen Mercurialkalks und anderer Mercurialien geſagt wird, ziemlich allgemein bekannt iſt.

Deſto intereſſanter iſt die *achte* Abhandlung über die ägyptiſche Augenentzündung (S. 99 — 194). Der Vf. hat ſich durch mehrjährige genaue Beobachtung dieſes endemiſchen Übels überzeugt, daſs es eine örtliche paſſive Entzündung ſey, der jedoch zuweilen eine allgemeine Aſthenie vorausgehe, die aber auch oft conſecutiv ſey. Er nimmt fünf Grade der Augenentzündung an: Der *erſte* leichtere verſchwinde häufig nach wenig Tagen wieder, ohne Anwendung irgend eines Arzneymittels. — Bey dem *zweyten* Grade entwickele ſich die Krankheit ſehr ſchnell, mit einer ſchmerzhaften Empfindung, als wenn ein Sandkorn ſich unter dem Auge befände, mit Thränen und groſser Empfindlichkeit gegen das Licht; die Krankheit nehme mehrentheils gegen den achten Tag ab, und ſie gehe gleichfalls nicht ſelten von ſelbſt vorüber, wenn die Kranken ſich nur vor dem Reize des Lichts ſorgfältig hüten. — Den *dritten* Grad zeichnen vorzüglich aus das ſchnelle Dunkelrothwerden beider Augen, zuweilen mit, zuweilen aber auch ohne Thränen, und die Abweſenheit der Schmerzen. — Zuweilen gehe der zweyte Grad in den *vierten*, den fürchterlichſten, über; zuweilen komme dieſer aber auch, wie ein Blitzſtrahl. Die Schmerzen ſeyen vom Anfange an heftig, bey manchen Kranken hauptſächlich gegen die Nacht, bey manchen zu beſtimmten Perioden des Tages. Nicht immer ſey der Augapfel, welcher wie ein blutiges Stück Fleiſch ausſehe, der bloſs leidende Theil, ſondern die Kranken klagen auch über einen unerträglichen Kopfſchmerz, der ſich entweder bis in die Mitte des Gehirns zu erſtrecken ſcheine, oder den ganzen äuſseren Kopf einnehme. Am zweyten, dritten oder vierten Tage flieſsen die Thränen beſonders reichlich, und dieſe wirken dann gleichſam ätzend auf die benachbarten Theile; dabey ſchwellen die Augenlieder ſo ſehr an, daſs der Kranke nicht vermögend iſt, ſie zu öffnen. Dieſe Geſchwulſt iſt bald ödematös, bald roſenartig, und es flieſst dabey aus den Augenliedern häufig eine eiterartige, dem Ausfluſſe beym Tripper und Schnupfen ſehr ähnliche Materie. Auf dieſen Grad der Augenentzündung folgen Flecken, Eiterung und Staphylom der Hornhaut. — Der *fünfte* Grad entſteht, wenn die Heftigkeit des vierten vorüber iſt, und nun ein ſtarkes Anſchwellen der Albuginea, mit häufigen Thränen zurückbleibt. — Was die Urſachen der ägyptiſchen Augenentzündung betrifft: ſo bemüht ſich der Vf. zu beweiſen, daſs ſie weder von dem, in der Atmoſphäre verbreiteten feinen Staube, noch von der groſsen Helle, noch von den kalten und feuchten Nächten, ſondern von einem fremdartigen, in der Atmoſphäre Ägyptens verbreiteten Principe, welches wahrſcheinlich ein *Acidum muriaticum* ſey, entſtehe, wenn gleich jene Urſachen die Entwickelung der Au-

genentzündung allerdings begünstigen können (eine Meinung, die jedoch keineswegs neu, sondern schon von *Plinius* und *Sonnini* vorgetragen ist). — Um diesem endemischen Übel zu entgehen, empfiehlt der Vf. Vermeidung der grofsen Helle, des feinen Staubes, der kühlen Nächte und besonders der Zugluft, sorgfältiges Bedecken des Kopfes, Mäfsigkeit in jeder Art von Genüssen, beym Gefühl von Abspannung und Mattigkeit Chinatinctur mit Eisen, bey Unordnungen in der Darmausleerung kleine Dosen Aloe. Einige bedienen sich als Präservativs eines schwarzen reizenden Gemisches, im Arabischen *Cochel* genannt, Andere waschen den Kopf nach dem jedesmaligen Rasiren mit Weinessig und Citronensaft. — Als *allgemeine* Curregeln giebt der Vf. an: sorgfältige Bewahrung der Augen vor dem Eindrucke des Lichts, öftere warme Fufsbäder von blofsem Wasser, Rubefacientia in jeder Periode der Krankheit, bey einem hohen Grade oder langer Dauer derselben äufserlich keine anderen Mittel, als aromatische Dämpfe, beym Entstehen der Ophthalmie hingegen die St. Jolsche Augensalbe, und unter allen Umständen eine reizendstärkende Diät. Die *besonderen* Regeln richten sich nach den verschiedenen Graden der Krankheit. Im ersten, zweyten und dritten Grade, unser der Befolgung der allgemeinen Regeln, die rothe Präcipitatsalbe, mit Berücksichtigung der beym dritten Grade sich häufig einfindenden allgemeinen Asthenie. Im vierten Grade wiederholte Rubefacientia an die Schläfe, im Nacken, auf beiden Armen, Scarificationen des gröfseren Augenwinkels, der Stirn und selbst des Hinterkopfes, fleifsiges Waschen der Augen mit lauem Wasser, aromatische Dämpfe, zur Linderung der Schmerzen *reichliche* Gaben Opium (*Sonnini* bestätigt den grofsen Nutzen des Opiums gegen die ägyptische Augenentzündung). Aderlässe, Abführungen und Brechmittel seyen stets (?) schädlich. — In dem fünften Grade der Augenentzündung ist die rothe Präcipitatsalbe ein souveränes Mittel. Die Folgen der Krankheit sind sehr zahlreich und nicht immer leicht zu heilen. Am häufigsten zeigen sich eine grofse Empfindlichkeit gegen das Licht, Schwäche des Gesichts, Staphylom, Trichiasis, Geschwulst oder Erschlaffung der meibomschen Drüsen, Dunkelwerden der Cornea u. s. w.

Die Schrift schliefst mit einer Abhandlung über den Negerhandel zu Cairo, und über die Krankheiten, denen die Neger bey ihrer Ankunft daselbst unterworfen sind. M — s.

Wien, b. Schaumburg: *Joseph Edler v. Portenschlag-Ledermeyer* d. Alt., d. Arzneykunde Doct. u. s. w., *über den Wasserkopf.*, Ein Beytrag zu einer Monographie dieser Krankheit, nebst einem Anhange und verschiedenen Anmerkungen. 1812. 568 S. 8. (2 Rthlr.)

Es ist wohlthuend, wenn ein gereifter praktischer Arzt, wie Hr. *v. P.*, sich noch in späteren Jahren entschliefst, dem Publicum die Resultate seiner Erfahrung über eine Krankheit mitzutheilen, in deren Heilung wir immer sehr unglücklich waren. Der Vf. hat den Wasserkopf mit Glück behandelt, und dieses veranlafst ihn, seine Ansichten hierüber dem Drucke zu übergeben. Er behauptet, dafs diese Krankheit mörderischer sey, als selbst die Kinderblattern, dafs Erwachsene am Nervenfieber Verstorbene, am Kopfe Verletzte, Wahnsinnige, Epileptische, Amaurotische, Hypochondrische und Hysterische oft an dem im Kopfe ausgetretenen Wasser leiden, dafs ferner die Geistesverlorenheit der Alten, so wie mancher kränklicher Gelehrten, daher rühre. Hat nun gleich Rec. mancher Obduction der Schädelhöle solcher und ähnlicher Verstorbenen beygewohnt, ohne nur einen Tropfen Wasser oder andere wahrnehmbare Veränderungen des Hirns vorzufinden: so ist doch höchst wahrscheinlich, dafs der Endactus eines geschwächten oder überreizten Hirns immer mit Wasserbildung begleitet sey. Wasserkopf, innerer Wasserkopf, Gehirnwassersucht, alle Benennungen sind dem Vf. identische Zustände. Eigentliches Serum sey das ausgetretene Wasser nicht, weil es weder am Feuer gerinne, noch sich mit Säuren verändere. Durch ein Mifsverhältnifs der grofsen Convolute lymphatischer Gefäfse, welche den gröfseren Theil des Hirns constituiren sollen, zu den aushauchenden Arterienenden, werde diese Wasserausscheidung herbeygeführt, und zwar zunächst durch Mangel arterioser Kraft. Hypothetisch nimmt der Vf. eine dritte Gattung von Nerven an, welche weder zur willkührlichen Bewegung, noch zur Empfindung geeignet seyen, sondern blofs die Spannkraft, den Tonus der Organe erhalten, ohne zu bedenken, dafs die Natur im Einfachen viele Zwecke vereinige, und dafs dasselbe Nervenprincip, das zur Bewegung und Empfindung beyträgt, auch den Tonus bestimmen könne. Besser erläutert er, dafs das im Gehirn ausgetretene Wasser sich in seinen Folgen nicht allein auf die benachbarten Theile beschränke, sondern sich über den ganzen Körper erstrecke. Die Entstehungsursache des Wasserkopfs bey Kindern bleibt immer noch dunkel; bey Nervenfiebern glaubt er, *dafs das Petechialgift durch die Nase seinen Weg zum Gehirn finde und es lähme*, eine Meinung, welche neuerlich einem aus dem Heere der Nachahmer in *Hufelands* Journal vermocht hat, alle bösartige Fieberansteckung darauf zu gründen. Unmäfsige Blutausleerungen verursachen nach dem Vf. deswegen leicht den Wasserkopf, weil sie die von Natur schon schwache Bewegung der Hirnarterien noch mehr schwächen. Zwey berühmte wiener Ärzte fanden auf solche Art selbst ihren Tod. Vier ausgezeichnete Heilungsgeschichten des Wasserkopfs veranlafsten den Vf., nicht mehr an der Heilbarkeit dieser Krankheit gänzlich zu verzweifeln; nur glaubt er, dafs der Wasserkopf der Alten mit Geistesverlorenheit niemals geheilt worden sey. So wie gegen die Blutausleerungen, eben so erklärt er sich gegen die Abführungs- und harntreibenden Mittel in dieser Krankheit; sie haben ihm nichts geleistet. Die Anzeigen zu Abführungsmitteln sind mit Recht auf wenige Fälle beschränkt. Die Blasenpflaster, auf den Kopf gelegt, sollen sogar eine allmähliche Ausleerung des Wassers bewirken; wie dieses möglich sey, läfst er unerörtert. *De Haen* tödtete durch das Brennen des Kopfs mit dem glühenden Ei-

sen 2 Kranke, beidemal fand man die Hirnhaut entzündet. Die Digitalis sey in dieser Krankheit deswegen schädlich, weil es hier auf Erhaltung der Kräfte des arterioſen Systems ankomme, der rothe Fingerhut aber dieselben, wie bekannt, sehr herabstimme.

In Hinsicht der Wirkung der Arzneymittel ist der Vf. dem alten finsteren Begriff der Specificität auf bestimmte einzelne Theile des organischen Körpers, ja sogar auf gewisse Blutgefäſse ergeben. So reizte nach ihm eine Pillenmasse aus Aloe die Hämorrhoidalgefäſse specifisch, und nach diesen Grundsätzen sieht er im Gehirnleiden die *Arnica* als sein Hauptmittel an, und will wenig vom Gebrauche des Quecksilbers wissen, welches die Engländer in dieser Krankheit so häufig geben. Schade nur, dafs nach Rec. Erfahrung fast gar kein Kranker die Arnica in die Länge nehmen will, so sehr er auch mit der Form wechselte und es möglichst versteckte; gleichsam instinctartig wurde es von den Kranken bemerkt und dann ausgesetzt. Der Vf. giebt gern die Blüthen in Infusion. Hienach ist ihm der *Wein* das vorzüglichste Mittel bey dem Wasserkopfe, weil er auch im Nervenfieber grofse Dienste leistet. Bey Armen schlägt er verdünnten guten Brantwein vor. Den *Phosphor* widerräth er seit *Brera's* unglücklichen Versuchen gänzlich. Über das *Mezereum*, die *Belladonna*, das *Rhus radicans* und *toxicodendron*, welche auch besonders auf Hirn und Nerven wirken sollen, hat er zu wenig eigene Erfahrung, als dafs er sie empfehlen könnte. Hingegen finden die *schmucker'schen* Fermentationen ganz seinen Beyfall, und er ist mit Recht gegen *Brown's* erregungstheoretische Ansicht über warme Umschläge bey Kopfverletzungen sehr eingenommen.

Der 57 u. 58 §. handelt sehr lehrreich von den flüchtigen und permanent reizenden Mitteln und von der zu grofsen Agilität der Nerven, welche nicht gefährlicheren Krankheiten ein fürchterliches Ansehen giebt, und wogegen *Zinkblumen*, *Baldrian*, *Bibergeil*, *Asand*, *Mohnsaft* und *Biesam* empfohlen werden. Im 59 §. nimmt der Vf. an, dafs die thierischen Säfte mehr oder weniger von ihrer idealischen Vollkommenheit abweichen können, ohne dafs die festen Theile hauptsächlich daran Schuld wären, und fast sollte man dieſs glauben, da bey manchen Menschen der Genufs des sauern Weins schon nach einigen Stunden Grimmen und leichte Ausschläge der Haut verursacht. Die sogenannten blutreinigenden Mittel, wie *Molken*, *Quecken*, *Kletten* und *Chinawurzel*, werden also wieder in ihre verlornen Rechte eingesetzt. Das *rohe Spiesglanz* spielt in einem Decoct wieder seine alte Rolle.

Eine Würdigung des *brown'schen* Systems wird nebst anderen Dingen im Anhange mitgenommen. Nach dem Rathe des Vfs. soll man selbst Schwächlingen zuweilen zur Ader lassen und ihnen Brech- und Abführungs-Mittel geben. Die thierischen Säfte können zuweilen mit Weinsteinsäure, mit Mittelsalz, mit überflüſsigem Kalkstoffe verunreinigt seyn, ohne dafs die festen Theile daran Schuld wären; eben so gehen in den thierischen Säften krankhafte Gährungen vor. In der Anmerkung No. 2 wird Hr. *Sömmerring* der begrenzten menschlichen Auffassungskraft im Momente des Urtheilens angeklagt, weil er sich gegen alle Physik *so* ausdrücke: *Er kenne Flüsse ohne Seen, und Seen ohne Flüsse.* Rec. wünschte, dafs beide Herren niemals aus ihrer Rolle fielen und die nöthige Haltung verlören. So ungern wir Hn. *S.* im Gewande des Physikers erblicken: so müssen wir doch Hn. *v. P.* daran erinnern, dafs man lange Zeit annahm, der ungeheure Strom der *Niger*, verlaufe sich in den Sandwüsten Afrikas; eben so giebt es kleine Landseen, in die kein Flüſschen strömt, dessenungeachtet können sie aber unterirdische Quellen haben. Wenn der Vf. aus der 1797 aufgebotenen wiener Jugend und einigen Märschen derselben folgert, dafs die Jugend grofser Hauptstädte nicht so entkräftet sey, als man wohl meine: so vergifst er, dafs, wo es auf Ausdauer ankomme, Energie da seyn müsse, welche gewifs mehr beym Landbauer als der wiener Jugend anzutreffen ist. Ganz über den Haufen geworfen würde unsere genaueste Erfahrung, wenn *Rivier's* Anwendung der Aderlässe und Purgiermittel in jener Epidemie nervöser Fieber mit Ohrendrüsengeschwulst wirklich den Erfolg gehabt haben sollte, den er angiebt. Denn dann erfoderten die Epidemieen eine Abstraction von allen heilkundigen Ansichten, selbst der besseren Zeit, und nach dem Genius derselben müsten die Ärzte erst durch das Sterbenlassen dahinter kommen, sollte auch nach der bekannten Anekdote erst ein halbes Hundert darauf gehen. No. 7 geht der Vf. zu den Abführungen über, und behauptet, dafs sie auch mehrentheils in der Ruhr angezeigt seyen, welches er auch durch Erfahrung belegt, ein Wink für die, denen das *Opium* in der Ruhr als Hauptmittel erscheint, und eine Schranke gegen ihre Einseitigkeit. No. 8 wird anatomisch bewiesen, dafs auch Lungengeschwüre bey grofsem Substanzverluste geheilt sind. Die Fieberrinde hat sich in der Lungensucht immer noch am besten bewiesen. — Noch folgen einige merkwürdige Zergliederungen, die wir zum Nachlesen empfehlen, und zuletzt ein Aufsatz über die Schutzpocken. Nach der Theorie des Vfs. existirt der Blatterstoff für immer in der Natur, und wirkt auf verschiedene Thiere feindlich ein, nur im Körper der sanften pflanzenfressenden Kuh nähme er eine minder schädliche Eigenschaft an. Um nun zu verhüten, dafs die Blatterpest nicht noch einmal in der Welt ausbreche und neue Verheerungen anrichte, sollen wir jetzt schon auf Mittel denken und der Zeit trotzende Denkmäler setzen, über deren Beschaffenheit der Vf. einige Luftschlösser bauet. Alle Dinge der Kunst gedeihen nur unter der Palme eines lang dauernden Friedens. Welcher Staat, welcher Privatmann möchte jetzt eherne Denkmäler für Schutzpockenimpfung erbauen!

Übrigens werden die Leser dieser gehaltvollen Schrift sich weder an den wienerischen Stil und die unreine Diction des Vfs., noch an manche Eigenheiten derselben stofsen, die sich in späteren Jahren unmöglich mehr ausrotten lassen. Rec. ist das Buch mit allen seinen kleinen Fehlern eine wahre praktische Labung gewesen, und er kann den Wunsch nicht unterdrücken, es möge dem würdigen Vf. gefallen, uns auch seine wichtigen Erfahrungen über die Krankheiten der Brust und des Unterleibes baldigst mitzutheilen; die Achtung aller gebildeteren Ärzte wird seine Belohnung seyn. LD.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 NOVEMBER, 1812.

PÄDAGOGIK.

KÖNIGSBERG, b. Degen: *Das Ziel der Elementarschule, durch überzeugende und erhebende Thatsachen beleuchtet.* Zunächst dem Lehrstande der königl. preuss. Staaten gewidmet von *C. A. Zeller*, königl. preuss. Regierungsrathe und Director der königl. Normalinstitute. 1809. 111 S. 8. (10 gr.)

Hr. *Z.* sah das Leben und Wirken des ehrwürdigen *Pestalozzi*, liebte das freye und starke Volk der Berge, und fasste den Entschluss, zur festeren Begründung der Volkserziehung in den Schweizer-Cantonen mit Hand anzulegen. Die Grundlage hiezu war die Idee: die schon angestellten Lehrer noch einmal in die Schule zu nehmen und das Mögliche mit ihnen zu versuchen, um ihnen Liebe und Geschick zu ihrem Berufe beyzubringen. Wie diese Idee im Canton *Zürich* ausgeführt worden ist, erzählen uns *die Briefe an die Fürstin-Regentin von der Lippe* und der *historisch-kritische Bericht* von *Schulthess*. Was nun im Canton *Bern* dafür geschehen, und wie das, was dort bewirkt worden, fortgewirkt hat auf andere Staaten, besonders auf Wirtemberg und Preussen, das macht den Inhalt vorliegender Schrift aus.

Ein edler Berner gab 50 Carolin zur Anlegung eines Schullehrer-Instituts; der Kirchenrath zu Bern legte noch 30 hinzu, liess durch *Zeller* die Schulmeisterschule zu *Hofwil* einrichten, und berief die schon angestellten Schullehrer des Cantons zusammen. Vierzig von ihnen wurden zum Unterrichte zugelassen und diese bezogen mit ihrem Anführer und Lehrer das Gut des wackeren *Fellenberg*. Hier wohnten sie theils in Zelten, theils in einer Scheune, und führten ein wahrhaft patriarchalisches Leben. Der Lehrsaal war ein Bosket des Wäldchens vor Hofwil. Der Unterricht fing um 7 Uhr Morgens an und dauerte bis zwölf Uhr. Um zwey Uhr begann er von neuem und währte bis sechs Uhr. Die Lehrgegenstände waren: die Zahlenverhältnisse, der deutsche Sprachunterricht, die Elemente der Form und Grösse und die daraus hervorgehenden Übungen des Schreibens und Zeichnens. Nachmittags ward Unterricht über das Ganze der Schulführung, namentlich über die Schuldisciplin gegeben. Darauf folgten die Gesanglehre, das Zifferrechnen und die einfachsten und allgemein anwendbaren Lehren der neueren Landwirthschaft. Der Unterricht wurde mit einem vierstimmigen Chore und mit einem kurzen Vortrage über irgend einen Ausspruch oder eine Parabel Jesu, anwendbar auf die Verhältnisse der Schulmeister, eröffnet und eben so beschlossen. Die Disciplin des Instituts war sehr einfach und wurde von den Schulmeistern selbst exercirt. Alle waren begeistert für die Sache und trieben sie mit freudigem Eifer. Die Stärkeren hoben und unterstützten die Schwächeren, stellten Repetitionen mit ihnen an, und machten ihnen die Übungen vor. Alle schritten mächtig vorwärts und die beiden Prüfungen zeigten den Anwesenden überraschende Resultate. Acht Wochen lang dauerte dieser schöne Verein, von dessen herrlichen Früchten die als Beylage angehängten Decrete der Regierung und des Kirchenraths zu Bern, so wie die Briefe wohlunterrichteter Männer sprechen.

Der König von Wirtemberg, *Zellers* Landesvater, war bey seiner Anwesenheit zu Hofwil Zeuge von der Thätigkeit und von dem Eifer gewesen, der in dieser Anstalt herrschte, und hatte sich durch ein zweystündiges Examen von den raschen Fortschritten der Schulmeister überzeugt. Bald nach diesem Besuch berief der König *Zellern* in sein Vaterland zurück, wo er als Inspector der *heilbronner Elementarschulen* und als Lehrer der einzuberufenden Schullehrer angestellt wurde. Die Elementarschulen waren hier in einem sehr traurigen Zustande; auch fand Hr. *Z.* in der Trägheit, in dem Unverstand und bösen Willen den Menge viele Schwierigkeiten zu überwinden. Der Erfolg bekehrte indels auch die Ungläubigsten. Ähnliche Resultate lieferte die Schule der *Franciscanerinnen.* Zwey Nonnen, von einigen katholischen Geistlichen in der *zellerschen* Methode unterrichtet, wandten sie mit ausserordentlichem Glück an. Eben so bildete sich eine *Gesellschaft von zwanzig Müttern* aus den gebildeteren Ständen, welche im Februar dieses Jahres sich täglich des Abends zwey Stunden versammelten, um die leichte Kunst zu lernen, Lehrerin des eigenen Kindes zu seyn. Rührend und tröstend ist der Brief, den der Vf. von einer dieser Mütter, welche er der unschuldigen und glücklichen Kinderwelt wieder gewonnen hatte, S. 36 mittheilt. — Die *Schulmeisterschule* bestand aus vierzig Jünglingen und Männern, die aus den entferntesten Gegenden des Reichs nach Heilbronn gekommen waren, und sich daselbst sechs Wochen lang auf eigene Kosten aufhielten. Einrichtung, Lehrplan und Erfolg waren die der schweizerischen Schulmeisterschulen. Als Vereinigungsmittel der Gemüther leistete auch hier der harmonische Gesang ausserordentliche Dienste.

An dem Tage, an welchem diese wohlthätige An-

ſtalt ſich auflöſete, erhielt Hr. *Z.* das Anſtellungsdecret, das ihn vom Neckar an den Pregel zur Organiſation von Normalinſtituten für die Erziehung künftiger und zur Muſterung der ſchon angeſtellten Schullehrer berief. Dieſe Inſtitute ſollten eine Vereinigungart der edelſten Geiſtlichen der Provinz werden, die dann als Schulinſpectoren ihrer Umgebung in gleichem Geiſte fortwirken ſollten. In jeder Provinz des preuſſiſchen Staats ſollte ein ſolches Centralinſtitut angelegt und dadurch das ganze Elementar Schulweſen allmählich veredelt und umgewandelt werden. Der König von Wirtemberg willigte in *Zellers* Abreiſe nach Königsberg, unter der Bedingung, daſs er erſt noch einen Lehrcurſus mit evangeliſchen und katholiſchen Geiſtlichen halten, und ſich verbindlich machen ſollte, auch ſchriftlich jede auf die Methode und deren Anwendung ſich beziehende Frage zu beantworten. Der Curſus mit 52 Geiſtlichen aller drey Confeſſionen währte 3 Wochen lang. Zwey Wochen waren beſtimmt, die Übungen der verſchiedenen Fächer curſoriſch durchzumachen, und in der dritten Woche wurden die verſchiedenen Inſtitute der Volksbildung charakteriſirt, und von der Einführung des Beſſeren geſprochen; wobey zugleich die ganze Verſammlung ſich in verſchiedene Conferenzen theilte, um eine genaue Schilderung des Elementar-Schulweſens ihrer Kreiſe zu entwerfen, die Bemerkungen der einzelnen Mitglieder zu ordnen, und das Ganze der prüfenden Commiſſion zu überreichen. Aus den anweſenden Geiſtlichen bildete ſich in der Folge eine vaterländiſche Geſellſchaft zur Beförderung des Schul- und Erziehungs-Weſens, jener ähnlich, welche die Schweizer in *Lenzburg* im J. 1807 geſtiftet hatten.

Die zweyte Hälfte des Buchs macht die Beantwortung der dem Vf. von der wirtembergiſchen Schulcommiſſion vorgelegten Fragen aus. Man erkennt darin den Mann, der das Ziel der Elementarbildung feſt ins Auge gefaſst, und ſich einen ſicheren Weg zu dieſem Ziele gebahnt hat, der eben deſshalb ſo lebhaft für die Sache erwärmt iſt, weil ſie dem Verſtande in voller Wahrheit und Untrüglichkeit einleuchtete, und ſich durch erhebende Thatſachen bewährt hat. Deſshalb ſoll auch Alles mit klarer ruhiger Beſonnenheit erkannt werden, und aus der inneren aufſtrebenden Kraft des Geiſtes hervorgehen. Überall ſoll der Einſeitigkeit und Oberflächkeit des Wiſſens, dem Schwankenden und Trüglichen in der Erkenntniſs, dem Zufälligen und Leidenſchaftlichen im Handeln entgegengearbeitet, und Herz und Kopf in ein friedliches Einverſtändniſs gebracht werden. Alle in der menſchlichen Natur ſchlummernden Anlagen ſollen geweckt, ausgebildet und zur freyen Thätigkeit erhoben werden, damit der ganze Menſch ſich vollkommen darſtelle, und alle Kräfte in eine naturgemäſse Wechſelwirkung komme. Die innere Natur muſs als ein Ganzes beachtet werden, das durch ſeine Elemente ſich darſtellt — Sinn für Wahrheit, für Schönheit, für das Gute und für Religion. Die Klarheit der durch das Wort gegebenen Anſicht im Menſchen muſs ſich ausſprechen durch Reinheit des Willens im kraftvollen Handeln, das Wort muſs That, die Sprache Leben werden. Da aber die, allgemein in der Menſchennatur liegenden Anlagen dem Grade nach in den Individuen ſich äuſserſt verſchieden darſtellen: ſo iſt die Methode das einzige und weſentliche Mittel, durch die naturgemäſse Ordnung ihres Ganges und die Lückenloſigkeit ihrer Reihenfolge das Vorhandene zu wecken, weiter zu führen und durch eine höhere Kraft bis zur Vollendung zu erheben. Dieſe Methode, die nach des Vfs. Äuſserung nur eine einzige ſeyn kann, und die vom Einfachen aus lückenlos zum Verwickelten hinaufſteigen und mit der höchſten Einfachheit des viel Verwickelten enden muſs, wird hier als die Erlöſerin und Wohlthäterin des Menſchengeſchlechts dargeſtellt. Eben weil ſie aus dem Nothwendigen der Sache ſelbſt, aus dem Inneren jeder wahren, ſelbſtſtändigen Erkenntniſs unmittelbar hervorgeht: ſo iſt Jeder, der von ihren unabänderlichen Geſetzen abweicht, verblendet, verdüſtert und irre geleitet. Sie iſt, wie *Niederer* ſagt (*Peſtalozzis* Wochenſchrift für Menſchenbildung 1ſter Band S. 229), „die mit dem unmittelbaren Weſen gleich umwandelbare Form des Producirens der Natur und des Geiſtes.“ Ein jeder auch noch ſo beſchränkter Kopf, der ohne alle Vorkenntniſſe zu dieſer Methode kommt, und ſie nur emſig übt und einfältigen Sinnes treibt, wird Wunder durch ſie ausrichten. Es iſt klar, ſagt Hr. *Z.* S. 26, „daſs es nicht mehr auf die Individualität des Lehrers, ſondern auf die Individualität des im Geiſte der Methode gearbeiteten Lehrmittels, deſſen Gang treu befolgt wird, ankomme, wenn eine gegebene Kraft in dem Kinde entwickelt werden ſoll; daſs alſo *jeder* Lehrer, auch der ungelehrte, wenn er nur Liebe hat und geſunden Menſchenverſtand, daſſelbe bewirke und mehr als der Gelehrte, der einen anderen Weg einſchlägt, als den einzig nachſten.“ Wir können aber in dieſe unbedingte Lobpreiſung der Methode durchaus nicht einſtimmen, theils weil wir den menſchlichen Geiſt für viel zu groſs und frey halten, als daſs er in einer feſtſtehenden, ewig unabänderlichen Form zur höchſten Erhebung und Vollendung geführt werden könnte, theils weil die Individualität des Lehrers erſt Geiſt und Kraft und Leben in die Methode bringen muſs. Wer abgelernte Formeln nur knechtiſch nachbetet, wer mit dem Buchſtaben auch zugleich den Geiſt ergriffen zu haben meint, wer ſelbſt bey einer gewiſſen Regſamkeit und Thätigkeit des Geiſtes doch aus den gewohnten Kreiſen nicht herauszutreten vermag, der wird kein freudiges Leben anzufachen, keine veredelte Menſchheit zu geſtalten vermögen. Der Buchſtabe tödtet, der Geiſt nur macht lebendig. Rec. hat ſich nur zu oft überzeugt, daſs man auf Rechnung der Methode ſetzte, was einzig aus der Lebendigkeit; aus der Geiſtesfülle und aus der eigenthümlichen Kraft des Lehrers hervorging. Männer wie *Peſtalozzi*, *Zeller*, *Olivier*, *Schmidt* und *Niederer* werden immer ein ſchönes Leben in jugendlichen Seelen anregen, und können leicht in Ir-

rland gerathen, wenn sie auf Rechnung ihrer Methode setzen, was doch einzig aus ihrer Individualität hervorgegangen ist. Dies ist namentlich bey *Zeller* der Fall, der überhaupt in seinem regen Eifer und in seiner feurigen Liebe Manches im vergrösserten Massstabe zu sehen scheint. Wie wäre es sonst möglich, mit solcher Zuversicht sagen zu können (S. 69): „Es ist weltkundig, zu welcher Höhe die Erkenntnisskraft der Zöglinge im Institut sich erheben könne, wie rein und stark ihre Einbildungskraft, wie fest und umfassend ihr Gedächtniss, wie scharf ihr Verstand, wie gereift durch mathematische Demonstrationen ihre Vernunft sey." Eine so schöne und seltene Ausbildung und Harmonie aller Geisteskräfte kann sich nicht in jugendlichen Gemüthern erzeugen und nicht das Product der Methode seyn.

Nicht um die schöne Begeisterung des edlen und warmen Kinderfreundes verdächtig zu machen, oder um seine vortreffliche Lehr- und Erziehungs-Methode herabzusetzen, sondern um ihn auf die pädagogische Genialität seines eigenen Geistes aufmerksam zu machen und von einseitiger Bewunderung, vor gedankenloser Nachbeterey und vor abgöttischer Verehrung der Methode zu warnen, fügten wir jene Bemerkungen hinzu. Gern gingen wir noch mit dem Vf. in das Detail der ihm vorgelegten dreyzehn Fragen ein, und verweilten mit ihm bey der zwar kurzen, aber geistreichen Erörterung so mancher interessanter und wichtiger Gegenstände; wir haben uns aber schon zu lange bey dem historischen Theil der Schrift verweilt und werden von dem Eigenthümlichen der *zellerschen* Methode bey einer anderen Gelegenheit sprechen.

L. Th.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Über den Umgang mit Kindern.* Erfahrungen, Maximen und Winke für Ältern, Erzieher und Jugendfreunde in der gebildeten Welt. Von *Carl Friedrich Pockels*, Hofrath zu Braunschweig. 1811. 271 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. *kennt* ohne Zweifel die Kinderwelt. Das Feinste und Eigenthümlichste, wonach er aber in derselben *verfahren* mag, hat er sich wohl gerade noch nicht wörtlich verdeutlicht; oder wenigstens hat er es in der vorliegenden Schrift nicht mitgetheilt, so viel Lesenswerthes sie auch in pädagogischer Rücksicht enthält. Überhaupt aber (und dieses ist wohl eigentlich die wahre Bewandniss der Sache) zeigt der wirkliche Hauptinhalt des Buchs, dass der Vf., ehe er es schrieb, die ganze Idee einer Schrift des angegebenen Inhalts nicht bestimmt genug fasste, um in der That das zu geben, was zu erwarten der Titel veranlasst. Diese Bemerkung findet ihren Beleg in den Grundzügen des wesentlichen Inhalts, welchen der Vf. selbst der Schrift vorangestellt hat.

Wer dem Faden nachgeht, den diese Grundzüge andeuten, wird nicht nur überhaupt leicht bemerken, dass er etwas unsicher und hin und her fahrend ausgesponnen worden, sondern dass auch an ihm schwerlich eine eigentliche Kunst *des Umgangs* mit Kindern zu entwickeln war, so manches Nützliche, Treffende und Feine auch allerdings (wie wir gern anerkennen) unter allen Rubriken mitgetheilt werden, und so unbezweifelt der Vf. auch hier jenes *Verdienst des Details* sich erworben hat; welches man seinen Schriften überhaupt nicht absprechen kann. Einen interessanten *Beytrag zur Erziehung* gab der Vf. ohne Zweifel. Auch hätte er immerhin das praktisch schätzbare Buch als eine *Anleitung, die wichtigsten Zwecke der Erziehung durch genauere Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten des Kindheit- und Jugend-Alters zu erreichen*, von der grossen Zahl werthloser allgemeiner und flachgehaltener Erziehungsschriften aussondern mögen. Eine Kunst *des Umgangs* mit Kindern müsste aber immer noch ganz etwas Anderes seyn, und Betrachtungen und Bemerkungen *zur Hauptsache* machen, die hier nur zerstreut und einzeln, oder beziehungsweise vorkommen.

Um aber das erwähnte Verdienst des Details mit einigen ausgehobenen Zügen zu belegen, bemerken wir, dass der Vf. sehr zweckmässig damit angefangen hat, auf den Geistes- und Gemüths-Zustand der *Kinder vom zartesten Alter* zu dem Zwecke aufmerksam zu machen, damit man nicht glaube, es sey Zeit genug, einen vernünftigen Umgang mit Kindern höchstens im dritten oder vierten Jahre ihres Lebens anzufangen. — Gute Bemerkungen über das *Widersprechen* der Kinder, die auch ganz eigentlich in eine Schrift dieser Art gehörten. — „Weil der *Vergnügungssinn* der Kinder einer ihrer Grundtriebe ist, soll man sie zu einer *Thätigkeit* leiten, die sie gern treiben, damit sie das Thätigseyn zur Masse ihrer Vergnügungen rechnen lernen. Die *Lust zur Arbeit* ist die schönste Gewöhnung, die der menschlichen Seele werden kann, und stiftet mehr Nutzen, als alle pädagogischen Lehrbücher in der Welt. Dem Menschen die Arbeit in Vergnügen zu verwandeln, ist das Kunststück des Erziehers, und vielleicht seine schönste Belohnung." Die Mittel, die der Vf. angiebt, sind fein ausgedacht, und verdienen aufmerksame Erwägung, und Beherzigung. — Verwöhnung durch Lob auch in der Hinsicht verderblich, weil der Abstand gegen den harten Tadel, den nachher häufig die Welt ertheilt, gar zu empfindlich auffällt. „Kinder fühlen sich oft schon dadurch belohnt, dass man sie nicht tadelt; und *ein gefälliges Stillschweigen* pflegen sie schon zu ihrem Vortheile zu deuten." (Sehr wahr, wenn sie nicht an das *Haut-gout* oder Zuckerbrod des Lobes gewöhnt worden.) Benehmen in Rücksicht des Lobes *von Fremden.* — Geringer Nutzen von noch so rhetorisch verfassten Predigten gegen die *Eitelkeit.* Verständiger Umgang verständiger Mütter mit ihren Töchtern ist das beste Correctiv. Kein Predigen gegen die Schönheit, keine Gleichgültigkeit, oder gar ein Analysiren der Reize. Benutzung der Erfahrung, dass die meisten *geschiedenen* Frauen schön waren, und die Männer selbst schönen Weibern nicht darum getreu bleiben, weil sie schön sind. — Unterscheidung

der Offenheit und Geradheit *im Empfinden und Denken* von jener gutmüthigen geschwätzigen Offenheit *im Reden*, wo der Charakter selbst (wie Hr. *P.* sehr treffend sagt) sich in der Hingabe [und grenzenlosen Austauschung] aller Gedanken und Gefühle gleichsam auflöst. — Über die Pflicht, im U. mit K. *heiter und fröhlich* zu seyn; eine treffliche Darstellung S. 111 f. „In einem Zustande, wo das menschliche Herz sich *frey*, also auch froh fühlt, sollte man ihm eigentlich seine liebenswürdigen Gesetze begreiflich machen, und nicht vergessen, dass in der Pflicht sich zugleich die höchste Freyheit des Willens erweisen müsse.“ — Sorge für *das Schickliche* im höheren alterthümlichen Sinne, wonach kein Widerstreit zwischen dem Guten und Edlen, welches innen ist, mit der Form seiner äuseren Erscheinung Statt finden soll. Da indessen der Anstand, wie schon Cicero bemerkt, nur der Abglanz der Tugend ist, der im Äuseren dann *von selbst* hervorleuchtet, *wenn im Innern das Gute und Vollkommene wirklich hervorgegangen*; so ist hier auch sehr richtig die Klippe vermieden, den Anstand *unmittelbar am Äuseren des Anderen* erzeugen oder erzwingen zu wollen. Es kommt hiebey vor Allem auf *das von Anderen gegebene Beyspiel* an, das hier wohl noch nach mehreren Seiten des Schicklichen und Wohlanständigen, als geschehen, entwickelt zu werden verdient hätte. Vieles angedeutet hat aber der Vf. mit dem treffenden Worte: „der feurige Geist der Jugend müsse gleichsam *eine Gesetzgebung von anständigen Gewohnheiten* annehmen, wenn er sich nicht in zahllosen Vernunftregeln verirren [von denselben überschwemmt werden und ihnen kraftlos unterliegen] solle.“ In diesem Sinne wird das Capitel von der *Schamhaftigkeit* noch besonders behandelt, S. 131 f. Dem Vf. ist übrigens auch hier *das rechte Mass* nicht fremd, und er bringt Plutarchs Bemerkung in Erinnerung, dass der Unverschämte und der Schamhafte die nämlichen Fehler begehen können, indessen jener für die Schande völlig unempfindlich ist, dieser aber, ist er *zu* schamhaft, durch jeden Anschein der Schande *beunruhigt* wird. Dahin gehört auch, was der Vf. selbst sich abstrahirt hat: „Das öftere Erröthen junger Mädchen scheint mir keinen [*nicht immer* einen — hätten wir doch lieber gesagt] besonderen Werth zu verrathen. Oft zeigt es nur ein anglühendes Temperament mit einer gewissen Bangigkeit, dass man es durchschauen wolle, verbunden u. s. w. Die wahre Sittsamkeit [die Sittsamkeit in ihrer lautersten Gestalt] kennt nur *ein* Erröthen — verkannt zu werden.“ — „Es giebt ein gewisses gefälliges Zuvorkommen edler Weiblichkeit, das uns vorzüglich gefällt: es ist die Unschuld eines auf sich selbst gegründeten Charakters, und einer Seele, die keines Fehltritts gegen ihre innere Würde und Heiligkeit fähig ist.“ — Ein schönes und wahres Gemälde. S. 139. 40. — Der Gegensatz der *Sprödigkeit*. Auch die feineren und seltneren Quellen entgehen dem Vf. nicht. Nur für den, welcher nicht selbst scharf und vielseitig beobachtet, dürfte es hie und da an bestimmterem Ausdruck fehlen. Freylich greift auch dieser Fehler manchmal sehr tief, und hat die entscheidendsten Folgen auf innere Richtung und Entwicklung, wie auf Lebensschicksal und Lebensglück. — Von Familien, in welchen „unter allen Mitgliedern bis zu den Kindern hinab ein *Misston*, wie auf einem verstimmten Instrumente herrscht.“

Das letzte Drittheil des Buchs ist eigentlich eine *Anleitung zur Lebensklugheit für junge Leute*, die nun freylich eigentlich in ein Buch vom Umgang *mit Menschen*, nicht aber *mit Kindern*, gehört. Was der Vf. lehrt, ist übrigens auch hier, wo der Gegenstand oft schwierig ist, würdig und edel.

Wir haben genug gesagt, um den Werth dieser Schrift zu bezeichnen. Wir finden den Vf. häufig, und ohne damit ihn als Nachahmer charakterisiren zu wollen, in den Fusstapfen des geistreichen *Brandes*. Ist er auch nicht so gedrängt oder gediegen: so wird er eben dadurch gemeinnütziger; um so mehr, da er durch eine gewisse Milde der Darstellung *gefälliger* sich zeigt, ohne dem Ernste der Gegenstände Etwas zu vergeben. Ml.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Über Belohnungen und Strafen in pädagogischer Rücksicht überhaupt, und* (über) *körperliche Züchtigung insbesondere*. Zunächst für öffentliche Knabenlehrer, aber auch allen Ältern und Erziehern zur Beherzigung geschrieben. Von *Chr. L. Fecht*, Diaconus in Lahr. 1810. 204 S. 8. (10 gr.) Das Capitel über Belohnung und Strafe ist in der Pädagogik schon so oft und vielfach abgehandelt worden, dass es nun wohl endlich einmal Zeit wäre, die Spreu von dem Waizen zu sondern, und aus der Menge von Meinungen, Ansichten, Vorschlägen und Erfahrungssätzen das Zweckmäsige und Anwendbare für die häusliche und öffentliche Erziehung auszuwählen. Denn noch fehlt es uns immer an einer, aus rein sittlichen Principien abgeleiteten, in einem ächt pädagogischen Geiste durchgeführten, und in allen ihren Theilen durchaus anwendbaren Theorie der Disciplin. Zu dem, was *Campe*, *Villaume*, *Gedike*, *Resewitz*, *Cöler*, *Albanus*, *Ziemssen*, *Möller*, *Deegen* und *Niemeyer* über diesen wichtigen Theil der Kinderzucht gesagt haben, ist vorliegende kleine Schrift ein recht guter Beytrag; aber erweitert oder fester begründet ist dadurch die Lehre von der Disciplin nicht. Alles, was der Vf. sagt, ist gut und wahr. Er spricht mit Ernst und Eifer, oft mit Spott und bitterer Ironie. Überall aber verdient er beachtet zu werden, besonders in dem, was er über die sinnlichen Strafen sagt. L. Th.

Carlsruhe, b. Macklot: *Nützliche Unterhaltung für junge Mädchen* in Briefen zur Nachahmung, von *Julie Mayer* geb. *v. Wölkern*. 1810. 264 S. 8. (20 gr.) Wenn gleich diese Briefe nicht als unbedingte Muster des Briefstils aufgestellt werden können: so mögen sie in Töchterschulen und Erziehungsanstalten nicht ohne Nutzen bey der Übung im Briefschreiben gebraucht werden; sie liefern wenigstens brauchbaren Stoff, über den sich junge Mädchen unterhalten können, denn es wechseln Beschreibung wirthschaftlicher, häuslicher Arbeiten, Reisebeschreibungen, historische Darstellungen und moralische Belehrungen mit einander ab, welches wir sehr zweckmäsig finden. FRHT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 NOVEMBER, 1812.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ROSTOCK, in der müllerschen Raths- und Stadt-Buchdruckerey: *Bemerkungen über den Antrag des Herrn Kammerherrn von Wickede auf Geschendorf, die Aufhebung der Zünfte in Mecklenburg betreffend*, von einigen Zunftgenossen in Rostock. 1812. 24 S. 4.

Ein Kammerherr *v. Wickede* auf Geschendorf trug in einem kleinen Aufsatze unterm 25 Febr. d. J. bey seinen Mitständen darauf an, die beiden durchl. Herzöge von Mecklenburg zu bitten, dafs alle und jede Zünfte und Innungen gänzlich aufgehoben, alle bestimmten Lehrjahre, der Gesellenstand, Meisterstücke u. s. w. abgestellt werden möchten, dafs es Jedem, von was Stand und Religion oder Beschaffenheit er sey, erlaubt werden möge, in dem ganzen Lande, sowohl in den Städten als auf dem platten Lande, jede Art von Gewerbe, Kunst und Handwerk zu treiben, mehrere Handwerke mit einander zu verbinden, und von einem zum anderen übergehen zu können. Gegen und über diesen Antrag, welcher S. 21—24 abgedruckt ist, wird in diesen Bemerkungen mit eben so viel Einsicht gesprochen, als Hr. *v. W.* Unbekanntschaft verräth mit der wahren Lage der Sache, und mit dem, was viele Politiker jetzt urtheilen, und was in den Staaten, in welchen man nach den Ansichten des Hn. *v. W.* gehandelt hat, jetzt bereits die Erfahrung bestätigt.

Dafs das Zunftwesen Verbesserungen bedürfe, dafs es unter steter Aufsicht der Polizey stehen müsse, dafs Einschränkungen und Ausnahmen von Manchem, was die Regel und Ordnung dabey mit sich bringt, Statt finden können und müssen, giebt der billige Vf. der Bemerkungen gleich Anfangs zu; nur glaubt er, dafs es im Ganzen gut und nützlich sey, dafs die Betreibung eines Handwerks nur denen verstattet werde, welche solches zunftmäfsig erlernt, sich darin nach Möglichkeit vervollkommnet, und durch ein Probestück, das von beeidigten Ältesten und den übrigen Zunftgenossen für gut anerkannt ist, als Meister bewiesen haben; und darin stimmt Rec. ihm aus inniger Überzeugung bey, aus einer Überzeugung, welche, wie er versichern kann, nicht in einer blinden Anhänglichkeit an das Alte und Abneigung gegen Neuerungen ihren Grund hat, sondern durch vielfältiges Nachdenken über diesen wichtigen Gegenstand, wozu es ihm an officiellen Veranlassungen nicht gefehlt hat, hervorgebracht ist. Rec. will, ohne sich gerade an die Ordnung des Vfs. zu binden, sein Ansichten, die sich gröfstentheils auch in diesen Bemerkungen finden, kurz darlegen.

Es liegt in der Natur der Sache, dafs man das, was man mit Erfolg betreiben will, erlernen mufs, denn eine jede Arbeit hat ihre Regeln, ihre Vortheile, und je zusammengesetzter ein Gewerbe ist, desto mehr hat es Regeln. Es ist nun zwar nicht zu leugnen, dafs der Eine schneller als der Andere mit dem, was zu erlernen ist, fertig wird, und zu einer gewissen Gewandtheit gelangt. Allein dessenungeachtet ist es sehr vortheilhaft, dafs bestimmte Lehrjahre festgesetzt sind, die so gut von dem, der schnell begreift, als von dem weniger glücklich Organisirten ausgehalten werden müssen. Denn wie leicht wird nicht, wenn die Lehrjahre beliebig sind, ein Jeder sich für vollkommen genug halten, und aus dem abhängigen Stande eines Lehrlings hinaus in eine freyere Lage, wo es Geld zu verdienen giebt, eilen, wie dieses zum grofsen Nachtheil des gründlichen Wissens in den gelehrten Ständen der Fall ist. Giebt es aber gar keinen eigentlichen Lehrlingsstand: so ist nicht nur gröfsre Gefahr vorhanden, dafs alles ordentliche Erlernen eines Handwerks wegfallen wird, sondern es fällt auch die ganze Zucht hinweg, welche während der Lehrjahre vorhanden ist, und welche gerade in diesen Jahren dem Jünglinge, den seine Neigungen zu ganz etwas anderem, als zum Fleifs und zu einem ordentlichen Lebenswandel hinziehen, so wohlthätig und nothwendig ist, und unsere Städte würden noch ungleich voller von jenen Taugenichtsen und Müssiggängern, die sich auf nichts gelegt haben, seyn, als jetzt. Wenn man also auch Jedem die Ausübung eines Handwerks frey geben wollte: so würden doch Gründe genug vorhanden seyn, um bestimmte Lehrjahre von Jedem zu fodern, der sich in einer Commune zur Betreibung eines Handwerks mittelst Lösung eines Patents melden würde. Man wird auch diese Lehrjahre nicht zu kurz machen dürfen, theils weil es Manchen schwer wird, auch nur das Nöthige zu begreifen, theils weil es äufserst nachtheilig wird, wenn ein ausgelernter Handwerker ungeübt in den Gesellenstand tritt. Ein solcher Mensch findet entweder gar keinen Meister, oder er bleibt nicht lange bey dem, der ihn als einen ungeübten Arbeiter kennen lernt, auch ist es sehr schwer, in spätern Jahren und in veränderten Verhältnissen nachzuholen, was in früheren versäumt worden, da das Geständnifs von Mangel an gewissen Kenntnissen mit Beschämung verbunden ist. Doch Hr. *v. W.* will gar keinen Gesellen-

ſtand. Aber auch dieſer iſt höchſt nöthig, theils um ſich weiter auszubilden, wozu die Lehrjahre nicht hinreichen, theils um die Zeit auszufüllen und einen Thaler Geld zu ſammeln, womit nachher das Gewerbe angefangen werden kann. Denn was ſind die Folgen vom Gegentheil? Steht es Jedem frey, ohne gewiſſe Jahre als Geſelle für einen Anderen gearbeitet zu haben, auf eigene Rechnung zu arbeiten: ſo wird ein jeder dem männlichen Alter entgegenreifende Jüngling, der einige Thaler in Vermögen oder auch einige Ausſichten auf Kundſchaften hat — wie leicht täuſcht ſich aber nicht der Unerfahrne —, ein Gewerbe anfangen, er wird, ja er muſs heirathen, und wir werden bald einen Familienvater haben, der mit Sorgen kämpft, und in den meiſten Fällen einen alten Bettler bekommen, der uns einen Haufen junger Bettler geſchenkt hat. Des Menſchen eigene Vernunft iſt, beſonders in den angehenden Jahren des männlichen Alters, ſelten allein im Stande, das Beſte zu wählen, und den Neigungen zu einem unabhängigen Leben, dem Wunſche, einen eigenen Heerd zu haben, und den Stürmen einer ſinnlichen Liebe, welche nur zu oft durch die Lockungen eines, mit den Künſten der Verführung bekannten Mädchens aufgeregt werden, ſich mit Erfolg entgegen zu ſetzen. Hier muſs eine ruhige Weisheit dazwiſchen treten. Unſere Vorfahren, die von den Anordnungen einer über Alles waltenden und ſchaltenden Polizey nichts wuſsten, ſuchten durch Aſſociationen und Inſtitute zu helfen. Sie kamen überein, daſs ein Jeder, ehe er einem Hausweſen vorſtehen, ein Gewerbe dirigiren wollte, ſich in der Welt umſehen, Erfahrungen ſammeln, die Hörner ablaufen, ſeine Kenntniſſe und Fähigkeiten erweitern, und eine Anſicht der Dinge, eine Fügſamkeit in den Menſchen und in die Umſtände erwerben ſollte, welche man in dem älterlichen Hauſe, in dem Geburtsorte ſo ſelten zu erwerben pflegt. Läſst ſich etwas Verſtändigeres denken? Werden die Wanderjahre nicht von Allen gut angewandt, wird Mancher liederlich, bleibt mancher tüchtige Handwerker auswärts: das thut alles nichts. Wer kann behaupten, daſs jener nicht auch zu Hauſe liederlich geworden wäre? Denn ſind nicht die meiſten von den ſchlechten Subjecten, welche ſich in jeder Stadt finden, ſolche, die nie von Hauſe weggekommen, und ſind nicht von der anderen Seite ſehr oft die vorzüglichſten Arbeiter eines Orts Fremde, die bey uns geblieben, und uns den Verluſt erſetzt haben, den wir durch die Ausgewanderten erlitten, die ihres Theils ein gleiches Glück in der Fremde gemacht haben? Wer über dieſe und andere ähnliche recht praktiſche Sachen urtheilen und entſcheiden will, halte ſich ja nicht an allgemeine Theorieen, an Träumereyen von Menſchenrechten, ſondern gehe in die Werkſtätte der geſchickteſten und geſuchteſten Handwerker, laſſe ſich von ihnen erzählen, wie ſie es geworden, wie oft ihnen ein alter Meiſter, dem ſie treu gearbeitet, ſeine Tochter und mit ihr ſeine Werkſtatt abgetreten, oder wie ſie ein verſtändiger wohldenkender Kundmann ihres Meiſters kennen gelernt, ſie aufgemuntert, unterſtützt, und ihnen zu einem Glücke verholfen habe, wozu ſie in ihrem Vaterlande nie würden haben gelangen können, und er wird gewiſs auf andere Ideen gerathen. Der Geſellenſtand iſt alſo, ohne der Vortheile zu gedenken, welche für den Handwerker, der eine groſse Kundſchaft hat, für die Wittwen, daraus entſtehen, für jeglichen Menſchen äuſserſt wichtig und nicht ſelten für ſein ganzes Leben entſcheidend. Der *esprit de corps*, welcher dadurch entſteht und darin herrſcht, hat ſeine ſchlimme Seite, aber die gute iſt überwiegend. Gewiſſe Grundſätze der Sittlichkeit, ohne welche die menſchliche Geſellſchaft nicht beſtehen kann, werden zur Standes- und Ehren-Sache, und erhalten eine Sanction und eine Controlle, wie ſie der Staat ihnen nicht zu geben vermag, und es entſteht ein Zuſammenhalten, welches dem Staate Laſten und Pflichten abnimmt, für welche er ſonſt nicht Rath zu ſchaffen weiſs. Statt den Geſellenſtand aufzuheben, ſollte der Staat ihm eher noch ſtrengere Geſetze vorſchreiben oder von den Zunftgenoſſen vorſchreiben laſſen, denn gewiſs ſind es nicht die Geſellen, welche von den Meiſtern gedrückt werden. Dieſes iſt gegen die Erfahrung. Auch iſt ihr Loos gar nicht precair, wenn ſie geſchickt und fleiſsig ſind; denn welcher Meiſter, der ohne Geſellen nicht fertig werden kann, wird einen braven Menſchen gern gehen laſſen?

Eben ſo nachtheilig iſt der Übergang vom Geſellen zum Meiſter ohne Prüfung oder Meiſterſtück. Warum ſoll man es auch abſchaffen, wenn man die Miſsbräuche davon entfernt? Iſt es für den Geſchickten nicht vielmehr eine angenehme Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe und Fertigkeiten Männern von Metier vorzulegen, als eine Laſt? Und iſt es nicht, wie das Examen der Staatsdiener, ein vorzügliches Mittel, den Jüngling zum Fleiſs und zur Ausdauer anzutreiben? Man hebe einmal alle Prüfungen auf, und man wird bald ſehen, wie die Zahl der Stümper in allen Fächern zunimmt. Denn Mittelgut iſt die groſse Maſſe, auf dieſe muſs gerechnet, für dieſe muſs geſorgt werden. Das Genie, der Menſch von auſserordentlichen Gemüthsanlagen, iſt eine Seltenheit, er muſs daher auſserhalb der Berechnung bleiben, die aufs Ganze geht, und für ihn giebt es Ausnahmen. Die Stümpermäſsigkeit iſt aber nicht bloſs für den Menſchen ſelbſt ein Unglück und ein ziemlich ſicherer Weg zum Bettelſtabe oder zum betrügeriſchen Lebenswandel, ſondern es iſt auch für den geſchickten Arbeiter verderblich. Ein ſolcher Stümper findet doch, wegen Wohlfeilheit, wegen ſchneller Förderung oder aus anderen Gründen, immer, wenigſtens für eine Zeitlang, ſein Publicum, beſonders für Arbeiten, die weniger auf ſich haben. Dadurch verliert der gute Arbeiter manche Arbeit, hauptſächlich die Gelegenheit, geringe Arbeiten zu verfertigen; es bleiben die ſchlechten Materialien, der Abfall, der auch Geld gekoſtet hat, unbenutzt; er kann kleine Zwiſchenzeiten nicht ausfüllen, und ſeinen Lehrling, der zu den beſſeren Arbeiten noch nicht zu gebrauchen ſteht, nicht gehörig beſchäftigen; die Arbeiten eines Orts verlieren

ihren Ruf, veranlassen den, der ein paarmal getäuscht worden ist, auswärts arbeiten zu lassen, und verschaffen fremdem Handwerksgut einen unverdienten Absatz. Durch Freygebung der Gewerbe wird also, ohne dem einen Theile wesentlich zu nutzen, dem anderen gewiss geschadet. Wenigstens wird dieses zuverlässig der Fall seyn, wenn man auf einmal damit vorschreitet. Auch der freyen Concurrenz und der Folgen wegen, die mit derselben verbunden sind, und verbunden seyn sollen, ist die Aufhebung der Zünfte nicht nöthig. Denn die Concurrenz ist, wie ein Jeder weiss, der nicht auf einen bestimmten ganz kleinen Kreis eingeschränkt ist, im Ganzen jetzt schon eher zu gross als zu gering; auch hat sie nicht alle die segenreichen Folgen, welche man von ihr rühmt, wenigstens hat sie auch ihre Nachtheile, und es ist für das Ganze kein so grosses Unglück, wenn es einmal an einem kleinen Orte an einem Handwerke fehlt, als wenn es allenthalben Handwerker giebt, die kein Brod haben. Jenes ist eine Unbequemlichkeit, dieses ein wahres Übel. Wenn ferner darauf, dass es Jedem frey stehen müsse, mehrere Gewerbe zu treiben und von einem zum anderen überzugehen, von dem Hn. *v. W.* ein Werth gelegt wird: so zeugt dieses von grosser Unkunde. Denn die Kunst und der Künstler werden beide zu Grunde gehen, wenn das allgemein und begünstigt wird, was, wie die Erfahrung lehrt, den Ruin derer nach sich zieht, die auf diesen Weg gerathen, den verdorbene Menschen einschlagen, die keiner Anstrengung und Ausdauer fähig sind, und daher auf Projectmacherey ausgehen. Auch gehören die eigentlichen Handwerker nur in die Städte; doch hängt es von vielfältigen Umständen ab, ob und in wie weit einige derselben auf dem Lande zu gestatten sind. Übrigens sind nicht in allen Rheinbundesstaaten die Zünfte aufgehoben, z. B. in Sachsen bestehen sie noch. In Westphalen hingegen, wo die Aufhebung am weitesten gegangen, zeigen sich jetzt schon die Nachtheile davon, so dass die göttingische Societät der Wissenschaften sich bewogen gesehen hat, es zum Gegenstand einer Preisaufgabe zu machen, wie diese Nachtheile vermindert werden können. In Frankreich selbst ist die Rede davon gewesen, gewisse Meisterschaften wieder herzustellen. Es ist daher sehr zu wünschen, dass diese kleine Schrift für Mecklenburg ihren Zweck ganz erreiche, und dass man allenthalben, wo man die Zünfte noch nicht aufgehoben, damit behutsam zu Werke gehe, und durch die Erfahrungen, welche anderswo gemacht sind, sich von Missgriffen abhalten lasse. Es ist sehr leicht, eine Sache zu verderben, schwer aber, sie wieder gut zu machen, und so lange es der Obrigkeit und der Gesellschaft obliegt, für die Armen zu sorgen, ist sie auch befugt und verpflichtet, auf Mittel zu denken, die Verarmung zu verhüten.

PN.

BERLIN, in d. nicolaischen Buchhandlung: *Über den Geist der neuen französischen Finanzverwaltung. Nebst einigen Ideen einer zweckmäßigen Finanzreform für deutsche Staaten.* Von *G. Wehnert.* 1812. XIV u. 148 S. 8. (1 Rthr. 4 gr.)

Die beiden Abtheilungen, in welche diese Schrift zerfällt, giebt der Titel an. Die *erste* geht von S. 1—78; die *zweyte* von S. 79—178. *Dort* giebt der Vf. zuerst eine allgemeine Übersicht des französischen Finanzwesens, und dann eine zwar kurze, aber doch möglichst detaillirte Schilderung der einzelnen französischen directen und indirecten Steuern; *hier* aber spricht er von Staatsschulden und dem Verkauf der Domänen, von der Grundsteuer, der Gewerbssteuer, der Stempeltaxen, den indirecten Steuern auf Einfuhr fremder Waaren, der Accise, den Posten und Lotterieen, und von der Organisation der Finanzverwaltung. Überall, sowohl hier als dort, erscheint der Vf. als ein sachkundiger Mann, der mit den Gegenständen, welche er behandelt, gehörig vertraut ist, und das, was er darüber zu sagen hat, freymüthig, richtig und deutlich vorzutragen weiss; — und allen Beyfall verdient es insbesondere, dass er bey der Darstellung des französischen Finanzsystems immer sowohl auf die Abweichungen des westphälischen aufmerksam macht, als auf die Grundsätze der Staatswirthschaft, welche bey der Würdigung der Zweckmäßigkeit des Einen und des Anderen ins Auge zu fassen seyn mögen. Übrigens scheinen zwar beide Abtheilungen von einander ganz unabhängig zu seyn; allein bey einer ganz genauen Beleuchtung des Ganzen sind sie es wirklich nicht. Die erste Abtheilung erscheint hier als eine Art von Einleitung zur zweyten, abzweckend darauf, durch Darstellung der Eigenthümlichkeiten der französischen Finanzgesetzgebung und Verwaltung zu zeigen, dass eine Finanzreform nach Frankreichs Vorbilde in unseren deutschen Staaten, besonders aber in Mecklenburg, dem Vaterlande des Vfs., das er bey seinen Ideen auch vorzüglich vor dem Auge hat, so leicht nicht sey, wie Manche vielleicht glauben mögen; dass vielmehr (S. XII) Alles so vortrefflich, wie in Frankreich, nur da geordnet werden könne, wo Alles, wie in Frankreich, neu zu schaffen möglich ist; dass man aber bey der ganz anderen Lage unserer deutschen Staaten zunächst nur darauf ausgehen müsse, die gröbsten Mängel und Anomalieen der bisherigen Steuerverfassung zu heben, und dass ein einfaches Provisorium, das in der Ausführung wenig Schwierigkeiten veranlasst, das sicherste Mittel zu einer späteren allgemeinen Reform sey — worin der Vf. wirklich nicht Unrecht zu haben scheint. Die Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung, wenn sie nur einigermaßen befriedigen sollen, sind wirklich einer der schwierigsten Puncte unserer Staatsverwaltung; vielleicht der allerschwierigste. Die Grundsätze einer befriedigenden Finanz-Gesetzgebung und Verwaltung kann die Theorie sehr leicht geben, begründen und rechtfertigen. Aber die schwierige Aufgabe ist die Einführung der Lehren der Schule in die wirkliche Welt — in eine Welt, wo man die Menschheit in einem ewigen Kriege Aller gegen Alle erblickt, um die Last der Abgaben von sich ab und auf Andere zu wälzen, und wo es keine Gesetzgebung und keine

Verwaltung giebt, welche die Prägravationen beseitigen könnte, welche dieser Krieg für den einen oder den anderen verwickelten Theil erzeugt, indem hier die natürlichen Gesetze des menschlichen Verkehrs mit unerbittlicher Strenge herrschen, und durch diese Herrschen oft in einem Augenblicke die mühsamsten Calculs des Staatswirths und Finanziers vernichten. Dass die Abgabe den wirklich treffe, welchen sie treffen soll, — dies mag der Staatswirth und Finanzier wohl wünschen, und sein Hauptstreben muss es seyn, seinem Abgabesystem eine Einrichtung zu geben, welche diesem Wunsche möglichst zusagt und ihn möglichst fördert. Aber bey allem Streben hienach wird die Realisirung dieses Wunsches nie ganz, bald mehr, bald weniger möglich seyn. So lange menschlicher Verkehr besteht, ist die Realisirung jenes Wunsches nie mit Zuverlässigkeit zu hoffen, und sehr richtig ist die Bemerkung eines bekannten staatswirthschaftlichen Schriftstellers: die öffentliche Abgabe trifft nur den, der sich ihr nicht zu entziehen vermag. — Abgesehen von diesen Bemerkungen über die Schwierigkeit, ein *materiell* gleichheitliches Abgabesystem in einem Lande herzustellen, unterschreiben wir jedoch ohne Bedenken alles das, was der Vf. (S. 110 fg.) über die Herstellung eines *formell* gleichheitlichen Abgabesystems sagt. Dass die Steuerfreyheit der privilegirten Stände dem Geiste unseres Zeitalters und den Foderungen der Gerechtigkeit durchaus abhold sey, ist eine bekannte, schon oft erklärte Sache; und was das Privatinteresse der bisher befreyt Gebliebenen und ihrer Sachführer gegen ihre Beyziehung zu den öffentlichen Lasten sagen mag, verdient keine Rücksicht. Es mag seyn, dass ihre Besitzungen durch diese Beyziehung zu diesen Abgaben an ihrem bisherigen Werthe, oder vielmehr Preise, verlieren. Aber was war dieser hohe Werth oder Preis anders, als ein Werk des Zufalls? Was war es anders, als das Erzeugniss einer Ungerechtigkeit des Gouvernements gegen die Nichtprivilegirten? und von wem können die Privilegirten die Garantie der Vortheile jenes Zufalls und dieser Ungerechtigkeit fodern? Sollen die jetzigen Regierungen für die Sünden ihrer Vorfahren büssen? So wenig der Besitzer einer abgabepflichtigen Besitzung wegen der gestiegenen Abgaben dieser Besitzung aus dem Grunde, weil dadurch diese Besitzung an ihrem Preise verloren habe, von Jemanden Entschädigung fodern kann: so wenig kann es der Besitzer einer privilegirten Scholle, wenn man diese in der Folge abgabepflichtig macht. Wer ein Precarium kauft, kann sich nie beschweren, wenn er durch dessen Widerruf und Aufhören in Verlust kommt. — Was der Vf. über Grundsteuern, Gewerbesteuern, Stempeltaxen und die übrigen oben angegebenen, von ihm behandelten einzelnen Abgabearten sagt, enthält zwar nichts Neues, aber seine Grundsätze sind auch im Ganzen genommen richtig. Nur gegen das, was er über Stempeltaxen und indirecte Abgaben auf *die* Einfuhr fremder Waaren sagt, möchte sich noch Einiges erinnern lassen. Die *Stempeltaxen* beurtheilt er zu günstig. Diese Abgaben drücken nicht blofs das Capital, und sind eine sehr ungleich vertheilte Abgabe, und sind in sofern antiökonomistisch: sondern sie drücken auch nächstdem noch das Verkehr; und gerade *dieser* Druck ist es, der sie selbst bey der (S. 141) mit Recht verlangten Mäfsigkeit ihres Tarifs, und wenn sie auch nur beym Übergange unbeweglicher Güter erhoben werden, lästiger und nachtheiliger macht, als die zuerst angedeuteten damit verbundenen Inconvenienzen. Und was der Vf. über indirecte Steuern auf fremde Waaren und Consumtionsabgaben überhaupt sagt, hat besonders das gegen sich, dass einmal die durch solche Abgaben erschwerte Einfuhr fremder Waaren immer nachtheilig auf die Production derjenigen inländischen Erzeugnisse wirkt, gegen welche jene Waaren bisher umgetauscht wurden, so dass die Nation durch solche Auflagen am Genusse ärmer, und dennoch an Gütermassen von Werth nicht reicher wird; und dann, dass alle solche Abgaben immer bey weitem stärker auf den angemessenen und wirklichen Preis der Waaren wirken, als jede directe Abgabe, weil jene bey der Berechnung des Schaffungskostenbetrags einer Waare immer in den Calcul kommen, diese aber, als eine vom reinen Ertrag der Betriebsamkeit, und vom reinen Einkommen gezahlte Abgabe, äufserst selten; denn was der Producent von dem wirklichen Gewinn seiner schon vollendeten Arbeit abgiebt, läfst er bey der Berechnung ihres Schaffungskostenbetrags weit eher aufser Ansatz, als was er bey der Arbeit selbst verzehrt und aufwenden muste. Z.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b, Hayn: *Chronologisches Taschenbuch der neuesten Geschichte (von 1789 bis 1812)*. Nebst einer Übersicht der denkwürdigsten Begebenheiten der älteren, mittleren und neueren Geschichte. Herausgegeben von *Karl Stein*. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1812. XII u. 284 S. 12. (18 gr.) — Auch unter dem Titel: *Historische Erinnerungen in chronologischer Ordnung*. (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 281.)

Leipzig, im Verlage des Kunst- und Industrie-Comptoirs von Amsterdam: *Conversations-Lexikon* oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände über die in der geselschaftlichen Unterhaltung und bey der Lectüre vorkommenden Gegenstände, Namen und Begriffe in Beziehung auf Völker- und Menschen-Geschichte; Politik und Diplomatik; Mythologie und Archäologie; Erd-, Natur-, Gewerb- und Handlungs-Kunde; die schönen Künste und Wissenschaften, mit Einschluss der in die Umgangssprache übergegangenen ausländischen Wörter, und mit besonderer Rücksicht auf die älteren und neuesten merkwürdigen Zeitereignisse. In 8 Bänden. Erster Band. A bis Comparativ. Zweyte ganz umgearbeitete Auflage. 1812. XVIII u. 638 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1811. No. 46.)

Num. 224.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 NOVEMBER, 1812.

PHYSIK.

PARIS u. TÜBINGEN, b. Schöll u. Cotta: *Tables hypsométriques ou tables auxiliaires pour le calcul des hauteurs à l'aide du baromètre d'après la formule de M. La Place* par *Jabbo Oltmanns*. 1809. 26 S. in Fol.

Der Werth aller Barometertafeln hängt von ihrer Genauigkeit und Bequemlichkeit ab. Was die Genauigkeit betrifft: so haben diese Tafeln dieselbe, welche die neuere Formel von *La Place* hat, die auf den Abwiegungen von *Rammond* beruht. Die ältere Formel von *La Place* beruhte auf denen von *de Luc* und war merklich fehlerhaft, da *de Luc* seine Thermometer in die Sonne hing, um die Temperatur der Luft zu erfahren. Sie gab z. B. den Montblanc um 250 Fuss zu niedrig an. Die Formel von *La Place* ist allgemein bekannt, und der Vf. hat sich im *A. J. B.* und in *Gilberts* Annalen ausführlich über die Veränderungen erklärt, die er mit dieser Formel vorgenommen, um sie in eine bequeme Tafelform zu bringen: wir glauben daher, diese hier übergehen zu dürfen, und bemerken nur, dass der Vf. seinen Zweck, eine bequeme Rechnung zu finden, vollkommen erreicht hat.

Die Genauigkeit der Tafeln wollen wir an den äuserst genauen Beobachtungen von *Daubuisson* prüfen, deren wir schon früher in diesen Blättern bey einer ähnlichen Gelegenheit erwähnten.

		Höhe des Monte Gregorio, berechnet nach *Oltmanns* Tafeln.			
1809	Octobr.				
—	1	5279,4 Fuss.	Fehler	20,1	Fuss
—	4	5274,6	—	15,3	—
—	7	5276,4	—	17,1	—
—	8	5280,0	—	20,7	—
—	27	5284,2	—	24,9	—
—	18	5298,6	—	39,3	—
—	20	5292,6	—	33,3	—
—	25	5276,4	—	17,1	—
—	30	5289,6	—	30,3	—
—	31	5280,0	—	20,7	—
Mittel		5283,2	—	23,9	od. $\frac{1}{220}$ des Ganzen.

Dieser Unterschied von 23,9 Fuss rührt daher, dass die *rammondschen* Abwiegungen wohl nicht mit der scrupulösen Sorgfalt gemacht sind, wie die *daubuissonschen*, mit denen wir sie hier vergleichen. Dasselbe gilt von den *lindenauschen* Tafeln, welche auf 70 Bestimmungen von *de Luc*, *Trembley*, *Roy*, *Rammond* u. s. w. beruhen. Diese geben beym *Monte Gregorio* auch eine Abweichung von 23,3 Fuss. Die Ursache hievon scheint Rec. die zu seyn, dass man bey den älteren Barometermessungen nicht sorgfältig genug auf die ungleiche Erwärmung der Luft in der Nähe des Bodens Acht gab.

Die Tafeln von *Lindenau* und *Oltmanns* beruhen gröstentheils auf denselben Abwiegungen, und müssen daher sehr nahe denselben Fehler haben. Wenden wir uns aber zu den Tafeln von *Biot* und *Benzenberg*, die nicht auf den Abwiegungen mit dem Barometer, sondern auf denen mit der zweyarmigen Wage beruhen: so finden wir, dass jene die Höhe des Berges um 24 Fuss und diese sie um 7 Fuss zu gross angeben. — Es lohnt der Mühe, der Ursache dieser Abweichung näher nachzuspüren. Zuerst müssen wir bemerken, dass die letztere Abweichung von 7 Fuss von einem kleinen Rechnungsfehler herrührt; verbessert man diesen: so wird sie 18 Fuss. Dieser Rechnungsfehler liegt in der Correction für die Wärme, welche in diesen Tafeln zu $\frac{1}{200} - \frac{1}{4330}$ angenommen ist, und $\frac{1}{200} - \frac{1}{4330} + \frac{1}{4330}$ seyn muss. Die letztere Correction bezieht sich auf die beständige Zahl, und ist die, welche bey den Barometermessungen gebraucht wird. Die erstere $\frac{1}{200} - \frac{1}{4330}$ bezieht sich auf die Veränderung des Verhältnisses der specifischen Gewichte beider Körper, wobey angenommen, dass der Druck derselbe geblieben, nämlich 28 Zoll Queckss. auf der Temp. 0° R. Da die beständige Zahl angiebt, wie lang eine Luftsäule ist, die bey gleicher Dichtigkeit einer Queckssilbersäule das Gleichgewicht hält, die eben so lang ist, wie die Queckssilbersäule, die sie zusammendrückt, und die auch dieselbe Temperatur hat, nämlich die der Luft: so ändert sich bey der beständigen Zahl der Druck, und der Ausdruck wird wegen des mariottischen Gesetzes $\frac{1}{200} - \frac{1}{4330} + \frac{1}{4330}$. Dieses war der eigentliche Punct der Controverse, welche die Hn. *v. Lindenau* und *Benzenberg* in diesen Blättern hatten, und bey der Jeder auf gewisse Weise Recht und auf gewisse Weise Unrecht hatte. Hr. *v. Lindenau* sagte, die Ausdehnung des Queckssilbers komme bey dieser Correction gar nicht in Betracht. Dieses war unrecht. Hr. *Benzenberg* sagte, sie komme einmal in Betracht, nämlich $-\frac{1}{4330}$. Dieses war recht, wenn blos von den specif. Gewichten die Rede war, aber unrecht, wenn man es auf die beständige Zahl anwandte. Bey dieser kommt sie zweymal in Betracht, nämlich $-\frac{1}{4330} + \frac{1}{4330}$; und da + und — sich gegen einander aufhebt: so ist es dasselbe, als wenn sie gar nicht in Betracht käme, wie dieses Hr. *v. Lindenau* behauptete. Man hätte sich vielleicht früher verstanden, wenn man gleich den Punct des Streits in klaren Worten scharf aus einander gesetzt hätte.

Wir kehren zu unserer Frage zurück, warum *Biots* Abwiegungen die Höhe des Berges um 18 bis 24

Fuſs zu groſs angeben. — Sollte ein Fehler von 48 Einheiten in der Zahl 10496 ſeyn, welche das Verhältniſs des Gewichtes des Queckſ. zur Luft ausdrückt? — Wenn man die Sorgfalt ſieht, mit der *Biot* und *Arago* die Luft abgewogen haben: ſo ſcheint dieſes unmöglich zu ſeyn. Sollte die Methode, daſs man die Ausdehnung der Luft von $\frac{1}{213}$ in $\frac{1}{205}$ ändert, um mit der gröſseren Wärme zugleich die gröſsere Feuchtigkeit zu compenſiren, merklich fehlerhaft ſeyn? Allein wenn man auch die Zahl $\frac{1}{213}$ beybehält, und die Rechnung für völlig trockene Luft führt, und nachher die Correction für die Feuchtigkeit ſo berechnet, wie ſie im October in der Nähe der Alpen iſt: ſo erhält man daſſelbe Reſultat; und da überhaupt dieſe ganze Correction um 15 Fuſs beträgt: ſo kann eine kleine Ungewiſsheit in ihr nicht die Urſache von dieſer bedeutenden Abweichung ſeyn. In der trigonometriſchen Meſſung des Berges kann die Urſache auch nicht liegen, denn dieſe war mit einer Sorgfalt angeſtellt, daſs die Ungewiſsheit nur bis auf 1 oder höchſtens 2 Fuſs ging. Eben ſo wenig darf man die Urſache in den Barometermeſſungen ſuchen, da dieſe mit einer ſolchen Umſicht gemacht worden waren, daſs das Mittel aus allen unmöglich um mehr als 3 Fuſs von der Wahrheit abweichen konnte. Rec. glaubt, die Urſache hievon ſey die, daſs wir bey unſeren Barometerrechnungen die alte Meinung zum Grunde legen, *daſs unſere Atmoſphäre eine einzige chemiſche Flüſſigkeit* ſey. Wenn die *daltonſche* Meinung die richtige iſt, — und dieſes iſt Rec. wenigſtens ſehr wahrſcheinlich —, daſs wir auf dem Boden von vier verſchiedenen Atmoſphären leben, davon jede ſo für ſich exiſtirt, als wenn die drey übrigen nicht da wären: ſo ändern ſich unſere Barometerrechnungen, und wir müſſen bey ihnen noch eine Correction einführen, welche bis jetzt in der Formel von *La Place* nicht enthalten war. Wenn das Barometer auf ſeinem mittleren Stande von 28,18 Zoll iſt: ſo trägt hievon nach *Dalton*

die Stickluftatmoſphäre	21,2336 Zoll
die Sauerſtoffluftatmoſph.	6,4986 —
die kohlenſ. Gasatmoſph.	0,0278 —
die Waſſerdampfatmoſph.	0,4200 —
und alle zuſammen	28,1800 Zoll.

Da dieſe Luftarten verſchiedene ſpecifiſche Gewichte haben: ſo nehmen ſie mit der Höhe ungleich ab, — die ſchwerſten am ſchnellſten, und die Miſchung und das ſpecif. Gew. unſerer Atmoſph. ändert ſich, ſo wie man in ihr in die Höhe ſteigt. Man kann leicht berechnen, wie viel dieſes auf jede 1000 Fuſs beträgt, und ſich ein Hülfstäfelchen conſtruiren, wodurch dieſe Correction ganz einfach wird. Für den *Monte Gregorio* findet Rec. dieſe Correction — 16 Fuſs. Dieſe von 5278 abgezogen, giebt die Höhe des Berges nach der *daltonſchen* Theorie zu 5262 Fuſs. Die trig. Meſſ. giebt 5259. Auch beym *Mont blanc* nähert ſich die *saussurſche* Barometermeſſung der trigon. von *Tralles* um 30 Fuſs, wenn man ſie nach der *daltonſchen* Theorie berechnet.

Da es ſehr wichtig iſt, zu wiſſen, ob wir bey unſeren Barometermeſſungen bis jetzt noch eine Correction überſehen haben, welche eben ſo viel beträgt, wie die der Abnahme der Schwere in ſenkrechter Richtung: ſo will Rec. hier die Gründe anführen, welche ihn beſtimmen, die *daltonſche* Anſicht für die richtige zu halten. Aus *Benzenbergs* Schallverſuchen iſt bekannt, daſs die Geſchwindigkeit deſſelben in atmoſph. Luft bey 0° R. = 1027,4 Fuſs iſt. Nach der *newtonſchen* Theorie ſollte ſie nur 861 Fuſs ſeyn. Dieſer Unterſchied zwiſchen Theorie und Erfahrung iſt von jeher ein Stein des Anſtoſses für die Phyſiker geweſen, und *Newton*, *Euler*, *La Grang* und *La Place* haben der Reihe nach verſchiedene Hypotheſen angenommen, um dieſes zu erklären. Nach der *daltonſchen* Theorie erklärt ſich dieſes ſehr leicht. Wenn jede der vier Atmoſphären ſo für ſich exiſtirt, als wenn die anderen nicht da wären: ſo wird auch jede die wellenförmigen Bewegungen des Schalls für ſich allein fortpflanzen, und dann muſs er in der Dampfatmoſphäre am geſchwindeſten gehen, weil dieſe die gröſste Elaſticität hat, und (da das ſpecif. Gew. der Waſſerdämpfe ſich zu dem der atmoſph. Luft wie 7 : 10 verhält) mit einer Geſchwindigkeit von 1027,6 Fuſs, gerade wie die Erfahrung es angiebt. Aus den *benzenbergſchen* Verſuchen über die Geſchw. des Schalls in den Waſſerdämpfen, geſchloſſen aus der Höhe des Tons, den ſie in einer Orgelpfeife geben, folgt dieſe für 0° R. zu 1030 Fuſs, alſo gerade wie die beobachtete Geſchwindigkeit in der Atmoſphäre, denn die paar Fuſs Unterſchied kommen weiter in keinen Betracht, da ſie von der Schwierigkeit herrühren, dieſe Verſuche völlig ſcharf anzuſtellen. — Nach der Theorie muſs der Schall in der Stickluftatmoſph. mit 873 Fuſs und in der Sauerſtoffluftatmoſph. mit 814 Fuſs geſchw. gehen, und wirklich hört man in groſsen Entfernungen auch einen dreyfachen Schall, wie ſolches *Derham* ſchon bey den Strandbatterieen beobachtet hat. Bey kleineren Entfernungen hört man *bloſs ein Anſchwellen* der Schallwelle, wenn der Schall durch die 21 Zoll tragende Stickluftatmoſphäre kommt, weil der Schall wegen des Reflectirens der umgebenden Körper nie ſo ſcharf begrenzt iſt, daſs man jeden einzelnen unterſcheiden könnte. — Aus den düſſeldorfer Verſuchen über die Dauer der Schallwelle bey Kanonenſchüſſen hat ſich gefunden, daſs der Schall etwas geſchwinder als 873 und 814 Fuſs durch die Stickluft- und Sauerſtoff-Atmoſphäre geht, welches vielleicht zum Theil daher rührt, daſs bey den ſchnellen Compreſſionen der Schallwellen Wärme frey wird, wie ſolches *La Place* zuerſt bemerkt hat, — und vielleicht auch zum Theil daher, daſs man bey der theoretiſchen Berechnung der Geſchwindigkeit des Schalls ſtillſchweigend annimmt, daſs ſich die ſpec. Elaſticitäten der Luftarten gerade verhalten wie die ſpec. Gewichte, — ein Satz, der wohl nicht völlig richtig iſt.

Man hat gegen die *daltonſche* Theorie eingewendet, daſs nach ihr in einer Höhe von 20,000 Fuſs 2 p.C. Sauerſtoff weniger ſeyn müſſe, als an der Erde, daſs aber *Gay-Luſſac* in der Luft, welche er aus dieſer Höhe heruntergebracht, ebenfalls 21 p. C. gefunden, wie an der Erde. — Da nach *Dalton* jede Atmoſphäre nur unter ihrem eigenen Drucke ſteht: ſo hält auch jede nur ihre Luft im Waſſer zurück, die Sauerſtoffatmoſph. die Sauerſtoffluft, und es muſste daher aus dem Waſſer der pneumatiſchen Wanne ſo lange Sauerſtoffluft zutreten, bis 21 p. C. in der Glaskugel waren, in der die Luft aus 20,000 Fuſs Höhe eingeſchloſſen

war, weil dann erst das Gleichgewicht zwischen der Luft im Wasser und der Luft in der Glocke hergestellt war. Hätte *Gay-Lussac* diesen endiometrischen Versuch mit dem Queckfilberapparat angestellt: dann würde er andere Resultate erhalten haben. Überhaupt untersuchen wir mit unseren Endiometern immer nur die Luft im Wasser unserer pneumatischen Wannen, und es ist natürlich, dass wir immer 21 p. C. Sauerstoffgehalt finden, die Luft mag aus den pontinischen Sümpfen oder aus den Alpen — an der Küste von Guinea oder aus Lazarethen oder Schauspielhäusern genommen seyn.

Wenn die *daltonsche* Theorie die siegende ist: so müssen alle unsere Barometermessungen, die zur Bestimmung der Constanten gedient haben, aufs neue reducirt werden, und auf eine ähnliche Weise auf den Horizont des Meeres gebracht, wie man dieses schon früher für die Abnahme der Schwere in senkrechter Richtung gethan hat. Aus dem Täfelchen, welches *Benzenberg* in den Schweizer Briefen (Theil II. S. 446) hat abdrucken lassen, sieht man, dass die Correction wegen der *daltonschen* Theorie ungefähr eben so viel beträgt, wie die für die Abnahme der Schwere, dass die eine — ist, indess die andere + ist, und dass man sich nicht bedeutend irrt, wenn man die eine gegen die andere aufgehen läfst. Bis zu 5000 Fuss beträgt der Fehler noch keine 2 Fuss in der Höhe des Berges, und bis zu 10,000 Fuss noch keine 5 Fuss. Bey höheren Bergen aber wird der Unterschied merklicher, z. B. beym Chimborasso würde er 33 Fuss betragen, um die man die Höhe des Berges zu niedrig fände. Indess wird die Correction wegen der *daltonschen* Theorie weder die Tafeln von *Oltmanns*, noch die von *Lindenau* in eine gröfsere Übereinstimmung mit den Messungen auf dem Monte Gregorio bringen, da die Ursache der Abweichung in den Grundbestimmungen liegt, auf denen beide beruhen. Nur *Biots* und *Benzenbergs* Tafeln können durch diese Correction diese Messungen näher gebracht werden. Es ist sonderbar, dass *Biot* in seinen Tafeln blofs die Übereinstimmung seiner Abwiegungen mit *Rammonds* Abwiegungen erwähnt, ohne der Nichtübereinstimmung mit den *daubussonschen* zu gedenken, über die er doch der Berichterstatter im Institut war. — Noch sonderbarer ist, dass *Daubuisson* die Nichtübereinstimmung mit *Rammonds* Abwiegungen bemerkt, — und zugleich sagt, dass sie mit *Biots* Abwiegungen stimmen. Dieses thun sie nur in dem Falle, dass die *daltonsche* Theorie die richtige ist, an die aber *Daubuisson* nicht gedacht hat. — Rec. hat sich vergeblich bemüht, die Ursache dieses Widerspruches aufzufinden.

Rec. hielt es nicht für überflüssig, hier eine kurze Übersicht über die Genauigkeit unserer Tafeln und über die Ursachen der kleinen Abweichungen unter sich zu geben — um den Lesern die Übersicht hievon so viel möglich zu erleichtern. Er geht jetzt zum zweyten Theile der Anzeige von Hn. *O's.* Tafeln über, welcher die Bequemlichkeit der Rechnung betrifft. Er mufs ihnen das Zeugnifs geben, dass sie ihm unter allen bey der Rechnung am bequemsten geschienen haben, — und ungleich bequemer, wie die von *Biot*. Nur ist das Format ein wenig grofs und der Druck weitläuftig, welches vielleicht dadurch veranlafst wurde, dass sie einen Theil der *humboldtschen* Werke ausmachen. — Sollte der Vf. eine neue Auflage besorgen: so wünscht Rec., dass er sie ganz für Reisende einrichte, ein kleineres Format und einen engeren Druck nehme, die Tafeln übrigens nicht abkürze, denn was man an Kürze gewinnt, das verliert man wieder am Interpoliren. Zur Bequemlichkeit der Reisenden gehört eine leichte Übersicht über die Natur und die Einrichtung der Tafeln. Der Vf. setzt in der Erklärung der Tafeln voraus, dass der Leser die Formel von *La Place* und die Gründe kenne, worauf sie beruht, und zeigt blofs die Veränderungen an, die er mit dieser Formel vorgenommen, um sie in bequeme Tafelform zu bringen. Bey vielen Reisenden dürfte es aber nicht der Fall seyn, dass sie die Formel von *La Place* kennten, und diese müssen dann mechanisch nach den angeführten Beyspielen rechnen, ohne dass sie wissen, warum und weswegen. Rec. glaubt, der Vf. würde sich ein Verdienst um diese Classe der Reisenden erwerben, wenn er zugleich die Gründe aus einander setzen wollte, worauf das Höhenmessen mit dem Barometer beruht, wenn er sich hiebey blofs an die physikalische Betrachtung der Aufgabe hielt, und zeigte, dass alles Höhenmessen mit dem Barometer ein blofses Abwiegen ist, bey dem man aus dem Gewichte des einen Körpers einen Schluss auf die Gröfse des anderen macht, der ihm das Gleichgewicht hält. Nimmt man nun noch zugleich an, dass in einer Luftschicht, die nur ein paar Fuss dick ist, die Luft am unteren Ende nicht merklich dichter wie am oberen ist, — ein Satz, den jeder Leser leicht einsieht: so kann man die ganze Lehre des Höhenmessens auf blofse *Regula de Tri* bringen, und man braucht keine Integral-Rechnung und keine Logarithmen, — denn alle Correctionen, die bem Höhenmessen vorkommen, entwickeln sich sehr leicht aus den physischen Betrachtungen der Aufgabe, und man kann sie in schlichten Worten so fafslich vortragen, dass jeder Leser sie begreift, wenn er nur überhaupt fähig ist, etwas zu begreifen, auch wenn er es in der Rechenkunst nicht weiter als bis zur Regel de Tri gebracht hat. a + b + c.

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Über Naturphilosophie in Bezug auf Physik und Chemie.* Ein Beytrag zur kritischen Übersicht der physikalisch-chemischen Literatur, von *Wilhelm Nasse*, Adjunct der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. 1809. X u. 146 S. 8. (16 gr.)

Eigentlich ist diese Schrift eine Beurtheilung des jetzigen Zustandes des physikalisch-chemischen Studiums. — Dass zu einer Zeit, da man in Hinsicht der Methode dieses Studiums so schwankend und uneinig ist, eine solche Beurtheilung nicht überflüssig sey, wird jeder Kenner eingestehen. Wir müssen also dem Vf. für sein Unternehmen danken, vorausgesetzt, dass derselbe es mit gehöriger Einsicht und Unparteylichkeit ausgeführt habe. Ob dieses der Fall sey, glaubt Rec. durch Angabe des Hauptinhalts der vier Abschnitte, in welche diese Schrift eingetheilt ist, am besten darlegen zu können.

I Abſchn. *Hiſtoriſche Einleitung in die Naturwiſſenſchaft.* Philoſophie beherrſchte und förderte ſtets die Wiſſenſchaften. Die Naturwiſſenſchaft war bisher bloſs fragmentariſch, und näherte ſich erſt durch *Schellings* Bemühungen dem Ziele, ein wiſſenſchaftliches Ganzes zu bilden. Phyſik und Chemie ſind die Grundlage aller Naturwiſſenſchaft. Jene, als Zweig der angewandten Mathematik genommen, gewann dieſer den Vorrang ab. Phyſik und Chemie müſſen geleitet werden durch philoſophiſche Speculation, begründet hingegen durch reine Empirie. Jene allein führt irre, wie die Geſchichte der Wiſſenſchaft lehrt: man darf daher nicht jeder philoſophiſchen Neuerung beypflichten; hingegen beſchränkt man ſich ſelbſt, wenn man nur für das Alte empfänglich iſt. (Die Beantwortung der Frage, was Philoſophie ſey, die freylich hier nicht zu fodern iſt, lehnt der Vf. ab. Auch der S. 13 angeführte Ausſpruch von *Schelling* iſt eine bloſse Ablehnung, indem darin die Philoſophie nur für etwas Subjectives genommen wird. Allerdings aber hat das Philoſophiren ein gewiſſes Object, ohne welches jenes überhaupt nicht Statt finden würde. Auch erklärt ſich der Vf. im Folgenden etwas näher hierüber.)

II Abſchn. *Über den Begriff der Philoſophie in Beziehung auf poſitive Wiſſenſchaften, mit Rückſicht auf ſchelling'ſche Naturphiloſophie.* — Philoſophie iſt ein Wiſſen der Ideen, das dem poſitiven Wiſſen vorangehen muſs. Vorausgeſetzt, daſs es innere Nothwendigkeit hat, muſs es mit der reinen Empirie aufs genaueſte übereinſtimmen. Jede Wiſſenſchaft, in ſofern ſie nach Principien *a priori* fortſchreitet, hat daher ihre philoſophiſche Seite und iſt dann ſelbſt philoſophiſch; ſo auch die Chemie. — Kein urſprünglich metaphyſiſcher Satz darf in einer reellen Wiſſenſchaft in ſeiner Allgemeinheit aufgeſtellt werden, ſondern er findet darin nur Platz durch ſeine Anwendung auf die Wirklichkeit. Metaphyſik und Phyſik müſſen einander durchdringen. Theorie und Empirie hören, von einander getrennt, beide auf, Wiſſenſchaft zu ſeyn. Streng genommen, und den Urſprung ins Auge gefaſst, iſt alles Wiſſen empiriſch. Es giebt nur rationale Wiſſenſchaften. Auch die, welche man für bloſs empiriſche erklären wollte, müſſen ſich dazu erheben. Das Techniſche iſt nur Werkzeug der Wiſſenſchaft; im Übrigen ſind Phyſik und Chemie eben ſowohl, und noch beſtimmter, Wiſſenſchaft, als z. B. die Medicin. Der Ausdruck: ſyſtematiſche Kunſt, widerſpricht ſich ſelbſt. — Es giebt nur Eine Naturwiſſenſchaft, deren erſtes Princip die dualiſtiſche Dynamik iſt. (Hier werden *Kants* u. *Schellings* Verdienſte gehörig gewürdigt.) Chemie umfaſst die ganze Natur; denn das geſammte Wirken der Natur iſt urſprünglich chemiſch. Es giebt nur Einen Chemismus: ein verſchiedenartiger läſst ſich nur auf ſolche Weiſe annehmen, wie der Phyſiolog von verſchiedenartigem Leben redet, da es doch eigentlich nur Ein Leben giebt. Es giebt keine Naturphiloſophie, oder ſpeculative Phyſik, als abgeſonderte Wiſſenſchaft. Tadelnswerth iſt es, Theorie von Empirie ſo ganz ſcheiden zu wollen. Daſs Chemie erſt Wiſſenſchaft ſey, ſobald ſich ihre Principe mathematiſch-conſtruiren laſſen, iſt eine irrige Annahme *Kants* und *Schellings*: es giebt keine mechaniſche Chemie. Keiner Wiſſenſchaft kommt die Benennung: Erfahrungswiſſenſchaft, ausſchlieſslich zu; jede Wiſſenſchaft, und ſo auch die Chemie, hat ihre hiſtoriſche Seite.

III Abſchn. *Über den gegenwärtigen wiſſenſchaftlichen Standpunct der phyſikaliſch-chemiſchen Literatur.* — Der Vf. erinnert, daſs man jetzt ſo wenig ſich bemühe, Ordnung in das Ganze der chemiſch-phyſikaliſchen Kenntniſſe zu bringen, da es doch ſo nöthig ſey; und ermahnt, *Schellings*, ſo wie vorzüglich *Winterls*, Bemühungen nicht gering zu ſchätzen. Bey manchen Irrthümern im Einzelnen, könne doch das vom Letzterem aufgeſtellte Ganze wahr und wichtig ſeyn, und zur Kenntniſs dieſes Ganzen führe die Kenntniſs der Andronie und Thelyke keinen Schritt weiter; vielmehr müſſe der eigenthümliche Geiſt der *winterl'ſchen* Lehre, die von immateriellen Principen ausgehe, aufgefaſst werden. — Nun werden *Lavoiſiers* Verdienſte anerkannt und zugleich in ihre Schranken gewieſen. Mit Recht wird (gegen die unbegreifliche Annahme ſo vieler Anderer) behauptet: Er ſey ſchwerlich Willens und gewiſs auſser Stande geweſen, die Chemie zu einem wiſſenſchaftlichen Ganzen zu machen; ſelbſt ſeine Idee von der Gasbildung ſey höchſt einſeitig. Bey dem unſinnigen Zurückführen alles chemiſchen Wiſſens auf das bloſse Ponderable thue man, der Conſequenz zu Liebe, am beſten, wenn man Licht, Wärme, Elektricität u. ſ. w. für bloſse Hirngeſpinſte erkläre. — Man möge bedenken, daſs die Verfahrungsweiſe des analyſirenden Chemikers, zumal bey Verbrennungen, eine zerſtörende ſey, welche mit der zuvor von der Natur beobachteten in geradem Widerſpruche ſtehe. — — Dann folgt eine ſtrenge, aber nicht ungerechte, Kritik der Unterſuchungs- und Lehr-Methode franzöſiſcher Chemiker, mit beſonderer Rückſicht auf die ſogenannte vegetabiliſche und animaliſche Chemie; und darauf Bemerkungen über das unpaſſende Verfahren mancher Journaliſten und Recenſenten im chemiſchen Fache.

IV Abſchn. *Über den phyſikaliſch-chemiſchen wiſſenſchaftlichen Vortrag.* — Dieſer Abſchnitt iſt die Nutzanwendung der ganzen Schrift. Der Vf. verſteht unter dem *Vortrage* nicht bloſs den mündlichen. — Zu kleinliche Behandlung des Einzelnen und auf der anderen Seite eine willkührlich kühne des Allgemeinen ſey nach *A. v. Humboldts* Erinnerung der jetzt herrſchende Charakter. In Lehrbüchern müſſe man Chemie und Phyſik vereinigen, und dieſe nur in ſofern von jener trennen, als ſie, ihrem wahren Gehalte nach, angewandte Mathematik ſey. — Die Phyſik, in ihrer bisherigen Getrenntheit von der Chemie, treffe der Vorwurf eines unvollkommenen Lehrplans noch mehr. — Das Übrige enthält die weitere Ausführung und Anwendung hievon.

Rec. giebt den, hier kurz geſchilderten Anſichten des Vfs. völligen Beyfall und findet zugleich die Klarheit des in dieſer Schrift herrſchenden Ideenganges lobenswerth. Dagegen erſucht er den Vf. dringend, auf die Form und die Richtigkeit des Stils gröſseren Fleiſs zu wenden, deſſen Mangel ſelbſt durch das flüchtigere Arbeiten auf einer Reiſe nicht gehörig entſchuldigt wird. — Dieſs vorausgeſetzt, wünſcht Rec. ſehr, daſs der Vf., welcher als guter Techniker in ſeinem Fache deſto mehr vor Verblendung ſicher iſt, bey gehöriger Muſse eine ausführliche Beurtheilung des *winterl'ſchen* Syſtems bald liefern möge. m. t. b.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 NOVEMBER, 1812.

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Salfeld: *Kurze Darſtellung der ſphäriſchen Trigonometrie, mit einigen Anwendungen auf die Aſtronomie, Geographie und Feldmeſskunſt*, für Anfänger und Liebhaber dieſer Wiſſenſchaften, beſonders für die höheren Claſſen des werderſchen Gymnaſiums, von *C. G. Zimmermann*, Prof. am werd. Gymnaſ. und Lehrer der prakt. Feldmeſskunſt an der königl. Bauakademie. Mit einer Vorrede von *J. A. Eytelwein*, königl. preuſſ. Geh. Oberbaurathe, Director des königl. Oberbaudep. u. ſ. w. Zweyte durchaus umgearbeitete Ausgabe. Mit 2 Kupfern. 1810. 335 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieſe Trigonometrie iſt ein wenig weitläuftig, ſo wie der Titel. Die ebene und ſphäriſche Trigonometrie läſst ſich bequem auf einem Drittel des Raums abhandeln, ſobald man für Anfänger oder bloſse Liebhaber ſchreibt. — Auch iſt Kürze ſchon deſswegen zu empfehlen, weil die Länge des Weges die Überſicht erſchwert, und von der Überſicht hängt die Klarheit unſerer Kenntniſſe ab. Nach der Vorrede des Vfs. war ſeine Hauptabſicht bey der Ausarbeitung dieſes Werks, einen Theil der Schwierigkeiten, welche Anfänger bey dem Studium der ſphäriſchen Trigonometrie finden, dadurch aus dem Wege zu räumen, daſs er Modelle aus Pappe verfertigte, an denen man die Lage der ſchneidenden Ebenen und der Kreisbogen anſchaulich zeigen könnte. Allein abgerechnet, daſs es mit Schwierigkeiten verknüpft iſt, ſolche Modelle in den Buchhandel zu bringen; ſo ſind ſie auch völlig überflüſſig, weil man Alles eben ſo leicht auf der Kugel zeichnen kann, und eine Kugel von 3 Zoll Durchmeſſer liefert jeder Dreher für ein paar Groſchen. Eine ſolche Kugel muſs jeder Anfänger haben, nebſt einem Gradbogen von gleichem Halbmeſſer, um die Seiten, und einen hohlgetriebenen Transporteur, um die Winkel meſſen zu können. Indem er nun alle Aufgaben, die in der ſphäriſchen Trigonometrie vorkommen, durch Zeichnung auf der Kugel löſt; ſo wird er mit den ſphäriſchen Dreyecken eben ſo vertraut wie mit den Ebenen, und er lernt alle die Fälle kennen, in denen man mit den drey gegebenen Stücken zwey verſchiedene Dreyecke beſchreiben kann, und die alſo der Natur der Sache nach zweydeutig ſind. — Die Anſchauung dieſer Fälle erleichtert ihm der Lehrer ſehr, wenn er ihm die 5 Figur aus *Käſtners* ſphäriſcher Trigonometrie auf eine Halbkugel zeichnet, und die vielen Schreibfehler verbeſſert, die in dieſer Figur durch 6 Auflagen ſtehen geblieben ſind. Iſt der Schüler durch das Zeichnen der ſphäriſchen Dreyecke recht bekannt mit ihnen geworden: ſo ſagt ihnen der Lehrer: man könne die Dreyecke auch durch Rechnung auflöſen, und viel genauer als durch Zeichnung. Er theilt ihm nun die vier Lehrſätze mit, auf denen die ganze ſphäriſche Trigonometrie beruht, und für welche die geometriſchen Beweiſe ſehr leicht ſind, da ſie alle auf der Ähnlichkeit der Dreyecke beruhen. — Kennt er dieſe: ſo iſt jede Rechnung ein bloſser Regula Detri-Sats. Der Schüler, welcher gewohnt iſt, jedes Dreyeck auf der Kugel zu zeichnen, wird die Zweydeutigkeiten, die aus den trigonometriſchen Linien entſtehen, nicht empfinden, denn er weiſs ſchon aus ſeiner Zeichnung, ob das Geſuchte ſtumpf oder ſpitzig iſt. — Auch braucht er keine einzige trigonometriſche Formel, ſo lange er nur ſeine vier Lehrſätze weiſs; und vergiſst er dieſe: ſo behält er wenigſtens die Figur, und nach dieſer kann er ſie immer wieder leicht auffinden. Er hat bey der Rechnung nun auf weiter nichts zu ſehen, als ob die drey gegebenen Stücke alle Seiten oder alle Winkel ſind. In dieſem Falle geht die Auflöſung nach dem vierten Lehrſatze. Oder ob die drey gegebenen Stücke aus Seiten und Winkeln beſtehen; in dieſem Falle muſs er noch Acht geben, ob zwey aus den gegebenen Stücken einander gegenüber liegen, und dann kann er ſie nach dem erſten und dritten berechnen (die auf dem Verh. der Sinus der Bogen und der Sinus der Winkel beruhen). Oder ob alle drey neben einander liegen, und dann berechnet er das Geſuchte nach dem zweyten Lehrſatze (der auf dem Verh. der Tang. beruht). Ob die Perpendikel ins Dreyeck oder auſserhalb fallen, ſieht er leicht an ſeiner Figur. Auch wird er bald an ſeiner Halbkugel bemerken, daſs, wenn die Winkel an den Grundlinien gleichartig ſind, ein Perpendikel jedesmal ins Dreyeck fällt.

Auf dieſe Weiſe wird der Schüler alle Dreyecke berechnen können, ohne auch nur eine Formel zu kennen, und da er jedesmal das ganze Dreyeck auflöſt: ſo iſt ſeine Rechnung nach den Lehrſätzen auch eben ſo kurz als nach der Formel. Die Formeln erhalten nur dann Werth, wenn man ein einzelnes Stück am Dreyeck finden will, z. B. das fünfte oder ſechſte; man braucht dann nicht das vierte zu ſuchen, wie dieſes geſchehen muſs, wenn man direct nach den Lehrſätzen rechnet. Und hier könnte man wohl füglich mit dem Anfänger ſtehen bleiben. Geht man

körper das gewöhnliche Verfahren nicht ausführbar machen, läfst sich kürzer dadurch lösen, dafs man auf dem bereits abgesteckten Stücke der Linie einen Perpendikel errichtet, der mit seinem äufserſten Puncte neben dem Hindernifſe vorbeygeht. Zieht man nun auf derselben abermals ein Loth von gehöriger Länge, und errichtet an dessen Ende wieder einen Perpendikel so grofs als der erste: so mufs ein an dessen Ende auf derselben aufgestelltes Loth die Verlängerung der zuerſt abgesteckten geraden Linie seyn, wie sehr leicht erweisbar ist. — In No. a) S. 108 findet sich das Versehen, dafs alle Rhomboiden, welche einerley Grundlinie und Höhe haben, *sich decken* sollen. Bey dem Beweise in b) vermissten wir ungern die Betrachtung der beiden anderen noch möglichen Lagen der Parallelogramme. Zum wenigſten sollten die Schüler darauf aufmerksam gemacht werden, die sodann die Beweise leicht selbſt finden würden. — Der Beweis des Satzes: Jedes Dreyeck ist die Hälfte eines Parallelogramms, welches mit ihm gleiche Grundlinie und Höhe hat, ist S. 109. No. 2 ohne alle Noth viel zu weitläuftig nach *vier* besonderen Fällen durchgeführt, da es doch hier nur *eines* Beweises bedarf, um dasselbe darzuthun. — Die Lehre von der *Ähnlichkeit der Dreyecke* ist S. 117—129 mit einem allzu grofsen Aufwande von Worten vorgetragen, und wir zweifeln, ob sie dem Anfänger so faſslich und befriedigend erscheinen wird, als sie nach dem Geiſte des *kästnerischen* Vortrags seyn müſste. Eben diese zu weit getriebene Ausführlichkeit müſſen wir an §. 64 tadeln, worin die Auflösung der Aufgabe: ein Dreyeck zu bilden, welches einem gegebenen ähnlich ist, *einen vollen Bogen* ausfüllt. Nach unserer Überzeugung wird eine so ängſtliche Aufzählung der Haupt- und Neben-Fälle die Geduld des Anfängers ermüden, und ihm dieses weitläuftige Problem gehäſſig machen.

Diese Bemerkungen mögen von der Aufmerksamkeit zeugen, womit wir des Vfs. Schrift geprüft haben, und Lehrern die nöthigen Winke geben, die gerügten Mängel zu verbessern, um dieses, im Ganzen recht sehr brauchbare Werk dadurch noch nützlicher zu machen. A

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Neuſtadt a. d. Orla*, b. Wagner: *Denksprüche.* Ein Versuch, deutsche Rechtschreibung zu befördern; von *Amadeus Ziehnert.* 1811. XXIV u. 68 S. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser Denksprüche ist Rector und Hospitalprediger zu Königsbrück. Er hat dieselben zunächſt für Deutschlands Jugend bestimmt, welche Luſt und Neigung hat, ihre vaterländische Sprache richtig schreiben, lesen und sprechen zu lernen. Dabey sollen sie zugleich moralische Erweckungen, gesellschaftliche Belehrungen, geschichtliche und geographische Erinnerungen und wirthschaftliche Bemerkungen befördern, den Kindern eine unterhaltende, mannichfache Sammlung von Kleinigkeiten für ihre Denk- und Gedächtnifs-Kraft geben, und den Schullehrern, besonders auf dem Lande, als Materialien zu kleinen Schönschreibemuſtern oder als Vorschriften dienen. Zu Erreichung seines Zwecks hat er mehrere gleich oder ähnlichlautende Wörter in vierzeilige Verse von verschiedenen Sylbenmafsen gebracht, an der Zahl 450. Ein paar solche Verse mögen des Vfs. Verfahrungsart bezeichnen.

No. 227. Geh', hole mir schnell Silberglette
vom Apotheker. *Werfe* nicht
die andern Knaben mit *der* Klette,
sonſt fällſt du bey der Glätte aufs Gesicht.

No. 331. Es droht mit Regen, bringt Rechen und Seil,
den Weizen zu binden in Garben.
Wer sich nicht will regen, verſäumet sein Heil,
ihn rächen der Hunger, das Darben.

Was heifst bey dem Vf. *Jemanden rächen?* — Nach diesen Proben, denen das Ganze gleicht, wird es leicht seyn, selbſt über diesen Versuch zu urtheilen. B—g.

Nürnberg, in der Expedition der allgemeinen Handlungszeitung: *Der Verkündiger*, oder *Zeitschrift für die Fortschritte und neueſten Beobachtungen, Entdeckungen und Erfindungen in den Künſten und Wiſſenſchaften.* Mit einem Intelligenzblatt für Gegenstände der Literatur, Justiz, Polizey und Gewerbe. Vierzehnter Jahrgang. 1810. Januar bis December. 424 S. Funfzehnter Jahrgang. 1811. Januar und Februar. 172 S. 4. (Der Jahrgang 1810 kostet 2 Rthlr. 20 gr., der Jahrgang 1811 kostet 6 Rthlr. 16 gr.) Der Verkündiger ist so reich an der Menge der darin enthaltenen Aufſätze des mannichfaltigſten Inhalts, dafs die Titel derselben allein über eine Columne hier füllen würden. Bald wird eine bekannte oder unbekannte Anekdote erzählt, bald eine neue Erfindung angepriesen, bald etwas Moral gepredigt, bald aus einer Reisbeschreibung, bald aus der allgemeinen Literatur ein wenig mitgetheilt. Jedes Stück nach Würden zu schätzen, geht nicht an. Wir nennen also blofs die längeren Aufſätze, die uns durch Inhalt oder Form einiges Interesse gewährt haben. Es sind folgende: Über die Schädlichkeit des Abschneidens der Haare, über die Bereitung des Bleyweifses, über die neue Stahlfabrication in Sachsen, über die Gewinnung des Zuckers aus Ahornsaft, über den bairischen Akademiker *Ritter*, die Natter im Leibe des Mädchens zu Steckborn, Nachträge zu *Roths* Geschichte des nürnbergischen Handels, über die Politik des römischen Hofes, *Afhe's* Reise nach Nordamerika, der heil. Justinus zu Rom 1810, Anbau der besten Pflanzen zu Heu, Ratiocinia über einige wichtige Gegenstände (Ewigkeit, Welt, Religion), literarische Notizen über Nibelungen Lied, die Bereitung des Traubensyrups, über die Bienenzucht, Übersicht der verschiedenen Acker- und Wirthschafts-Syſteme, der Proceſsgang im 19 Jahrhundert, die Wehabis, die deutschen Möſse vor hundert Jahren, der neue Canal unter der Themse, über das Waschen durch Dämpfe, ägyptische Antiquitäten und Hieroglyphen, über einige Folgen der Sündfluth in religiöſer Hinsicht, die Landwirthschaft im südlichen Irland, Sitten der Wilden in dem neuentdeckten nordweſtlichen Amerika, meteorologische Beobachtungen in Karlsruhe und im Aargau 1810, über den Hopfenbau, der jetzige Zuſtand von Canada, Zuckergewinn aus Maisſtengeln, Übersicht des Harzes, über den Brand im Getraide, Manufacturen in Lyon, über den Anbau des Waids. — Seit 1811 werden ſtärkere Hefte vom Verkündiger gedruckt; daher der unverhältnifsmäfsig höhere Preis. Anſtatt dafs im vorigen Jahre das Heft kaum 36 Seiten enthielt, hat in diesem der Januar 92, der Februar 80. Cht.

Berlin, b. Schmidt: *Die kleinen Jäger in allen Elementen.* Ein naturhiſtorisches Würfelſpiel für Jung und Alt. Ohne Jahrzahl. (20 gr.) Dieses Würfelſpiel soll, indem es einen angenehmen und nützlichen Zeitvertreib verschafft, zugleich lehren, wie und mit was für Waffen, Fallen u. ſ. w. verschiedenen Thieren nachgestellt wird. Da man hier Luft-, Land- und Waſſer-Thiere findet, auf die man Jagd machen kann: so ist dem kleinen Jäger der Zuſatz *in allen Elementen* geworden. Das Spiel ist gut erfunden, und kann allerdings einigemal zum nützlichen Zeitvertreib dienen. J. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 NOVEMBER, 1812.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin Magazin für die neuesten Entdeckungen in der gesammten Naturkunde.* Vierter Jahrgang. 1—4 Quartal. 1810. 322 S. 4. mit 9 Kupfert. (5 Rthlr.)

Dieser Jahrgang enthält folgende Abhandlungen. *Beschreibung eines zweckmäfsig eingerichteten Monochords* von *Fischer.* Das Monochord scheint sehr brauchbar, doch läfst sich die Beschreibung nicht abkürzen. Zugleich giebt der Vf. ein bequemes Mittel an, den Durchmesser der Saiten zu finden. — *C. D. W. Lehmann über die Zerbrechlichkeit der Blindschleiche, und die Übereinstimmung des inneren Baues derselben mit den Eidechsen;* mitgetheilt vom Prof. *Schneider.* Zuerst werden die gewöhnlichen Angaben von der Zerbrechlichkeit der Blindschleiche geleugnet, dafs nämlich diese Schlange sich steif mache, wenn man sie anrühre oder reize, und dann durch einen Schlag leicht zerspringe. Rec. hat ebenfalls diese Steifheit oder Starrheit niemals bemerkt, wohl aber gefunden, dafs sie durch einen Schlag leichter zerspringt, als andere Schlangen. Die Zerbrechlichkeit dieses Thieres schränkt sich darauf ein, dafs der Schwanz leicht abbricht, wenn man das Thier bey demselben aufhebt, und es sich hin und herwinden läfst. Dasselbe findet auch mit *Lacerta agilis* Statt. Der sonderbare Bau der kurzen Muskeln, wodurch dieses möglich wird, ist hier beschrieben. Zugleich sind noch andere anatomische Bemerkungen beygefügt. — *Einige neue Piezaten-Gattungen* von D. *Klug.* Diese Gattungen sind: *Ptilotopus*, wohin *Bombus Americanorum* gebracht wird, *Bombus* nahe verwandt, aber durch die Kinnladentastern verschieden; *Tetrapedia*, mit *Trigona* verwandt, aber durch Füfse und Geäder der Füfse unterschieden, wovon die einzige Art, *T. diversipes*, aus Brasilien kommt; *Gnatho*, deren einzige Art, *Gn. Lichtensteinii*, D. *Lichtenstein* vom Cap brachte; *Scotaena*, gleichfalls nur von einer Art, *Sc. trifasciata* aus Brasilien; *Trachypus*, ebenfalls nur mit einer Art, *T. Gomesii* aus Brasilien. — *Über die Eisenerzlager in Schweden* von *L. v. Buch.* Kurze Bemerkungen über die Lager von Utö und Dannemora. Sie sind dem Gneuse untergeordnet. — *Über Salix arbuscula* von *Willdenow.* Der Vf. beschreibt diese kleine Weide, deren Bestimmung er nach *Linnés Flora lapponica* annimmt, denn in *Linnés* Herbarium liegt unter diesem Namen *S. incubacea.* Zugleich unterscheidet er hievon *S. arbuscula Host*, die er *S. hostiana* nennt. — *Bemerkungen über Plumiers Tract. de Pilleolis americanis* von Demselben. Bestimmung dieser Abbildungen nach den *Spec. plant.* — *Kritik der Gyrophoren oder Wirbelflechten* von *Flörke.* Gegen *Acharius* gerichtet, der die Zahl der Arten zu sehr anhäuft. — *Etwas über locale und allgemeine Gebirgsarten* von *L. v. Buch.* Warnung gegen den Fehler, aus besonderen, einzelnen Formationen die ganze Geschichte der Erde erklären zu wollen. Eine solche locale Formation, ein ausgetrockneter Teich, sey *Oeningens* Mergelschiefer; auch das Steinkohlengebirge zu Locle oben auf der Höhe des Jura im Fürstenthum Neufchatel sey nur der Absatz eines grofsen Landsees. — *Auszüge aus Briefen. Von Schlottheim* berichtet, dafs Hr. *v. Hoff* Muschelversteinerungen im bituminösen Mergelschiefer gefunden habe; auch er fand Gryphiten mit langen Stacheln im fischbachaer Flötz. Auch beschreibt *v. Schlottheim* einen schlackigen Braueisenstein von Friedrichsroda im Gothaischen. — *Lythrodes, eine neue Fossiliengattung aus Norden*, von *Karsten.* Von Friedrichswärn. Ist mordoreoroth, derb und eingesprengt, uneben ins splittrige, aber versteckt blättrig, fettig schimmernd, undurchsichtig, halbhart. Besteht aus 44,62 Kieselerde, 37,36 Alaunerde, 0,75 Kalkerde, 8,00 Natron, 6,00 Wasser, 1,00 Eisenoxyd, 0,27 Verlust. Der Name ist sonderbar, und zu sehr nach der Analogie der Pflanzennamen gebildet. — *Blechnum unilaterale*, eine neue peruanische Art, beschrieben von *A. Swartz.* —

II Quart. *Über die Disperis alata* (*Labillardiere*) von Demselben. Der Vf. vermuthete, dafs diese Pflanze nicht zur Gattung *Disperis* gehören möchte; eine Vermuthung, welche durch ein mitgetheiltes trocknes Exemplar bestätigt wurde. Er nennt sie also *Diplodium australe*, und beschreibt sie genau. — *Die Pflanzengattung Linconia*, beschrieben vom Pr. *Swartz.* Eine neue Art, L. *thymifolia* vom Cap, wird beschrieben und mit L. *alopecuroidea* verglichen. Zugleich einige Bemerkungen über die Gattung überhaupt, die er dem *Rhamnis* verwandt hält, vorzüglich *Brunia* und *Levisanus.* Der *Germen* ist *inferum.* — *Bemerkungen über Panicum dimidiatum, und Beweis, dafs es eine Rottboellia sey*, von Demselben. Er nennt sie *R. complanata.* — *Über die Erscheinung und Erleuchtung des Ringes vom Saturn aus diesem Planeten betrachtet*, von *Bode.* — *Über das Keimen der Gewächse* von *Willdenow.* Der Vf. hat schon längst geäufsert, dafs *Gärtners albumen* zu den Coty-

ledonen gehöre. An den Umbellenpflanzen wachse dieses *albumen* zu Samenblättern aus; auch verwandele sich am *Chenopodium* das *albumen* in Samenblätter, *Gärtners* Cotyledonen in die *plumula*. Wenn die Fichten keimen: so steigt das *albumen* aus der Erde hervor, besteht aber aus zwey Theilen, die oben zusammengewachsen sind, und die *plumula* bildet einen Stern von Blättern, welche man für die Cotyledonen hielt. Bey den Gräsern bestehen die Cotyledonen nur aus einem Stücke. — *Chemische Untersuchung des edlen Serpentins*, vom Prof. *John*. Hält in Hundert an Kieselerde 42,50, Kalkerde 0,25, Bittererde 38,63, Alaunerde 1,00, Eisenoxyd 1,50, Manganoxyd 0,60, Chromoxyd 0,25, Wasser 15,20. — *Lichenologische Berichtigungen* von *H. G. Flörke*. Enthält die Reduction verschiedener Abarten, welche zur *Urceolaria ocellata* oder *cinerea Achar.* gehören, und für besondere Arten angesehen werden. — *Über den Gabbro* von *Leop. v. Buch*, mit einigen Bemerkungen über den Begriff einer Gebirgsart. Diesen Namen verdienen nicht blos Massen, woraus Gebirge bestehen, sondern auch woraus die Erdrinde überhaupt zusammengesetzt ist. Eine Gebirgsart kann nicht genannt werden, was einzeln oder als Seltenheit vorkommt. *Gabbro* nennt der Vf. eine Gebirgsart aus Jade und Smaragdit, oder aus Feldspath, Jade und grauem Smaragdit. — *Die Witterung des Jahres* 1809, von *Gronau*. Auch Erwähnung von herrschenden Krankheiten, Insecten u. dgl. — *Einige Bemerkungen über deutsche Fledermäuse* von *Leisler*. Beschreibung von *Vespertilio Barbastellus*, bey Hanau gefunden. — *Über den Strontianit vom Iberge* (bey Grund am Harz) von *Hausmann*. Er kommt dort krystallisirt in regulären sechsseitigen Säulen und in sehr spitzwinklichen, sechsseitigen Doppelpyramiden vor.

III Quart. *Mineralogische Bemerkungen auf einer Reise durch das orenburgische Gouvernement im Jahre* 1803, von *B. F. Z. Herrmann*. Fortsetzung und Beschluss eines Aufsatzes im 1sten Jahrgange dieses Magazins. Gröstentheils metallurgische Bemerkungen. — *Untersuchung des Graphits*, von *Schräder*. Der englische hielt nach dem Auskochen mit Wasser und dem Verbrennen mit Salpeter noch $11,\frac{6}{10}$ schwarzes Eisenoxyd, 7 Kieselerde, 4, $\frac{6}{10}$ Alaunerde, 6, $\frac{3}{10}$ Titanoxyd; der spanische 14, $\frac{2}{10}$ Eisenoxyd, 3 Kieselerde, 2, $\frac{5}{10}$ Alaunerde, 1 Kupfer, 3, $\frac{1}{10}$ Titanoxyd. — *Über die Anzahl ausländischer Bäume und Sträucher im Freyen* von *Willdenow*. Es werden empfohlen *Prunus serotina*, *Liriodendron Tulipifera*, *Salix Russeliana*, *Populus monilifera*, *Juniperus virginiana*, *Acer saccharinum* u. *dasycarpum*. — *Pavonia platanifolia, eine neue Pflanzenart*, beschrieben von *Willdenow*. Aus Ost-Indien. Wahrscheinlich im Vaterlande ein ansehnlicher Baum. — *Über das Verhalten der Mineralien vor dem Löthrohre*, von *Link*. Das Verhalten wird von jeder Art nach der Ordnung von *Karstens* Tabellen angegeben. — *Lichenologische Berichtigungen* von *Flörke*. Reduction der zu *Lecidea alboaeruleseeus Fl.* gehörigen Abarten. — *Über das Skelett des grosen Anton in Helmstädt*, von *Schönberg*. Ausmessungen und Gewicht der Knochen dieses Riesen. Schreiben des Hn. *Cressac*, die Entdeckung des *Zinns in Frankreich* betreffend.

IV Quart. *Beschreibung einer neuen Art von Schläfer aus Virginien* (*Myoxus virginicus*) von Pr. *Reich*. Dieses kleine Thierchen hatte ein aus N.-Amerika zurückkommender Deutscher vor etwa 20 Jahren, seiner Angabe nach, lebendig mitgebracht. Es soll am Fusse der South-Mountains gefangen seyn. — *Kritische Anmerkungen zu den Becherflechten in der Lichenographia universalis von Acharius*; von *Flörke*. Reduction der von *Acharius* zu sehr unterschiedenen Arten. — *Nachricht von einem neuen schwarzen Insect auf einer Andrene* von *Klug*. Es ist *Lepisma* ähnlich. — *Über den körnigen Basalt in Georgien*, von *Schlegelmilch*. *Kirsten* hatte ihn für Grünstein erklärt. Der Vf. glaubt jedoch, dass man ihn zum Basalt bringen müsse, ohne hinlängliche Gründe. Über das Vorkommen werden einige Bemerkungen mitgetheilt. — *Über die Verbindung der Erde mit der Sonne*, von *Bode*. — *Kleine Abhandlungen aus der Anatomie und Physiologie der Insecten* von *Ramdohr*. Zuerst über die Organe des Tastens bey den Bienen. Die schärfsten Organe des Tastens scheinen die Freslspitzen zu seyn, auch die Fühlhörner und selbst die Füsse dienen dazu. In alle diese Theile lassen sich Nerven verfolgen. — *Abhandlung über Würmer, welche in einer Erdschnecke* (*Helix putris*) *entdeckt sind*, von *Ahrens*. Es ist schwer, die Gattung dieses Intestinalwurms zu bestimmen, besonders da auch *Ramdohr* keinen Mund daran entdeckte. — *Über die verschiedenen Arten des Brandes im Getraide* von *Flörke*. Er unterscheidet zuerst den Rost, *Uredo linearis* und *Puccinia graminis*, dann folgende Arten von Brand: 1) den Russ- oder Flug-Brand (*Uredo segetum*); 2) den harten Brand, wobey die Körner hart und kürzer sind und keinen russigen Staub enthalten, und 3) den Schmierbrand, wobey die Körner mit einem schwarzen, aber doch weichen Wesen angefüllt sind. Die zweyte Art verdient den Namen des Brandes gar nicht, hat auch keine Ähnlichkeit mit der ersten und dritten. Die dritte bedarf noch eine genauere Untersuchung; die erste rührt ohne Zweifel von einem kleinen Pilze her. — *Chemische Untersuchung des Caviars* von Pr. *John*. Hielt in 420 Gran an reinem, trockenen Eyweisstoff 26 Gran, schmierigem Oel 18 Gr., unauflöslichem oder erhärtetem Eyweisstoff 102 Gr., salzsaurem Natrum mit etwas schwefelsaurem Kali 28 Gr., Gallerte, phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurem Eisenoxyd, zusammen 2 Gr., Wasser 244 Gr. — *Mémoire sur la Feinte, Clupee feinte, Clupea Alosa picta Autorum par Noel*. Der Vf. hält diesen Fisch mit Recht für eine besondere von *Clupea Alosa* ganz verschiedene Art. L. R.

Cassel, b. Thurneysen: *Entwurf eines Systems der unorganisirten Naturkörper* von *J. F. Hausmann*. 1809. 141 S. 8. (15 gr.)

Wenn Rec. auch nicht gerade der Anordnung, wel-

che der Vf. mit vieler Sachkenntnifs hier aufgestellt hat, unbedingt folgen möchte: so sind doch hier die unorganisirten Körper zum Theil unter neuen Gesichtspuncten aufgestellt, die immer Ausbeute für die Wissenschaft geben und deshalb Dank verdienen.

Der Vf. schickt zuerst die Grundsätze voraus, nach welchen man bey der Classification unorganisirter Naturkörper zu verfahren habe. Das meiste Gewicht legt er auf die chemischen Verhältnisse; aber nichts weniger als einseitig, dringt er auch auf Ausmittelung der Beziehung, in welcher das äufsere Verhalten zu dem inneren steht. Die regelmäfsige Gestalt ist von ersterem das wichtigste, und der dieselbe bestimmende Bestandtheil verdient eben so die erste Rücksicht; da dieser aber bey weitem nicht immer in quantitativer Hinsicht vorherrscht: so folgt daraus, dafs bey der Classification mehr auf die Qualität als Quantität zu sehen ist. Der Vf. zeigt nun, wie man, gestützt auf jene Grundsätze, bey der Classification selbst zu verfahren habe. Anstatt des Ausdrucks *Art*, *species*, wählt der Vf. den Ausdruck *Substanz*, und an jeder Substanz will er drey Hauptmerkmale vorzüglich aufgesucht wissen: 1) den *wesentlichen Charakter*, aus den Bestandtheilen hervorgehend; 2) den *adjectiven*, der aus der regelmäfsigen äufseren Gestalt sich ergiebt, und 3) den *repräsentirenden*, aus anderen äufseren oder inneren bezeichnenden Merkmalen hergenommenen, der denn vorzüglich bey solchen höhere Wichtigkeit erhalten würde, wo die regelmäfsige äufsere Gestalt fehlt. Da der Vf. jede Substanz mit einem Eigennamen bezeichnen wollte, der wo möglich auf charakteristische Mischung oder andere ausgezeichnete Eigenschaften Bezug hätte, und doch mit den Benennungen der Classen, Ordnungen, Unterordnungen, wozu sie gehört: so mufste er manche neue Namen bilden. Er begreift die Summe derjenigen Glieder einer Substanz, welche sich durch gewisse, auf die übrigen Eigenschaften derselben Einfluss äufsernde Nebenbestandtheile vor den anderen Gliedern derselben auszeichnen, unter dem Namen einer *Formation*, und da er bey diesen die Benennungen von Gattungen und Arten anderer Systeme möglichst beybehalten hat: so werden durch die neuen Namen eben keine Verwechselungen veranlafst werden. Jede Formation hat wieder ihren *wesentlichen* von dem Mischungsverhältnifs, und ihren *adjectiven* von anderen Merkmalen entlehnten Charakter; jede Formation hat ihren Eigennamen. Auch die Atmosphärilien zählt der Vf. mit auf. Den Begriff der mineralogisch-einfachen, besser *ungemengten* Mineralien, den *Haüy* festsetzte, fafst er noch enger, indem er sie als solche aufführt, welche durch keine *mechanische* Operation in ungleichartige Theile zerlegt werden können. Im zweyten Abschnitte folgt nun die Übersicht und Erklärung der Classen, Ordnungen, Unterordnungen und Reihen. Der Vf. nimmt fünf Classen an: 1) *Combustibilien* mit drey Ordnungen: A. *Inflammabilien*; hieher Demant, Schwefel und Wasserstoffgas. B. *Metalle*; hieher nur die gediegenen, die vererzten, und die Blenden (mit Schwefel und Sauerstoff vereinigte Metalle). 2) *Incombustibilien*, drey Ordnungen: a) *einfache*, wo nur ein Hauptbestandtheil höchstens mit ganz unbedeutenden Nebenbestandtheilen ist; b) *gemischte*, wo ein oder mehrere Bestandtheile in bedeutenderer Menge und die äufseren Eigenschaften schon modificirend hinzutreten; c) *Metalloxyd-Erden*, hieher z. B. Staurolith, Granat, Mangankiesel u. s. w. 3) *Oxyde*, zwey Ordnungen: A. *Metalloxyde*; B. *Oxydoide* oder nicht metallische Oxyde, hieher Graphit, Anthrazit, Steinkohlen u. s. w. 4) *Säuren*. 5) *Salze*. Man sieht aus dieser Andeutung schon, dafs hier die Sonderung der Erden, Metalle, Inflammabilien u. s. w. nicht so wie in den bisherigen Systemen Statt finde, sondern dafs man dasselbe Metall, dieselbe Erde, unter verschiedenen Classen wiederfinde. Dieis ist denen, welche das System blofs als ein bequemes Register, als ein Hülfsmittel des Gedächtnisses betrachten, freylich wohl sehr unwillkommen. Der Zweck des Systems soll aber vielmehr seyn, die Ordnung, in welcher die Natur selbst ihre Erzeugnisse zusammenstellte, herauszuheben, deutlicher erkennen zu lehren; und da mufs unstreitig auf allgemeine Reihen gewisser Verbindungen Rücksicht genommen werden, in welchen dieselbe Substanz nach Mafsgabe dieser Verbindung auch sehr verschieden modificirt auftritt. Da nun gewisse Stoffe die Eigenschaft haben, allen anderen, mit welchen sie Verbindungen eingehen, einen bestimmten Typus aufzudrücken: so ist es auch sehr passend, diese als leitende Repräsentanten der Abtheilungen anzusehen. Dabey kann es ja auch eben so wenig befremden, eine Erde oder ein Metall unter mehreren Classen und Ordnungen zu erblicken, als in manchen Erd- und Stein-Arten der älteren Systeme eine oft sehr bedeutende Menge von metallischen Bestandtheilen und bey metallischen Arten eine Menge Erde zugemischt zu finden oder zu wissen. Wo man einmal von Mischungsverhältnissen und Einfluss derselben auf die äufseren Erscheinungen ausgeht, da mufs man auch die äufseren Erscheinungen, durch einen und denselben bestimmenden Bestandtheil erzeugt, zusammenreihen. Im dritten Abschnitte werden nun alle einzelnen Substanzen mit ihren Formationen nach jener Ordnung und mit den gehörigen Unterabtheilungen aufgeführt, wobey *Haüy's* und *Karstens* Synonymen angegeben sind. Man findet hier auch manche neue Fossilien und zwar durch erläuternde Anmerkungen meist näher bezeichnet, so dafs auch in dieser Hinsicht das Buch nicht ohne Werth ist.

C. R. W. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Schrag: *Geognostische Fragmente* von *Carl v. Raumer*. Mit einer Charte. 1811. 78 S. 8. (12 gr.) Diese Fragmente (über welche bereits ein anderer Recensent in No. 37 ein Urtheil gefällt hat, die aber

von verschiedenen Seiten beleuchtet zu werden verdienen) sind von verschiedener Art: das erste nimmt den grösten Theil des kleinen Buchs ein, und liefert Beobachtungen über die *Syenitformation*, vorzüglich über die des sächsischen Erzgebirges; die übrigen sind im eigentlichsten Verstande *Fragmente*. Des Vfs. Beobachtungen weichen in den mehrsten Stücken von den früher durch Geognosten von Autorität angestellten ab; auffallender aber noch die Resultate, welche Hr. *v. R.* aus seinen Beobachtungen ziehen zu dürfen glaubt, von manchen bisher für ausgemachte Wahrheit gehaltenen geognostischen Sätzen: daher seine Arbeit ganz besonders eine unbefangene und vorurtheilsfreye Prüfung erfodert. Wir wollen unser Urtheil darüber hier so bündig als möglich niederlegen, da eine ausführliche Anzeige der Schrift bereits mitgetheilt worden.

Nach den Beobachtungen des Vfs. sind im östlichen Erzgebirge an dem *Gneus*, welcher auf den *Granit* folgt, verschiedene Abänderungen von *Thonschiefer*, mit Lagern von *Alaunschiefer*, einem *grauwackenartigen* Gesteine, *Kieselschiefer*, *Grünstein*, *Kalkstein*, *Porphyr*, einem *gneusähnlichen* Gesteine u. s. w. gleichförmig gelagert, und darauf folgt, ebenfalls in gleichförmiger Lagerung, der bekannte *Syenit*, in mannichfaltiger Abwechselung mit einem jüngeren *Granite* und anderen untergeordneten Lagern, namentlich auch von *Gneus* und *Porphyr*. Bisher hielt man bekanntlich den *Syenit* und *Porphyr* gemeiniglich für abweichend gegen die älteren Urgebirgsformationen gelagert. Dass dieses sich wirklich nicht so verhalte, glaubte Rec. schon seit längerer Zeit aus in anderen Gegenden angestellten Beobachtungen annehmen zu müssen, daher er auch ohne Bedenken den Beobachtungen des Hn. *v. R.* Glauben beymisst, und sich freuet, dass zum Vortheil der Wissenschaft die wahre Lage der Dinge von demselben an das Licht gezogen worden. Nicht so einleuchtend aber sind Rec. die übrigen Folgerungen, welche der Vf. aus seinen Beobachtungen zieht. Derselbe hält nämlich die Lager zwischen dem älteren Gneuse und dem jüngeren Granite und Syenite für Analoga der Übergangsgebirgslager anderer Gegenden, und schliesst, dass, da jene Lager in gleichförmiger Lagerung mit den sie unterteufenden Urgebirgslagern vorkämen, verschiedene Gebirgsbildungs-Epochen aber nur durch gegenseitige, ungleichförmige Lagerung bezeichnet würden, die ganze, bisher angenommene Epoche der Übergangsgebirgsbildung weg- und mit der Epoche der Urgebirgsbildung zusammenfallen müsse. Rec. findet hiegegen vornämlich Folgendes zu erinnern: Erstens scheint es ihm durch die Angaben des Vfs. keinesweges ausser Zweifel gesetzt zu seyn, dass jene Gebirgslagen zwischen dem älteren Gneuse und dem Syenite vollkommene Analogie zeigen mit anerkannten Übergangs-Gebirgslagen. Das Vorkommen von Alaun- und Kiesel-Schiefer redet dafür nicht viel, da bekanntlich diese Gebirgsarten eben sowohl dem Urgebirge als dem Übergangsgebirge eigen sind. Sicherer würde die Analogie durch das Vorkommen von wirklicher *Grauwacke* bewiesen werden. Diese will nun zwar auch der Vf. gefunden haben; aber die von ihm mitgetheilte, sehr unvollständige Beschreibung spricht etwas zweydeutig über die Richtigkeit seiner Beobachtung. Nirgends ist die Rede von Überresten organisirter Wesen, weder im Kalkstein noch in der Grauwacke, welche das Übergangsgebirge so wesentlich charakterisiren. Dagegen aber streitet das Vorkommen der Lager von gneusartigem Gestein ganz gegen die bisher über das Übergangsgebirge angestellten Beobachtungen. Aus dem Berichte des Vfs., dem es, um ein recht deutliches Bild von dem Gesehenen zu verschaffen, im Ganzen noch an einer einfachen, ordentlichen und klaren Darstellung etwas zu mangeln scheint, möchte Rec. lieber folgern, dass die Gebirgslagen im Hangenden des Gneuses, mit Einschluss des Syenits und jüngeren Granits, zu den jüngsten Urgebirgs-Bildungen gehören, in denen man eine Wiederholung älterer Bildungen in häufigerem Oscillationen antrifft. Sollte aber Rec. hierin sich irren; sollten die Gebirgslagen zwischen dem älteren Gneuse und dem Syenite wirklich dieselben seyn, welche man in dem unbezweifelten Übergangsgebirge des Harzes, der Rheingegenden, des südlichen Norwegens u. s. w. angetroffen hat: so kann es doch zweytens Rec. auf keine Weise billigen, dass Hr. *v. R.* von der in jener Gegend beobachteten gleichförmigen Lagerung auf das allgemeine Vorkommen des Übergangsgebirges in gleichförmiger Lagerung mit dem Urgebirge zu schliessen wagt. Es ist ja kein unerhörter Fall, dass eine und dieselbe Formation hier gleichförmig, dort ungleichförmig gegen eine andere gelagert vorkömmt. Wie oft findet dieses zwischen Ur- und Flötz-Gebirgslagern Statt; und wird darum irgend ein Geognost beide in eine Bildungsperiode zusammenwerfen wollen? Es würde übrigens nicht schwer seyn, dem Hn. *v. R.* Gegenden nachzuweisen, wo Übergangsgebirge ganz unzweydeutig gegen das Urgebirge abweichend gelagert vorkommen; daher die Annahme desselben, dass die besondere Bildungsepoche des Übergangsgebirges nicht zu statuiren sey, bey gründlichen Geognosten schwerlich wird Beyfall finden können.

Vom Erzgebirge wendet sich der Vf. mit einem flüchtigen Blicke zum Harz, und stellt den kühnen, ganz neuen Satz auf, dass es nicht unwahrscheinlich zu seyn scheine, *dass der Granit des Brockens ein mächtiges Lager im Schiefergebirge bilde*. Hauptsächlich führt er dafür das Einschiessen des Thonschiefers am nordwestlichen Harze gegen das Granitgebirge und die gleichförmige Richtung der Schichtenabsonderungen des Granits mit denen des Grauwacken- und Thonschiefer-Gebirges an. Was die erstere Behauptung betrifft: so kann Rec., dem der Harz nicht ganz unbekannt ist und der dieses Gebirge kürzlich, nach Lesung der *raumerschen* Fragmente, noch einmal besuchte, versichern, an keiner Stelle ein vollkommen deutliches Zufallen des Grauwacken- und Thonschiefer-Gebirges gegen das Granitgebirge, sondern dagegen an Stellen, wo sich dieses Verhältniss am leichtesten würde beobachten lassen, wie z. B. bey der Ocker, bey Harzburg, Ilsenburg, Wernigerode, stets eine sehr deutliche Anlagerung des ersteren an das letztere beobachtet zu haben. Sollten sich aber wirklich am Harze Stellen finden, an denen die Schieferschichten dem Granite zufallen: so würde dieses, wofern nicht zugleich das Aufliegen des Granits auf dem Schiefer unumstösslich sollte nachgewiesen werden können, eben so wenig allein schon für das Aufsetzen des Granits reden, als die Neigung der Schichten des Jura gegen die Schweizer-Gebirge für das grösere Alter der ersteren. Was die, zum Theil aus *Lasius* entlehnte, zweyte Behauptung betrifft: so widersprechen derselben ebenfalls die Beobachtungen des Rec. geradezu. Der Granit des Harzes ist zwar überall, besonders an den isolirten Felsenmassen, in Bänke und Blöcke abgetheilt; aber keineswegs wird eine überall gleichförmige Richtung der Schichten bemerkt. Um sich hievon zu überzeugen, braucht man nur den rehberger Graben, die Schnarcher, Feuersteine, den Ilsenstein, das Ockerthal, die Rosstrappe mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet zu haben. Sollte der Granit des Brockens von dem nordwestlichen Thonschiefer- und Grauwacken-Gebirge unterteuft werden: dann käme eine recht wunderbare Schichtenfolge heraus. Auf den Granit des Brockens folgt nämlich unmittelbar unbezweifeltes Urgebirge: *Hornfels*, *Urkieselschiefer*, *Urthonschiefer* der Gegend von Andreasberg, und an letzteren lehnt sich dann wieder das Grauwacken- und Thonschiefer-Gebirge, welches dem an der Nordwestseite des Harzes analog ist. Den genannten Urgebirgsarten ist jede Spur eines organisirten Wesens fremd, von denen die nordwestlich vom Granit vorkommenden Schichten zum Theil wimmeln! —

Dieses möge hinreichen, um den Werth der Schrift des Hn. *v. R.* zu bezeichnen. Was die übrigen Fragmente betrifft: so verspart Rec. sein Urtheil darüber bis dahin, dass die Aufsätze selbst erschienen seyn werden, von denen sie nur gar zu kleine Bruchstücke sind, welche die Erkennung aller Eigenschaften von jenen nicht gestatten.

O. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 NOVEMBER, 1812.

GESCHICHTE.

1) ALTONA, b. Hammerich: *Geographische und historische Nachrichten, die Kolonieen der Griechen betreffend;* nebst Betrachtungen über die Veranlassungen, über den Zustand und die Schicksale dieser Kolonieen, von *D. H. Hegewisch*, königl. dän. Etatsrath, Prof. in Kiel und Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen. 1808. 228 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Ebendaselbst: *Über die griechischen Kolonieen seit Alexander dem Grosen.* — Ein Nachtrag zu den geographischen und historischen Nachrichten, die Kolonieen der Griechen betreffend, von *D. H. Hegewisch*, königl. dänischem Etatsrath u. s. w. 1811. 202 S. 8. (20 gr.)

Ein wichtiger Gegenstand, dessen mit voller Sachkenntniss durchgearbeitete Darstellung Licht über die ursprünglichen Zweige und Schicksale der Hellenen, nebst näherer Einsicht in die älteste Entwickelung der Geschichte dieses Hauptvolks im Alterthume, verbreiten würde. Einiges ist schon in zerstreuten Aufsätzen geschehen; die Bearbeitung des Ganzen hat das kais. französische Institut mit Recht als Preisfrage aufgeworfen. Die vollständige Beantwortung, so weit sie unserem Zeitalter möglich wird, erfodert aber ausser scharfer Beurtheilung eine sehr ausgebreitete Belesenheit in allen Schriften des griechischen Alterthums, und kann innerhalb der Grenzen einer gewöhnlichen Abhandlung schwerlich befriedigend geliefert werden, da sie die Entwickelung der ältesten Geschichte des Volks voraussetzt, von welchem diese in so vieler Hinsicht merkwürdigen, und unter so mannichfaltigen Einwirkungen entstandenen Kolonieen ausgegangen sind.

Auf ein so hohes Ziel macht der Vf. vorliegender Abhandlungen keinen Anspruch. Sein Zweck scheint mehr die Unterhaltung gebildeter und mit der Vorwelt nicht ganz unbekannter Leser zum vorzüglichen Augenmerke gehabt zu haben. Daher geht er leicht über die Entstehung der meisten dieser Anlagen weg, erzählt ihr geographisches Daseyn, mit Bemerkung einzelner Merkwürdigkeiten, der ausgezeichnetesten aus denselben hervorgegangenen Männer, trägt in ganz anderen Abschnitten die Hauptpuncte ihrer Veränderungen vor, lässt aus Furcht, den Leser zu ermüden, die vielen kleineren Anlagen völlig unbemerkt, und liefert dafür, wenigstens bey Kleinasien, den heutigen Zustand der Gegenden, in welchen sie einst blüheten, nach einigen Reisebeschreibungen. Über die ehemalige Beschaffenheit ist seine Hauptquelle Strabo, welchem er einzelne Beweisstellen aus dem Plinius u. s. w., und was am verdienstlichsten ist, aus Cicero's Schriften beyfügt. Neue Aufschlüsse können aus einer solchen Behandlungsweise nicht hervorgehen; brauchbar aber bleibt die Arbeit dessenungeachtet, ob sie gleich nicht von einzelnen kleinen Verirrungen frey ist. Z. B. S. 6. Die Länge der griechischen Kolonieen in Kleinasien giebt der Vf. in gerader Linie von Norden nach Süden auf 38 geogr. Meilen an, und sagt doch selbst, dass die beiden Vorgebirge Lektum und Triopium 3 Grad der Breite oder 45 geogr. Meilen von einander abstehen, überdiess liegt die Insel Rhodus noch weiter südlich. Die Breite dieser Besitzungen schätzt er 9 bis 12 geogr. Meilen, eine Breite, die sich von keiner einzigen erweisen lässt; sie lagen sehr schmal längs der Küste hingestreckt. Die Versammlungen der Ionier, Aeolier u. s. w. hatten nach seiner Versicherung S. 11 keine politischen, sondern blos religiöse Zwecke; er tadelt daher den Verfasser des Anacharsis, welcher die ersteren mit einschliesst, erzählt aber selbst auf der folgenden Seite, dass bey diesen Versammlungen wahrscheinlich auch politische Angelegenheiten verhandelt wurden. Er beschreibt S. 27 den Flor der Insel Rhodus, aber ohne die Zeiten zu unterscheiden, da die Stadt und Insel erst unter Alexanders des Grosen Nachfolgern wichtig zu werden anfing, in den früheren Zeiten hingegen keine ausgezeichnete Rolle gespielt hatte. Die Ursachen, welche die hohe Blüthe, und endlich auch den Fall bewirkten, werden nicht hinlänglich belehrend entwickelt. Was für Anlass die ersten Gründer dieser Kolonieen zum Auswandern u. s. w. hatten, lassen wir jetzt unbeantwortet, sagt Hr. *H.* S. 32, weil diese Kriteleyen uns nur zu langweiligen Untersuchungen, nicht aber zu bestimmten, befriedigenden Resultaten führen würden. Die Frage, welche Ursachen wirkten, dass die asiatischen Griechen in der Cultur des Geistes ihrem Mutterlande vorangekommen seyn sollen, hält er für überflüssig, da, nach seiner Meinung, die vorausgesetzte Thatsache falsch ist. Unabhängige Republiken, glaubt der Vf. S. 38, konnten nur unter einem südlichen Himmel gedeihen; im Norden haben wir nie eine ganz freye und unabhängige Republik gehabt. Als Beweis sollen die Hansestädte gelten, weil diese unter den Kaisern standen, welche den Stürmen der Unruhen Stillschweigen gebieten konnten. Rec. will nicht in Anschlag bringen, wie wenig der Kaiser Machtgebot in

diese nördlichen Freystädte reichte; aber er wundert sich, warum die vereinigten Niederlande nicht als ganz unabhängige Republik gelten sollen. Von der Perser Herrschaft wurden die attischen Kolonieen befreyet „durch den rühmlichen Frieden der Athenienser, welche die redliche Grosmuth hatten, die Freyheit und Unabhängigkeit der Kolonieen zu einer der Bedingungen zu machen." So sagt Hr. *H.* S. 41, aber dieser, wie einige folgende Sätze, stehen schwankend. Der hier angedeutete Friede des Kimon wurde entweder nie wirklich geschlossen, oder er kam nie zur Vollziehung. In den folgenden Kriegen befreyeten Athen oder Sparta, je nachdem die Reihe der Obermacht einen dieser beiden Staaten traf, einzelne Städte, um selbst über sie zu herrschen; am Ende blieben sie alle persisch, und hatten längst ihre alte Selbstständigkeit verloren. Noch weniger Belehrung giebt die kurze Beschreibung der Kolonieen am schwarzen Meere, in Afrika u. s. w. Warum nennt wohl Hr. *H.* S. 76 f. das südlich an Byzanz grenzende Meer durchgängig *den* Propontis, statt *die?* Sein Führer Strabo sagt ihm diese nicht. Und woher kommt die Versicherung S. 173, dass der athenienssische Boden durchaus kein Getreide trug? Für die grose Volksmenge reichte der sehr vorzügliche Weizen von Eleusis u. s. w. nicht hin, aber dass er vorhanden war, hat noch Niemand bezweifelt; die Athenienser gaben sogar ihr Ländchen als den ursprünglichen Aufenthalt der Ceres an. — Ausführlicher und vorzüglich wird jeder Leser die Beschreibung der italiänischen und sicilischen von den Griechen bewerkstelligten Anlagen finden. Hier folgt der Vf. mit Recht der aus den Quellen bearbeiteten Abhandlung in *Heyne opusc. acad.* T. II. Den neueren Zustand dieser Gegenden übergeht er mit der Bemerkung S. 113, dass man ihn aus *Stolbergs*, *Ritäesels* und *Bartels* Schilderungen leicht lernen könne. Diese Hinweisung möchte gelten, wenn nicht bey Kleinasien der entgegengesetzte Grundsatz wäre befolgt worden. Bedeutendes eigenes Verdienst erwirbt sich Hr. *H.* durch die Untersuchungen über die Ursachen der griechischen Auswanderungen, und über die Verhältnisse der Kolonieen zum Mutterstaate. Sehr gut entwickelt er die verschiedenen Verhältnisse, in welchen die Kolonieen gegen den Mutterstaat lebten. Sie mussten äusserst abweichend ausfallen, je nachdem die Auswanderer wider den Willen oder durch Unterstützung des Mutterlandes ihre Ansiedelung begonnen hatten; an Verhältnisse, in welchen die Anlagen unserer Tage gegen den Hauptstaat leben, an eine Unterwürfigkeit, darf man freylich in jenen Zeiten nicht denken; sie waren nicht einmal gebunden, an den Kriegen der Stifterin Antheil zu nehmen. Weniger befriedigend sind die Ursachen des meist schnellen Gedeihens dieser Kolonieen angegeben. Sie mussten entweder bald ihren Untergang finden, oder die Noth lehrte sie Frugalität und Anstrengung; beides führte nicht blos zum emsigen Ackerbau, welchen der Vf. als Hauptgrund angiebt, sondern mehr noch zum ergiebigen Handel, welchen die zur Ansiedelung mitgebrachten Schiffe gleich beym Ursprunge begünstigten, und überlegene Künste an den Küsten roher Völker beförderten. Über die Verhältnisse der Kolonieen zum Mutterstaate hätte übrigens Hr. *H.* vorzüglich die Streitigkeiten von Korcyra mit der Stifterin Korinth nach Thucydides Erzählung benutzen können; aber diese wichtige Handelsstadt, eine der ansehnlichsten unter allen griechischen Anlagen, übergeht er ganz mit Stillschweigen.

No. 2. Innigere Vertraulichkeit mit seinem Gegenstande, Belesenheit und reifes Denken zeigt Hn. *H.* zweyte Schrift, welche sich auf die Kolonieen Alexanders des Grosen und seiner Nachfolger verbreitet. Verdienstvoll wird schon die Aufzählung der einzelnen Anlagen durch die sorgfältige Benutzung der Quellen und der Erklärer derselben, noch weit mehr aber durch allgemeine Untersuchungen, und viele zum Theil sehr gründliche und glückliche Gedanken. Gleich Anfangs ist mit genauen Zügen der Unterschied zwischen jenen älteren und den Kolonieen der spateren Anlage gefasst. Diese letzteren wurden vorzüglich in militärischer Hinsicht angelegt, um den Besitz des Landes sich zu sichern, zugleich um alte Krieger zu belohnen, auch wohl um einem verödeten Lande aufzuhelfen. Die eingeladenen Einwanderer mussten sich vorgeschriebenen Bedingungen unterwerfen, konnten nicht, wie jene älteren griechischen, sich eine beliebige Verfassung geben, wenn ihnen auch übrigens Autonomie mit anderen Vorzügen bewilligt wurde. In ihren Mauern sassen zugleich Landeseingeborne. Nicht alle Städte mit griechischen Namen sind als Kolonieen zu betrachten, ein Satz, dessen Wahrheit vorzüglich in Ägypten augenscheinlich hervorgeht. Um die wirklichen zu erkennen, giebt Hr. *H.* S. 9 folgende gut gewählte Merkmale an: wenn es die alten Schriftsteller namentlich versichern; wenn sich in den Städten griechischer Cultus, Gymnasien u. s. w. finden; wenn die vorhandenen Münzen ausser der griechischen Schrift zugleich griechische Gottheiten zeigen; wenn die Orte den Namen von griechischen Stiftern, oder auch von Städten im alten Griechenlande entlehnten. In dem Verzeichnisse selbst S. 15 ff. stehen die acht von Arrian namentlich auf Alexanders des Grosen Rechnung gesetzten an der Spitze, da sich von den übrigen, durch die Statthalter ihm zu Ehren angelegten, nichts sagen lässt; selbst von den angeführten ist ausser der ungefähren Lage keine Merkwürdigkeit für uns vorhanden, sie bleiben sämmtlich im Dunkel, mit Ausnahme der grosen ägyptischen Anlage. Über das griechische Reich in Baktriana folgen, meist nach *Bayer*, S. 31 f. schöne Auseinandersetzungen. Treffend ist die Bemerkung, dass diese Fürsten mit ihren 13000 Griechen sich unmöglich in die Länge gegen das Andringen der benachbarten Völker hätten behaupten können, dass sie daher die Eingebornen in griechische Soldaten umwandelten, wie heut zu Tage die Engländer ihre Seapoys (nicht *Sapoys*) in Indien. Am längsten verweilt der Vf. mit Recht bey den Kolonieen der Seleuciden, vorzüglich bey den wichtigen Städten Antiochia, Seleucia. Als treffend wird jeder Kenner die

Bemerkung S. 78 unterschreiben, dass Antiochia und Laodicea nicht bloss umgewandelte Städte, sondern ursprünglich griechische Anlagen waren; weil ihr Name bey den Morgenländern bis auf unsere Tage geblieben ist, da bey den übrigen die ältere orientalische Benennung sehr bald wieder die herrschende wurde. Auffallend scheint es bey der Beschreibung dieser Städte, warum der Vf., welcher seine Hülfsquellen, vorzüglich *Eckhels* wichtiges numismatisches Werk, so fleissig citirt, mit keiner Sylbe erwähnt, dass er *Mannerts* Geographie zur Seite gehabt habe. Dass er ihn bey Ägypten nicht weiter benutzen konnte, zeigt sich bey der Beschreibung von Alexandria, wo zwar einige Hauptstellen der Alten als Bruchstücke zu dem schönen Gemälde angeführt sind, aber das Zusammenhängende der Darstellung fehlt, und die Lage auf der Ostseite fehlerhaft nahe an den Nil gerückt wird. Der nämliche Fall tritt ein bey den namentlich, aber ohne nähere Belehrung aufgeführten Seestädten am arabischen Meerbusen, wo so viel über den indischen Handel, über den Canal des Ptolemäus, über die angelegte Strasse von Koptos durch die Bergwüste nach Berenice zu sagen war. Die folgenden Capitel von S. 119 f. sind allgemeinen Ansichten über die Beschaffenheit dieser griechischen Anlagen gewidmet, an deren Spitze die Untersuchung des Beyworts αὐτόνομος und ἐλευθέρα πόλις sich befindet. Nur wenige hatten die letztere, weit mehrere die erstere Benennung; Rec. erklärt sich daher für die aus *Spanheim* hier angeführte, und aus der Bedeutung der Worte selbst entlehnte Erklärung. Αὐτόνομος hiess die Stadt, welche unter den Römern nach ursprünglicher Verfassung unter selbstgewählter Obrigkeit fortlebte; ἐλευθέρα aber die, welche ausser dem angeführten Vorzuge zugleich von den gewöhnlichen Auflagen befreyt seyn sollte. Häufige Eingriffe machten die Römer in beides, doch gelten der Theorie und dem Titel nach die in den Inschriften gerühmten Vorzüge. Vorzüglich schön und treffend finden wir S. 157 den Abschnitt über die Verbreitung der griechischen Sprache, Literatur und Kunst unter den morgenländischen Völkern. Eine ausgehobene Stelle mag unser Urtheil belegen. „Das griechisch gewordene Asien wurde fast ergiebiger für griechische Literatur und Kunst als das europäische Griechenland; es hat mehr Autoren hervorgebracht; es hat mehr Werke der Kunst geliefert. Eine reichere Anzahl Tempel, und von gröserer, prächtigerer Architektur, sind in diesem Theile Asiens seit Alexander aufgeführt, als im eigentlichen Griechenlande, wie die noch vorhandenen Ruinen beweisen; in den Münzcabineten ist die Classe der Münzen aus dem Mutterlande unbedeutend gegen die Menge der aus asiatisch-griechischen Städten." — Drey Völker, Griechen, Römer und Araber, haben ihre Sprache über einen grosen Theil der Erde verbreitet, wie der Vf. mit treffender Ausdrucke bemerkt; ob aber nach seiner Weissagung eine neue Sprache in unseren Tagen ähnliche Weltherrschaft erringen werde, lässt sich mehr als bezweifeln. Nur wo gänzlich bezwungene Völker unter einerley Regenten bleibend vereinigt sind, und diese Völker noch keinen bedeutenden Grad von Cultur erreicht haben, lässt sich eine ähnliche Allgemeinheit denken. Interessant wird man auch die weiteren Untersuchungen, und namentlich S. 171 die aufgeworfene, obwohl schwer zu beantwortende Frage finden, warum in späteren Zeiten keine grosen Tragiker sich bildeten, warum überhaupt das Theater vernachlässigt wurde. — Bey den überwiegenden Vorzügen der Bearbeitung kommen einzelne Übereilungen nur in sofern in Betrachtung, dass sie bey einer künftigen Auflage verwischt werden mögen. So wird gewiss bey nochmaliger Übersicht nicht, wie S. 38, behauptet werden, dass das Reich der Parther in einzelnen Perioden bis an das mittelländische Meer reichte, oder dass griechische Schriftsteller es *Parthiä* nennen; oder S. 108, dass ein Stadium aus tausend Schritten bestehe; oder S. 109 in der *Historiæ Augustæ* das *vita Cassii* citirt werden. Die 13000 Griechen bey der Armee des jüngeren Cyrus S. 134 sind ohnehin nur ein Schreibfehler.

Vd. Hg.

Altona, b. Hammerich: *Einleitung in die historische Chronologie*, von *D. H. H-gewisch*, königl. dänischem Etatsrath, Ritter vom Danebrog, Mitglied der königl. Akademieen der Wissenschaften zu Kopenhagen und zu München. 1811. 142 S. 8. (14 gr.)

Mistrauend ging Rec. an die Lectüre dieses Lehrbuchs, als er in der Vorrede den Tadel über *Gatterers* Vermengung der Begriffe, über das zu tiefe Eingehen in das Einzelne, z. B. in das Kalendermachen, besonders über das erschwerende Herbeyziehen mathematischer Sätze fand, und nun auf dem ersten Bogen statt bestimmter Deutlichkeit manchen nur halbwahren, den Anfänger irre leitenden Darstellungen begegnete: wenn er z. B. S. 9 von der Figur des Raums spricht; S. 10 die Zeit wahrnehmen lässt, „sowohl *durch die inneren Bewegungen in unserem Gemüthe*, als durch die in die Sinne fallenden Bewegungen der Dinge ausser uns", und doch gleich nachher selbst erinnert, dass nach den Bewegungen unseres Gemüths die Zeit sich nicht messen lasse; oder wenn er S. 11 versichert, die Sonne mache von jeher zweyerley Bewegungen, deren jede ihren nicht leicht bemerklichen Anfang und ihr leicht bemerkliches Ende habe, wodurch Jahre und Jahreszeiten entstehen — da doch der Anfang dieser Bewegungen für den noch rohen Menschen nichts weniger als leicht, und, z. B. der Übergang des Frühlings zum Sommer, kaum bestimmbar ist. Aber so wie diese allgemeinen Angaben über das Mass der Zeit im Rücken sind: öffnet sich ein neues blühendes Feld; reine Begriffe, deutliche Entwicklungen führen den Anfänger beynahe ohne Schwierigkeit in das Studium der historischen Chronologie; die einzelnen kleinen Fehlgriffe verschwinden unter dem Ganzen der lehrreichen Darstellung, welche in kurzer Zeit die Arbeit des Vfs. zum allgemein gewählten Lehrbuche machen wird. Zum Beweise des verdienten Lobs spricht die ganze Abhandlung; die fassliche Beschreibung des julianisch-gregorianischen Jahrs und Kalenders, so wie der dabey eintre-

tenden Fehler; die lichtvolle Hinleitung zur Kenntnifs des athenienfifchen Jahrs, vor allem jedoch die Auseinanderfetzung der ganzen griechifchen Zeitrechnung. Ohne weitere mündliche Unterweifung zu bedürfen, erhält hier der Wifsbegierige eine reine Überficht von der älteften Rechnung der Griechen nach Generationen, welche fie, und auch wir noch, in ihren älteften Gefchichten anwenden mufsten, weil nähere Beftimmungen fehlten; eben fo die Gefchichte der Olympiaden nebft ihrer erft fpäteren Benutzung zur allgemeinen Zeitrechnung; und endlich die drey verfchiedenen Ausgaben der parifchen Marmorchronik, zugleich aber auch das Bemerken der Zweifel, welche fich gegen die Zuverläffigkeit der in derfelben aufgeftellten chronologifchen Angaben mit Recht erhoben haben. Auch die Zeitrechnung afiatifcher, mit Europa in näherer Verbindung ftehender Völker fucht man nicht vergebens, und findet das Wefentliche mit Vermeidung alles gelehrten Prunks. Dafs Hr. *H.* die Chronologie der Hindus und der Chinefen, welcher *Gatterer* einen nicht unbedeutenden Theil feiner Unterfuchungen widmet, mit Stillfchweigen übergeht, verdient bey dem darüber fchwebenden Dunkel und der wenigen Brauchbarkeit für den Hiftoriker vollen Beyfall. Eher hätten wir S. 119 nähere Angaben über die für die Diplomatik unentbehrlichen Indictionen, und die Art, jede Zahl auf Jahre nach Chrifti Geburt zu reduciren, erwartet. Als Anhang folgen Bemerkungen über Epochen in der allgemeinen Weltgefchichte, wobey mit Recht erinnert wird, dafs die Wahl derfelben von dem verfchieden gewählten Gefichtspuncte abhängt. Wenn aber der Vf. unter denfelben auch die Verbreitung des Ackerbaues anführt, und zu beftimmen verfucht, in welchen Zeiten fich derfelbe nach dem vorderen Afien und von da ftufenweife über die einzelnen Länder Europens verbreitete: fo liefert er mehr, als die Gefchichte zu liefern erlaubt. So glaubt Hr. *H.* in den hebräifchen Angaben zu finden, dafs der Euphrat die Weftgrenze des Ackerbaues war; aber Abraham fand in Canaan fchon Städte, folglich Ackerbau, und er felbft erkaufte daf elbft ein Stück Feldes. Der Anhang darf ohne Schaden für das Ganze wegbleiben, er gehört nicht wefentlich zur Abhandlung über die Chronologie.

Vd. Hg.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Salfeld: *Die Entthronung Alfonfo's, Königs von Portugal.* Ein dramatifches Gedicht. 1811. 250 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Bey einem dramatifchen Gedicht denkt man fich gewöhnlich ein Drama, das wenig Handlung, wenig äufseres Leben und keine recht theatralifche Befchaffenheit hat, das dafür im Anfchauen des inneren Zuftandes der Perfonen, alfo in langen poetifchen Reden und lyrifchen Ergüffen verweilt. Ein folches Drama ift das vorliegende nun keineswegs. Denn ob es gleich nicht Handlung genug hat: fo ift es doch auch nicht ohne äufsere Veränderung und Thätigkeit, aber die in Jamben abgefafste Sprache befteht in der gemeinften Profa, welche nur zuweilen mit einem poetifchen Blümchen fich fchmückt. Eine dramatifirte Gefchichte müfste man das Stück nennen; dem gemäfs find auch die Charaktere nur ganz flach und nicht beftimmter gezeichnet, als eben nöthig war, um den gefchichtlichen Zufammenhang herauszubringen. Die Perfonen reden immer plan und geradeweg, ohne allen Aufichwung, ohne Würde und fonderliche Einkleidung mit einander. Der Minifter fagt, da er vom Aufruhr des Volks hört:

> Das Volk? Das will ich doch auch fehen!
> Gleich foll es fich zerftreuen!

Alfonfo's Betragen erregt geradezu Lachen, z. B. wenn er fagt:

> Nichts foll mich halten! Welcher Aufruhr!
> Noch nie traf folch Geräufch mein Ohr. Hier kann
> Gebieten nur mein Blick.

Obgleich ein dramatifcher Vers fich freyer bewegen foll, als ein lyrifcher: fo geht hier der Jambe doch gar zu liederlich, und z. B. in folcher Geftalt einher:

> Mächtiger!
> Ift es dein Wille alfo nicht, die Unfchuld
> Dem Strom der wogenden Vernichtung preis
> Zu geben! Sollt' ich hoffen können, mich
> Von jener Feffel frey zu fehen, die
> Der Bande heiligfte auf immer an
> Alfonfo's Seite mir bereiten wird?

Ein Beyfpiel von Unbeholfenheit giebt diefe Stelle:

> Mit muthiger Befonnenheit erklimmte
> Ich diefe Höh'. Reichft hülfreich Schickfal du
> Mir deine Hand, dann foll ganz Portugal
> So wieder mich verlaffen fehen fie.

Unter den handelnden Perfonen intereffirt die Freundin des Königs, Mathilde, durch Charakter und Betragen noch am meiften, und der Gedanke, dafs fie bey dem letzten gewagten Angriffe auf das Leben des neuen Königs mit der Piftole gerade ihren Vater treffen mufs, ift unftreitig der kühnfte im ganzen Drama, der das andere weit hinter fich zurückläfst.

T. Z.

NEUE AUFLAGEN.

Bamberg u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Lefebuch für Lehrjungen und Gefellen eingerichtet, von Ehrhard Mangold.* Neue Auflage. 1812. VI u. 330 S. 8. (10 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 251.)

Königsberg, b. Nicolovius: *Chriftliches Religionsbüchlein oder Unterricht in der Religion nach der Lehre Jefu für die Jugend.* Zweyte verm. und verbeff. Aufl. 1810. XII u. 148 S. 8. (6 gr.) (Die erfte Auflage ift nach der Vorrede S. VIII 1809 erfchienen.)

Bamberg u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Der hochwürdigen Herrn Abts Ignaz von Felbiger katholifcher Katechismus; zum Gebrauche der Jugend, in drey Claffen abgetheilt.* Neueße Ausgabe. 1812. 462 S. 8. (8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 NOVEMBER, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der vossischen Buchhandl.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*, aus fremden Sprachen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. Mit Kupfern und Charten. XXX Band. 1809. (2 Rthlr.) XXXI Band. 1810. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der XXX Band enthält zwey Reisebeschreibungen, welche mit besonderen Titeln versehen, und einzeln zu haben sind:

I. *Reise nach Savoyen und in das südliche Frankreich in den Jahren* 1804 *und* 1805. Aus dem Französischen übersetzt von *Ch. Weyland*, herzogl. sachsen-weimarischem Legationsrathe. 1809. 210 S. 8. (20 gr.)

Nicht allein nach Savoyen, in das Chamounythal und die umliegenden Gletscher, sondern bis in das Valliserland und auf den grosen St. Bernhardsberg ging die Reise dieses einsichtsvollen Ungenannten, der nach mehreren Merkmalen, den häufigen Klagen über die Gegenwart und die neue Bestimmung, die den ehemaligen Klostergebäuden gegeben ist, der grosen Ehrerbietung und Rührung, mit welcher er von dem Papst Pius VII, dem er auf seiner Reise nach Paris zu Chambery aufzuwarten die Ehre hatte, und von der demselben vom Volke erwiesenen Huldigung spricht, ein Geistlicher gewesen zu seyn scheint. Die Reise ging von Paris aus über Sens, Autun, Chalons ur Saone nach Lyon, und von da nach Chambery in Savoyen und die umliegenden Ortschaften. Hierauf kehrte der Vf. nach dem alten Frankreich zurück, reiste über Grenoble, Valence, Avignon, Nimes, Montellier, Cette, Agde, und von hier aus auf dem grosen Canal von Languedoc nach Toulouse; dann wendete er sich wieder nach Nimes, besuchte Beaucaire, St. Remy, Aix, Marseille, und längs der Küste des mittelländischen Meeres Toulon, Frejus, Antibes und Nizza. Nun lenkte er um, ging auf Arles, und zum zweyten Mal nach Avignon, besuchte die Quelle zu Vaucluse, die durch Petrarcas Gedichte und Liebe so berühmt geworden ist, Carpentras und Orange, und kam endlich über Vienne wieder in Lyon an, von wo er, ohne sich lange aufzuhalten, nach Genf eilte, die Reise bis an den St. Bernhardsberg fortsetzte, und durch die Schweiz in sein Vaterland zurückkehrte. In demselben Jahre, in welchem der Vf. seine Reise antrat, 1804, hat auch der gelehrte Alterthumsforscher *Millin* eine Reise in die südlichen Departemenster von Frankreich gemacht, und es ist nicht wenig unterhaltend, die Bemerkungen dieser Reisenden zu vergleichen. Sie haben freylich nicht immer denselben Weg genommen, und verschiedene grosse Städte, die der Ungenannte gesehen, hat *Millin* in den 3 ersten Bänden seiner Reise, die wir vor uns haben, nicht berührt. Er beschiffte nicht den Canal von Languedoc, war nicht in Toulouse, nicht in Genf u. s. w. Allein von vielen Städten haben doch Beide Nachrichten mitgetheilt, z. B. von Autun, Lyon, Avignon, Aix, Marseille, Toulon, Hyeres, Nizza, Arles. Obgleich der Ungenannte die noch vorhandenen Überbleibsel aus den Zeiten der Römer und anderer älterer Nationen nicht mit Stillschweigen übergeht, sondern davon als Kenner spricht: so ist er doch in Beschreibung der Alterthümer weder so ausführlich, noch so zuverlässig, als *Millin*, der mit einer Menge von Inscriptionen seine Reise ausgeziert hat, wovon bey dem Ungenannten kaum ihre Existenz erwähnt wird. Vor der Stadt Frejus will der Ungenannte Reste eines Amphitheaters gesehen haben, S. 132. *Millin* erwähnt derselben nicht. Hat etwa jener die Reste eines Circus, die *Millin* II, 483 beschreibt, für die eines Amphitheaters gehalten? Von Marseille behauptet jener, es sey daselbst kein einziges antikes Denkmal, kein Überbleibsel des Alterthums zu finden, S. 118. *Millin* hat mehrere Denkmäler, ägyptische, griechische, römische, christliche, als Sarkophagen, Columnen, Capitäler, Grabmäler, Inscriptionen u. d. m., nachgewiesen, die in dem Museum aufbewahrt werden, II, 135. Der Ungenannte führt das Museum ebenfalls an, setzt aber seinen Werth zu sehr herab, wenn er die darin befindlichen Reste der griechischen Bildhauerkunst für unbedeutend erklärt. Eben so geringschätzig spricht er von den antiquarischen Überresten zu Arles S. 153, von denen ihm nur das Amphitheater und ein 47 Fuss hoher Obelisk sehenswürdig zu seyn scheinen. *Millin* kennt mehrere Merkwürdigkeiten, Statuen, Basreliefs, Sarkophagen, Inschriften, Reste eines Theaters, Bäder u. s. w. III, 480. Wenn *Millin* von Lyon spricht: so gesteht er zwar, dass man auf Plätze stösst, welche grausame Verbrechen und schauerliche Unglücksfälle bezeugen; allein er vergleicht doch die Stadt in Ansehung der Gewühle in den Häfen und Strasen, der Menge der Häuser, der neben einander gereiheten Magazine mit Paris, I, 537. 415. Sehr traurig lautet die Schilderung Lyons bey dem Ungenannten. Er sah hier zerstörte, menschenleere Stra-

ſen, ganz von den Flammen verheerte Quartiere, S. 9. Er behauptet auch, daſs das ganze Vermögen der Hoſpitäler während der Revolution verſchleudert und entwendet ſey, S. 19. Nach *Millin* I, 421 dagegen genieſsen das Krankenhoſpital, Hotel de Dieu, und die Charité für Arme eine Einnahme von 400,000 Franken. Das Urtheil, welches der Ungenannte über die Folgen der Revolution in Avignon fällt, daſs nämlich das Volk nichts dabey gewonnen hätte, S. 51, iſt ſchon von dem Überſetzer, der hin und wieder leſenswerthe Bemerkungen hinzugefügt hat, gemildert worden. Als ein ſehr unrichtiges erſcheint es durch *Millins* ſehr glaubwürdige Nachricht, daſs die bisher an Faulheit gewöhnten Einwohner nun thätig und arbeitſam geworden, und von der Revolution vielen Nutzen gezogen haben. II, 181. Der mönchiſche Geiſt des Ungenannten, der ſich in dem angeführten Urtheil zu erkennen giebt, ſpricht ſich noch deutlicher aus in der Jeremiade über die Verwandlung einer Kirche zu Grenoble in ein Schauſpielhaus. *O Zeiten! o Sitten!* S. 43.

II. *A. L. Caſtellans Briefe über Morea, und die Inſeln Cerigo, Hydra und Zante.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *Ch. Weyland*, herzogl. ſachſen-weimariſchem Legationsrath. Mit zwey Kupfern. 1809. 228 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Hr. *Pouqueville*, der faſt die nämlichen Gegenden bereiſt hat, iſt dem Vf. zwar durch ſeine Reiſe nach Morea zuvorgekommen. Allein Hn. *C's.* Reiſe wird dadurch nur ein ſchätzbares Seitenſtück zu jener, keinesweges eine entbehrliche Wiederholung derſelben. Der Vf. reiſte in Geſellſchaft des Hn. Oberingenieurs *Ferregeau*, dem die franzöſiſche Regierung die Erlaubniſs gegeben hatte, in dem Hafen zu Conſtantinopel, eine groſse Docke zur Ausbeſſerung der Linienſchiffe anzulegen, als Zeichner mit nach Conſtantinopel, und hat die von ihm geſehenen Gegenſtände mit der Wahrheit und Treue, womit der Maler die Natur nachahmt, in Briefen an Ort und Stelle beſchrieben. Der Endzweck der Reiſe wurde wegen politiſcher Ereigniſſe nicht erreicht. Allein die gelehrte Welt verdankt dem Fehlſchlagen derſelben einige gute Notizen von den Inſeln im Archipel und von Morea und den angrenzenden Inſeln. Am 20 Dec. 1796 verlieſs der Vf. die Rhede von Marſeille auf einem kleinen türkiſchen Fahrzeuge, das von einem Griechen commandirt wurde. Die griechiſchen Matroſen zeigten ihre Geſchicklichkeit im Schwimmen durch ſehr auffallende Proben. Auf der Inſel Cerigo, dem alten Cythera, ſind noch viele Überbleibſel aus dem höchſten Alterthum vorhanden. Beſonders merkwürdig ſind die Katakomben, die in das Innere eines über 100 Fuſs hohen und faſt ſenkrechten Felſen nicht weit vom Fort San Nicolo eingehauen ſind. Der Vf. in der Meinung, daſs andere Reiſende nicht davon geſprochen haben, beſchreibt ſie weitläuftig. Von der alten Stadt Cytherea ſtehen noch einige Thürme und Reſte der Mauern, die ſie kenntlich machen. Der gröſste Theil der Stadt iſt vom Meere verſchlungen. Von dem berühmten Tempel der Venus auf einem Berge, der die Stadt beherrſchte, iſt nichts mehr übrig, als einige wenige Säulen, durch die Länge der Zeit ſehr beſchädigt, und ohne Capitäler; ſie werden von den Bauern, denen ſie im Umpflügen des Ackers hinderlich ſind, immer mehr zerſtört. Eine Bildſäule von ſchönem weiſsem Marmor, an welcher Kopf, Arme und Beine fehlten, wurde von den Reiſenden aus einer Höhle hervorgezogen, war aber zu ſchwer, um mitgenommen zu werden. Widrige Winde zwangen das Schiff, auf der Rhede von Napoli di Malvaſia an der Oſtküſte von Morea vor Anker zu gehen. In der Stadt wurden die Reiſenden ſehr gaſtfreundſchaftlich aufgenommen, und ſtatt der Bezahlung bekam der Wirth, der ihnen die Stadt zeigte, ein Geſchenk. An der Stadt ſind noch Spuren von dem letzteren ruſſiſch-türkiſchen Kriege zu ſehen. Der Vf. entdeckte Ruinen einer groſsen wichtigen Feſtung, an welcher die äuſseren Mauern aus Granitblöcken, ohne Mörtel auf das engſte und feſteſte zuſammengefügt, und mit vieler Sorgfalt zugehauen und polirt, am meiſten von ihm bewundert wurden. Die Höhlen, worin die Schäfer ſich des Nachts mit ihren Heerden aufhalten, blieben nicht unbeſucht. Dieſe Moraiten führen ein nomadiſches Leben, haben mit den Türken wenig Verkehr, beſchäftigen ſich bloſs mit dem Hüten ihrer Heerden, der Verfertigung ihrer Matten und Körbe, Zubereitung der Häute zu ihrer Kleidung und dem Einſammeln der Früchte; und ſind zufrieden, wenn ſie bey ihrer Armuth ihre Unabhängigkeit behaupten können. Die Türken in der Stadt halten das Mittel zwiſchen wilden Völkern und gebildeten Nationen, ſie beherrſchen die Moraiten mit wahrer Tyranney, bringen ihr Leben in groſser Unthätigkeit und Trägheit zu, ſtürzen auf ihre Feinde, die Malteſer, wenn dieſe irgendwo landen, und die Mainotten, mit grimmiger Wuth, und fechten mit dem äuſserſten Muthe; ſie ſind ſehr unwiſſend, und gleichgültig gegen die ſchönen Denkmäler der Vorzeit, welche ſie zerſtören, um mit den Materialien elende Hütten zu erbauen. Nach dem, was der Vf. von Malvaſia ſagt, kann man den Ort ſchwerlich für einen Stapelplatz des Handels zwiſchen Griechenland und anderen, vorzüglich chriſtlichen Ländern halten, wofür ihn *Hadſchi Chalfa* in der von Hn. *v. Hammer* überſetzten türkiſchen Geographie ausgegeben hat. Auf der Inſel Hydra wurden die Franzoſen ſchlecht empfangen; die Kinder warfen mit Steinen nach ihnen. Die Hauptkirche der Stadt mit dem Kloſter, worin die Geiſtlichen wohnen, erregte durch ſeine prächtige Geſtalt von auſsen und die in dem Inneren herrſchende Stille, matte Erleuchtung, und den duftenden Weihrauch angenehme Empfindungen. Die Einwohner ſind geſund, ſtark, fröhlich und arbeitſam, und führen einen ſtarken Handel mit Conſtantinopel und dem Auslande. Die hier eingerückte Schilderung, die der berühmte in Paris lebende Grieche *Coray* in einer 1803 erſchienenen Abhandlung von den Hydrioten gegeben hat, gereicht ihnen ſehr zur Ehre. Seinen

Aufenthalt in Conſtantinopel, und was ſich auf dem Wege dahin, von dem Vorgebirge Sunium in Attica an, zugetragen hat, übergeht der Vf. mit Stillſchweigen. Der nächſte Brief, von Koron in Morea 1797 datirt, giebt eine allgemeine Überſicht des Landes und des griechiſchen Archipels. Wenn man das, was die Alten von dem Zuſtande der Halbinſel berichten, mit dem gegenwärtigen vergleicht: ſo traut man kaum ſeinen eigenen Augen. Unter den Ruinen ſtehen noch hin und wieder einige Säulen aufrecht, und erinnern an die vorige Pracht. Sonſt iſt Alles zerſtört, und eine ſchwache und ſorgloſe Regierung thut nicht das Mindeſte, um der Natur zu Hülfe zu kommen, oder dem Unglück der Einwohner abzuhelfen. Der Boden an ſich iſt noch immer wegen der auſserordentlichen Milde des Klimas zum Anbau aller Producte geſchickt. Allein durch die verwüſtenden Kriege und die deſpotiſche Herrſchaft iſt der gröſste Theil der Einwohner vertrieben und das Land verödet, am meiſten, ſeitdem die Albanier eingefallen ſind. Die Stadt Koron an einem groſsen Meerbuſen könnte unter einer anderen als der türkiſchen Regierung ein wichtiger Handelsplatz werden. Der franzöſiſche General-Conſul von Morea reſidirt hier. Auf dem Gebirge Taygetes, Koron gegenüber, wohnen die Mainotten, die ſehr häufig mit den Türken Krieg führen, und nur in ſoweit von ihnen abhängig ſind, daſs ſie das von dem Groſsherrn ernannte Oberhaupt, welches aus ihrer Mitte genommen ſeyn muſs, anerkennen. Sie ſind äuſserſt unwiſſend, abergläubiſch, rachſüchtig und zur Raubſucht und Plünderung geneigt, wozu ſie auch durch die Unfruchtbarkeit des Bodens getrieben werden. (Die vorher angeführte Geographie von Hadſchi Chalfa giebt die Anzahl dieſer Griechen auf 15,000 an.) Von Koron wurde die Reiſe an der weſtlichen Küſte nach Philatrea, einer kleinen Stadt am Fuſse der Gebirge von Arkadien, zu Lande fortgeſetzt. Die kleine Reiſegeſellſchaft war zu Pferde, gut bewaffnet, und hatte wenig Gepäcke bey ſich. Denn dieſes wurde zur See expedirt. Der Weg ging bey Modon, dem alten Methone, vorbey. Durch ein Verſehen des Führers, der den rechten Weg verfehlte, rieſs die Geſellſchaft auf ein Lager nomadiſcher Moraiten, wo ſie gaſtfreundlich aufgenommen wurde, und ein alter Moraite, der geläufig italiäniſch ſprach, unterhielt ſie mit der Erzählung des ruſſiſchen Krieges von J. 1770, den die Moraiten, aufgewiegelt von den Ruſſen, gegen die Türken führten, und der jenen ein noch viel ſchwereres Joch von ihren Herren, den Türken, zuzog, als womit ſie vorher gedrückt waren. Bey Navarin ſind noch Reſte von einer Waſſerleitung und alten Gebäuden vorhanden, woraus ſich vermuthen läſst, daſs hier ehemals eine berühmte Stadt geſtanden, nach des Vfs. Meinung, die mit Grünlen unterſtützt wird, Pylos. Der letzte Krieg hat das Reiſen ſehr unſicher gemacht. Viele Menſchen, die ſich vom Raube nähren, ziehen im Lande herum. Selbſt die Türken befeſtigen ihre Landhäuſer, und nehmen auf ihren Reiſen eine Anzahl wohl bewaffneter Sklaven mit. Der Vf. entging glücklich der Gefahr, angegriffen zu werden. Seine nächtlichen Reiſen durch Wälder und über Ebenen ſind indeſs nicht ohne Abenteuer. Von Philatrea machte er einen Streifzug nach Arkadien. Auch ich war in Arkadien, kann der Vf. ſagen, und wer ſeine Beſchreibung lieſt, kann ausrufen: auch ich habe einen Vorgeſchmack von dem geiſtigen Genuſſe, den der Anblick eines ſolchen Landes gewährt. Auf der Inſel Zante kam der der Vf. an, als franzöſiſche Truppen erwartet wurden, um die Inſel in Beſitz zu nehmen. Er wurde hier mit einem Popen bekannt, der zu gleicher Zeit Maler, Muſicus und Dichter iſt. Er fand bey ihm viele Olgemälde, die bloſs mit Waſſerfarbe gemalt und mit einem Firniſs überzogen zu ſeyn ſchienen, und doch ein auſserordentlich lebhaftes und kräftiges Colorit hatten. Seine Verfahrungsart wollte er aber nicht bekannt machen. Die Theerquellen gehören zu den phyſikaliſchen Merkwürdigkeiten der Inſel, die der Vf. nicht unbeſucht und unbeſchrieben gelaſſen hat. In den Sitten und Gebräuchen der Inſulaner iſt eine ſonderbare Miſchung orientaliſcher und europäiſcher Sitten.

Der XXXI Band des Magazins führt auch den beſonderen Titel:

Reiſe nach Süd-Amerika von Don Felix von Azara in den Jahren 1781 *bis* 1801. Aus dem Spaniſchen mit Anmerkungen und einer Nachricht von dem Leben des Verfaſſers herausgegeben von *Walkenaer*. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von *Ch. Weyland*, herzogl. ſachſen-weimariſchem Legationsrath. Mit einer Charte. 1810. XXVI u. 479 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Den Leſern des beliebten *zimmermanniſchen* Taſchenbuchs der Reiſen wird aus dem Jahrgange 1808. S. 760 f. erinnerlich ſeyn, daſs Hr. *v. Azara* eine Beſchreibung der Thiere in Paraguay herausgegeben hat, aus welcher jener Gelehrte Verſchiedenes excerpirte. Das vorliegende Buch erwähnt (S. 106) eine Beſchreibung der vierfüſsigen Thiere in jenem Lande, welche Hr. *v. Azara* während ſeines Aufenthalts daſelbſt nach Europa ſchickte, und (S. XXV f.) eine andere, auch Vögel betreffende, welche er nach ſeiner Zurückkunft drucken lieſs. War aber gleich *Azara* bisher kein unbekannter Name unter den um die amerikaniſche Länderkunde verdienten Männern: ſo wird doch dieſes Buch, aus dem Franzöſiſchen, in welchem es 1810 erſchien, überſetzt, erſt ſeinen Ruhm auf die Nachwelt bringen. Der deutſche Herausgeber hat Vieles, was ihm unwichtig ſchien, ſo wie die meiſten allzuweitläuftigen Anmerkungen des franzöſiſchen Herausgebers, ganz weggelaſſen, und die naturhiſtoriſchen Nachrichten zuſammengezogen. Die vorangeſetzte Nachricht von dem Leben des Vfs. hat er in einen gedrängten Auszug gebracht. Wir führen nur die vornehmſten Merkwürdigkeiten daraus an. *Don Felix v. Azara* iſt 1746 in Arragonien geboren, ſtudirte auf der Univerſität *Huesca* in der vaterländiſchen Provinz, nachher auf der Militärakademie zu Barcelona, trat kurz vor ſeinem 19 Jahre als Cadet

bey einem Infanterie-Regiment in Militärdienste, ward Lieutenant 1775, vor Algier von einer kupfernen Kugel schwer verwundet, und erst nach vielen Jahren völlig geheilt. Als Spanien und Portugal in dem Vergleich zu St. Ildefonso 1777 und in dem Frieden zu Pardo 1778 wegen der Grenzen ihrer Besitzungen in Südamerika eine Übereinkunft getroffen hatten: so wurde er von spanischer Seite als Ingenieur-Obristlieutenant beym See-Officierstabe zu einem der Commissarien ernannt, die nach dem Inhalt des Tractats in Amerika die Grenzen abstecken sollten. Er reiste ab 1781, und würde mit seinen Collegen das Geschäft bald beendiget haben, wenn nicht die Portugiesen, die zufolge der Friedensbedingungen eine ansehnliche Strecke Landes hätten zurückgeben müssen, unter mancherley Vorwand die Absteckung der Grenze unterbrochen und verzögert hätten. Don Felix, der Verzögerung müde, die auch von den spanischen Gouverneuren begünstiget wurde, fasste den Entschluss, auf seine eigenen Kosten alle jene Länder zu bereisen, eine Charte von denselben zu entwerfen, und die Geschichte und die Sitten der Einwohner zu studiren. Mit diesen Reisen in das Innere von *Paraguay* bis in die Missionen der Jesuiten, die mit zahllosen Beschwerden und Gefahren verbunden waren, brachte er beynahe 13 Jahre zu. Obgleich er seiner Bestimmung gemäfs hauptsächlich mathematische und astronomische Studien getrieben, und in Europa keine Gelegenheit gehabt hatte, sich naturhistorische Kenntnisse zu erwerben: so hat er doch mit Hülfe des *büffonschen* Werkes, wovon ihm eine spanische Übersetzung in die Hände fiel, in der Beschreibung der Thiere viel geleistet. Nach Beendigung der ihm aufgetragenen Vermessungsgeschäfte wünschte er in sein Vaterland zurückzukehren. Der Vicekönig aber wünschte einen des Landes so kundigen Mann noch länger zu behalten, und die Gouverneure, die mit den Portugiesen im Einverständnisse die Grenzberichtigung verzögert hatten, legten seiner Rückkehr allerhand Hindernisse in den Weg, ja suchten ihn durch Verläumdungen zu kränken. Endlich erhielt er 1801 die Erlaubniss, nach Spanien zurückzukehren; 1803 ernannte ihn der König von Spanien zum Mitglied eines Kriegsraths für beide Indien. Ob er nach der grofsen politischen Veränderung in Spanien noch ein öffentliches Amt bekleidet, oder auf seinen Gütern in Arragonien sich und den Wissenschaften lebt, hat man nicht erfahren können.

Die Reise selbst ist in 17 Capitel abgetheilt. 1 Cap. *Vom Klima und den Winden.* Zu Assumption, der Hauptstadt in Paraguay, nach des Vfs. Beobachtung im 25° 16′ 40″ der Breite, stieg das Queckfilber im fahrenheitischen Thermometer gewöhnlich im Sommer auf 85°, an den heifsesten Tagen bis auf 100°, und fiel im Winter niemals unter 45°. Regen fällt viel häufiger als in Spanien, und er ist von den furchtbarsten Gewittern begleitet; weil nun daselbst weder Berge noch Wälder in der Nähe sind: so mufs die Atmosphäre eine besondere Beschaffenheit haben, wodurch diese Naturerscheinungen hervorgebracht werden. Übrigens ist das Land eines der gesundesten auf der Erde. Cap. 2. *Beschaffenheit des Bodens.* Das ganze Land von der magellanischen Meerenge bis zum 16° der Breite, das westlich die östlichsten Theile der Andennen, und östlich die patagonische Küste bis an den La Plata-Strom zur Grenze hat, ist eine durchaus ebene Fläche, in welcher nur wenige Hügel 500 Fufs hoch sind. Wegen dieser ebenen Lage erreichen nur wenige Flüsse und Bäche, die ihr Wasser von den Cordilleras der Anden-Gebirge herabgiefsen, die Seeküste; auch wird es nicht möglich, das Land durch Canäle zu bewässern, oder Wassermühlen und Wasserleitungen anzulegen. Die Seen sind von grofsem Umfange, aber nicht tief, und vertrocknen im Sommer. Der vornehmste ist *de los Xarayes*, der unter dem 16° 30′ anfängt, sich bis in den 22° erstreckt, 110 Stunden lang und 40 Stunden breit, wegen seiner geringen Tiefe nicht schiffbar ist, und in den Sommermonaten ganz austrocknet. Die Steinmassen sind sandiger, nicht kalkiger Art. An der brasilischen Grenze findet man weifses, sehr hartes und glasartiges, nicht sandiges Gestein. Hin und wieder giebt es in Paraguay Schleifsteine. Kalkstein ist blofs gegen den 32° der Breite an den Ufern des Parana und des Uruguay. Die Länder ostwärts von Paraguay und dem Parana haben Mangel an Salz, und daselbst wie in ganz Brasilien kann, der trefflichen Weiden ungeachtet, die Viehzucht nicht emporkommen. Die Menschen vor der Ankunft der Europäer kannten auch das Salz nicht; entweder afsen sie salzigen Thon, wo sie ihn antrafen, oder sie vermischten die Asche verbrannter Pflanzen statt des Salzes mit ihren Speisen. In den Ländern westwärts von Paraguay und dem Parana und südwärts vom La Plata-Strom ist kein Bach noch Brunnen, der nicht, besonders im Sommer, salziges Wasser führte. Die Masse von gediegenem Eisen unter 27° 47′ 42″ ist, wie der Herausgeber in einer Note bemerkt, nebst 2 anderen gleichfalls sehr grofsen Massen von Chaldni unter die Meteorolithen versetzt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Vogel: *Der alte Erdmann, ein Hausspiegel für Aeltern, Erzieher und Lehrer und die es zu werden gedenken*, von M. *Karl Traugott Thieme*. Mit einer Vorrede von M. *Joh. Christ. Dolz*. Wohlfeile Ausgabe. 1812. I Bd. VI, XXXII u. 279 S. mit 1 Kupfer. II Bd. VIII u. 312 S. III Bd. VI u. 360 S. 8. (2 Rthlr.) Die erste Auflage erschien bereits im J. 1800 u. 1801.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Halladat oder das rothe Buch* von *Gleim*. 1812. 74 S. 8. (4 gr.) Ein, nach der Vorrede, neuer unveränderter Abdruck.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 NOVEMBER, 1818.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der vossischen Buchhandl.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*, aus fremden Sprachen übersetzt u. s. w. XXX und XXXI Band.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Capitel 3. *Von Flüssen, Häfen und Fischen.* Der S. beschränkt sich auf die 3 Hauptströme, die von Norden nach Süden fliessen. Der *Paraguay* entspringt unter dem 13° 30′ der Breite, ist vom 16° an bis zu seinem Einfluss in den Parana für kleinere Fahrzeuge schiffbar, und hat ein periodisches Steigen und Fallen. Der *Parana*-Strom entspringt zwischen 17° 30′ und 18° 30′ in den portugiesischen Goldminen von Goyazes, hat einen viel schnelleren und ungestümeren Lauf, als der Paraguay, ist wegen seines felsigen und von mächtigen Wasserfällen durchbrochenen Bettes nicht nach seiner ganzen Länge schiffbar. Nicht weit von dem Wendekreise des Steinbocks ist ein sehr fürchterlich mächtiger Wasserfall, wo der Strom unmittelbar vor dem Sturze 100 Toisen breit ist, und plötzlich in einen nicht über 30 Toisen breiten Kanal zusammengepresst wird. Der *Uruguay*-Strom entspringt gegen den 28° der Breite in Gebirgen, die der Insel St. Catharina ziemlich nahe liegen, fliesst anfänglich gegen Westen, ergiesst sich zuletzt in den Parana, und macht vereinigt mit diesem den La Plata-Strom aus. Da er aus einer Gegend kommt, wo das Land weniger eben, und mit Bergen und Hügeln durchschnitten ist: so ist sein Lauf schneller und reissender, als der der beiden anderen Flüsse. Obgleich der Fluss sehr klippenreich ist: so hat er doch nur 2 Wasserfälle. Vom La Plata-Strom an bis zur Klippenbank im 31° 23′ 5″ der Breite ist er schiffbar. Die Häfen an der Küste von Patagonien werden übergangen. Das Flussbett des *La Plata* ist einem Meerbusen ähnlich, der sich tief in das Land erstreckt. Auf der Südseite sind die Schiffe am meisten geschützt, weil von dieser Seite die heftigsten Winde wehen. Der Hafen von Montevideo wird von Jahr zu Jahr seichter, und wird vielleicht bald ganz unbrauchbar. Der von Maldonado hat einen vortrefflichen und für die grössten Schiffe hinlänglichen Ankergrund. Von den Fischen findet man die Cangrejos, von den Franzosen Krebse genannt, nicht an dem Ufer eines Flusses oder Baches, sondern weit in dem Innern und in den allerentlegensten Ländern. Sie ähneln in Ansehung des Äusseren und des Geschmacks den europäischen; aber ihre Lebensart und Gewohnheiten sind ganz verschieden. In den Flüssen und Seen sind sehr schwere Seebrassen, Goldfische, von denen im Meer sehr verschieden, und weit schöner, sehr grosse Rochen, Barsche, Aalen u. s. w. Cap. 4. *Von wildwachsenden*, Cap. 5. *von den cultivirten Pflanzen.* Bey diesen hätten die aus Europa gebrachten von den einheimischen unterschieden werden können. Botaniker werden die hier mitgetheilten Nachrichten mit denen des Jesuiten *Dobritzhoffer* (*Gesch. der Abiponer in Paraguay*, aus dem Lateinischen von *Kreilz. 2r Theil. Wien* 1783) mit Nutzen vergleichen. Er ist zwar kein in das lineische System eingeweiheter Naturforscher. Allein *Azara* ist es eben so wenig. Sein achtzehnjähriger Aufenthalt im Lande, und das Geschäft eines Missionars, welches er betrieb, setzten ihn in Stand, wichtige Nachrichten einzuziehen. Der M. und der Herausgeber citiren ihn nirgends, obgleich er vor *Azara* am besten über dieses Land geschrieben hat. Er führt noch mehr Pflanzen an, als dieser, und beschreibt sie grossentheils ausführlicher; ob richtiger, mag von Anderen untersucht werden. Die im 5 Cap. erwähnten kommen insgesammt bey ihm vor, Getraide S. 559, Wein S. 561, Tabak S. 140, Zuckerrohr S. 542, Baumwolle S. 511, Mandioca S. 506, Mais S. 553, Pataten S. 555, Melonen u. a. S. 566, Indigo S. 526. Auch können die im 4 Cap. angeführten fast alle bey dem Jesuiten nachgewiesen werden. Von dem Thee handelt er S. 130, von Curiy S. 482, Ybaro S. 520, Purgirkern oder Purgirnüsse nach seiner Benennung S. 476, Palosanto S. 466, Guembe S. 498, Ybira S. 502, wilden Reis S. 517, den Rohrarten S. 540. Dass die Jesuiten sich des Schilfrohrs, mit Ochsenhäuten überzogen, in ihrem Kriege mit Spanien und Portugal statt der Kanonen bedienet haben, erzählt der Jesuite nicht. Was er übrigens von der Grösse und Härte des Rohrs sagt, macht einen solchen Gebrauch nicht unmöglich. Cap. 6. *Von den Insecten.* Der Jesuit kennt den Bienenhonig; *Azara* beschreibt nicht blos die Bienen, sondern auch die Wespen, Ameisen, und viele andere. Cap. 7. *Kröten, Schlangen, Nattern und Eidechsen.* *Azara* versichert, er habe nur einmal einen Frosch quacken gehört; *Dobritzhoffer*, er sey an dem Ufer der Seen und Flüsse auf eine unglaubliche Art von dem Gequacke der Frösche belästiget worden. Hat dieser vielleicht Frösche und Kröten nicht genau unterschieden? *Azara* unterscheidet die Eidechse Yguana von der Teyuguazu; dem Jesuiten sind die Namen synonymisch. Man kann hier

aber wohl dem Spanier Recht geben, der auch Cap. 8. *von den vierfüsigen Thieren und Vögeln*, seine vorzüglichen Kenntnisse in diesem Fache der gelehrten Welt nicht zum ersten Mal beurkundet hat. Er fängt mit dem Tapir, dem grösten Thier der neuen Welt an, das von dem Jesuiten S. 234 das Elendthier oder die grosse Bestie genannt wird, und dem er, so wie *Azara*, den einheimischen Namen Mborebi giebt. Nach *Azara* heissen sowohl die wilden als zahmen Schweine Tayazu, nach *Dobritzh.* die wilden Tayaça. Von den Hirschen bemerkte jener 4 Arten; dieser findet zwischen ihnen und den europäischen keinen Unterschied, S. 350. Den zwey sonderbaren, bisher ganz unbekannten Thieren bey *Azara* S. 109 mögen die Zoologen einen Platz im System anweisen. Der Yaguarete, den die Spanier Tiger nennen, steht in dem Verzeichnisse der Jesuiten oben an S. 321, vgl. S. 331. *Azara*, der die Arten, die zu einer Gattung gehören, sorgfältig unterscheidet, thut dieses auch bey den Katzen. Er führt ihrer drey an, wovon die dritte Chibiguazi heisst. *Dobritzh.* begreift alle Wildkatzen unter dem Namen Chibi, S. 333. Dass man Hn. *Az.* bedeutende Aufklärung über die Beutelthiere (Didelphis) verdankt, hat schon *Zimmermann* a. a. O. bemerkt. *Dobritzh.* nimmt keine Notiz von ihnen. Das unbekannte Thier Aguara-guasu, welches *Azara* S. 104 unter die Füchse zählt, scheint bey *Dobritzh.* unter dem Namen Wasserhund, Aguara, S. 404 vorzukommen. Jedoch streitet dagegen, dass jenes Thier in den Feldern, dieses in den Seen und Flüssen lebt. Von den Tatus (spanisch *Armadillos*) lernte *Az.* 9 Arten kennen, *Dobritzh.* nur drey, S. 391. Von den Affen führt jener 3 Arten, dieser 5 an. *Azara's* Caraja scheint *Dobritzh.* Carugua, S. 386, zu seyn. Dass Cay *Az.* und Cayi *Dobritzh.* S. 384 ein und derselbe Affe sind, zeigt nicht blos der Name, sondern auch ihre Lebensart, die, wie fast immer der Fall ist, von dem Spanier mehr unterrichtend erzählt wird. Am Schlusse beweiset *Az.* mit guten Gründen, dass die sämmtlichen bisher (S. 106—156) beschriebenen vierfüsigen Thiere nicht aus dem alten Continent nach Amerika herübergegangen sind. Er wendet sich darauf zu denen, welche aus Europa eingebracht sind. Was von den gehörnten Pferden gesagt wird S. 161. hat *Zimmermann* a. a. O. S. 169 umständlicher erzählt. Entweder ist des Vfs. Beschreibung der vierfüsigen Thiere ausführlicher als seine Reisen, oder, welches nicht so wahrscheinlich ist, der Übersetzer hat sich hier eine Abkürzung erlaubt. Der erste Fall findet auch aus der Ursache Statt, weil er in der Beschreibung der Vögel auf sein gröseres Werk verweiset, und hier nur wenige Bemerkungen über die grose Menge der Raubvögel, über die Zugvögel u. a. mittheilt. Cap. 8 (sollte heissen Cap. 9. S. 167). *Von den wilden Indianern.* Von allen ohne Unterschied wird behauptet, dass sie kein Menschenfleisch essen, auch nie gegessen haben (das Gegentheil berichtet *Dobritzh.* II. 40), dass sie sich keiner vergifteten Pfeile bedienen; und durchaus keine Religionsbegriffe haben, welches letztere der Herausgeb. dahin modificirt, dass, wenn sie auch keine Götzenbilder haben, sie doch von gewissen abergläubischen Ideen beherrscht werden. Es werden darauf die einzelnen indianischen Nationen namhaft gemacht, und die Gegend, wo sie wohnen, ihr Charakter, Lebensart, Verhältniss gegen die Spanier in vorigen und jetzigen Zeiten, Sprache u. s. w. theils aus archivalischen, theils aus mündlichen Nachrichten Anderer, theils aus dem Umgange mit ihnen beschrieben. Dem Vf. in seiner Beschreibung zu folgen, und das Merkwürdigste daraus zu excerpiren würde, weit über die Grenzen einer Recension gehen. Wir wollen nur von den Nationen etwas anführen, die man schon durch *Dobritzhoffer* hat kennen lernen. Die Abiponen, oder Abiponer nach dieses Jesuiten Schreibart, der sich um ihre Bekehrung viele Mühe gegeben hat, besuchte Hr. *Az.* selbst, und fand, dass sie weder civilisirt sind, noch die geringste Kenntniss vom Christenthum besitzen. Am weitläuftigsten wird von den Guaranys (*Dobritzh.* schreibt auch hier wie sonst Q statt G) gehandelt, die ehemals die zahlreichste und am meisten ausgebreitete Nation war. Sie sind kleiner als andere Völker, untersetzter, fleischiger und haarlicher, haben ein wenig Bart, sogar Haare am Körper, jedoch weniger als die Europäer, ein ernsthaftes, finsteres und niedergeschlagenes Ansehen, sind überaus schmutzig, und höchst unwissend, wenig kriegerisch, und ohne Mühe von den Spaniern besiegt. Daher auch alle von den Spaniern angelegten indianischen Kolonieen an der Ostseite des Paraguay mit Guaranys bevölkert sind. Im 9 (10) Cap., *allgemeine Bemerkungen über die wilden Indianer*, werden sie zu den Nationen gezählt, die sich mit dem Ackerbau beschäftigen, und als die am wenigsten starken und kraftvollen beschrieben, die nicht lange leben. Wie diese Beschäftigung mit ihrem Aufenthalt in Waldungen oder in der Nähe derselben zu vereinigen, wird uns schwer zu begreifen. Überhaupt finden wir hier mehrere Behauptungen, gegen welche wir Einwendungen machen möchten. In Amerika gab es zur Zeit seiner Entdeckung viele Nationen, die mehr oder weniger Ackerbau trieben, aber keine unter allen führte ein Hirtenleben; dieses sey ein offenbarer Beweis, dass diese Lebensart (das Hirtenleben) dem Menschen im wilden Zustande keinesweges angemessen, und dass es das allerletzte Mittel sey, welches er ergreife, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen. Wie konnte, möchte man den Vf. fragen, ein Hirtenleben in dem Lande Statt finden, wo keine Hausthiere waren? Die von der Jagd ausschliessend lebenden seyen die *trägsten, fürchtsamsten, kriegerischsten*. (Wie reimt sich Trägheit zum kriegerischen Muthe?) Die sich vom Fischfang nähren, sich weit mehr an einem festen Orte aufhalten, seyen viel thätiger, und dennoch eben so stark, wild und kriegerisch. (Wie der Vf. sich darüber wundern könne, dass sich Stärke, Wildheit und kriegerischer Muth zur Thätigkeit paare, begreifen wir nicht.) Die den Ackerbau treiben, seyen weit friedfertiger, führen nur Kriege zur Selbstvertheidigung, ob sie gleich an körperlicher Grösse und Stärke den

übrigen Nationen weit überlegen seyen. (Will der Vf. diese Überlegenheit als eine Folge der Lebensart, welche sie führen, ansehen: so möchte dieses wohl zu bezweifeln seyn.) Der Vf. wundert sich darüber, wie die Guaranys, die sich mit dem Ackerbau beschäftigen, und wenig oder gar nicht herumwandern, sich so zahlbar haben vermehren, und auf eine so ungeheure Art ausbreiten können. Über ihre Vermehrung würden wir uns nicht wundern, und ihre Zerstreuung und Ausbreitung würden wir als eine Folge der zunehmenden Volksmenge ansehen. Auch scheint es uns in der Natur der Sache zu liegen, dass herumwandernde Nationen eine ziemlich unbedeutende Volksmenge ausmachen. Mehr Verwunderung erregt es allerdings, dass sie in kleinere Bezirke eingeschlossen und zuweilen nichts weiter als eine kleine Lagune zum Wohnsitz haben. Die Frage, wie Amerika bevölkert worden ist, und woher die in ihrer physischen und moralischen Beschaffenheit so verschiedenen Völkerschaften gekommen sind, wird von mehreren Seiten betrachtet, und die Schwierigkeit, die damit verbunden ist, entwickelt. Die vielen Verschiedenheiten der Indianer von den Europäern, wodurch man veranlasst wurde, sie für keine Menschen zu halten, werden S. 306 kurz und bündig zusammengestellt. Diese Stelle ist zur Charakterisirung der Einwohner der alten und neuen Welt classisch, aber zu lang, um abgeschrieben zu werden. Cap. 10 (11). *Von den Mitteln, deren sich die weltlichen Eroberer,* Cap. 11 (12), *deren sich die Jesuiten bedient haben, um sich die Indianer zu unterwerfen, in Colonieen zu vereinigen, und von der Art, wie sie regiert wurden.* Die militärischen Anführer zogen gegen die Indianer, wenn sie die Spanier feindselig behandelt hatten, förmlich zu Felde, vertheilten sie, wenn sie sie besiegt hatten, unter sich, und bedienten sich ihrer als Dienstboten. In diesen Kolonieen hatte der Comthur alle Indianer, die zu seiner Comthurey gehörten, bey und neben sich, und bediente sich ihrer als seiner Knechte und Mägde zu unbestimmten Arbeiten. Jedoch durfte er sie nicht verkaufen, misshandeln, und wegen schlechter Aufführung, Krankheit oder Alter fortjagen; auch war er verpflichtet, sie ordentlich zu kleiden, zu nähren, zu unterrichten u. s. w. Auf die Weise waren die Guaranys, auch einige Pampas, Payaguas u. a. vertheilt. Die sich freywillig unterwarfen, wählten sich in ihrem Gebiete einen Ort aus, wo sie ihre Hütten aufschlugen, ein Dorf formirten und sich daselbst niederliessen. Auch wurden ihnen Obrigkeiten aus ihrer Mitte gegeben. Privatleute haben ohne Unterstützung von der Regierung die Indianer besiegt, und Kolonieen angelegt. Diese Methode wurde 1612 abgeschafft; und es durfte nun Keiner mehr auf die Jagd der Indianer ausgehen. Die Gouverneurs hatten weder Geld noch Truppen, um in der Eroberung und Civilisirung des Landes fortzufahren. Nach dem Beyspiele der Jesuiten, die zu Anfang des 16 Jahrhunderts nach Paraguay kamen, wurde ein gemeinschaftliches Leben in den Kolonieen eingeführt, und der ganze Ertrag der Arbeit der sämmtlichen in den Kolonieen wohnenden Indianer wurde unter den Gouverneur von Paraguay, den Vicekönig von Buenos-Ayres die Administratoren und die unter ihnen angestellten Beamten vertheilt. In den königlichen Schatz floss nicht das Mindeste, weder an Tribut, noch Zehnten, noch irgend einer anderen Auflage. Aber die Kolonieen kosteten dem Schatze auch nichts. Die Jesuiten gründeten 29 Kolonieen, von denen 26 die berühmte Provinz der Guarany-Missionen ausmachen, an den Ufern der beiden Flüsse Parana und Urugnay. Die 3 letzteren sind in dem nördlichen Theile von Paraguay, sehr entfernt von den ersteren. Obgleich nun die Jesuiten versichern, dass sie sich zur Gründung ihrer Kolonieen keiner anderen Mittel, als der Überredung und der Predigten, bedient hätten: so hat man doch Ursache, zu glauben, dass, weil neunzehn neue Kolonieen gerade in den 25 Jahren errichtet wurden, als die Portugiesen die Indianer wüthend verfolgten, um sie als Sclaven zu verkaufen, diese Flüchtlinge aus Furcht, sich in die Arme der Jesuiten geworfen, und Kolonieen gebildet haben. Denn nachher entsteht plötzlich ein Stillstand, welcher doch nicht dem verminderten Eifer der Jesuiten im Bekehrungsgeschäft zugeschrieben werden kann. Es wird auch das Verfahren erzählt, dessen sie sich zur Errichtung der 3 letzten Kolonieen bedient haben. Nicht Predigten, sondern erst Geschenke, und nachher die Hülfe schon gewonnener und den Jesuiten unterwürfiger Indianer waren die Mittel, wodurch diese Kolonieen zu Stande kamen. Die Kolonieen selbst wurden auf folgende Art regiert. In jeder Kolonie befanden sich 2 Jesuiten, wovon der erste, der Pfarrer betitelt, keine geistlichen Geschäfte zu verrichten hatte, sondern die Güter der Kolonie, über welche er unumschränkter Gebieter war, verwaltete, der zweyte, jenem subordinirt, die geistlichen Angelegenheiten besorgte. Alle Jesuiten standen unter der Aufsicht des Superiors der Missionen. Der Wille der Jesuiten war die einzige Richtschnur aller Handlungen, und alle angestellten Beamten waren Werkzeuge in den Händen der Jesuiten. Alle Indianer, ohne Ausnahme des Alters und Geschlechts, mussten für die Gemeinschaft der Kolonie arbeiten, Keiner durfte sich zu seinem Privatvortheil beschäftigen. Der gesammte Ertrag aller Arbeiten wurde in die Magazine gebracht, und der Pfarrer theilte einem Jeden aus, was er zu seiner Nahrung und Kleidung nöthig hatte. Ihre Arbeiten bestanden im Betrieb des Ackerbaues, der Einsammlung des Thees, der Wartung und Besorgung der Rindviehheerden, die sämmtlich sich noch nicht auf 6000 Stück beliefen. Jährlich wurde von jedem Indianer zwischen 18 u. 50 Jahren ein Piaster in den königlichen Schatz bezahlt; da aber aus diesen Einkünften die Besoldung des Pfarrers und Vicepfarrers bezahlt wurde: so blieb gemeiniglich nichts übrig; und wenn ja etwas übrig blieb: so war es zum Vortheil der Kolonie oder der Jesuiten. Auf diese Weise hatten sie gewissermaßen alle Verhältnisse mit ihrem Monarchen, dem weltlichen Oberhaupte, den Mittelsmann und über-

haupt allen Spaniern abgeschnitten, mit denen aller Handelsverkehr den Indianern untersagt war. Es wurde daher auch aller Zugang zu ihren Kolonieen verschlossen, auf allen Seiten waren tiefe Graben, die mit dicken Pfählen und Pallisaden eingefasst waren, aufgeworfen, mit zahlreichen Wachen besetzt, die Keinen ohne schriftlichen Befehl von ihnen hereinoder herauslassen durften. Ob die Jesuiten wirklich die Absicht gehabt haben, ein unabhängiges Reich zu errichten, ist ungewiss. Sie suchten die schwachen Indianer auf alle Weise abzuhärten, übten sie in den Waffen und im Fechten, statt der Tänze, wie der Vf. als Augenzeuge versichert, und untersagten dem weiblichen Geschlecht das Tanzen. Der Hof selbst schöpfte Verdacht gegen sie, und es wurden Unterhandlungen mit ihnen eingeleitet, die aber ihren Zweck verfehlten. Obgleich nun die Jesuiten die Kolonieen willkührlich und unabhängig beherrscht, und über das Vermögen und die Kräfte der Indianer nach Gefallen geschaltet haben: so sind sie doch mit mehr Klugheit und Mässigkeit dabey zu Werke gegangen, als die Oberhäupter, die an ihre Stelle getreten sind. Gute Kleidung und hinlängliche Nahrungsmittel wurden den Indianern gegeben. Sie arbeiteten nur den halben Tag, und diese Arbeit hatte den Anschein eines Festes. Die Weiber durften nichts als Baumwolle spinnen. Die gefertigten Zeuge, rohe Baumwolle, dürre Gemüse und Paraguaythee wurde in den Städten gegen Eisen und Stahlwaaren und andere Bedürfnisse umgetauscht. Die Pfarrer hielten sich beständig in ihren Wohnungen eingeschlossen und sahen nie Frauenspersonen bey sich und sehr selten Indianer. Die Kranken, die ihres Zuspruchs bedürftig waren, wurden in eine Hütte in der Nähe des Collegiums gebracht; wohin sie sich in einer Sänfte tragen liessen. In der Kirche erschienen sie mit vieler Pracht und Pomp. Ihre Kirchen waren die grössten und prächtigsten, die Altäre vortrefflich geschmückt, die eigenen Wohnungen gewöhnlich, ihre Magazine gross und reichlich angefüllt. Die Anzahl der Indianer war nicht sehr beträchtlich. Keiner sprach spanisch. Wenige konnten lesen und schreiben. In Wissenschaften wurden sie nicht unterrichtet. Die Zeuge, die sie zu ihrer Kleidung fertigten, waren von der allergröbsten Art. In den Handwerken und Künsten haben sie es nicht weit gebracht. Alle Indianer waren getauft, und wussten die gewöhnlichen Gebete und zehn Gebote auswendig. Die Geistlichen, die an die Stelle der Jesuiten getreten sind, klagen, dass diese sogenannten Christen wenig oder gar keine Religion haben. In der Kirche muss man sich über ihr anständiges Betragen und feyerlichen Ernst verwundern; doch hier ist ihr natürlich ernsthafter und verschlossener Charakter die Ursache. Die Oberhäupter und Administratoren, die seit 1768 an die Stelle der Jesuiten gekommen sind, suchen die Kolonieen auf eine gewisse Zeit zu benutzen und Vortheil davon zu ziehen, ernähren und kleiden die Indianer nicht so gut und zwingen sie zu härteren Arbeiten. Der königliche Schatz hat keinen Vortheil davon. Indess sind viele Indianer seit der Abschaffung der Jesuiten mehr civilisirt worden, besitzen ein kleines Eigenthum, und befinden sich in einem gewissen Wohlstande, den sie sich durch Handel und Viehzucht erworben haben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Frankfurt am Mayn*, b. Mohr: *Der Wecker für Jedermann, oder, die Kunst, durch jede Taschenuhr sich stets sicher, und sogar auf eine Viertel-Minute genau, wecken zu lassen. Nebst 6 Tafeln, wie man dieselbe Vorrichtung leicht anwenden könnte, um Diebe beym Einbruch gleich zu entdecken und zu verscheuchen.* Von D. *Johann Heinrich Moritz Poppe*, Profess. der Mathem. und Physik am Gymnasio zu Frankfurt a. M. und hochfürstl. schwarzburgischem Rath. 1809. 52 S. kl. 8. mit 1 Kupfertafel. (6 gr.) Der erste Titel, *der Wecker für Jedermann*, setzt voraus, dass Jedermann nicht nur eine Taschenuhr, sondern auch von seinem Verdienste noch so viel erübriget habe, dass er sich den zum Wecken annoch nöthigen Apparat bezahlen kann. Da aber viele Männer beides nicht haben: so wird wohl nur der zweyte Titel gelten. Hr. *P.* machte zwar seine Erfindung, sich auf eine wohlfeile Art von jeder Taschenuhr wecken zu lassen, schon 1796 im Journal für Fabrik. u. s. w., mit vielem Beyfall bekannt, nahm aber in der Folge noch bedeutende Verbesserungen damit vor, und in dieser verbesserten Gestalt theilt er sie hier dem Publicum aufs Neue mit. Sein Wecker ist von zweyerley Art: von der einen wird man durch den Klang einer Glocke, von der andern durch eine ziehende Bewegung an Händen oder Füssen geweckt. Der von der ersten Art besteht, wie gewöhnlich, aus einer Glocke, an welche der Hammer schlägt, wenn er losgelassen wird, und hat ausser einem Steigerade weiter keine Räder, sondern blos eine um die am gedachten Rade befestigte Rolle geschlungene Schnur, an deren beiden Enden Gewichte hangen, nämlich an einem das grössere, am andern das kleinere. Der von der zweyten Art hingegen ist nur eine auf dem kürzern Arm eines Hebels ruhende Last, welche vermittelst einer Schnur, die über eine an der Schlafkammerdecke befestigte Rolle läuft, mit einer Hand oder einem Fusse des Schlafenden in Verbindung steht. Das Wesentliche der Erfindung beruht also darauf, dass der Taschenuhrzeiger, sobald er die bestimmte Stunde oder Minute zeigt, Kraft genug habe, die verschiedenen Hebel, die bis zur gegebenen Minute die Bewegung des Steigerades am Glockenwecker, oder das Herabfallen der Last des Zieheweckers hemmen, in Bewegung zu setzen, und eben dieses Wesentliche bewirkt Hr. *P.* vermittelst eines ganz kleinen, an einem langen dünnen Faden hangenden Gewichts, welches der Uhrzeiger zum Fallen bringt, wodurch es, wegen der Acceleration, eine hinlänglich starke Kraft erhält, die Hebel auszulösen. Gut ausgesonnen ist dieser Mechanismus allerdings; nur fürchten wir, dass Viele ihre Taschenuhr nicht so horizontal, wie erfoderlich ist, in das dazu gehörige, einem umgestürzten Dreyfuss ähnliche, Gestelle werden zu legen wissen, und dass auch mancher Mechanicus das rechte Verhältniss der Hebelarme und ihrer Gewichte nur nach vielen Versuchen erst richtig treffen, folglich einen solchen Apparat wohl theurer, als der Dorfuhrmacher einen gemeinen hölzernen Wecker, verkaufen wird. Was endlich die Winke betrifft, wie man durch solche Wecker die Diebe entdecken und verscheuchen soll: so ist schon bekannt, dass Hr. *P.* die Wände und Thüren inwendig mit Fäden bespannt, so enge, dass kein Mensch, ohne einen davon zu berühren, und jenes kleine die Auslösung des Weckers bewirkende Gewicht zum Fallen zu bringen, hindurch kommen kann. V. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 NOVEMBER, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, in der vossischen Buchhandl.: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*, aus fremden Sprachen übersetzt u. s. w. XXX und XXXI Band.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. 12 (13). *Von den farbigen Menschen*, d. i. von denen, die aus Vermischung der drey Racen, der Indianer oder Eingebornen, der Europäer oder Weissen, und der Neger oder Afrikaner entstehen. Die Menschen, welche aus der Vermischung eines Indianers mit einer Weissen geboren sind, oder die Mestizen, machen jetzt in Paraguay den grösten Theil der Einwohner aus, die man daselbst Spanier nennt. Sie besitzen mehr Verschlagenheit, Scharfsinn und Verstand, als die Creolen, d. i. die von europäischen Ältern Gebornen. Die Mulatten, die aus der Verbindung der Schwarzen mit den Weissen entstehen, sind thätiger, stärker, geistvoller, als die, welche aus einer Verbindung zwischen Indianern und Negern erzeugt werden. In der letzten Volkszählung in Paraguay war die Zahl der Spanier zu den Mulatten wie 5 zu 1. In Buenos-Ayres sind sie vielleicht noch zahlreicher. Die Mulatten in Paraguay sind theils freye Menschen, theils Sclaven, und das Verhältniss dieser zu jenen ist 74 zu 100; weil nun hier weit weniger Sclaven sind, als in den Kolonieen anderer europäischer Nationen in Amerika: so ist auch der Tagelohn oder der Werth der Arbeit sehr hoch im Preisse. Die Sclaven haben ein weit besseres Loos, als anderer Orten, und ihr Schicksal ist dem der ärmeren Classe unter den Weissen vorzuziehen. Auch hat die spanische Regierung befohlen, dass Sclaven, die aus fremdem Gebiete in das spanische entflohen sind, an ihre Herren nicht ausgeliefert werden sollen. Cap. 13 (14). *Von den Spaniern.* Unter ihnen herrscht die vollkommenste Gleichheit, und der Unterschied zwischen Adel und Bürgerstand fällt hier weg. Daher in den Städten Keiner dem Anderen dienen will, sondern Indianer, farbige Leute und Neger in Dienste genommen werden. Zu den Städten zählt der Vf. nur folgende: Buenos-Ayres, Montevideo, Maldonado, Assumption, Corriontes und Santa Fe della Vera Cruz, und in diesen wohnen vielleicht so viele Spanier, als in dem ganzen übrigen Lande. Man erstaunt über die grossen Einkünfte der beiden Bischöfe in Paraguay und Buenos-Ayres, und der zu ihren Capiteln gehörenden Dignitarien, gegen welche die Einnahmen der eigentlichen Pfarrer, die von geringen Accidentien leben müssen, sehr abstechen. Die weltlichen Beamten, von dem Vicekönig an, haben so grosse Besoldungen, dass die Einkünfte der ganzen Provinz nicht zur Bezahlung des dritten Theils der Salarien hinreichen. Alle Arbeit verachten die Spanier von Kindheit an, und nichts thun ist ihre grösste Glückseligkeit. Die nach Europa gereist sind, kehren sobald als möglich in ihr Vaterland zurück, wo es ihnen nie an Mitteln fehlt, mit geringer Mühe Geld zu verdienen. Leidenschaft für das weibliche Geschlecht und Spielsucht sind vorzüglich im Gange, und das gemeine Volk ist der Völlerey sehr ergeben. Übrigens besitzen sie einen feinen richtigen Verstand, und hätten sie die nämliche Gelegenheit zu studiren, wie in Europa, und wendeten sie den nämlichen Fleiss an: sie würden die Europäer übertreffen. Der Ackerbau wird nur von solchen Spaniern getrieben, die nicht Vermögen genug besitzen, Kaufleute zu werden, oder sich Ländereyen und eigene Heerden zu erwerben, von denen sie leben können, oder von Tagelöhnern, die keine Gelegenheit finden, sich zum Hüten der Viehheerden zu verdingen. In Ansehung der Kleidung, Civilisation und der Moralität haben sie einen grossen Vorzug vor den Hirten, nähre
nicht blos, wie diese, vom Fleische, so
sen auch Vegetabilien, und verstehen ihr
würzen. Die Hirten in Paraguay sind b
der Hütung von 10 Millionen Kühen,
Pferden und einer beträchtlichen Anzahl
beschäftigt, wovon ungefähr der 6 Thei
gentliche Gouvernement Paraguay, die
Buenos-Ayres kommen. Hierunter sind
lionen wilde Kühe, und die zahllose Menge von wilden Pferden nicht mit begriffen. Das zahme Vieh ist in einzelne Heerden abgetheilt. Jede Heerde steht unter einem Meisterhirten, und bey jedem Tausend Stück Kühen ist ein Unterhirte oder Tagelöhner angestellt. Die Hirten gehen nicht mit ihren Heerden aufs Feld, sondern pflegen nur einmal in der Woche in Begleitung einiger Hunde auszureiten, und in vollem Galop in ihren Besitzungen herumzujagen. Die Kühe werden auf einen besonders dazu eingezäunten Platz getrieben und nach Verlauf einiger Stunden wieder entlassen, um frey und ungehindert auf der Weide zurückzukehren. Dadurch wird verhindert, dass die Thiere sich nicht von dem Gebiete des Eigenthümers entfernen. Die Hirten wohnen 4 bis 10, ja wohl bis auf 30 Stunden von einander entfernt. Daher sind so wenige Capellen im Lande, und die Leute gehen

äuſserſt ſelten in die Meſſe. Sie taufen häufig ihre Kinder ſelbſt, oder verſchieben dieſe Ceremonie bis zur Zeit ihrer Verheirathung. Von der Rohheit und Wildheit dieſer Menſchen werden faſt unglaubliche Beyſpiele angeführt. Auſser den Hirten giebt es in dieſen groſsen Ebenen noch eine Menge von Menſchen, die gar nicht arbeiten, und um keinen Preis in Dienſte gehen wollen. Sie ſind Diebe, die ſogar Frauensperſonen ſtehlen, in die verwachſenſten Gegenden der Wälder führen, ihnen daſelbſt eine kleine Hütte bauen, und ſie vom Fleiſche der wilden Kühe ernähren. Der Vf. hat mehrere ſolcher Räuber entdeckt und geſtohlene Frauenzimmer bey ihnen angetroffen. Eine junge und hübſche Spanierin, die ſchon 10 Jahre unter ſolchen Menſchen gelebt hatte, wollte nicht zu ihren Ältern zurückkehren, und war ganz troſtlos, als er ſie mit Gewalt in das väterliche Haus brachte. Zuletzt wird noch eine tabellariſche Überſicht des geſammten Seehandels, der aus den Häfen am La Plata-Strom getrieben wird, gegeben, wobey die Jahre 1792 — 1796. im Durchſchnitt berechnet, zum Grunde liegen. Hienach überſteigt die Ausfuhr die Einfuhr um 1,908,427 Silber-Piaſter, und es muſs entweder der Tarif für die Einfuhrartikel viel geringer ſeyn, oder beym Einführen der Waaren ein ſchrecklicher Schleichhandel getrieben werden. Cap. 14 (15). *Kurze Nachricht von allen Städten, Flecken, Dörfern und Pfarreyen in dem Gouvernement Paraguay;* Cap. 15 (16). *in dem Gouv. Buenos-Ayres, die ſowohl bloſs von Spaniern als ausſchlieſslich von Indianern und farbigen Menſchen bewohnt werden.* In jenem Gouvernement beläuft ſich die Volksmenge auf 97,422, in dieſem auf 176,847 Köpfe, unter welchen letzteren auf die Stadt Buenos-Ayres 40,000, auf Montevideo 15,245 gerechnet werden. Cap. 16 (17). *Kurze Geſchichte von der Entdeckung und Eroberung der Provinz am La Plata Strom und von Paraguay.* Dieſe Geſchichte beginnt mit Johann Diaz von Solis, der mit drey Schiffen, von dem ſpaniſchen Hofe ausgerüſtet, im J. 1515 zuerſt in den La Plata-Strom einlief, und ſchlieſst ſich mit Juan de Torres de a Verra-y-Aragon, der im J. 1587 Gouverneur wurde, ſeine Stelle aber bald niederlegte und nach Spanien zurückkehrte. Die beygefügte Charte von Paraguay und Buenos-Ayres, von *A. Buck* geſtochen, iſt von groſsem Werthe. Sie erſtreckt ſich von dem 17 bis 57 Grad der Südbreite, und von dem 52½° bis 67½° weſtlicher Länge von dem Meridian zu Paris. Wir zweifeln, daſs auf irgend eine andere der Lauf der Flüſſe, die Lage der Kolonieen und die Wohnplätze der Völkerſchaften ſo genau und vollſtändig verzeichnet ſind, als auf dieſer. — u —

SCHENINGEN, b. Tölle: *Beyträge zur Geſchichte unſeres Landes.* I Stück. Geſchichte der Stadt Scheningen bey Helmſtädt. II Stück. Geſchichte des Kloſters Riddagshauſen bey Braunſchweig. Von *Johann Georg Juſtus Ballenſtedt*, Prediger zu Dobbeln und Wobeck im Okerdepartement. 1809. XVIII, 118 u. 173 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der in der gelehrten Welt durch verſchiedene Aufſätze in dem *henkeſchen* Muſeum für Religionswiſſenſchaft und anderen Zeitſchriften vortheilhaft bekannte Vf. hat ſich hier an ein vaterländiſches Thema gewagt, das nicht bloſs für Weſtphalen, ſondern auch für andere Gegenden Deutſchlands intereſſant iſt. Scheningen, auch jetzt nicht unbedeutend, obgleich klein, iſt eine alte Stadt. Die Chronikenſchreiber rücken ſein Alter ins 8 Jahrhundert hinauf, gedenken zwar ſeiner nicht als einer Stadt (denn Städte gab es in Norddeutſchland nicht vor dem 10 Jahrh.), ſondern als einer *Villa*, welches nicht immer Dorf, ſondern auch Schloſs, Burg bedeutet. Über den Urſprung des Namens iſt mehr gefabelt, als kritiſch unterſucht worden. Zuerſt wird des Orts gedacht in den Kriegen, wodurch Karl der Groſse ſich die Sachſen unterwarf. Im 10 Jahrh. ſcheint Scheningen, wie aus mehreren Diplomen der Ottonen erhellt, eine kaiſerliche Burg geweſen zu ſeyn. Im J. 927 lieferte hier Heinrich I den Ungarn ein Treffen, worin dieſe geſchlagen wurden. Nach dem Ableben der Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe kommt Scheningen nur in Kloſterurkunden vor. Gegen Ende des 11 Jahrh. wurde das Lorenzkloſter daſelbſt geſtiftet. Durch Erbſchaft ſcheint Scheningen an das welfiſche Haus gekommen zu ſeyn. Botho nennt es 1347 eine Stadt. Mehr Licht verbreitet ſich über die Geſchichte des Orts im 14 und 15 Jahrhundert. Die Reformation ward in dem Lorenzkloſter, von deſſen Urſprung und Umwandelung aus einem Nonnenkloſter in eins für auguſtiniſche Regular-Chorherren leſenswürdige Nachrichten gegeben werden, 1542 eingeführt, und die Reihe der evangeliſch-lutheriſchen Pröbſte geht von 1574 ununterbrochen fort. Seine letzten Schickſale und die gänzliche Aufhebung deſſelben unter der neuen Regierung werden nicht umſtändlich erzählt, ſondern der Vf. ſagt nur kurz S. 50, daſs ſeitdem Scheningen ein integrirender Theil des Königreichs Weſtphalen geworden; Amt, Magiſtrat, Kloſter und Schule *hörten auf zu ſeyn.* Daſs das Schloſs daſelbſt den ſächſiſchen Kaiſern manchmal zur Reſidenz gedient habe, beweiſen die von dort aus datirten Urkunden. Als es ein Eigenthum des guelfiſchen Hauſes geworden war, wohnten hier fürſtliche Wittwen, unter denen ſich Anna Sophie, Herzog Friedrich Ulrichs Gemahlin, welche von 1630 bis 1659 hier lebte, ſich groſse Verdienſte um Scheningen erwarb. Auſser anderen Schenkungen und Stiftungen wurde von ihr eine lateiniſche Schule, nach ihr Anna-Sophianeum genannt, angelegt und reich dotirt. Von den Salinen, deren Alter bis ins 11 Jahrh. und noch höher hinauf reicht, das Merkwürdigſte in der Kürze. Unter der Aufſicht des Bergraths *Abich* iſt das Salzwerk ſehr verbeſſert und in Aufnahme gebracht. (Es ſteht jetzt unter der Aufſicht ſeines würdigen Sohns.) Die Schickſale des Orts werden S. 46 — 72 erzählt, und die Geſchichte der Umgebungen Elmsburg, Sommerſchenburg und anderer nahe gelegener Ortſchaften damit verbunden, S. 73 — 85. Die Seitenzahl zeigt, daſs Alles mehr angedeutet als ausgeführt iſt. Angehängt iſt die natürliche Geſchichte des Elms oder des Waldes, as

welchem Scheningen gelegen ist, S. 86—118. Eine genaue Untersuchung der verschiedenen Erdschichten, aus welchen der dasige Boden besteht, und ihrer Lage zu einander, nebst einer Beschreibung der darin gefundenen Producte, wie sie *Cuvier* und *Brongniart* neulich von der Gegend um Paris gegeben, sucht man hier vergebens. Es wird nur im Allgemeinen gesagt, dass in den Steinbrüchen und Sandgruben des Elms See- und Land-Producte, Wasserpflanzen und Erdgewächse, Land- und Wasser-Thiere, Amphibien und Thierpflanzen oder andere uns unbekannte Dinge ausgegraben werden. Auch war es wohl mehr Vermuthung, als auf Entdeckungen gegründete Behauptung, dass das Mammuth und seine Fossilienknochen sich überall auf dem Erdboden, *am Elm* so gut wie in Sibirien u. s. w., finden. S. 111. Seitdem der Vf. dieses geschrieben, hat man erst in diesem Jahre den Kopf eines Ur-Stiers oder eines colossalen Stiers aus der Urwelt zu Offleben, nicht weit von Scheningen, ausgegraben, von welcher Entdeckung der Vf. selbst in dem allg. Anzeiger Bericht abgestattet hat. Die bekannten Gründe für die Neuheit der Gestalt, welche die von uns bewohnte Erde jetzt hat, werden aus verschiedenen Schriften gesammelt und gut vorgetragen.

Dass der Vf. der Geschichte des Klosters Riddagshausen bey Braunschweig (im II Stück) noch einmal so viele Blätter widmet, als der Geschichte von Scheningen, ist seiner Anhänglichkeit an ein Institut, dessen wurdiges Mitglied er 12 Jahre gewesen ist, zuzuschreiben. Die Materialien dazu fand er in *Meibomii Chronic. Riddagshusan.*, in *Knitzels* Beyträgen zu dieser Chronik und anderen Nachrichten, wozu wir auch das zählen, wovon er selbst Augenzeuge gewesen ist. Das Kloster wurde im J. 1145 zur Ehre der Jungfrau Maria gestiftet von einem Edelmann Ludolf, der als Mönch des Cistercienserordens hier sein Leben beschloss. Der Anfang war klein; aber die Mönche machten sich durch gute Zucht und Gelehrsamkeit beliebt, und erhielten bald Reichthümer, erbauten eine Kirche 1275, standen bey dem Herzog Heinrich dem Löwen, der ihnen das Dorf Riddagshausen schenkte, und anderen Landesfürsten, die ihnen manche Gunstbezeugungen erwiesen, in grossem Ansehen. Die glückliche Periode des Klosters, in welcher sein Wohlstand und Ansehen beständig im Wachsen war, dauerte bis zu Ende des 11 Jahrh. Im folgenden musste es viele Drangsale erfahren. Zwar trat hier 1542 zum ersten Mal ein lutherischer Prediger auf. Allein Herzog Heinrich der Jüngere bot Alles auf, um die katholische Religion herzustellen, und hatte an dem Abt Lambert von Balven einen Freund, der seine Absichten unterstützte. Als der Herzog von den protestantischen Fürsten aus seinem Lande gejagt wurde, ward das Kloster von der feindlichen Armee ausgeplündert, zerstört und verbrannt. Im J. 1547 kam der Herzog wieder in sein Land zurück, und der Abt Lambert gelangte aufs Neue zum ruhigen Besitze seines Klosters. Der Herzog wollte nun sich die widerspenstigen Bürger von Braunschweig unterwerfen, und belagerte 1550 die Stadt förmlich. Die Einwohner wagten einen Ausfall, und richteten eine grosse Verwüstung in dem Kloster an, gegen welches sie sehr erbittert waren, weil sein Abt Lambert sich 1549 gegen die Stadt verschworen hatte. Sein Nachfolger Lorbeer macht Epoche in der Geschichte des Klosters. Er bekannte sich 1568 zur evangelischen Lehre, verbannte den Katholicismus aus seinem Kloster, heirathete, und legte eine neue Schule an, in welchem Unternehmungen ihn der Herzog Julius unterstützte. In den Fehden des Herzogs Heinrich Julius mit der Stadt Braunschweig wurde Riddagshausen und das platte Land ein Schauplatz grosser Greuelthaten, die von den Braunschweigern und ihren Bundesgenossen verübt wurden. Dem Unheil wurde durch einen Vertrag der Stadt mit dem Kloster ein Ende gemacht. Der 30jährige Krieg brachte neues Unglück über Riddagshausen, wie über ganz Niedersachsen. Es fehlte nicht viel, so wäre der Katholicismus wieder hergestellt worden. Die Mönche nahmen 1629 dieses Kloster und auch Michaelstein bey Blankenburg, gleichfalls Cistercienserordens, in Besitz, und zeigten ihren Ingrimm gegen die Protestanten durch intolerante Verfügungen, zogen aber wahrscheinlich nach der Niederlage Tillys 1631 aus dem Lande ab. Der gedachte Krieg veränderte auch Vieles in dem Kloster. Die Äbte verbanden mit der Aufsicht über ihr Kloster noch andere Ämter und Würden, Tuckermann war seit 1624 auch Obersuperintendent und Consistorialdirector in Wolfenbüttel. Die nachfolgenden Äbte wurden nicht von dem Convente, sondern von den Herzögen gewählt. Herzog August that dieses zuerst, liess 1655 eine eigene Klosterordnung verfertigen, und ertheilte, welches bis auf die neueste Zeit der grossen Umwälzung fortgedauert hat, die Prälaturen seines Landes den ersten Geistlichen, Oberhofpredigern u. s. w. Die Aufsicht über den Haushalt der Klostergüter wurde einem neuen Collegium, der Klosterrathsstube, übergeben. Den Äbten wurde mit der Zeit die Aufsicht über weltliche Dinge ganz genommen, und nur die Sorge für die geistlichen Sachen gelassen. Wir können dem Vf. in der Aufzählung der Äbte des Klosters nicht folgen, sondern bemerken nur, dass durch die Unterwerfung der Stadt Braunschweig unter den Herzog Rudolph August 1671 das Kloster, welches bisher an den verheerenden Fehden der Herzöge mit der Stadt Antheil genommen hatte, von dieser Seite Ruhe genoss. Das Institut wurde nun allmählich seinem Zwecke, künftige Landprediger und Volkslehrer zu bilden, näher gebracht. Am meisten hat der 1789 verstorbene Abt Jerusalem sich um dasselbe verdient gemacht. Er schaffte die unnützen Disputirübungen der Collegiaten ab, und behielt blos das bessere Studium der Bibel bey. Wir hätten gewünscht, der Vf. wäre hier noch mehr ins Detail gegangen, und hätte den Unterricht, den er den Candidaten gegeben, und wie dieser von ihnen benutzt worden sey, wie sie sich unter Anweisung ihres Abts oder Priors im Predigen und Catechisiren üben müssten, noch genauer angezeigt. Die innere Verfassung

des Collegiums, die den Candidaten vorgeschriebene Regel, Lebensweise und Disciplin lernt man aus seiner Beschreibung nicht hinlänglich kennen. Die schickliche Lage des Orts zur Erreichung des durch die Stiftung beabsichten Zwecks wird sehr gerühmt. War es aber nicht einer grofsen und üppigen Stadt zu nahe? Das Gute, das die Klöster in den finstersten Zeiten des Aberglaubens und seit ihrer Reformation und zweckmäfsigen Einrichtung für den Staat gestiftet haben, wird der Wahrheit gemäfs und lebhaft geschildert. Der Vf. rühmt die Vorzüge des gegenwärtigen Zeitalters vor den vorigen, und schliefst mit dem Wunsche, worin jeder Gutdenkende mit ihm übereinstimmen wird, dafs bürgerliche und Religions-Freyheit, gute Sitten und Humanität immer mehr Wurzel schlagen und sich verbreiten mögen.

— u —

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Schmidt: *Tausend und eine Nacht der Gegenwart*, oder Mährchen im Zeitgewande. Von *Julius von Voss*. Erster Band. 1809. 318 S. Zweyter Band. 1810. 320 S. Dritter Band. 1810. 333 S. Vierter Band. 1811. 340 S. 8. (5 Rthlr.)

Der Fürst von Wallala wurde gegen sein vierzigstes Jahr hin schrecklich von der Langenweile geplagt. Weder die Jagd, noch das Theater, noch sonst etwas war im Stande, ihm diese Plage zu vertreiben. Endlich erscheint eine *sehr witzige* junge Dame, Horribunda (schöner Name!) genannt, am fürstlichen Hofe, und erzählt Mährchen, welche derselben hier durch Hn. *v. V.* nacherzählt werden. Wenn Hr. *v. V.* die Erzählungen der Miss Horribunda nicht anders gemacht hat, als sie waren: so ist kaum, oder vielmehr gar nicht zu begreifen, wie die Erzählerin zu dem Prädicate *sehr witzig* gekommen. Alles, was man von ihr in dieser Hinsicht sagen kann, ist, dafs es ihr nicht an gutem Willen fehlt, witzig zu seyn; nur ist hiebey zu bedauern, dafs in keinem Fall der gute Wille allein weniger zu loben ist, als in diesem. Die wenigen Fälle, wo dem Willen die That entspricht, sind gegen das Umgekehrte für nichts zu achten. Dabey steht ihr das Zeitgewand, welches sie umgenommen hat, gar nicht zu Gesichte, wie man besonders an der Historie *von der Fee Impuda und Lump dem Schriftsteller* ersehen kann, und will zur Geniefsbarkeit des gegebenen Witzes auch nicht im Geringsten förderlich und dienstlich seyn. Dafs der Fürst von Wallala bey jedem Mährchen einschläft, wird einem grofsen Theile der Leser gewifs eine sehr willkommene Erscheinung seyn, da sie darin leicht eine Veranlassung finden können, sich auch eine fürstliche Natur beyzulegen.

Bf.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Ohne Angabe des Verlags: *Wer soll den deutschen katholischen Adel erziehen?* Vier Briefe an eine deutsche Dame. 1812. 63 S. kl. 8. (4 gr.) Die Antwort, welche der ungenannte Briefsteller auf die vorgelegte Frage giebt, ist kürzlich diese: Wenn er zum Militärdienste bestimmt ist: so mufs man ihn in das Cadettenhaus geben; soll er aber einmal dem Staate als Civilbeamter dienen, und seine Güter gehörig administriren: lieber jeder andere Mensch in der Welt, nur kein Geistlicher. Mehr Schmähungen auf die katholische Geistlichkeit, als diese paar Bogen enthalten, findet man nicht leicht beysammen: was man nur Menschen Schändliches nachreden kann, bis auf Onanie und Päderastie herab, ist auf die geistlichen Herren gehäuft. Der Vf. ist leidenschaftlich gegen sie, und darum ungerecht. Doch auch abgesehen von dieser Leidenschaftlichkeit, ist diese kleine Schrift ohne allen pädagogischen Werth, da ihr Vf. ganz in der gemeinsten Ansicht befangen ist. S. 14 wird des Helvetius Werk über die Erziehung ein classisches Werk genannt. S. 29 wird gesagt: Wer behauptet, dafs der Mensch der Religion wegen, und nicht die Religion des Menschen wegen da ist, der behauptet eben so viel, als dafs der Mensch die Augen der Brillenschleifer wegen vom Schöpfer erhalten habe. S. 52 wird der Gemeinplatz, dafs man für Geld Alles haben könne, auch auf die Erzieher ausgedehnt: wer das Meiste giebt, kriegt den besten. Der Vf. meint, wer nicht Groschen sparen und Louisd'ors zum Fenster hinauswerfen, oder durch seine Kinder später hinauswerfen lassen wolle, erhalte gewifs einen Erzieher, wie er ihn wünsche. — Und zu dieser Gemeinheit der Ansicht kömmt auch noch eine grofse Nachlässigkeit und Unbestimmtheit des Ausdrucks. So S. 8. „Wir haben in den neueren Zeiten *aus Ärzten und Juristen* grofse Generale werden sehen; kleine gingen auch aus Theologen hervor in Spanien und Tyrol.“ Was liegt wohl in der eigentlichen Bildung des Arztes und Juristen, was ihn zum grofsen General machen müfste? S. 16. „Die Gewalt ist stets und immer bey dem Mächtigeren.“ Ist es nicht eben so, als wenn man sagte: die Dummheit ist stets und immer bey den Unklugen? S. 5 vereinigen sich Gemeinheit der Ansicht, Unwissenheit und Unbestimmtheit des Ausdrucks: „Solche öffentliche Erziehungsanstalten (wie die vorhergenannten und verdammten adelichen *Erziehungsinstitute*) gehören in Platon's Republik. Sie werden auch nur von jener Classe in Schutz genommen, und nur von jener Kaste administrirt, die den Platonicismus auf Kosten meines Aristoteles, d. h. die Träumereyen auf Kosten der Wirklichkeit, begünstigt.“ Ob des Vfs. Aristoteles auch wohl, wie S. 35, *Kathegorie* geschrieben hat?

Ma.

Quedlinburg, b. Ernst: *Über die Bildung des weiblichen Geschlechts in mittleren Töchterschulen.* Eine Rede — von *J. W. H. Ziegenbein*, Consist. R. und Superintend. zu Blankenburg. 1810. 47 S. 8. (4 gr.) Hr. *Z.* spricht zuerst in dieser Rede von S. 1—15 von dem, was im Alterthum und im Mittelalter für weibliche Erziehung und Bildung geschah und — nicht geschahe, und geht sodann die Erfoderniffe der mittleren Töchterschulen durch. Sie beziehen sich auf körperliche Bildung, auf Erlernung weiblicher Handarbeiten, auf Bildung des Verstandes, des Geschmacks, des Schönheitssinnes auf Veredlung des Herzens durch Wirkung des religiösen Sinnes. Mit Recht will Hr. *Z.* die Erlernung der französischen Sprache aus diesen Schulen verdrängt wissen. Deutscher Sinn durch deutsche Sprache werde hier geweckt, belebt. Gar sehr billigen wir es dagegen, dafs Hr. *Z.* dem Unterricht im Zeichnen einen Platz angewiesen, so wie die *Vocalmusik*, deren Einwirkung auf das Gemüth bey jeder Mutter und Gattin ein so allergreifendes Bildungsmittel ist, und dem religiösen Sinn so schön vorarbeitet und ihn fortwährend unterstützt. — Die S. 39—47 angehängten Anmerkungen enthalten einige literarische Nachweisungen.

FRHT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 NOVEMBER, 1812.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

MAILAND, b. Destefanis a S. Zeno: *Illustrazione d'uno Zodiaco orientale del Cabinetto delle Medaglie de Sua Majesta a Parigi, scoperto recentemente presso le sponde del Tigre in vicinanza dell' antica Babilonia, monumento che serva ad illustrare la storia dell Astronomia ed altri punti interessanti dell' Antichità.* Da *Giuseppe Hager.* 1811. 63 S. gr. Fol. ohne Vorrede und Dedication.

Bekanntlich hatte *Michaux* aus dem Orient einen Stein mit Keilschrift und anderen Figuren mitgebracht, der in dem Bette des Tigers unterhalb Bagdad gefunden worden war, und den *Millin* in den *Monum. ined.* Vol. I schon erklärt hat. Hr. *H.* macht hier einen neuen Versuch damit, und zeigt mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit und eingestreuten etymologischen Untersuchungen, dass diese Abbildungen wohl einen Thierkreis und zwar aus den ältesten Zeiten vorstellen könnten, wovon indess nach unserer Überzeugung keine Spur vorhanden ist. Alle diese Forschungen werden am Ende auch bey den Unglaubigsten zu dem Resultate führen, dass es ein ganz vergebliches Unternehmen sey, den Ursprung der Sternbilder, namentlich auch der Bilder des Thierkreises, in einem Zeitalter zu suchen, wo uns die Geschichte verlässt, oder dieselben aus Hypothesen zu erklären, und Plan und Zusammenhang unter ihnen und bey ihrer Erfindung entdecken zu wollen. Die älteste rohe Astronomie, wenn einige unvollkommene Begriffe von Welt und Himmel diesen Namen verdienen, bedurfte eines solchen Plans nicht; die nothdürftigen und nur für den Kalender berechneten Bestimmungen liessen sich ohne Thierkreis und ohne genaue Kenntnisse der Sphäre angeben. Nirgends finden sich Nachrichten über ihre Zeitbestimmung und wenige Beobachtungen. Alles war sinnlich. Nach dem alexandrinischen Zeitalter hingegen gab die Astronomie den Orientalen erwünschte Gelegenheit, ihre philosophischen Schwärmereyen weiter auszubilden, neue Begriffe in ein altes Gewand zu hüllen, und dadurch ihren Nationalstolz zu befriedigen, wo ihnen die Geschichte ihre Hülfe versagte. Jedes Volk verfuhr dabey auf seine eigene Weise.

Von den meisten dieser Bemerkungen scheint auch Hr. *H.* überzeugt zu seyn, und seine Urtheile über die griechischen Sternbilder sind im Ganzen natürlich; nur sind bey den gebrauchten Quellen und Nachrichten die Zeiten nicht gehörig unterschieden. Dessen ungeachtet ist er in den Fehler aller derer gefallen, welche eine auf einzelne Sterngruppen passende Idee auf alle anwenden und planmässig durchführen wollen. Er musste Hypothesen auf Hypothesen häufen, um zu irgend einem wahrscheinlichen Resultate zu gelangen. Der Gedankengang ist folgender. Der Stein ist in dem Bette des Tigers entdeckt, er kömmt also aus der Nähe von Babylon, folglich gehört er in die ältesten Zeiten. Zwey Figuren sind Sternbilder des Thierkreises, also kann das Ganze wohl einen Thierkreis vorstellen. Um nun unsere Leser selbst urtheilen zu lassen, wollen wir dem Vf. in seinem Räsonnement die einzelnen Abschnitte hindurch folgen.

Cap. 1. Allgemeine Bemerkungen über den Stein selbst, von dem auf der ersten Kupfertafel die Abbildung geliefert wird. Derselbe ist länglicht rund, abgeplattet, und von schwarzer Farbe. *Millin* hält ihn für einen im Strome abgeschliffenen Marmor, *Michaux* für Basalt, unser Vf. vermuthet, es könne wohl ein Aerolith seyn, und zeigt durch viele Stellen, dass es dergleichen in der alten und neuen Zeit gegeben habe. Eben so wird weitläuftig bewiesen, dass der älteste und ausgedehnteste Gebrauch gewesen sey, die Götter unter einfachen Steinen zu verehren, z. B. bey den Syrern zu Emesa mit dem Bilde der Sonne in der Gestalt eines steinernen unten abgerundeten Kegels von schwarzer Farbe, oder mit dem von Pessinus nach Rom gebrachten Bilde der Cybele nach Herodian und Livius. Nun werden noch mehrere Beyspiele aus alten und neuen Schriftstellern von verschiedener Autorität angeführt, und gelegentliche Bemerkungen über die Gottheiten *Caelum* und *Terra* bey Griechen, Römern und Chinesen beygebracht. Hr. *H.* scheint hier in manchen Zeugnissen den Göttern geweihte Monumente mit den Statuen derselben zu verwechseln, oder sich durch die Etymologie zu weit verleiten zu lassen, z. B. bey der Diana zu Ephesus durch das Beywort Διοπετες, Act. 19, 35. Er schliesst aber weiter daraus, dass der gefundene Stein ein Bild der Sonne seyn könne, und die auf demselben befindlichen Figuren die Merkmale ihres Weges am Himmel, also der Thierkreis. Daher folgen in den nächsten Capiteln die Erklärungen dieser Figuren. Cap. 2 beschäftigt sich grösstentheils mit der ersten Figur rechter Hand. Eine Schlange umfasst das Ganze. Diese ist das Zeichen der Zeit, und deutet an, dass das Jahr nur in 2 Theile getheilt werden soll, so wie die Isis den Thierkreis zu Tentyra in 2 Theile theilt aus gleicher Veranlassung, nach Hora-

pollo's Zeugniſs. Die älteſten Völker, auch Moſes, theilten das Jahr nur in 2 Theile, in Sommer und Winter. Der Thierkreis gehört alſo zu den älteſten aus der Gegend von Babylon. Doch könnte dieſe Eintheilung auch nur das Reich des Lichts und der Finſterniſs bedeuten, nach den Lehren der Magier. Der Anfang der Bilder iſt nach dem Vf. auf der rechten Seite des Steins. Dort ſteht nämlich der Kopf der genannten Schlange. Das erſte Zeichen ſtellt alſo den Widder oder vielleicht das Lamm nach den Vorſtellungen der Perſer vor. Die Perſer waren Schüler der Magier. Auch Juden und Indier fingen ihr Jahr mit dem Frühling an, wobey ſich Hr. *H.* auf *Bailly le Gentil* und *Jones* beruft. (Hier iſt offenbar zu viel gefolgert, wenn man *Bailly's* Hypotheſen kennt und die *Asiatic Researches* vergleicht. Weitläuftiger davon zu ſprechen, erlauben die Grenzen einer Recenſion nicht.) Doch, macht ſich Hr. *H.* ſelbſt den Einwurf, das erſte Zeichen ſehe mehr einem Wolf, als einem Lamme oder Widder ähnlich; *Millin* hält es für einen Schakal. Aber auch dieſes laſſe ſich erklären, glaubt Hr. *H.* Denn nach Macrobius ſey auch die Sonne unter dem Bilde eines Wolfs verehrt worden, daher λυκαβας, das Jahr, λυκος, die Sonne, und nach *le Gentil* hätten die Braminen ſtatt des Widders ebenfalls ein Thier ihrer Gegend, welches einem Hunde, Wolf oder Fuchs gleiche. (Warum hält ſich aber Hr. *H.* hier bloſs an *le Gentil*, und nicht an *Jones*? Nach den *Asiatic Researches* kennen die Braminen allerdings den Widder, nur haben ſie auch andere Zeichen und Bilder, die Mondsörter zu beſtimmen, wie die Araber). Der Widder ſey erſt von Cleoſtratus an den Himmel geſetzt, und überhaupt könnten die Chaldäer ſo gut, wie die Chineſen und Japaner, andere Zeichen und Bilder gehabt haben. Dieſes wird mit der bekannten Stelle des Achilles Tatius für die Ägypter bewieſen, und macht den Übergang zum folgenden 3 Cap., in welchem der Vf. die übrigen Bilder der erſten Hälfte des vermeinten Thierkreiſes erklärt. Dieſe ſind nach der Linken zu zwey gehörnte Ungeheuer, aufrecht ſtehend, mit Fiſchleibern dem Anſehen nach (das Ende iſt nicht ſichtbar,) zwey Vögel und eine Scorpionsgeſtalt, deren Scheeren in einen Kreis zuſammengelegt ſind. Über dieſen ſchwebt in der Mitte die Figur eines Nachen. Hr. *H.* folgert daraus, daſs dieſe, wie er glaubt, älteren chaldäiſchen Zeichen von den ſpäteren griechiſchen verſchieden geweſen wären. Es komme hier nicht darauf an, *was* dieſe ſonderbaren Figuren (*animalia chimerica*) bedeuten, ſondern es ſey genug, zu beweiſen, daſs es Sternbilder des Thierkreiſes ſeyen. Es werden indeſs wieder mehrere Erklärungen verſucht. Das ſechſte Bild, von welchem das 4 Cap. handelt, iſt der ſehr kenntlich ausgedrückte Scorpion; die Jungfrau und die Wage fehlen. Die erſtere könne jedoch durch das in der Mitte ſchwebende Schiff ausgedrückt ſeyn. Denn ſie ſey die Iſis, deren Dienſt nicht nur ehemals überall ausgebreitet geweſen ſey (wobey Tacitus *de moribus Germanorum* und andere Schriftſteller angeführt werden), ſondern ſich auch noch jetzt bis nach Japan erſtrecke. Daſs das Schiff auſſer der Reihe ſtehe, dürfe keinen Zweifel erregen. Denn auch auf dem Thierkreiſe an der Kirche Notre Dame zu Paris ſtehe die Jungfrau auſſer der Reihe von anderen Sternbildern umgeben, entweder *in honorem Virginis*, oder in Bezug auf das Sommerſolſtitium; denn auch dieſes könne das Schiff ausdrücken. Dieſe Unterſuchungen führen den Vf. im 5 Cap. auf das Alter der Wage. Hr. *H.* eignet dieſelbe nach den bekannten Stellen Virgils und Hygins den Römern zu, und ſchlieſst endlich aus dem Zeugniſſe des Servius zu Virg. Georg. I, 33—35, daſs der gefundene Thierkreis der wahre chaldäiſche ſey, weil derſelbe nur 11 Zeichen habe, wie Servius ausdrücklich verſichere. Hr. *H.* verwechſelt hier Zeichen und Sternbilder. 12 Zeichen hatten auch die Griechen ſchon längſt, aber nur 11 Bilder des Thierkreiſes. Auf dieſe Eintheilung führte der Sonnenlauf ganz natürlich, und es bedurfte der Bemerkung nicht, die Hr. *H.* ſchon im 3 Cap. gemacht hat, daſs dieſe 12 Bilder der Griechen aus der 12jährigen Periode des Jupiter genommen ſeyn könnten, weil die Indier dieſen Cyklus hätten. Die Indier machten dieſe Eintheilung zu aſtrologiſchem Gebrauche, wie uns *Davis* in den *Asiatic Researches* verſichert; den Griechen war ſie ganz unbekannt. Cap. 7. Über die ägyptiſchen Thierkreiſe, die der Vf. alle für neu erklärt, weil die Wage auf denſelben vorkomme, den zu Tentyra nicht ausgenommen. Bey dem letzten beruft er ſich beſonders auf *Visconti's* für die Geſchichte der Aſtronomie wichtiges Zeugniſs, welcher an dem Tempel deutliche Spuren von griechiſchem Geſchmacke aus dem Zeitalter der Alexandriner findet, obgleich Hieroglyphen daran ſichtbar ſind. Cap. 8. *Segni iberni*. Der andere Theil des Thierkreiſes auf dem Steine iſt deſswegen kürzer, weil das Reich der Finſterniſs und der Winter in den Gegenden um Babylon kürzer iſt, und in 2 Felder unter einander getheilt. In dem oberen, das nach dem Vf. den Himmel bedeutet, treffen wir bloſs den Steinbock an, und zwar in der Mitte, weil er wahrſcheinlich das Winterſolſtitium ausdrücken ſoll. So wie nun auf der vorigen Seite der Nachen das Gebiet der Sonne oder des Lichts anzeigte: ſo deutet hier der darüber ſtehende Stern auf die Finſterniſs. Eine andere runde Figur über dem Steinbocke iſt nach Hn. *H's.* Erklärung das Thor des Paradieſes mit 4 Strömen. Die übrigen Figuren ſind bloſse Thürme oder Paläſte, und ſollen ſich auf die 12 Sonnen-Stationen beziehen. Die Perſer hätten dafür eine ähnliche Benennung (*tabernacula*), ſie wären Schüler der Chaldäer, hätten aber wahrſcheinlich keine eigenen Erfindungen gemacht. Darauf bezögen ſich allem Vermuthen nach auch andere Benennungen bey Griechen und Römern, z. B. die *aethereae arces* bey Ovid (?). Der erſte dieſer Thurme rechts ſteht nur halb da, wahrſcheinlich, weil er ſich auf den Scorpion auf der anderen Seite beziehen ſoll, welcher mit zu dieſer Hälfte gehört. Auf dem letzten dieſer Zeichen liegt die einem Ω ähnliche Figur. Dieſe zeigt offenbar die Fiſche oder das Ende des Ganzen an. In dem unteren, die Erde vorſtellenden Felde liegen wieder zwey gehörnte oder geharniſchte Ungeheuer auf beiden Seiten eines Altars, welche der Vf. für Krokodile (mit wenig Wahrſcheinlichkeit nach unſerer Übersetzung) hält. Dieſe bewachen, wie Sphinxe, den Altar der Veſta, auf dem eine Pyramide, das Symbol des Feuers,

ſteht. Die dreyſeitige Pyramide, welche auf dem anderen Altare liegt, hält Hr. *H.* für den Phallus oder Lingam. Die zwey letzten Figuren endlich, zwey ſich dem Anſehen nach vereinigende Ströme, ſtellen den Euphrat und Tiger vor; der letzte wird noch durch den daneben ſtehenden Pfeil kenntlich, weil im neuen Perſiſchen *T.* einen Pfeil und den Tiger bedeutet. In den folgenden Capiteln werden nun noch die anderen Thierkreiſe beurtheilt. Cap. 9. *Zodiaci orientali.* Die Ägypter haben keine eigenen Zodiakalzeichen. Wenn auch andere Hieroglyphen vorkommen: ſo beziehen ſich dieſelben doch nicht auf den Thierkreis, am wenigſten darf man nach den vorhergehenden Unterſuchungen die Wage auf denſelben erwarten. Zum Beweiſe führt der Vf. an, daſs zu verſchiedenen Zeiten Griechen, wie Eudoxus, Plato, dahin gereiſt wären, ohne davon etwas zu erwähnen. Die ganze Eintheilung ſey bloſs nach dem Monde gemacht geweſen. Cap. 10. *Zodiaci Perſiani, Indiani, Cineſi.* Die Perſer kennten die Wage, aber der Thierkreis, den *Anquetil* anführt, gehöre ungefähr in das 7 Jahrhundert. Der Zuſammenhang mit den Römern und Griechen laſſe ſich recht gut erklären. Der Thierkreis der Indier, den *Jones* erwähnt, ſey ebenfalls neu. Auch hier fände eine Verbindung mit Römern und Griechen Statt, wie die aufgefundenen Medaillen von Trajan, Adrian und der Fauſtina beweiſen. Eben ſo lieſse ſich die Verbindung dieſer Völker mit China darthun, obgleich einige Neuere Zweifel dagegen erhoben hätten. C. 11. *Zodiaco Caldaico.* Die Chaldäer allein hätten einen Sonnenthierkreis von 12 Theilen u. 11 Zeichen. Die Chineſen haben ebenfalls dieſe Eintheilung, ſie ſey aber offenbar ſpäteren Urſprungs und von den Chaldäern entlehnt. Alles alſo komme auf die Chaldäer zurück. Doch ſcheint der Vf. nicht über den Anfang der nabonaſſarſchen Zeitrechnung hinausgehen zu wollen. Die Beweiſe führt er theils aus der Etymologie, wo er die Wörter *μαθησις* und *μανθανω*, ſo wie die Namen der Planeten, aus dem Chaldäiſchen ableiten will, theils aus den bekannten Nachrichten bey Sextus Empiricus, Joſephus, Porphyrius, und den Sagen des Calliſthenes, welche theils groſsen Zweifeln unterworfen, theils zu neu ſind, und nichts weiter darthun können, als daſs zu dieſer Schriftſteller Zeit dergleichen Kenntniſſe unter den Chaldäern waren. Der Schluſs aus allem dieſem iſt, daſs auch die griechiſche Sphäre, wenigſtens der Thierkreis, und unter dieſen am wahrſcheinlichſten der Scorpion u. Steinbock chaldäiſchen Urſprungs ſeyn müſsten. Dieſes beweiſe das gegenwärtige Denkmal. Von den 4 Kupfert. zeigt die erſte den Stein ſelbſt in natürlicher Gröſse, ohne Numer, die zweyte und dritte die Figuren des Steins von beiden Seiten, und die vierte endlich einige Proben von babyloniſcher Keilſchrift, von Backſteinen, aber ohne daſs angegeben iſt, woher ſie Hr. *H.* genommen hat. Sie ſollen zu Erläuterung des 12 Capitels dienen, wo von den babyloniſchen und perſiſchen Schriftzeichen gehandelt wird. Der Vf. zeigt, daſs die perſiſche Keilſchrift von der Linken zur Rechten laufe, die babyloniſche aber perpendiculär abwärts in Columnen, ſo daſs man von der Rechten anfangen müſſe. Dieſe Behauptung ſcheint mit des Vfs. Hypotheſe im Widerſpruch zu ſtehen. Denn die Schrift auf dem gegenwärtigen Denkmale läuft dem Anſcheine nach von der Linken zur Rechten, wäre alſo nicht babyloniſch, ſondern perſiſch. So einfach und wahr alſo manche Urtheile des Vfs. über die alten Thierkreiſe ſind: ſo gewagt ſind dagegen andere, wenn er ſeine Lieblingshypotheſe zu beweiſen ſucht, die wir unſeren Leſern zur weiteren Beurtheilung überlaſſen wollen. A. M.

PARIS, b. Debure: *Deſcription de Médailles antiques Grecques et Romaines, avec leur degré de rareté et leur eſtimation*; ouvrage ſervant de Catalogue à une ſuite de plus de vingt mille Empreintes en ſoufre, priſes ſur les pièces originales. Par *T. E. Mionnet.* T. I. 1806. XV u. 599 S. T. II. 680 S. T. III. 682 S. T. IV. 461 S. T. V. 712 S. 8. — Hiezu gehört ein *Recueil des Planches* in 5 *Livraiſons*, aus 79 Kupferpl. beſtehend, nebſt *Table explicative des Planches.*

Die wichtigſte Frage bey Erſcheinung eines ſolchen Werkes, das nicht wohlfeil ſeyn kann, iſt unſtreitig dieſe: Was kann es für Nutzen haben, und welchen Nutzen hat es in der That? — Die Beantwortung kann hier nicht zweifelhaft ſeyn; die Vortheile, welche Hn. *M's.* Werk verſchafft, fallen in die Augen. Es giebt uns nämlich 1) eine ſchöne Überſicht von dem gröſsten Theile der alten Völker-, Städte- und Königs-Münzen, die auf unſere Zeiten gekommen, und bekannt geworden ſind. 2) Man lernt dieſe Münzen nicht bloſs nach ihrem wiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen, ſondern auch nach dem mercantiliſchen Werthe kennen, den ſie beſonders in Frankreich haben. 3) Die alte Münzgeographie wird hie und da dadurch bereichert. 4) Man lernt hier manchen Regenten kennen, der bis jetzt der Numismatik, ja wohl gar der Geſchichte, fremd war. Übrigens kann das Werk noch von mancher anderen Seite nützlich ſeyn, aber ſchon dieſer vierfache Nutzen giebt uns von der Brauchbarkeit deſſelben einen ſehr angenehmen Begriff.

1. Welcher Reichthum von alten Münzen dieſer Art iſt hier nicht ſichtbar! In allen 5 Bänden ſind gegen 21,190 Münzen beſchrieben, die man alle, von den Originalen in Schwefel abgegoſſen, in ſchönen Paſten dazu kaufen kann, wenn man vermögend genug iſt, einen ſolchen Aufwand zu machen. Da der Vf. Alles nach *Eckhel* geographiſch geordnet hat: ſo iſt die Überſicht davon leicht und angenehm; und noch angenehmer iſt es, daſs man hier manches Volk, manche Stadt, und auch manchen Regenten kennen lernt, wovon *Eckhel* in ſeiner *Doctrina Numorum veterum* noch nichts wuſste. Dieſes alles hier zu erwähnen, hält Rec. für Pflicht, da es Genuſs für jeden Freund der alten Münzkunde iſt, hier ſolche bedeutende Nachträge zu finden; doch dieſes gehört zu No. 3 und 4.

2. Den Grad der Seltenheit von alten *römiſchen Kaiſermünzen* finden wir ſchon angegeben in *Beauvais Hiſtoire abrégée des Empereurs Romains et Grecs* (Paris, 1767. 12), und näher beſtimmt im Anhange zu der

ins Deutsche übersetzten Schrift desselben Vfs. (*Manière de discerner les médailles antiques de celles qui sont contrefaites*): *Wie man ächte alte Münzen von nachgemachten unterscheiden kann* (D. 1791. 4), unter dem Titel: *Notitia succincta Numismatum Imperialium Romanorum, quae ab Antiquariis maximo, quae magno, quaeque modico pretio censentur*, wo, neben dem Grade der durch *R*, *Rr* und *Rrr* ausgedrückten Seltenheit, auch noch die Preise, wie die alten römischen Kaisermünzen in Frankreich und Italien bezahlt werden, nach Livres und Scudi beygefügt sind. Noch einen Schritt weiter ging *J. F. Wacker* in seiner *Geographia numismatica*, wo er den Grad der Seltenheit von Völker-, Städte- und Königs-Münzen ebenfalls mit *R*, *Rr* und *Rrr* angab. Aber bis jetzt am genauesten hat Hr. *M.* den Werth dieser Münzen in vorliegendem Werke bestimmt, indem er nicht den Grad der Seltenheit auf oben bemerkte schwankende Art bezeichnet, sondern sie nach ihren verschiedenen Grösen und Metallen näher bestimmt, und auch den Preis dazu setzt, wie sie in Frankreich bezahlt werden. Für französische Sammler wäre also in Absicht auf Bestimmung des Werthes solcher Münzen gesorgt; aber manche Münze, die in Frankreich gemein ist, ist in Deutschland selten, und wohl auch umgekehrt. Was hat nun der *deutsche* Münzfreund in diesem Fache für einen Führer? Ausser dem erwähnten *wackerschen* Büchelchen *keinen*. Es wäre also wohl zu wünschen, dass ein *deutscher* Numismatiker für seine Landsleute, freylich auf eine nicht so kostspielige Art, sorgen möchte. Doch dieses ist schon geschehen; ein bekannter Numismatiker hat ein solches Buch von Völker-, Städte- und Königs-Münzen ausgearbeitet, woraus man sehen kann, wie in gewissen Gegenden Deutschlands diese Art Münzen bezahlt werden: aber wo wird er, bey jetziger Stockung des Buchhandels, einen Verleger dazu finden, ungeachtet das ganze Werkchen kaum einen mässigen Quartband im Druck betragen würde?

3. Die alte Münzgeographie gewinnt durch folgende, *Eckheln* unbekannte Inseln- und Städte-Münzen: *Cesonia, Palantia* und *Ipora Hispaniae; Phyrae Boeotiae; Megara Atticae; Coressia*, eine Stadt der Insel Ceos oder Cea; *Gyaros insulae Deli; Ameria Ponti; Camena* und *Poroselene Mysiae; Neandria Troadis; Larissa* und *Neontichos Aeolidis; Nape Lesbi; Erae* und *Gambrium*, so wie auch *Neapolis* und *Phygela Ioniae; Daedala, Evippe* und *Neapolis Cariae*, und die dabey liegende Insel *Calymna*. Ferner: *Phellus, Rhodia* und *Flos Lyciae; Pogla Pamphyliae; Conana Pisidiae; Germanicopolis* und *Nephelis - Nephelidda Ciliciae; Briana, Diocoelia* und *Ipsus Phrygiae; Saricha Cappadociae.* —

4. Von grosen und kleinen Königen, Königinnen und Anführern vermissen wir in *Eckhels* Doctrina etc. folgende, welche sich hier finden: in Gallien: *Adnasati Atta, Bucato, Cucius* etc.; in Illyrien einen König *Ballaeus*; im Bosporus *Leuco*; in Armenien einen König *Abdissarus*, und eine Königin *Erato*; in Parthien *Mehrdates*; in Babylon *Timarchus*; von der Dynastie der Sassaniden die Könige *Artaxerxes, Sapor I, Hormisdas I, Varanes I, II, III, Narses, Sapor II* und *III*.

Ungeachtet des grosen Reichthums von Münzen, der in diesem Werke sichtbar ist, vermisst man hie und da doch Manches, wenn man *Eckheln* damit vergleicht. Doch Hr. *M's.* Absicht war nicht, ein ganz vollständiges System von alten Völker-, Städte- und Königs-Münzen zu liefern, sondern aus der reichen pariser Sammlung Liebhabern der alten Numismatik für ihr Studium einen Schatz von Abdrücken zu geben, den sie aus mehreren anderen reichen Sammlungen kaum zusammenzubringen im Stande seyn dürften.

Im 1 Tom. S. 316 ff. sieht man unter Sicilien fast 5 Seiten voll Münzen von *Korinth* verzeichnet: warum wurden diese nicht, wie andere, bey Achaja mit aufgeführt? So findet man hier auch *Locri*. Da Hr. *M. Eckheln* zu seinem Führer wählte: warum folgte er ihm nicht auch hier? — Im 3 Tom. findet man S. 570 nach Cilicien zwey Münzen von Antiochus IV, König von Commagene, der eigentlich nach Syrien gehört; indess da der Name der cilicischen Stadt-Celenderis, welche, nach alten Nachrichten, von einem Syrer erbaut worden seyn soll, darauf vorkommt: so verdient dieses Entschuldigung.

Künftig sollen die Asses mit ihren Theilen, die Familienmünzen, und endlich auch die Kaisermünzen folgen, und zwar letztere in folgender Ordnung: goldene Medaillons, goldene Münzen; silberne Medaillons, silberne Münzen; die Quinarien in Gold und in Silber; die Medaillons in Bronze; und dann Gross-, Mittel- und Klein-Bronze; endlich die *Bracteaten*, Contorniaten und Spinters (Spinthers). Hiebey ist zweyerley zu erinnern. Was 1) die Kaisermünzen anlangt: so ist die Geschichte, die sie uns auf so vielen kleinen Denkmälern vorstellt, durch die kleinliche Eintheilung nach den verschiedenen Grösen und Metallen, durchaus zerrissen. Metalle und Grösen sind blosse Nebendinge bey der Numismatik; und soll diese Wissenschaft das seyn, was sie wirklich ist, nämlich eine angenehme Begleiterin und Hülfe bey der Geschichte: so darf man die Geographie, und, wie das besonders der Fall bey den *Kaisermünzen* ist, die Chronologie nie aus den Augen verlieren; aber wie sehr wird bey diesen letztere zerstückelt, wenn eine solche Eintheilung gelten soll? — Dass ferner 2) in einer besonderen Abtheilung von Contorniaten und Spinthern gesprochen, und von beiden Arten die bis jetzt bekannt gewordenen mit aufgeführt werden sollen, ist nothwendig, denn es gehört zum Ganzen (doch könnten und sollten die Contorniaten und Spinthers selbst chronologisch an ihrem gehörigen Orte mit eingeschaltet werden). Aber was das Capitel von Bracteaten hier soll, die noch oben drein *vor* den Contorniaten und Spinthers erwähnt werden, kann Rec. nicht begreifen. Zwar führt *Rasche* in seinem *Lex. rei num. antiquae* dergleichen aus dem *Museo Pembrochiano* an: aber die dort unter diesem Namen abgebildeten beiden Münzen, wovon die eine eine griechische, die andere eine altrömische ist, sind entweder Spielerey oder Betrügerey irgend eines neuen Künstlers; denn so viel ist wohl ausgemacht, dass man in jenen Zeiten noch nichts von Münzen dieser Art wusste. — Wa.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 NOVEMBER, 1812.

LITERATURGESCHICHTE.

AMSTERDAM u. LEIPZIG, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Denkwürdigkeiten aus dem Leben Vittorio Alfieri's.* Von ihm selbst geschrieben. Nach der ersten italiänischen Originalausgabe. Von *Ludwig Hain.* 1812. Erster Theil. VIII u. 328 S. Zweyter Theil. 340 S. 8. (3 Rthlr.)

Graf Alfieri gesteht, dass ihn die Eigenliebe vermocht habe, sein Leben zu beschreiben; die Nachwelt wird lieber von ihm selbst wissen wollen, wer er gewesen sey, als von einem gedungenen Stoppler, wenn es auch ein Lobredner wäre. Es ist mehr Selbstvertrauen, sagt Tacitus (nicht Zuversichtlichkeit, wie es der Übersetzer ausdrückt), als Anmassung, von sich selbst zu erzählen. Man darf nicht fürchten, dass A. diese höhere Glaubhaftigkeit gemissbraucht habe, um sich einen geschminkten Werth zu ertheilen. Er stellt sich vielmehr in seiner ganzen menschlichen Schwäche dar; er malt sogar seine Gebrechen lieber, als seine Tugenden aus. Diese geht so weit, dass man ihn als Selbstbeurtheiler einseitig nennen könnte, wenn man nicht vermuthen müsste, er habe den durch seine Bescheidenheit eingenommenen Lesern überlassen, ihm das Gute zuzuschreiben oder anzudichten, wovon er das Gegentheil nicht ausdrücklich erklärt hat. Er ward 1749 zu Asti in Piemont geboren, als ein Sohn vornehmer Ältern, sorgfältig, aber nach gewöhnlichem Schnitte erzogen, zeigte schon früh einige Spuren von Eigensinn, Trotz und Unmuth: Züge seines nachmaligen Charakters. In seinem zehnten Jahre brachte ihn ein Onkel auf die Akademie zu Turin, wo er nach damaliger schlechter Methode die römischen Schriftsteller lesen lernte, und einen Ariost in die Hände bekam, den er zwar nicht recht verstand, aber mit Vergnügen studirte, bis er von einem Aufseher confiscirt wurde, dem A. ihn wieder stahl. Tasso lernte er nicht kennen, wohl aber einige Opern von Metastasio. Seine literarische Geschäftigkeit in Turin nennt er Nichtstudien. Ein schlechtes Sonett, das erste von seiner Arbeit, gefiel. Von der Mathematik konnte er nichts begreifen. Im funfzehnten Jahre las er im Französischen den Gil Blas, und legte sich stark auf Romanleserey. Seine Gesundheit war schwach, und er brachte es nie weit im Tanzen und Fechten. Das Reiten ward ihm unter der Bedingung erlaubt, dass er sich entschlösse, Magister zu werden, und er fügt sich. Er verlernt sein Toscanisch fast ganz, liest und schreibt nur Französisch, ob er gleich die Franzosen leidenschaftlich hasst. In seinem sechzehnten Jahre wird er nach langem Zwange unbändig, schafft sich Pferde und eine elegante Kutsche an. Eine Reise nach Genua flösst ihm die Begierde ein, entfernte Länder zu besuchen; welche Lust er nachher vollkommen befriedigt hat. 1766 wird er Fähnrich, und reiset über Mayland und Florenz nach Rom. Seine Gefährten sind Ausländer, mit denen er beständig Französisch spricht. So verlernt er in Italien das Italiänische völlig; doch hat er die französische Aussprache des *u* nie ertragen können. Sie geschieht, sagt er, mit „zusammengezogenen Lippen, die auf eine heisse Suppe zu blasen scheinen." Nur in Siena rührte ihn die treffliche italiänische Aussprache. Englisch hatte er auch gelernt, und sprach es barbarisch. In Neapel überfällt ihn bey Anhörung burlesker Musik tiefe Melancholie, und er bemerkt, dass alle Fürsten einerley Gesicht haben. Er hätte zur Verminderung der langen Weile gern einen Liebeshandel gehabt: doch wegen seiner Störrigkeit und finsteren Miene gefiel er den sittsamen Weibern nicht; die unverschämten, die ihm wohlwollten, mochte *er* nicht. Bey einer Gelegenheit wird ihm klar, dass er den in Turin von ihm exponirten Virgil nicht mehr versteht; er ärgert sich, aber bessert sich nicht durch Fleiss. In dem Anfange bewunderten Venedig erwacht sein natürlicher Unmuth in hohem Grade; er scheint bloss physisch zu seyn, und von den Nerven herzurühren. „Ich bestae, sagt er, bey den grossen Winden zur Zeit der Sonnenwende und Nachtgleiche eine gänzliche Unfähigkeit, des Abends unendlich weniger Scharfsinn als des Morgens, und im kältesten Winter und heissesten Sommer weit mehr Phantasie, Enthusiasmus und Erfindungsgabe, als in den dazwischen liegenden Jahreszeiten." Durch das Land geht es wieder nach Genua, von da zur See nach Antibes, und weiter nach Toulon und Marseille, wo sich A. als *schweigselig* zu erkennen giebt. „Das Hören selbst der abgeschmacktesten Discurse, aus denen man Alles lernt, was nicht gesagt wird, hat mir niemals viel Überwindung gekostet." In M. besuchte er das Schauspiel oft, ohne zu ahnden, dass er je selbst etwas Theatralisches erzeugen könnte; auch gefielen ihm die Lustspiele mehr als die Trauerspiele, ob er gleich mehr zum Weinen, als zum Lachen aufgelegt war. Dies kommt, meint er, von der inneren Frostigkeit und dem Gereimel der französischen Tragödien. Paris,

wohin er wie rasend eilt, macht einen ekelhaften Eindruck auf ihn; er schilt es einen Kloak. „Meine moralischen Urtheile, weit mehr poetischer als philosophischer Art, haben stets den Einfluss der Atmosphäre nicht wenig empfunden.“ Der affectirte Stolz Ludwigs XV, dem er vorgestellt wird. Weit artiger musste sich im J. 1787 Ludwig XVI beym Anfange der Revolution benehmen. Er geht nach London, welches ihm sehr gefällt, spielt den Kutscher eines Freundes, durchläuft England, und macht sich nach Holland auf. Im Haag wird zum ersten Mal in seinem Leben seine unruhige Sehnsucht gestillt; er findet einen Freund, und ihn ergreift die Liebe. Der Freund, Don Jose d'Acunha, portugiesischer Minister, macht ihn aufmerksam auf seine Unwissenheit, und schenkt ihm ein Exemplar von Macchiavelli. Nie fühlte A. „Sehnsucht nach den Studien, nie einen Andrang und eine gewisse Gährung schöpferischer Ideen, als nur in Zeiten, wo sein Herz heftig von Liebe eingenommen war.“ Da ihn seine Dame verlassen muss: so lässt er sich vor Verzweiflung eine Ader öffnen, und reisst den Verband ab. Man hütet sein bis zur wiederkehrenden Besinnung; er geht in grösster Geschwindigkeit nach Piemont ab, ohne auf der Reise von den Städten etwas als die Mauern zu sehen. In Turin studirt er ein halbes Jahr lang, wie er sagt, Philosophie, indem er einige Schriften von Rousseau (den *Contrat social* versteht er nicht), Montesquieu und Helvetius durchliest. Besonders zieht ihn Plutarch an, und erfüllt ihn mit glühendem Eifer. Auch erwarb er sich historische Kenntniss des Planetensystems; zur geometrischen konnte er es nicht bringen. Man warb für ihn um ein schönes Mädchen, welches einen Anderen vorzog, weil A. für einen Krittler und Sonderling galt. Dieser Korb hinderte ihn, Diplomatiker zu werden, und erregte seinen Reisetrieb wieder. Er hatte 2500 Zechinen Einkünfte und viel erspartes Geld. Er ging nach Wien, wo er müssig lebte, und weiter über Prag und Dresden nach Berlin, von ihm die grosse preussische Caserne gescholten. Friedrich II, dem er vorgestellt wurde, sah er mit Regungen der Entrüstung und Wuth. Kopenhagen gefiel ihm; dort lernte er wieder etwas Toscanisch, und las den Aretin. Wenn er im Norden leben sollte: so müsste es in der wilden majestätischen Natur Schwedens seyn. Sie würde ihn zum Dichten aufgefodert haben, wenn er Verse zu machen gewusst hätte.“ Es herrscht ein gewisses ungeheures unnennbares Schweigen in dieser Atmosphäre, in der man gleichsam ausser dem Erdkreise zu seyn glaubt. „Petersburg ist ihm lächerlich gegen Rom, Genua, Venedig und Florenz. Die Kaiserin Catharina will er aus Hass nicht sehen; in Danzig verwünscht er Preussen und Reussen. In Göttingen sieht er zuerst wieder ein Eselein, und freut sich über das Zusammentreffen eines italiänischen Eseleins mit einem deutschen. Übrigens wird er alles dessen, was deutsch heisst, herzlich überdrüssig. Von Mainz nach Kölln, und über Aachen (warum schreibt der Übersetzer: Aix la Chapelle?) nach Spa, wo geraucht wird. Nun wieder getummelt nach Lüttich, Brüssel, Antwerpen, Rotterdam, zum Haag. Halsbrechender Roman in London, bey dessen Aufklärung sich A. mit grösserem Recht, als in Göttingen, einen Langohr hätte nennen mögen. Die Eifersucht der Engländer findet er „evangelisch.“ Aus London wieder über den Haag und Brüssel nach Paris, wo er J. J. Rousseau nicht sehen will, und sich eine Sammlung der italiänischen Schriftsteller anschafft, unter denen er nur den Metastasio leicht verstehen kann. Dann über Orleans, Bordeaux, Toulouse und Perpignan nach Barcellona, wo er auf dem ganzen langen Wege nichts thut, als allein im Wagen oder auf dem Pferde weinen. Er lernt Spanisch, und liest den Don Quixote. In den ungeheuren Wüsten Andalusiens wird ihm wohl. „Da ich damals keiner einzigen Sprache mächtig war, und mir nicht träumen liess, dass ich je etwas in Prosa oder Versen schreiben würde: so begnügte ich mich, über mir selbst hinzubrüten, zuweilen heftig zu weinen, ohne zu wissen warum, und auf gleiche Weise zu lachen: zwey Dinge, die, wenn sie von nichts Geschriebenem begleitet werden, für reine Narrheit gelten, und es auch sind; wenn sie aber Schriften erzeugen, Poesie heissen und sind.“ Zu Madrid führt er ein bärisches Leben, giebt sogar Zeichen der Tollheit von sich. Lissabon wird ihm merkwürdig, weil ihm daselbst der Abt Tommaso von Caluso zuerst sagte, dass er zum Dichter geboren sey. In Sevilla bemerkt er altspanische Herrlichkeit; aus Cadix bringt er von den Weibern Erinnerungen mit, die ihm die Rückreise erschweren. Auf der Strecke bis Perpignan gefallen ihm nur Cordova und Valentia. Keine Menschenclasse ist ihm verächtlicher, als die der Kaufleute und Wechsler. Im May 1772 ist er wieder in Piemont. Er findet seine Ideen erweitert, und will aus Grundsatz kein diplomatisches Amt annehmen. Doch macht er Aufwand, stiftet eine fröhliche Gesellschaft, krankt schrecklich an Nervenkrämpfen, und fodert seinen Abschied als Officier. Aus Unthätigkeit verliebt, sitzt er einmal am Siechbette seiner Dame, der das Sprechen verboten ist. Aus Unthätigkeit nimmt er einige Bogen Papier, die da liegen, und kritzelt ohne Plan einige Scenen in Versen von höchst dürftigem Zusammenhange hin. Treu, mit allen Fehlern, kommt ein grosses Bruchstück daraus in den Beylagen vor. Um sich von einer thörichten Liebe zu heilen, rennt er auf eine kurze Weile im Lande herum; und da auch dieses nichts helfen will: schneidet er seinen langen und dichten röthlichen Haarzopf ab, um, so geschändet, nirgend erscheinen zu können. Nach 2 Monaten legt sich sein Wahnsinn in der Einsamkeit ein wenig; er muss sich auf den Sessel festbinden lassen, um nicht davon zu laufen. Um eine Wuth durch die andere zu vertreiben, macht er Verse, studirt Grammatiken und Wörterbücher entzwey, und vollendet wirklich ein Trauerspiel, Kleopatra, das 1775 in Turin aufgeführt wurde. Vieles verdankt er einigen kritischen Freunden. Hier

endigt der erste Theil. Die Betrachtungen, die wir uns über die Möglichkeit, wie aus einem so verwilderten unruhigen Menschen ein vorzüglicher Dichter geworden sey, anzustellen versucht fühlen, werden unsere Leser leicht selbst machen; wir erlassen sie ihnen also, ihres Beyfalls über unseren Auszug beynahe gewiss.

Im zweyten Theile erzählt A., wie er sich in den Strudel der Grammatik, wie einst Curtius in den Abgrund, gestürzt habe, in vollen Waffen und vor sichtlichen Augen. Er wüthet und weint dabey, aber vergebens. Kein Wort Französisch liest und hört er mehr, um recht Toscanisch zu lernen. Der bisher ungelesene Tasso wird vorgenommen; Dante und Petrarca sind noch unverständlich. Die reimfreyen Verse in Cesarotti's Ossian werden ihm Muster. Er legt sich wieder aufs Latein, studirt Horaz und Seneca den Tragiker. In Pisa, Florenz und anderen Städten besucht er die Gelehrten, um sie auszuholen, weniger in Rücksicht des poetischen Stils, wovon sie nichts verstanden, als der Reinheit der toscanischen Sprache. Derweile arbeitet er an seinen Trauerspielen fort, die wir hier nicht zu nennen brauchen. Der Lesung des Sallust will er Vieles verdanken. Bey allem dem Eifer beschäftigte ihn noch die weit getriebene Pferdeliebhaberey. Über sein Verfahren bey der Dichtung und Vollendung seiner Dramen ist er ausführlich; die besten, sagt er, sind diejenigen, welche in Einem Gusse gemacht und von einem einzigen Bande in sich selbst zusammengehalten sind; auf die Ausschmückung kommt es nicht an, man kann sie später hineinbringen. Um nicht durch Vasallenschaft von einem kleinen Könige, über den er sich mehrmals aufhält, abhängig zu seyn, schenkt er sein ganzes Vermögen seiner verheiratheten Schwester, und bedingt sich eine Jahrrente auf Lebenslang aus. Seinen Fürstenhass hatte er schon durch seine Schrift von der Tyranney ausgegossen. Einen anderen Theil seines Geldes legt er in einem „von den vielen arglistigen Leibrentenfonds in Frankreich" an. Er entsagt dem Wein und dem Kaffee, verkauft und verschenkt seine Pferde, kleidet sich Morgens blau, und Abends schwarz. Er liebt wieder, und vernünftig; seine Dame muss Toscanisch lernen. Den ersten fürchterlichen Versuch, etwas drucken zu lassen, machte er erst im J. 1783. Er war so neu in der Literatur, dass er noch nicht wusste, dass es kritische Journale giebt; welches bey einem Deutschen unerhört gewesen seyn würde. In Rom wartete er Pius VI auf, der sich weigerte, die angetragene Zueignung einer Tragödie von biblischem Stoffe anzunehmen. Verdrieslichkeiten über Kritiker, Censoren, Buchdrucker, wie sie jeder Autor erfährt, der seine Werke hochschätzt, und bey Anderen nicht dasselbe Interesse wahrnimmt. Er geht nach England, Pferde zu kaufen, die er auf vierzehn bringt, so viel als er Tragödien geschrieben hatte. Prahlerischer und lästiger Zug mit den Pferden durch Frankreich nach Italien; doch gewinnt seine Gesundheit dabey, obgleich sein Geist einrostet. Bey einer Vorstellung seiner Virginia leidet er Todesqualen. „Wer die Kunst liebt und stolz darauf ist, dem sind die Ursachen bekannt; für jeden Anderen würden sie unnütz und unverständlich seyn." Seine schon erwähnte Liebe währt fort; er zieht um ihretwillen in den Elsass, und um seine Schauspiele, deren 19 geworden sind, bey Didot schön drucken zu lassen, nach Paris, wo er die ersten Revolutionsstürme erlebt, und seine Lebensgeschichte im J. 1790 endigt. Dreyzehn Jahre nachher nimmt er sie wieder vor, und erzählt, wie er den Terenz und Virgil zu übersetzen angefangen, eine Reise nach England gemacht habe, und mit genauer Noth im August 1792 aus Paris mit seiner Verehrten, die ihn immer begleitet, entkommen sey. Voller Freude betrat er im October das schöne Land wieder, „wo das *si* erklingt." Alle Sprachen, ausser der toscanischen, kommen ihm barbarisch vor. Doch selbst die Italiäner sind ihrer nicht mächtig; aus Tausenden kaum Einer. Recht sehr häslich klingen ihm Französisch und Englisch. Er schreibt einen Franzosenfeind. In seinem 48 Jahre fängt er an, Griechisch zu lernen, wovon er bisher kaum die Buchstaben gekannt hatte. Er spricht es richtiger aus, als die Neugriechen, „die sich ein Alphabet mit fünf Jotas, und aus der harmonischen Sprache ein Pferdegewieher gemacht haben." Er bringt es weit in diesem Studium, welches „er seine Ohren eine Hand breit kürzen, und sich dem Celticismus entreissen" nennt. Vom Euripides macht die Alceste den stärksten Eindruck auf ihn, und er entwirft, ungeachtet er dem Apollo das Gegentheil gelobt hatte, eine neue. Mit vollendeten zehn Lustren giebt er das Dichten auf, studirt immer in den Alten, und liest die Bibel zum ersten Mal. Dadurch steigt er zur wenigstens materiellen Aussprechung des Hebräischen, dessen „Ton widrig, dessen Formen aus Barbarischem und Erhabenem gemischt" sind. Seine Methode, Griechisch zu studiren; sie ist mühsam, aber fruchtbar. Er erklärt sich die griechischen Wörter durch griechische Wörter. Der unterdessen nach Italien gezogene Krieg unterbricht ihn nicht, und die Franzosen lassen ihn in Ruhe, ob er gleich als ihr Widersacher und Verächter bekannt war. Einem franz. General, der ihn oft zu besuchen kam, lässt er sagen, er sey durchaus ungesellig. 1800 macht er 6 Lustspiele; dem bürgerlichen Schauspiel ist er gram. „Es ist, als ob man sagte, die Epopöe der Frösche." Mit dem May 1803, wo er die Lebensbeschreibung beendigt, erklärt er sich in seinem 55 Jahre für einen Greis, und faselt in der That etwas von einem Halsbande, welches er machen lassen, und sich als einen homerischen Orden anheften will. Im October desselben Jahres starb er zu Florenz eines Todes, der zum Theil von seiner übergrossen Enthaltsamkeit herrührte, wie aus dem beygefügten Briefe des Abts von Caluso an die Gräfin Albani, jene Herzensfreundin des Dichters, erhellt. Die übrigen Beylagen enthalten Proben aus seinen ersten Dichtungen, und verschiedene Briefe, theils Familiensachen, theils Scenen aus der Revolution be-

treffend, aus welchen seine Denkweise und Verfahrungsart charakteristisch hervorleuchten.

Alfieri war kein kleiner Mensch, weil er mit eigener Kraft seine nicht selbstverschuldete Unwissenheit zu verbessern fähig war. Er schwebte lange in Dunkelheit über sich selbst, wusste weder seinen lechzenden Verstand, noch sein brausendes Herz zu leiten. Die beständige Alleinheit auf seinen vielen Reisen zermarterte ihn zwar, setzte aber dafür die Keime von Geistesstärke und Festigkeit an, die in seinem Leben und in seinen Werken unverkennbar sind. In einer solchen Natur mussten auch Verachtung des Conventionellen, Freyheitssinn, Trotz und Selbstvertrauen herrschend werden. An vielen Verdrieslichkeiten, deren Ursache er nicht immer angiebt, muss sein eigensinniger Kopf, seine Unkunde des Herkömmlichen Schuld gewesen seyn. Alles an ihm war leidenschaftlich, auch die Liebe zu der toscanischen Sprache. Was er als Vorurtheil bestritt, konnte er nicht als Gewohnheit schonend anerkennen. Als er nichts Erhebliches in seinem Fache mehr zu thun fand, ward ihm das Leben widrig; ohne die Neigung zu der gedachten Freundin würde er höchst unglücklich gewesen seyn. Er starb gewiss lebenssatt, wenn schon nicht alt. Seine Denkwürdigkeiten sind im Ganzen gut übersetzt; doch manchmal merkt man in der Haltung des Verdeutschers einige Verlegenheit, den Ton des Originals gehörig zu treffen. Von Sprachfehlern ist die Rede nicht, wenn wir nicht etwa die mehrmals vorkommende *abschlägliche* Antwort, d. i. eine Antwort auf Abschlag, statt der *abschlägigen*, dahin rechnen wollen. Denn die wunderlich geformte *Tramelogedie*, ein Trauerspiel mit Musik, mag A. selbst unter den Mantel nehmen. Wst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Über die öffentlichen Stadtschulen und deren üble Sache.* Von M. *Ch. G. Flade*, Conrector am Gymnasium zu Freyberg. 1811. 96 S. 8. (9 gr.) In der Sprache des Biedermanns, einfach und schmucklos, theilt hier ein erfahrener Schulmann seine Bemerkungen über Gebrechen und Mängel der öffentlichen Stadtschulen mit, die, wenn gleich schon oft aufgezählt und gerügt, doch immer wieder zur Sprache gebracht werden mögen, bis man von oben herab ernsten Eifer zeigt, ihnen abzuhelfen. Leider ist nur zu wahr, was Hr. *F.* im *ersten* Abschnitt von der noch häufig mangelhaften Organisation der Stadtschulen in Hinsicht auf Willkührlichkeit bey der Wahl der *Lehrobjecte* und *Lehrmethode* anführt. Da giebt es noch *öffentliche, Privat-* und *Neben-Lectionen*, durch welche unter den Lehrern neidische Scheelsucht, Zwist, niedrige Künste mancherley Art erzeugt werden. Eine gemeinschaftliche Schulcasse, welche unter höherer Inspection jedem Lehrer nach Verhältniss seinen Ehrensold auszahlte, würde jene Übel in der Wurzel angreifen. Das von Hn. *F.* vorgeschlagene Mittel verspricht nur eine Palliativcur. — Was über Vereinigung der gelehrten Schulen mit Bürgerschulen und Seminarien für Volkslehrer gesagt wird, hat in uns die Überzeugung nicht bekämpfen können, dass eine *Trennung* dieser Institute heilsamer sey. — Die Klagelieder wegen überhandnehmender Privaterziehungs- und Lehr-Institute, die als Schmarotzerpflanzen den öffentlichen Schulen den Nahrungssaft entziehen, muss wohl noch mancher Schulmann mit anstimmen, und behaupten müssen, dass von dieser Seite die *Staatspädagogik* ihre Pflicht nicht erfülle. Was vom 2 bis 5 Abschnitt von den Mitteln, den zweckmäßigen Organismus einer Schule dauernd zu erhalten, von der Disciplin, von der Schulinspection, von den Patronen gesagt wird, verdient ernste Beherzigung, insbesondere schien uns wichtig, was von dem Benehmen des Rectors, und seinem Verhältnis zu den Lehrern, Schülern, Inspectoren und Patronen mit Wahrheitsliebe und Würde ausgesprochen wird; man erkennt darin den Mann, der seinen Beruf liebt, und über alle damit verbundenen Geschäfte in ihren kleinsten Verzweigungen reiflich nachgedacht hat. — Man hat bändereiche Werke über *Pastoralklugheit*, aber noch ist, so viel wir wissen, die *scholastische* Klugheit, insbesondere die *Directoralklugheit*, noch in keinem besonderen Werke abgehandelt worden; und doch ist Regierung der kleinen Staaten, welche wir Schulen nennen, gewiss eine Sache, zu der Menschenkenntniss, Erfahrung, Weltklugheit, Beobachtungsgabe, Besonnenheit, Geistesgegenwart, vielumfassender Scharfblick, Kenntnissreichthum, methodische Fertigkeit, ein Herz voll Menschenliebe und Tugendliebe, und ein für die höchste Angelegenheit innig erwärmtes Gemüth gehört — wenn diese Regierung nicht in Despotismus und pedantische Plackerey der Subordinirten ausarten, oder durch Schlaffheit und Fahrlässigkeit den Ruin der Schulen veranlassen soll. Möchte ein erfahrner geübter Schulmann die pädagogische Literatur mit einem Werk über *scholastische Klugheit* bereichern!

FRHT.

Berlin, b. Vf.: *Über die Erfoderniße einer Schule, wenn sie eine wahre Elementarschule seyn soll*; von *J. C. W. Kühnau*, LL. AA. M., Erzieher und Lehrer zu Gerlshof an der Oder. 1811. 48 S. 8. (4 gr.) Hr. *K.* meint es gewiss mit dem Geschäft der Erziehung und des Unterrichts herzlich gut, aber zum pädagogischen Schriftsteller ist er zur Zeit noch nicht berufen. Das angezeigte Büchlein enthält durchaus nichts Neues — und selbst das darin enthaltene Alte ist in einer so incorrecten Sprache vorgetragen, und mit mancherley Schreib- und Druck-Fehlern so reichlich ausgestattet, dass es wohl gerathener gewesen wäre, den Pressbengel mit dieser Kleinigkeit nicht zu incommodiren.

FRHT.

Kinderschriften. *Wien, Triest* u. *Baden*, b. Geistinger: *Die frohen Kinder*, oder *Erzählungen und Bilder aus der Kinderwelt.* Von *Jakob Glatz.* Zweytes und letztes Heft. *Les enfans joyeux, ou Historiettes et Figures du monde des enfans.* D'après l'Allemand de *J. Glatz* par Monsieur l'Abbé *Libert.* Second et dernier Cahier. 1808. 112 S. in kl. Querfol. (2 Rthlr. 12 gr.) Auch über diesen II Th. müssen wir das in dieser A. L. Z. 1807. No. 290 gefällte ungünstige Urtheil wiederholen. Hr. *G.* schreibt in seiner breiten, langweiligen Manier fort; und von den „in kindlichem Geiste erdachten und ausgeführten Kupfern" möchten wir eher das Prädicat *kindisch* gebrauchen. Die Illumination ist wieder unter aller Kritik. Die auf Taf. 5 aus dem Käfige befreyeten Vögel sind völlig rosenfarbig, so dass wir Hn. *G.*, der auch naturhistorische Bilderbücher herausgiebt, wohl auffodern möchten, die seltene Gattung genauer anzugeben! S. 89—96 sind die Columnen und Seitenzahlen ganz verdruckt, was bey einem Buche, welches auf artistische Vorzüge Anspruch macht, ein grober Fehler ist.

— R. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 NOVEMBER, 1812.

ARCHÄOLOGIE.

DRESDEN, in der waltherschen Buchhandlung: *Ideen zur Archäologie der Malerey.* Erster Theil. Nach Maßgabe der Wintervorlesungen im Jahre 1811 entworfen von *C. A. Böttiger.* 1811. XXX und 377 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Unter diesem anspruchslosen Titel bietet uns der berühmte Vf. die Resultate vieljähriger Forschungen, die unter dem Einfluss seltener Verhältnisse und Fähigkeiten zu einer Reife gediehen sind, die den Eintritt einer milderen Zeitperiode auch für diesen Zweig der Alterthumskunde verkündigt. Wir haben uns des Gegebenen um so mehr zu freuen, da die Untersuchungen, die der Vf. seit längerer Zeit über andere Theile dieser Wissenschaft anstellte, durch die Dislocation der Kunstdenkmale und so manche andere Hindernisse gehemmt, oder doch bis zur Beseitigung der vorwaltenden Verhältnisse aufgeschoben sind. So sah er sich genöthigt, die Mittheilungen über die gehaltreichsten Kunstsammlungen des Continents nach dem Druck der ersten Vorlesung abzubrechen. Den ersten Theil der Kunstmythologie läßt er uns im Laufe dieses Jahres erwarten; schon früher hatte der Druck begonnen, als der Verkehr mit England abgeschnitten wurde, von woher der Vf. interessante Mittheilungen über den Einfluss der Phönicier auf die Religionsbegriffe der Pelasger oder frühesten Bewohner Griechenlands aus Zeichnungen und Papieren zu erhalten hoffte. Dürfen wir aus dem, was bis jetzt zur Aufklärung jenes Einflusses schon so oft versucht worden ist, eine Folgerung ziehen: so möchten wir fast mit dem Vf. rechten, dass er dieses Hinderniss hoch genug anschlug, uns dem Genuss seiner *historischen* Forschungen darum so lange vorzuenthalten.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das Wesen der Malerey und ihr Verhältniss zu den übrigen bildenden Künsten, giebt Hr. *B.* einleitungsweise eine gedrängte Übersicht der künstlerischen Versuche der Barbaren, welche die Kunstbestrebungen der Hellenen zum Theil bedingten, im Ganzen aber eine fruchtbare Vergleichung geben. Wahre Kunst, erkennt der Vf., kann nur den idealisirenden Völkern griechischer Abstammung zugeeignet werden; jenseits dieser Grenze finden wir nur *Farbenspiele*, zu Belebung grösserer Massen, oder als Ergänzungen der Bilderschrift, immer aber auf einen stumpfen, nur für das Grelle und Schreyende offenen Sinn berechnet, und den Foderungen des Herkommens und des Cultus unterworfen.

Asiatische Völker. Indianer. Auch von ihnen gilt, was von den übrigen Völkern Hinterasiens; nur in den Ländern, wo eine Buchstabenschrift bestand, konnte die Malerey sich zur Freyheit der Kunst erheben. Wie sie in Ägypten und Mexico im Gefolge der Bilderschrift nur auf das Bedürfniss nothdürftiger Verständlichkeit berechnet wurde: so fand sich der ungebildete Sinn der Hindu durch den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnung entschädigt. Von den früheren Zeiten kann begreiflicherweise nicht die Rede seyn; doch, nach dem wandellosen engbegrenzten Geschmack dieser Völker zu schliessen, mögen wir leicht auf den von *Dalberg* zu uns verpflanzten Schildereyen den Charakter ihrer Kunst erkennen, selbst für jene Zeiten vielleicht, als ein kraftvolleres Geschlecht die Riesendenkmale zu Salsette u. a. ausführte. (Bey dem allgemeinen Hange der Morgenländer zu abenteuerlichen Bildungen, denen selbst die griechische Kunst nicht gänzlich entsagte, läßt sich wohl bezweifeln, ob die von dem Vf. (S. 10) angedeuteten Thiercompositionen, wie sie schon die ältesten Reisebeschreiber in Persien und anderwärts fanden, und wohl noch früher in der Heimath selbst aus den Schiffsverzierungen und dem Kriegsgeräth der Barbaren kennen lernten, gerade aus Indien stammten.) *Perser.* Obwohl wir auch hier auf alle Denkmale früherer Zeit verzichten müssen: so kann uns doch Herodots Nachricht von den buntfarbigen Verzierungen, die Dejoces seiner Burg geben liess (wir können noch Diodors Beschreibung von dem Pallast der Semiramis II, 8 hinzufügen), Stoff zu Muthmasungen über die Manier jener Völker darbieten; die Malerey war unstreitig, was sie noch jetzt unter ihnen ist, ein regelloses Farbengemisch, abenteuerliche Bilder, ohne Contour, ohne Haltung. Eben so weit zurück, selbst in dem Technischen, stehen die Chinesen, deren beschränkte Versuche der Vf. nach Angabe älterer und neuerer Augenzeugen (S. 13) charakterisirt. *Bilderschrift und Hieroglyphenmalerey.* Die Bilderschrift ging durch Verkürzung und Verallgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieser zur Buchstabenschrift über. Aber wo sie ihrer ursprünglichen Bestimmung, als Mittlerin der Sprache, treu blieb, musste sie, über dem Streben nach dem möglichst bedeutsamen Ausdruck, der Schönheit der Form entsagen. So bey den beiden Völkern, die, schon früh im Besitz eines leicht zu behandelnden Papierstoffs, die Kunst nur aus Bedürfniss, mehr oder weniger als eine symbolische Sprache übten, oder sich

wenigstens nie zur Freyheit der Darstellung erhoben. *Malerey der Mexicaner oder der Atzteken in Anahuak.* Der Leser findet hier die Resultate von *Humboldts* Untersuchungen, dem unser Vf. auch in der Hypothese über die Civilisation Mexicos beystimmt, in bündiger Kürze zusammengestellt und durch die Beschreibung eines von dem berühmten Reisenden damals noch nicht verglichenen mexicanischen Codex der dresdener Bibliothek erläutert. *Malerey der Ägypter.* Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die nothwendige Abgrenzung der verschiedenen Kunstperioden, sucht der Vf. den Einfluss, den die imposanten Schöpfungen der ägyptischen Kunst auf die Bildung der Griechen hatten, in ein helleres Licht zu setzen, als bisher versucht worden ist. Wir unsererseits erklären uns die Vernachlässigung dieses Gesichtspuncts aus der Dürftigkeit der historischen Nachweisungen, bey deren Mangel man sich nur im Allgemeinen an die Einwirkung, welche Ägypten von Alters her auf Griechenlands religiöse und politische Cultur hatte, zu erinnern berechtigt glaubte. Indess fallen doch nach des Vfs. Anordnung die Anfänge der griechischen Kunst (mit Beseitigung der schreyendsten Widersprüche anderer Angaben) so ziemlich mit dem Zeitalter zusammen, in welchem sich Ägypten zum ersten Mal wieder seit seiner Consolidation dem Auslande öffnete; obwohl die Ähnlichkeit, welche Diodor zwischen den Kunstwerken von Dädalus Hand und dem ägyptischen Stile fand, genau betrachtet, sich nur auf eine gewisse Unbeholfenheit der Ausführung deuten liess, welche die ersten Versuche der Griechen unstreitig mit Allem, was auf einer gleichen Stufe der Cultur versucht wurde, gemein hatten. (Auch denkt man sich die dädalischen Statuen gegen ägyptischen Gebrauch mit getrennten Füsen und abgelösten Armen; bey Diod. I, 98. p. 290. Bip. ist wohl σκέλη μὴ διαβεβηκότα zu lesen.) So wie alle Sculptur und Architektonik ursprünglich von Tempel-Bau und Verzierung ausging: so wurde auch bey den Ägyptern die Malerey durch religiöse Bedürfnisse veranlasst und bedingt, und zwar stand sie zur ersten immer in einem engen, aber untergeordneten Verhältniss, doch war auch sie, wie jene, auf Dauer sowohl, als auf Bedeutsamkeit berechnet. Wir wollen keineswegs in Abrede seyn, dass die übersinnliche Beziehung gewisser äusserer Wahrnehmungen, z. B. licht und dunkel, einfarbig und bunt, schon frühzeitig ausgemittelt worden sey; doch möchten wir gerade diejenige Beziehung, welche spätere Erklärer den alten Costümen unterlegen, so wenig immer für die einzige und ursprüngliche halten, als man bisher Bedenken getragen hat, dem jüdischen Gesetzgeber bey der Anordnung des hohenpriesterlichen Schmucks diejenige Absicht beyzumessen, welche die rabbinischen Allegoreten vermuthen. Es ist hier nicht der Ort, die Vermuthung, dass vielleicht eine fortgehende Überlieferung zu Grunde liege, durch den Widerspruch, in dem die symbolischen Deutungen mit einander stehen, aufzuheben; wir wollen nur erwähnen, dass der Vf., wenn ihm die Bezeichnung des Todtenreichs und der damit verbundenen Gegenstände und Bilder durch die schwarze Farbe aus Ägypten ausgegangen scheint, vielleicht der Combinationsgabe der Griechen einen zu beschränkten Spielraum zugesteht. Ägyptische Malereyen aus der ältesten Zeit finden wir I) an Tempelwänden und in Begräbnisskammern, auf und zwischen Reliefs; II) auf Mumiendecken und Mumiensärgen; III) auf Papyrusrollen. Die ersteren (hieroglyphische oder historische Schildereyen) sind bemalte Bildhauereyen, in vertieften mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, wie die sogenannte Isistafel, das wichtigste Denkmal dieser Gattung, deren Erklärung ein ideenreicher, keines Auszugs fähiger Excurs (S. 36) gewidmet ist. (*Lessings* merkwürdige, von dem Vf. (S. 39) in Vergleichung gezogene Bemerkung, dass die Zahl der Figuren auf den ältesten erhabenen griechischen Werken selten über drey steigt, dürfte vielleicht aus der Nachbildung dramatischer Scenen zu erklären seyn, die ebenfalls an diese Zahl gebunden waren, und würde dann nur eine bedingte Anwendung auf ägyptische Kunstdenkmale verstatten.) Für die schon von *Zoega* bezweifelte Existenz ägyptischer Priesterinnen wüssten wir in Rücksicht des späteren Zeitalters ebenfalls nichts anzuführen, als dass die Klea, welcher Plutarch seine Abhandlung *de Iside et Osiride* zueignete, doch wohl eine Isispriesterin gewesen zu seyn scheint. — Kurz, doch nicht minder belehrend ist, was der Vf. aus den Berichten und Zeichnungen der französischen Reisebeschreiber über die noch vorhandenen Wandgemälde in Tempeln und Katakomben bemerkt — colossale bemalte Figuren mit eingegrabenen Umrissen, mit kleineren Wandgemälden eingefasst. Auch hier erscheinen die Foderungen des Geschmacks dem Streben nach bildlicher Bedeutsamkeit untergeordnet, Dauerhaftigkeit der Farben ohne kunstgemässe Behandlung, ohne Halbtinten und Schatten. Die Ähnlichkeit dieser Malereyen mit den Wandverzierungen mehrerer hetrurischer, römischer, selbst christlicher Todtenbehältnisse scheint dem Vf. nicht blos Allgemeinheit des Bedürfnisses, sondern wirkliche Verwandtschaft zu beweisen. II. *Mumienmalerey.* Sorge für die Erhaltung des Körpers erzeugte die Sitte, religiöse Satzungen bestimmten sie. Die Gestaltung der äusseren Mumiendecken, die Malereyen und Verzierungen sollten den irdischen Leib dem Osiris verähnlichen, gleichsam einkleiden in den Orden der Osirisdiener. So kann man den Tod, nach dem berühmten Gleichniss des griechischen Dichters, als die letzte vollendende Weihe betrachten, zu der die vorhergehenden Einweihungen in die Osirisgeheimnisse als kleine Mysterien vorbereiteten. *A.* Die hölzernen, dem Körper sich anschmiegenden Futterale (von Sykomorusholz) mit Piedestalen zur Aufstellung und bemaltem Schnitzwerk sind den Osirisstatuen nachgebildet. Die angeschnitzten Gesichter mit der Calantica erklärt der Vf. für Osirismasken, und ist geneigt, anzunehmen, dass auch die übrigen Theile ursprünglich angemalt waren, und nur der Zufall an einigen den Farbenüberzug vertilgte. Alles bezieht sich auf den angegebenen Zweck. *B.* Bemalte Mumiendecken auf Cartuncartons — verschieden nach den einfachen und

kostbareren Arten der Mumienbereitung. Auf diesem Carton sind die Gesichter (wahre Porträts der mumisirten Leichen) in Gold angemalt, oder auf eine Gypsfläche aufgetragen. III. *Malerey auf Papyrusrollen.* Konnte man die inneren Mumienbandagen von der Beitze rein erhalten: so füllte man den leeren Raum mit religiösen Gebetsformeln, wahrscheinlich für das Seelenheil des Verstorbenen, bisweilen auch mit angemalten Götter- und Genien-Figuren aus. Doch da bey dieser Art des Mumisirens die Dauerhaftigkeit der Mumienbänder verloren ging: so pflegte man lieber dem Todten hölzerne Täfelchen mit Hieroglyphen oder kleinerer Schrift (hier hieratisch genannt) oder ganze beschriebene Papyrusrollen, als einen kräftigen Talisman gegen die Anfechtungen böser Genien, oder als eine Empfehlung an den König des Todtenreichs, beyzulegen. Ausser den Schriftzeichen enthalten die Rollen oft Zeichnungen, deren Inhalt sich wahrscheinlich auf die ägyptischen Vorstellungen vom Todtenreiche bezieht, illuminirte Todtenscenen auf den neuerlich aufgefundenen, in vier Farben und kecken, doch incorrecten Umrissen ausgeführten Vorstellungen. Noch weitere Ausführungen giebt der Excurs über das Todtengericht im Amenthes und die Schicksalswage.

Griechische Malerey. Es ist bekannt, wie sehr die Verworrenheit der ältesten Überlieferungen, besonders die durch Entstellungen aller Art verkehrten Angaben des Hauptschriftstellers in diesem Fache, des Plinius, jeden Versuch einer durchgeführten Anordnung der alten Kunstepochen erschwert. Der Vf., der es bey der Chronologie, da es doch *einer* Basis bedarf, bey der von *Hirt* getroffenen Anordnung bewenden läßt, hat nebenbey auch eine geographische Übersicht, wie sie für jede Kunst- und Literär-Geschichte ersprieslich ist, zu geben versucht. I. *Malerey an den kleinasiatischen Küsten und auf den Inseln; älteste asiatische und ionische Schule.* Das schon vielseitig erwogene Zusammentreffen glücklicher Umstände, innerer und äusserer Verhältnisse, machen die frühe Blüthe der Kunst in diesen gesegneten Ländern begreiflich, die schon im homerischen Zeitalter durch vorbereitende Versuche in gefärbten Teppichen und Geweben vorbereitet wurde. Minder auffallend findet demnach Hr. B. die allerdings befremdliche Erscheinung eines Kunstwerks (des Bularchus) in so weitem Abstande von den historisch festgestellten Anfangen der Kunst. Nach den grossen Mustern der Tempelbaukunst zu Ephesus und Samos entwickelten sich alle anderen Zweige der bildenden Künste. Bald verbreiteten sich Künstler und Kunstwerke auf den Inseln und im Mutterlande, selbst die ionischen Säulen im Thesauros zu Olympia deuten auf ein frühes Verkehr mit den Kolonieen, deren Künstler während der lydischen Kriege immer häufiger auswanderten. II. Bald konnten auch die jüngeren, aber nicht minder beglückten Pflanzstädte an der Küste von Italien und in Sicilien mit ihren Schwestern, wie an Macht und Reichthum, so an Kunstfertigkeiten aller Art wetteifern. Gegen die gewöhnliche Annahme, dass die grosgriechischen Staaten erst um die 50 Olympiade durch Einwanderung ionischer Künstler ihre erste Bekanntschaft mit Künsten und Geschmack empfangen, macht Hr. *B.* in Rücksicht Siciliens die Sage von Dädalus Aufenthalt beym Cocalus (die architektonischen Werke, die ihm dort zugeschrieben werden, waren doch nur auf Bedürfniss berechnet), und die gutausgeprägten Münzen geltend, die einer früheren Periode angehören. Für das eigentliche Grosgriechenland folgert er dasselbe aus der bekannten Betriebsamkeit der Italioten in andern künstlichen Arbeiten, ihrem Verkehr mit Asien u. s. w. Wir wünschen um so mehr, dass dieses hinreichen möge, die so frühe Entstehung der Malerey in diesen Gegenden zu beglaubigen, da allerdings hiedurch die auffallende Behauptung des Plinius (35, 6.) eine unerwartete Bekräftigung erhalten würde. — III. *Malerey im Mutterlande.* Auch hier finden wir die Kunst ursprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plastik zu religiösen Zwecken angewandt. Gewohnt von Alters her, die rohen Idole, denen der alte Grieche seine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanstrich anzuschmücken, glaubte man noch späterhin dieses Hülfsmittels zur Belebung des farbenlosen Stoffes sich bedienen zu müssen; zuletzt pflegte man noch die Augen zu malen, oder aus Schmelz oder Steinen künstlich einzusetzen. Aber unabhängig von der Plastik in heiligen Tempelgemälden zeigte sich die Malerey erst spät, die ohne diese Beschränkung wohl früher ihre Reife erlangt haben würde. Auch die Friesen der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Gallerieen und Seitenhallen wurden gemalt. „Aber in allem diesem ist die Malerey der Plastik stets untergeordnet und dienstbar gewesen." Mit Recht wird der Einfall der Perser in Griechenland als eine Epoche in der Geschichte der Malerey anerkannt (S. 180). Nur, wenn der Vf. die Erhaltung so vieler Denkmale aus diesen Verheerungen fast einem Wunder gleich hält: so ist sie wohl zuerst in den mit den Persern verbündeten Staaten minder befremdend, und zweytens, wie oft mag sich nicht Pausanias von seinen Exegeten über das Alter der Statüen haben täuschen lassen, wo und so lange es zumal bey dem Entschlusse blieb, kein von den Barbaren zerstörtes Monument wieder aufzurichten. Für Athen war in gleicher Hinsicht der beeilte Aufbau der Mauern mit dem Verlust manches Denkmals verknüpft. (Ob, wie sonst, *εἰργασμένοι λίθοι* beym Thucydides gelesen werde, oder *ἐπειργασμένοι*, scheint uns gleichgültig zu seyn, da auch das einfache *ἐργασία* schon an sich künstlerische Behandlung anzeigt.) Es folgen jetzt zwey Abschnitte, *b) neuere Literatur*, *c) Eintheilung*.

Griechische Malerey. I. Abschnitt. *Incunabeln der Zeichnung und Malerey bey den Griechen.* Nach der Natur der Sache, und der vielfach ausgeschmückten Überlieferung gemäs, ging alle Zeichnung von Schattenrissen aus, die man natürlich bald auszuzeichnen anfing. Von den ersten Erfindern werden uns Namen genannt, deren etymologische Bedeutsamkeit verräth, dass sie erst hinterher in die Annalen der Kunstgeschichte eingetragen worden sind (S. 138). — eine Bemerkung, die sich an dieser Stelle unwillkührlich aufdringt, die aber von der histori-

schen Skepsis schon oft gemissbraucht worden. Solche rohe Umrisse verstand man wohl — bey Portraits wenigstens ist es am erklärbarsten — mit einer erklärenden Überschrift, wie sie sich wirklich bisweilen vorfindet, bey anderen nach Wahrscheinlichkeit als Nachahmung der alten Manier angenommen werden muss. Noch ist die Unbeholfenheit der ersten Versuche dieser Art auf einigen, wahrscheinlich dem Alterthum nachgebildeten, Monogrammen sichtbar. Die Zeichnungskunst übrigens wurde, als erste Bedingung aller nachahmenden Künste, das sorgsamste Studium der alten Meister. Zum ersten Gebrauche des Griffels bediente man sich der mit Wachs überzogenen Thierfelle, und um Fertigkeit in feinen Strichen zu erhalten, radirte der Lehrling seine Umrisse in geglättete Buchsbaumtafeln. Endlich wird dem Sicyonier Kraton die Erfindung zugeschrieben, die Figuren auf weissgefärbte Tafeln farbig aufzutragen. Zu welcher Vollkommenheit die Linearzeichnung gediehen sey; beweist die bekannte Anekdote von dem Wettstreit des Apelles und Protogenes, deren verschiedene Erklärung der Vf. beurtheilend anführt. (*Fiorillo's* Abhandlung finden wir nicht genannt.) Auch uns scheint wahrscheinlich, dass eine Linie auf die andere gezeichnet wurde. II. *Monochromen.* Zunächst fing man an die Umrisse mit *einer* Farbe (geriebenem Scherbenstaub) auszumalen, wofür Kleophant aus der alten Kunstschule zu Korinth als Erfinder genannt wird. Älteste Überreste dieser einfarbigen Malerey sind die sogenannten Vasengemälde mit schwarzen silhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Behielt man auch späterhin noch diese alterthümliche Manier aus Liebhaberey bey: so sind doch die Nachahmungen leicht an der zierlicheren Behandlung zu erkennen. Der Vf. bemerkt noch, dass die Ähnlichkeit, die diese Vasenmalereyen mit den alten Münzen mehrerer grosgriechischer Städte in Rücksicht der Zeichnung haben, ein gemeinschaftliches Vaterland muthmassen lasse. In der Manier jener alten Monochromen sind, obwohl zierlicher und später, mehrere Vasen colorirt, wo ganz rothe Figuren auf schwarzem Grunde aufgetragen sind; sie unterscheiden sich wieder von einander durch Schönheit der Form und Correctheit der Zeichnung. Auch später, selbst als die Kunst ihre Vollkommenheit erreicht hatte, erhielt sich diese Manier, wie sich auch unter den herculanischen Gemälden einige Monochromen erhalten haben. Da es bey der Beurtheilung der Vasengemälde auf eine richtige Kenntniss ihrer ursprünglichen Bestimmung ankommt: so hat Hr. *B.* das Resultat seiner Untersuchungen über die italisch-griechische Bacchanalienfeyer, über die darin vorkommenden Weihungen und die Beziehungen, in welchen die alten Vasengemälde damit stehen, in einem Excurs niedergelegt. Der Vf. entscheidet, dass sie weder zur Ausschmückung der Wohnzimmer, noch als Tempelzierrathen, noch endlich zur Belohnung der Sieger in öffentlichen Kampfspielen gebraucht wurden. Man fand sie insgesammt in Gräbern, wo sie nicht als Aschenkrüge, sondern als eine Mitgabe für den beygesetzten Todten aufgestellt oder aufgehangen wurden; nicht, wie man glauben möchte, zur blossen Ausschmückung der Grabhöhlen, wozu doch andere Zierrathen dienten, sondern in religiöser Beziehung. Wie nämlich der Vf. oben den ganzen Mumienapparat aus diesem Gesichtspuncte auffasste: so sucht er auch hier die Behauptung durchzuführen, dass diese Vasen Personen, die die bacchische Weihe empfangen hatten, beym Leben von bemittelten Freunden verehrt wurden, und ihnen im Tode als ein Andenken jener Feyer, gleichsam als eine Beglaubigung ihrer Initiation, ins Grab folgten. Sonderbar, dass kein schriftliches Zeugniss eine so allgemein verbreitete und in religiöser Hinsicht so merkwürdige Sitte bestätigt, zumal da nicht blos in Sicilien und Italien, sondern auch im eigentlichen Griechenland und auf den Inseln ganz ähnliche Vasen gefunden werden, welche indess der Vf. nicht für einheimisch erkennen will, sondern aus dem Vaterlande jener Bacchanalien eingeführt glaubt. Vasen wurden in den bacchischen Processionen zur Schau getragen, und konnten daher nicht unschicklich den Initiaten zum Andenken an die bacchische Weihe dienen; dass sie wirklich zu diesem Zwecke geschenkt wurden, folgert man aus dem Umstande, dass man sie oft auf bacchischen Vasengemälden selbst abgebildet findet. Dass aber der bacchische Cultus in den Ländern, in welchen sie einheimisch sind, schon früh sich verbreitete, beweist die Erwähnung Italiens (d. h. des südlichen, von griechischen Stämmen bevölkerten, namentlich des weinreichen Campaniens) in der Chorhymne des Sophokles auf Dionysus (Antig. 1105), und die Erzählung, dass der Gott dort seine ausgedienten Silenen zurückliess. (Sollte sie älter seyn, als die Nachricht, dass Spanien seinen Namen von den dort angesiedelten Panen erhielt?) Doch, wie sehr uns hier aus begreiflichen Ursachen die schriftlichen Nachrichten verlassen: so deutlich sprechen die zum Theil sehr alten Münzen mit dem Symbol des Mannstiers (Hebon) für die frühe Verbreitung des Bacchusdienstes in diesen Gegenden. Mit der ersten Einführung desselben kam auch das altasiatische Symbol der zeugenden Naturkraft, der Stier, nach Griechenland; doch nur in Tempelhymnen und symbolischen Gebräuchen erhielt sich hier das Andenken an das Urbild; statt der Thiergestalt erscheint der jugendliche Bacchus, oder der dem Bacchus-Priester nachgebildete bärtige Dionysus, wie ihn lange nur die Sicilioten und Italioten kannten. Wir übergehen die weitere Ausführung, und bemerken nur, dass die bacchantischen Weiberzüge allerdings auch noch in den geregelten Freyjagden Griechenlands (nach Plutarch zur Zeit des heiligen Krieges) Statt fanden (S. 188), und dass der bacchische Thiasos von Satyrn und Silenen (S. 190) wohl schwerlich je in eigentlichen Mysterien dargestellt wurde. (In der Stelle des Synesius bedeutet der Ausdruck τελετη, wie μυστηριον und ähnliche bey späteren Schriftstellern, unkritisch öffentliche Bacchusfeste.) — Diesen Abschnitt beschliessen Eumarus von Athen und Cimon von Cleonae. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 NOVEMBER, 1812.

ARCHÄOLOGIE.

Dresden, in der waltherschen Buchhandlung: *Ideen zur Archäologie der Malerey.* Erster Theil. Von *C. A. Böttiger* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II Abschnitt. *Alte Kunst. Panänus, Micon, Polygnotus.* Während in diesem Zeitalter die Sculptur der Malerey in Allem, was bey den Künsten gemeinschaftlich ist, lehrreich vorging, blieb die letztere in dem ihr eigenthümlichen Kreise, in der Kunst der Farbengebung, worin sie sich selbst überlassen war, weit zurück. Für die Linearzeichnung und die einfarbige Malerey reichte der Griffel aus, dessen Gebrauch sich auch noch lange neben dem Pinsel erhielt, den man schon längst handhaben gelernt hatte, als man noch gefärbte Wachstafeln mit dem Griffel bearbeitete. Das Polychrom setzte ein künstlicheres Werkzeug voraus; doch vergeblich fragen wir, wenn und wie der Pinsel erfunden und vervollkommnet ward. Unter den wenigen Künstlern aus dieser Periode, die mit Zuversicht genannt werden können, ist zuerst Panänus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias. Ausser seinen Wandgemälden im Athenäum zu Elis colorirte er die Statue des Jupiter, schmückte das Gewand mit kleinen Figuren und Blumenwerk aus, welches Hr. *B.* von einer Art von Metallschmelz verstanden wissen will. Unter den Gemälden im Jupitertempel zu Olympia interessirt besonders die Vorstellung mit den allegorischen Figuren der Insel Salamis und der Hellas, die das Aplustre eines persischen Schiffes aus den Händen der ersteren empfängt. In der Poecile malte er die Schlacht von Marathon, mit den iconischen Bildnissen der griechischen und persischen Anführer (die letzteren doch wohl kaum nach Porträts); das Gemälde war durch mehrere Abtheilungen fortgeführt, deren Aufeinanderfolge Hr. *B.* nach Wahrscheinlichkeit bestimmt hat. Panänus war der erste, der in den öffentlichen Spielen zu Korinth und Delphi um den Preis warb, wo man eben damals Wettkämpfe für die Malerey angeordnet hatte. II. Früher vielleicht noch malte Micon, der Nebenbuhler des Polygnotus. Sein Gemälde in der Poecile war, nach des Vfs. Vermuthung, die Amazonenschlacht vor Athen; und mit gleicher Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, dass wir in mehreren Reliefs und Vasengemälden Nachahmungen desselben besitzen. Das Theseum zu Athen zierte er mit ähnlichen Schildereyen aus, der Amazonenschlacht, dem Kampf der Centauren und Lapithen, welche wohl ebenfalls häufig copirt worden sind. Seine Vorliebe zu Bataillenstücken erklärt sich aus seiner oft gepriesenen Fertigkeit, schöne Rosse zu malen. III. Durch Polygnotus erhebt sich die Kunst zur Selbstständigkeit. Sein Verdienst ist die erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und die Charakteristik (daher sein Beyname ἠθογράφος), die Mannichfaltigkeit der Drapperieen, deren kunstvolle Behandlung er vorzüglich in seinen weiblichen Figuren an den Tag legen konnte, und, fügt Hr. *B.* aus Vergleichung der Nachrichten hinzu, die symmetrische Vertheilung der Figuren. Seine Familie (Vater und Bruder waren ebenfalls Maler) war auf Thasos einheimisch, ein Zweig der alten ionischen Malerschule. Sein Zeitalter wird hier, gegen die gewöhnliche Annahme, weit über die 90 Olympiade, zum wenigsten 50 J. hinausgerückt. Cimon bediente sich seines Pinsels zur Verschönerung Athen's, und wie hier das Bürgerrecht, so ward ihm für seine zwey berühmten Gemälde in der Lesche von Delphi die Proxenia zu Theil. Der Vf. hat die Nachrichten, die uns Pausanias von den Werken des Künstlers hinterlassen hat, einer genaueren Untersuchung unterworfen. Was zuerst die Poecile anbetrifft (deren Structur hier sinnreich erläutert wird): so sah man dort, neben späteren Gemälden des Micon und Panänus, die Griechen vor Troja von ihm gemalt, in zwey Tableaus, deren eins die Versammlung der Heerführer nach dem Raube der Cassandra, das zweyte die gefangenen Troerinnen, Cassandra in ihrer Mitte, darstellte; nach der letzteren Scene wurde das ganze Gemälde genannt. Was den Stoff anlangt, auf den hier gemalt war: so beweist Hr. *B.*, dass das Gemälde nicht auf die Mauer aufgetragen, sondern auf Holz gemalt war, wie man überall in diesen Zeiten annehmen muss, wo von Wandmalerey in Tempeln und Vorhallen die Rede ist. In einer Vorhalle des Parthenon standen mehrere Staffeleygemälde des Polygnot aus dem Cyklus des trojanischen Kriegs, welche Perikles, der Erbauer des Parthenons, wahrscheinlich anderswo vorfand und hieher versetzte, wenn man nicht annehmen will, dass Polygnot noch in dieser Zeit für die Kunst thätig war. Im Dioskurentempel der Raub und die Vermählung der Töchter des Leucippus, nach dem dorischen oft behandelten Nationalmythus, der bald in die Kunstallegorie überging, und, wie die Mythen vom Raub der Persephone, des Cephalus u. A., zur Bezeichnung eines frühen Todes angewendet wurde. Hr. *B.* weist auf mehreren Reliefs muthmassliche Nachbildungen jenes Gemäldes nach.

B. *Polygnots Gemälde in der Leſche zu Delphi.* Stellen wir uns dieſs Gebäude als zwey parallellaufende, mit der offenen Seite einander zugekehrte, nach aufsen verſchloſſene Säulengänge vor: ſo enthielt die eine Wand, dem Eintretenden zur Rechten, die Eroberung Trojas, die linke das Todtenreich. Die Leſche ſtand dem unmauerten Grabmal des Neoptolemos gegenüber, und ſo will auch Pauſanias das Hauptgemälde gleichſam als ein Epitaphium auf den Heros, der dort mit dem Apollo Wohnung und Verehrung theilte, betrachtet wiſſen, „und ſo erblickten die Griechen nun auf Polygnot's Bilde den furchtbaren rächenden Helden, in der Burg von Troja ſelbſt das groſse Werk der Blutrache wegen ſeines getödteten Vaters vollendend.“ Wir wiſſen nicht, ob Einer der Alten den Begriff der Blutrache auch auf den (nach der älteren Überlieferung) im offenen Kampfe gefallenen Achill ausgedehnt habe, und ob überhaupt die Vorſtellung der Mordſcene einer ſolchen Entſchuldigung bey den Griechen bedurfte, da die hiſtoriſche Malerey ſich dem unmittelbar Gegebenen anfügt. — So gewiſs die alten Maler die Hauptſätze, auf die es bey der Linearperſpective ankommt, gekannt haben: ſo ſelten haben ſie dieſelbe, auſser in der Theatermalerey, angewendet, und (wie Polygnot in ſeinen zwey Gemälden) ſtatt der perſpectiviſchen Vertiefung ihre Figuren in parallelen Linien, die man ſich durch das ganze Gemälde durchlaufend denken muſs, nach gemeſſenen Abſtufungen über einander geſtellt, mit genauer Vertheilung der Gruppen auf jede Höhe; welche Figurenſtellungen ſich noch häufig auf alten Reliefs und Vaſenbildern finden. Nach dieſer Anſicht ordnet nun der Vf. die Beſchreibungen des Pauſanias. Zuerſt das Gemälde zur Rechten beym Eintritt in die Leſche, die Griechen vor und in Troja; ein Mauerſtück deutet die Scheidung deſſen, was innerhalb und auſserhalb der Mauer geſchieht, ſymboliſch an. Hier ſieht man *eins* Lagerhütte abbrechen, *ein* Schiff zur Abfahrt ausrüſten. Helena (ſchon mit ihrem Gemahl verſöhnt) ſitzt und läſst ſich ſchmücken; der weilende Blick, mit dem die gegenüberſtehende Briſeis die ſchöne Flüchtige betrachtet, iſt das ſprechendſte Geſtändniſs der Bewunderung. Vor ihr ſteht Eurybates, der ihre Einwilligung zu Aethra's Freyſprechung abwartet. (Warum er unbärtig vorgeſtellt werde, iſt denn doch nicht aus dem Abſterben der älteren Herolde erklärbar, da er zugleich mit dem Ulyſſes ausgezogen war; bekanntlich erregte der jugendliche Herold auf dem ſogenannten Schild des Scipio gleiche Verwunderung.) In der Nähe Aethra ſelbſt, und hinter ihr die trauernden Troerinnen; die letzte Gruppe auf dieſer unterſten Linie bildet Neſtor mit dem ſich wälzenden Pferde. Auf einer zweyten oder dritten Linie ſtehen in verſchiedenen Erhöhungen über einander verwundete Griechen und Trojaner. Ein Stück Mauer, welches Epeus einreiſst, iſt die Scheidewand der inneren und äuſseren Scene. Innerhalb des ſo angedeuteten Umkreiſes ſah man auf der unteren Linie die griechiſchen Heerführer verſammelt, um über die Frevelthat des Ajax Oil. zu berathſchlagen (was von dem ihm abgenöthigten Eidſchwur geſagt wird, iſt uns nicht deutlich geworden); die Caſſandra ſelbſt mit der Statue der Göttin. Rechts Ulyſſes im Geſpräch begriffen, auf der anderen Seite Antenor im Begriff, mit ſeiner Habe auszuwandern. Auf der zweyten oder oberen Linie Neoptolemus, die Pflicht der Blutrache vollziehend, wie Hr. *B.* will; um ihn her Erſchlagene, Verwundete, Fliehende, in mannichfaltigen Stellungen, und unter den Opfern ſeiner Rache Priamus und Hecuba ſelbſt. Dieſer ganze Aufſatz iſt zugleich eine Kritik der bekannten Nachbildung der Gebrüder *Riepenhauſen* und der verbeſſerten weimariſchen Zeichnung, durchwebt mit mythologiſchen, hiſtoriſchen und grammatiſchen Nebenbemerkungen, wie ſie der Vf. mit willkommener Fülle überall ausgeſtreut hat. Er macht noch auf die ſymmetriſche Vertheilung der Gruppen, auf die abſichtliche Häufung der weiblichen Figuren, die Mannichfaltigkeit des Affectausdrucks, und endlich auf die ethiſche Tendenz des Gemäldes in Beziehung auf den Ort, wo es aufgeſtellt war, und die zarte Verhüllung der Gräuelſcene aufmerkſam, die ſich vorzüglich aus der Vergleichung mit anderen ergiebt, in denen derſelbe Gegenſtand, aber weit weniger ſchonend behandelt iſt. Mit nicht minderem Scharfſinn weiſs der Vf. die mangelhaften und oft verworrenen Andeutungen des Pauſanias über das Gemälde an der linken Seite der Leſche, das Schattenreich, zu ergänzen, und auch in dieſem die charakteriſtiſche Manier des Polygnot kenntlich zu machen. Wir haben nichts hinzuzufügen, als daſs es ihm gefallen möge, ſeine Unterſuchung, die mit jedem Schritte zum Ziele wichtiger und anziehender wird, recht bald fortzuſetzen. P.

JUGENDSCHRIFTEN.

GOTHA, b. Perthes: *Moraliſche Bilderbibel mit Kupfern, nach Schubertſchen Zeichnungen, und mit Erklärungen von Caſpar Friedr. Loſſius*, Diakonus an der Predigerkirche zu Erfurt. 1805 bis 1811. Erſter Band. LVIII u. 376 S. Zweyter Band. 468 S. Dritter Band. XII u. 476 S. Vierter Band. 544 S. Fünfter Band 1 u. 2 Lieferung. 406 S. 8. — Jeder Band beſteht aus 3 Lieferungen; der erſte enthält 14 Kupfer, die folgenden jeder 15. (Ladenpreis für jeden Band 3 Rthlr. 12 gr.)

Die erſten Hefte dieſes Werks ſind in unſeren Blättern ſchon 1807. No. 100 und 1811. No. 144 von einem anderen Rec. angezeigt worden; da indeſſen der Plan des Ganzen ſich erſt jetzt deutlich überſehen läſst: ſo ermangeln wir nicht, unſeren Leſern hierüber Folgendes mitzutheilen.

Der Vf. hatte die Abſicht, „eine für unſer jetziges Zeitalter zweckmäſsige Sammlung auserleſener moraliſcher Beyſpiele, ſowohl aus der bibliſchen als weltlichen Geſchichte, für die Jugend zu veranſtalten, ein praktiſches Lehrbuch, welches nicht nur zum moraliſchen Unterrichte in öffentlichen Schulen und Erziehungsanſtalten dienen, ſondern auch in Familien die Stelle der ehemals ſo beliebten Bilderbibel verte-

ten sollte." Er wollte darin „die edelsten und ausgezeichnet schönen und guten Handlungen der Menschen *aus allen Zeiten und unter allen Völkern* zur Nachahmung aufstellen", und das Ganze sollte nicht über 5 bis 6 Bände betragen. Wenn dieser Gedanke nach einem bestimmten Plane ausführbar war: so verdiente er allerdings Empfehlung; und Rec. selbst sah der Erscheinung dieses Werks, so wie es angekündigt war, mit Verlangen entgegen. Auch fanden sich aufserordentlich viel Liebhaber zu demselben, denn es sind, wie aus dem Pränumerantenverzeichnisse nach einer flüchtigen Berechnung zu ersehen ist, an 2000 Exemplare davon bestellt worden.

Die Anzahl der Kupfer, welche in einer Bilderbibel natürlicher Weise eine Hauptsache ausmachen, war für jeden Band auf 15, für das Ganze also auf 75 bis 90 Numern berechnet worden; und bey guter Auswahl der darzustellenden Gegenstände liefs sich hiedurch allerdings viel Nützliches leisten. Der Vf. konnte zur Erreichung seines Zwecks einen doppelten Plan entwerfen; nur durfte er in keinem Falle vergessen, 1) dafs seine Bilderbibel eine *moralische* seyn sollte, und dafs folglich Kupfer und Text zu diesem Zwecke hinwirken müfsten; 2) dafs dieselbe (wenigstens mittelbar) für die *Jugend* bestimmt war, und zwar in einem Alter, für welches dergleichen Bilder noch einen bestimmten Nutzen, oder wenigstens ein besonderes Interesse haben.

Er konnte dann irgend eine *Übersicht der Moral* zum Grunde legen, und diejenigen Lehren herausheben, welche sich vorzüglich dazu eignen, dem jugendlichen Herzen früh und lebhaft eingeprägt zu werden. Für jede derselben konnte er nun aus dem weiten Felde der Weltgeschichte einige der treffendsten und interessantesten Beyspiele aufsuchen, und dieselben so vortragen, dafs die Belehrung, welche die Jugend daraus schöpfen sollte, von selbst daraus folgte, und die Tugend dadurch in ihrer Gröfse und Liebenswürdigkeit erschiene. Auch konnte dann ein gutes Kupfer allerdings sehr viel dazu beytragen, diese Geschichten durch Mitwirkung der Einbildungskraft im Gedächtnisse der Kinder zu erhalten, und diese immer von neuem daran zu erinnern. Gewifs dachten auch die meisten Pränumeranten, so wie Rec., dafs der Plan dieses Werks kein anderer seyn könne. Hätte dann der Vf. die Gabe gehabt, so zu erzählen, wie *Campe* und *Salzmann*: so würde Rec. dieses Werk in eben dem Grade, in welchem wirkliche Begebenheiten zu Bestätigung moralischer Grundsätze dienlicher sind, als erdichtete Erzählungen und Fabeln, dem *salzmannischen* moralischen Elementarbuche noch vorgezogen haben.

Allenfalls aber konnte der Vf. auch — wie er wirklich für besser gehalten hat — die *Geschichte* der Vorwelt zum Grunde legen, und diejenigen einzelnen Begebenheiten herausheben, welche ihm zur moralischen Belehrung der Jugend vorzüglich reichhaltig schienen. Bey einer guten Auswahl der Materialien führt dieser Plan mit dem vorigen zu einerley Zweck. Wer aber wirklich versucht, denselben auszuführen, hat mehrere Klippen sorgfältig zu vermeiden.

Er mufs insonderheit aus seiner moralischen Bilderbibel keine *Staatengeschichte* machen. Bücher dieser Art haben wir genug, auch solche, die fafslich und belehrend vorgetragen, und auch mit Kupfern versehen sind, wie dies z. B. bey *Schröcks Weltgeschichte für Kinder* der Fall ist. Überdiefs ist die moralische Prüfung der politischen Geschichte schlechterdings nicht Sache der früheren Jugend. Diese hat bey ihren moralischen Betrachtungen genug mit dem *häuslichen* und *inneren Leben* der Seele zu thun, um sich aus dem allgemeinen Grundgesetze der Sittenlehre, welches in unser aller Herz geschrieben ist, allmählich immer mehr bestimmte Regeln und Maximen für einzelne Fälle zu entwickeln. Sie blickt freylich auch ins *bürgerliche Leben* hinein, allein hier findet sich schon Vieles, worüber sie bey mangelnder Bekanntschaft mit den Verhältnissen ihr Urtheil bis zu reiferen Jahren suspendiren mufs. Dies ist aber zugleich der eigentliche Schauplatz, bey dessen moralischer Beurtheilung die Jugend am meisten Unterricht und Belehrung nöthig hat, besonders je näher sie dem Zeitpuncte kommt, wo sie selbst diesen Schauplatz mit betreten mufs. Die Jugend der gebildeten Stände mufs aus mehreren Gründen sich freylich auch mit der Geschichte einigermafsen bekannt machen; und allerdings hat *Alles*, was in derselben vorkommt, auch seine moralische Seite. Hier aber sind allenthalben auch so viele Collisionen von Pflichten, und so viele grofse und kleine Nebenumstände zu erwägen, dafs zu richtiger Beurtheilung einzelner Handlungen, welche in der Geschichte berühmter Staatsmänner, Feldherren und Regenten uns vorkommen, eine Casuistik erfoderlich ist, welche selbst für erwachsene Leser ihre Schwierigkeit hat. Die Jugend dagegen — besonders so lange sie noch eine Bilderbibel benutzt — kann sich hier nur auf diejenigen Handlungen einlassen, welche, ohne so verwickelt zu seyn, schon nach den ersten und allgemeinsten moralischen Grundsätzen hinlänglich beurtheilt werden können. Nur selten findet man hier reine, gediegene Tugend. Was in dem Leben der berühmtesten Staatsmänner und Helden am meisten glänzt, ist fast immer nur Composition, in welcher Talente und Klugheit den gröfsten Antheil ausmachen; und Jeder mufs gestehen, dafs dies auch nicht anders seyn kann und mufs. Aber welch ein Unternehmen wäre es, auch nur einen Theil solcher Geschichte so aus einander zu setzen, dafs auch die Jugend ein richtiges Urtheil darüber fällen könnte! Die eigentliche politische Geschichte ist demnach in einer *moralischen* Bilderbibel auf jeden Fall am unrechten Orte, selbst dann, wenn sie auch nur fragmentarisch darin vorgetragen wird.

Auch ist es für die Ökonomie einer solchen Schrift äufserst nachtheilig, wenn der Vf. die politische Geschichte einzelner Völker der Reihe nach durchgeht, und die darin vorkommenden Beyspiele edler Gesinnungen oder vorzüglich lasterhafter Handlungen herausheben will. Er wird natürlicher Weise mit der

Geschichte des Alterthums anfangen, und findet dann schon in der ältesten Geschichte des menschlichen Geschlechts, so wie überhaupt in der ganzen biblischen Geschichte, so viel Stoff, dafs alle fernere Auswahl ihm dadurch sehr erschwert wird. Noch schwieriger wird diese, wenn der Vf. dann auch die Geschichte der Griechen, Römer und anderer alter Völker durchgeht. Hier ist Alles voll von berühmten Namen; und welchen soll man vorbey gehen? Dieses hat aber für eine Schrift, deren Haupttendenz *moralisch* seyn soll, den Nachtheil, dafs Beyspiele von Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Standhaftigkeit, Grofsmuth gegen Feinde u. s. w. sich immer wiederholen, und dagegen für die Geschichte späterer Zeiten, die in moralischer Hinsicht weit mannichfaltiger ist, kein Raum mehr übrig bleibt.

Überzeugt, dafs jeder denkende Leser diese Grundsätze richtig finden wird, bedauert Rec. recht sehr, dafs der würdige Vf., der dem Publico durch seine Schrift Gumal und Lina rühmlich bekannt ist, sich nicht entweder auf die biblische Geschichte eingeschränkt, oder — wenn er einmal sich vorgesetzt hatte, auch die übrige Weltgeschichte zu benutzen, welches wir allerdings sehr billigen — nicht wenigstens obigen ersten Plan befolgt hat. Folgende kurze Übersicht des Werks, so weit dasselbe bis jetzt fortgerückt ist, wird dieses Urtheil hinlänglich bestätigen.

Der *erste Band* enthält, aufser einem allegorischen Titelkupfer, welches die belehrende Geschichte vorstellt, dreyzehn Darstellungen aus der Geschichte der Erzväter und des jüdischen Volks, welche der beygefügte Text auf 358 S. wohl etwas zu umständlich und ausführlich erzählt. Das letzte Kupfer stellt Daniel vor, wie er an den babylonischen Hof genommen wird.

Im *zweyten*, *dritten* und *vierten Bande* sind die Kupfer aus der griechischen und römischen Geschichte gewählt. Der hier beygefügte Text enthält nicht blofs umständliche Nachrichten von den hier erwähnten Personen, sondern auch viele andere Fragmente aus der griechischen, persischen und römischen Geschichte. Rec. würde dieses bey dem so angelegten Plane des Werks nicht mifsbilligen, wenn nur nicht so Vieles darin vorkäme, was mit dem Hauptzweck dieser Arbeit wenig gemein hat. So wird z. B. der auf Taf. 29 abgebildete einfache Aufzug, in welchem Agesilaus den üppigen Pharnabazus empfing, in wenigen Zeilen erzählt, und nun auf 20 Seiten seine übrige Lebensgeschichte beygefügt, die mehr eine trockene Aufzählung des Geschehenen, als eine Erzählung desselben ist. So werden im vierten Bande aus des Publius Valerius Publicola Leben Fragmente aufgestellt, die in einer *moralischen Bilderbibel* nicht sonderlich angebracht sind.

Im *fünften Bande*, welcher das Werk beschliefsen soll, kehrt der Vf. wieder zur Geschichte des israelitischen Volks zurück. Die erste Lieferung enthält 4 Kupfer, wovon das letzte den Johannes vorstellt, wie er am Jordan von Jesu zeugt. Die zweyte Lieferung das Leben Jesu, als des vollkommensten Musters menschlicher Tugend, und die beygefügten Kupfer stellen denselben dar: als Jüngling im Tempel — als Lehrer und Wohlthäter der Menschen — am Grabe seines Freundes Lazarus in Bethanien — bey dem letzten Abendmahl — am Ölberge — am Kreuze. „Die dritte Lieferung wird einige Nachrichten aus der Geschichte der Apostel Jesu enthalten, und mit der Geschichte der Zerstörung Jerusalems endigen."

Obwohl nun Rec. dieses Werk als *moralische Bilderbibel* nicht zweckmäfsig eingerichtet findet, und noch weniger empfehlen möchte, dafs eine ähnliche Arbeit von Neuem nach eben dem Plan unternommen würde: so will er diesem Buche doch keineswegs seine anderweitige Brauchbarkeit absprechen; und hält für Pflicht, noch anzuzeigen, dafs die Kupfer *sehr schön* gezeichnet, und im Ganzen auch eben so schön gestochen sind, so wie auch der Verleger sichtbar Alles angewandt hat, um die ihm gewordene Unterstützung des Publicums bestens zu verdienen. ca.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Frankfurt a. M.*, b. Wilmans: *Sittenlehre in Beyspielen.* Zum Gebrauch für Lehrer in Volksschulen und zur nützlichen Unterhaltung für Bürger und Landleute. Fortsetzung der Sittenlehre in Beyspielen von *Joh. Pet. Ludw. Snell.* Gesammlet und zum Druck befördert von *Karl Wilh. Münch*, Rector an der Schule zu Laubach in der Wetterau. 1812. 152 S. 8. (10 gr.) Eine Sittenlehre in Beyspielen müfste sich über alle Vorschriften erstrecken, welche die Moral giebt. Hr. *M.* hat es nicht so genau mit dem Titel seiner Sammlung genommen, indem dieselbe nur zu einigen Stücken der Sittenlehre Beyspiele liefert. Doch sind auch diese nicht gerade solche, welche in der *snell'schen* Sittenlehre übergangen worden sind. Die Sammlung selbst verdient übrigens Beyfall, da sie sich auf lauter solche Erzählungen beschränkt hat, welche das Gemüth leicht und gefällig ansprechen. Darüber aber hat sich Rec. gewundert, dafs es Hr. *M.* noch für gut finden konnte, in diese Sammlung Erzählungen von *Gellert* aufzunehmen, welche so allgemein bekannt sind. Ah.

Berlin, b. Hayn: *Ein Buch für die Winterabende.* Beytrag zur Unterhaltung für die gebildeten Stände. Herausgegeben von *Karl Stein.* 1812. 368 S. Zweytes Bändchen. 1813. 344 S. 8. (Beide Theile 3 Rthlr.) Man findet im ersten Bändchen acht Erzählungen, von denen die erste, der Drachenbändiger, von *Gubitz*, schon im Morgenblatt gestanden, die dritte aber, der Gang nach dem Bergschlosse, aus dem Frohmüthigen, und die vierte, der Taugenichts, aus der Hortensia bekannt sind. Das zweyte Bändchen ist dem ersten in so weit gleich, dafs es ebenfalls einige schon in Zeitschriften abgedruckte Aufsätze enthält. Doch sind auch einige neue hinzugekommen. Im Geiste und der Manier des Taugenichts und der Hortensia sind denn nun auch die übrigen Erzählungen des Vfs.: der Wanderstab des Vaters, das Brautpaar wider Willen, Amtmann Schnabel, das Reiseabenteuer, der Sternseher u. s. w. Sie lassen sich gut lesen, und würden sich noch besser lesen lassen, wenn der Vf. nicht so verschwenderisch mit Beywörtern und Beschreibungen wäre, welche für den Eindruck des Ganzen müfsig sind. — o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 NOVEMBER, 1812.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

HAMBURG, b. Müller: *Grammaire Portugaise, ou Elemens de cette Langue, surtout pour ce qui concerne ses rapports avec le François.* 1811. 224 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Das zur Recenſion vorliegende Exemplar iſt ohne Angabe eines Autors; jedoch die Buchhändler-Katalogen nennen den Hn. Prof. *Hip* aus Hamburg als Vf. Eine auffallende Erſcheinung, da bekanntlich dieſer Gelehrte, wie der von ihm zu Rathe gezogene Hr. *Faurat*, weder Portugal beſucht, noch je die portugieſiſche Sprache ſtudirt hat. Wahrſcheinlich werden uns hier die von einem jungen Kaufmann, Dilettanten dieſer Sprache, geſammleten grammatikaliſchen Bemerkungen mitgetheilt, und Hr. *H.* giebt nur ſeinen Namen dazu her.

Die portugieſiſche Sprache verdient allerdings in Deutſchland, für welches hier in franzöſiſcher Sprache geſchrieben wird, mehr bekannt zu werden, als vor 20 Jahren. Der Verehrer dieſer Sprache würde alſo auch in dieſer Anweiſung mehr ſuchen, als ſich darin findet, zumal da wir ſchon Anleitungen haben, die ein groſses Licht über ſie verbreiten, und würdige Schüler gebildet haben. Wir wollen denn ſehen, was Hr. *H.* und ſein literariſcher Club geleiſtet hat.

Die portugieſiſche Sprache iſt freylich nichts weiter, als ein Dialekt der ſpaniſchen; Portugals Grammatiker ſelbſt geben dieſs ſtillſchweigend zu: denn warum folgen ſie zum Theil ſo ängſtlich und ſorgfältig dem erhabenen Muſter der ſpaniſchen Grammatik der Akademie in Madrid, in Aufſtellung ihrer Grundſätze? Bey allen dem aber behält ſie ihren Diſtinctiv-Charakter, wie jeder beſondere Dialekt. Sie entſtand durch die nämlichen Völkerwanderungen, als die ſpaniſche; aber ſie hat, unter einem etwas verſchiedenen Himmelsſtrich, und durch den ſtärkeren Umgang mit anderen Nationen, eine etwas verſchiedene Geſtalt angenommen, und behauptet.

Des Vfs. Anweiſung zur richtigen Ausſprache iſt nach dem Munde eines zwar in Portugal geborenen jungen Mannes, nach der Mit-Einſtimmung einiger junger illiterater Portugieſen, nicht aber nach den Grundſätzen portugieſiſcher Sprachkenner niedergeſchrieben worden; ſie iſt mangelhaft und unrichtig. Wie ſollen *B*, *C*, *Ç*, *Z* ausgeſprochen werden? Iſt denn die Ausſprache dieſer 3 Buchſtaben ſo leicht, und dem Schüler ohne Mühe beyzubringen? Anders ſpricht ſie der Deutſche, anders der Franzoſe, und anders der Portugieſe aus. Und doch ſagt der Vf. kein Wörtchen darüber. Soll denn das portugieſiſche *banhar*, in Rückſicht auf das *b*, wie das franzöſiſche *baigner*, ſoll *cedro* wie das franz. *cèdre*, das *z* in *zebra* wie im franzöſiſchen *zèbre* ausgeſprochen werden? Oder ſollen die deutſchen Schüler, für die er franzöſiſch ſchreibt, das deutſche Z ausſprechen? Was würde der gebildeter Portugieſe dazu ſagen? Weder in Oporto, noch in Liſſabon wird man ſich in Geſellſchaft von ſeinen Kaufleuten lächerlich machen, wenn man die Buchſtaben *B*, *C* vor *e* und *i*, *Ç* und *Z* nach der correnten Mundart ausſpricht, wohl aber beym Sprachforſcher, wenn man die corrente Mundart zur Regel annehmen wollte. — Dem *Z* ſcheint der Vf. überhaupt nicht hold zu ſeyn; und doch kann er ſelbſt den ſchönen Laut deſſelben nicht verleugnen, wenn man ihm *assar* und *azucar* (ſein Lieblings *Assucar*) ausſprechen läſst, ohne ihn aufmerkſam zu machen. Und wer würde gar ſo thöricht ſeyn, *casar* mit *cazar* zu verwechſeln! Warum behält er nicht das obſolete *ç*, das der vortreffliche *Azeredo*, ſo wie das *z*, in ein *s* oder *ss* auflöſt, dafür aber gewiſs ein *z* angenommen hätte, wenn ihn nicht ſeine Vorliebe für den Portugieſen, und die Abneigung gegen den Spanier davon abgehalten? Erkläre uns doch Hr. *H.*, als Geograph und Hiſtoriker, woher das emigrirte königliche Haus ſich ſchreibt? von *Bragaza*, *Bragança*, oder *Bragansa*? — *H* ſoll nicht aſpirirt werden! Wie unterſcheidet er wohl *á ver* und *haver*? wie ſpricht man *olhar sobre o hombro* aus? Kann Hr. *H. hum homem honrado*, oder *honesto* ohne Aſpiration ausſprechen? und darf er es? und ſogar *uma casa*, und *um lipro!* — Ein ſauberes Compliment macht der Vf. der portugieſiſchen Sprache, indem er in ihr nicht den widrigen Gutteral-Laut findet, den die ſpaniſche Sprache in dem *j* und *x* hat. O die armen orientaliſchen Sprachen, die dieſen widrigen, dem Vf. ſo unangenehmen Laut haben, und haben werden, bis einmal ein grammatikaliſcher Dictator denſelben verbannt. Freylich ſind jene Sprachen aus den Zeiten der Kindheit der Welt, wo weder Menſchen noch Sprachen cultivirt waren; jetzt aber, da dieſe Sprachen cultivirt ſind, müſſen dergleichen Widrigkeiten wegfallen. Nein, die Orientalen hatten noch unverdorbene Sprach-Organe, und konnten ſehr gut *ruach elohim* ausſprechen, ohne dafür *rucha elohim* ausſprechen zu müſſen. — Ganz neu iſt die Bemerkung, daſs die *doppelten* Conſonanten, die man um der Etymologie willen beybehalten hat, als *einfache* ausgeſprochen werden müſſen. Z. B. *accento* wie *acen-*

to, ferro, wie *fero*; *innato*, wie *inato*. Noch nie fiel es dem gebildeten Portugieſen ein, dieſe Regel anzunehmen, die eben ſo unrichtig iſt, als *weiſſes* Brod wie *weiſer* Mann, oder *vom Leibe reiſſen* und von Hamburg *reiſen* gleich ſtark auszuſprechen. Die doppelten Conſonanten finden nicht ſtatt, und werden nie geſchrieben, ausgenommen da, wo man ſie in der Ausſprache hört, und das iſt der Fall bey dem *c*, *r* und *n*, z. B. *accenso*, *arroba*, *innato*; *Arengar* und *arrendar*, *acendrado* und *accendido*, *aceno* und *accento*, *arar* und *arranhar*, *analista* und *annalista*, *enamorar* und *ennatar*, *ennodar* und *enojar*, *innovado* und *inoculado* u. ſ. w. Das *R initiale* ſo ſehr aſpiriren, hieſse ſo viel, als das *G* in *Glaube* aſpiriren und *Klaube* ausſprechen zu wollen u. ſ. w. Wir fragen nur noch: was ſoll die Ausſprache beweiſen, die man in Liſſabon, und faſt in dem ganzen ſüdlichen Portugal befolgt, wenn ſie den Grundſätzen der Gelehrten und dem Ton der feinen Welt zuwider iſt? Sollen wir denn im Deutſchen die Ausſprache, die man in Hamburg und den ſüdlichen Provinzen Deutſchlands hat, als Regel für eine deutſche Grammatik aufſtellen?

Bey dem *Artikel* und den Declinationen behauptet der Vf. ganz irrig, daſs bey dem Wort *Rei* der ſpaniſche Artikel *el* ſtatt des portugieſiſchen *o* angenommen werde. Wahr iſt dieſs, jedoch nur dann, wenn die Portugieſen von ihrem eigenen Könige, nicht aber, wenn ſie von einem Ausländer reden. In der Überſetzung des *Gil Blas* heiſst freylich der ſpaniſche König *el Rei*, jedoch nur in ſofern der Roman nach Portugal verſetzt, und der ſpaniſche als portugieſiſcher König aufgenommen wird.

Bey dem Capitel von den *Conjugationen*, und dem richtigen Gebrauche der Arten und Zeiten, hat der Vf. gänzlich vergeſſen, für wen er ſchreibt, ob für Portugieſen, für Franzoſen oder für Deutſche. Jeder Lehrer hat es wohl oft erfahren, wie ſchwer es dem Schüler fällt, die Conjugationen fremder Sprachen richtig zu erlernen, und wie nöthig es iſt, das *Conjugiren* möglichſt zu ſimplificiren. Wozu nun die doppelten Zeiten eines Plusqueparfait des Indicatifs und des Praeterit I des Subjonctifs, die ja in der That nur eins ſind? Machen denn die franzöſiſchen Grammatiker aus *j'avois*, ich hatte, und *ſi j'avois*, wenn ich hätte, zwey verſchiedene Zeiten? Der Portugieſe hat fünf Zeiten für den Indicatif; der Deutſche nur drey, und der Franzoſe vier. Jener hat vier Zeiten für den Subjonctif; der Franzoſe und der Deutſche nur drey. Hier tritt die Pflicht des *Maitre de Langue*, wie Hr. *H.* den Sprachlehrer nennt, und die des Grammatiken-Schreibers ein, dem Lernenden einmal die Formation der Zeiten, und dann die Anwendung derſelben anſchaulich zu machen. Allein hierüber hat Hr. *H.* tiefes Stillſchweigen beobachtet, und die Anweiſung §. 35 iſt höchſt unvollſtändig, eben als wenn ſeine beiden ſo genannten Imparfaits, und das Future du Subjonctif und die dritte Perſon des Singulier und die erſte und dritte des Pluriel de l'Imperatif die ganze Formation aller Zeiten beſtimmten. Was den *wichtigen Gebrauch* der verſchiedenen *Arten* und *Zeiten* betrifft: ſo iſt es offenbar unrichtig, wenn der Vf. S. 104 ſagt: „*La langue portugaise ne se restraint pas autant que la françaiſe dans l'emploi des modes et des tems; elle jouit la dessus plus de liberté.*“ Im Gegentheil iſt die portugieſiſche Sprache hierin ſo ſehr wie irgend eine neuere Sprache an Regeln gebunden, je nachdem man ſich beſtimmt ausdrücken will, ob dieſs oder jenes geſchieht, oder geſchehen iſt, oder noch geſchehen kann, oder geſchehen ſoll oder wohl mag. „Der Hr. Prof. *Hip* iſt der Herausgeber einer portugieſiſchen Sprachlehre, und, der Hr. Prof. ſoll der Vf. einer portugieſiſchen neuen Sprachlehre ſeyn,“ ſind doch wohl zwey ganz verſchiedene Propoſitionen, in deren richtigem Ausdrucke die portugieſiſche Sprache wohl nicht mehr Freyheit, als die übrigen neueren Sprachen, ſich rühmen kann. „Ein Sprachlehrer ſoll in ſeinen grammatikaliſchen Regeln ſehr beſtimmt ſeyn,“ iſt doch wohl ein ganz anderer Satz, als wenn man ſagt: „Dieſer Profeſſor ſoll nur ein mittelmäſsiger Geograph und unvollkommener Hiſtoriker ſeyn.“ Wenn aber der Vf. dieſe Freyheit der portugieſiſchen Sprache auf den Gebrauch verſchiedener Partikeln, die bald den Indicatif, bald den Subjonctif annehmen, beziehen will: ſo würde Rec. ihm darin Etwas, jedoch nicht Alles nachgeben. Z. B. *este Senhor Profesor se gaba de sabio, ainda que (postoque), nao tem conhecimento algum de...* oder *ainda que (postoque) nao tenha conhecimento algum de...* Allein wer fühlt nicht den verſchiedenen Nachdruck in dem Gebrauch des hier geſetzten Impoſitivs und Subjonctifs? — „*Le parfait simple* (S. 104 §. 14) *s'employe assez indifférement pour les deux préterits français*,“ iſt leider wahr; allein als Regel iſt es höchſt unrichtig; beide ſind ſehr weit von einander verſchieden, und werden von ächten Portugieſen auch ſehr vorſichtig gebraucht. Das angegebene Beyſpiel *foste hoje bem afortunado* iſt fehlerhaft, und Rec. erwartet die Beſtätigung aus reinen Autoren; nur nicht aus franzöſiſch-portugieſiſchen, noch vielweniger aus engliſch-portugieſiſchen Grammatiken, oder ausländiſchen Werken: *hoje Vni. tem sido bem afortunado, manhaa o nao serd.* — „*Le parfait composé* (eben daſelbſt) *ne sert le plus souvent qu'à varier ou mieux remplir la phrase.*“ Was heiſst das? *tem dado este Autor regras bem desarrazoadas.* Was für eine *variation* oder *remplissage de la phrase* findet ſich in dieſem Satz, der nichts als eine beſtimmte Propoſition enthält, und die doch wohl nicht durch das Parfait: *déo este Autor etc.* ausgedrückt werden ſoll! — Von dem richtigen Gebrauche des Imparfait ſagt der Vf. nicht ein Wörtchen, und doch iſt die Anweiſung dazu nicht minder wichtig in der portugieſiſchen als in der franzöſiſchen und anderen verwandten Sprachen. Der Deutſche hat für das portug. Imparfait und für das Parfait nur das eine Imparfait. Wenn dieſes deutſche Imparfait nun zwey- oder dreymal in einer Propoſition vorkommt: wozu ſoll der Schüler im Portugieſiſchen greifen? „Der Bettler, der vor der Thüre *war*, *war* nicht zufrieden mit dem

Almosen, das man ihm *gab.*" Wie soll der Schüler diesen Satz richtig übertragen? Eine kurze und deutliche Regel zeigt es beym ersten Anblick. — Der Vf. wird doch nicht behaupten wollen, dafs beide Zeiten eben so wie im Französischen gebraucht werden? Dann würden wir ihm sein Stillschweigen gern verzeihen, jedoch seine Meinung nicht billigen. Beide Zeiten erfodern ihre ganz richtige Anwendung, und wer dagegen fehlt, kann leicht in die Verlegenheit kommen, seine kaufmännische Bilanz scheitern zu sehen.

Die Regel S. 103 §. 13 über den richtigen Gebrauch des Nominativs oder des pronom personel ist ganz richtig, allein der Vf. befolgt sie nicht. So viele Aufmerksamkeit gehört dazu, Regeln zu copiren, und sie auch zu befolgen. S. 106. 3 *bem tolo fora se tal fizesse;* wer denn? *eu, elle, ella* oder *o mestre?* Und dieser Fehler findet sich sehr oft. S. 108. §. 18. 2 sagt der Vf. ganz richtig: „*on emploie le Gerondif au lieu des Conjonctions aindaque, porque etc.*": er hätte aber auch bestimmen müssen, dafs dies geschieht, wenn die Person nicht verändert wird, wenn die handelnde Person dieselbe bleibt, *nunca me respondester tendo-vos escrito tantas veces,* ihr antwortet nicht, — und doch hatte ich euch geschrieben." *Quae, qualis, quanta! Não me respondestes tendo — mo prometido tantas veces,* ist rund und verständlich. S. 111. §. 20, 2 „*Quand il y a dans la phrase un ou deux pronoms, l'usage exige de mettre l'auxiliaire haver après l'Infinitif etc.* ist eben so unrichtig wie mehrere Behauptungen. In den alten Zeiten und noch jetzt bey einigen alten Gelehrten finden wir diese Art sich auszudrücken, die nichts weiter ist, als das eigentliche Futuro. Der *usage* verliert sich aber, und hat sich schon verloren, wenn ihn nicht eine mächtige Hand rettet. *Perder-te has* ist das Futuro *te perder-has; te perderás,* oder *has de perderte.* In welcher dieser Variationen ist mehr *usage?* — *Dar-mo ha;* jetzt *mo dar-ha,* richtig *mo dará,* oder *mo ha de dar, ha de darmo.* — *Pagar-lho hei,* jetzt *lho (pagar-hei) pagarei,* oder *lho hei de pagar,* oder *hei de lho pagar, hei de pagar-lho.* — *Di-lo hei* ist schon obsolet, und lautet besser: *o direi, direi-o.* So auch *fa-lo ha,* statt *o fará,* oder *fará-o.* — Eben so mit dem Futuro condicional *pagaria etc.,* z. B. *pagar-lho hia,* anstatt *lho pagaria (lho pagar-hia); estimar-lho heamos,* anstatt *lho estimaríamos.* — Eine kurze Anweisung über diese Antigualha ist in einer Grammatik nöthig, um den Anfänger aufmerksam zu machen, und ihm die Auflösung darüber zu erleichtern; allein diese Anweisung darf nicht Regel werden, die er, wohl gar als zierlichen Ausdruck, befolgen soll.

Da die Portugiesen keine eigentlichen Declinationen haben, und die verschiedenen Veränderungen und Bestimmungen der Haupt- und Neben-Wörter durch Präpositionen machen: so sollte das Capitel von den Präpositionen sogleich auf das Capitel von dem Hauptworte folgen, oder mit demselben verbunden seyn, nicht aber erst nach den Zeitwörtern abgehandelt werden. Nächstdem sollte es bestimmter seyn, und nicht Ausdrücke zu Präpositionen gemacht werden, die es nicht sind, und nur höchstens als Adverbia gelten können. Dahin gehören alle die, mit den Präpositionen *á* oder *de etc.* und einem Hauptworte gemachten adverbialischen Redensarten, als: *á par; á pesar; em roda; ao lado; ao longo; ao pé;* und sogar das Participio passivo *visto!* — Gewifs kennt der Vf. die richtige Definition, was eine Präposition oder ein Vorwort sey; und mufste sich also durch falsche Autoritäten, oder durch vorgefafste Meinung nicht von seinem Begriffe ableiten lassen. *Ao lado do rio* ist nur das Hauptwort *lado* mit dem Vorworte *de,* als *regens* des folgenden Hauptworts *rio* mit dem Vorworte *de,* oder das Hauptwort als *regens,* mit seinem Genitiv.

Sehr nützlich wäre es gewesen, wenn der Vf. das kleine Hülfswörterbuch, wodurch derselbe die Erlernung der Sprache zu beschleunigen glaubt, gänzlich weggelassen, und dafür die Lehre von den Vorwörtern etwas deutlicher und ausführlicher vorgetragen, besonders mehr Rücksicht auf den Gebrauch dieser Vorwörter mit dem Infinitivo genommen hätte; welcher letztere Umstand freylich für die Übersetzungen aus und in die französische Sprache nicht so wichtig, desto wichtiger aber für die Deutschen ist, die nur selten mit Infinitiven reden, und dafür lieber Bindewörter mit einem *tempo finito* gebrauchen. „*Sobald ich zu Abend gespeist hatte, ging ich aus*", wird der Franzose, aus seinem *après avoir soupé* leicht übersetzen können; desto schwerer aber wird es dem Deutschen, und für diese, und einige seiner Eleven, hat er doch schreiben wollen. — Eine Sprache richtig zu reden und zu schreiben, mufs man vorzüglich den Lehrling seine Gedanken aus seiner Muttersprache in die zu erlernende Sprache übertragen lassen. Dazu sind Übungen nöthig, und durch diese lernt er dann Wörter im Zusammenhange. Solche Übungen mufs aber ein Mann schreiben, der die Sprache kennt; und das ist freylich bey vielen Lehrern nicht der Fall. Gewöhnlich halten sie den Schüler nur mit Übersetzungen aus der zu erlernenden Sprache in die Muttersprache hin; oder lassen ihn die in den gewöhnlichen Grammatiken, als ein kleines Hülfswörterbuch, angefügten Wörter memoriren.

Die nachfolgenden *Gespräche* sind gut und zweckdienlich aus der Conversation genommen; nur hätte das Höflichkeits — *Vmce vossa merced* nicht zu oft ausgelassen werden sollen. Denn eben hiedurch werden diese wirklich artigen Gespräche etwas unartig und zu familiär, oder sie scheinen von dem vermeintlichen Höheren an seinen Untergebenen gerichtet zu seyn. — Die *kaufmännischen Briefe,* womit die Grammatik schliefst, haben einen ganz leidlichen Stil, so wie er auf den mit Portugal correspondirenden Comptoiren, nicht aber der Reinheit der Sprache nach, erlernt wird. Es fehlt ihnen die so nöthige *Vivacité et l'Elegance;* auserdem ist die Construction oft zu *regulière,* und wird dadurch *languissante;* es fehlt ihnen *la persuasion et la manière*

de plaire. — Der Höflichkeits-Ausdruck *Vmce* oder *Vmces* fehlt auch hier zu oft, und macht den Stil schlaff. Freylich nehmen sich die Kaufleute dieſs einander nicht übel, so wenig wie E. E. D. D. Allein wo bleibt denn da die Grammatik? S. 174. *Se Vmce. intenta interesarse — seruos hia agradavel d'entrar com Vmce. em negocios etc.* hat doch wohl kein reiner Portugieſe, ſondern ein Deutſcher geſchrieben. Eben ſo wenig auf der folgenden Seite: *a sua proposta d'eu entrar — he muito agradavel para mim.* — Schöne *modelles de lettres!*

Der Vf. laſſe ſich durch dieſe Bemerkungen nicht abhalten in ſeinem Eifer, für die Ausbreitung der portugieſiſchen Sprache zu arbeiten, wofür ihm jeder wohldenkende Freund danken wird; beſonders ſuche derſelbe ſeiner Grammatik durch praktiſche Aufſätze mehr Brauchbarkeit zu geben. Schlieſslich iſt der Vf. ſehr irrig, wenn er die Herausgabe der Chreſtomathie des Hn. Prof. *Ahlwardt prématurée contre le voeu de son auteur* nennt, welches der Verleger ſchon längſt widerlegt hat. Das von demſelben Vf. erwünſchte und erbetene portug. deutſche Lexikon iſt ſchon vor mehr als 2 Jahren in Leipzig bey Schwickert erſchienen. Die der Grammatik des D. *Joh. Daniel Wagner* (nicht *Wagner*) angeſchuldigten Quiproquos beſtätigen ſich nicht; derſelbe ſcheint wenigſtens weit entfernt davon zu ſeyn, *casar* durch *cazar* ausdrücken zu wollen; er ſagt juſt das Gegentheil. *Azougue* und *açougue* gehören nicht in dieſer Rubrik. Soll denn der Imperatif von *weinen*, Weine nicht mein Kind, anders, oder mit anderen Buchſtaben geſchrieben werden, als die *Weine*, die die Kaufleute von Oporto verſchreiben? Kann denn *azougue* (um nicht das umförmliche ç zu gebrauchen) nicht zwey verſchiedene Bedeutungen haben? W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Vortrag über das Finanzgeſetz für das Herzogthum Warſchau, gehalten auf Befehl Sr. Majeſt. des Königs in der Landboten-Stube am 17ten December* 1811 von Sr. Excell. dem Herrn Finanzminiſter Grafen *Matuszewic*. 1812. 59 S. 8. (6 gr.) Die Tendenz dieſes in jeder Beziehung der öffentlichen Bekanntmachung würdigen Vortrags iſt eine Rechtfertigung des jüngſten, vom 1*ſten Junius* d. J. in Wirkung getretenen, Finanzgeſetzes des Herzogthums *Warſchau*, und der darin vorgeſchlagenen Abänderungen in dem bisher dort angewandten Abgabeſyſtem: namentlich der vorgeſchlagenen Verminderung der bis dahin zu ſehr erhöhet geweſenen, und um deſswillen für den allgemeinen Wohlſtand äuſserſt drückenden, *Grundſteuer von den Landgütern* (Ofiara), und des ebenfalls zu hoch angelegten *Landrauchfanggeldes*, ſo wie einer Rectification der vom vorhergegangenen Reichstage verordneten *Perſonal-* und *Patent-Steuern*, der *Stempeltaxe*, und der (ſchon früherhin von der preuſſiſchen Regierung eingeführten und nachher beybehaltenen) *Stadt-Trankſteuer* (Czopowe Miéyskie). Um das Deficit von 10,650,000 polniſchen Gulden zu decken, welches dieſe Verminderung und Rectification dem öffentlichen Schatze verurſacht, wurde eine *Landtrankſteuer* (Czopowe Wiéyskie) und ein *Tabakmonopol* in Vorſchlag gebracht, deren Rechtfertigung uns indeſſen dem Redner weniger gelungen zu ſeyn ſcheint, als die der angegebenen Änderungen. Die vorgeſchlagene Landtrankſteuer hat viele Ähnlichkeit mit der im Preuſſiſchen eingeführten *fixen Acciſe*. In dieſer Geſtalt aber iſt ſie wirklich — wenn man ſie genau analyſirt — mehr eine bloſse Grundſteuer, als eine wahre und reine Conſumtionsabgabe; und man wird bey ihrer Hebung mit allen den Schwierigkeiten zu kämpfen haben, welche bisher die Grund- und Perſonen-Steuer begleitet haben. Beherzigungswerth iſt übrigens für alle Gouvernements und insbeſondere für alle Finanziers die von dem Redner (S. 6) ausgeſprochene Wahrheit: „Die erſte Rettung, die erſte Hülfsquelle des öffentlichen Schatzes iſt, *die ſtrengſte Sparſamkeit, und die Entfernung alles deſſen, was irgend in den öffentlichen Ausgaben überflüſſig oder unnöthig ſeyn könnte*“. Glücklich würde die bürgerliche Menſchheit ſeyn, wenn dieſe Wahrheit überall mit der erfoderlichen Strenge geachtet und gehandhabt würde. Meiſt erſcheint ſie nur als todter Buchſtabe in den Inſtructionen für das Finanzminiſterium. Z.

Ästhetik. *Berlin*, b. Littfas: *Über den Begriff vom Schönen.* Ein Verſuch von *Ludewig Stäckling*, Doctor der Philoſophie. 1808. 72 S. in 12. (6 gr.) Der Vf. dieſer kleinen Schrift betrachtet ſeinen Gegenſtand, das Schöne, von drey Seiten. Zuerſt zergliedert er den Eindruck äſthetiſcher Gegenſtände, und vergleicht zu dem Ende die Empfindungen, die ſchöne Werke der Natur und Kunſt, ſo wie ihre Gegentheile, erregen. Im zweyten Abſchnitt beſtimmt er das Schöne in Anſehung des Objects, und findet hier die Eigenſchaften des Sinnlichen, des Geiſtigen und die Harmonie beider. Im dritten Abſchnitt ſucht er die Beſtätigung davon in den Vorſtellungskräften, die das Schöne auffaſſen, alſo den Sinnen, dem Geiſt, und der Vereinigung beider, der Freyheit. An der Ausführung können wir Klarheit und Einfachheit der Gedanken und des Ausdrucks loben, und die ganze Arbeit als eine, im Allgemeinen nicht miſslungene, pſychologiſche Unterſuchung empfehlen. Wollte ſie aber philoſophiſche Betrachtung zu ſeyn Anſprüche machen: ſo könnten wir dieſe nicht anerkennen, indem die ganze Anſicht auf dem Standpunct der Reflexion bleibt, und ſonach nur die erſcheinende, nicht die abſolute Schönheit erkennt. Zwar ſpricht der Vf. von der Schönheit, als der Harmonie des Realen und Idealen, des Objectiven und Subjectiven, verſteht aber unter dem Realen und Objectiven das Sinnliche, erblickt alſo nur den vergänglichen Wiederſchein der ewigen Schönheit.

Übrigens verdient der Vf. Aufmunterung, und iſt gewiſs nicht unfähig, ſich zu dem philoſophiſchen Standpunct zu erheben. L. Th.

Technologie. *Schleſswig*, b. Röhſs: *Beſchreibung und Abbildung eines Dampfkochapparats.* Eine der wohlfeilſten, bequemſten, reinlichſten und holzſparenden Kocheinrichtungen für kleinere und gröſsere Haushaltungen. Von *Johann Andréſen*, Secretär Sr. Durchl. des Herzogs zu Auguſtenburg. Mit zwey Kupfertafeln. 1804. 26 S. 8. (7 gr.) Die hier beſchriebene Dampfkochung iſt eine Nachahmung der bekannten in England gebräuchlichen Kochung durch Dämpfe. Der Kochofen enthält einen kupfernen Keſſel, welcher mit Waſſer gefüllt wird, und um dieſen Keſſel iſt ein hölzerner Dampfkaſten angebracht, in welchem die aus überzinntem Eiſenblech verfertigten Kochgefäſse aufgehängt werden. In dem Keſſel wird das Waſſer zum Kochen gebracht, und weil der Dampfkaſten mit einem Deckel verſehen iſt: ſo befinden ſich die Kochgefäſse immer in den heiſsen Dämpfen, welche durchs Nachlegen einer geringen Menge Holz in dem Ofen unterhalten werden. Im Kochheerde iſt zugleich noch ein kleiner Ofen zum Backen angebracht. Rec. findet dieſe Einrichtung ſehr zweckmäſsig, und würde ſie unſeren gewöhnlichen Kochmethoden ſchon aus dem Grunde vorziehen, weil das Anbrennen der Speiſen dabey nicht zu befürchten iſt. Das im Keſſel bleibende Waſſer iſt immer noch ſo weit erhitzt, daſs es zum Aufwaſchwaſſer dienen kann. Ohne Kupfer iſt von der Einrichtung keine ganz deutliche Beſchreibung zu geben. T. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 NOVEMBER, 1812.

REGISTRATURWISSENSCHAFT.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *Die Registraturwissenschaft*, nach ihren Hauptgesichtspuncten, Grundsätzen, Zeitgebrechen u. s. w. dargestellt, und mit einem systematischen Abriss der Registraturgesetze des Königreichs Wirtemberg begleitet, von *Friedrich Gutscher*, Registrator bey dem königl. Ober-Landesökonomiecollegium. 1811. X u. 279 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Schrift soll nach der Vorrede nicht eine vollständige Anleitung zur Registraturwissenschaft geben, sondern nur einzelnen, in unseren Tagen nicht genug erkannten Wahrheiten über dieselbe Eingang verschaffen; jedoch handelt sie von beynahe allen Theilen der Registraturlehre, und zeichnet sich durch lebhaftes Interesse für den bearbeiteten Gegenstand, durch Eigenthümlichkeit und zum Theil Neuheit der Ansichten, durch richtiges Urtheil, viele Umsicht und einen gefälligen Vortrag aus. Da es zu weit führen würde, alle die Stellen anzuführen, welche Rec. mit Beyfall und Vergnügen gelesen hat; so will er, bey Angabe des Inhalts, nur bemerken, wo er mit den Ansichten des Vfs. nicht übereinstimmen konnte.

Nachdem Hr. *G.* im 1 Abschnitt von dem Zweck und der Wichtigkeit der Registraturen, von den erforderlichen Eigenschaften und der Prüfung der Registratoren gehandelt hat: kommt er auf die (sogenannte) systematische Registraturordnung, d. h. auf die Methode, die Acten nach der wesentlichen Beschaffenheit und Verwandtschaft ihrer Gegenstände gleichsam in ein zusammenhängendes Ganzes zu ordnen. — Hier tritt Hr. *G.* den Schriftstellern (von allerdings nicht geringer Anzahl) bey, welche die systematische Registraturordnung, mit Verwerfung jeder anderen, empfehlen; die Zulässigkeit einer der verworfenen Arten, Acten zu ordnen, räumt er nur als eine unter dringenderen Verrichtungen vorläufig, und mit Vorbehalt der Umgestaltung, zu ergreifende Massregeln ein. Indess hat jede der gewöhnlichen Methoden (man mag die Acten nach der Wesenheit der Gegenstände, nach ihrer Localität, nach Geschlechtsnamen, oder sonst nach einer alphabetischen Ordnung classificiren), ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel. Auf das Mehr oder Weniger kommt es dabey nicht sehr an, denn alle jene Vorzüge kann man, vornehmlich bey Specialacten, mit einander verbinden, und den Mängeln lässt sich abhelfen, wenn über dieselben Acten mehrere Repertorien verschiedener Art geführt werden. — Von dieser Ansicht geht offenbar auch die von dem Vf. S. 60 angeführte preussische Verordnung aus, welche zwar eine blosse alphabetische Ordnung für *unzureichend* erklärt, und vorschreibt, „die Sachen nach ihren Materien zu *registriren*", doch aber hinzusetzt, ein Registrator könne ausser dieser Hauptregel der Ordnung, dem Befinden nach, zugleich auch noch andere anwenden, *denn je mehr Regeln der Ordnung in einer Registratur zu finden sind, desto vollkommener ist sie.* Wird freylich bey der Sachordnung nicht blos die Verzeichnung (Repertorisirung) der Acten, sondern auch die Reihenfolge berücksichtigt, wonach sie im Archive neben einander aufgestellt werden: so fällt der Einwurf, dass die nämlichen Acten zu gleicher Zeit nach verschiedenen Methoden zu ordnen seyen, allerdings weg; hingegen lohnt es sich auch nicht der Mühe, in Rücksicht dieser Reihenfolge etwas zur Empfehlung irgend einer Ordnung zu sagen; denn die strenge Beobachtung einer jeden solchen Aufbewahrungsordnung führt (ohne je einen anderen Vortheil zu gewähren, als dass man bisweilen Acten ohne Hülfe des Repertoriums auffinden kann) gewöhnlich Unbequemlichkeiten mit sich, die zwar da, wo man nicht auf Verschwendung des Raums achtet, nicht bemerkt werden, die aber in manchen Fällen, vornehmlich wenn eine Registratur von bedeutendem Umfange nach einem ganz neuen Plan eingerichtet, oder völlig umgestaltet werden soll, unendlich beschwerlich werden. Sollte das bey einer Registratur angestellte Personal nicht genug Zeit aufbringen können, um neben den bestehenden Repertorien noch ein anderes zu fertigen: so wäre das zu bedauern; wenn aber einmal über Specialacten, ausser einem Realrepertorium, noch ein Local- oder Personal-Repertorium wirklich gefertigt worden ist: so wird gewiss die darauf verwendete Zeit in der Folge, durch oftmaliges schnelleres Auffinden der Acten, reichlich ersetzt werden (vgl. die S. 56 f. aus *Beggs* Ideen einer Theorie der Archivwissenschaft gezogenen Stellen, und *Hechts* Versuch einer Theorie der Registraturlehre §. 32. 33. 34. 58. 59). Übrigens scheint Rec. der Ausdruck *systematische Ordnung* überhaupt hier nicht ganz passend; er würde dafür lieber (im Gegensatz von der Methode, Acten nach gewissen nicht wesentlichen Charakteren zu classificiren) den Namen Real- oder physiographische Ordnung gebrauchen, denn unter *System* ist doch nichts anderes zu verstehen, als *irgend* eine leitende Idee, wonach man Fälle einer gewissen Art zu erklären, oder sein jedesmaliges Verfahren zu bestimmen hat.

Über die Vorzüge der physiographischen — oder systematischen — Ordnung, und die Mängel der alphabetischen, trägt der Vf. theils seine eigenen Bemerkungen, theils, mit vieler Vollständigkeit, die Urtheile anderer Schriftsteller und Verordnungen vor. In der angeführten Stelle von *Kulenkamp*, worin es heifst, „*Spiefs* vergleiche ein alphabetisch geordnetes Archiv mit einer Apotheke, in welcher man nur erhalte, was man selbst zu nennen und anzugeben wisse", liegt ein Versehen zum Grunde. Das *spiefsische* Gleichnifs (S. 63 seiner Abhandlung von Archiven) ist nicht gegen eine alphabetisch geordnete, sondern gegen eine Registratur gerichtet, in welcher die Führung der Remissorien (Rückweisungen; Denkzettel), die Hr. G. §. 38 mit Wenigem erwähnt, vernachlässigt worden sind. — Wahr ist es, ein Registrator, der seine Acten ohne Weiteres nach äufseren Merkmalen, wie sie am ersten in die Augen fallen, registrirt, und dann erwartet, dafs Jeder, der Acten verlangt, ihm jene, meistens sehr unwesentlichen Merkmale angeben werde, kann nicht unpassend mit einem Apothekergesellen verglichen werden; einem geschickten Arzt hingegen, der in jedem einschlägigen Falle die möglichen Mittel an die Hand zu geben weifs, wird er zwar einen merklichen Schritt näher kommen, wenn er bey Classificirung der Acten gehörige Rücksicht auf den wesentlichen Inhalt derselben nimmt, völlig aber wird er seine Absicht nur durch gehörig geführte Remissorien erreichen können. Der Grund hievon ist sehr natürlich. Wenn ein Registrator, vermöge seiner Registratureinrichtung, im Stande seyn soll, über irgend einen Gegenstand allen möglichen Aufschlufs zu geben: so ist es nicht immer genug, dafs alle über diesen Gegenstand vorhandenen Schriften sich gehörig zusammen getragen finden, sondern es müssen auch alle erheblichen Beziehungen, welche oft ganz zufällig, nicht nur ganz andere Acten, sondern auch einzelne Piecen ganz anderer Acten auf den befragten Gegenstand haben, unter dessen Titel (Rubrik, Überschrift) bemerklich gemacht seyn. Diese Beziehungen, welche aus den Actenrubriken an sich unmöglich entnommen werden können, anzudeuten, ist die Absicht der Remissorien, welche daher, in praktischer Hinsicht, die Vortheile einer zweckmäfsigeren Classification der Acten allemal ersetzen, nicht aber umgekehrt durch jene ersetzt werden können. Dabey ist aber Folgendes zu bemerken. 1) Wenn in einer Registratur sowohl die zweckmäfsigere Classification der Acten, als auch die gehörige Führung der Remissorien vernachlässigt worden ist: so ist es bey Weitem leichter, das Erste als das Zweyte nachzuholen. 2) Vielen Registratoren wird es wegen überhäufter Arbeit, Zerstreuungen und sonstiger Verhinderungen ganz unmöglich, auf gehörige Führung der Remissorien die nöthige Zeit und Aufmerksamkeit zu verwenden. 3) Da Specialacten allemal (in abstracter Hinsicht) eine mehr oder weniger erhebliche generelle Beziehung haben: so wird man sich bey vollständig zweckmäfsiger Führung der Remissorien (zu Bemerkung solcher generellen Beziehungen) häufig genöthigt sehen, selbst für Specialacten Generalrubriken anzulegen, und so zum Realsystem zurückzukehren. — Dagegen scheint auch gerade darin, dafs Specialacten allemal, mehr oder weniger, eine generelle und zugleich auch eine ausschliefslich specielle Beziehung haben, der sicherste Beweis zu liegen, dafs für dergleichen Acten weder das Realsystem noch eines der übrigen völlig zureichend ist. In dem übrigen Theile des ersten Abschnitts wird hauptsächlich von dem Vortheil, Kanzleyregistraturen und die der Landbeamten nach einen übereinstimmenden Plan zu ordnen, und dann von Cassiren unnützer Acten gehandelt.

Der II Abschnitt zeigt die Entwerfung der Registraturpläne, deren zwey (über eine Unteramtsregistratur und über eine Kreisregistratur) mitgetheilt werden. Beide werden denjenigen, die ähnliche Registraturen einzurichten haben, gute Dienste leisten. Doch scheint der zweyte eine noch nicht seit Langem bestehende Registratur zu betreffen, und daher nicht so vollständig ausgearbeitet zu seyn, als der erste. — Von Entwerfung der Pläne für Cameralregistraturen wird nur im Allgemeinen gesprochen, dabey jedoch, wie überall, viel Gutes und Befriedigendes gesagt.

Der III Abschnitt enthält einen, mit vielem Fleifs, und, wie es scheint, sehr vollständig gefertigten Auszug wirtembergischer Registraturverordnungen. — Indem diese Verordnungen hier, ihrem Inhalte nach, systematisch geordnet sind: so stellen sie gewissermafsen eine Registraturanleitung dar, die für wirtembergische Beamten ganz vorzüglich wichtig, aber auch für andere Geschäftsmänner nicht ohne Interesse seyn wird. — Von einigen dieser Verordnungen (z. B. von der wegen Führung des Memorabilienbuchs) könnte man zwar, wie von den Bildsäulen jenes berühmten Künstlers, sagen: „es fehlt ihnen nichts, als dafs sie nicht von selbst gehen", d. h. es ist zu bedauern, dafs ihre Ausführung fast unvermeidlich dem guten Willen, der Aufmerksamkeit und der Geschicklichkeit einzelner Personen überlassen bleiben mufs, von denen nicht zu erwarten ist, dafs sie immer im Geist des Gesetzes handeln werden. Im Ganzen aber zeigen diese Verordnungen deutlich, wie vorzüglich sich der wirtembergische Staat seit jeher angelegen seyn liefs, seine Registraturen in einen guten Zustand zu bringen; und da diese Sorgfalt, wie Rec. aus Privatnachrichten weifs, noch in ganz neueren Zeiten sehr zweckmäfsig fortgesetzt worden ist: so lafst sich auch annehmen, dafs der Aufmerksamkeit dieses Staats die Verdienste derjenigen seiner Diener nicht entgehen werden, die sich, wie der Vf., im Registraturfache so rühmlich auszeichnen.

Was die §. 132 erwähnte und S. 269 f. wörtlich mitgetheilte Verordnung des königl. Oberlandes-Ökonomiecollegiums betrifft, wonach ein Normaljahr festgesetzt und den Registratoren aufgegeben und überlassen wird, gewisse darüber hinausgehende Acten, in Gemäfsheit einer *allg. meinen* Instruction, zu cassiren: so freute Rec. das Zutrauen, welches das Collegium in die Beurtheilung und Vorsicht der Registrato-

ren Fonte, und welches im Allgemeinen, wie traurig dieſs auch ſeyn mag, wenigſtens bis jetzt gewiſs nicht die Mehrzahl der Regiſtraturſubjecte verdient. Daſs dieſe Verordnung, in Rückſicht künftig eintretender Regiſtratoren, viele Vorſicht und ſorgfältige Prüfung erfoderlich mache, liegt am Tage. Am eigentlichſten paſſen Verordnungen dieſer Art auf Juſtizbehörden, für welche auch ein ähnliches Verfahren von *Spieſs* angerathen, und von der badiſchen Archivordnung vorgeſchrieben wird. Sollte aber die gedachte Verordnung allgemein auch für Acten, welche, für ganz unbeſtimmte Zeit fortwährende, Beſitzungen, Laſten oder Einrichtungen zum Gegenſtande haben, ohne jedesmalige ſpecielle Vorſchrift gelten: ſo dürfte man ſich (wie ſehr auch darin wirklich mit umfaſſender Einſicht die Fälle beſtimmt und modificirt worden ſind, in welchen Acten caſſirt werden ſollen), nicht wundern, wenn mancher Regiſtrator dadurch veranlaſst würde, das Verfahren jenes Beſitzers einer Bibliothek nachzuahmen, der von ſeinen Büchern insgeſammt, um ſie bequemer aufbewahren zu können, einen beträchtlichen Theil mit Rand und Druck wegſchneiden lieſs.

Der IV Abſchnitt iſt dem Andenken des älteſten deutſchen Schriftſtellers im Regiſtraturweſen, *Jakob v. Ramminger's* gewidmet, und enthält eine kurze Biographie deſſelben, nebſt einer Beurtheilung ſeiner Schriften. — *Ramminger*, der vor beynahe 300 Jahren bis gegen das Ende des 16 Jahrhunderts lebte, und im Wirtembergiſchen Regiſtrator war (das Prädicat *Archivar* war damals nicht üblich), hatte gröſstentheils durch ſeine Geſchicklichkeit im Regiſtriren und zum Theil als Renovator einen Ruhm erlangt, der jetzt leicht unglaublich ſcheinen könnte. — Seine Schriften, deren er mehrere verfaſste, ſchienen in neueren Zeiten völlig verloren, auſser dem Wenigem, was über hundert Jahre nach ſeinem Tod, *Fritſch* und *Wenker* mit anderen Werken abdrucken lieſsen; Hn. *G.* gelang es aber, dieſe Schriften in einer königl. Bibliothek aufzufinden, und er theilt hier, in Betreff des Regiſtraturweſens, mehrere Stellen aus denſelben mit. — Dieſe beweiſen, daſs *Ramminger* darüber, was *überhaupt* für zweckmäſsige Einrichtung und Führung einer Regiſtratur geſchehen müſſe, ſehr treffende Anſichten hatte; aber über die Frage, *wie* es geſchehen müſſe, vermied er ſehr ſorgfältig, ſich zu erklären; und wenn ſeine Verdienſte in der Geſchichte des Regiſtraturweſens früher in Vergeſſenheit gekommen ſind, als es billig war: ſo hat er dieſe Vergeſſenheit doch ſchon durch ſein Sprödethun mit ſeinen wirklichen oder angeblichen Einſichten verdient. Als Grund dieſer Zurückhaltung giebt er zwar an: die Fürſten, Städte und Herren (vermuthlich diejenigen, deren Archive er eingerichtet hatte) würden nicht gern von dem *ſtatu* ihrer Regiſtraturen oder von ihren *arcanis*, *ſecretis* und *theſauris* reden oder ſchreiben ſehen, (alſo wohl aus Eiferſucht, wegen der Trefflichkeit der Einrichtungen; denn den Inhalt einzelner Documente bekannt zu machen, wäre bey Beſchreibung der Regiſtratureinrichtungen nicht gerade nothwendig geweſen); dabey erbot er ſich aber doch, dankbaren Zuhörern ſeine „Generallehr", ſo weit es jedem nöthig ſey, mündlich zu erklären. — Da *Ramminger* bey dieſem — unſtreitig ſehr richtig nach allen Umſtänden calculirten — Benehmen, offenbar bloſs die Bewunderung ſeiner wenig gebildeten Zeitgenoſſen, mit Rückſicht auf klingende Münze, im Auge hatte: ſo möchten wir beynahe ſagen, er habe ſeinen Lohn dahin, und ſich des Anſpruchs begeben, in der Erinnerung dankbarer Nachkommen fortzuleben. Dieſe Anſicht kann aber das Lob, welches Hr. *G.* durch den Eifer verdient, womit er das Andenken an den Ahnherren der Regiſtratoren bey den Liebhabern der Regiſtraturwiſſenſchaft zu retten, und ihn auch gegen den Vorwurf eines zu weit getriebenen Eigennutzes zu vertheidigen ſucht, nicht im Mindeſten beeinträchtigen.

Der V Abſchnitt endlich enthält als Beylagen einen Theil der im 3 Abſchnitt angeführten Verordnungen. K. H.

GESCHICHTE.

Freyburg u. Konstanz, b. Herder: *Herda, Erzählungen und Gemälde aus der deutſchen Vorzeit, für Freunde der vaterländiſchen Geſchichte.* Von *J. G. Pahl.* Erſter Band. 1811. 295 S. 8. ohne die Vorrede, nebſt einem Kupfer, die Anſicht der Inſel Reichenau darſtellend. (1 Rthlr.)

Der Zweck dieſer neuen Sammlung iſt: „Lehre und Ermunterung, wenn wir in die Todtenhalle unſerer Väter hinabſteigen, um ihr Wort zu vernehmen, ihre Thaten anzuſchauen und ihren Geiſt zu prüfen. Manche löbliche Tugend, die wir in unſerem Handeln und Leiden vergeſſen und hinweggeworfen haben, wird in ihrer Würde und Schönheit vor uns erſcheinen; mancher hohe Beruf, den wir in den Zerſtreuungen des Lebens überhören, wird verſtärkt an unſer Ohr ertönen; mancher demüthigende Anblick wird unſere Herzen erſchüttern, manches leuchtende Vorbild wird ſie erheben; manche Erſcheinung wird uns tröſten und ſtärken, wenn wir unter mühſeligen und miſslichen Erfahrungen verzagen wollen." Dieſer Zweck iſt lobenswerth, und auch die Ausführung kann einer Claſſe von Leſern und Freunden der Vorzeit ganz wohl behagen. Betrachtet man aber das Unternehmen, verbunden mit dem, was hier wirklich geleiſtet iſt, aus einem allgemeineren Standpuncte: ſo wird der Gewinn nicht groſs erſcheinen; und wenn auch unſere Billigkeit nach dem erſten Verſuche das ganze Werk nicht beurtheilt (Vorr.): ſo dürfen wir doch bemerken, daſs der Ausführung die Verdienſte fehlen, um mit dem Zweck ſich auf gleiche Stufe zu ſetzen, abgeſehen davon, daſs hier keine Erweiterung unſeres Wiſſens Statt gefunden hat. — Wir wollen dieſs Urtheil bey der Aufzählung der einzelnen Abſchnitte dieſes Bandes begründen.

1) *Über deutſche Geſchichte und Hiſtoriographie.* Manches recht Gute, nur nichts Neues, hie und da ein wenig zu abſprechend und ein kleiner Anflug des neuphiloſophiſchen Idioms, der wenigen Leſern gefal-

len kann. Wir halten es keineswegs mit denen, welche viel von Werth und Nutzen der Geschichte declamiren, weil damit allerdings nur wenig gewonnen wird, und weil es gewöhnlich auf überflüssiges Geschwätz hinausläuft: aber so ganz, wie der Vf., können wir dieses Beginnen hier, wo nicht von wenigen gröfseren Naturen die Rede ist, die vom Wesen der Geschichte durchdrungen sind, nicht verwerfen; einem grofsen Theile seiner Leser dürfte eine solche kurze Abfertigung nicht genügen, diese wollen doch wohl eine Aufzählung der Vortheile, die ihnen durch die Geschichte zuwachsen, zu ihrer eigenen Stärkung, besonders jetzt, wo bey den aufserordentlichen Begebenheiten, die wir erlebten, der Glaube an die Wirksamkeit und den Einfluss der Geschichte scheinbar so sehr geschwächt ist. Die Apologie der deutschen Geschichte gegen die Vorwürfe, welche man ihr gemacht hat, ist dagegen an diesem Ort passender. Offenbar setzt der Vf. unsere Väter in Cäsars und Tacitus Tagen S. 12 auf eine zu niedere Stufe der Cultur, und versteht *Villers* ganz falsch, der bey dem Ausspruch, dass die deutsche Nation noch heut zu Tage an denselben Gewohnheiten, Sitten und Grundsätzen hange, die Cäsar und Tacitus schon bey ihr bemerkt hätten, nicht auf Kleidung und Wohnung und Studium sah, und auf die Fortschritte, welche in der langen Zeit darin gemacht sind, sondern auf die Grundzüge des Charakters, die ganze Handelsweise und die Eigenthümlichkeiten des Lebens, welche uns zu Deutschen machen; und wer wird sagen, dass hier *Villers* nicht vollkommen Recht habe! Übrigens von Religion, Ackerbau, ganz das Gewöhnliche. 2) *Die Römer und die Germanen.* Noch nicht vollendet. Wir wissen nicht, wozu diese Erzählung, die in jeder Reichsgeschichte eben so dargestellt wird, hier aufgenommen ist. Wer davon wissen will, lese dort nach; wozu eine solche Vervielfältigung? Dass Drusus Cäsars Enkel war (S. 70), ist ein böser Druckfehler. 3) *Über den Charakter Karls des Grofsen.* Der Wahrheit gemäfser, als wir ihn gewöhnlich dargestellt sehen; besonders ist der Nachtheil, den Karls Handlungsweise auf die Sittlichkeit hatte, ein gewöhnlich vergessener Punct, hier recht gut bemerkt, und urtheilt der Vf. über Laster und Schwäche des Kaisers gleich nicht so nachgiebig, wie z. B. der verstorbene Prof. *Dippold*, dessen dabey aufgestellte Grundsätze uns mit Unwillen erfüllen: so ist er doch noch zu milde und geblendet von dem äufseren Schein. Dass Karl sich die Folgen seiner Thaten, wie hier S. 98 gesagt wird, gedacht habe, ist ganz unmöglich; es fiel ihm nicht ein, dass er darum seine Macht gründe, damit die geistige Erziehung der Völker begonnen werde. Wie kann man sagen (S. 133), Karls Gesetzgebung umfafste alle Gegenstände der menschlichen Thätigkeit? Ein unangenehmes Gefühl aber erweckt noch die Vorliebe für die Herrschaft eines blinden Schicksals, der hier das Wort geredet wird, und wodurch wir über die Sittlichkeit der Handlungen hinweggeführt werden, z. B. S. 96 von Pipins Verstofsung der Merowinger. Hier wird erst die Unrechtmäfsigkeit aufgestellt, und dann beygefügt: „*Aber Pipin verstand den Ruf seines Verhängnisses und folgte ihm.* Es war die Stunde der Merowinger gekommen, so wie sie allen irdischen Dingen kommt. Das Reich der Franken mufste endlich seine feste Form annehmen, um die Bestimmung erfüllen zu können, die ihm in der Weltgeschichte zugedacht war. Seit mehr als hundert Jahren hatte sich die Katastrophe verbreitet. Es war nothwendig, dass endlich Einer erschien, durch dessen Muth sie erfolgte.“ Wir können solche Grundsätze unmöglich billigen. 4) *Bemerkungen eines Reisenden über Westphalen, in besonderer Beziehung auf Geschichte und Alterthümer.* Aus dem Französischen des Hn. *Depping* in *Malte-Brun's Annales des voyages.* Sehr flach, voller Fehler; sie hätten, obgleich die Urtheile gerecht sind, die Übersetzung nicht verdient. 5) *Die Kämpfe Ludwig des Baiers und Friedrichs von Österreich um die deutsche Königskrone.* Eine Vorarbeit, durch die Preisfrage der Akademie zu München zurückgesetzt. 6) *Das Kloster Reichenau.* Ein Beyspiel der Zerstörung des Wohlstandes eines uralten reichen Klosters durch die Schwäche seiner Prälaten, ein Beyspiel des dadurch folgenden allmählichen Dahinschmachtens, der Habsucht des Bischofs von Constanz und der völligen Auflösung, durch ein ungerechtes Decret des Papstes und Kaisers. Die letzten Versuche des Klosters, die ursprüngliche Freyheit zurück zu erhalten, sind fast zu kurz erzählt; aber dankbar wollen wir Reichenau immer nennen, da es eine der wichtigsten Bibliotheken für Deutschland im Mittelalter besafs, und in den früheren Zeiten nicht ohne Einfluss auf die Wissenschaften war. H. St. F.

NEUE AUFLAGEN.

Erfurt, b. Keyser: *Allgemein brauchbares Kochbuch*, oder Anweisung wie junge Frauenzimmer und Hausmütter schmackhafte Speisen und Getränke, Backwerk, allerhand Säfte, Früchte, Confituren u. s. w. bereiten, und sonstige für ihre Bestimmung nöthige ökonomische Kenntnisse erlangen können. Nebst Erklärung vieler bey der Kochkunst und sonst vorkommenden fremden Worte, Instrumente, Formen u. s. w. Erster Band. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. — Auch unter dem Titel: *Das grofse thüringisch-erfurtische Kochbuch*, oder deutliche Anweisung zu Bereitung schmackhafter Speisen, Backwerks und allerley Früchte, Säfte u. s. w. für junge Frauenzimmer und Hausmütter, welche die Küche und Haushaltung selbst besorgen, oder unter ihrer Aufsicht besorgen lassen. Nebst Erklärung der bey der Kochkunst vorkommenden fremden Worte und mancherley nöthigen Dinge. Nach eigenen Versuchen und Erfahrungen Anderer zusammengetragen. 1812. XXXXIV und 495 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) Das Buch behält seinen vorzüglichen Werth, und ist wegen der Vollständigkeit der hier ertheilten Belehrungen aller Empfehlung werth.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 NOVEMBER, 1812.

PHILOLOGIE.

a) STUTTGARDT, b. Metzler: *Lateinische Sprachlehre für die mittleren und die unteren Classen der königl. würtembergischen Lehr-Anstalten.* Von M. *Christoph Friedrich Roth*, Prof. am königl. Gymnasium in Stuttgardt. Zweyte, verbesserte und vermehrte Ausgabe, 1809. VIII u. 250 S. 8. (Es folgen noch 7 Blätter Register und Anhang ohne Seitenzahl.) Hiezu gehört:

Wörterbuch für die den syntactischen Regeln in der rothischen lateinischen Sprachlehre untergesetzten Beyspiele. (Preis für Sprachlehre und Wörterbuch 16 gr.)

b) BERLIN, b. Nauck: *Lateinisches Lesebuch für Anfänger und Geübtere, nebst einer ausführlichen lateinischen Formenlehre*, von *J. L. Messow*, Doctor der Philosophie und Vorsteher einer Lehr- und Erziehungs-Anstalt. 1809. VIII und 98 S. 8. (6 gr.)

Auch unter dem Titel:

Ausführliche lateinische Formenlehre von u. s. w.

Die neue Ausgabe der *rothischen* Sprachlehre Nr. 1 unterscheidet sich von der ersten, die Rec. nicht aus eigener Ansicht kennt, nach der in der Vorrede abgelegten Rechenschaft sehr bedeutend, vorzüglich durch Umarbeitung und weitere Ausführung des syntactischen Theils. In der alten Ausgabe war ein grammatisches Lesebuch angefügt; jetzt sind die Beyspiele nach *Bröders* Muster den Regeln untergelegt; dass sie häufig von *Bröder* entlehnt sind, gesteht Hr. *R.* selbst. Doch hat seine Arbeit ihren eigenthümlichen Werth. Der Reichthum an Regeln und Belegen gewinnt der *bröderischen* Sprachlehre den Beyfall der Lehrer; Auswahl und Anordnung eignen die vorliegende allerdings noch mehr zum Lehrbuch einer Schulclasse. Der Vf. hat sich bemüht, die Regeln durch eine wohlgegliederte Zusammenstellung zu verknüpfen; aber schon durch die Überschriften: Erste, zweyte Regel u. s. f. seine Sorgfalt bescheinigt, sie im Vortrage gehörig zu trennen; und im Ganzen ist ihm seine Bestreben nach der fruchtbaren Kürze gelungen, die dem Lehrer Umwege erspart, und dem Verstand und Gedächtnis des Schülers fasslich ist. Hie und da fehlt es jedoch an der nöthigen Deutlichkeit und Bestimmtheit. Folgende Stelle, die fünf Anmerkungen zu der Regel von *utrum*, *an* enthält, diene zum Beleg. „1) Man kann nicht sagen: *num*, *an*, wie es bey *Bröder* heisst. (Doch hat Turscllinus Beyspiele dafür nachgewiesen). 2) *Utrum* wird nur gebraucht wo eine Gegenfrage ist. 3) Wenn *utrum* heisst *welches*, so folgt *aut*. *Ego non puguo, utrum sit melius aut verius. Dubitat, utrum sit efficacius, bene iustitui aut feliciter nasci.* 4) Wenn entgegengesetzte Fragen nacheinander folgen: so findet man auch *aut*, *num*; *aut*, *an*. (Ein Beyspiel würde hier an seinem Platze gewesen seyn.) 5) Auf *utrum* folgt nicht *an*, wenn nicht die Fragen entgegengesetzt sind, sondern die Prädicate. *Multum interest, utrum peccare aliquis nolit aut nesciat.* Würde diese Regel nicht auch für den Satz gegolten haben: *edendum est, utrum hic panis sit plebejus an siligineus, ad naturam nihil pertinet?* worauf gründet Hr. *R.* seine Vorschrift? „Die Schriftsteller, heisst es in der Vorrede S. VI., wollte ich nur da anführen, wo eine besondere Bemerkung es erfoderte", uns dünkt, hier wäre der Fall gewesen; überhaupt aber ist die stete Gewährleistung für die Latinität der gegebenen Beyspiele bey *Bröder* ein unleugbarer Vorzug. Auf der nämlichen Seite sagt der Vf.: „Wenn ich gewisse Regeln anders, als gewöhnlich, gefasst habe, z. B. wenn ich nichts von *verbis sensuum* sage, nichts von *verbis*, die ein Gedächtnis u. s. w., Überfluss und Mangel u. s. w. anzeigen: so handelte ich hier aus Erfahrung. Der Knabe kann jene Regel von den *verbis sensuum* völlig im Gedächtnisse haben; es fällt ihm aber gerade nicht ein, dass er ein solches *verbum* vor sich hat. Man hält eine solche Anwendung für leichter, als sie wirklich ist." Statt von *verbis* des Überflusses und Mangels zu reden, sagt also Hr. *R.*: „Die *verba abundo* und die *von gleicher Bedeutung*" (desgleichen:) „*careo*, *egeo* und *indigeo* nehmen den Abl. zu sich." Ist dadurch viel gewonnen? Die Regel aber, wodurch Hr. *R.* die *verba sensuum* hat umgehen wollen, läuft darauf hinaus, der *Acc. c. Inf.* sollen ausser den Fällen, die *ut* und *quod* fodern, gesetzt werden. Wäre das auch die erleichterndste Auskunft, was Rec. bezweifelt, so ist es doch nicht die belehrendste. Rec. giebt seinen Schülern die Regel: „Ein Satz, der einen Gedanken nicht unmittelbar ausspricht, sondern als gedacht, geäussert, anführt, hat die Construction des *Acc. c. Inf.*" Wie dachte oder sagte Anaxagoras? Der Schnee ist schwarz. Dies ist unmittelbarer Vortrag; Anaxagoras redet selbst. Nun erwähne ich, dass Anax. so gedacht hat: es wird mittelbarer Vortrag, *nigram esse dixit. Morti somnus est similis.* Erwähnend vorgetragen: *Videtis, morti somnum esse similem.* Durch diese Regel und damit verbundene Übung fassen die Anfänger die Sache vielleicht am schnellsten, wenigstens

aber, wie wir glauben, logisch richtig, und das ist bey grammatischen Belehrungen Zweck an sich. Nebenbestimmungen sind nöthig, z. B. dass man sagen kann *gaudeo, quod vales* und *gaudeo, te valere*. Im letzteren Falle ist ein verschwiegenes *cogitans* oder *animadvertens* hinzuzudenken. Die Fälle, worin der Infinitivus nicht als Object, d. i. selbst als Accusativ.) sondern als Subject (Nominat.) steht, lassen noch eine andere Ansicht zu. Z. B. *perspicuum est*, was? Antw. *benevolentiae vim esse magnam.* Dies führt den Schreiber dieses auf eine Andeutung über das *Gerundium*. Man flectirt es gewöhnlich durch alle Casus, da doch der Infinitiv weder als Nominat. genommen, einer Beugungsform bedarf, noch als Accus., ausser nach *ad, inter*. Sowohl der *bröderschc nomin. gerundii: amandum*, übersetzt: man muss lieben, als der *rothischc:* das Lieben, sind Undinge. In der Syntax führt eine solche Vorstellung vom *Gerundio* ebenfalls auf eine schiefe Darstellung. Die Lehre von den Participien Cap. XI (was heissen sollte IX, wie das letzte Cap. nicht XII, sondern X seyn muss) fängt sich an: „Das Verbum geht in ein Participium über, welches zweyerley ist: *implicitum*, so genannt, weil es immer in Verbindung mit einem *Verbum finitum* steht; *absolutum*, so genannt, weil es in keiner Verbindung mit einem *Verbum infinitum* steht." Wir haben diese Stelle ausgezeichnet, weil andere Grammatiker zwar die *Ablativos absolutos* aufführen, aber den Gegensatz ohne Namen lassen, was den Unterricht erschwert. Da die Regel hierüber es nicht blos mit dem Particip zu thun hat, so hat Rec. die Benennungen *constructio absoluta* und *ligata* angenommen. Der etymologische Theil ist an sich kurz, aber sehr ausführlich in den vorgelegten Mustern der Flexion sowohl des *Nominis* als *Verbi*, mit Beybehaltung des gewöhnlichen Ganges. Der Vf. gab hierin, wie er in der Vorrede sagt, den Wünschen der Väter und Lehrer nach. Der Anhang enthält erstlich ein kurzes alphabetisches Register, lässt aber eine Übersicht der Abschnitte vermissen; sodann ein Verzeichniss aller unregelmässigen deutschen *Verborum*. Die lat. Verba, die etwas eigenes haben, sind nicht alle nach der Reihe aufgeführt, nur die verschiedenen Bildungsweisen im Allgemeinen angegeben und mit Beyspielen belegt; aber gerade in der 3ten Conj. S. 86 ist das reichhaltige Fach der Verb. mit Praet. auf *si* und *xi* vergessen.

Wäre die Formenlehre No. 2. Elementarbuch in vorzüglichem Sinne und bereitete sie durch die Anordnung und Behandlung des grammatischen Stoffs der Urtheilskraft besondere Gelegenheit sich zu üben, so würde sie ihr Motto: *Ex elementis pendent omnia etc.* mit vollem Recht an der Stirne tragen. Ausführlich finden wir diese Formenlehre von 27 Blättern allerdings im Verhältniss zu dem doppelten Lesebuche 1) für die ersten Anfänger auf 4 Blättern, welche Sentenzen enthalten (ein Wörterverzeichniss ist beygefügt); 2) für die Geübtern auf 13 Blättern mit Stücken aus dem Phädrus, jüngern Plinius und Cicero. Eine nützliche Neuerung — zum Beweise, dass man auch hier nicht immer blos das Herkömmliche wiederzugeben braucht — würde es seyn, wenn man bey den Genusregeln Bildung und Quantität der Genitivendungen berücksichtigte. Man thut diess ja schon im Griechischen. Man dürfte also *marmor* nicht zur Ausnahme der Regel von den Wörtern auf *or* machen, weil die Wörter auf *or, ŏris* nach ihrer eigenen Regel Neutra sind. Nochmals gemeiner gefasst: Ausser den Endungen *or, ŏris* und *er, ĕris* oder *is, ĕris* sind die Nomina 3 decl. mit Genitiven auf *ris* Neutra. Es bleiben freylich auch so Ausnahmen, wie *tellus, faror, mus* beweisen; aber das Ganze also zu fassen, ist, wie Rec. glaubt, naturgemäss. Dass Hr. *M.* die Tempora in der natürlichen Ordnung folgen lässt, ist gut; aber wenn er das Paradigma der Verborum aufstellt, ohne die Deutsche beyzufügen, wenn er die periphrastische Conjugation mit einer kurzen Regel abfertigt, ohne selbst vom Perf. und Plusq. passivi ein Schema zu geben, sorgt er nicht hinlänglich für den Anfänger. S. 4 *Thlapsi* statt *thlaspi* und die Überzeichnungen *calcin* S. 15 und *bijŭgis* S. 24, sind vielleicht Druckfehler; aber *heteroclita* liest man S. 9 und S. 32. B. d. S.

LITERATURGESCHICHTE.

MARBURG, in der neuen akadem. Buchhandlung: *Friedrich Wilhelm Strieders Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte.* Von der Reformation bis 1806. *Sechszehnter Band. Steuber — von dem Werder.* Herausgegeben von D. *Ludwig Wachler*, 564 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Einige frühere Bände dieses, nicht blos auf Hessen berechneten Literatur-Werks haben wir in den Jahrgängen 1805 (Nr. 229) und 1807 (No. 23) unserer A. L. Z. nach Verdienst gewürdigt. Der 15 Band erschien im J. 1806, und beynahe hatte es das Ansehen, als ob auch dieses, mit so vielem Eifer begonnene, und mit so vieler Sorgfalt ausgeführte Unternehmen unvollendet bleiben sollte; denn wenn gleich öffentliche Beurtheilungen den unermüdeten Literator, Hn. *Str.*, Gerechtigkeit widerfahren liessen, und Kenner sich dieses in Absicht auf Vollständigkeit einzigen Literatur-Werkes freuten: so fand es doch zu wenige Unterstützung durch Ankauf, und wenn nicht Hr. D. *Wachler* sich der guten Sache von Neuem eifrig angenommen, die fernere Herausgabe besorgt, und Hn. Buchhändler *Krieger* zum Verlage bewogen hätte: so würden künftige Literatoren zu spät die Nichtvollendung desselben beklagt haben. Möge nun Hr. Krieger sich patriotisch genug beweisen, und bald den 17ten und *letzten* Band nachfolgen lassen; der warme Dank der Bessern unseres deutschen Publicums wird ihm nicht entgehen! Auch dadurch hat er sich Dank erworben, dass er die ersten *funfzehn* Bände des Werks noch für 8 Rthlr. den Käufern überlassen will. Wir hoffen, zur Ehre unserer deutschen Literatoren, dass sie ein paar Gulden nicht achten werden, um ein so vorzügliches Hülfsmittel der Geschichte der deutschen Literatur seiner Vollendung näher zu bringen.

Wir wollen nunmehr auf die vorzüglicheren Ar-

tikel dieses vorliegenden, die bisherigen an Reichhaltigkeit übertreffenden Bandes aufmerksam machen. *Joh. Engelhard Steuber* der ältere, (Sohn des gelehrten und verdienstvollen *Joh. Steubers*, dessen der vorige Band erwähnte;) geb. zu Giessen 1618, starb als Superintendent und Oberpfarrer zu Marburg 1683. *Joh. Engelh. Steuber* der jüngere, der Enkel des vorigen, geb. 1693, starb als Superintendent und Prof. der Theol. zu Rinteln 1747; er war ein gelehrter und in den orientalischen Sprachen bewanderter Mann. Von vier Gelehrten, welche den Namen *Stockhausen* führten, zeichnen wir aus: *Joh. Christoph Stockhausen* und *Georg Conrad Stockhausen*. Der erste, geb. 1725, und gest. 1784 als Superintendent, Consistorialrath und erster Stadtprediger zu Hanau, ist als Schriftsteller rühmlich bekannt; der letzte, ein Neffe des vorigen, geb. 1749, gest. 1803 als geheimer Regierungsrath, hat sich als hessen-darmstädtischer Commissarius bey den hessischen Samt-Hospitälern grosse Verdienste erworben, und ist ganz des Lobes würdig, das ihm in der Schrift: *das Hospital zu Haina*, Versuch einer Darstellung seiner ehemaligen und gegenwärtigen Beschaffenheit. (Marburg 1803 in 4), Seite 35 ertheilt wird. *Joh. Heinr. Stöckenius*, geb. 1606, gest. als Superintendent zu Cassel 1684, ein verdienstvoller und sehr geachteter Canzelredner seiner Zeit. *Joh. Stoll*, geb. 1769, ein geschickter Arzt, lebt als Medicinalrath zu Arnsberg im Herzogthum Westphalen. *Joh. Strauch*, ein rühmlich bekannter Rechtsgelehrter, geb. zu Colditz 1612, starb als Vice-Kanzler und Prof. jur. prim. zu Giessen 1679. Seine vielen Schriften sind hier genau verzeichnet. Hn. *Strieders* eigene Biographie wird erst am Ende des ganzen Werks erscheinen. *Joach. Strupp*, geb. 1530, st. 1606 als hess. Medicus und Physicus zu Darmstadt, ein wahrer Polyhistor seiner Zeit. Allein trotz der Achtung, worin er stand und der vielen Arbeiten, die er übernahm, „hatte er doch (S. 60) bey allem in ihn gesetzten fürstlichen Vertrauen und Vertröstungen *kaum zu leben*, und musste sich neben allen jenen Haupt- und Neben-Diensten noch durch Privat-Praxis seinen Unterhalt erleichtern, ja das Seinige von Jahr zu Jahr dabey zusetzen." *Casper Sturm*, geb. 1550, gest. 1625, war eine Zeitlang Prof. der Theologie und Ephorus zu Marburg, und ist durch mehrere lateinische Gedichte bekannt. *Joh. Tack* (*Tackius*) geb. 1617, starb als Leibmedicus zu Darmstadt 1676; berühmt als Arzt, Redner und Dichter, wie er denn auch eine Zeitlang die Professur der Beredsamkeit zu Giessen bekleidet hat. *Wilhelm Gottlieb Tennemann*, geb. zu Kleinbrembach im erfurtischen Gebiete 1761, lebt, als Prof. der Philosophie — geschätzt als Lehrer, Schriftsteller und Mensch — zu Marburg. Diese Selbstbiographie haben wir mit grossen Interesse gelesen, sie ist unstreitig eine der besten dieses ganzen Bandes. *Joh. Tesmar*, geb. 1643, starb als Prof. der Rechte zu Marburg 1693; als Lehrer und Schriftsteller gleich achtungswerth! *Georg Friedrich Teuthorn*, der bekannte Vf. der in den Jahren 1770—1780 in 11 Bänden erschienenen *Geschichte der Hessen*, geb. 1735, privatisirt gegenwärtig noch zu Biedenkopf im Darmstädtischen. Kabalen verhinderten ehedem die Anstellung desselben als Professor der historischen Wissenschaften in Giessen. *Friedr. Ludw. Textor*, geb. 1765. Eine interessante Selbstbiographie dieses bekannten ascetischen Schriftstellers, der jetzt als Prediger zu Romrod in Darmstädtischen lebt. Der reichhaltigste Artikel des ganzen Bandes ist die ausführliche Lebensbeschreibung von *Theobald Thamer* (von S. 127—155). *Th.* war im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts geboren, und zwar zu Rosheim im Unter-Elsas, nicht zu Strasburg, wie einige wollen; seit 1543 war er Prof. der Theologie zu Marburg, und Prediger an der St. Elisabethkirche daselbst. Er war ein kleiner hagerer Mann, dem *Melanchthon* nicht unähnlich, und lehrte anfänglich mit grosem Beyfall. Bald aber zog er sich durch seinen unruhigen Geist, seine Hitze und viele Streitigkeiten grosen Verdrus zu. Seine Gegner, die ihn bisweilen auch nicht recht gefasst haben mögen, reizten ihn noch mehr und mehr. Er wurde seiner Stelle in Marburg entsetzt, trieb sich eine Zeitlang auf Reisen herum, wurde Prediger zu Frankfurt am Main, lebte in Zürich, Mailand, Rom, wurde sodann Hofprediger zu Minden, nun ging er wieder nach Mainz, und bekannte sich zur katholischen Religion, und beschlos im J. 1569 sein unruhiges Leben, als Professor der Theologie zu Freyburg im Breisgau. *Moritz Gerhard Thilenius*, geb. 1745, starb zu Wiesbaden als Leibarzt und geheimer Rath 1809. Ein einsichtsvoller und glücklicher ausübender Arzt! *Georg Thom*, geb. 1757, starb als ein geachteter Arzt zu Darmstadt 1808. *Ludwig Philipp Thümmig*, geb. 1697, starb als Prof. der Mathematik am Collegio Carolino zu Cassel 1728. Er war einer der ersten und thätigsten Verbreiter der *wolfischen* Philosophie, und besas grose mathemat. u. physikal. Kenntnisse. *Wilh. Christoph Thurn*, geb. 1771, lebt als Pfarrer zu Schweighausen bey Nassau, und ist als ascetischer und pädagogischer Schriftsteller bekannt. Sehr anziehend geschrieben ist die Selbstbiographie des bekannten philosophischen Schriftstellers *Dietrich Tiedemanns*, geb. 1748, gest. als Prof. der Philosophie zu Marburg 1803. *Johannes Titmann*, *Philipp Johann Titmann* genannt *Schenck*, *Joh. Titmann* genannt *Schenck*. Die beiden letzten waren verdienstvolle Lehrer an der Universität zu Marburg. *Theodor Gerhard Timmermann*, geb. zu Duisburg 1727, stand lange Zeit als Prof. der Medicin zu Rinteln, und starb 1792 zu Meurs. Gelehrte Sprachkenntnisse, gründliches Bibelstudium und nicht gewöhnliche medicinische Einsichten zeichneten diesen Mann so vortheilhaft aus, dass wir bedauern, hier keine eigentliche Biographie, sondern nur einige wenige Data zu einer Lebensbeschreibung zu finden. Seine Schriften sind dagegen vollständig verzeichnet. Von der berühmten *tischbeinischen* Künstler-Familie findet man von S. 218—228 schätzbare, gröstentheils aus *Engelschalls* trefflicher *Biographie J. H. Tischbeins* (Nürnberg 1797) geschöpfte Nachrichten, wobey jedoch einige kleine Versehen vor-

gefallen sind, die aber bereits in einem anderen kritischen Blatte berichtigt worden sind. *Joh. Heinr. Tonsor*, geb. 1595, Prof. zu Marburg und Giefsen, starb bald nach seiner Rückkehr nach Giefsen 1649. *Hieron. Treutler*, geb. 1565, war eine Zeitlang Prof. der Rhetorik und Jurisprudenz zu Marburg, und starb als kaiserl. Appellations- und Lehns-Rath zu Bautzen 1607. Die Nachrichten von den beiden *Ullmann*, welche beide als Professoren zu Marburg leben, und wovon der Ältere, *Joh. Christoph*, geb. 1771, sich durch gründliche mineralogische Kenntnisse auszeichnet, sind leider! sehr dürftig ausgefallen. *Phil. Friedrich Ulrich*, geb. 1745, lebt als Universitäts-Syndicus zu Marburg, und dessen Sohn, *Ludwig Jacob*, geb. 1781, durch einige juristische Schriften rühmlich bekannt, starb schon im J. 1812. *Michael Bernhard Valentini*, geb. 1657, starb als Prof. der Medicin zu Giefsen. Sein zahlreiches Schriften-Verzeichnifs findet man von S. 265—280 verzeichnet. S. 296 fg. liefet man schätzbare Nachrichten von dem grofsen Muster der alten Tonkunst, *Joh. Gottfried Vierling* zu Schmalkalden, geb. 1750. Von *Heinrich Vietor*, *Jeremias Vietor*, *Johannes Vietor*, *Theodor Vietor*, *Georg Vietor* und *Philipp Otto Vietor* findet man von S. 300 bis 321 Nachrichten. *Nicolaus Vigilius*, geb. 1529, starb 1600 als berühmter Rechtsgelehrter zu Marburg. Sein moralischer Charakter war dagegen nicht der beste! Seine zahlreichen Schriften sind hier sorgfältig angeführt. *Ludwig Völkel*, geb. zu Cassel 1762, ein gelehrter Kenner des Alterthums, war von 1787 an anderthalb Jahre lang Professor der Phil. in Marburg, und lebt jetzt als Oberaufseher des Museums und Bibliothekar zu Cassel. Schätzbar sind die Nachrichten von den berühmten marburgischen Lehrern *Justus Vultejus* (geb. 1525, gest. 1575) und *Herrmann Vultejus* (geb. 1555, gest. 1634). Noch jetzt werden die Schriften dieser Männer nach Verdienst geschätzt. Die Selbstbiographie des Hn. CR. *Joh. Friedr. Ludw. Wachlers* zu Marburg wird man mit vielem Interesse lesen. *Joh. Valentin Wagner*, ein Abkömmling von dem Schweizer *Wilh. Tell*, geb. 1682, gest. 1760; Anfangs Zainschmidt und zuletzt Gradirmeister des schmalkalder Salzwerks, ist ein merkwürdiger mathematischer und philosophischer Autodidakt. *Heinrich Wagner*, geb. 1747 zu Cassel, ein geübter lateinischer Dichter, lebt gegenwärtig als Advocat zu Hungen im Solms-Braunfelsischen. Durch seine vor vielen Jahren herausgegebenen beifsenden deutschen Epigramme zog er sich manche Verdrüfslichkeiten zu. Die Lebens-Nachrichten von Hn. Kirchenrath *Wagner* zu Darmstadt sind sehr unvollständig, und bedürfen mancher Berichtigung. S. 397 fg. kommen interessante Nachrichten von dem würdigen und hochverdienten ehemaligen hessischen Staatsminister *Jacob Sigismund v. Waitz* Frhrn. *v. Eschen* vor, den auch *Friedrich der Einzige* nach Verdienst zu schätzen wufste. *Joh. Gottl. Waldin*, geb. 1728, starb als Prof. der Philos., Mathem. und Physik zu Marburg 1795. S. 423 fg. schätzbare Nachrichten von dem berühmten Fabeldichter *Burcard Waldis*, aus Allendorf in Hessen gebürtig; 1554 lebte er noch. Leider! hat auch Hr. *Str.* manche Lücke, die sich in den Nachrichten von seinem Leben findet, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ausfüllen können. *Joh. Jac. Waldschmiedt*, geb. 1644, st. als Prof. d. Medicin u. Physik, und Leibmedikus des Landgr. *Karls*, zu Marburg 1689. Sein Sohn, *Joh. Wilhelm W.* geb. 1682, st. als Universitäts-Vice-Kanzler zu Marburg 1741, einer der gründlichsten Rechtsgelehrten seiner Zeit! *Heinr. Andr. Walther*, geb. 1696, st. 1748 zu Frankf. a. Main. *Friedr. Ludw. Walther*, geb. 1758, lebt als geachteter Lehrer der Philosophie und Naturgeschichte zu *Giefsen*. *Immanuel Weber*, geb. 1659, st. als Vice-Kanzler und Prof. d. Rechte zu Giefsen, 1726. Seine zahlreichen Schriften kommen vor S. 490 — 507. Zu S. 498 bemerken wir, dafs von dem dort angeführten *Schediasma historic. de eruditis Hassiae principibus*, Giefs. 1707. 4. eine deutsche Übersetzung, unter folg. Titel erschienen ist: *Über die Landgrafen von Hessen, welche Gelehrte waren. Ein Blatt zur Gelehrtengeschichte Deutschlands.* Giefsen und Marburg 1784. 8. *Jul. Aug. Ludw. Wegscheider*, geb. 1772, war seit 1806 ord. Prof. d. Theol. zu *Rinteln*, und lebt seit 1810 als ordentl. Prof. d. Theol. zu *Halle*. *Phil. Friedr. Weis*, geb. 1766, st. als Prof. d. Rechte zu Marburg 1808. Als Gelehrter und Mensch geachtet von allen, die ihn kannten. Er hat nur weniges geschrieben, aber was er schrieb, war trefflich. *Joh. Martin Wenk*, geb. 1704, st. als Lehrer des Pädagogiums zu Darmstadt und als Hofbibliothekar daselbst 1761. Sein Sohn war der berühmte hessische Historiograph *Helfrich Bernhard Wenck*, geb. 1739, gest. als Oberschulrath und geheim. Consistorialrath zu Darmstadt 1803. Seine gründlich geschriebene, leider! unvollendet gebliebene hessische Landesgeschichte wird seinen Namen bey der Nachwelt erhalten. *Joh. Heinr. Wepler*, geb. zu Cassel 1755, st. als Prof. d. Theol. und Philos. zu Marburg 1792. Leider! hinderten epileptische Zufälle diesen gelehrten Orientalisten, so wirksam zu seyn, als er es, seinen Kenntnissen und seinem Eifer fürs Gute nach, hätte seyn können! *Dieterich von dem Werder*, geb. 1584, gest. auf seinem Rittergute Reinsdorf im Fürstenthum Anhalt 1657; rühmlich bekannt als Held und Dichter, und durch seine Übersetzungen des *Tasso* (Frankf. 1626. und 1651.) und *Arioste* (Leipzig 1636). Von S. 540 — 564 folgen *Zusätze und Berichtigungen zu den vorhergehenden* 15 *Bänden*. Der 17te Bd. wird das Werk beschliefsen, zahlreiche Supplemente und ein vollständiges Register über das Ganze enthalten. Denn wird wahrscheinlich auch noch der berühmte Philologe *Friedr. Sylburg*, geb. zu *Wetter* in Hessen, im J. 1536 und gest. als Prof. und Bibliothekar zu *Heidelberg* 1596 nachgeholt werden. S. über ihn *Justi's* hess. Denkwürdigkeiten, 4 Th. 2 Abth. S. 462 fg. und *Chr. Fr. Creuzers oratio de Friderici Sylburgii vita et scriptis*; in Hn. D. *Eichstädts Novis Actis Societatis latinae Jenensis*. Vol. I. Lipsi. 1806. pag. 81. fg. In dem von uns angezeigten 16ten Bde. haben wir auch den als philologischen Schriftsteller bekannten Hn. Prof. *G. F. Welcker* zu Giefsen, der schon vor dem Jahre 1806 dort angestellt war, vermifst. Hoffentlich wird auch dieser Artikel im folgenden Bande, dem wir mit Verlangen entgegen sehen, nachgeholt werden. Kw.

Monatsregister

vom

November 1812.

I. Verzeichniss der im Monat November in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Andresen Beschreibung u. Abbildung eines Dampfkochapparats 235, 320.

Ansichten von interessanten, dunkeln und sinnreichen Stellen des N. T. 218, 182.

v. Azara Reise nach Südamerika. Aus dem Spanischen herausgegeben v. Walkenaer. Aus dem Franz. übers. von *Weyland* 228, 262.

B.

Ballenstedt Beyträge zur Geschichte unseres Landes. 1. 2 Stück 230, 275.

Bemerkungen über den Antrag des Hn. Kammerherrn v. *Wickede* auf Geschendorf, die Aufhebung der Zünfte in Mecklenburg betr. 223, 217.

Böttiger Ideen zur Archäologie der Malerey. 1 Th. 233, 297.

C.

Castellans Briefe über Morea und die Inseln Cerigo, Hydra u. Zante. Aus d. Französ. von *Weyland* 228, 259.

Conversations-Lexikon. 1 Bd. 2 Aufl. 223, 223.

D.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Vitt. Alfieris. Von ihm selbst geschrieben. Nach der ersten ital. Originalausgabe v. *Hain*. 1. 2 Th. 232, 289.

E.

Entthronung, die, Alfonso's, Königs von Portugal 227, 255.

F.

Fecht über Belohnungen u. Strafen in pädagogischer Rücksicht überhaupt u. körperliche Züchtigung insbesondere 222, 215.

v. Felbiger katholischer Katechismus. Neueste Ausg. 227, 256.

Flade über die öffentl. Stadtschulen u. deren üble Sache 232, 295.

Frank Collection d'opuscules de médecine pratique 221, 201.

G.

Glatz die frohen Kinder. 2 Heft 232, 296.

— — Les enfans joyeux. D'après l'Allemand p. *Libert*. 2 Cah. 232, 296.

Gleim Halladat oder das rothe Buch. Neuer unveränderter Abdruck 228, 264.

Glück Einleitung in das Studium des römischen Privatrechts zur Berichtigung und Ergänzung des 1 Theils des Pandekten-Commentars 219, 185.

— — Handbuch zum systematischen Studium des neuesten römischen Privatrechts. 1 Th. 219, 185.

Grammaire Portugaise, ou Elemens de cette Langue 235, 313.

Gutscher die Registraturwissenschaft 236, 321.

H.

Hager Illustrazione d'uno Zodiaco orientale del Cabinetto delle Medaglie de S. M. a Parigi etc. 231, 281.

Hausmann Entwurf eines Systems der unorganisirten Naturkörper 226, 244.

Hegewisch Einleitung in die historische Chronologie 227, 254.

— — geographische u. historische Nachrichten, die Kolonieen der Griechen betreffend 227, 249.

— — über die griechischen Kolonieen seit Alexander dem Grosen 227, 249.

J.

Jäger, die kleinen, in allen Elementen 225, 240.

K.

Kochbuch, allgemein brauchbares. 1 Bd. 2 Aufl. 236, 327.

— — das grosse thüringisch-erfurtische 236, 327.

Konopack über den allgemeinen und besonderen Gehülfen zu einem Verbrechen 219, 191.

Kühnau über die Erfoderniße einer Schule, wenn sie eine wahre Elementarschule seyn soll 232, 296.

L.

Lerche vom Jagdrechte 219, 191.

Lossius moralische Bilderbibel. 1—5 Bd. 234, 308.

M.

Magazin für die neuesten Entdeckungen in der gesammten Naturkunde von der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin 226, 241.

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen. 30 u. 31 Bd. 228, 257.

Mangold Lesebuch für Lehrjungen u. Gesellen eingerichtet. Neue Aufl. 227, 256.

Matuszewic Vortrag über das Finanzgesetz für das Herzogthum Warschau 235, 319.

Mayer, geb. *v. Wölkern*, nützliche Unterhaltung für junge Mädchen 222, 216.

Meſſow lateiniſches Leſebuch 237, 329.
— — ausführliche lat. Formenlehre 237, 329.
Mionnet Description de Médailles antiques Grecques et Romaines, avec leur degré de rareté et leur estimation. T. 1—4 231, 286.
Münch Sittenlehre in Beyſpielen. Fortſetzung derſelben von *Snell* 234, 311.

N.

Naſſe über Naturphiloſophie in Bezug auf Phyſik u. Chemie 224, 230.

O.

Oltmanns Tables hypsométriques ou tables auxiliaires pour le calcul des hauteurs à l'aide du baromètre etc. 224, 225.

P.

Pahl Herda. Erzählungen u. Gemälde aus der deutſchen Vorzeit. 1 Bd. 236, 326.
Planck de vera natura atque indole orationis Graecae N. T. Comment. 218, 177.
Pockels über den Umgang mit Kindern 222, 213.
Poppe der Wecker für Jedermann 229, 271.
v. *Portenſchlag-Ledermeyer* über den Waſſerkopf 221, 205.

R.

v. *Raumer* geognoſtiſche Fragmente 226, 245.
Reiſe nach Savoyen u. in das ſüdliche Frankreich in den J. 1804 und 1805. Aus d. Franz. von *Weyland* 228, 257.
Religionsbüchlein, chriſtl. 2 Aufl. 227, 255.
Roth lateiniſche Sprachlehre. 2 Aufl. 237, 329.

S.

Snell, ſ. *Münch*.
Stäckling über den Begriff vom Schönen 235, 319.
Stein chronologiſches Taſchenbuch der neueſten Geſchichte. 2 Aufl. 225, 225.
— — ein Buch f. die Winterabende. 2 Bdchen. 234, 312.
— — hiſtoriſche Erinnerungen in chronologiſcher Ordnung. 2 Aufl. 223, 225.
Strieders Grundlage zu einer heſſiſchen Gelehrten- u. Schriftſteller-Geſchichte. 16 Bd. Herausgeg. von *Wachler* 237, 332.
Stühle über den Wirkungskreis u. die Pflichten d. Friedensrichter 219, 191.

T.

Thieme der alte Erdmann, ein Hausſpiegel für Aeltern, Erzieher u. Lehrer. Wohlfeile Ausgabe. 1—3 Bd. 228, 263.

V.

Verkündiger, der, oder Zeitſchrift für die Fortſchritte u. neueſten Beobachtungen, Entdeckungen u. Erfindungen in den Künſten u. Wiſſenſchaften. 14 Jahrg. 1810. 15 Jahrg. 1811. Jan. u. Febr. 225, 239.
v. *Voſs* Tauſend u. eine Nacht der Gegenwart. 1—4 Bd. 230, 279.

W.

Weknert über den Geiſt der neuen franzöſiſchen Finanzverwaltung 223, 221.
Wer ſoll den katholiſchen deutſchen Adel erziehen? 230, 279.
Wörterbuch für die ſyntaktiſchen Regeln u. ſ. w. 237, 329.
Wucherer die Größenlehre, für Realſchulen populär bearbeitet. 2 Th. 1 Curſus 225, 256.

Z.

Zeller das Ziel der Elementarſchule, durch überzeugende u. erhebende Thatſachen beleuchtet. 222, 209.
Zieknert Denkſprüche. 225, 239.
Zimmermann kurze Darſtellung der ſphäriſchen Trigonometrie. 2 Ausg. 225, 233.
Ziegenbein über die Bildung des weibl. Geſchlechts in mittleren Töchterſchulen 230, 280.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Adler in Roſtock 219.
Akademiſche Buchh., neue, in Marburg 237.
Anonyme Verleger 219, 221, 230, 232.
Cras u. Gerlach in Freyberg 224, 232.
Debure in Paris 231.
Degen in Königsberg 222.
Deſtefanis a S. Zeno in Mailand 231.
Ernſt in Quedlinburg 230.
Expedition der allg. Handlungszeitung in Nürnberg 225.
Geiſtinger in Wien, Trieſt u. Baden 232.
Göbhardt in Bamberg u. Würzburg 227 (2).
Hahn, Gebr., in Hannover 219, 222.
Hammerich in Altona 227 (3).
Hartknoch in Dresden u. Leipzig 235.
Hayn in Berlin 223, 234.
Herder in Freyburg u. Conſtanz 236.
Heyſer in Erfurth 236.
Kümmel in Halle 218.
Kunſt- u. Induſtrie-Compteir von Amſterdam in Leipzig 223, 232.
Littfas in Berlin 235.
Macklot in Carlsruhe 222, 225.
Metzler in Stuttgart 237.
Mohr in Frankfurt a. M. 229.
Mohr u. Zimmer in Heidelberg 222.
Müller in Hamburg 235.
Müllerſche Raths- u. Stadt-Buchdruckerey in Roſtock 223.
Nauck in Berlin 237.
Nicolaiſche Buchh. in Berlin 223.
Nicolovius in Königsberg 227.
Palm in Erlangen 219.

Perthes in Gotha 256.
Realschulbuchhandlung in Berlin 226.
Röhss in Schleswig 235.
Röwer in Göttingen 218.
Salfeld in Berlin 225. 227.
Schaumburg in Wien 221.
Schmidt in Berlin 225. 250.
Schöll u. Cotta in Paris u. Tübingen 224.
Schrag in Nürnberg 226.
Steinkopf in Stuttgardt 256.
Thurneysen in Cassel 226.
Tölle in Scheningen 230.
Vogel in Leipzig 228.
Vossische Buchh. in Berlin 228.
Wagner in Neustadt a. d. O. 225. 228.
Waltherische Buchh. in Dresden 235.
Wilmans in Frankfurt a. M. 234.

III. Intelligenzblatt des November.

Notizen, kurze, über die neueste englische Literatur 63, 504. 67, 532.
— — über die neueste französ. Literatur 65, 518. 68, 538.
— — über die neueste italiänische Literatur 65, 520. 68, 539.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Jena Verl. 66, 525.
Amelang in Berlin Verl. 62, 492.
Andreäische Buchh. in Frankfurt a. M. Verl. 66, 525.
Barth in Leipzig Verl. 65, 519. 68, 542.
Canstteinische Bibelanstalt in Halle Verl. 67, 533.
Cnobloch in Leipzig Verl. 62, 495.
Dänzers Buchh. in Düsseldorf Verl. 62, 495.
Dunker u. Humblot in Berlin Verl. 64, 507.
Dyksche Buchh. in Leipzig Verl. 62, 496. 64, 509.
Gädicke, Gebr., in Berlin Verl. 66, 525.
Göpferdt in Jena Verl. 62, 493.
Hammerich in Altona Verl. 68, 543.
Hitzig in Berlin Verl. 68, 5[illegible]
Kannegieſser Polyhymnia 62, 491.
Keyser in Erfurt Verl. 66, 526.
Klefeker praktische Vorlesungen über das N. T. 68, 543.
Landes-Industrie-Comptoir in Weimar Verl. 62, 493.
Maurer in Berlin Verl. 68, 543.
Schott u. *Winzer*, lat. Uebersetzung der hebr. Bücher des A. T. 1 Th. 66, 527.
Starke in Chemnitz Verl. 67, 535. 68, 541.
Wilmans in Frankfurt a. M. Verl. 64, 509.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Adami in Krakau 66, 521.
Buranyai in Güns 66, 522.
Beinl v. Bienenburg in Wien 67, 529.
v. Buol in Ollmütz 67, 531.
Chambrez in Lemberg 66, 521.
v. Einſiedel in Weimar 62, 490.
v. Engel in Wien 66, 522.
Fellberger in Neuhaus 67, 529.
Freyſinuth in Prag 67, 529.
Grosſs in Preſsburg 66, 522.
Hablesreither in Budweis 67, 529.
Hofmann in Pisek 67, 530.
v. Horvat in Pesth 66, 522.
Houlbrooke in Liverpool 65, 518.
Jungmann in Prag 67, 530.
Kis in Oedenburg 66, 522.
Kmèty in Raab 66, 521.
v. Lanyi in Ungarn 67, 531.
Lorsbach in Jena 62, 489.
Mikan in Prag 67, 529.
v. Miller in Pesth 65, 522.
Müller in Neuhaus 67, 530.
v. Müller in Weimar 62, 490.
Nagl in Budweis 67, 529.
Neipperg in Oesterreich 66, 521.
Neumann in Grätz 67, 529.
Nippold in Allerstädt 67, 531.
Patacki in Clausenburg 66, 522.
Peucer in Weimar 62, 490.
v. Piringer in Wien 67, 530.
Plachl in Prag 67, 530.
Proſchek in Pisek 67, 530.
Scherer in Prag 67, 529.
Schiebel in Breslau 67, 531.
Schwarz in Breslau 63, 503.
Sckauſchek in Deutschbrod 67, 530.
Sequens in Pisek 67, 530.
Swoboda in Prag 67, 530.
Sybel in Brandenburg 67, 531.
Szeberiny in Nitra-Zerdahely 67, 529.
Szladkay in Eperies 67, 531.
Tauſch in Königgrätz 67, 530.
Trattinik in Wien 66, 521.
v. Vering in Wien 67, 529.
Voigt in Lemberg 66, 521.
Vuchetich in Pesth 67, 531.
v. Wangenheim auf Sonneborn 67, 531.
v. Werdeck in Potsdam 67, 531.
Wredow in Parchim 67, 531.
Ziegenbauer in Neuhaus 67, 530.
v. Zsadany Török in Ungarn 67, 531.

Nekrolog.

Batthyany in Wien 66, 524.
Bredetzky in Lemberg 66, 524.
Brückmann in Braunschweig 64, 508.
Döttler in Wien 66, 522.
Eckſtein in Pesth 66, 524.
Farkas in Komorn 66, 524.
Ferlus in Soreze 63, 503.
Fiſchel in Wien 66, 523.
v. Fuzekas in Diosseg 66, 523.
Janſcha in Wien 66, 522.
Kautſch in Wien 66, 522.
Lang in Wien 66, 522.
Legouvé in Paris 67, 531.
v. Nagy in Oedenburg 66, 523.
v. Nagy in Szent Lörincz 66, 523.
Petrovicz in Ungarn 66, 524.
Rahn in Zürich 64, 508.
Righini in Bologna 67, 531.
Rösler in Böhmen 66, 522.
Stark in Bela 67, 531.
v. Waldſtein u. *Wartenberg* in Wien 66, 523.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, Quartalversammlung der philomathischen Gesellschaft am 2 Jul. 65, 517.
— — Sitzung der kön. Akademie der Wissenschaften zum Geburtsfeste des Königs am 3 August 65, 517.
Liverpool in Nordamerika, Errichtung einer literarisch-philosophischen Gesellschaft 65 [illegible]

Mailand, Preisaufgaben der kön. Akademie der schönen Künste 62, 491.
— — Sitzungen der Classe der Literatur u. schönen Künste des Instituts am 15 Jun. u. 9 Jul. 62, 490.
München, Denkreden in der Akademie der Wissenschaften am 28 März 67, 531.
Nancy, Preisaufgabe der Société académique 68, 537.
Paris, Preistheilung der Classe für die französische Sprache u. Literatur 62, 490.
— — Sitzung der Société d'encouragement pour l'industrie nationale am 19 Aug. 62, 490.
Potsdam, Frühjahrsversammlung der märkischen ökonomischen Gesellschaft am 26 May 67, 531.
Rochelle, Preisaufgabe der Académie des belles-lettres, sciences et arts 68, 537.
Turin, Preisaufgaben der kais. Akademie der Wissenschaften, Literatur und schönen Künste 68, 537.
— — Sitzung dieser Akademie am 11 Jul. 62, 490.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Breslau, Lectionsverzeichniss für das Winterhalbjahr 1812—1813. 63, 497.
— — Universitäts-Chronik 65, 513.
Göttingen, Feyerlichkeiten bey *Heyne's* Beerdigung — Prorectoratswechsel 64, 505.
Königsberg, Pfingstprogramm u. Glückwünschungsschrift 63, 503.
Marburg, Einrichtung des Krankenhospitals — Ankunft der corbeyschen Klosterbibliothek — Antrittsprogramm 62, 489.
Norwegen, zahlreiche Subscription für die neue Universität 63, 503.
Ulm, Schulprüfung am 7 Sept. u. Nachrichten über die Schulanstalten 65, 516.
Wirtemberg, Errichtung einer kathol. Universität zu Ellwangen 65, 516.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

Berichtigung einer Berichtigung von Y*** 62, 496.
Breslau, Nachricht aus Briefen daher 63, 503.
Brückmanns Naturalien, Kunstsachen, Gemälde- u. Bücher-Sammlung in Braunschweig zum Verkauf 64, 511.
Bücher-Auction in Hannover 67, 535.
— — — — in Heidelberg 66, 528.
— — — — in Würzburg 66, 528.
Cicognara in Venedig kündigt eine Storia della Scultura auf Subscription an 68, 539.
Ettingersche Buchh. in Gotha, herabgesetzte Bücherpreise 64, 509.
Fiedler in Jena, Münzen zum Verkauf 68, 540.
Gleditsche Buchh. in Leipzig, rohe Bücher zum Verkauf 64, 511.
Heinsius in Gera, herabgesetzter Bücherpreis 68, 544.
Mercurii Monachi de pulsibus, kostbares Mspt. davon in der kön. Bibliothek zu Neapel 68, 540.
Neapel, die Manuscripte der kön. Bibliothek sollen dem Druck übergeben werden 68, 540.
Ober-Landesgericht, kön. preuss., in Schlesien, Anzeige für Liebhaber von Conchylien, Mineralien u. Kupferstichen 67, 536.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 DECEMBER, 1812.

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Epitome theologiae christianae dogmaticae*, in usum scholarum academicarum adornata auctore *H. A. Schott*, Theol. Doct. et Prof. P. O. academiae Viteb. (Jetzt Jenens.) 1811. 227 S. 8. (20 gr.)

Dieses Lehrbuch der Dogmatik unterscheidet sich dadurch, dass es die christliche Glaubenslehre *in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit* scharf, bestimmt und klar darzustellen und zu entwickeln sucht. Zu diesem Zwecke wird 1) die Dogmatik in zwey Haupttheile zerschnitten, von welchen der erste die *Elemente der Religion*, die man *auch* im Christenthum antrifft, der zweyte die *dem Christenthum eigenthümlichen Lehren* in sich begreift. Jene werden schon im A. T. gefunden, und von Jesus und den Aposteln mehr vorausgesetzt und zum Grunde gelegt, als ausführlich erklärt, eingeschärft und erwiesen. Man hat sie zwar auch sonst schon von den eigenthümlichen Lehren des Christenthums unterschieden und abgesondert, jedoch nur so, dass man diese Lehren sogleich einzeln und getrennt an jene anschloss. Hier hingegen werden alle jene Elementarlehren, nämlich die Lehren vom Daseyn, der Natur und den Eigenschaften Gottes, von der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt, von den Engeln, dem ursprünglichen Stande der Menschen und der Unsterblichkeit der Seele, auf einmal, in Einem Zusammenhange und in einem besonderen Theile, nach Anleitung des A. und N. T. vorgetragen. 2) Zu demselben Zwecke wird in demjenigen Theile, welcher die eigenthümlichen Lehren des Evangeliums enthält, a) darauf Rücksicht genommen, dass die Dogmen in eine solche Ordnung und Verbindung gebracht werden, welche den Aussprüchen und der Lehrart Jesu und der Apostel am angemessensten sey. Nicht als wenn diese Lehren im N. T. selbst in ein System gebracht wären, sondern sofern nicht geleugnet werden kann, dass Jesu und den Aposteln bey ihren Vorträgen ein gewisser Zusammenhang der Lehren vorschwebte. Weiss man diesen Zusammenhang aufzufinden und darzustellen: so erhält man ein reines, ächtes und treues System der christlichen Glaubenslehre. b) Es wird ein oberster Satz, eine leitende Idee, von welcher alle Lehren des Christenthums ausgehen und auf welche sich alle beziehen, im N. T. selbst aufgesucht und in jenem Ausspruche Jesu gefunden: *Bessert euch, denn das Himmelreich ist nahe.* Alle einzelnen christlichen Lehren sind nur Erläuterungen und Anwendungen der Idee *von einem Reiche, welches nach Gottes Willen von Jesus angefangen ist und die Menschen selig machen soll*, alle sind so beschaffen, dass sie entweder schon in jener Idee liegen, oder doch aufs bequemste mit ihr verknüpft werden können. Daher heisst auch die ganze christliche Lehre ein *Evangelium*, eine Ankündigung des göttlichen Reichs, und man kann den ganzen Umfang aller eigenthümlichen Lehren des Christenthums nicht treffender und kürzer bezeichnen, als mit dem Ausdrucke: *evangelische Lehre*. Aus dem Bisherigen kann man von selbst vermuthen, dass c) gewisse christliche Lehren in diesem Buche eine andere Stelle, als die gewöhnliche, erhalten.

Was nun zuerst die Absonderung der gemeinschaftlichen Lehren des Christenthums von den eigenthümlichen, wie wir sie in diesem Lehrbuche finden, betrifft: so hat zwar der Vf. wohl gezeigt, dass auch jene in einer Dogmatik Platz finden müssen, aber nirgends einen Grund angeführt, warum sie denn insgesammt und auf einmal in einem besonderen Theile vorgetragen, und nicht vielmehr mit dem ganzen Systeme aller christlichen Dogmen in Ein Ganzes verbunden und demselben fortlaufend zum Grunde gelegt werden sollen. Doch es liesse sich sagen, dass das Eine wenigstens eben so gut als das Andere geschehen könne, ja, dass selbst des Vfs. Methode den Vorzug habe, das Eigenthümliche des Christenthums klarer und bestimmter ins Licht zu setzen. Allein wir können nicht nur diesen Vorzug nicht eingestehen, sondern haben auch starke Bedenklichkeiten wider die ganze Methode sowohl an sich, als auch nach der Ausführung des Vfs. Da gewisse Lehren des A. T. im N. mit gewissen eigenthümlichen Bestimmungen wieder vorkommen: so veranlasst diese Methode Wiederholungen derselbigen Lehren in beiden Theilen. Schon hat der Vf. die Lehre vom ewigen Leben in beiden vorgetragen, er hätte aber aus demselben Grunde auch die Lehre vom Sündenfalle und dem moralischen Verderben, von den Dämonen, vom Beystande Gottes und seines Geistes, von Gnade und Sündenvergebung, vom Messias und seinem Reiche, die er ausschliessend dem zweyten Theile zueignet, auch schon im ersten, so weit nämlich das A. und N. T. darin mit einander übereinstimmen, vortragen müssen: denn er wird nicht leugnen, dass diese Lehren auch schon im A. T. vorkommen, und dass Jesus auch hierin seine Vorträge an das schon vorher Bekannte anknüpft. Er hat sie auch wohl nur deswegen im ersten Theile ganz ausgelassen, um Wiederholungen zu vermeiden und seinem Lehrbuche keine zu grosse Ausdehnung zu geben.

Es kommt hinzu, dafs selbst in den allgemeinen Lehren, welche ausschliefsend dem ersten Theile zugeeignet werden, das Christenthum gewisse Eigenthümlichkeiten und Vorzüge vor dem Judenthum hat, welche eigentlich im zweyten Theile hätten herausgestellt werden sollen, und von welchen Einiges, doch nicht genug, im ersten Theile vorkommt. Wir müssen daher der Methode den Vorzug geben, nach welcher man aus dem Ganzen der biblischen Religionslehre ein System bildet, die allgemeinen und gemeinschaftlichen Lehren dabey zum Grunde legt, die übrigen an sie anknüpft, und bey den einzelnen Lehren anzeigt, was schon vor Jesus bekannt war, und was er in Beziehung auf dieselben hinzugesetzt und Eigenes gelehrt hat. Der Unterschied zwischen jüdischen und christlichen Lehren fällt unseres Erachtens deutlicher in die Augen, wenn man sie einzeln und besonders neben einander stellt und vergleicht, als wenn dies in grossen Massen geschieht.

Gegen das Princip des Reichs Gottes, welches hier den eigenthümlichen Lehren des Christenthums zum Grunde gelegt wird, haben wir an sich nichts, um so weniger, da der Vf. darunter kein strenges wissenschaftliches Princip versteht. Man hat schon öfter den ganzen Geist und Zweck der Lehre und Anstalt Jesu so ausgedrückt. Die Idee hat zwar eine jüdische Abstammung und Beziehung, und der Vf. hat namentlich in seiner Exposition S. 115 ff. ungemein viel Nationaljüdisches in dieselbe gelegt. Allein sie hat auch eine höhere und allgemeinere Beziehung und Bedeutung, und dies ist von ihm nicht unbemerkt geblieben. S. 117: *Ceterum notio regni cujusdam divini per se spectata minime est arbitraria, imo sanctissimis naturae humanae studiis ac desideriis conjunctissima.* Auch *Leibnitz* und *Kant* haben die philosophische Dignität dieser Idee anerkannt. Aber aus eben diesen Gründen möchten wir fragen, ob denn diese nur die oberste, leitende Idee der eigenthümlichen und positiven Lehren Jesu sey, und ob er nicht auch und zwar vornehmlich dadurch ein Reich Gottes habe stiften und die Mitglieder desselben habe selig machen wollen, dafs er die Lehren der allgemeinen Religion in der Erkenntnifs, Gesinnung, Empfindung und dem Leben der Menschen geltend zu machen suchte.

Was das Bemühen betrifft, den Zusammenhang der eigenthümlichen Lehren Jesu und der Apostel aus ihren eigenen Aussprüchen, nicht aber aus irgend einem philosophischen und theologischen Systeme zu bestimmen: so verdient dasselbe Beyfall; es ist eine schöne und würdige Übung des Nachdenkens, und keineswegs unnütz und fruchtlos. Doch ist dabey nicht ausser Acht zu lassen, dafs dieser Zusammenhang, wenn man anders Jesum nicht des Widerspruchs mit sich selbst beschuldigen will, in jedem Falle auch auf den Lehren der allgemeinen Religion beruhen mufs, welche dem ganzen Christenthum zum Grunde liegen, und dafs kein solcher Zusammenhang zwischen den positiven Lehren desselben angenommen werden darf, aus welchen sich ein Widerspruch gegen jene allgemeinen Lehren ergeben würde. Dies scheint uns vom Vf. nicht immer beachtet worden zu seyn. Wir werden dies nachher durch ein Beyspiel erläutern.

Die wirkliche Anordnung der eigenthümlichen Lehren des Christenthums in diesem Buche ergiebt sich aus folgendem Schema:

I. Moralisches Verderben des menschlichen Geschlechts oder Herrschaft Satans, sofern daraus die Nothwendigkeit der göttlichen Anstalt, welche im Evangelium angekündigt wird und enthalten ist, erhellt.
   1. Sündenfall und Lehre vom Teufel.
   2. Übel, welche aus dem Sündenfall entsprungen sind.

II. Die göttliche Gnade, welche die Menschen durch Christus der Oberherrschaft Satans entreifst und ihnen den Weg und Zugang zum Reiche Gottes bahnt.
   1. Person, Natur und Würde Jesu.
   2. Reich Gottes, welches Jesus verkündiget und stiftet.
      a) Begriff, Umfang und Güter dieses Reichs. Auferweckung der Todten, Weltgericht, Weltende, Seligkeit und Verdammnifs. Prädestination.
      b) Was Jesus auf der Erde gethan hat, um die Menschen des Heils im göttlichen Reiche theilhaftig zu machen. Sein Lehramt und Tod.
      c) Bedingungen, welche die Menschen erfüllen müssen, um des für sie zubereiteten Heils theilhaftig zu werden. Glauben. Besserung. Rechtfertigung u. s. w.
      d) Das, was noch jetzt von Christus, Gott selbst und dem h. Geiste geschieht, um die Menschen wirklich zu jenem Heile zu leiten. Stand der Erniedrigung und Erhöhung Jesu. Lehre von Vater, Sohn und Geist und den Gnadenwirkungen.

   Anhang. Äussere Mittel, welche Christus den Menschen zur Erreichung jenes Heils dargereicht hat. Göttliches Wort, Kirche und Sacramente.

Am meisten wird den Leser hier die Stelle befremden, welche die Lehren vom Stande der Erniedrigung und Erhöhung, von Vater, Sohn und Geist einnehmen. Offenbar wurde der Vf. dazu durch seine Abtheilung des Ganzen der Dogmatik und durch sein für den zweyten Theil angenommenes Princip zunächst veranlafst. Er entschuldigt sich aber wegen der Stelle, die er der ersten Lehre gegeben hat, so: „*Quae de statu Jesu Christi duplici recte docemus, excipiunt vulgo articulos de persona Christi ejusque natura duplici. Quamquam haec ratio profecto habet, quibus commendetur, quum uterque status J. C. utrique ejus naturae quodammodo respondeat, ponit tamen integra notio illius conditionis J. C.; quam statum exinanitionis appellamus, doctrinam de iis, quae Jesus in hisce terris fecerit et passus fuerit, uberius illustratam, patetque, efata scripturae sacrae N. T., quibus dogmata illa de statu J. C. duplici suam debeant originem, proxime iis cohaerere, quae apostoli de Jesu enuntiaverint, etiamnum cum hominibus, tum Christianis imperante, eorumque saluti verae prospiciente. Proinde, iterum iterumque re deliberata, hunc articulum in sectione quarta proponere malui, quam iis addere, quae prima et secunda sum complexus.*“ Allein alles dies kann nur so viel beweisen, dafs die Lehre *vom Stande der Erniedrigung* dem zweyten Abschnitt beygefügt oder auf denselben folgen, nicht

aber, dafs sie erst in den vierten versetzt werden mufste. Immer bleibt es unpassend, von dieser Lehre da zu reden, wo von dem *erhöhten und herrschenden Jesus* die Rede ist, oder sie unter den Titel zu bringen: *De iis, quae etiamnum per Christum fiant etc.* Wenn die Apostel da, wo sie vom Stande der Erniedrigung reden, zugleich auf die immer fortdauernde Herrschaft Jesu und seine stete Sorgfalt für seine Gemeine kommen: so geschieht es, weil sie alsdann zugleich auf den Stand seiner Erhöhung geleitet werden. — Über die Stellung der Trinitätslehre finden wir folgende Erklärung: „*Adnectunt plerique theologi doctrinam de trinitate articulis de existentia, natura, virtutibusque numinis divini. Equidem hunc morem, causa duplici suadente, relinquendum duxi, quum partim illa quidem dogmata de existentia Dei ejusque attributis eorum placitorum genere comprehendantur, quae Jesus et apostoli non tam demonstraverint, et copiose pertractaverint, quam posuerint, haec autem doctrina de trinitate inter gravissima eorum dogmatum referri debeat, quae indolem religioni christianae propriam constituant, partim doctrina de trinitate satis perspicue exponi nequeat, nisi antea et de persona Jesu Christi et de persona Spiritus sancti disputatum fuerit, neque vero nexus elucescat satis commodus et facilis, quo placita ad personam Jesu Christi et Spiritus divini spectantia articulos de Deo ejusque virtutibus agentes confestim excipiant. Effata scripturae sacrae N. T., e quibus notionem trinitatis biblicam recte eruimus, iis apparent conjunctissima, quae de beneficiis docentur, quibus et Deus pater, et filius spiritusque divinus generi humano ad salutem regni divini vere perducendo etiamnum potentissime consulat, atque de cultu his tribus personis debito. Patet inde, quo jure, ea potissimum nexus mutui, effata Christi et apostolorum conjungentis, vestigia sequutus, quae in ipsis libris N. T. exstent, doctrinae de trinitate hunc locum maluerim vindicare.*“ Es ist freylich wahr, dafs man von der Trinität nicht deutlich reden kann, wenn man nicht vorher von der Person Jesu oder des Sohns Gottes und des h. Geistes geredet hat. Die meisten Stellen des N. T., welche von der Gottheit Jesu handeln, beziehen sich zugleich auf seine Person überhaupt. Allein wenn Jesus schon seiner Gottheit nach eine Person und der h. Geist auch eine göttliche Person ist: so kann die Lehre von beiden in eine sehr schickliche Verbindung mit der Lehre von Gott gebracht werden. Der Vf. nimmt zwar nicht genau die kirchliche Lehre an. S. 100 f.: *Jesus appelletur Filius Dei, quatenus Deo ea ratione est conjunctus, quae in hominem cadit nullum, atque olim, antequam homo fieret, in coelis apud Deum fuit versatus — Joannes vocabulum λόγος ad personam Jesu transtulit — intelligit autem naturam spiritualem, Deo patri conjunctissimam, attamen ab eo distinguendam, ante orbem conditum e Deo profectam, quae totam rerum universitatem Deo volente creavit, atque tempore divinitus constituto, humano corpore induta, inter homines in terra apparuit.* — S. 190: *Primariis doctrinae evangelicae placitis persuasio inest sancta, animo tranquillitate vera imbuendo et ad quaevis bona et praeclara excitando accommodatissima, de Deo patre, filio et spiritu sancto, tribus personis sibi invicem conjunctissimis, atque salutem generis humani veram et aeternam communi opera potentissime adjuvantibus.* Wenn nun der Sohn und Geist Personen sind, welche mit Gott in innigster Verbindung stehen, und gemeinschaftlich mit ihm das wahre und ewige Wohl des menschlichen Geschlechts besorgen, und wenn namentlich der Sohn vor der Weltschöpfung aus Gott hervorgegangen ist, und nach Gottes Willen die Welt geschaffen hat: so fällt doch wohl der Zusammenhang deutlich in die Augen, in welchem die Lehre vom Sohne und vom Geiste mit der *von Gott* steht. Der Vf. hatte noch einen besonderen Grund, diese Lehren in Verbindung zu bringen. Er setzt doch wohl vorzüglich deswegen die eigenthümlichen Lehren des Christenthums in einen besonderen Theil, um sie als wahre, ausgezeichnete *Offenbarungslehren* darzustellen, und schon durch die Organisation seines Systems zu verstehen zu geben, dafs es nicht blofs zufällige, vergängliche Lehren oder Formen, nicht blofs Bilder oder Hüllen allgemeiner, schon anderswoher bekannter Religionslehren seyen. Wenn aber dieses ist: so mufste die Lehre von Vater, Sohn und Geist hier als eine Offenbarung über das Wesen, die Wirkungen und Verhältnisse Gottes, wovon die Vernunft durch sich selbst nichts wissen kann, dargestellt, folglich mit der Lehre von Gott in Verbindung gebracht werden. Und zwar mufste nach dem in diesem Lehrbuche angenommenen Plane die Lehre von Gott zweymal, sowohl im ersten als im zweyten Theile, im letzten nach den eigenthümlichen Offenbarungen des Christenthums, vorkommen.

Eben so mufste auch der Vf. consequenterweise so wenig als möglich Accommodation und Bildliches im positiven Christenthum annehmen, weil man, wie bekannt, auf diesem Wege alles Positive und Eigenthümliche desselben wegräumen kann, und die Accommodation sich nur in einem sehr beschränkten Sinne für eine eigentliche Offenbarung schickt; dabey aber doch dafür sorgen, dafs in dem positiven Theile nichts vorkäme, was mit den Lehren der allgemeinen Religion, die im ersten Theile gleichfalls als christliche Lehren vorkamen, im Widerspruche stände. Der Vf. hat sich auch beides ernstlich angelegen seyn lassen. Es scheint ihm aber nicht immer möglich gewesen zu seyn, hierin consequent zu verfahren. Man lese nur die Abschnitte von der Wiederkunft Jesu, der Auferweckung der Todten, dem Weltgericht und Weltende und den erst nachfolgenden Abschnitt vom Tode Jesu. Von dem letzten wollen wir hier die Theorie des Vfs. ins Kurze zusammenziehen. „Der Hauptzweck des Todes Jesu, von welchem alle seine übrigen Zwecke abhängen, ist diejenige Kraft und Wirkung, welche er als ein *stellvertretender Tod* geäufsert hat. Jesus selbst versichert, dafs er sterben werde, um den Menschen Vergebung der Sünden zu verschaffen. Die Apostel lehren, der unschuldige Jesus sey als ein Sünder behandelt wor-

den, und habe die Strafen, welche die Menschen mit ihren Sünden verdient haben, getragen, so dass den Menschen wegen der Zurechnung dieses stellvertretenden Todes die Vergebung ihrer Sünden von Gott habe ertheilt werden können. Wenn man alle hieher gehörigen Stellen des N. T. unparteyisch untersucht: so erhellt, dass ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Tode Jesu und der Sündenvergebung, ohne Dazwischenkunft menschlicher Handlungen und Verdienste, welche Gott dazu bewegen könnten, angenommen wird. Verwerflich ist die Vermuthung derjenigen, welche behaupten, dass Alles, was Jesus und die Apostel von der stellvertretenden Kraft dieses Todes lehren, nur zur weisen Accommodation in ihrer Lehrart gehöre. Es hat noch nicht bewiesen werden können, dass die Lehre von einem versöhnenden Tode Christi den Juden vor Christus bekannt gewesen sey. Die Apostel handeln diese Lehre so sorgfältig ab, und bauen so Vieles und Wichtiges auf dieselbe, dass gar nicht gezweifelt werden kann, dass sie einer der vornehmsten Theile des Christenthums sey. Hält sie einer für zu hart: so muss er überlegen, dass dieser Tod im N. T. auf die, mit Gerechtigkeit verbundene, Liebe Gottes gegen die Menschen bezogen werde, dass Jesus nach den klarsten Zeugnissen der h. Schrift freywillig für die Menschen gestorben sey und nachher die herrlichsten Belohnungen von Gott empfangen habe, endlich dass diese Lehre in der Schrift auf eine Weise erklärt werde, welche der wahren Tugend beförderlich ist. Doch muss man zugeben, dass diese Lehre mit gewissen Begriffen und Vorstellungen der damals lebenden Juden zusammenhänge, und zwar dergestalt, dass erhellt, Gott habe, als er seinen unschuldigen Sohn den Versöhnungstod sterben liess, vorzüglich und am meisten den Bedürfnissen und Wünschen damaliger Zeiten entgegenkommen wollen. Dies hindert aber nicht, mit Zuversicht zu behaupten, dass diese göttliche Anstalt die väterliche Liebe und Gnade Gottes, welche den sündigen Menschen ohne ihr Verdienst den Weg zur Seligkeit des göttlichen Reichs bahnt, mit einer solchen Nachdrücklichkeit und Bestimmtheit erkläre und zusichere, welche zu allen Zeiten nothwendig seyn wird, um die Menschen aufzurichten, zu trösten und zu stärken." Wenn man aber das Dogma von der Stellvertretung in diesem strengen Sinne nimmt: so muss ihm eine gleiche Beziehung auf alle Menschen beygelegt werden. Es ist alsdann ein Geheimniss, welches seinen Grund in der Natur Gottes und der Menschheit und ihrem Verhältnisse zu einander hat. Sobald man sagt, dass es mit gewissen Begriffen und Urtheilen der Juden zusammenhänge, welche ja auch falsch, irrig und zufällig seyn konnten, und welche gewiss weder aus der Vernunft noch aus Offenbarung entsprungen waren, und dass durch den Versöhnungstod Jesu vorzüglich gewisse Bedürfnisse der Juden haben befriediget werden sollen: so lässt man schon von der Strenge des Dogma nach, und leitet auf den Gedanken, dass, wenn jene Vorstellungen und Bedürfnisse der Juden nicht gewesen wären, auch wohl das Dogma nicht seyn würde. Es kann alsdann dem Dogma nicht wieder aufhelfen, wenn man hinzusetzt, dass durch dasselbe doch die Liebe und Gnade Gottes gegen die sündigen Menschen mit einer solchen Bestimmtheit zugesichert werde, welche kein Mensch entbehren könne. Immer bleibt noch ein Zweifel zurück, ob denn eine wirkliche Stellvertretung Statt gefunden, und ob jene Versicherung nicht auf eine andere Art ertheilt worden sey oder habe ertheilt werden können. Endlich musste doch auch gefragt werden, wie denn das Dogma von einer eigentlichen Stellvertretung mit der allgemeinen christlichen Religionslehre harmonire, wie es namentlich mit den reinen Ideen von göttlicher Gerechtigkeit, die wir häufig im N. T. finden, harmonire, dass Gott einen Unschuldigen statt der Schuldigen bestrafe, und dass er dann doch die Schuldigen, wenn sie nicht glauben, bestrafe, ungeachtet ihre Sünden schon an Jesus bestraft sind, und ob dieses Dogma nicht die tief in unserer Natur gewurzelten moralischen Ideen und Gefühle und unsere Vorstellung von der moralischen Vollkommenheit des Weltregenten auf eine Art empöre, welche der Sittlichkeit schädlich ist oder leicht werden kann.

Wir haben absichtlich bey diesem Buche mehr die Zusammensetzung des Ganzen, als das Einzelne beachtet, weil es sich durch jene am meisten unterscheidet. Wir übergeben unsere Gedanken derselben unparteyischen und ruhigen Prüfung, mit welcher wir sie gefunden und niedergeschrieben haben, und setzen nur noch hinzu, dass dies Lehrbuch mit ächter compendiarischer Gedrängtheit und Auswahl geschrieben ist, sehr feine und ausgesuchte exegetische Bemerkungen und Zusammenstellungen, auch eine kurze Dogmengeschichte enthält. Der lateinischen Schreibart aber möchte man mehr Leichtigkeit wünschen.

L. O.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Berlin, in der salfeldschen Buchhandlung: *Über den Mythos der Sündfluth* von *Philipp Buttmann*. 1812. 59 S. 8. (8 gr.) Aus dem ersten Quartal: Die Museu. Eine norddeutsche Zeitschrift. Herausgegeben von *Friedrich* Baron *de la Motte Fouqué* und *Wilh. Neumann*, besonders abgedruckt.

Berlin u. *Stettin*, b. Nicolai: *Schulgesetztafel*. 1812. 1 Bogen, Fol. (3 gr.) Aus *Riemanns* historischer Nachricht von einer unter den Schullehrern des Niederoderbruchs errichteten Conferenzgesellschaft und von den darin im ersten Lehrcurs vom 4 Sept. bis 16 Nov. nach vereinigten rochowschen und pestalozzischen Grundsätzen angestellten Verhandlungen, nebst dazu gehörigem Anfange eines Schullehrerkatechismus über die Hauptgegenstände der Elementarschulkunde und Schulpraxis und einer angehängten Schulgesetztafel, besonders abgedruckt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 DECEMBER, 1812.

JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Magazin für das Civil- und Criminal-Recht des Königreichs Westphalen.* I Band, 1 u. 2 Heft, herausgegeben von *G. H. Österley*, Tribunalrichter zu Göttingen. 3 u. 4 Heft, herausgegeben von *Demselben* und *E. Spangenberg*, Dr. und Tribunals-Greffier daselbst. 658 S. II. Band. 626 S. III Band (GÖTTINGEN, b. Dieterich), herausgegeben von *G. H. Österley* (allein). 662 S. 1810 und 1811. 8. (8 Rthlr.)

Hr. *Österley*, welcher schon so Vieles dazu beytrug, die Schwierigkeiten der neuen Processgesetzgebung in Westphalen aus dem Wege zu räumen, erwirbt sich durch die Herausgabe dieses Magazins ein besonderes Verdienst. Der Ankündigung zufolge hatte sich Hr. Ö. den Tribunalrichter *Schulz* zu Göttingen zum Mitarbeiter erwählt. Ein frühzeitiger und äusserst beklagenswerther Tod raffte diesen talentvollen Mann plötzlich weg, welches die Veranlassung gab, dass sich Hn. Ö. der als Schriftsteller über das napoleonische Recht rühmlich bekannte Hr. *Spangenberg* (damals Greffier bey dem Tribunale erster Instanz zu Göttingen) als Mitherausgeber beygesellte. Doch nur kurze Zeit dauerte die Verbindung dieser beiden Gelehrten zu dem gegenwärtigen Zwecke. Hr. *Spangenberg* wurde als Tribunalrichter nach Verden versetzt, und als dieser District dem französischen Reiche einverleibt wurde, erhielt er, zur Belohnung seiner Verdienste um die neue Gesetzgebung, das bedeutende Amt eines kaiserlichen Generaladvocaten bey dem kaiserl. Gerichtshofe zu Hamburg; und so steht denn Hr. Ö. von neuem dem Institute als *alleiniger* Herausgeber vor. Die Zeitschrift selbst (welche vielleicht zweckmäßiger den Titel eines Magazins für das französische und westphälische Civil- und Criminal-Recht führen würde, indem der gröste Theil der darin enthaltenen Aufsätze das beiden Staaten gemeinschaftliche Recht betrifft, weshalb es auch auf ein gleiches Interesse ausserhalb und innerhalb Westphalens Anspruch zu machen berechtigt ist) war, ihrem ursprünglichen Plane zufolge, nur auf das Civilrecht und die bürgerliche Rechtspflege beschränkt. Der Justizminister des Königreichs Westphalen, Hr. *Simeon*, gab selbst die Veranlassung dazu, dass jener Plan auch auf das Criminalrecht in seinem ganzen Umfange ausgedehnt wurde. Eine Erweiterung, die im höchsten Grade zweckmäßig ist, da ohne dieselbe ein eigenes Magazin für das westphälische Criminalrecht nothwendig geworden wäre, dessen abgesonderte Herausgabe allerdings Schwierigkeiten hätte unterworfen seyn können. — Der Inhalt des Magazins zerfällt in drey Hauptabtheilungen: I. Abhandlungen über einzelne Rechtsmaterien des französischen und westphälischen Rechts; II. Rechtsfälle, sowohl solche, welche vor französischen, als solche, die vor westphälischen Gerichtshöfen Statt hatten; III. Schreiben des Justizministers des Königreichs Westphalen an die Präsidenten der Tribunale und Procuratoren des Königs bey denselben. Diese Abtheilung, wozu der Herausgeber besonders autorisirt wurde, ist es vorzüglich, welche das gegenwärtige Werk zu einer solchen Wichtigkeit erhebt, dass man es für jeden Rechtsgelehrten des Königreichs als unentbehrlich betrachten muss. In Westphalen nämlich steht der Minister der Justiz (ohne dass übrigens den Gerichten ihre constitutionelle Unabhängigkeit im Geringsten dadurch geraubt würde, oder dass man sich in die Entscheidung der Sachen von obenher im Mindesten mischte) mit den Präsidenten und königlichen Procuratoren der Tribunale in einer ununterbrochenen Correspondenz, welche theils die Einrichtung des Inneren der Gerichte, theils den administrativen Theil derselben, theils die Legislation, Aufklärung der allenfallsigen Dunkelheiten und Zweifel in solcher, betrifft. Wenn auch durch die in letzterer Hinsicht erlassenen Schreiben die Gerichte nicht als durch Gesetze gebunden werden: so lässt sich doch kaum ein Fall denken, wo man sie nicht willig als Richtschnur bey den gerichtlichen Entscheidungen befolgen sollte, da sie stets auf eine so gründliche und klare Weise motivirt sind, dass, wenn irgend etwas auf den Titel einer *geschriebenen Vernunft* Anspruch machen darf, dieses Recht den Entscheidungen des Ministers *Siméon* zukömmt. Solcher Entscheidungen, wie sie der Herausgeber von den Tribunalen mitgetheilt bekam, und, was ihren Werth noch erhöht, von dem Justizministerium nochmals gebilligt, enthält das Magazin eine sehr bedeutende Anzahl, und zwar sowohl in der Originalsprache (das westphälische Justizministerium rescribirt französisch) als in einer gegenüberstehenden deutschen Übersetzung.

Da der Umfang dieser Blätter nicht erlaubt, die sämmtlichen einzelnen Bestandtheile des Werks zu würdigen: so beschränkt sich Rec. nur darauf, seine Leser auf die vorzüglichsten desselben aufmerksam zu machen und darüber seine Meinung zu sagen. — I *Band.* Das 1 *Heft* beginnt mit einer Abhandlung

des Hn. *Spangenberg*, in welcher die Frage beantwortet wird: *In wiefern gelten in Weſtphalen die früheren Geſetze noch neben dem Code Napoléon?* Eine Abhandlung, die, im hohen Grade gründlich und zweckmäſsig abgefaſst, nicht nur von einer reifen Beurtheilungskraft, ſondern auch von ausgebreiteter Literaturkenntniſs vollgültigen Beweis abgiebt, und Hn. *Sp.* als einen vollkommen competenten Schriftſteller über Gegenſtände dieſer Art charakteriſirt. Wie in Frankreich die Beantwortung dieſer Frage hauptſächlich von dem bekannten Geſetze vom 23 Ventoſe des J. 12 abhängig iſt: ſo iſt dieſes in Weſtphalen in Hinſicht des königl. Decrets vom 21 Sept. 1808, welches der officiellen Ausgabe des C. N. vorgedruckt iſt, der Fall. Das letztere iſt ſogar wörtlich aus dem erſteren genommen, und beſtimmt, genau ſo wie jenes, daſs von dem Publicationstage des C. N. an die älteren Geſetze u. ſ. w. nicht mehr als allgemeine oder beſondere Geſetze gelten ſollen, „*dans toutes les matières qui font l'objet des dispositions contenues dans le C. N.*“ Mit Recht hält der Vf., gegen die Meinung Einiger, das franzöſiſche und das weſtphäliſche Publicationsgeſetz für identiſch, bemerkt, daſs daher auch beider Erklärung nicht anders als identiſch ſeyn könne, und daſs es ihm alſo unbegreiflich ſcheine, wie, wenn man über den richtigen Sinn des Ventoſegeſetzes einverſtanden, man in dem weſtphäliſchen Promulgationsgeſetze einen anderen finden wolle, wie Hr. Prof. *Bucher* Th. 1. S. 296 ſeines napol. Civilrechts thue, nachdem er doch §. 15 das Ventoſegeſetz, den darüber vorhandenen authentiſchen Erklärungsmitteln gemäſs, ſehr richtig erläutert habe. In wiefern Hn. *Sp's.* Behauptungen gegründet ſind, iſt in einer nachher anzuzeigenden vortrefflichen Abhandlung des Hn. Prof. *Mackeldey* zu Marburg, welche nothwendig mit der gegenwärtigen zu verbinden iſt, entwickelt. Ohne Grund aber tadelt der Vf. Hn. *Dabelow*, da dieſer S. 519 im V Heft ſeines Magazins nichts weiter ſagt, als daſs durch jenes k. Decret nunmehr entſchieden wäre, „daſs unſtreitig noch die älteren Rechte in Weſtphalen zur Anwendung kommen, *wenn der C. N. ſchweigt.*“ — Was iſt denn hier zu tadeln? — Der Vf. behauptet ja ſelbſt S. 37, und zwar mit Recht: „Wenn der Code bey einer Materie ſchweigt, die nicht zu ſeiner Sphäre gehört, während das ältere Recht hierüber etwas beſtimmt: ſo müſſen in dieſem Falle nothwendig die früheren Geſetze zur Anwendung kommen. Iſt daher gegen ſie geſprochen: ſo muſs das Urtheil caſſirt werden.“ Mehr ſagt Hr. *Dabelow* a. d. a. O. auch nicht, und daſs er auch mehr ſagen zu wollen nicht beabſichtigte, beweiſt der Zuſatz: „Das Königr. Weſtphalen hat alſo nunmehr an dieſem §. III des Publicationspatents ſein eigenes, für den Praktiker höchſt wichtiges Ventoſegeſetz.“ Rec. vermeidet übrigens um ſo mehr, in das Einzelne der gegenwärtigen Abhandlung einzugehen, da die darin aufgeſtellten Principien von den Rechtsgelehrten, die den jetzigen Standpunct der Wiſſenſchaft kennen, gröſstentheils nicht bezweifelt werden, und bemerkt nur, daſs dieſer Aufſatz dem weſtphäliſchen Praktiker, der von dem Gange der Wiſſenſchaft nicht genau unterrichtet ſeyn möchte, in Verbindung mit der folgenden *mackeldeyſchen* Abhandlung, nicht genug empfohlen werden kann. Offenbar abſichtlos hat der Vf. nur einzelne Sätze ſo geſtellt, daſs ſie für den Weniger-unterrichteten einer Miſsdeutung fähig wären. Z. B. unrichtig würde es ſeyn, wenn man aus No 3. S. 19, wo der Vf. ſagt: „Die Beurtheilung des erſten Falls (wenn eine richterliche Entſcheidung gegen die Geſetze anſtöſst) gehört für das Caſſationsgericht, die des letzteren (wenn ſie einem doctrinellen Rechtſatze oder der *raison écrite* zuwiderläuft) für die Appellationsgerichte“, ſchlieſsen wollte, daſs die Appellationsgerichte nicht über Nichtigkeiten erkennen könnten, ſondern daſs ſolche lediglich von dem Caſſationshofe beurtheilt werden müſsten. Dieſer entſcheidet vielmehr nur, ſowohl in Frankreich als Weſtphalen, über ſolche Nichtigkeiten, die *in letzter Inſtanz* begangen wurden (k. Decret vom 20 May 1809. Art. 2). — Der zweyte Aufſatz enthält einen vollſtändigen Commentar über die Artikel 6, 7, 8 und 14 der weſtphäliſchen Proceſsordnung, unter dem beſcheidenen Titel: „*Bemerkungen zu der Lehre von der Nullität der Vorladung*, von Hn. T. R. *Öſterley.*“ Die Abfaſſung des Klaglibells, welche in Weſtphalen in den Händen der Advocaten und Procuratoren geblieben iſt, und die ordnungsmäſsige Inſinuation deſſelben an den Beklagten, welche von den Huiſſiers geſchieht, iſt der gröſsten Aufmerkſamkeit würdig, da die geringſte Verſäumung der vorgeſchriebenen Form die Nichtigkeit nach ſich zieht. Der Vf. hat nichts verſäumt, um Anwälde und Huiſſiers in dem gegenwärtigen Aufſatze ſo zu inſtruiren, daſs es ihnen bey einiger Aufmerkſamkeit unmöglich ſeyn muſs zu fehlen. Wenn jedoch der Vf. ſagt (S. 52): „*Geſetzt nun, der mündliche Vortrag des Klägers* (in der Audienz) iſt hier unvollſtändig, obgleich die dem Verklagten zugeſtellte Klage gehörig abgefaſst war: kann auch hier noch, wenn der Anwald des Vorgeladenen dieſe Mängel rügt, auf Nullität erkannt werden? Ich glaube allerdings; der Grund des Geſetzes iſt in beiden Fällen derſelbe u. ſ. w.“ —: ſo kann Rec. hierin nicht mit dem Vf. übereinſtimmen. Wie könnte hier von einer Nichtigkeit, gleich der, welche durch ein unregelmäſsiges Libell oder unregelmäſsige Vorladung veranlaſst wird, die Rede ſeyn? — Will der Kläger, daſs das Gericht ſeiner Concluſion gemäſs erkennen ſoll: ſo muſs er dieſe gehörig durch Thatumſtände und Rechtsgründe motiviren. Thut er dieſs nicht: ſo wird der Gegner nicht die Mühe haben, *excipiendo* ihn zu widerlegen, und mit Ruhe kann dieſer der Entſcheidung entgegenſehen; der Kläger wird mit ſeiner Klage abgewieſen und in die Koſten verurtheilt. So iſt der Rechtsſtreit für dieſen, wenn keine Appellation Statt hat, ganz verloren, da hingegen eine Nichtigkeitsanſchuldigung, wenn auch darauf vom Gerichte in dieſem Falle Rückſicht genommen werden könnte, nur eine Entbindung von der Inſtanz zur Folge haben würde. — S. 88 bemerkt der Vf. mit

Recht, dafs der Art. 7 der Procefsordnung Weſtphalens No. 7, welcher den Huiſſier verpflichtet, die Perſon, welcher die Abſchrift der Klage und der Vorladungsurkunde zugeſtellt iſt, aufzufodern, das Original *oder die Abſchrift* zu unterſchreiben, einer Verbeſſerung fähig ſey. Welchen Zweck könnte das Unterzeichnen *der Abſchrift*, die der Verklagte in den Händen behält, und welche zu vernichten ihm Niemand wehren kann, haben, und wie zweckmäſsig würde nicht die Unterzeichnung *des Originals*, welches der Kläger bekömmt, ſeyn? — Rec. vermuthet im Geſetze einen Druck- oder Redactions-Fehler, und zweifelt nicht, dafs ſtatt „*oder*" — *und* geleſen werden müſſe; doch läſst ſich nicht leugnen, dafs in dem den Ständen mitgetheilten Geſetzentwurfe ebenfalls das Wort *oder* befindlich iſt. Gewiſs leidet es keinen Zweifel, dafs alle dergleichen Redactions- oder Druck-Fehler bey einer künftigen Reviſion des Procefsgeſetzes werden verbeſſert werden. Der 3 Aufſatz des 1 Hefts, von dem verſtorbenen Tribunalrichter *Schulz*, enthält eine ſehr richtige Beantwortung der Frage: *Wenn zu einem Verkaufe ein Handgeld hinzugekommen iſt: ſind dann die Contrahenten berechtigt* (nach dem 1590 Art. C. N.) *davon abzugehen?* — Nur dann kann dieſes der Fall ſeyn, wenn von keinem perfecten Kaufe, ſondern nur von einem Verſprechen, etwas zu verkaufen, die Rede war. Freylich gilt das Verſprechen, etwas zu verkaufen, nach dem Art. 1589 C. N., als Kauf, ſobald die gegenſeitige Einwilligung beider Theile über die Sache und den Preis vorhanden iſt. Wenn jedoch in dieſem Falle eine *arrha* hinzukam: ſo nahm das Geſetz mit Recht an, dafs hier von einer *arrha poenitentialis*, und nicht von einer *a. pacto jam perfecto data* die Rede ſey, da noch kein *pactum perfectum* vorhanden war, und erlaubte, unter den geſchehenen Beſtimmungen, die Abgehung von dem eingegangenen Vertrage. — Auf dieſe Art läſst ſich die anſcheinende Sonderbarkeit des Geſetzes am leichteſten erklären, wie dieſes denn auch in einem kleinen Aufſatze eines Ungenannten im folgenden Hefte geſchehen iſt. Noch iſt in dieſem Hefte ein Erkenntnifs des weſtphäliſchen Staatsraths, als conſtitutionellen Caſſationshofes, enthalten; mehr, um die Form zu zeigen, als weil der dem Erkenntniſſe zum Grunde liegende Fall irgend etwas Merkwürdiges enthielte. Das Erkenntnifs iſt überſchrieben: *Extrait des minutes du Conſeil d'Etat*, franzöſiſch, und unter dem Titel des Königs abgefaſst, unterzeichnet von dem Juſtizminiſter und dem Referenten. Die gewöhnliche Executionsformel: *Mandons etc.*, hingegen iſt von dem Könige ſelbſt unterzeichnet. Hieraus ſollte man ſchlieſsen, dafs man doch den Staatsrath, in ſeiner Qualität als Caſſationshof, nicht als mit den ſämmtlichen richterlichen Attributen ausgerüſtet anſehe, denn ſonſt wäre nicht abzunehmen, weſswegen die Originalminute nicht von dem Präſidenten und Greffier (hier dem Generalſecretäre), die Expedition aber von letzterem allein unterſchrieben werden könnte, wie dieſes bey allen übrigen Gerichten der Fall iſt.

Das 2 Heft iſt ganz und gar mit der Anklageurkunde und Entwicklung der Verdachtsgründe wider den (zu Göttingen hingerichteten) Juden Seligmann Moſes aus Dankelhauſen, von dem Hn. Generalprocurator *Quenſel* in Göttingen, angefüllt. So zweckmäſsig dieſe Anklageurkunde abgefaſst iſt, und ſo füglich ſie zum Muſter für ſolche dienen kann, die dergleichen Aufſätze zu entwerfen noch nicht geübt wären: ſo muſs doch Rec. geſtehen, dafs der Fall ſelbſt ihm nicht beſonders merkwürdig zu ſeyn ſcheint. Eine groſse Menge Verdachtsgründe machen es im höchſten Grade wahrſcheinlich, dafs der genannte Jude, ein Menſch von zwanzig Jahren, der Mörder eines Frauenzimmers ſey, wovon als bewieſen angenommen werden kann, dafs er mit ihr ſträflichen Umgang gepflogen habe, und wovon es höchſt wahrſcheinlich iſt, dafs ſie von ihm ſchwanger war. Eine unendliche Menge bewieſener Lügen vernichteten Alles, was der Inculpat zu ſeiner Vertheidigung anzuführen verſuchte. Doch fehlte Beweis und Eingeſtändniſs des Mordes; nur, wie bemerkt, die höchſtdringendſten Vermuthungen ſprachen gegen den Inculpaten. Die Geſchworenen, welche bekanntlich nur ihre perſönliche Überzeugung bey ihrem Ausſpruche zu berückſichtigen verpflichtet ſind, ſprachen das *Schuldig* aus, und ſo muſste denn das Criminalgericht des Leinedepartements *auf den Tod* erkennen. Auch das Rechtsmittel der Caſſation wurde von dem Angeſchuldigten vergebens verſucht. Er ſtarb unter ſteten Verſicherungen ſeiner Unſchuld. Rec. bittet jeden Leſer, ſich zu beruhigen: Seligmann ſtarb offenbar als Mörder. Bey Schuldloſigkeit wäre die Statt gehabte Complication von anſchuldigenden Umſtänden undenklich; aber ſelbſt wenn ſie denklich wäre: ſo würde durch ſeine *bewieſenen* Lügen Seligmann ſich ſelbſt ſein Todesurtheil geſprochen haben.

Das 3 Heft beginnt mit einer gründlichen und gewiſs ſehr nützlichen Abhandlung von Hn. *Spangenberg* über die *Référés* (der Vf. ſchreibt irrig ſtets *Référè*), eines Inſtituts, wovon man, ob es gleich bereits zwey Jahre in Weſtphalen eingeführt iſt, dennoch nicht viel bis jetzt in praktiſcher Hinſicht gehört hat. Es möchten in dieſem Augenblicke wenige Tribunale in Weſtphalen exiſtiren, in welchem ein feſtgeſetzter Audienztag für die *Référés* beſtimmt iſt; woran jedoch offenbar die Anwälde die mehrſte Schuld haben, da ſie ſich, in der Regel, in dieſes im höchſten Grade ſummariſche Verfahren noch gar nicht zu finden wiſſen. Der Vf. ſetzt in der gegenwärtigen Abhandlung auf eine zweckmäſsige Art aus einander, was eine Sache zu einer *dringenden* (*urgente*) mache, wie ſich dieſe von einer nur *eiligen* unterſcheide, und behauptet mit Recht, dafs nur die erſteren vor die von dem Tribunalspräſidenten *allein* gehaltene *audience aux référés*, oder gar zur noch ſchnelleren Entſcheidung, in ſeinem Hauſe (*dans son hôtel*), gehören. Wenn jedoch der Vf. die Meinung äuſsert (S. 352), dafs ihm die ehedem in Frankreich übliche Methode, durch die Procuratoren des Königs die Schwierigkeiten, welche ſich bey den Executionen

ergaben, entſcheiden zu laſſen, conſequenter zu ſeyn ſcheine, als die jetzige Art, im *réfé-ré* zu entſcheiden, *indem nur dem königlichen Procurator die vollziehende Macht zuſtände:* ſo kann Rec. dieſe Meinung ſchon deſshalb nicht adoptiren, da jene Macht nur in den Händen *der Huiſſiers* liegt. Dieſe ſetzen das Urtheil in Vollziehung, und hierüber haben die Procuratoren des Königs *nur zu wachen* (*y tenir la main*). Keine Partey würde ſich unmittelbar an einen Procurator des K. wenden können, damit dieſer, durch die Gensdarmerie z. B., das Urtheil vollſtrecken lieſse. Der Huiſſier iſt der nothwendige einzige Executor. Setzt man dieſem Hinderniſſe entgegen, die *nicht aus der Sache ſelbſt* genommen ſind: ſo iſt er befugt, ſich an den competenten Procurator des Königs zu wenden, welcher ihm die nöthige Aſſiſtenz der bewaffneten Macht verſchafft, und ſo über die Vollſtreckung des Erkenntniſſes wacht; rührt aber das der Vollſtreckung entgegengeſetzte Hinderniſs aus der Sache ſelbſt her, behauptet z. B. derjenige, gegen welchen es vollzogen werden ſoll, es ſey das Erkenntniſs nicht rechtskräftig, indem dagegen die Appellation oder Oppoſition eingelegt ſey: ſo gehört die Entſcheidung dieſer Streitfrage vor einen *Richter*, und das Geſetz konnte, ohne inconſequent zu werden, ſie nicht dem *ministère public* überlaſſen. — Die zweyte Abhandlung über den Lauf und die Berechnung der Beweisfriſt, zum 200 Art. der Proceſsordnung, iſt von Hn. *Öſterley*. Rec. hält dieſe Abhandlung für eine der wichtigſten in allen bisher erſchienenen Heften. Hier muſste der Vf. ganz aus ſich ſelbſt ſchöpfen, denn es galt eine Stelle der Proceſsordnung zu erläutern, welche ſich in dem *Code de pr. franç.* nicht befindet, und deren Erklärung (wenn ſie überhaupt möglich ſeyn ſollte) mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft iſt. Die franz. Proceſsordnung beſtimmt nämlich im Art. 257 die Friſten, in welchen der Beweis angetreten werden muſs. Dieſe Friſten laufen, bey aller ihrer Verſchiedenheit, reſp. vom Tage der an die Partey ſelbſt oder an ihren Anwald geſchehenen Inſinuation des den Beweis beſtimmenden Interlocuts. In Weſtphalen glaubte man die Sache ſehr zu vereinfachen, wenn man im Art. 200 der Proceſsordnung beſtimmte: „*Die Friſt iſt peremtoriſch, und läuft von dem Augenblicke, wo das Erkenntniſs rechtskräftig geworden iſt.*“ Dieſe Beſtimmung, ſo einfach ſie zu ſeyn ſcheint, giebt zu einer Menge Zweifel erregender Fragen Veranlaſſung, wovon die hauptſächlichſte unſtreitig die iſt: Wenn das den Beweis auflegende Erkenntniſs *in contumaciam* gegen eine Partey gefällt iſt, welche noch keinen Anwald hatte: wie iſt dann die Beweisfriſt zu rechnen? Die Beweisfriſt läuft von dem Augenblicke, in welchen das Erkenntniſs rechtskräftig wird: rechtskräftig wird aber ein ſolches Urtheil nicht eher, als bis die zur Einwendung der Oppoſition und Appellation beſtimmten Friſten abgelaufen ſind. Nun ſagt aber der 110 Art. der Proceſsordnung, daſs, wenn das Erkenntniſs gegen eine Partey, welche keinen Anwald hatte, ertheilt wurde, *die Oppoſition bis zur Vollſtreckung zuläſſig ſey.* Wie ſoll man es nun anfangen, *ein Interlocut*, welches, ſeiner Natur nach, keiner Vollſtreckung fähig iſt, *vollſtrecken zu laſſen*, um ſo zu bewirken, daſs es rechtskräftig werde? — Dieſe Frage iſt, nach Rec. Einſicht, gar nicht zu beantworten. Hier iſt allein Hülfe von dem Geſetzgeber ſelbſt zu erlangen, da unſtreitig das Geſetz den aufgeſtellten Fall, bey der beſten Abſicht, *einfachere* Beſtimmungen geben zu wollen, nicht vor Augen hatte. Das vom Vf. vorgeſchlagene Auskunftsmittel, nach der an die Partey geſchehenen Inſinuation nur eine 14tägige Friſt zu geſtatten, iſt zwar für jetzt das Einzige, aber in Weſtphalen um ſo weniger mit Sicherheit anzuwenden, da im 110 Art. der Proceſsordnung die Oppoſition bis zur Vollſtreckung ausdrücklich nachgelaſſen iſt. Die 3 Abhandlung enthält einen Aufſatz über die Procuratoren des Königs und die Generalprocuratoren, eingeſandt von Hn. *Fourmont* zu Caſſel. Es ſcheint dieſer franzöſiſch und deutſch abgedruckte Aufſatz die löbliche Abſicht zu haben, manchen Zweifel über die Functionen dieſer bisher in Deutſchland unbekannten Beamten zu löſen. Es werden kürzlich ihre aus Geſetzen und königl. Decreten bekannten Berechtigungen und Pflichten aufgezählt. — Der 4 Aufſatz iſt eine Rede, welche der jetzige Präſident des Appellationshofes zu Celle, Hr. Baron *v. Strombeck*, als Präſident der Civilgeſetzgebungscommiſſion der Reichsſtände, auf dem erſten weſtphäliſchen Reichstage hielt, als den Ständen das Geſetz, wodurch Dispenſationen von dem Eheverbote des C. N. zwiſchen Schwägern und Schwägerinnen autoriſirt wurden, vorgelegt ward.

Die im 4 Hefte enthaltenen Aufſätze, obgleich nicht ohne Intereſſe, ſtehen jedoch im Ganzen den vorzüglicheren der vorhergehenden nach. Die Anklageurkunde wider den Leinewebergeſellen Mügge aus Oſterode, von dem Generalprocurator D. *Meyerth* zu Heiligenſtadt, verdient einer rühmlichen Erwähnung.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Allgemeines Viehartzneybuch*, oder Unterricht, wie der Landmann ſeine Pferde, ſein Rindvieh, ſeine Schafe, Schweine, Ziegen und Hunde aufziehen, warten und füttern, und ihre Krankheiten erkennen und heilen ſoll; nebſt einem Anhange. Von *Joh. Nicol. Rohlwes*. Eine von der märkiſchen ökonom. Geſellſchaft zu Potsdam gekrönte Preisſchrift. Fünfte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Nebſt 1 Kupfertafel. 1812. XXXII u. 366 S. 8. (20 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 260.)

Breslau, b. Wilh. Korn: *Gedichte* der Webersfrau *Johanne Juliane Schubert*, geb. *May*. Nebſt dem Bildniſſe der Dichterin. Zweyte verbeſſerte Auflage. 1812. XX u. 370 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 DECEMBER, 1812.

JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök und Ruprecht: *Magazin für das Civil- und Criminal-Recht des Königreichs Weſtphalen.* I — III Band. Herausgegeben von *G. H. Öſterley* und *E. Spangenberg* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

II Band. 1 *Heft. Über den Zinsfuſs im Königreich Weſtphalen, ein Commentar über den Art.* 1907 *des C. N.* vom D. *Spangenberg.* Man kann dieſe Abhandl. als den Gegenſtand erſchöpfend anſehen. Das Reſultat iſt: Der C. N. läſst die bisherigen Beſtimmungen der geſetzlichen Zinſen bey Kräften, indem er ausdrücklich vorſchreibt: Die *geſetzlichen* Zinſen werden durch das Geſetz beſtimmt; überläſst es aber der Willkühr der Contrahenten, die *vertragsmäſsigen* in allen Fällen, wo das Geſetz ſolches nicht verbietet, höher als die geſetzlichen feſtzuſetzen. Indem alſo ſolchergeſtalt der C. N. etwas in dieſer Materie beſtimmte, hob er, nach den bekannten Promulgations-Decreten, die bisher darin Statt gehabte Legislation auf. In Frankreich iſt nun dieſe, freylich durch das Geſetz vom 3 Sept. 1807 erſetzt, nicht aber ſo in Weſtphalen, wo dieſes keine geſetzliche Kraft hat. Es exiſtirt alſo in dieſem Königreiche, in Betreff der Beſtimmung des Maximums der conventionellen Zinſen und des Verbotes des Anatocismus, eine Lücke in der Geſetzgebung, deren Ausfüllung nöthig zu ſeyn ſcheint. — *Bemerkungen über die rückwirkende Kraft des Art.* 340 *des C. N.* (worin die Unterſuchung der Vaterſchaft verboten iſt). Dieſer Aufſatz macht dem ungenannten Vf. viel Ehre, und enthält manches Beherzigungswerthes. Der Vf. nimmt mit Recht an, daſs jener berühmte Art. des C. N. nichts weiter ſagen wolle, als: von der Promulgation dieſes Geſetzes an wird den unehlichen Kindern keine Klage, bey welcher es noch auf die Erforſchung der Vaterſchaft ankömmt, verſtattet; und folgert alſo hieraus (gegen Hn. *Pfeiffer*), daſs alle Paternitäts-Klagen, welche ſchon vor der Einführung des C. N. anhängig waren, nach den Grundſätzen des älteren Proceſſes behandelt und entſchieden, alſo auch bey ihnen jedes überhaupt zuläſſige Beweismittel geſtattet werden müſſe. Gewiſs iſt dieſe Meinung im höchſten Grade gegründet, da die Regel, daſs man durch Anſtellung der Klage das Recht erwerbe, ſich derjenigen Beweismittel zu bedienen, welche zur Zeit der Anſtellung zuläſſig waren, keine Ausnahme leidet. Vielleicht hätte man die Klage nie angeſtellt, wenn man hievon nicht überzeugt geweſen wäre. Es iſt eben ſo tadelnswerth, das neue Geſetz *ſtets*, als es *nie* anwenden wollen. — In Weſtphalen werden die Functionen der Section des Requêtes des franzöſiſchen Caſſations-Hofes von der Section der Juſtiz und des Innern des Staatsraths ausgeübt, welche, auf den Bericht eines Staatsraths-Auditors, entſcheidet, ob das Caſſations-Geſuch angenommen oder abgewieſen werden ſoll. (Im erſten Falle gelangt dann die Sache an den geſammten Staatsrath.) S. 154 findet ſich ein, auch übrigens intereſſantes Arrêt jener Section, woraus die Form erſichtlich wird, in welcher in ähnlichen Fällen verfahren zu werden pflegt. — Die S. 168 gewünſchte Beantwortung der Frage: „Iſt die officielle Überſetzung des C. N. für Weſtphalen als deutſches *Original-Geſetzbuch*, oder nur als die einzige *Überſetzung* anzuſehen, welche in den Gerichten allegirt werden darf?“ — iſt nachher durch den Hn. Präſidenten v. *Strombeck*, in dem 1 Hefte der Rechtswiſſenſchaft des C. N., gegeben worden. Sie konnte wohl nicht anders ausfallen, als geſchehen. Der C. N. iſt Weſtphalen *in der Original-Sprache* durch die Conſtitution gegeben; Abänderungen dürfen nur unter Concurrenz der Stände im C. N. bewirkt werden: alſo darf die Überſetzung nichts thun, als den Original-Text treu wiedergeben, und ſollte dieſs irgendwo nicht geſchehen ſeyn: ſo behält dieſer den Vorzug mit Recht.

2 *Heft. Vom Honorare der Sachwalter.* Eine ſehr wohlgerathene Abhandlung, welche dem Verſtande und dem Herzen des Vfs., D. *Eggena* zu Caſſel, gleiche Ehre macht. Möchte doch übrigens Weſtphalen einen ſeiner heiſseſten Wünſche erfüllt, und dem dringendſten Bedürfniſſe, welches zu den gröſsten Ungerechtigkeiten ſo oft Gelegenheit giebt, dem Mangel einer, für die jetzige Gerichtsverfaſſung berechneten, *Advocaten-Beſoldungs-Taxe*, bald abgeholfen ſehen! Verſchiedene Gerichte bedienen ſich jetzt, in Ermangelung geſetzlicher Vorſchriften, der franzöſiſchen Koſten-Taxe, und thun unſtreitig wohl daran, da die alten Taxen auf das neue Verfahren nicht anwendbar ſind. — *Über die Qualitäten und die Auslöſung der Urtheile*, vom Tribunals-Procurator *Fröbe* zu Heiligenſtadt. Dieſer Aufſatz kann vielen Procuratoren und Greffiers von groſsem Nutzen ſeyn, da der Vf., auf eine ſehr zweckmäſsige Art, mehrere Bemerkungen zuſammengeſtellt hat, die ſowohl bey der Abfaſſung der ſogenannten *Qualitäten*, als bey der

Redaction *der Expedition* der Urtheile nützlich angewendet werden können. Übrigens werden nicht, wie der Vf. glaubt, die Qualitäten, nach geschehener Redaction der Expedition der Urtheile, zurückgegeben, sondern sie bleiben, nach der französischen Gerichts-Observanz, stets in dem Archive des Greffe. Rec. kann dieses mit so grösserer Gewissheit versichern, da er über diesen Umstand in dem Greffe des kaiserl. Gerichtshofes zu Paris persönlich Erkundigungen angestellt hat. Übrigens ist es lediglich Sache des *Greffiers*, die Expedition des Erkenntnisses (dessen Gründe und dispositiver Theil im Audienz-Protocolle enthalten sind) nach Massgabe der eingereichten Qualitäten zu besorgen. Das Original (*la minute*) dieser Expedition legt er zugleich mit den Qualitäten und dem Audienz-Protocolle dem Präsidenten des Gerichts vor. Dieser überzeugt sich von der Richtigkeit der Expedition durch eine Vergleichung dieser mit den Qualitäten und dem Audienz-Protocolle, und unterzeichnet darauf die ihm vorgelegte *Minute*. Solche bleibt stets im Gerichte: der *Greffier* ertheilt davon nur authentische und executorische Abschriften (*grosses*), welche von ihm *allein*, als *Notarius judicii*, nicht aber, wie irrig von so viel Tribunals-Präsidenten in Westphalen geschieht (in Frankreich fällt dieses keinem Präsidenten ein), von diesen unterzeichnet werden. — *Über die Collision der administrativen und der rechtsprechenden Gewalt*, vom Dr. *Spangenberg*. Ein Aufsatz, welcher über diese Materie, die den administrativen Behörden noch hin und wieder sehr dunkel zu seyn scheint, sehr richtige, der Natur der Sache und der französischen Jurisprudenz angemessene Grundsätze enthält. Bemerkt hätte werden müssen, dass, vermöge neuerer gesetzlicher Verfügungen, dem Präfectur-Rathe nicht mehr das Recht zusteht, über Defraudationen und Gesetzübertretungen in Hinsicht der directen und indirecten Steuern zu erkennen, welches vielmehr den Tribunalen beygelegt wurde. — *Bemerkungen über die französischen Vergleichs-Büreaus und Nachrichten von der modificirten Nachahmung derselben bey dem District-Tribunale zu Einbeck*, von dem Präsidenten *v. Strombeck*. Die Friedensrichter erhielten in Frankreich ihren Namen von der ihm dort obliegenden Function, in der Regel in allen Civil-Sachen, ehe sie von den Parteyen an die Tribunale gebracht werden können, die Güte zu versuchen. Diese Function haben die Friedensrichter in Westphalen nicht, und dieses, wie Rec. fest überzeugt ist, und wie es in Frankreich die Erfahrung ausgewiesen hat, mit Recht. Nur Aufenthalt in der Gerechtigkeitspflege, nicht Nutzen für die Parteyen, entstand aus jenem Institute, denn selten haben die Friedensrichter so ausgebreitete Rechts- und Geschäfts-Kenntnis, um mit Nutzen einen Vergleich, in oft verwickelten Rechtssachen, versuchen zu können. Nichts desto weniger blieb der Vergleichs-Versuch wünschenswerth. Hr. *v. Strombeck* entwarf also ein Project zu einer bey dem Tribunale zu Einbeck zu errichtenden Vergleichs-Kammer. Es wurde dieses von dem Justiz-Minister des Königreichs gebilligt, und dadurch den Einwohnern des Districts Einbeck Gelegenheit verschafft, *ohne alle Kosten* in ihren Rechtshändeln mit ihrem Gegner den Vergleich versuchen zu können. Es leidet keinen Zweifel, dass dieses Institut, unter der Direction eines thätigen, geschickten Vergleichs-Commissars, von unendlichem Nutzen seyn würde, so wie, im entgegengesetzten Falle, sein *Einschlafen* nicht lange fehlen möchte.

3 *Heft. Über das Verfahren in Ehescheidungssachen, wenn der Aufenthalts-Ort des verklagten Ehegatten unbekannt ist.* Dieser Aufsatz zeugt von der vollkommensten Sachkenntnis des ungenannten Vfs. Möchte er doch vorzüglich von manchen derjenigen königlichen Procuratoren beherzigt werden, die *noch stets* mit Vorladungen abwesender Ehegatten zum Ehescheidungs-Verfahren auf die offenbar nichtigste Weise die öffentlichen Blätter anfüllen! — Ein Wunsch, der jedoch schwerlich so bald erfüllt werden wird, da die irrigsten Meinungen, wie die Erfahrung lehrt, eben diejenigen sind, welche am schwersten ausgerottet werden können. — *Kommt der Art.* 1326 *des C. N. auch bey eigenen Wechseln zur Anwendung?* von Prof. *Mackeldey* in Marburg. Mit Recht bejahet der Vf. diese Frage, da der gedachte Art. ganz eigentlich in Bezug auf das, was man in Deutschland *eigene Wechsel „billets, ou promesses sous seing privé,"* zu nennen pflegt, abgefasst ist. Auch leidet es keinen Zweifel, dass die Lehre vom Urkunden-Beweise ein Gegenstand des Civil-Gesetzbuches sey, in sofern nämlich die Rede davon ist, *wodurch* bewiesen wird, und dass die *allgemeinen* Principien des Civilrechts, auch, wenn nicht Ausnahmen verordnet sind, ebenfalls in Handelssachen angewendet werden müssen. Darin mochte also, gegen ein Erkenntnis des Appel.-Hofes zu Cassel, der Vf. Recht haben, dass der Art. 1326 bey dem in Frage stehenden *eigenen Wechsel*, dessen Unterschrift nicht mit dem „*gut*" oder „*genehmigt*" versehen war, hätte zur Anwendung gebracht werden müssen. Irrig aber ist es unstreitig, wenn der Vf. den Personal-Arrest und die eidliche Diffession jetzt im Wechsel-Verfahren nicht mehr für zulässig hält. Gehört gleich die Entscheidung der Frage, *wodurch* bewiesen werden soll, zu dem Gebiete des C. N.: so ist doch der ganze *Wechsel-Process* eine dem C. N. fremde *Rechtsmaterie*, vielmehr ein Gegenstand des *Handels-Codex*, und, so lange ein solcher noch nicht in Westphalen erschienen, der, diesen ergänzenden Handels-Gesetze. Unter diese gehören aber die Wechsel-Ordnungen der verschiedenen Provinzen Westphalens. Sie ersetzen zum Theil die Lücke eines *Code de Comm.*; sie bestimmen, *wie* in Wechselsachen bewiesen, und wie in solchen die Erkenntnisse (durch Personalarrest) vollzogen werden sollen. Sagt nicht dieses der C. N. im Art. 2070 mit bestimmten Worten? Dieser, wie Rec. dünkt, sichtbaren Irrthümer ungeachtet ist die gegenwärtige Abhandlung eine der interessantesten des Magazins.

4 *Heft. Über die Gültigkeit älterer positiver Gesetze neben dem Gesetzbuche Napoleons im Königreiche Westphalen*, vom Prof. *Mackeldey* in Marburg. Diese vortreffliche Abhandlung kann als eine Revision der über den fraglichen Gegenstand von *Dabelow*, *Schrader*, *Pfeiffer* und *Spangenberg* geäusserten Meinungen, und als diejenige angesehen werden, wodurch der bisher obwaltende Streit geendet ist. Die von dem Vf. dargestellten Grundsätze sind so consequent, dass sie schwerlich je werden widerlegt werden können. Rec. möchte wünschen, dass kein Richter, kein Rechtsgelehrter Westphalens diese Abhandlung unstudirt lasse, damit in einer Materie von so hoher Wichtigkeit endlich die so wünschenswerthe Uniformität erreicht, und der mit der sogenannten *raison écrite*, womit die Wenigsten einen vernünftigen Begriff verbinden, getriebene Unfug ein Ende gemacht werde. — *Ist die Exceptio litis pendentis coram tribunali peregrino im westphälischen Processe zulässig?* vom Dr. *Spangenberg*. Der Vf. bejahet diese Frage, weil nach einem westphälischen Staatsraths-Gutachten, und nach der Processordnung, alle von ausländischen Gerichten ertheilten Erkenntnisse (unter gewissen Einschränkungen), ohne Prüfung ihrer Gründe und ohne neue Verhandlungen über die schon entschiedenen Fragen, von den westphälischen Gerichten für executorisch erklärt werden müssen, also, wenn man die *exceptio* der Litispendenz nicht annehmen wollte, zwey verschieden lautende executorische Erkenntnisse in derselben Sache würden entstehen können. Dessen ungeachtet hat Rec. bey dieser Beantwortung bedeutende Zweifel, welche hauptsächlich daher rühren, dass durch die angeführten westphälischen Verfügungen eigentlich an der französischen Jurisprudenz nichts geändert ist. Nach dieser, und auch in Westphalen, kann die Executorisch-Erklärung des auswärtigen Erkenntnisses nie ohne Vorladung des Imploraten geschehen; hatte dieser also bereits einem gleichen westphälischen Erkenntnisse Genüge geleistet: so würde er dieses anführen, und dann dem auswärtigen Urtheile die executorische Clausel versagt werden, woraus folgt, dass die gefürchtete Inconvenienz nie eintreten kann.

III *Band*. 1 *Heft. Die Lehre vom Besitze, nach den Grundsätzen des französischen Civilrechts* entwickelt von Dr. *W. Planck*, Tribunalsassessor zu Göttingen. Diese äusserst gründlich geschriebene Abhandlung, welche zu den grösten Hoffnungen in Hinsicht des jungen Vfs. berechtigt, ist auch besonders abgedruckt, und verdient eine eigene, ausführliche Recension. — *Findet wirklich keine Klage auf eine angemessene Entschädigung wegen des durch die Nichterfüllung eines während des Code Nap. gegebenen Eheversprechens entzogenen Gewinnstes Statt?* Von dem Tribunalsassessor *Pielsticker* zu Osnabrück. Die französische Jurisprudenz entscheidet bekanntlich diese Frage verneinend; der Vf. ist aus Gründen, welche einer sehr ernstlichen Berücksichtigung würdig sind, der entgegengesetzten Meinung. In der That lässt sich hier die französische jetzige Jurisprudenz kaum vertheidigen. Freylich kann, nach dem C. N., nicht auf die *Vollziehung* einer versprochenen Ehe geklagt werden: aber wo ist es verboten, den zurücktretenden Theil auf *dommages et intérêts* in Anspruch zu nehmen? — Und müsste man eine solche Berechtigung nicht aus den bekannten, in dem Gesetzbuche enthaltenen Grundsätzen folgern?

2 *Heft. Über die rechtliche Kraft der Sponsalien oder Eheverlöbnisse* vom Dr. *Spangenberg*. Hier findet man die der vorigen entgegengesetzte Meinung ausgeführt. Es sey fester unbezweifelter Grundsatz, dass, wenn die Hauptverbindlichkeit nicht einklagbar ist, die aus derselben in dem Falle der Nichterfüllung entspringende Nebenverbindlichkeit ebenfalls nicht einklagbar seyn könne. Da die Vollziehung der Ehe nicht einklagbar sey: wie solle eine Schadloshaltung errungen werden können? — Nach Rec. Dafürhalten lässt sich antworten, dass hier die einklagbare Hauptverbindlichkeit, nach Art. 1383 C. N., in dem „*dommage causé par l'imprudence*" bestehe. Oder ist es nicht zum wenigsten eine *Imprudenz*, sich in Eheversprechen einzulassen, die man nachher nicht zu erfüllen gesonnen ist, ohne dass Ursachen vorhanden sind, welche die Willensänderung rechtfertigen? Obgleich die französische Jurisprudenz entgegensteht: so tritt Rec. dennoch auf Hn. *Pielsticker*s Seite.

3 *Heft. Über das Verfahren bey Rechtsstreitigkeiten gegen Gemeinden, wenn der Präfecturrath der Gemeinde die Autorisation zur Vertheidigung verweigert hat.* Von einem Ungenannten wird der sehr richtige, und oft verkannte Grundsatz entwickelt, dass, wenn gleich, nach dem k. Decrete vom 11 März 1809. die Verweigerung der Autorisation zugleich eine Anerkennung des dem Kläger zustehenden Rechts enthält, dennoch hieraus nicht folge, dass, um auf diese Anerkennung eine gerichtliche Verurtheilung zu erwirken, die Vorladung der Gemeinde vor das zuständige Gericht eine unnütze und zwecklose Formalität sey, von welcher sich der Kläger sogleich dispensiren könne; es wird vielmehr die Nothwendigkeit einer solchen Vorladung gezeigt. — *Ist nach dem C. N. bey den zur Erbfolge berufenen Seitenverwandten, welche weder Geschwister noch deren Descendenten sind, kein Unterschied zwischen voller und halber Geburt?* Eine interessante Abhandlung von Hn. *Brinkmann* aus Osterode. — Die interessanteste Abhandlung im 4 Hefte ist von Hn. Prof. *Schrader* zu Tübingen: *Von einer doppelten Civilzeitberechnung des französischen Rechts;* eine Schrift, welche eine innige Bekanntschaft mit dem neuen Rechte documentirt.

Rec. bedauert, dass er, um diese Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen, nur einige Bemerkungen über so wenige der in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätze hat mittheilen können, vorzüglich aber, dass er den interessantesten Theil derselben, die Schreiben des Justizministers *Siméon* an die Präsidenten und Procuratoren des Königs der Tribuna-

le, hat übergehen müssen, da sie ihrer bündigen Kürze wegen keines Auszuges fähig sind. Diese Schreiben enthalten einen wahren Schatz von Jurisprudenz, und machen (wie bereits bemerkt) das Magazin für den westphälischen Juristen unentbehrlich, für den auswärtigen aber im höchsten Grade interessant. Man muss den Minister lieb gewinnen, der in einem so väterlichen Tone belehrt, und der so offenbar ein Vergnügen daran findet, von seinem Erfahrungsschatze mitzutheilen. Auch ist es unstreitig dieser vortreffliche Minister, dem es das Königreich Westphalen vorzüglich verdankt, dass dessen Gerichte in einem so kurzen Zeitraume so bedeutende Fortschritte in der Anwendung der neuen Jurisprudenz gemacht haben. Möchten also recht viele solcher Ministerialschreiben durch das gegenwärtige Werk bekannt werden! Ihr Nutzen kann nicht anders als sehr gross seyn, und ein Missbrauch derselben ist nicht zu befürchten, nachdem der Minister selbst in einem derselben (Band II S. 482), um jedem Missverständnisse zu begegnen, sagte: „*L'instruction du ministre n'est que la prétention de l'administration qu'il dirige . . .; ceux qui ont à la juger l'admettent ou la rejettent, suivant que leur conscience et leurs lumières la leur font reconnaitre juste ou injuste.*" So wahr dieser Satz ist: so selten möchte ein Minister grossdenkend genug gewesen seyn, ihn öffentlich auszusprechen.

Indem Rec. dieser so lehrreichen Sammlung eine ungestörte Fortsetzung wünscht, ladet er den Herausgeber ein, öfter als geschehen, *eigene* Aufsätze mitzutheilen, da sich diese durch Gründlichkeit und zweckmässige Darstellung vorzüglich auszuzeichnen pflegen, hingegen den Aufsätzen von ein paar Vfln., welche namhaft zu machen überflüssig und kränkend seyn würde, künftig die Aufnahme in dieser interessanten Sammlung zu versagen.

F . . . . k.

Blankenburg, b. Weschc: *Der westphälische Huissier in Civil-, Municipalpolizey-, Corrections- und Criminal-Sachen; nebst einer Vergleichung der Geschäfte des Huissiers in Frankreich mit denen des Huissiers in Westphalen.* Herausgegeben (abgefasst) von *G. G. Küchendahl*, Tribunalsrichter zu Blankenburg. 1811. XXIII und 399 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die der französischen nachgebildete westphälische neue Gerichtsverfassung hatte kein gröseres Hinderniss zu überwinden (und es fehlt noch sehr viel daran, dass der Sieg als vollendet anzusehen sey), als dasjenige ist, welches aus dem Mangel tüchtiger Huissiers entstand. Man weiss, wie viel auf den *Namen* ankömmt, mit dem ein Gegenstand bezeichnet wird: und so äusserte denn auch hier der in der officiellen Übersetzung der Process-Ordnung gewählte Ausdruck „*Gerichtsbote*", statt *Huissier*, darin seine nachtheilige Wirkung, dass jeder ehemalige *Amtsbote* sich zu dem Amte eines *Gerichtsboten* berufen fühlte, und nicht selten die Erreichung seiner Wünsche erlangte. Was nun dergleichen Personen für Instrumente aufzunehmen im Stande sind, kann man denken. Sehr lobenswerth waren daher die Bemühungen der westphälischen processualistischen Schriftsteller, die Huissiers mit ihren Dienstgeschäften bekannt zu machen; und unstreitig ist man es diesen Bemühungen schuldig, dass von den Huissiers sehr bedeutende Fortschritte in ihren Amtskenntnissen gemacht sind. Ein Werk jedoch, welches *vollständig* die sämmtlichen Amtsverrichtungen der Huissiers darstellte, und ihnen zugleich eine Übersicht ihres gesammten Wirkungskreises verschaffte, fehlte bis jetzt, selbst nachdem Hr. *Willigerodt* sein in diesen Blättern bereits angezeigtes Werk herausgegeben hatte. Hr. *Küchendahl* füllt diese Lücke gröstentheils durch die gegenwärtige Schrift aus, welche zuerst systematisch von dem Amte der Huissiers im Allgemeinen handelt, nachher, ebenfalls nach dem System der verschiedenen Processgesetze, die einzelnen Verrichtungen der Huissiers schildert, und nach diesen Schilderungen stets die nöthigen Formulare enthält. Diese zeichnen sich durch ihre Bestimmtheit und die Zweckmässigkeit des Stils aus. Rec. hat bey einer sorgfältigen Prüfung derselben nichts Bedeutendes zu erinnern gefunden, und vermeidet es, von kleinen Mängeln (als wenn z. B. S. 25 in dem Formular einer Requisition an einen Gensdarmerie-Brigadier um Assistenz bey einer Execution, das Tribunals-Erkenntniss im Originale *beygelegt*, und also *aus den Händen gegeben* wird) zu reden, da es sehr unpassend seyn würde, der Menge in Westphalen erscheinender Process-Schriften in diesen Blättern eine solche, ins Detail gehende Aufmerksamkeit zu widmen. Auch die theoretischen, die Huissiers nicht unmittelbar angehenden Ausführungen in dieser Schrift sind zweckmässig, und nur selten irrig, als wenn z. B. S. 334 gesagt ist: „*Wenn der Instructions-Richter die Untersuchung* (in Corrections-Sachen) *geschlossen hat: so muss er davon dem Tribunale referiren, um darüber, welches Gericht das zuständige sey, einen Entschluss zu fassen.*" Diese geschieht nämlich nur dann, wenn der instruirende Richter, oder der Procureur des Königs, die Sache für eine *Criminal*-Sache halten. Sind sie darüber einig, dass die Sache correctioneller Natur sey: so ist nicht abzusehen, weswegen sie nicht, eben so gut als jede Civilpartey, sofort die Vorladung des Angeschuldigten vor das Corrections-Gericht bewirken könnten, welches dann, wenn ihm die angeschuldigte Handlung ein Criminalverbrechen zu seyn scheint, stets noch das Recht hat, die Sache an den Criminal-Hof zu verweisen. Es ist kaum zu begreifen, woher der von dem Vf. begangene Irrthum, den sehr viele Gerichte mit ihm theilen, entstanden sey; unmöglich konnte der Art. 6 des Gesetzes vom 17 Aug. 1808 dazu die Veranlassung geben, denn er setzt ausdrücklich den Fall zum Voraus, wo der Untersuchungs-Richter glaubte, es müsse „*eine härtere als eine in Gefängniss bestehende Polizey- oder Besserungs-Strafe Statt finden, und vielmehr eine entehrende oder Leibes-Strafe eintreten*" (Art. 1 des angeführten Gesetzes). — Doch unbillig würde es seyn, dergleichen, besonders durch eine fehlerhafte Praxis veranlasste Versehen hoch anzurechnen. Der Vf. wird sie, bey fortgesetztem Studiren der neuen Gesetze, selbst vermeiden lernen, und so entstehet denn die gegründete Hoffnung, in ihm einen schätzenswerthen vaterländischen juristischen Schriftsteller aufblühen zu sehen. F.....k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER, 1812.

MEDICIN.

PARIS, in d. kaiserl. Druckerey: *Rapport addressé à Son Exc. le Ministre de l'Intérieur, Comte de l'Empire, sur les ouvrages envoyés au concours sur le Croup*, par la Commission chargée de l'examen et du jugement de ces ouvrages. 1812. 183 S. 8.

Seit einigen Jahren war das gesammte medicinische Publicum auf den Ausgang einer sehr merkwürdigen Angelegenheit im Felde der medicinischen Literatur gespannt, welche jetzt beendigt ist, und von welcher die vorliegende Schrift Rechenschaft ablegt.

Vermittelst Decrets, datirt aus dem Hauptquartier zu Finkenstein vom 4 Jun. 1807, hatte bekanntlich der Kaiser von Frankreich, veranlasst durch den durch den Croup herbeygeführten Tod des Prinzen von Holland, dem Minister des Inneren aufgetragen, die Ärzte aller Nationen zu einem Concurs über den Croup einzuladen, und ein Preis von 12000 Franken wurde der besten über diesen Gegenstand bis zum 1 Jan. 1809, und nach einer späteren Verfügung bis zum 1 Jul. 1809 eingesandten Abhandlung zugesagt. Aus vorliegender Schrift sehen wir nun den Verfolg dieser, theils wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes der Preisaufgabe, theils wegen der Grösse des Preises interessanten Angelegenheit, welcher im Kurzen folgender ist.

Zur Beurtheilung der eingesandten Schriften bildete sich zuerst eine aus zwölf der angesehensten Ärzte von Paris bestehende Commission, von denen zehn den Bericht unterzeichnet haben, nämlich die Hrn. *Lepreux*, als Präsident der Commission, *Hallé*, *Balleroy*, *Duchanoy*, *Chaussier*, *Corvisart*, *J. J. Leroux*, *Portal*, *Pinel* und *Royer-Collard*. 83 Concurrenzschriften erschienen bis zu dem angegebenen Termin, von denen nur 79, als den Bedingungen der Preisbewerbung genügend, zur Concurrenz gelassen werden konnten, 4 aber, als diese nicht erfüllend, indem 2 derselben in deutscher, eine in italiänischer, und eine in englischer Sprache geschrieben waren, von der Theilnahme am Concurs ausgeschlossen werden mussten. Nun begann das eigentliche Geschäft der Commission, und die Art und Weise, wie sie sich ihres Auftrags entledigte, verdient wegen der grosen Sorgfalt und Pünctlichkeit einer besonderen Erwähnung.

Um mit der strengsten Unparteylichkeit zu urtheilen, und um mit der grössten Genauigkeit das Verdienst einer jeden der 79 zur Concurrenz zugelassenen Schriften zu würdigen, und ein vorläufiges Urtheil über den Werth derselben abfassen zu können, trennte sich die Commission zuerst in vier Bureaus. Die zur Concurrenz gelassenen, einregistrirten, doppelt (einmal von der Behörde, an welche sie gesandt worden, das zweyte Mal von der Commission) numerirten Schriften, von denen man die mit den gleichen Numern bezeichneten, den Namen des Verfassers enthaltenden, und mit der Devise der Preisschrift bezeichneten, und sämmtlich der medicin. Facultät in Verwahrung gegebenen Billets getrennt hatte, wurden unter diese vier Bureaus, deren jedes 3 Mitglieder enthielt, so vertheilt, dass allmählich alle Schriften einzeln von den 4 Bureaus gewürdigt werden konnten. Vor dem Anfange dieses Geschäfts hatte jedes Mitglied der Commission erklären müssen, nicht selbst Theil an dem Concurse genommen zu haben. Das Resultat dieses ersten präliminarischen Geschäfts war die Scheidung der zur Concurrenz gelassenen Abhandlungen in drey Reihen, von denen die erste 16 gute, die zweyte 43 schlechte, und die dritte 20 mittelmäsige Abhandlungen enthielt. Jetzt begann das zweyte Geschäft der Commission. Von den 16 Abhandlungen der ersten Reihe wurde jede von jedem der 12 Mitglieder der Commission besonders gelesen, geprüft, beurtheilt, doch ohne das besondere Urtheil kund werden zu lassen, und dann mit dem Namenszuge jedes Mitgliedes, zum Zeichen der geschenen Prüfung, versehen. Die Commission vereinigte sich nach dieser Prüfung zu einer solennen Generalversammlung, und die bis jetzt geheim gehaltenen Urtheile der einzelnen Mitglieder über jede der 16 guten Abhandlungen wurden jetzt nach der Bestimmung des Loses öffentlich vorgetragen, und das vergleichende Urtheil über diese Schriften einer sechs Sitzungen hindurch dauernden Discussion unterworfen. Das Endresultat dieses letzten Geschäfts der Commission war, dass zwey Schriften, von denen eine den Hn. D. *Jurine* in Genf, die andere den Hn. D. *Albers* in Bremen zum Verfasser hat, als eines gleichen Verdienstes theilhaftig, würdig erklärt wurden, den Preis zu theilen; dass drey anderen Abhandlungen, deren Verfasser die Hnn. D. *Vieusseux* in Genf, D. *Caillau* in Bordeaux und D. *Double* in Paris sind, wegen minderen Verdienstes, aber doch grosser Vortrefflichkeit, die Belohnung einer öffentlichen ehrenvollen Erwähnung zuerkannt wurde; dass aus einer sechsten Abhandlung ein als Specificum gegen den Croup angegebenes Mittel zu einer näheren und besonderen Untersuchung allen praktischen Ärzten anempfohlen wurde, und dass endlich die Commission sich entschloss, aus den übrigen 10

guten und aus den so mittelmäfsigen, so wie aus den als schlecht erkannten Abhandlungen die merkwürdigsten Thatsachen, nützlichen Untersuchungen und interessanten Discussionen, deren eine grofse Zahl vorhanden war, in einem methodischen und räsonnirenden Auszug zu vereinigen und dem Publicum durch den Druck zu übergeben.

In gegenwärtiger Schrift wird nun eine sorgfältige Analyse der genannten sechs Abhandlungen gegeben, über welche Analyse wir aber, als über die ausführliche Beurtheilung dieser Schriften, uns um so mehr alles kritischen Urtheils enthalten, da wir späterhin, sobald diese Schriften selbst durch den Druck dem Publicum werden mitgetheilt seyn, noch besondere Auffoderung haben werden, über dieselben zu reden.

Wir fügen also dieser historischen Darstellung des Ausganges obiger Preisaufgabe nur noch einige Bemerkungen hinzu, wie sie sich uns bey Durchlesung dieser Schrift theils über das Ganze, theils über manches Einzelne dargeboten haben.

Eine erfreuliche Erscheinung ist die grofse Sorgfalt, mit welcher der Werth und die Mängel der einzelnen Schriften gegen einander über gestellt sind, so wie die Reife, Unbefangenheit und die das Verdienst erkennende Unparteylichkeit des Urtheils und die besondere Klarheit der Darstellung, welche uns vorzüglich in der Entwickelung des Werthes und der Mängel der beiden gekrönten Schriften überall entgegengekommen sind. Möchte doch jede wissenschaftliche Behörde, welche über Preisschriften zu urtheilen hat, an diesem Verfahren unserer Nachbaren ein fruchtbringendes Beyspiel nehmen! Preisaufgaben können sehr viel zur Förderung der Wissenschaft beytragen, indem nicht selten durch dieselben ein schlummerndes Talent Anregung erhält, sich auszubilden und einem Theile der Wissenschaft zu widmen, und indem der Mensch oft eines äufseren Anstofses bedarf, um nicht in wissenschaftliche Trägheit zu versinken; aber nicht selten hält manchen würdigen Arbeiter die Furcht einer einseitigen, oberflächlichen, parteylichen Beurtheilung ab, sich einem Geschäfte hinzugeben, welches, wenn auch nur zu Anfange der Arbeit, und zum Theil, dieses bestimmten Zwecks wegen unternommen wurde. So wie hier das Urtheil über die verschiedenen Schriften gefällt und ausführlich motivirt ist, wird es keinem der Verfasser der nicht gekrönten Abhandlungen einfallen können, sich über Ungerechtigkeit oder Verkennung zu beklagen.

Interessantere Aufschlüsse und fruchtbringendere Resultate, wenigstens eindringendere Untersuchungen und mannichfaltigere Versuche, als sich hier finden, hätte man von der Erfüllung der besonderen Bedingung der Preisfrage erwarten können, an lebenden Thieren über die Entstehung und Hervorbringung derselben oder einer ähnlichen Krankheit durch äufsere Mittel Versuche anzustellen, da dergleichen Versuche überhaupt für den gegenwärtigen Zweck, und bey dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nur dann einen reellen Werth haben können, wenn sie mit Berücksichtigung aller kleinen Nüancen der verschiedenen Krankheiten, und mit Würdigung der verschiedenen Naturen des Thiers und des Menschen angestellt werden, indem es nach unserer Überzeugung nicht möglich ist, dafs dieselbe dem Wesen nach ganz gleiche Krankheit in Individuen von ganz verschiedener Natur entstehen kann. Auch scheint im Allgemeinen die Eigenthümlichkeit der Krankheit, welche doch wohl nicht blofs eine Entzündung der Schleimhäute des Larynx und der Luftröhre ist, wofür sie noch in allen den obigen Schriften gehalten wird, nicht genug berücksichtigt, herausgehoben und der strengeren Untersuchung unterworfen zu seyn. Ist doch endlich, wenigstens in Deutschland, die Zeit gekommen, dafs man nicht mehr mit den äufseren Verhältnissen der Krankheiten sich begnügt, und zufrieden ist, wenn man glaubt in einem hervorstechenden entzündlichen oder krampfigen Charakter einer bestimmten Krankheit den wesentlichen Charakter der Krankheit gefunden zu haben, da diese Formen doch nur allgemeine, mehreren wesentlich verschiedenen Krankheiten zukommende Verhältnisse sind, dafs man im Gegentheil sich gedrungen fühlt, dem specifischen Verhältnisse der einzelnen specifischen Krankheiten genauer nachzuforschen; und finden sich doch in dem specifischen Verhalten des energischen Verlaufes der Krankheit, des Wechsels der krampfigen mit den entzündlichen Erscheinungen in den verschiedenen Individuen, der eigenthümlichen Veränderung, welche im ganzen Organismus während der Krankheit vorgeht, so dafs manche Arzneymittel, z. B. versüfstes Queckfilber, nun in eine ganz neue Wechselwirkung mit dem Organismus treten, und nicht mehr die gewöhnlichen Wirkungen erzeugen, Andeutungen genug, welche diese Krankheit von jeder anderen krampfigen oder entzündlichen Affection der genannten Theile unterscheiden.

Denn wozu kann es wohl nützen, und zu welchem für die Erkennung und Behandlung der Krankheit ersprieslichen Resultate kann es wohl führen, wenn man, wie Hr. D. *Albers* vorzugsweise vor den übrigen Competenten mit Eifer sich hat angelegen seyn lassen, blofs vermittelst scharfer, äufserlich in die Luftröhre gebrachter Mittel hier eine locale Entzündung in einem ganz anderen Organismus, als der des Menschen ist, hervorbringt, wenn man nicht zugleich zeigt, dafs mit dieser künstlichen Krankheit alle anderen mannichfaltigen, charakteristischen, aus dem Wesen der Krankheit hervorgehenden und dasselbe beurkundenden Verhältnisse eintraten, welche den Croup von einer örtlichen Entzündung der Luftröhre und ihrer Theile unterscheiden? Wir hätten schon ein wichtiges Resultat für das fernere Studium der Krankheit, wenn uns durch diese Versuche wäre erwiesen worden, dafs die durch äufsere Mittel bey Thieren künstlich hervorgebrachte Krankheit, obgleich sie locale Entzündung der Luftröhre war, nichts mit der Natur und dem Wesen des Croups gemein habe.

Ferner vermissen wir eine genaue Würdigung der seit *Authenrieths* Bekanntmachung vielfältig wiederholten Erfahrung, dafs versüfstes Queckfilber in s-

nem ſpecifiſchen Verhältniſſe zu dieſer Krankheit ſteht, auf gleiche Weiſe, wie China zum Wechſelfieber, Mercurius zur Lues u. ſ. w., wie man, ungeachtet alles Widerſpruchs, doch wohl anzunehmen berechtigt iſt, wenn man die merkwürdige, auch von Rec. mehrmals beobachtete Erſcheinung erwägt, daſs Kinder von 2 — 3 Jahren, welche am Croup leiden, täglich 30 bis 40 Gran dieſes Mittels zu ſich nehmen können, ohne daſs die gewöhnlichen Folgen deſſelben ſich zeigen, und daſs dennoch die Heilung erfolgt. Man hätte erwarten können, daſs bey Thieren, welchen man eine im Äuſseren ähnliche Krankheit erzeugt hatte, mit dieſem Mittel würden Verſuche angeſtellt worden ſeyn, wo denn der mehr oder minder gleiche Erfolg, die mehr oder minder gleiche Wirkung dieſes Mittels bey der künſtlichen Krankheit des Thieres, und bey der natürlichen des Menſchen, über die Gleichheit beider Krankheiten wenigſtens Vermuthungen hätte zu Wege bringen müſſen, welche einen gröſseren Werth haben würden, als alle die in den angegebenen Schriften enthaltenen Reſultate dieſer künſtlichen Krankheitserzeugung bey Thieren. Auch die Verſchiedenheit der Thiere, an welchen ſolche Verſuche anzuſtellen, würde zu berückſichtigen ſeyn, da bekanntlich dieſelben Arzneymittel nicht immer bey verſchiedenen Thieren dieſelbe ſpecifiſche Wirkung haben, und da jedes Thier ſeine weſentlichen Verſchiedenheit von einem anderen doch auch in den Verhältniſſen ſeiner Krankheiten ausdrückt.

Das in der 6 Schrift als Specificum genannte, und von der Commiſſion im Auftrage des Miniſters des Innern allen Ärzten zur Prüfung und zum Verſuche empfohlene Mittel iſt die Schwefelleber. Da die in dieſer Hinſicht von der Commiſſion erlaſſene Auffoderung ſchon durch mehrere deutſche Zeitungen hinlänglich bekannt gemacht worden, zur Zeit aber über die ſpecifiſche Wirkung dieſes Mittels noch nichts zu ſagen iſt: ſo enthalten wir uns für jetzt aller Bemerkungen hierüber, indem wahrſcheinlich bald eine Summe von Thatſachen über den Werth oder Unwerth dieſes Mittels im Croup entſcheiden wird.

Indem wir dieſe Recenſion ſchlieſsen, wünſchen wir, daſs die angezeigten fünf Abhandlungen bald im Druck erſcheinen mögen, da ſie nur dienen können, auch andere geiſtreiche Ärzte zur erneuerten Unterſuchung über das Weſen und die ſpecifiſche Behandlung dieſer gewöhnlich von den ſchnelleſten und gefährlichſten Folgen begleiteten Krankheit aufzufodern.

* *

Wirklich hat eine ſolche Unterſuchung ſchon ein Jahr früher einen deutſchen Arzt beſchäftigt. Ihr verdanken wir eine Schrift, welche groſsentheils auch den Croup und deſſen ärztliche Behandlung zum Gegenſtande hat, und die den Franzoſen wenigſtens bey Erſcheinung des obigen Werks noch nicht ſcheint bekannt geweſen zu ſeyn. Wir fügen die von einem andern Rec. gelieferte Anzeige derſelben hier bey.

Leipzig, b. Vogel: *Erkenntniſs und Heilung der häutigen Bräune, des millarſchen Aſthma und des Keuchhuſtens*, von *Eduard Ludwig Löbenſtein-Löbel*, der Arzneyk. u. Wundarzneyk. D., Prof. der Med. auf der Geſammt-Univerſität Jena und Mitglied der latein. Geſellſchaft. 1811. VIII u. 182 S. 8. (20 gr.)

Unſtreitig verdienen unter allen Kinderkrankheiten die drey auf dem Titel genannten, wegen der Verheerungen ſowohl, die ſie ſchon in dieſem Lebensalter zur Folge haben, als wegen der Schwierigkeiten, die ſich der Erkenntniſs und Heilung derſelben in den Weg ſtellen, die meiſte Aufmerkſamkeit. Ungeachtet ſie, beſonders aber die erſte unter ihnen, in neuerer Zeit viele Federn in Bewegung geſetzt haben und von allen Seiten beleuchtet worden ſind: ſo hat doch der Vf. dieſes lehrreichen Werks für die Mittheilung ſeiner eigenen, und für die Zuſammenſtellung und Würdigung fremder Beobachtungen und Erfahrungen, wodurch es insbeſondere vor anderen ähnlichen Schriften ſchätzbar wird, ſich unſeren Dank erworben, und ſein Name wird in einer künftig zu liefernden Geſchichte dieſer Krankheiten nicht fehlen dürfen. Schon der verewigte *Wichmann* hat die erſten beiden Krankheiten eines Platzes in ſeinen vortrefflichen *Ideen zur Diagnoſtik* würdig geachtet, und die Verſchiedenheit derſelben nach allen Seiten zu erweiſen geſucht; allein ſeiner Meinung wurde von mehreren Beobachtern widerſprochen, von Manchen, wenn auch nicht geradehin ihre Identität behauptet, doch eine Complication derſelben unter Umſtänden als möglich und in der Erfahrung begründet angeſehen. Dieſer Controverſen wegen würde eine nochmalige Bearbeitung dieſes Gegenſtandes ſchon von groſsem Intereſſe ſeyn, wenn auch nicht die Summe der Beobachtungen und Ideen darüber, welche ſeit dem Jahre 1797, in welchem *Wichmann* ſchrieb, bedeutend angewachſen, ſolche nöthig machte. Von dieſem Geſichtspuncte glaubten wir das vorliegende Werk anſehen zu müſſen, und gehen nun zur Würdigung deſſelben über.

Nach einer kurzen Einleitung, welche einige allgemeine Grundſätze für die Behandlung der Kinderkrankheiten überhaupt in ſich faſst, und nach Angabe der vorzüglicheren Schriften über die häutige Bräune, unter denen wir, die ſpäteren, welche nach Erſcheinung dieſer Schrift ans Licht getreten ſind, ausgenommen, keine von Bedeutung vermiſſen, folgt die Pathologie, Prognoſis und Therapie dieſer Krankheit ſelbſt, in mehreren Abſchnitten dargeſtellt. Der Vf. hält ſie immer für eine Entzündung des Luftröhrenorgans, wenn ſie rein und ungetrübt hervortritt. Ihre Symptome ſind treu nach der Natur gezeichnet. Darunter ſoll anhaltendes, heftiges Kopfweh immer ein Zeichen einer nervöſen Complication ſeyn. Wenn ſie nach Exanthemen folgte: ſo wurde die Zunge vorzüglich rein und roth gefunden; die Mandeln wurden nie mit Schleim bedeckt geſehen, wohl aber eine Anſchwellung dieſer Theile nach ſolchen Hautkrankheiten. Die Identität dieſer Krankheit mit dem millarſchen Aſthma wird geleugnet. Auſser den bekannten Unterſcheidungsmerkmalen beider werden als ſolche noch folgende angeführt: 1) Die häutige Bräune ergreift Sub-

jecte von jeder Conſtitution, das millarſche Aſthma mehr blaſſe, magere, kränkliche Subjecte. 2) In jener bemerkt man ſelten Trismus und andere Nervenzufälle, in dieſer beobachteten *Wolf* und *Millar* Schreyen, Lachen und Sehnenhüpfen. 3) In der rein entzündlichen häutigen Bräune iſt der Appetit gut, im millarſchen Aſthma krankhaft, und der Genuſs von Speiſen iſt mit häufigem Aufſtoſsen verbunden. 4) In jener iſt der Urin feuerroth, citronengelb, ziegelroth; in der mit aſtheniſchem Charakter hat er öfters die Farbe des Waſſers, oder iſt gelblich weiſs und nimmt in etwas den Schwefelgeruch an. Im millarſchen Aſthma iſt er immer waſſerhell und weiſs; ſein Geruch mehr ekelhaft, ſüſslich, nach den Anfällen zuweilen gelblich mit einem Bodenſatz; wobey jedoch jener Geruch bleibt. 5) Bey dieſem geht dem Anfalle ein ungewöhnliches Preſſen vorher, welches man anfänglich für Tenesmus hält, und welches aus der Tiefe der Bruſt entſteht, ein Symptom, welches bey der häutigen Bräune fehlt. Unter den angegebenen Unterſcheidungsmerkmalen vermiſſen wir die von mehreren Autoren über dieſen Gegenſtand bemerkte Geſchwulſt des Kehlkopfes bey der häutigen Bräune, ſo wie bey dem millarſchen Aſthma, daſs daſſelbe nie epidemiſch vorkomme. — Auſser der Differenz dieſer beiden Krankheiten werden noch zwey verſchiedene charakteriſtiſche Luftröhrenentzündungen angenommen, deren eine nur robuſte, energiſche und kräftige Subjecte befällt, und durch diejenigen äuſseren Einwirkungen begünſtigt wird, die geeignet ſind, bey kräftigen Naturen eine Hyperſthenie zu erzeugen (hyperſtheniſche Luftröhrenentzündung); die andere aber ſchwächliche Subjecte, bey welchen man eine kränkliche Diathesis vor dem Befallenſeyn des Croups (mit dem Croup) wahrnimmt, welche an Katarrhalbeſchwerden, Skropheln, Atrophie, Hautausſchlag und Eiterungen der Ohrdrüſen und der Tonſillen litten, heimſucht. Zu dieſer aſtheniſchen Art des Croups wird auch noch die Complicirung mit dem Typhus und mit anderen aſtheniſchen krankhaften Affectionen gezählt. Gegen den ſtheniſchen Croup dienen locale Blutausleerungen, kalte Umſchläge um den Hals, innerlich Salmiak mit Nitrum in Sauerhonig, bey Verminderung der Entzündungszufälle Einreibungen von Schwefelſalbe, innerlich hallerſches Sauer(?), und zum Schluſs *Roborantia*; im höheren Grade der Krankheit, wenn der Vf. erſt am 3 oder 4 Tage gerufen wurde, Spaniſchfliegenpflaſter, *Unguent. neapol. cum unguent. digit. et camphora*, innerlich *Decoct. rad. ſeneg.* mit *Sp. ſal. amm. aniſ.* abwechſelnd mit *Mercur. dulcis*. Gegen den aſtheniſchen Croup, der weit häufiger vorkommen ſoll, als der ſtheniſche, wendete der Vf. mit gutem Erfolg folgende Mittel an: im Anfange ein Blaſenpflaſter längs der Luftröhre gelegt, neben und um dieſes eine Salbe aus *Unguent. digit.* mit *Mercur. dulc.*, *Ol. aniſ.* und Camphor; bey geringerem Fieber und Leiden des Senſoriums u. ſ. w. innerlich *extr. eſcul.* und *ſeneg.* mit *Spir. nitr. aeth.*, gepülverten Majoran mit Zucker, als Niesmittel; bey zunehmender Gefahr innerlich *Infuſ. ſeneg.* mit *Spir. ſal. ammon. aniſ.* abwechſelnd mit *Mercur. dulc.* zu Gr. $\frac{1}{2}$ bis 3. Kindern von 6 bis 8 Jahren gab er mit dem glücklichſten Erfolge die Seidelbaſtwurzel (*Daphne mezereum*) in Decoct zu Scrup. 1 — Dr. $\frac{1}{2}$ *ad Col. Unc.* 4, alle Stunden oder alle zwey Stunden einen halben bis ganzen Eſslöffel voll. Der Vf. verſichert, daſs die Wirkung dieſes Mittels in einigen Fällen wundervoll geweſen ſey; und doch heiſst es weiterhin, er habe es *ein einziges Mal* bey einem armen Knaben von 9 Jahren angewendet: ein Widerſpruch, der wohl nur in einem Fehler des Ausdrucks begründet iſt. In noch höherem Grade des Übels verordnete er aromatiſche Bäder, innerlich *Valer. ſenega*, *Moſchus* mit *Mercur. Serpentaria* und *Naphth. vitr.*; bey eintretender Beſſerung aber bittere Mittel. In dem Croup, welcher ſolche Individuen befällt, deren lymphatiſches Syſtem krankhaft afficirt iſt, und welche vorher ſchon an Drüſenverhärtungen und Drüſeneiterungen litten, anfänglich warme Bäder aus geſchrotenem Malz, Calamus und Bilſenkraut, Einreibungen von *Ung. digit. flor. ſulph. Merc. pp. alb.* und *Ol. abſynth.*; innerlich *Inf. valer.* und *calam. ar.* mit *Tinct. valer.* und *Spir. ſal. ammon. aniſ.* abwechſelnd mit *Extract. lactuc. virоſ.* und *Moſchus*, ſpäterhin Senegaextract und China.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Berlin*, b. Maurer: *Spicilegium obſervationum anatomicarum de Hyaena.* — Praeſide *Caroli Asmund Rudolphi*, Phil. et Medic. Doct., hujus Prof. P. O., Praefecto Muſei anatomici — — defendit *Carol. Guilielm. Eduard. Reimann*, Roſenbergenſis-Sileſiacus. Cum Tab. aen. 1811. 24 S. gr. 4. (16 gr.) Dieſe kleine Schrift iſt ein ſchätzbarer Beytrag zu dem, was *Daubenton* und Andere über die Anatomie der Hyäne bekannt gemacht haben, und vorzüglich deſswegen intereſſant, weil es eine weibliche *Hyaena ſtriata Pennant.* war, an deren Leichnam dieſe Beobachtungen angeſtellt worden ſind. Die fünfte Zehe, welche *Pallas* an den Hinterklauen bemerkt hat, war an der hier zergliederten Hyäne nicht vorhanden. *Skoldebrand* beſchreibt an der Hyäne 4 Backenzähne in der oberen und unteren Kinnlade und 4 Brüſte, da der Vf. 6 Brüſte, und in der oberen Kinnlade 5 Backenzähne fand. Der Körper, deſſen Ausmeſſungen genau angegeben ſind, hatte eine auſserordentliche Menge von Fett, die Knochen aber waren krankhaft. Die pyramidenförmigen Bauchmuskeln, welche, nach *Vesling*, der Hyäne fehlen ſollten, ſind wohl vorhanden, befinden ſich aber am äuſseren Rande der geraden Bauchmuskeln. Die *membrana nutitans* zeigte deutlich querlaufende Muskelfibern. Die Ringe der Luftröhre ſind mehr als cirkelförmig, ſo daſs ihre Enden hinter einander ſtehen. Ein offenbar mit fleiſchigen Fibern verſehenes Band vereinigte die beiden Abtheilungen der Schilddrüſe unten mit einander. Die zwiſchen dem After und dem Schwanz befindlichen Drüſen ſind mit eigenen Muskeln verſehen, durch welche der in ihnen enthaltene Stoff ausgepreſst werden kann. Die länglichen krauſen Falten der Scheide ſind auf der beygefügten Kupfertafel deutlich dargeſtellt. An dem Fruchthalter waren keine Muskelfibern, wohl aber an den runden Bändern deſto deutlicher zu ſehen. Von den breiten Bändern des Fruchthalters ging auf jeder Seite ein fleiſchiges Band bis zum Zwergmuskel in die Höhe. Die Erklärung der Kupfertafel, welche die inneren Geſchlechtstheile nebſt den Werkzeugen der Harnabſonderung darſtellt, und einige Theſes machen den Schluſs. C. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 DECEMBER, 1812.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Vogel: *Erkenntniss und Heilung der häutigen Bräune, des millarschen Asthma und des Keuchhustens*, von *Eduard Ludwig Löbenstein-Löbel* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Obgleich wir eine Verschiedenheit der häutigen Bräune nach der jedem Individuum zukommenden, subjectiven Erregbarkeit eben so wenig, als eine Modification derselben nach anderen krankhaften Anlagen und solchen Einflüssen, welche mit der Entstehung des Croups nicht in unmittelbarer Verbindung stehen, zugeben wollen, und die Berücksichtigung derselben mit dem Vf. für wichtig genug halten: so scheint uns doch eine andere Verschiedenheit, nämlich nach der jedesmal herrschenden epidemischen Constitution, nicht weniger der Beachtung werth. Dass der Vf. darauf sein Augenmerk so wenig gerichtet, rührt wohl daher, dass er, wie er S. 24 selbst gesteht, diese Krankheit nie selbst epidemisch gesehen hat, was freylich von einem Manne, der eine Monographie derselben schreiben wollte, zu erwarten gewesen wäre. Nicht als wenn die von wenigen sporadisch vorkommenden Krankheitsfällen abstrahirten Erfahrungen geringeren Werth hätten; allein zur vollständigen Geschichte einer Krankheit gehören alle Seiten ihrer Erscheinung, alle Beziehungen, in denen sie zur äusseren und inneren Natur steht. Wer würde z. B. durch die von noch so vielen sporadischen Fällen hergenommenen Erfahrungen das Wesen des intermittirenden Fiebers erschöpfen? Es ist bis jetzt noch nicht erklärt, aber eine Thatsache, die keinem aufmerksamen Beobachter epidemischer Krankheiten entgehen kann, dass beynahe jede Epidemie ihr eigenes, zwar anderen Epidemieen analoges, aber nie ganz gleiches Gepräge hat, dass es aber dessenungeachtet gewisse eigenthümliche Erscheinungen in dergleichen Epidemieen giebt, die allen davon befallenen Individuen, den schwachen wie den starken, zukommen. Solche in der herrschenden Krankheitsconstitution begründete Eigenthümlichkeit ist aber der Aufmerksamkeit des Arztes eben so würdig, als die durch die Subjectivität des Kranken gesetzte, und hat auf das Heilverfahren desselben nicht geringeren Einfluss. Auch bey dem Croup haben die verschiedenen Urtheile über das Wesen dieser Krankheit, ihre Verwandtschaft mit dem millar'schen Asthma, ihre Heilung durch Mittel, die sich in ihren Wirkungen oft ganz entgegengesetzt scheinen u. s. f. wohl grösstentheils diesen epidemischen Verschiedenheiten ihre Entstehung zu danken. So beobachtete Rec. erst vor Kurzem eine Epidemie, in welcher das Übel, besonders im Anfange derselben, bestimmte Remissionen zeigte, und wo die einzelnen Anfälle desselben durch bestimmte spastische Erscheinungen ausgezeichnet waren, jedoch ohne dass man gerade deshalb eine Identität oder Complication mit dem millar'schen Asthma (eine Krankheitsform, deren Eigenthümlichkeit auch unseren Erfahrungen zufolge keinem Zweifel mehr unterliegt) anzunehmen berechtigt gewesen wäre.

Übrigens geht der Vf. offenbar zu weit, wenn er annimmt, dass schwächliche, reizbare Naturen, welche zuvor an anderen Krankheiten gelitten, nicht von wahrer sthenischer Entzündung befallen werden könnten, da, wie bekannt, sogenannte asthenische Individuen eben sowohl von sthenischen, activen Entzündungen befallen werden können, als sthenische. Auch möchten die Erscheinungen des sthenischen und asthenischen Croups, wie sie hier S. 25 ff. angegeben sind, in wenigen Fällen wohl so constant geschieden seyn, als es in der Schilderung des Vfs. der Fall ist.

Einen Metaschematismus des Croups mit dem millar'schen Asthma hat der Vf. in seiner Praxis nie gesehen. Die Zeichen des letzteren sind der Natur getreu angegeben. Der Vf. erklärt es für ein asthenisches Übel, wobey das Urleiden hervorstechend in das sensible Systeme mit einem individuellen Krampfleiden der Respirationswerkzeuge gesetzt ist. Zu diesem Ende besteht die Aufgabe der Heilung darin, die gesunkenen Kräfte zu heben, die Respirationswerkzeuge vom Krampfe zu befreyen, die momentan gehemmte Function der Lungen aufzuheben, und die Harmonie der Systeme und Organe zu einander wieder herzustellen. Folgende Mittel empfiehlt der Vf. als die wirksamsten: *Infus. valer. sylv. Tinct. mosch. compos. Vanille* mit *sal corn. cerv.*, *Cajeput* und Baldrianöl, Bäder aus kaustischem Kali, geistige Einreibungen, Klystiere mit Moschustinctur. Besonders aber hat er den Phosphor, in *Aether vitriol.* aufgelöst, Kindern von 4 bis 8 Jahren mit vorzüglichem Glück gegeben.

Die Meinung des Vfs., dass der ursprüngliche Sitz des Keuchhustens im Zwerchfell sey, hat schon *Stoll* bey Veranlassung mehrerer von ihm beobachteter Fälle geäusert, wo die Anfälle dieser Krankheit durch Lachen erregt wurden. Es scheinen uns übrigens die Gründe für diese Hypothese weder so beweisend, noch ihr Werth für die Praxis so gross, als es der Vf. zu wähnen scheint. Denn was die Veränderungen betrifft, die er an den Leichen solcher, welche am Keuch-

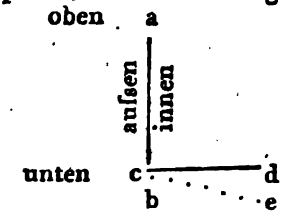
husten gestorben sind, im Zwerchfell wahrgenommen haben will: so beweisen sie höchstens ein consensuelles Leiden dieses Organs, keineswegs aber, dass es diesem Übel zum eigentlichen Wohnsitz gedient habe, so wie dieses ebenfalls in Bezug auf jene Symptome der Fall ist, welche auf ein Leiden dieses Organs während des Lebens hinweisen sollen. Eine Ähnlichkeit der Symptome des Keuchhustens und der Diaphragmitis, wovon übrigens auch gar kein Beweis herzunehmen wäre, da der erstere ja in einer krampfhaft gesteigerten Reizbarkeit des Nervensystems und vorzüglich des Brust- und Zwerchfells-Nerven bestehen soll, kann wohl nur ein durch allzugrosse Liebe zu der einmal angenommenen Hypothese verblendetes Auge sehen. Der Vf. fand, das Zwerchfell ausgenommen, in den übrigen Respirationswerkzeugen keine Spuren von organischen Fehlern und Afterorganisationen, welche als ursächliche Momente des Keuchhustens dienen konnten. Aber konnten denn diejenigen, welche er am Zwerchfell vorgefunden, als solche dienen, und können es nicht mit demselben Rechte die, welche andere Beobachter an anderen Organen wahrnahmen, als: Knoten in der Lunge, Fehler der Leber u. s. w.? Auch geht derselbe zu weit, wenn er den Gebrauch der Mittelsalze, der Brechmittel und Blutentleerungen in dieser Krankheit geradehin für nachtheilig erklärt, da die Zeugnisse eines *Sydenham*, *Huxham*, *Cullen* u. s. w. von denen der erstere den Aderlass ein *ingens solatium* nennt, doch wahrlich nicht so geschwinde mit einem Schwerdtstreiche aus dem Wege zu räumen sind. Auch hier kommt es wohl zunächst auf die epidemische Constitution und die Individualität des Kranken an; und dieselbe Behandlung, welche in einer so bösartigen Epidemie, wie sie nach Rosenstein im Jahre 1755 in Schweden herrschte, passend war, möchte sich wohl für andere, weniger bösartige Epidemieen, wie wir sie heutiges Tages oft beobachten, wenig schicken. Dieses hat der Vf. zwar geahnet, wenn er sagt, „jede Epidemie bestimme ein anderes und besonderes Heilungsregulativ", aber zu wenig auf seine eigene Methode, den Keuchhusten zu behandeln, übergetragen; er würde sonst dergleichen Heilmittel, wie die Blutentziehungen und die Brechmittel, von denen besonders das letztere in manchen gastrischen Complicationen unbestreitbare Vorzüge hat, nicht geradezu verworfen haben. Über die Anwendung des ersteren Mittels scheint er übrigens selbst noch in Ungewissheit zu seyn, da er späterhin, im hypersthenischen Keuchhusten, wo Dyspnoe und ängstliche Brustbeklemmungen damit verbunden waren, selbst Blutigel angewendet zu haben, gesteht. In solchen Fällen gab er aber sogleich, als die Hypersthenie in Asthenie übergegangen war, Aufgüsse von Baldrian und Calmuswurzel mit *Liquor anod.* oder *Spir. nitr. dulc.*; bey Erstickungsanfällen, heftigem Würgen, Zittern u. s. w. *Moschus* mit *Legum. vanill.*, und liess *Spir. matrical.* mit *tinct. canth.* in die Herzgrube einreiben. Schwächlichen Subjecten, wo der Keuchhusten oft gegen das dritte Stadium den höchsten Grad erreichte, oder die keinen Appetit hatten und abmagerten, wurde Opium gereicht, jedoch kleinen Kindern in ganz kleinen Gaben, ein Verfahren, welches gewiss jeder erfahrene Arzt mit uns billigen wird. Überhaupt muss man dem Vf. das Zeugniss geben, dass er in dieser Krankheit, die Wahl der Mittel den besonderen Graden des Übels anzupassen, sich bemüht hat. Nur möchten wir wünschen, er wäre mit der Anwendung reizender Mittel, als Bibergeil- und Pomeranzen-Tinctur, Baldrian, besonders aber narcotischer Substanzen, wie destillirtes Chamillenöl, Hyosciamusextract, Pulsatillenextract, Moschus, weniger freygebig: denn gilt nicht von diesen Mitteln dasselbe, was vom Opium in Bezug auf das kindliche Alter gilt? Der äusserliche Gebrauch des Phosphors, welchen er mit Kümmelöl und Camphor vermischt, täglich 3mal in die Magengegend einreiben liess, und worauf bey einigen Individuen der Keuchhusten ohne Zuthun eines anderen Mittels verschwand, verdient Nachahmung. Hbm.

1) LEIPZIG, b. Gräff: *Abhandlung über den Bruch des Schenkelbeinhalses. Nebst einer neuen Methode, denselben leicht und sicher zu heilen.* Von *Marius Hagedorn*, Impfarzte an d. h. fürstl. Schutzp. Impf. A. und gerichtl. Wundarzte der Stadt Dessau. Mit 2 Kupfern (Holzschnitten). 1808. VIII. u. 163 S. 8. (16 gr.)

2) HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Jo. Gottl. Bernsteinii*, M. D. in Acad. Frider. Halens. (nunmehr *Berol.*), *Epistola ad Bonnium*, V. C. Anatomes Prof. apud Amstelodamenses, *sistens observationem luxationis femoris, cui addita sunt meletemata quaedam de auxiliis ad extensionem et contraextensionem in utraque luxatione humeri et femoris recte adhibendis.* 1809. 20 S. 4. (4 gr.)

No. 1. Da diese Schrift von dem Vf. zur Bekanntmachung und Empfehlung einer neuen Methode, den Bruch des Schenkelbeinhalses zu heilen, geschrieben worden: so wird es hinreichend seyn, den übrigen Inhalt derselben nur kurz anzugeben, um etwas länger bey der Beurtheilung dieser neuen Methode zu verweilen. Nachdem der Vf. Cap. 1 eine kurze anatomische Beschreibung des Schenkelbeinhalses und der naheliegenden Theile vorausgeschickt; C. 2 ein paar Worte von der Literatur; C. 3 von den Ursachen; C. 4. 5 von den sicheren und unsicheren Zeichen dieses Bruches gesagt, und C. 6. 7 einige Verschiedenheiten desselben, und des Ausgangs der Cur angegeben hat: spricht er C. 8. 9 von den Schwierigkeiten und der Dauer der Heilung (welche letztere er auf 8 — 10 Wochen bestimmt, worunter aber die Zeit der Reconvalescenz nicht gerechnet ist), und nach einer kurzen Skizze der Zufälle und der manuellen Behandlung nebst den Erfordernissen eines zweckmässigen Verbandes (welche letzteren gut angegeben sind) C. 10 — 12, recensirt er in den folgenden C. 13 — 29 in der Kürze die verschiedenen von Pare, Heister, La Faye, Bellocq, Gooch, Aitken, Sabatier, Duverney, Soucrampes, Unger, Hilden, Arnaud, Theden, Hedenus, van Geschee,

Brüninghausen, Deſſault empfohlenen Methoden, und findet die, von den drey letzten angewendeten, noch am wenigſten unvollkommen, an allen aber beſonders das fehlerhaft, daſs ſie nicht durch fortdauernde gleichförmige Ausdehnung des Schenkels den Bruch in einer gehörigen Lage erhalten. Was der Vf. C. 30—33 vom Lager des Kranken, von der Unterſuchung und Einrichtung des Bruchs ſagt, iſt, mit einigen Ausnahmen, meiſt nach Brüninghauſen, und gut und zweckmäſsig. C. 34—37 enthalten die Beſchreibung und Anwendung ſeines Apparats, welcher aus Folgendem beſteht:



Das Weſentliche der ganzen Bandage beſteht in einer Schiene ab, 36—38 Zoll rheiniſch lang, oben 3, unten 2 Zoll breit, oben 1, unten 1 ½ Zoll dick; innen nach der Form des Schenkels ausgehöhlt und mit einem auf beiden Seiten 1 Zoll überſtehenden Kiſſen verſehen. Dieſe Schiene iſt unten, auf den 3 äuſsern Seiten, 4 Zoll hoch mit Eiſen beſchlagen, und nah am äuſseren Rande mit 2 Schrauben verſehen. Das Ende dieſer Schiene iſt in b ſchräg nach auſsen zu abgeſchnitten, ſo daſs ein 15 Zoll langes, 8 Zoll breites und 1 Zoll dickes, am langen Ende 1 ½ Zoll breit mit Eiſen beſchlagenes Fuſsbret c d, in welchem ſich bey b zwey, den Schrauben der Schiene ab correſpondirende koniſche Löcher befinden, vermittelſt zweyer Keilchen von ¼ und ⅛ Zoll Dicke, ſowohl in den rechten Winkel a b c, als auch in einen, mehr oder weniger nach e zu abweichenden ſtumpfen Winkel aufgeſchraubt werden kann. Noch gehören dazu zwey weich gepolſterte Fuſsſtücke von feſtem Leder 2 ½ Zoll breit, welche in der Gegend der Knöchel den Fuſs genau umſchlieſsen, vorn zugeſchnürt werden können, und auf beiden Seiten mit 2 ½ Elle langem und 1 Zoll breitem Bande verſehen ſind. Sie gleichen dem unteren Theile von Kamaſchen, die über dem Knöchel abgeſchnitten ſind. Die Anwendung dieſes Apparats iſt folgende: Nachdem die Schiene a b mit der inneren Seite an die äuſsere des geſunden Schenkels durch 4 mit Schnallen verſehene Gurte am Oberſchenkel, über und unter dem Knie und unter der Wade befeſtigt, und beide Fuſsſtücke angelegt worden ſind: ſo wird die Extenſion und Reduction durch einen Gehülfen, der das verletzte Bein in der Gegend des Knöchels umfaſst, verrichtet, und das Bein genau in der Lage erhalten. Während der Zeit befeſtigt der Wundarzt ſelbſt das Fuſsbret vermittelſt der Schrauben an die Schiene, nachdem er ein 1 Zoll ſtark gepolſtertes Kiſſen unter den geſunden Fuſs gelegt, und ihn mittelſt der Bänder des Fuſsſtücks, die durch correſpondirende Löcher im Fuſsbrete geſteckt werden, auf daſſelbe feſtgebunden hat. Hierauf nähert er den geſunden Fuſs, der während dieſer Operation etwas ſeitwärts lag, dem gebrochenen, und befeſtigt auch diesen auf die eben angegebene Art auf das Fuſsbret, nachdem er ihm ein ¾ Zoll dickes Kiſſen untergelegt hat. Nun wird die Extenſion ſanft nachgelaſſen, und der Fuſs durch ein über den Rücken des Fuſses gelegtes und am Fuſsbrete befeſtigtes Fuſsblattſtück vor dem Auswärtsfallen bewahrt.

Es leuchtet aus dieſer Beſchreibung ein, daſs dieſer Apparat mehr als alle bisherigen leiſte. Denn 1) iſt er dem Kranken nicht ſo unbequem als die meiſten; 2) verhindert er das Auswärtsfallen des Fuſses, und erlaubt 3) die nöthigen Fomentationen, Einreibungen u. ſ. w.; endlich 4) bringt er auch die Hauptaufgabe, die gleichmäſsige Extenſion, ihrer Auflöſung etwas näher, ohne ſie jedoch ganz zu löſen. Denn 1) wird das 1 Zoll dicke gepolſterte Kiſſen unter dem geſunden Fuſse in den erſten 6—8 Tagen auf die Hüfte zuſammengedrückt, und der kranke Schenkel dadurch ziemlich auf ½ Zoll verkürzt. 2) Werden die beiden Bänder, die den kranken Fuſs halten, ſich in eben der Zeit *wenigſtens* um ¼ Zoll ausdehnen, dadurch wird die Verkürzung noch bedeutender. Endlich iſt 3) bey der geringſten Bewegung des Kranken, entweder mit dem Oberleibe oder mit dem geſunden Schenkel nach der kranken Seite hin, augenblicklich jede Extenſion aufgehoben, da durch Abweichung des Körpers und geſunden Schenkels nach dem kranken zu, die gerade Linie ſich in einem Bogen verwandelt, von welchem dann der ſich verkürzende Schenkel die Sehne beſchreibt. Ja, es iſt unmöglich, daſs nicht ſchon bey dem erſten Schlafe dieſe Herüberbeugung Statt finden ſollte, da der Körper unwillkührlich der Spannung folgen, und ihr leicht nachgeben wird und kann, weil die Schiene nur bis an die Hüfte heraufgeht, und mithin ſowohl die Bewegung des Oberleibes als des Schenkels erlaubt.

So wenig alſo durch dieſe Bandage die Aufgabe gelöſt iſt: ſo iſt doch ihre Auflöſung dadurch erleichtert, und Rec. erlaubt ſich folgende Vorſchläge zur Verbeſſerung und Vervollkommnung derſelben: 1) Anſtatt des 1 Zoll dick gepolſterten Kiſſens bringe man bloſs eine Filzſohle oder ſonſt etwas unter den geſunden Fuſs, das ſich gar nicht zuſammendrückt. 2) Statt der Bänder zum Binden, am Fuſsſtücke des verletzten Beins, wähle man Riemen, die ſich durchaus nicht dehnen, und bringe eine Vorrichtung an, etwa durch Unterlegen, damit die Extenſion genau geſchehen könne. 3) Verlängere man die Schiene a b nach a zu bis unter die Achſeln, und befeſtige den Oberleib bis unter die Achſeln zugleich mit der Hüfte mäſsig feſt an die hier zweckmäſsig ausgehöhlte Schiene, ſo daſs er ſich eben ſo wenig als der geſunde Schenkel nach der kranken Seite zu wenden könne. Auf dieſe Weiſe wird, wie es ſcheint, eine gleichförmige, fortdauernde Extenſion bewirkt werden, und die Aufgabe gelöſt ſeyn. Rec. wird ſich freuen, wenn die Erfahrung ſeine Vorſchläge beſtätigt. — Die übrigen C. 38—48 handeln von den Zufällen und Folgen des Schenkelbeinhalsbruches, Entzündung u. ſ. w., alles ganz kurz! Die Holzſchnitte ſtellen das, was ſie ſollen, deutlich dar. Der Vf. verdient den Dank aller derer, denen Vervollkommung der manuellen Chirurgie am Herzen liegt.

No. 2. Wir verbinden hiemit die Anzeige einer anderen kleinen Schrift, welche die Erzählung des

merkwürdigen Falles einer Verrenkung des Schenkelbeins nach unten zu enthält. Eine Magd, von ſchlaffen Muskeln, hatte ſich, durch einen Fall auf die rechte Seite, das rechte Schenkelbein ausgefallen, und war erſt am achten Tage darauf nach Jena ins kliniſche Inſtitut gebracht worden. Der rechte Fuſs war weder auf die rechte noch linke Seite hin gebogen, ſondern wie im geſunden Zuſtande, und ohne daſs die Kranke in der Lage Schmerz fühlte, der aber ſogleich ſich zeigte, als ſie den Verſuch machte, das Knie zu beugen. Was die Diagnoſe vollendete, war die Bemerkung, daſs das rechte Knie drey Zoll tiefer als das linke, und das ganze Bein, bey noch etwas gekrümmtem Knie, 2 Zoll länger war als das geſunde. Dabey konnte das Mädchen auf dieſem längeren Fuſse nicht ſtehen; der *Trochanter major* war tiefer als an der geſunden Seite, und auf der Stelle, wo er ſitzen ſollte, eine Vertiefung; zugleich war unter der *tuberoſitas oſſis iſchii* eine harte Erhabenheit zu fühlen. — Unter dieſen Umſtänden, die einen nicht gewöhnlichen Fall anzeigten, wurde 2 Tage darauf die Repoſition vorgenommen, als die Extenſion, die nur durch die *ſchneiderſche* Maſchine bewirkt werden konnte, nachdem 8 Perſonen ſie vergeblich verſucht hatten, geſchehen war. Sobald die Repoſition vollbracht war, die gleichſam von ſelbſt erfolgte, indem der Oberſchenkel etwas nach aufsen gezogen und dann die Extenſion nachgelaſſen wurde: ſo war auch der Schmerz verſchwunden, und in 5 Wochen die völlige Heilung beendigt. Die Erſcheinung, daſs das kranke Knie kurz nach der Repoſition noch 1 Zoll länger war, als das andere, muſs nicht allein aus den erſchlafften Muskeln, ſondern auch aus der während der 10 Tage ſchon etwas angefüllten Gelenkhöhle erklärt werden.

Die Bemerkungen über die Luxation des Oberarms betreffen beſonders die Vorzüge des *brüninghauſiſchen* und *ſchneiderſchen* Apparats, wodurch alle Arten von Luxationen ſowohl nach vorn als hinten, und nach unten leicht reponirt werden können. Beſonders bemerkt der Vf. ſehr richtig, daſs es die Extenſion ſehr befördere, wenn der Kranke die Füſse nicht aufſtemmen könne, weil die Muskelbewegung der Füſse auch auf die Zuſammenziehung der Armmuskeln Einfluſs habe. Das Ganze iſt eine deutliche, gutgeordnete und mit zweckmäſsigen Bemerkungen begleitete Erzählung einer mit Umſicht, Kenntniſs und Geſchicklichkeit gemachten Repoſition einer ſeltenen Luxation, in einem guten Vortrag abgefaſst. D. Dz.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Braunſchweig*, b. Reichard: *Zuruf an alle Ärzte, eine gänzliche, aber allein und ſicher Heil bringende Reform in der Heilkunde betreffend*, von D. *Wilh. Harcke*, Arzt in Braunſchweig. 1800. 64 S. 8. (6 gr.) Der Vf. iſt ein Prediger in der Wüſte, ein mediciniſcher Strafprediger, der viel Wahrheiten ſagt, von welchen er keine Folgen ſehen wird. Er geht von dem, nach Rec. Anſicht, ganz richtigen Satze aus, daſs die Medicin eine Erfahrungswiſſenſchaft, Kenntniſs derjenigen Mittel, wodurch Krankheiten geheilt werden, und Kenntniſs der Wirkungsart dieſer Arzneymittel die wahre Theorie für die Praxis ſey; er zeigt, daſs wir nur von den wenigſten (von allen, wie der Vf. meint, iſt zu hart und unrichtig) Arzneyſtoffen eine beſtimmte Kenntniſs in Rückſicht auf ihre Wirkung haben, daſs wir weder dieſe Kenntniſs, noch eine wahre Erfahrung erlangen können, ſo lange wir uns nicht bemühen, *einfach* in unſeren Verordnungen zu werden, jedesmal nur Ein Mittel zu geben, und nicht, wie ſo oft geſchieht, 10, 15, 20 Ingredienzen in Ein Recept zuſammenzumiſchen. Mit dieſen mäſsigen und beſcheidenen Foderungen aber contraſtiren leider manche andere Phraſen ſehr, welche dem Vf. entwiſcht ſind, und welche die Hoffnung eben ſo ſehr niederſchlagen, als ſie der Vf. durch ſein Axiom der Simplicität erhob, daſs es mit der Gewiſsheit in der Medicin je weit kommen werde, z. B. wenn der Vf. S. 22 den Endzweck derſelben darin ſetzt, die *ganze äuſsere Natur in unſere Gewalt zu erhalten*, ſo daſs wir *dieſelbe nach einer unſerer Willkühr entſprechenden Regel auf unſeren Körper einzuwirken*, und ihn zu beſtimmen *nöthigen* können (.). Zwar bemüht ſich der Vf., dafür, daſs wir dieſs vermögen, Beweiſe beyzubringen; es iſt ihm aber nicht gelungen. Eben ſo wenig hat uns die Erzählung der Krankheit S. 24 gefallen; der Vf. tadelt die reizende Methode, *Serpentaria virginiana* u. dgl., zweyer Ärzte, die eine Kranke zu behandeln und nur die Inconſequenz begangen hatten, bey dieſer Methode Wein und Brantwein zu verbieten, dagegen Waſſerſuppen zu empfehlen. Er verwarf jene *Serpentaria* und gab Kampher mit Wein. Braucht man hievon ſolch Aufheben zu machen? Gleichergeſtalt begreift Rec. nicht, was der Vf. mit der S. 25 erzählten Geſchichte einer Waſſerſucht will, welche er durch *Graiola* u. *Digitativ* geheilt hat; oder wenn er ſich beſtrebt, S. 27 zu beweiſen, daſs wir die Atmoſphäre eines Kranken, wie wir wollen, ändern und beſtimmen können; oder wenn er S. 31 glaubt, die ſogenannte Malignität bey Fiebern ſey beſonders durch pſychologiſche Reize zu beſeitigen. Nach dieſen Abſchweifungen von ſeinem Ziele, und manchmal auch von der Wahrheit, kehrt der Vf. S. 37 zu ſeinem erſten Zwecke zurück, nämlich überall für die Medicin Einfachheit zu empfehlen. Aber auch hier müſſen wir widerſprechen, wenn S. 38 behauptet wird, jede Krankheit habe nur eine einzige Grundurſache, die nur durch Ein Mittel zu heben ſey. Dann wäre es in der That nicht ſchwer, ein Arzt zu ſeyn. Mit Freude unterſchreiben wir dagegen den Wunſch des Vfs., unſere *Materia medica* vor allen Dingen zu vereinfachen, obſchon wir uns wundern, in dem S. 40 ff. angegebenen Verzeichniſſe der unentbehrlichſten Arzneymittel die *Caryophylli*, und neben dem *Extr. Gentian. r.* das *Extr. Quaſſiae* und *Trifolii fibr.*, den *Phosphorus*, die *Stipites Dulcamarae*, den *Syrup. Cinamom.*, die *rad. Colombo* und *Serpentariae* zu finden, welche füglich hätten weggelaſſen oder mit deutſchen Surrogaten vertauſcht werden können. Ganz wahr iſt, daſs die meiſten (älteren) Dispenſatorien ſchlecht ſind und zu Unheil führen. Doch ſchüttet auch hier der Vf. das Kind mit dem Bade aus; z. B. er will, man ſoll *ſtatt der theuren Eſſenzen guten balſamiſchen Wein*, oder wenn man einmal *etwas Arzneyliches* (!?) haben wolle, S. 45, ein bitteres Extract mit Wein nehmen. Wird dieſs wohlfeiler, wird dieſs einerley ſeyn? So meint er, kein verſtändiger Arzt werde *Pillen* geben. Welche Schmiereyen werden die Kranken des Vfs. nehmen müſſen, wenn ſie Aſant, Seife u. dgl. nehmen ſollen! Zeigt der *Bodenſatz* S. 47 in einer arzneylichen Miſchung, zumal wenn wir keine Pillen geben ſollen, immer eine *Zerſetzung?* Kann man es dem Arzneymittel zurechnen, wenn es, S. 48, nicht überall gut oder gleichmäſsig gemacht iſt? Hier wird der Vf. minutiös! Hätte er empfohlen, ſcharfe Aufmerkſamkeit auf die Apotheken zu wenden, damit man ihnen keine Vorwürfe machen könne: ſo hätte er allen Tadel umgangen. Eben ſo könnte man ihm, wenn er ſagt, daſs manche Vermehrung der Krankheitszufälle von der Ungeſchicklichkeit des Arneygebrauchs abhänge, zurufen: Dem ſollte nicht ſo ſeyn! Übrigens ſollten wir allerdings in der Regel einfacher in unſeren Vorſchriften ſeyn, ob ſich gleich die Zuſammenſetzung einiger, ſcheinbar verſchiedener Mittel, z. B. Salpeter und Campher, Salpeter und Opium u. ſ. w. entſchuldigen läſst. Der Vf. giebt S. 62 ſelbſt eine ſolche Entſchuldigung an, dieſe nämlich, ein Mittel ſpecifiſch zu machen, örtlich zu fixiren (ihm eine Direction zu geben, heroiſche Mittel ſanfter und theilbarer zu machen, die Extenſität des Reizes zu vermehren, die Intenſität zu vermindern u. ſ. w.). So fehlt es dem Vf. an vielen Orten an Präciſion. Wohlthätig iſt jedoch die Abſicht ſeiner Schrift. Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 DECEMBER, 1812.

PHILOSOPHIE.

HALLE, b. Grunert d. Ä.: *Lethe. Versuch einiger Grundlinien zur Untersuchung von der Fortdauer und dem Zustande des Menschen nach dem Tode.* Mit Bemerkungen über einige Schriften verwandten Inhalts, besonders über Wielands Euthanasia, von *A. Letromi.* 1806. XXIV u. 478 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Titel, welchen der unbekannte Vf. (denn *Letromi* scheint nur ein angenommener Name und das Anagramm von *Immortel* zu seyn) für seinen Versuch gewählt hat, ist etwas ominös. Vielleicht ist er schon jetzt in dem Strome der Vergessenheit untergegangen, und die zufällig verspätete Anzeige desselben wird ihm wohl keine Unsterblichkeit geben können. Doch darauf macht auch der Vf. selbst keinen Anspruch; sein Zweck war nur, den Glauben an Unsterblichkeit noch stärker zu begründen und zu befestigen, und die Zweifel derjenigen zu heben, die in Hinsicht auf ihre Fortdauer noch in einer marternden Ungewissheit sich befinden, vorzüglich auch das Vernunftinteresse an der Erforschung der Wahrheit mehr zu beleben und auszubreiten. Der Zweck ist edel, der Gegenstand von grossem Interesse; gleichwohl befürchten wir, dass er, so wenig wir ihm Kenntnisse, Bildung und einen gewissen Grad von Talent absprechen können, so sehr wir seine Wahrheitsliebe und seine auf die Veredlung der Menschheit abzweckenden Grundsätze ehren, seines Zweckes grösstentheils verfehlt haben werde, und das nicht etwa allein durch die Schuld der gegenwärtigen Generation, durch ihren Leichtsinn und Indifferentismus gegen Gegenstände, welche der Menschheit theuer seyn müssen, durch ihren Stumpfsinn gegen das Göttliche in dem Menschen, oder durch den Speculationsgeist, der sich eines Theils der Gebildeten bemächtigt hat, sondern auch durch seine eigene Schuld, weil er, bey allem Interesse für seinen Gegenstand, doch denselben nicht mit gehöriger Tiefe und Gründlichkeit durchforscht, nicht über die Grenzen des Wissens und die Quelle der Gewissheit in dem Übersinnlichen mit sich selbst zu Rathe gegangen ist, und durch unhaltbare Beweise, Räsonnements und durch Hypothesen und Vermuthungen die Stützen des Vernunftglaubens mehr untergraben als befestigt hat.

Schon lange waren die Betrachtungen, welche den Inhalt der Schrift ausmachen, bey dem Vf. zur lebendigen und festen Überzeugung geworden, als die Erscheinung von *Wielands Euthanasia*, die zum Theil eine Widerlegung von *Wötzels Erscheinung meiner Gattin nach ihrem Tode* enthielt, ihn bestimmte, dieselben zu ordnen und dem Publicum mitzutheilen. Es waren in dieser und anderen auf dieselbe Veranlassung erschienenen Schriften mehrere Dinge, die mit der Fortdauer des Menschen im Zusammenhange stehen, zur Sprache gekommen. Indem er alle diese Gegenstände, so weit dieses durch Vernunft möglich ist, zu erforschen, abweichende Ansichten und Behauptungen mit Freymüthigkeit zu prüfen, die Wahrheit, wie er sie gefunden hatte, zu befestigen, den Irrthum ohne Ansehen der Person zu widerlegen strebte: entstand dieses Werk, welches er nur einen Versuch einiger Grundlinien zur Untersuchung von der Fortdauer und dem Zustande des Menschen nach dem Tode nannte, weil er, von aller Anmassung entfernt, Anderen seine Überzeugung nicht aufdringen, sondern nur zur weiteren Prüfung vorlegen wollte. In der Einleitung spricht er von dem vernünftigen Streben nach Erforschung der Wahrheit, als Bestimmung des Vernunftwesens, und tadelt diejenigen, welche diese edle Geistesbeschäftigung als gefährlich verschreyen, das Forschen durch Vorspiegelung der Schwäche der Vernunft hemmen, oder die Freyheit des Denkens einschränken wollen, mit Wärme und edlem Unwillen. Das Meiste, was der Vf. darüber sagt, ist recht gut; nur unterscheidet er nicht die Schranken, welche fremde Autorität setzt, und welche durch die Natur des Verstandes und des Gegenstandes bestimmt sind. Gerade bey dem vorliegenden Gegenstande war die Frage: *Was kann man vernünftiger Weise wissen? was kann Gegenstand einer vernünftigen Untersuchung seyn?* an ihrer rechten Stelle. Dann hätte er nicht nöthig gehabt, in dem Verfolge des Werks, nachdem er vergeblich versucht, Erkenntnis des Übersinnlichen zu erringen, sich zu entschuldigen, dass er keine Gewissheit geben könne. Durch Betrachtungen über *den Menschen, den menschlichen Körper, den Geist des Menschen, Präexistenz, Bestimmung des Menschen, Vorsehung, Wille und Freyheit* bahnt sich der Vf. die Untersuchung seines eigentlichen Gegenstandes. Mehreres in diesen Betrachtungen ist von der Beschaffenheit, dass es von gebildeten Lesern mit Vergnügen wird gelesen werden. Hätte sich der Vf. immer an das gehalten, was gewiss und einleuchtend ist, an die Betrachtung der intellectuellen und sittlichen Natur und die Bestimmung des Menschen; hätte er alle Fragen der eitlen Neugierde abgewiesen, und nicht, um dieselben zu befriedigen, metaphysische Hypothesen angelegt und ausgesponnen, welche kein Wissen gewähren,

ſondern nur mit einem Schein deſſelben täuſchen können: ſo würde unſtreitig dieſes Buch mehr befriedigen. Schon in dem Abſchnitte von dem menſchlichen Körper wirft er die Frage auf, *wie der Menſch zu ſeinem Körper gekommen ſey*, die er aber, weil ſie keine Antwort zuläſst, abweiſt. Dagegen kommen zwey andere an die Ordnung, *ob der Menſch in dieſem und jenem Leben des Körpers entbehren könne?* Er ſchlieſst von der Unentbehrlichkeit des Körpers für die Zwecke dieſes Lebens auf die Verbindung der Seele mit einem feineren Lichtkörper, welcher ſich nach und nach aus dem gröberen abſcheidet. Noch weit mehr überläſst er ſich in dem vierten Abſchnitte der metaphyſiſchen Speculation. Er will hier unterſuchen, was der Geiſt des Menſchen im Gegenſatze des Körpers ſey. Nachdem er darüber einige Gedanken Anderer, unter anderen auch einen Ausſpruch aus *Tiedge's* Urania, daſs der Geiſt des Menſchen *frey* ſey, angeführt hat: ſagt er: „Dem Geiſte des Menſchen Freyheit zuſprechen, kann man nur erſt dann, wenn man denſelben *ſeinem Urſprunge* und ſeiner Natur nach kennen zu lernen ſich beſtrebt hat.“ Der Geiſt des Menſchen kann nicht aus dem Körperlichen. *nicht* durch die phyſiſche Zeugung, nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch die Gottheit entſtanden ſeyn, welche als die erſte Urſache alles Verurſachten ewig, ſelbſtſtändig, unendlich iſt, weil ſie nur Eine iſt, die alſo zugleich Alles umfaſst, und von nichts umfaſst wird; — Raum und Raumes Inhalt zugleich, weil auſser ihr nichts exiſtirt, und alſo in jedem Puncte ihres Alls gegenwärtig iſt. Sie muſs, um Alles zuſammenzufaſſen, die Quelle und der Urgrund alles Seyns, Lebens und Bewegens, aller Macht, Weisheit und Güte, in ſich ſelbſt vollkommen — Kraft aller Kräfte, Wahrheit und Alles in Allem ſeyn. — Was die Gottheit durch ihr unendliches Seyn, Leben und Bewegen wirkt, kann nicht in Dunkel und Finſterniſs beſtehen. Dunkel und Finſterniſs ſind dem Weſen der Gottheit fremd. Sie wohnt ſelbſt im Lichte und iſt der Urſprung des Lichts. Sie kann nur allein Schöpfer des Lichts, und nur unendliches Licht die Wirkung ihrer unendlichen Kraft, der Sohn der Gottheit ſeyn. Alle endlichen vernunftfähigen Geiſter ſind einzig und *allein aus Gott und dem Lichte*, nichts anderes als *intellectuelle Lichtſtrahlen*, *concentrirte Lichtpuncte*. Das Licht iſt aber gleich ewig mit der Gottheit, weil der Begriff der Kraft ohne Wirkung nicht denkbar iſt, und Kräfte daher immer wirken müſſen. — Der Menſch, der nicht aus der Zeitlichkeit, ſondern aus Gott und dem Lichte ſeinen Urſprung nahm, war alſo auch ſeinen Grundkräften nach in dem Lichte vorhanden, ehe er als ein endliches Weſen, als eine Individualität, als ein concentrirter Lichtſtrahl exiſtirte, und ehe er ſein Daſeyn auf der Erde begann. Er trägt den Grund des Seyns und des Lebens in ſich ſelbſt, ſo wie das Licht; er iſt nach ſeinen Grundkräften ewig und unzerſtörbar, wie das Licht ewig und unzerſtörbar iſt; er iſt freyer Natur, ſo wie das Licht freyer Natur iſt, und ohne etwas, das nicht Licht iſt, und ſich zu dem Lichte nicht freundlich und friedlich geſellt, in ſich eindringen zu laſſen, Alles zu durchdringen, in Alles ſich zu ſchmiegen vermag: eine Biegſamkeit, die wir ſchon an dem ſinnlichen Lichte wahrnehmen, wovon hier aber nicht die Rede iſt.“ Dieſes iſt die Grundlage der ganzen Unterſuchung über Fortdauer und den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode, zu welcher der Weg durch lauter Sprünge führt. Wie viel beſſer wäre es geweſen, wenn der Vf. einen Gedanken am Schluſſe der 7 Betrachtung über die Beſtimmung des Menſchen feſtgehalten hätte! „Nichts iſt, ſagt er daſelbſt, von Dauer, als was auf *feſtem* Grunde beruht; der Grund von allem aber, was zu unſerer Veredlung und Vervollkommnung helfen und von Dauer ſeyn ſoll, iſt *Wahrheit* und *Tugend*, und Alles, was nicht auf dieſem Grunde beruht, bringt uns dem wahren Menſchen nicht um einen Schritt näher, und wenn es auch von einer in die weiteſte Entfernung ſtrahlenden Glorie umgeben wäre.“ In dieſem Geiſte ſind die Betrachtungen von der Beſtimmung des Menſchen, von der Vorſehung und von der Freyheit des Willens geſchrieben. Enthalten ſie auch nicht tiefe Forſchungen: ſo entwickeln ſie doch Überzeugungen, welche keine Speculation geben, aber auch nicht nehmen kann, und welchen die Vernunft, die ſich nicht verkennt, und nicht verſchroben iſt, von ſelbſt entgegenkommt. Aber in dem Folgenden verläſst er dieſen ſicheren Weg nur zu bald, ſucht keine höhere Gewiſsheit als vernünftigen Glauben, in einer Region, wohin der menſchliche Geiſt nicht vordringen kann. Anſtatt bey dem Gedanken ſtehen zu bleiben, daſs die Vernunft Vernichtung nicht mit der Beſtimmung des Menſchen zur Tugend, zu unendlicher Fortſchreitung in intellectueller und ſittlicher Vollkommenheit vereinigen könne, worüber er im 10 Abſchn. von dem Tode mit eindringender Kraft geſprochen hätte, ſtellt er vielmehr noch folgende Schlufsreihe als Beweis für die Unſterblichkeit auf: Alles, was dem materiellen Körperlichen ſeinen Urſprung verdankt, kann nicht länger dauern, als höchſtens dieſes materielle Körperliche ſelbſt. Die Materie kann nichts erzeugen, was höher iſt, als ſie ſelbſt. Der Geiſt des Menſchen iſt unleugbar weit über die Materie erhaben; er erhielt daher nicht von ihr ſeine Exiſtenz. Er entſtand, ehe er den mütterlichen Schoſs bewohnte, und erhielt aus dem Lichte, das ewiger Natur iſt, ſeine urſprüngliche Exiſtenz und die Abmeſſung ſeiner ewigen Kräfte. Alles, was ewiger Natur und in der Ewigkeit entſtanden iſt, hat auch ewige Fortdauer. Der Menſch entſtand ſeinen Grundkräften nach aus dem Lichte. Dieſes iſt ewig, und ſeine Kräfte laſſen ſich nicht anders als ewig denken, und es kann alſo auch nichts anderes als ewige Kräfte mittheilen, und das Weſen, das ſolche Kräfte mitgetheilt erhält, kann dieſen ſeinen Grundkräften nach auch nicht anders als ewig gedacht werden. Wer auſser dem Vf. kann darin unumſtöſsliche Gründe (S. 203) finden? Doch auch er ſelbſt kann es nicht. Nachdem er in dem folgenden Abſchnitte die Überzeugungsgründe aus einigen neueren Schriften beygebracht, und über ſie mitunter treffende Bemerkungen gemacht hat: ſagt er S. 224, es ſcheine zu dem,

was er und Andere für die Unsterblichkeit gesagt haben, nur noch der Schlufsstein zu fehlen, um sie noch fester und völlig unwiderlegbar zu begründen; sie könnte nämlich so wie die ganze Vernunftwelt ein Spiel süfser Träume und Phantasieen seyn, es müsse vielmehr noch bewiesen werden, dafs die *Vernichtung des Menschen schlechterdings unmöglich sey.* Diesen Beweis giebt er in dem 12 Abschnitt mit vielem Aufwande von Worten. Der Hauptnerve desselben kommt aber wieder auf seine Lichttheorie zurück. Alles, was in der Körperwelt entstanden ist, ist zusammengesetzt und vergänglich. Nicht aber der Geist, der aus dem Lichte ist. Denn dieses ist nicht zusammengesetzt, sondern durchaus einfacher Natur, und theilt denjenigen Wesen, die aus ihm seinen Ursprung nehmen, seine Einfachheit mit. Der Geist, als das Einfache in dem Menschen, kann daher durch den körperlichen Tod keine Zerstörung leiden, er mufs nach dem Tode fortdauern. — In den folgenden Abschnitten über den *Zustand nach dem Tode*, über die *Zurückerinnerung* und das *Wiedersehn* herrscht im Ganzen ein vernünftiger Geist bescheidener Forschung durch Ausmittelung des Wahrscheinlichsten, mit der Würde und Bestimmung des Menschen Vereinbarsten, mit Entfernthaltung aller hochfliegenden Hypothesen und süfser Träumereyen. „Ich denke mir Himmel und Hölle als geistige moralische Zustände freyer moralischer Wesen, in welchen sie sich befinden werden, so wie ihr innerer Richter das gerechte Urtheil über sie ausspricht, d. h. so und nach dem Verhältnifs, wie ihr eigener Wille rein oder verkehrt ist, wie sie vermöge desselben ihr moralisches Pflichtgesetz erfüllt oder demselben entgegengehandelt, und in wiefern sie sich durch eigenes Bestreben an Geist und Herz veredelt und vervollkommnet, oder durch eigene Schuld verschlimmert, und in ihrer wahren Cultur rückwärts gebracht haben.“ Ist auch hie und da eine Behauptung und Ausspruch, womit nicht Alle einverstanden seyn können, oder worüber sich noch *pro* und *contra* disputiren läfst, z. B. über die Ewigkeit der Höllenstrafen, über die strafende Gerechtigkeit Gottes: so legt doch der Vf. dieses alles als seine Ansicht, ohne Anmafsung, mit steter Auffoderung zu weiterem Nachdenken, dar. Die Zurückerinnerung hält der Vf. nothwendig für die intellectuelle und sittliche ins Unendliche fortschreitende Vervollkommnung, und er widerlegt die in *Wielands* Euthanasia vorkommenden Gegengründe. Aber so viel auch die bejahende Meinung für sich hat: so sind doch die Gründe des Vfs. nicht alle von gleicher Beschaffenheit, und manche beweisen gar nichts, weil sie zu viel beweisen sollen. Von der Art ist das, was S. 303 f. gesagt wird, dafs ohne Zurückerinnerung gar kein Fortschritt des Geistes möglich sey, dafs der Mensch nie etwas, also gar *nichts* werden könne, dafs er dort von demselben Puncte wieder anfangen würde, von dem er anfing, dafs das Leben im Paradiese ein wahrer Tod, ein Schattenspiel an der Wand seyn würde. Der Schlufs ist falsch, weil die geistigen Kräfte von dem höheren Grade der Entwickelung ausgehen können, den sie hier erlangt hatten, ohne dafs dazu das Bewufstseyn des vorhergehenden Zustandes nothwendig ist. Zudem nimmt der Vf. die Präexistenz des menschlichen Geistes mit einem anderen Körper, aber kein Bewufstseyn des vorhergehenden Zustandes an. War nun dieser Eintritt in ein neues Leben ein Fortschritt zu höherer Vollkommenheit, ohne dafs die Zurückerinnerung dazu nothwendig war: warum soll dasselbe nicht auch in dem darauf folgenden Leben möglich seyn? Die Auflösung, die der Vf. S. 323 giebt, ist gerade gegen die vorher behauptete Rückerinnerung. Über das Wiedersehen hat er zwey lange Betrachtungen angestellt. In der einen stellt er die entgegengesetzten Behauptungen eines *Ribbeck*, *Engel*, und eines *Münch* und *Wieland* mit seinen prüfenden Bemerkungen dar; in der zweyten aber versucht er einen ihm eigenthümlichen Beweis für das künftige Wiedersehen zu geben. Er beruhet auf den Sätzen, dafs jeder Mensch, so wie jedes Ding eine besondere Abmessung, ein besonderes Mafs, Gewicht seiner Kräfte erhielt, ein Individuum ist, dergleichen es kein anderes in der Wirklichkeit giebt, und die ganze Classe eine ununterbrochene Kette bildet, in welcher kein Glied fehlen, aber auch keines doppelt seyn darf. Den ersten Satz zu beweisen, verliert er sich in die Regionen der transcendenten Metaphysik, leitet ihn aus der Unendlichkeit Gottes her, und sucht ihn auch apogogisch darzuthun. Er glaubt nämlich, wenn es noch einen Menschen gäbe, der mit ihm identisch wäre: so müfste er mit ihm den nämlichen Raum einnehmen, einerley Grundsätze und Gesinnungen haben, mit einerley Kräften dasselbe zu einer Zeit wirken, an demselben Pulte sitzen, mit derselben Feder schreiben, über dasselbe dieselben Gedanken haben u. s. w. „Ein zweyter Bonaparte schlägt dieselben Österreicher bey Austerlitz, und schlägt die noch einmal todt, die schon todt geschlagen waren.“ Er nimmt ferner eine Verwandtschaft unter allen Menschen an, die aber, nach der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit ihrer Wesensabmessung, höhere und niedere Grade hat, und woraus unzählige Sympathieen und Antipathieen entspringen. Daraus wird dort die schönste Vereinigung und Harmonie zwischen Geistern, welche die gröfste Verwandtschaft unter einander haben, und doch durch Verschiedenheiten von einander abstehen, weil in der Reihe wirklicher Dinge keine Identitäten *möglich* sind, und ein ewiges gemeinschaftliches Fortschreiten an Erkenntnifs und Seligkeit entstehen. Wie indessen daraus das Wiedersehen bewiesen werden soll, sehen wir nicht; auch nicht der Vf., wie es scheint, der, indem man erwartet, dafs er nun das Resultat aus seinen Prämissen ziehen werde, fortfährt: „Indessen glaube ich gewifs, trotz aller scheinbaren Verwirrung, dafs der Nächste seinen Nächsten einst wieder finden werde.“ Er schliefst diesen Abschnitt, nachdem er selbst mehrere Instanzen gegen das Wiedersehen gemacht, mit einer lebhaften Schilderung der Hoffnung desselben, und der in demselben liegenden Freuden, wobey er jedoch jedes pathologische Interesse ziemlich entfernt gehalten hat. Die letzten Abschnitte beschäftigen sich mit *Wielands* Behauptung, dafs der Glaube an Un-

sterblichkeit ein Hindernifs reiner Humanität sey, wogegen viel Wahres gesagt, und vermuthet wird, es sey damit *Wieland* nicht Ernst gewesen, weil er in anderen Schriften die entgegengesetzte Überzeugung ausgesprochen habe, und mit *Geistererscheinungen*, besonders in Beziehung auf *Wötzels* Geschichte. Der Vf. glaubt nicht allein die Möglichkeit derselben, sondern sucht sie auch durch Gründe aus seiner Lichttheorie begreiflich zu machen. Diejenigen, welche an solchen Sachen Gefallen finden, mögen sich in diesem Buche darüber unterrichten lassen. T—n.

SCHÖNE KÜNSTE *).

1) Berlin, b. Hayn: *Idunna.* Ein Taschenbuch für Freunde und Freundinnen vaterländischer anspruchsloser Dichtung von *Mann Friedr. Bauer Fallenstein.* Mit drey Kupfern und fünf Tonweisen. 1813. 208 S. 16. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Leipzig, b. Hartmann: *Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande*, von *A. von Kotzebue.* Eilfter Jahrgang. 1813. 334 S. 16. (1 Rthlr. 16 gr.)

Idunna, Gattin des Braga, des nordischen Apolls, Göttin ewiger Jugend und Unsterblichkeit, dient in No. 1 einer auf Subscription herausgegebenen Sammlung von Gedichten deshalb zur beschützenden Muse, weil in einigen derselben Anspielungen auf Fabeln der nordischen Götterlehre und Namen der Götter aus dieser Mythologie vorkommen. Ohne sich auf den Streit über den poetischen Werth des nordischen Fabelkreises einzulassen, kann man wohl zugeben, dafs auch dieser Ansicht der Phantasie mit einem bestimmten Colorit etwas Eigenthümliches und Ansprechendes für die neuere Poesie abzugewinnen wäre, sobald nur der Vf. mit dichterischer Kraft darein zu versetzen, und aus dem Fremden etwas Neues, für sich Bestehendes, in eigener Klarheit zu schaffen verstünde, und auch in fremden, uns unbekannt gewordenen Regionen der Anschauung den Genufs des begeisterten wundervollen Lebens gewährte. Doch der Dichter mag sich in ein Colorit oder in einen Bilderkreis begeben, in welchen er will: so wird doch der Beweis für seine Schöpferkraft immer Originalität bleiben, ohne welche seinen Werken der Hauch des inneren Lebens fehlt. Dieses Merkmals ermangeln die vorliegenden Gedichte nun ganz und gar; sie sind blofs das Werk der äufseren Aneignung und der Auffassung des Wiederklangs; und auch das letztere nicht einmal völlig, indem der Dichter sich keineswegs die Mühe gegeben hat, in die Anschauung eines bestimmten Bilderkreises ganz und gar zu versetzen, sondern sich nur begnügt, bey ganz gewöhnlichen schon oft behandelten Gegenständen zuweilen Namen aus der nordischen Mythologie einzumischen. So heifst es z. B. in dem Gedichte: *Das Thal an der Werra:*

Sey mir gegrüfst in *Hrimfox's* thau'gem Schimmer,
Wenn *Mani* seine Rosse tränkt!
Sey mir gegrüfst in *Skinfox's* Feuerschimmer,
Wenn *Sunna* hin nach *Asgard* lenkt!

Mit dem Gebrauche solcher Worte ist es nicht gethan, auch nicht mit starken Ausdrücken, wie: Verzweiflung *krallt* mich; Barde, *brülle; heult*, ihr Glocken u. dgl. — Das Ganze mufs in *einem* Elemente leben und schweben, wenn es uns mit einem Schein von wirklichem (innerlichem und äufserlichem) Daseyn täuschen soll. Es kommen in dieser Sammlung aber auch Gedichte ohne nordische Hülfsmittel vor, unter denen eins derselben: *Glaube, Liebe und Hoffnung*, was den Ausdruck betrifft, nicht übel gerathen ist.

In No. 2 giebt der fruchtbare, gewandte, geschickte *Kotzebue* diesmal *sechs kleine Spiele* der beliebigen Ergötzungslust seines Publicums zum Besten, und man mufs auch hier seiner Leichtigkeit in der theatralischen Behandlung des Gegenstandes, worin es ihm Keiner nachthut, bewundern; doch verlieren seine Einfälle immer mehr an Neuheit und Wichtigkeit, und seine kleinen Spiele werden, zum Behuf der Aufführung, immer unbedeutender, wenn sie auch im flüchtigen Genusse noch eine angenehme Lectüre gewähren. Dramatisirte Anekdoten, wie sie hier im ländlichen Gemälde: *Die Rosen des Herrn von Malesherbes*, und im Drama: *Die beiden kleinen Auvergnaten*, vorkommen, haben nicht die auch im Kleinen erforderliche Vollständigkeit eines dramatischen Spiels, Anfang, Fortgang und Ende mit dem gehörigen Culminationspuncte, so dafs sie auf dem Theater Befriedigung im Genusse geben könnten. Dazu gehört mehr Gedrungenheit, mehr Vereinigung des Vergangenen und Gegenwärtigen, wie sie aus einer sorgfältigen Erfindung hervorgeht. Dieses findet schon eher im Schauspiele: *Der arme Poet*, Statt, das noch dazu durch den Zustand eines besonderen Charakters interessirt. Wir müssen in diesem Charakterbilde eines gutmüthigen, friedfertigen Menschen die sorgfältige, behutsame Zeichnung loben, die dem Schauspieler eine gute Gelegenheit giebt, mit Wenigem etwas Eigenthümliches und Bestimmtes darzustellen, das keineswegs auf einseitigen, leichten Effect berechnet ist. Übrigens scheint der Vf. geschwankt zu haben, ob er überhaupt nur ein friedfertiges Gemüth oder zugleich einen genügsamen Poeten aufstellen solle, indem wir erfahren, dafs der arme Mensch nur aus Noth Verse macht. *Das getheilte Herz*, von einigem, wenn auch nicht grofsem theatralischen Interesse, das einen nicht fremden Gegenstand durch andere Wendung und Einkleidung erneut, wird doch den Zuschauer immer etwas in Zweifel lassen, ob einem Liebhaber, der zwey zu lieben scheint, wohl eine wahre Liebe zuzutrauen sey. Der Gegenstand würde dann erst völlig komisch wirken, wenn ein drolliger und dabey gutmüthiger Charakter in eine solche Situation gesetzt würde. — *Die Masken* — erfodert zur Aufführung für ein kleines Theater zu viel Aufwand, und erregt mehr bey den handelnden Personen als bey den Zuschauern Aufmerksamkeit und Staunen, weil diese schon im Voraus von allem unterrichtet sind. — *Die respectable Gesellschaft*, eine Posse, besteht in einigen komischen Scenen, die deshalb gewagt sind, weil die zu verspottende lobenswerthe Freyheit der Menschen durch die dargestellte Gebrechlichkeit des Alters ein zu starkes Gegengewicht bekommt. T. Z.

*) Den häufig geäufserten Wünschen der Verlagshandlungen, die Taschenbücher und Almanache fürs neue Jahr sogleich nach ihrem Erscheinen zur Kunde des Publicums zu bringen, werden wir gern entsprechen, wenn wir dieselben nur immer so früh, als jene oben angezeigten, von ihnen erhalten. *Das Directorium der Jen. A. L. Z.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 DECEMBER, 1812.

PÄDAGOGIK.

Berlin, b. Hitzig: *Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung*, von *C. Baronin Fouqué*. Eine Weihnachtsgabe. 1811. 217 S. 16. (12 gr.)

Dieſe Schrift ſoll eigentlich nicht von demjenigen Nachtrage der Bildung, welchen erwachſene Perſonen weiblichen Geſchlechts nach eigener Wahl zu gewinnen ſich bemühen, ſondern beſtimmt von dem handeln, was in die Bildung von Kindern jenes Geſchlechts eingehen darf und ſoll. Die Vfn. *fühlt* weiblich und mütterlich, und hat in dieſem Sinne auch hier ſo manches ſchöne Wort geſprochen; der Gegenſtand an ſich ſelbſt iſt ſo wichtig, und liegt auf einer Culturſtufe, die ihre Kraft an verwirrten natürlichen Verhältniſſen zu erweiſen hat, ſo kritiſch; auch hat die Schrift an und für ſich ſo entſchieden *zwey* Seiten der Würdigung, daſs wir in allen dieſen Hinſichten entweder uns in eine etwas genauere Erörterung derſelben einlaſſen, oder ganz von ihr ſchweigen müſſen.

Eine Freundin, welche Mutter iſt (Br. 1), ſchwankt zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig für ihr zu bildendes Kind. „In einem Augenblicke, wo die weibliche Bildung das Verſchiedenartigſte umfaſſe, ohne gleichwohl jene Ruhe der Gemüther zu erzeugen, welche aus klarer Erkenntniſs hervorgehe, ſey es an der Zeit, die Frage zu löſen, ob Wiſſenſchaften und Künſte die Frauen auf der einfachen Bahn ſtiller Wirkſamkeit ſicher leiten, oder gewaltſam darüber hinaustreiben.“ In ſo umfaſſendem Sinne ſtellt die Vfn. ſich ihre Frage auf, und ſo zuverläſſig läſst ſie bereits im Eingange die Seite blicken, wohin ihre Entſcheidung *im Weſentlichen* fällt. Die Meinungen hierüber ſind getheilt; ſo wie ſie die hier eingeführte Freundin auffaſst, giebt es ein Dreyfaches: 1) beſchränkte Häuslichkeit; 2) Hinaufſetzen allgemein menſchlicher Beſtimmung über die weibliche; 3) Gleichgewicht ſuchen zwiſchen dem Verſchiedenen der Beſtimmung durch ein Herübernehmen dieſes oder jenes Bildungsſtückes oder ein Verſuch *durch Miſchen*. Es giebt indeſſen noch eine groſse Claſſe hier intereſſirter Perſonen, die mit jenen dreyen nichts gemein hat, und, wie wir ſagen möchten, bey dem ganzen Streite *im Trüben fiſcht*; wir meinen diejenige, die, unter manchem ſcheinbaren Vorwande, ein nur *äuſserlich* ſchmückendes Putz- und Mode-Leben gern für die wahre weibliche Beſtimmung ausgiebt, und ſich theils der Unentſchiedenheit der ganzen Frage von Bildung oder Nichtbildung zu ihrer Deckung für die *Nichtbildung* bedient, theils bey der Art von Verfeinerung, die freylich das Weltleben erheiſcht, auch wieder Anſpruch macht, im Beſitz der ächten und angemeſſenen *Bildung* gerade ſelber zu ſeyn. — Daſs übrigens die Freundin *zugleich* Wirklichkeit [Genügung für dieſelbe oder für die äuſsere Stellung] und höheres Wiſſen für wünſchenswerth erklärt, ſcheint der Vfn. zu beweiſen, daſs, was ſie ſuche, in jedem Falle das Entgegenſtehende des Einſeitigen, das Vollendete, und damit *Weiblichkeit*, die ganze und ungetheilte, — ſey; jene Weiblichkeit, die ſich überall und zu aller Zeit im Verhältniſs der Frauen zur Welt, als Frauen, Mütter und Gattinnen, erwieſen habe, und deren einziges Element die *Liebe* ſey. Die Thätigkeit, die aus dieſer Liebe hervorgehe, kenne kein einzelnes Ziel; ſie ergieſse ſich, gleich dem Lichte, *überallhin* in derſelben Reinheit und Fülle; ihr Ausdruck ſey *Harmonie*, und es dürfe nicht erſt ein Gleichgewicht geſucht werden. — Wir ſtimmen bis dahin ein, in ſofern nur das Gleichgewichtſuchen der früheren weiblichen Bildung allerdings vorbehalten wird, *damit* — ſpäter — Harmonie ſich einfinden könne. Der Geſchlechtscharakter ſchwankt bey den Kindern jedes Geſchlechts bis zu einem gewiſſen Alter zu ſehr, als daſs man ſich nicht auch um deſswillen ſchon nach dem Gleichgewicht umzuſehen hätte. — Was werden aber Frauen, die wahrhaft belehrt ſeyn wollen, zu der nun folgenden Wendung (13) ſagen: „*was* mit dieſer Harmonie übereinſtimme, was nicht, — ſagt die Vfn., — ſey keine Frage: jeder Laut der Natur löſe ſich in ſie auf; ſie umfaſſe Alles, was *dieſer* (der Natur) angehört; und es könne den Frauen *kein* Gebiet *irgend einer* Wiſſenſchaft und Kunſt fremd bleiben, *da ſie alleſammt beredte Zungen Einer Sprache ſeyen*. Nichts ſtehe höher als die Natur, und dieſe ſpiegele ihr göttliches Weſen unmittelbar in der Beſtimmung der Frauen ab.“ — Auch die Freundin blickt, gerade wie wir, „mit Wehmuth“ auf die Wörter: Natur und Harmonie; ſie wird indeſs erinnert, daſs hier „rein von der Idee weiblicher Beſtimmung“ geſprochen werde. Dem Verhältniſs der Frauen zur Welt gehöre freylich *Alles, wie der Natur ſelbſt*, an; und über ein *Was* des Aufnehmens in ihre Bildung ſey demnach gar keine Frage, ſondern nur über das *Wie*. — So ſehr ſich nun auch die weibliche Demuth ſchon hier getroffen finden möchte, oder wohl gar verſpottet: ſo laſſen wir uns doch, über Worte hingehend, den Übergang gefallen, womit ſehr natürlich die an der erſten Stelle völlig übrig gelaſſene Schwierigkeit nun an die zweyte Stelle gelegt werden muſs. Sehr wohl läſst nämlich die Vfn. ſelbſt die Freundin fragen: „Was hilft es den Frauen, daſs Himmel und Erde ihre Schätze vor ihnen aufthun, wenn ſie ſich in keine wahrhafte Beziehung zu dieſen [Schätzen] ſetzen dürfen? Wie mögen ſich die kleinen, Zeit erfodernden, häuslichen Sorgen mit ausgebreitetem Forſchen und den

höheren Kunsterzeugungen vertragen? Was heifst das, es sey etwas für sie da, ohne dafs sie, durch äufsere Hindernifse gebunden, es erreichen können? *Gehören diese äufseren Hindernisse etwa nicht zu ihrer Bestimmung?*" — Welche Belehrung oder Tröstung kann es aber gewähren, wenn hier auf die Religion, *nicht* als auf das, was sie *in Demuth beschränken* lehrt, sondern, freylich ganz im Zusammenhange mit einem solchen Vordersatze, als auf das verwiesen wird, was „bindend und vermittelnd die Frauen *mit dem scheinbar Fremdartigen vereint*, ohne selbst ihren äufseren Berufspflichten hinderlich zu seyn; als jene heilige Liebe zu Gott, die *über das ganze Gerüst stufenweiser Entwicklung gefahr- und mühelos* zu dem Urquell alles *Seyns und Wissens* trage! Nichts könne dem *zu hoch* oder zu niedrig stehen, *zu fern* oder zu nahe, der Alles mit gleicher Innigkeit durchdringe, und um und durch Gottes Willen liebe." — Etwas demüthiger lautet es freylich, wenn wegen dessen, was *die äufsere Erscheinung* oft als sichtlich getrennt den Frauen abwärts halte, auf *die Ehe* verwiesen wird, wo, so wie vorhin das Gerüst stufenweiser Entwicklungen, nun „*die ganze Stufenfolge systematischer Vorübungen* vor den Worten herzinniger Mittheilung *zusammenstürzt*, und Lehrer und Lernende schnell zu dem Kern *einzelner* Gegenstände des Wissens dringen, ohne die Rinde, die sie umschliefst, mühselig und nach einander abzuhäuten!"

So sollen die armen Frauen denn auch an *dritter* Stelle — abgewiesen werden. Denn wer möchte zugeben, dafs solchem allumfassendem Anspruche, welchem zuerst nicht die *Natur* durch unmittelbares Verwandtseyn, — auch nicht die *Religion*, die in Gott Alles sehen lehrt, — genügt hätte, nun, ergänzend gleichsam, durch die *Ehe* Genüge geleistet werden könnte und sollte? Wir wollen gegen die Vfn., die, nach vielen einzelnen Äufserungen, ehrlich das Rechte will, auch unsererseits ehrlich seyn, und ihr nicht verhehlen, dafs wir in allem diesem nur eine höher gestellte Eitelkeit finden, die sich wenigstens *in der Theorie* für eine wohl begriffene, dennoch aber drückend empfundene Beschränkung einigermafsen entschädigen möchte. In Hinsicht einer solchen Theorie können wir weder ihr selbst, noch ihren damit einverstandenen Leserinnen schmeicheln, sondern müssen zum Besten derjenigen Leserinnen, die darin etwas Unrichtiges und Untaugliches von selber ahnen möchten, geradezu bemerken, dafs damit in der That nichts anzufangen oder gewonnen sey, und ein praktischer Versuch damit nur die Verwirrung vermehren dürfte, welcher abgeholfen werden soll. Die erste Anfoderung an ächte weibl. Bildung scheint uns unumstöfslich die zu seyn, dafs gerade jenes allumfassende *Was*, welches die Vfn. zu retten strebt, sofort vorn hinein *unbedingt aufgegeben* werde, damit es nicht, ehrlich genommen, auf denjenigen Stufen der Entwicklung, wo das Weib mit Gott und mit der Natur noch allein ist, zu Traum und Schwärmerey oder zu leerer Aufgeblasenheit und Selbstüberhebung, nach der Gesellung zum Manne aber zu Foderungen verleite, deren Befriedigung unmöglich ist. — Die Freundin selbst hat auch von jenem stolzen Mittelpuncte weiblichen Seyns und Wissens, der alles zu Wünschende reichlich gewähren soll, zufolge des 2 Briefes wenig oder gar keine Notiz genommen. „Sey es auch erhebend, sagt sie, sich in Mitte eines hellen Lichtkreises zu fühlen und in dem Einen das Viele zu begreifen: so sey es doch andererseits auch natürlich, dafs man, in inniger Liebe das Vaterhaus kennend, auch *in dessen Umkreisen umhergehen* möchte" u. s. w. (36). Ja, die Erhabenheit jenes Standpuncts hat so wenig bey ihr angesprochen, dafs sie meint, wenn man die weibl. Bildung so bedingt durch Naturgesetze ansehe: so sey doch wohl der eigenthümlichen Freyheit zu wenig Raum gelassen. Die Vfn. verweist zwar hiebey mit Recht auf die Wahrheit, welche sie *in der Praxis* gewifs vollkommen empfindet, dafs weibl. Bildung im *Erkennen der Bestimmung* bestehe, und dafs man damit aufhöre, eine Getriebene zu seyn. Ja, sie fügt sehr bestimmt hinzu: die einzige wahre Freyheit des weibl. Geschlechts bestehe darin, dafs es dasjenige aus Wahl und mit Überzeugung sey, wozu Gott und die Natur es von Anbegins bestimmt haben. Damit aber so Etwas nicht gar zu demüthig mache, wird sofort wieder erinnert, wie den Frauen, in ihrem innigen Einverständnifs mit der Natur, von jeher *geheimnifsreiches Wissen, wundersame Gewalt über das Verborgene*, zugeschrieben sey. *Die hervorbringende Kraft* selbst sey bey allen Völkern weiblich gewesen u. s. w.

Wir glauben Antwort genug gegeben zu haben auf die Frage, was *im Allgemeinen* über Zweck und Richtung w. B. hier gelehrt sey. Dafs w. B. im *Erkennen und Annehmen der Schranken* bestehe, ist in wenig Schriften an einzelnen Stellen so klar ausgesprochen, als hier. Die Verbindung aber, worein dieser Ausspruch gestellt worden, ist trügerisch oder leer, und bildet einen gewissen stets wiederkehrenden blendenden Nebel, der jene Wahrheit häufig verschwinden läfst, so dafs dieselbe von Vielen, weil es ihrer Absicht oder Ansicht zuspricht, mit den eigenen Worte der Vfn. ganz in Abrede gestellt werden kann. Da jedoch einmal *eine zweyte dämonische Stimme* in der Vfn. wohnt: so treibt sie auch in der Erscheinung der Freundin, deren Zweifel einen 3ten Brief veranlassen, noch auf irgend eine wahrhafte Frucht, die dann, wenn nicht das gesuchte Allgemeine, doch vielleicht *das betrachtete Besondere* ergeben mag.

Dahin vermögen *wir* indessen abermals nicht zu rechnen, wenn in Verbindung mit jener eigenthümlichen geheimnifsvollen Naturverwandtschaft den Frauen das tiefe Eingehen in die Natur als „ganz nahe liegend" solchergestalt zugeeignet wird, dafs „zuvörderst die Erde ihre reichen Schätze öffnet, Pflanzen und Thiere, Steine und Metalle den Blick von dem Gipfel der Berge in die dunklen Schachten, über Meere und Länder, durch lange Reihen von Jahren, in die Vorzeit hinein und wieder zurück in die Gegenwart ziehen," und wenn auf solche Weise (S. 4) ein Inbegriff, eine An- und Überschauung von Natur und Geschichten, von Kunst und von Sprache eingeleitet wird, die freylich erhabener und umfassender nicht seyn kann, eigentlich aber doch nur eine verbotene Lockspeise in sich enthält, in sofern wiederum zwar *das Umfassende in gröfster Ausdehnung*, nicht aber das *Ausgewählte, Fafslichgemachte*, oder *Mit-*

liche, mit Beschränkung des allgemeinen Begriffs, gesucht wird. Der Vfn. selbst erscheint hier die drückende Vielheit in der erträumten Allheit; sie hat aber ihren Talisman in dem seligen Mittelpuncte, wo *alles B sondere Eines ist und Alles*, und es ihr leichter wird, „*das ordentliche Licht in die Dinge hineinzutragen, als aus ihnen erst Ordnung und Licht zu nehmen!*“ (50).

Da hiemit nun freylich (wie es der Vfn. ihr eigener guter Genius oder der Gang einer Statt gefundenen wirklichen Verhandlung solcher Art lehren mußte) der Fragenden abermals nicht geholfen war: so muß denn endlich doch S. 56 noch eine Antwort auf die Frage folgen, *auf welchem Wege* und *bis zu welchem Puncte* dem Mädchen denn nun eigentlich *Einzelnes* mitgetheilt werden könne. Denn offenbar war ja alles bisher Versuchte höchstens nur das, womit eine Frau von Ansprüchen sich selbst oder anderen Frauen verwandten Strebens schmeicheln, sich selbst oder Andere täuschen kann; nicht aber das, was irgend eine brauchbare Idee zum *Mädchenunterricht* giebt. Hat doch die Natur, ganz anders, als sie hier erscheint, dem Mädchen, wie dem Knaben, die gleiche Bahn dahin vorgezeichnet, daß es *vom Einzelnen und durch Einzelnes zum Allgemeinen* komme, nicht aber, unter welchem Trugbilde der Sache oder des Ausdrucks es auch geschehe, durch das Allgemeine das Einzelne finde, oder im Allgemeinen allein leben und weben könne. Was die Vfn. *hier* lehrt, geht dahin, daß das Kind zuerst auf seine eigene äußere Erscheinung aufmerksam gemacht werde, damit sich ihm im reinen Verhältniß aller Theile der *nothwendige gesetzliche Zusammenhang* darthue. Sodann soll es auf sein natürliches Verhältniß zur Welt im Familienkreise und auf das gleiche Verhältniß aller mit ihm lebenden Menschen hingeführt, und dabey gezeigt werden, wie sich dieses von Geschlecht zu Geschlecht in einer langen Folgereihe wiederhole, bis man zur *Entstehung der Dinge* zurückkomme. Hier nun muß sich im sinnlich Wahrzunehmenden, in Bildern u. s. w. die *Gestaltung der Erde* vor des Kindes Auge *erzeugen*. Sodann zeigt die Vfn. *den Globus*, und läßt das Kind die nothwendigen Beziehungen der *Planeten* zu einander und ihr gemeinsames Verhältniß zur Sonne nach *demselben* Gesetze begreifen, *wie es den harmonischen Einklang aller Glieder seines Leibes erkannte*. Dann aber theilt sie mit ihm die Erde, zeigend, wie hier und hier Menschen wohnten und wohnen, und wie sie, im Einverständniß mit der Natur, Gottes Aufgabe gelöst haben. Das Streben der Völker wird hiedurch klar, folglich auch die Individualität der Nationen u. s. w. Zugleich entwickelt sich hieraus die *Kunstgeschichte* und die der *Entstehung einzelner Wissenschaften*, die freylich hier dem Kinde nur *als Richtungen* angedeutet werden können. Das Ganze hört indessen auf, etwas Gegebenes zu seyn; es ist ein von seinem Ursprunge an begleitetes *Gewordenes*. — Von dieser allgemeinen Übersicht an scheidet sich nun die Richtung beider Geschlechter (61). Der Zweck männliches Strebens zwingt den Knaben in begrenzte Bahnen, auf welchen er nach und nach das Einzelne zu einem Ganzen zusammentragen muß, indeß das Mädchen still in sich fortwebt. Denn *jegliche Erkenntniß* fließt den Frauen im Laufe ruhiges Denkens und sinniger Wirksamkeit, eine aus der anderen, hervor, *sobald der Standpunct gefunden und die Richtung aufgeschlossen ist. Nichts bleibt ihnen fremd, überall sind sie zu Haus.*“ — Sehr richtig bemerkt die Vfn., daß sie auf den Punct zurückkomme, von welchem sie ausgegangen sey. Nur ist dieses gerade *das alte Übel*, so wie wir die Sache ansehen. Indessen soll sich hieraus in der That der ganze Sinn und Zweck ergeben, *wie jedes Einzelne gelehrt werden soll*. Und aus demselben Grundsatze soll auch die *Bildung der Talente* fließen. *Das* sehen wir nun freylich hier eben so wenig. Was jedoch über die Sache selbst (S. 64—80) gesagt wird, ist im Einzelnen trefflich, und hat häufig unsere völlige Zustimmung. Die Vfn. verwirft in Rücksicht des Tanzens den Ungestüm des Hopsers, die Einseitigkeit der Ballettänzerey, so wie das Gift südlicher Tanzbildung auf eine edle und reine Weise. Aber in das Lob des Walzers, auch als schwebenden Schreitens, möchten Wenige einstimmen, die dem Dinge auf den Grund sehen, und welchen die kreisförmigen Schwingungen nicht „zu den schwimmenden Bewegungen der Göttergestalten oder wohl noch später hinauf“ — zu führen, sondern vielmehr die feine Wollust geheimer *sinniger und sinnlicher* Annäherung zu enthalten scheinen. — Die Musik gilt auch ihr als Gemeingut, insbesondere ihres Geschlechts. Sehr schön sagt sie: „Das unvollkommenste Liedchen schwebt über der Erde hinweg; und der Druck wie die Wonne des Herzens dringt zu Gottes Herzen, und Erde und Himmel verstehen sich.“ Ganz anders, obwohl mit gleichem Rechte, wie wir glauben, urtheilt sie von der Malerey, die eine Reihe von Anschauungen foderten, und einen Umgang mit dem Angeschauten, welcher der weiblichen Natur fremd sey“, obwohl sie zugiebt, daß saubere und zierlich gehaltene *Nachbildungen* als *erfreuliche Unterhaltungen mit der Natur* ihren Werth hätten.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um zu beweisen, daß von wahrhafter Belehrung über weibliche Bildung, was insbesondere den wissenschaftlichen Inhalt, oder den Inhalt zu erkennender Gegenstände betrifft, aus diesen Blättern nichts Bestimmtes zu schöpfen sey, und daß man sich vielmehr zu hüten habe, unter der beyläufigen Einräumung dessen, was der gute Sinn auch der Vfn. vorhält, nicht zu einem sehr trüglichen allgemeinen, viel zu hochgestellten Anspruche verleitet zu werden. So fein und ächt weiblich aber die Vfn. über Kunstbildung sich erklärt: so fein und ächt weiblich finden wir ihre Äußerung überall, wo ihr Gemüth sich unbefangen ausspricht. Es gehört zur eigenen Meinung der Vfn., daß Frauen keine Systeme bilden sollen; und so taugt denn auch bey ihr selber nichts, was irgend als Theorie, System oder Philosophie gelten soll. Alles andere aber taugt, ja ist häufig nach Sinn und Ausdruck unübertrefflich. Es giebt in der That für das weibliche Geschlecht unserer Zeit noch eine gefährlichere Täuschung, als die, sich mit *einzelnen* Wissenschaften und Künsten zu *schmücken*; es ist die Gefahr der philosophischen Ansicht, der genialen Auffassung,

des hohen Wortes für eine schlecht erwogene Sache u. s. w. Vor derselben zu warnen, giebt diese Schrift Gelegenheit. So wie aber in dem Büchlein immer noch viel Mehreres ist, wofür wir danken, als was wir zurückschieben möchten: so mögen wir auch von der Vfn. nicht scheiden, ohne von unserer Anerkennung dessen, was schön und edel von ihr empfunden und häufig auch klar und bestimmt gedacht worden, noch am Schlusse einen Beweis zu geben. „Es ist gewifs, — sagt sie — eine Mutter ist jenem indischen Baume zu vergleichen, der seine Zweige wieder in die Erde senkt, und darin Wurzel fassen läfst, damit sie als selbstständige Wesen, in steter Wechselwirkung mit dem alten Stamme, diesem neue Kräfte geben und die seinigen zurückempfangen mögen. Auch ist die *Reinheit des Zweckes* so grofs, dafs selbst da, wo er nur halb ins Auge gefafst ist, bey gänzlicher Unkunde der Mittel, diese sich, *durch die Richtung selbst*, nach und nach darbieten." Wie wahr und trefflich, wie reif und tief ist dieses gedacht und gesprochen! Solche Kernworte wird freylich Manche nicht zu Stande bringen, die sich nach dieser und jener anderen Wendung mit der Vfn. verwandter fühlen möchte, als sie wirklich ist. In jener Stelle ist auch ein *Bild*, welches *lehrt*. Was lehrt aber z. B. die *Ellipse* (S. 110), vermöge welcher die Lebensbahn der Frauen der der Erde um die Sonne ähnlich seyn soll, wenn auch an und für sich die Vergleichung der Wirksamkeit der Frauen mit der der Sonne, obwohl etwas stolz lautend, doch nicht ganz unwahr ist? Ml.

Hannover, in der hellwingschen Buchh.: *Beobachtungen und Gedanken über Erziehung und über Volksschulen u. s. w. nebst einem Anhange über Legalität und Moralität in Rücksicht auf Erziehung der Kinder* von *E. C. Reiche*. 1810. XXII u. 565 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Titel dieses Buches wäre, seinem Inhalte nach, zweckmäfsiger: *Salzmanns, Campens, Kants, Funks, Schmidts, Weilers u. A. Beobachtungen über Kindererziehung und Volksschulen mit hinzugefügten Bemerkungen* von *E. C. Reiche*. Denn so verhält es sich wirklich. Der Vf. hat nämlich durchaus nicht blofs einzelne Worte, sondern zum Theil halbe und ganze Bogen aus den Schriften dieser Männer abdrucken lassen, wie sie sich gerade einem von ihm geäufserten Gedanken anfügen wollten, so dafs, wenn jeder dieser Männer sein Eigenthum zurückfoderte, wohl keine 2 Drittheile des Ganzen dem Vf. verbleiben möchten. In der Vorrede finden wir, nach der Sitte des 17 Jahrh., wo die *Elogia virorum clarissimorum* vor einem Buche zu paradiren pflegten, Belobungsschreiben von theolog. Professoren, Schuldirectoren, sogar von einem Staatsminister, welche die Befugnifs und den Beruf des Vfs. zur Herausgabe seines Buches documentiren sollen. Wer möchte wider so redende Beweise gern etwas einwenden? Fragt man näher nach dem Inhalt dieser Schrift: so enthält sie allerdings ganz gute einzelne Bemerkungen über Kindererziehung, welche sich von denen, die ihr Beruf dazu bestimmt hat, wohl mit Nutzen lesen lassen, keineswegs aber (wie dies selbst jene bogenlangen Citate aus den Schriften anderer Männer, die eben dasselbe vorlängst gesagt haben, zur Genüge erweisen) so neu sind, als sie vermöge der Umständlichkeit, mit welcher der Vf. seine Schrift ankündiget, ihm mögen geschienen haben. — Einzelne Bemerkungen — sagt Rec., denn ein vollständiges Werk über Kindererziehung ist es gar nicht. Die ersten Beobachtungen, mit welchen der Vf. anhebt, sind: dafs Erziehung keine Sache für Volksschulen sey; dafs sie im väterlichen Hause, und zwar schon in den allerfrühesten Kinderjahren müsse angefangen werden; dafs sie sowohl körperlich als geistig beschafft werden müsse. Über die körperliche Erziehung und Alles, was zur Ernährung, Wartung, Kleidung u. s. w. der Kinder gehört, läfst sich der Vf. sehr weitläuftig aus. — Zur moralischen Bildung der Jugend fodert er eine liberalere Erziehung im höheren Geiste der Freyheit, als sie noch in den mehresten Häusern üblich ist; verbreitet sich sehr umständlich über die natürlich gute Anlage der Kinder, und das an sich Unschuldige so mancher, freylich durch verkehrte Behandlung leicht mifsgeleiteter, und dann ausartender Triebe; und erklärt sich schlechterdings wider alle körperlichen Züchtigungen, selbst wider die seltenen Ausnahmen, welche vor ihm erfahrene Pädagogen Statt finden liefsen. Wenn der Vf. das Bedürfnifs einer Schrift, welche ein System verkehrter Kindererziehung zur Beschämung mancher Ältern aufstellte, für noch unbefriedigt hält: so wundert es Rec., dafs ihm bey so viel anderen angezogenen pädagogischen Schriften *Salzmanns* in dieser Art sehr brauchbares Krebsbüchlein habe unbekannt bleiben können.

In Hinsicht einer besseren Einrichtung der Volksschulen beschränken sich die Äufserungen des Vfs. wieder nur auf einige wenige Gegenstände. Er redet zuerst von der Bildung der Volkslehrer in Seminarien, und führt neben dem Nutzen, welchen sie stiften, auch manche Nachtheile derselben an. Hierüber hätte sich aber noch viel Mehreres und Vollständigeres sagen lassen. Er will, um die Bildung der Schullehrer allgemeiner zu machen, sie den Candidaten anvertrauet wissen, welches Rec. nicht ganz einleuchtet, indem solche junge Männer in der Regel, bey dem Mangel an aller Erfahrung, viel zu wenig mit den Bedürfnissen der Volks- u. Land-Schulen bekannt sind, dagegen diese Vorbereitung viel zweckmäfsiger das Geschäft erfahrener Prediger seyn dürfte. Zur Verminderung der Schülerzahl in gemeinschaftlichen Lehrstunden schlägt er unter anderen theils die Theilung der Schüler nach ihrem Alter und Fähigkeiten in verschiedene Stunden, theils die spätere Ansetzung des Anfangs der Schuljahre vor. Das erste Mittel dürfte sehr zweckmäfsig seyn, ist auch schon in mehreren Schulen mit Nutzen eingeführt; das zweyte wäre wohl grofsen Schwierigkeiten unterworfen, da besonders der Landmann seine Kinder am meisten, wenn sie schon etwas heranwachsen, zu häuslichen Geschäften braucht; es würde auch den beabsichtigten Zweck nicht erreichen, indem die Schülerzahl immer dieselbe bliebe, wenn auch die Kinder erst später die Schule besuchten. Im Anhange erklärt sich der Vf. ausführlich wider diejenigen, welche die Kinder früher zur Legalität als zur Moralität erziehen wollen; aber auch hier, wie hin und wieder im Buche, scheint doch manches Mifsverständnifs sich eingeschlichen zu haben. Bey der grofsen Weitschweifigkeit des Vfs. trifft man häufig auf Wiederholungen derselben Gedanken und Vorschläge.

WRth.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 DECEMBER, 1812.

STAATSWISSENSCHAFT.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Kurzgefaſster Unterricht für diejenigen, welche ſich zu brauchbaren Calculatoren, hauptſächlich bey Landescollegien, bilden wollen.* Oder *Darſtellung der nöthigſten Begriffe vom Rechnungs- und Caſſen-Weſen, nebſt Abriſs des franzöſiſchen Steuerſyſtems.* Zur Belehrung für Applicanten und Mindergeübte, von *Ludwig Thiele*, Calculator bey der Departementspräfectur in Poſen. 1812. 260 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Statt einer Vorrede hat dieſe Schrift eine Einleitung, worin der Vf. eine kurze Biographie von ſich ſelbſt und eine Entſchuldigung vorbringt, warum er ſein Buch nicht in polniſcher, ſondern in deutſcher Sprache verfaſst habe. Aber dieſe Entſchuldigung hat wenig Gewicht. Wollte er für das Rechnungs- und Caſſen-Weſen, ſeiner Abſicht gemäſs, etwas allgemein Brauchbares liefern: ſo muſste er nicht bey dem Gange des polniſchen und preuſſiſchen Rechnungs- und Caſſen-Weſens ſtehen bleiben, ſondern die allgemeinen, für jedes Rechnungsweſen gültigen Grundſätze darſtellen. Da er aber hauptſächlich nur das preuſſiſche Rechnungs- und Caſſen-Weſen, und wahrſcheinlich auch den polniſchen Geſchäftsgang zum Beyſpiele genommen: ſo kann ſeine Schrift, die ohnehin gar nichts Neues enthält, weder für die Polen, noch für die Deutſchen, von bedeutendem Werthe ſeyn, und zwar weder in Rechnungs- noch in ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen. In Hinſicht auf Allgemeinheit, auf welche dieſe Schrift Anſpruch machen will, iſt ſchon der Name *Calculator*, für den eines *Revidenten* gebraucht, fehlerhaft. *Calculator* heiſst bloſs derjenige, welcher eine Rechnung in Anſehung der Richtigkeit der Zahlen unterſucht, und ſich auf keine weiteren Prüfungen einläſst; ſelbſt in Preuſſen fand der Unterſchied zwiſchen *Calculator* und *Revident* Statt. Der Vf. meint aber unter Calculator den eigentlichen Revidenten, nur mit dem Unterſchiede, daſs dieſer auch zugleich die Function des eigentlichen Calculators beſorge. In Polen mag dieſes vielleicht ſo ſeyn; aber es paſst nicht für Allgemeinheit. S. 22 ff. ſtellt der Vf. den Wirkungskreis eines Calculators äuſserſt wichtig und ausgedehnt vor: er bürdet ihm die Verfertigung ſehr vielerley Tabellen und Geſchäfte auf, welche nach unſerer Meinung bald in das Staatswirthſchafts- und bald in das Finanz-Collegium gehören, z. B. ſummariſche Bevölkerungstabellen; Verzeichniſſe von den verſchiedenen Beſchäftigungen oder Gewerben in Städten; die Nachweiſung von den Gewerben und Profeſſionen auf dem platten Lande; Finanzberechnungen von den Zoll- und Conſumtions-Steuer-Revenuen; über den Zuſtand des platten Landes, wie viel ſich darin an verſteuerten und unverſteuerten Leuten (auch anderen Stücken) befindet; wie hoch ſich die Steuern belaufen u. ſ. w.; ferner Productenpreistabellen; Fabricationstabellen; Tabellen über Exportation und Importation; Tabellen zur Cameralfinanzverwaltung u. ſ. w. Wenn dieſes alles und noch mehr die Reviſion thun ſoll: was haben denn die Räthe, Aſſeſſoren, Acceſſiſten, Secretäre u. ſ. w. zu thun? — Mag es auch gleich in Polen etwa ſo Statt finden: ſo iſt dieſes keineswegs überall der Fall, und eine ſolche Organiſation iſt durchaus keine gute Organiſation; denn Revidenten und Calculatoren ſollen allein bey dem, was zur Reviſion des eigentlichen Rechnungs- und Caſſen-Weſens gehört, gelaſſen, nicht aber in anderen Zweigen der Staatswirthſchaft gebraucht werden. Sollen, wie es ſich gehört, alle zu prüfenden Rechnungen in einem Jahre vollkommen revidirt und juſtificirt werden: ſo haben die Revidenten, deren Anzahl immer dieſem Verhältniſſe gemäſs ſeyn ſoll, im Staate genug zu thun, ohne ſich mit anderen Geſchäften, die nicht zur Reviſion der Rechnungen zu zählen ſind, abzugeben. Der Vf. rechnet aber der Calculatur alle diejenigen Geſchäfte zu, welche nicht nur zur Reviſion ausſchlieſslich, ſondern auch beynahe zur ganzen Verwaltung der Staatswirthſchaft und einem ganzen Finanzcollegium gehören. S. 28 ff. ſtellt der Vf. die eigentliche Reviſion der Rechnungen auf, und erzählt dabey auch nichts Weiteres, als was wir ſchon lange aus dem preuſſiſchen Rechnungsweſen, und von anderen, beſonders den neueren Schriftſtellern, über das Rechnungsweſen gehört, und noch mehr, als der Vf. liefert, erfahren haben. Wir wollen nur die Werke von *Hornberger* (Grundſätze der Cameralrechnungsführung, 1796), von *Lamott* (Anleitung zur ordentlichen und gründlichen Abnahme der Rechnungen, 1778) und von *Eſchenmayer* (Anleitung zu einer ſyſtematiſchen Einrichtung des Staatsrechnungsweſens u. ſ. w. 1807) nennen, welche für diejenigen, die Revidenten werden wollen, in weit beſſerer logiſcher Ordnung und lehrreicher geſchrieben haben. S. 55 ſpricht der Vf. von einer Rubrik *Insgemein*. Eine ſolche unbeſtimmte Rubrik iſt, nach der Behauptung von *Eſchenmayer*, ganz unnöthig, und beſſer die Eintheilung der Rechnung in Beſtandsetat oder laufende — und in extraordinäre Rechnung, welche

dieſe Rubrik ganz unnöthig macht. S. 63 verlangt der Vf., daſs auf jeder Quittung, als Urkunde einer Rechnung, noch ein Dritter die Authenticität der Handſchrift des Empfängers auch mit ſeiner Unterſchrift beſtätige. Dieſe fremde Beſtätigung bewahrheitet allerdings die Überzeugung vollſtändiger; allein wie beſchwerlich und mühevoll würde es einem Rechner ſeyn, wenn er bey jeder Zahlung, die er macht, eine ſolche dritte Perſon rufen laſſen müſste, um deren Beſtätigung zu erhalten! Der Vf. hätte ſeine Behauptung dadurch praktiſcher machen können, wenn er jedem Rechnungsamte, oder jedem Rendanten, nach ſeiner Sprache, noch einen Controleur, vom Staate beygegeben, zugetheilt hätte, welcher alle Belege der Rechnung und alle weiteren vorkommenden Gegenſtände, zu dieſem Behufe, mit unterzeichnet.

Die S. 65 und 66 vom Vf. vorgeſchlagenen Quittungsbüchlein für jeden Contribuenten ſind nicht ſeine Erfindung, ſondern er kann ſie ſchon in mehreren Schriften über das Rechnungsweſen finden. S. 69 behauptet Hr. *T.* von den Poſtſcheinen und Poſtbüchern, daſs ſie als Urkunden in der Rechnung gelten. Poſtſcheine können keine Ausgabe beweiſen, weil die Poſten nicht das durch ſie wegzuſchickende Geld zählen, ſondern immer nur den angeblichen Werth quittiren; nur eine Quittung von dem Empfänger iſt eine gültige Urkunde. S. 76 braucht Hr. *T.* den Ausdruck: *per Copia vidimata;* wird ein ſolches Latein in Polen geſprochen? — Was der Vf. S. 73 von den Etats ſagt, kann er beynahe wörtlich in dem angeführten Werke von *Eſchenmayer* leſen. S. 130 ff. will Hr. *T.* die Abhör und Juſtification der Rechnungen von der Reviſion allein ausgemacht wiſſen. Dieſer Behauptung kann Rec. nicht beypflichten; denn es gehört nothwendig eine höhere Autorität zu dieſer Abmachung, als der Calculator iſt; auch iſt der Revident, als ſolcher, Partey von dem Rechnungsführer, und kann daher in keinem Falle den Juſtificator machen. Zur Juſtification gehören immer einige Mitglieder des Finanzrathes, und der Revident ſoll freylich auch dabey ſeyn, weil er die Rechnung am beſten durchgegangen und inne hat; er kann das Protocoll dabey führen. S. 178 endigt ſich die ſpecielle gar nicht gut geordnete Beſchreibung des Caſſen- und Rechnungs-Weſens und der eigentlichen Reviſion; und es beginnen jetzt die von Hn. *T.* der Reviſion noch weiter zugedachten Geſchäfte, wobey derſelbe Begriffe und Grundſätze der Staatswirthſchaft voranſchickt, an denen man zur Genüge ſieht, daſs er noch ſehr wenig darin gethan habe. S. 179 ſetzt er die veraltete Definition von einem Staate feſt, welche bloſs Schutz und Hülfe von einem Oberherrn zum Zwecke hat, und beſtimmt Geld, Credit und Kräfte als Hauptmittel zum Wirthſchaften. Mit Gelde hat er vermuthlich Capital bezeichnen wollen; denn dieſes iſt zum Wirthſchaften beſonders nöthig. Capital beſteht aber nicht allein und ausſchlieſslich in Gelde. Wer ſeine Wirthſchaft mit Credit, alſo mit Vorempfang, mit Anticipation, anfängt oder treibt, der wird gewiſs nicht ſchnell weiter kommen. Hätte der Vf. Capital und Kräfte als Bedingungen von Wirthſchaften angenommen: ſo würde er ſeinen Begriff richtiger ausgedrückt haben. Eben ſo mager iſt der Begriff von Staatswirthſchaft. Er ſagt: um ihre Grundſätze kennen zu lernen, müſſe man ſich mit der Finanzwirthſchaft und Cameraliſtik bekannt machen. Was er unter Cameraliſtik verſtehe, beſtimmt er nicht; er muſs alſo die Finanzwiſſenſchaft von der Cameraliſtik ausſchlieſsen. Rec. verſteht unter Staatswirthſchaft die ſämmtliche Ökonomie im Staate. Da nur der Regent und das Volk zuſammen den Staat ausmachen, und kein Theil ohne den anderen denſelben bilden kann: ſo muſs unter Staatswirthſchaft ſowohl die Nationalökonomie (Volkswirthſchaft), als auch die Finanzökonomie (die Wirthſchaft des Regenten) verſtanden werden; das, was man bisher unter Staatswirthſchaft im engeren Sinne verſtand, macht in dem Begriffe des Rec. die Politik der Staatsökonomiegeſetzgebung aus. S. 180 ſagt Hr. *T.*: „Beide (nämlich Finanzwiſſenſchaft und Cameraliſtik) gemeinſchaftlich lehren, wie einzelne Perſonen und ganze Nationen unter dem Schutze der Regierungen Reichthum erwerben, erhalten und vermehren können.“ Er legt alſo hier der Finanzwiſſenſchaft eine Eigenſchaft bey, welche, auſser ihm, noch Niemand darin geſucht, noch gefunden hat, und auch nicht finden wird; denn dieſe vermindert eher den Privatreichthum, aus welchem ſich der Nationalreichthum bildet. Man will mit dem Worte *Cameraliſtik* dasjenige bezeichnen, was ein Cameraliſt wiſſen ſoll und muſs; es kömmt von der Bezeichnung — *Kammer* — her, welche ein Collegium ausmacht, und ſowohl für die Volkswirthſchaft, als auch für die Wirthſchaft der Staatsregierung zu ſorgen hat. Hn. *T's.* Begriff iſt um ſo auffallender, weil er Finanzwiſſenſchaft von der Cameraliſtik trennt; ein Cameraliſt muſs durchaus auch die Finanzwirthſchaft beſorgen und wiſſen. Auf eben dieſer Seite behauptet der Vf.: Krongüter und Domänen gehören dem Landesherrn *eigenthümlich.* Wenn dieſes wahr wäre: ſo könnten die Einkünfte daraus keine Staatseinkünfte ſeyn, die zur Beſtreitung des Staatsaufwandes verwendet werden. Solche Behauptungen von einem Eigenthume an dergleichen Gütern haben einen nachtheiligen Einfluſs in die ganze Staatsökonomie. Dergleichen Güter ſind dem Regenten, als ſolchem, bloſs zur Benutzung von der Nation überlaſſen. S. 181 ſchreibt der Vf. dem Calculaturbureau wieder einen Geſchäftskreis zu, der nur einem ſtaatswirthſchaftlichen Collegium zukommen kann. Von S. 182 bis 187 behandelt Hr. *T.* einen gar nicht in das Rechnungsreviſionsweſen gehörigen Gegenſtand, nämlich etwas Weniges und undeutlich Auseinandergeſetztes über das Regiſtraturweſen. S. 188 will er das Finanzrechnungsweſen in 3 Sectionen abgetheilt wiſſen, nämlich: 1) in die des Finanzweſens im engeren Sinne des Worts; 2) in die der Verwaltung des Staatseinkommens. Wenn dieſe 2te Section nicht in die Claſſe des Finanzweſens im engeren Sinne gehören ſoll: was gehört denn zu den

Finanzwesen im engeren Sinne? 3) in die der Aufsicht über die Volkshaushaltung. Diese 3te Section gehört gar nicht zum Finanzwesen, sondern zur Politik der staatswirthschaftlichen Gesetzgebung, und noch weit weniger zum Calculaturbureau. S. 191 erhalten wir vom Vf. ganz neue Ansichten vom öffentlichen Schatze. Er sagt: „der öffentliche Schatz ist der Centralpunct des ganzen Rechnungswesens bey der Staatswirthschaft. Unter Schatz versteht man die Verwaltung des Staatseinkommens.“ Welch eine staatswirthschaftliche und etymologische Ignoranz! Noch weit ärger und gefährlicher aber ist die Behauptung des Hn. *T.* auf eben dieser Seite, dass alles Grundeigenthum und alle Rechte, welche der Nation zustehen, Nationaldomänen seyen. Er rechnet hiezu: die schiffbaren Flüsse und Ströme, Landstrassen, überhaupt alle diejenigen Theile des Nationalgebiets, welche, ihrer Natur nach, kein Privateigenthum seyn können. Was nicht im Privateigenthume sich befindet, gehört zum Staatsvermögen; es kann daher gar keine Nationaldomänen, sondern nur Staatsdomänen geben, welche der Staatsregierung zur Benutzung überlassen sind. S. 192 ff. zählt der Vf. zur Rechnungsrevision auch die Verpachtungen der Güter, die Güteranschlagungen, Classificationsanschläge, Wirthschaftsetats, Remissionsberechnungen, forstwissenschaftliche (forstwirthschaftliche) Berechnungen, Competenzausmittelungen, Domänenbauetats, Meliorationspläne u. s. w. Auf diese Weise gehört die ganze Staatsökonomie zur Rechnungsrevision; und dann wären ja alle übrigen finanz- und staatswirthschaftlichen Collegia unnöthig. S. 212 zählt der Vf. die Rechnungsbücher auf, welche bey der landwirthschaftlichen Rechnungsführung nöthig sind. Diese und noch mehrere findet der Vf. in den Werken von *Hornberger* und *Eschenmayer* beschrieben und in Formulare gebracht. S. 217 spricht er der *Consumtionssteuer* das Wort. Ein Beweis, dass er in die Gesetze der Nationalökonomie nicht eingeweiht ist, weil er das für die gleichmässigste Vertheilung hält, was gerade die elendeste und ungleichste Steuer ist. Die Consumtion kann nie die Basis einer Besteuerung seyn, weil sie der Willkühr zu sehr unterworfen ist, sie zur bestimmten Deckung des Staatsaufwandes gar nicht angenommen werden kann, denn dieser muss eine gewisse, bestimmte, feste Summe haben. Nur das Einkommen, und zwar das reine Einkommen, ist die zweckmässigste Basis zur Besteuerung, welche den Nationalwohlstand erhält, und ihn sich vermehren lässt. Eine Consumtionssteuer verkümmert den Lebensgenuss; sie erschwert die Vertheilung des Nationalvermögens unter die Nationalglieder, die schnelle Bewegung der Production und die Circulation; sie hemmt den freyen Nationalverkehr; sie trifft die ärmere Classe am meisten und drückendsten; sie begünstigt die reiche Classe, weil diese nie so viel zum Staatsaufwande beyträgt, als sie nach ihrem Einkommen beytragen sollte; sie verursacht sehr grosse Erhebungskosten, welche die Staatsbürger zur Ergänzung des Staatsaufwandes noch weiter zuschiessen müssen; sie macht eine Menge äusserst lästiger, verhasster, fiscalischer Formen und strenge Strafen nothwendig, die mit dem Vergehen in keinem gerechten Verhältnisse stehen; sie ist die Veranlassung zur Immoralität, zu Unterschleifen und Betrügereyen. Das gerechte und gleiche Verhältniss einer Steuer ist dasjenige, wo der Reiche von grossem Einkommen mehr Steuer entrichtet, damit der Arme aus seinem geringen Einkommen weniger Steuer zu geben habe. Bey der Consumtionssteuer aber zahlen beide gleich, und das Mehrere, das auch der Reiche consumirt, kömmt dem Armen nicht zu gut; daher kann sich die Consumtionssteuer von der Plusmacherey nicht reinigen. Was der Vf. S. 220 von den Bestandtheilen des Reichthums einer Nation und von den verschiedenen Steuersystemen (er meinte wahrscheinlich Systeme der Staatswirthschaft) gesagt hat, ist sehr mager und kenntnissleer. S. 221 ff. liefert er das französische Steuersystem so kurz und so deutlich, als möglich war, und rühmt noch auf den letzten Seiten das französische und westphälische Steuersystem.

Ausser dem Mangel an neuen haltbaren Ansichten und an logischer Ordnung im Vortrage, verdienen in dieser Schrift auch die häufigen Sprachfehler eine Rüge. Z. B. S. 20 *dem* (statt *den*) Calculator auszeichnen; S. 37 dass *zu jeden* Augenblick darüber Rechenschaft gegeben werden kann; S. 82 *völlige* statt fällige Zahlungen; S. 83 *Redardaten* statt Retardaten; oft das Wort *wann* für *wenn;* S. 84 um dem (den) Rechnungsprincipal zu überzeugen; S. 120 *Entzweck* statt *Endzweck* u. s. w. AEZ.

1) Landshut, ohne Angabe des Verlegers: *Polizeypraxis im Königreich Baiern* oder *Handbuch der Sicherheitspolizey.* Von *St. von Letzer*, k. baierischem Polizey-Actuar zu Neuburg a. d. Donau u. s. w. 1811. 346 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Neuburg a. d. Donau, ohne Ang. d. Verlegers: *Meine Studien und Launen von der Polizey, nebst einem Polizeyspiegel und Fragmenten aus meinem politischen und polizeylichen Testamente.* Von *St. von Lewer* u. s. w. 1811. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese beiden Schriften bilden das 2te, 3te, 4te und 5te Heft der *patriotischen Beyträge* des Vfs. *zur Justiz- und Polizey-Organisation.* An patriotischem Sinne mag es dem Vf. allerdings nicht fehlen, allein wir können den Wunsch nicht unterdrücken, dass er seinen Patriotismus auf eine andere Weise bethätigen möge. Von den hier gelieferten Beyträgen scheint uns wenigstens weder der Staat und seine Beamten, noch die Wissenschaft, einen besonderen Gewinn erwarten zu dürfen.

Der Hauptzweck des Vfs. geht bey No. 1 dahin, „sowohl den Bürger als den unerfahrenen Polizeybeamten und Diener mit ihren Pflichten, welche aus der Staatsverfassung und insbesondere aus der allgemeinen Sicherheitspolizey hervorgehen, vollständig bekannt zu machen, und ihre Handlungen auf den Rechtszweck hinzuleiten“, und dieser Zweck ist

allerdings sehr lobenswerth. Aber die Art und Weise, wie der Vf. denselben hier zu verfolgen sucht, kann nicht gefallen. Statt dass der Vf. durch eine systematische Zusammenstellung des Inhalts der baierischen Polizeygesetzgebung die Leser in den Geist des Polizeywesens seines Vaterlandes einführen, ihnen die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der ergangenen mannichfachen Polizeyverordnungen und sonstigen Institutionen gehörig aus einander setzen, und sie auf diese Weise für den Dienst zu bilden, und für ihre Pflichten zu gewinnen suchen sollte, giebt er nichts weiter, als nach einer *Einleitung* (S. 1—14) — worin er von der *Polizey überhaupt* und der *Sicherheitspolizey insbesondere* spricht, und zwar so, dass man deutlich sieht, er habe das eigenthümliche Wesen der Polizey noch nicht gehörig begriffen — *zuerst* Auszüge aus den *königl. baierischen Constitutionsartikeln in Beziehung auf die öffentliche Sicherheit* (S. 15 und 16), dann Auszüge und Bruchstücke aus den *organischen Edicten, Gesetzen, Verordnungen und Instructionen für die königl. baierischen Polizeybeamten in Beziehung auf die öffentliche Sicherheitspolizey* (S. 17—84); hierauf eine *Übersicht der inneren Geschäftsorganisation einer wohlbestellten und nur mit wenigem Personale besetzten städtischen Polizey* (S. 85—123); ferner *vorzügliche (?) Polizeyerinnerungen, Belehrungen, Verfügungen und Anstalten, welche seit einiger Zeit von Seiten der städtischen Polizeydirectionen zu München und Landshut erlassen und getroffen worden sind* (S. 123—242); und endlich *praktische Aufsätze*, oder vielmehr *Formulare* zu solchen Aufsätzen für den Polizeydienst (S. 242—342). Wem mit allen diesen Dingen ein Dienst geleistet sey, wissen wir nicht. Die baierischen Gesetze kennt Jeder, der sie zu kennen nöthig hat, besser, als er sie hieraus kennen lernen mag, aus dem Regierungsblatte; die von den Polizeydirectionen zu München und Landshut erlassenen Verfügungen und an ihre Subalternen abgegebenen Instructionen haben blos locales Interesse, und sind nächstdem den Subalternen, welchen sie gegeben sind, ohnedies bekannt; und endlich dürfte es wohl wenige baierische Polizeybehörden geben, welche sich zu ihrer Geschäftsführung erst durch die vom Vf. hier mitgetheilten Formulare zu bilden nöthig hätten. — Kurz, wir mögen die Arbeit des Vfs. betrachten, von welcher Seite sie sich nur immer betrachten lässt, überall erscheint sie zweck- und nutzlos.

Kein viel günstigeres Urtheil, als dasjenige ist, welches wir über No. 1 ausgesprochen haben, können wir über No. 2 aussprechen. Die hier mitgetheilten *neunzehen* kleinen Aufsätze über Polize und Polizeygegenstände (von welchen einige scho im Cameral-Correspondenten zu finden sind) hä ten ganz ungedruckt bleiben können. Sie enthalte nichts als ganz bekannte, meist sehr trivial vorgetr gene Dinge. Seine *Launen* von der Polizey hätt der Vf. für sich behalten können; und wie weit mit seinen *Studien* der Polizeywissenschaft gedieh sey, mögen folgende Stellen aus *seinem Glauben bekenntnisse über die Polizey* (S. 1 — 4) beweisen „*Die Polizey ist das höchste Staatsprincip — da Absolute einer souverainen Regierung* — unabhängi von der Finanzgewalt, ein höchstes selbstständige Wesen — *über alle Gewalt erhaben — die einzig wohl thätige Sonne am politischen Firmamente*". „Polizey als moralische Person im Staate betrachtet, ist die Identität der Regierung mit der Souverainität — die absolute und unzertheilbare Majestät des Throns, und die Basis der Reichsconstitution". „*Polizey ist der Staatsspiegel der jeden Staatsdiener repräsentirt, wie er ist, mit allen Linien nach Galls Schädellehre, und der das Vacuum in natura*" (und also auch in dem Kopfe des Vfs.) „*richtig darstellt*". „Polizey ist Sublimat für irgend einen angesteckten Körper". „Polizey ist das eigentliche Evangelium Johannis. Sie ist die Wahrheit, das Licht des Staats, und die süsse Quelle des Nachdenkens, des Vergnügens und der Ruhe vernünftiger Wesen". „*Polizey ist das absolute Seyn in der Schöpfung, das Lebensprincip aller wohl organisirten Staaten*". — O! welche Tiefe der Weisheit und der Erkenntnis! — Die erträglichsten Aufsätze, welche hier gegeben werden, sind: No. 2 *von den nothwendigen Eigenschaften eines Polizeybeamten;* No. 6 *über den Gemeingeist* (oder vielmehr *die Gewinnung und Leitung des Gemeingeistes*) *in den Grenzprovinzen;* No. 8 *über Sicherheitspolizeyanstalten in Bezug auf entlassene Sträfliche und Verbrecher;* No. 15 *Polizeyspiegel, oder alte und neue Taktik der Räuber und Diebsbanden* (wiewohl die Leser d. A. Pol. Blätt. und der *rebmannischen* Schriften über *Damian Hessels und seine Raubgenossen* hier durchaus nichts Neues finden werden), u. N. 16 *das Gefängniss zu Philadelphia.* Das Beste sind Nr. 19 die angeblichen *Fragmente aus dem politischen und polizeylichen Testamente* des Vfs., wo ihm jedoch weiter kein Verdienst gebührt, als das der Compilation der hier wahrscheinlich aus seiner Excerptensammlung abgeschriebenen Sentenzen denkender Köpfe.

Z.

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: D. *Johann Jakob Stolz's*; Bürger von Zürich, vormals Pastoris Primarii zu St. Martini und Professors der Theologie am Gymnasium zu Bremen, *Erläuterungen zum neuen Testamente* (mit Beziehung auf seine Übersetzung desselben) *für geübte und gebildete Leser.* Sechstes Heft. Der Brief an die Hebräer, die Briefe Jacobi und Judä, die Offenbarung Johannis. Dritte, von neuem durchgesehene Ausgabe. 1812. VI u. 216 S. 8. (12 gr.)

Erfurt, b. Keyser: *Der kleine Physiker*, oder *Unterhaltungen über natürliche Dinge für Kinder*, von *Adolf Friedrich Höpfner.* Zweyte verbesserte Auflage. 1813. VIII u. 248 S. 8. (12 gr.) Die erste Auflage dieses nützlichen Buches erschien bereits im J. 1801.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 DECEMBER, 1812.

ÖKONOMIE.

FREYBURG u. CONSTANZ, b. Herder: *Landwirthschafts-Katechismus*, oder ein auf Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie nach den neuesten Grundsätzen und eigener [auf eigene] Erfahrung gegründeter Unterricht in der Landwirthschaft, von *Anton Herrmann*, Prof. der Landwirthschaft an dem grofsherzogl. badischen Lyceo und Schullehrer-Seminario zu Rastadt u. s. w. I Theil. Ackerbau in 268 Fragen u. Antworten. 1811. 293 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein Schüler *Gatterers*, *Fellenbergs* u. A., und ein so aufmerksamer Beobachter, der drey Jahre als Ökonomie-Verwalter bey einem Freyherrn v. Helmstatt gestanden, konnte Vieles für sein Fach sammlen, und für die Landwirthschaft leisten. Der Unterricht in diesem nützlichen Werke ist jedoch hauptsächlich nur für den denkenden Landwirth berechnet. Der Vf. giebt reichen Stoff zum Nachdenken, und theilt viele wissenswürdige Nachrichten mit, die den naturforschenden Ökonomen über sein Fach aufklären.

Voraus schickt er eine *kurze Geschichte der deutschen Landwirthschaft aus dem Alterthume*, die lesenswürdig und sehr unterhaltend ist. Er fängt etliche hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung an, und behauptet, dafs unsere Väter, die alten Germanen, erst durch die vielen Völkerwanderungen und durch die Bekanntschaft mit den gebildeten Römern gebildeter wurden. Bey ihrer endlichen Feldpolizey, da sie anfingen, des Pflugs, als des ältesten Ackerwerkzeugs, sich zu bedienen, gedenket er Manches von den *salischen Gesetzen*, vom *Sachsenspiegel* u. s. w., die sehr strenge waren, aber schlecht gehandhabt wurden. Das älteste Mafs des Getreides oder Mehls war *Modius* oder *Mut*. Ein gröfseres war *Maltra* oder *Malter*. Vom Getränke hatte man das *Situla* oder *Seidel*, auch die *Kufe*. Den Weinbau erlaubte der Kaiser Probus den Galliern um das Jahr 280, und da entstunden die Weinberge um Worms, Speier und Mainz.

In der *Einleitung* stellt der Vf. zuerst die Frage auf, *was unter der Landwirthschaftslehre verstanden werde*, und zeigt, wie nöthig und nützlich dazu die Hülfswissenschaften, *Naturlehre* und *Chemie*, seyen; durch sie nämlich unterscheide sich der *rationelle Landwirth* von dem *Empiriker* und blofsen *Bauern*, der nur mit der durch Übung erlangten Fertigkeit und ohne wissenschaftliche Kenntnifs die Landwirthschaft betreibt. — Umständlicher wird dies ausgeführt I. in dem *allgemeinem Theile der Ackerbaukunst*. I Hauptstück. *Von der landwirthschaftlichen Naturwissenschaft, Naturlehre und Chemie.* Das Hauptstudium des Landwirths erfodert sein Terrain, das Klima, die Lage und Natur seines Feldes. — Im III Abschn. redet der Vf. *von den nützlichen und schädlichen Thieren, Vögeln und Insecten*, meldet aber nicht besonders, worin sie nützlich oder schädlich seyen. Dafs er die Vögel *Säugthiere* nennt, ist wohl ein Druckfehler. Im IV Abschn. handelt er von den landwirthschaftlichen *Pflanzen*, Getreide-, Futter-, Garten-, Manufactur-Pflanzen u. s. w., und im V Abschn. *von der landwirthschaftlichen Chemie.* Hier bemerkt er 42 Elemente, welche die Ackerbauchemie nothwendig kennen mufs: 1. den Wärmestoff; 2. Lichtstoff; 3. Sauerstoff; 4. Kohlenstoff; 5. Wasserstoff; 6. Stick- oder Salpeter-Stoff; 7. Schwefelstoff; 8. Phosphorstoff; 9. die Elektricität; 10. das Kali; 11. das Natrum; 12. das Ammonium; 13 — 21. die 9 einfachen Erden, und 22 — 42. die 21 Metalle. Alles das beschreibt er recht gut, und macht dabey hin und wieder sehr nützliche Anmerkungen, z. B. übelschmeckendes, faules Wasser brauchbar zu machen u. dergl. Bey jeder Frage und bey wichtigen Puncten führt er die vornehmsten Schriftsteller darüber an, und zeigt eine grofse Belesenheit. —. Der VI Abschn., *von den Bestandtheilen der organisirten Körper*, sowohl des Pflanzenreiche, als des Thierreiche, ist gut ausgeführt.

II. *Besonderer Theil der Ackerbaukunst.* I Hauptstück. *Von der Vorbereitung des Bodens zum Ackerbau, oder von der Düngung, Verbesserung oder Vermischung, Urbarmachung und Bearbeitung des Feldes.* — I Abschn. *Die Düngung.* — So wichtig die Materie über die Erzeugung des Düngers ist: so wichtig ist auch die Lehre von der Anwendung desselben. Wir können uns aber in keinem Fall helle und deutliche Begriffe von der Theorie des Düngers verschaffen, ohne physisch-chemische Kenntnisse der organisirten Körper zu besitzen. — Bey den aufgeführten Düngern aus dem Thierreiche eifert der Vf., wie alle wahren Ökonomen, mit gröfstem Recht über das noch immer so häufig herrschende Vorurtheil gegen den Gebrauch der *menschlichen Excremente*, die doch den vortrefflichsten und anhaltendsten Dünger geben, dessen Grundstoffe Galle, Eyweifsstoff, salziger Stoff, Schwefel, Phosphor und Kohlenstoffe sind, und dessen übler Geruch so leicht durch beygemischten lebendigen Kalk u. s. w. zu vertreiben ist. Es ist bekannt, dafs die Chinesen als die besten Landwirthe von uralten Zeiten her sich keines anderen Düngers bedienen. Als Beyspiel einer recht ökonomischen Häuslichkeit mit dem Dünger führt der Vf. an, dafs *Fellenberg* zu Hofwyl in allen Richtungen seines Guts

kleine Häuschen auf Schlitten ſtehen habe, worin ein Zuber iſt. Dieſe werden den Arbeitern überall nachgefahren. — Wie anhaltend die Kräfte dieſes Düngers ſeyen, davon führt der Vf. das Beyſpiel an, daſs bey der Belagerung der Stadt Mannheim in den 1790 Jahren in Handſchuchsheim bey Heidelberg auf einen groſsen Acker die Excremente der Soldaten gekommen, und ungeachtet man bisher noch keinen Dünger darauf geführt habe, die Ernten doch noch immer beträchtlich darauf ſeyen. — *Die Dünger aus dem Pflanzenreiche*, als Stellvertreter des Düngers aus dem Thierreich, kommen dieſem $\frac{1}{5}$ gleich in der Wirkung, zumal von Giftpflanzen, Schierling, Stechäpfel u. ſ. w., wozu er auch das Kartoffelkraut u. ſ. w. rechnet, weil ſie den meiſten Schwefel-, Phosphor- und Kohlen-Stoff zeigen. *Schaafpferch und Hürdenſchlag* iſt ſehr gut abgehandelt. Bey der Beſtimmung des *Verhältniſſes des Dünger- und Nutzvieh-Standes* für eine Wirthſchaft (Fr. 274) iſt die Reduction der Futterarten in Rückſicht ihrer Nahrungskraft auf Heu bemerkenswerth. Wenn das Heu 50 Procent nährende Theile hat: ſo kommen 100 Pf. Heu in der Nährkraft gleich 200 Pf. Kartoffeln, = 500 Pf. Runkeln, = 370 Pf. Boden-Kohlrabi, = 325 Pf. Waſſerrüben, = 266 Pf. Möhren, = 600 Pf. Weiſskraut, = 90 Pf. jungem Kleeheu, luzerner Heu, oder dem 5fachen Gewicht grüner Fütterung. Rec. dünkt dieſe Reduction nicht richtig; denn Runkeln oder Rangen füttern noch einmal ſo gut, als Waſſerrüben, und die Boden- oder untererdigen Kohlrabi noch beſſer, als die Rangen. — II Abſchn. *Von dem Gebrauche der Verbeſſerungsmittel.* Vom Kalk, Gyps, Mergel, Torfmoorerde, Holzaſche, Seifen und Potaſchen-Siederaſche, Schlamm aus der See, aus Gräben und Teichen, gebrannten Raſen, Thon und Sanderde; Dungſalze. — III Abſchn. *Von der Urbarmachung:* des Flugſandes, des Heidelandes, des Waldbodens, der Sümpfe, Moräſte, Brüche, und Torfmoore. — Der IV Abſchn. *von der Bearbeitung des Feldes*, beſchreibt den Pflug und ſeine verſchiedenen Arten, und meldet die beſten Schriftſteller von jeder Art; die Egge und die Walze; giebt ferner an, wenn das Feld vor oder nach dem Winter gepflügt werden ſoll; ob beſſer Pferde oder Ochſen zum Ackerbau zu gebrauchen, und die Reſultate über die bisher gemachten Unterſuchungen.

II Hauptſtück. I Abſchn. *Von dem Ackerſyſteme oder der Ackerwirthſchaft.* — Da es wegen der Verſchiedenheit des Terrains kein Univerſalſyſtem in der Landwirthſchaft geben kann, ſo wenig, als ein Univerſal-Geſetzbuch: ſo folgt die Regel, daſs ein Landwirth hauptſächlich eine gute Eintheilung ſeiner Felder, und einen nach phyſiſch-ökonomiſchen Grundſätzen richtigen Fruchtwechſel für ſeine Feldabtheilung zu wählen habe. — II Abſchn. *Von der Saat:* wobey vorzüglich der auszuſtreuende Same, die Saatzeit, der Säemann, und der Saatacker zu beobachten iſt. Zugleich führt der Vf. unſere vorzüglichſten Getreidearten und bey jeder den dienlichſten Boden an, beſchreibt die mancherley Sorten jeder Getreideart, nebſt ihrem Ertrag nach Gewicht, die ſchädlichſten Unkräuter in der Saat und die ſicherſten Mittel, die Felder von Unkräutern rein zu halten. Die *Krankheiten*, denen die Getreidearten vorzüglich unterworfen ſind, als Mutterkorn, Brand, Krebs, Roſt, Mehl und Honig-Thaue, werden umſtändlich beſchrieben und die verſchiedenen Meinungen darüber beygebracht. — Auch von der Erndte und den Erndtegeſchäften wird viel Gutes geſagt; ſo auch von der Art, gute *Feimen* anzulegen, wenn man für die Früchte nicht genug Platz in der Scheuer hat; vom Dreſchen, von Kornböden u. ſ. w. — Der Beyfall des landwirthſchaftlichen Publicums wird dem Vf. nicht entgehen, und es wird mehrere dergleichen gute Producte in einem ſo reinen populären Ton mit Vergnügen leſen und benutzen. XP.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Die vortheilhafteſte Bienenzucht für den Landmann.* Von *Ludolf Carl Dedekind*, Prediger zu Groſsen-Schneen. 1812. XVI u. 151 S. 8. (9 gr.)

Rec. freute ſich beym erſten Anblick dieſes Buches, weil es in einem dem Landmanne angemeſſenen Tone geſchrieben war. Da er aber weiter las: ſo fand er zwar die phyſikaliſchen und praktiſchen Hauptlehren richtig vorgetragen, jedoch mit eben den Mängeln und Irrthümern vermiſcht, die ſonſt *Matuſchka* allein eigen ſind. Nach einer genaueren Unterſuchung zeigte ſich, daſs dieſe Schrift nur eine Umſchreibung des Bienenkalenders iſt, den *Matuſchka* kurz vor ſeinem Tode herausgegeben hat. *Matuſchka*, *Ramdohr* und *Chriſt* ſind zwar im Vorberichte als die vorzüglichſten unter den neueren Bienenſchriftſtellern genannt, die in der Bienenwirthſchaft das Licht angezündet und zu verbreiten geſucht hätten; aber es iſt nicht geſagt, in wiefern die Schriften des Einen oder des Anderen benutzt worden wären; auch iſt Rec. in dem Buche nichts aufgeſtoſsen, was auf die Schriften von *Ramdohr* und *Chriſt* Bezug hätte, es müſste denn die Magazinbienenzucht ſeyn, die der Vf. lehrt. Daſs Hr. *D.* ſich einen von dieſen geſchätzten Männern zum Muſter wählte, dawider würde man nichts einwenden, wenn er nur die Irrthümer und Mängel ſeines Führers verbeſſert hätte, damit das Publicum nicht ganz und gar in unnöthige Unkoſten verſetzt würde; denn in der Anordnung der Materien und im Vortrage blieb ihm nichts zu thun übrig, weil *Matuſchka* ſelbſt im Volkstone deutlich und faſslich genug geſchrieben hat.

In der Einleitung lehrt der Vf. (wie *Matuſchka*) auſser einigen kurzen Begriffen von der Bienenzucht und den Bienen die verſchiedenen Arten und Geſchlechter der Bienen. Nach S. 15 entſteht ein Drohnenweiſel, wenn die Bienen aus Verſehen einen weiblichen Arbeitsbienenwurm (beſſer Made) in eine Drohnenzelle gelegt haben. Hr. *D.* muſs in ſeinem Leben noch keinen Drohnenweiſel geſehen haben, weil ein ſolcher die Geſtalt einer Drohne haben müſste. Ein Drohnenweiſel iſt aber weder durch ſeinen Geburtsort noch durch ſeine Geſtalt von der wahren Mutterbiene verſchieden, weil mit ſogenannten Drohnenweiſeln keine Veränderung weiter vorgegangen iſt, als daſs ihre Zeugungskraft geſchwächt und ausgeartet iſt. Rec. hatte kürzlich zwey Fälle mit jungen Mutterbienen, welche bey kalter unfruchtbarer Witterung, wobey viel Arbeitsbienen verloren gin-

gen, ausgeartet waren, und wovon die eine vorher gute Brut gezeugt hatte. Dafs der Vf. hier Chimären lehrt, erhellet daraus, weil er sich S. 51 und 58 selbst widersprochen hat.

In 5 Abschnitten handelt der Vf. 1) von den nöthigen Einrichtungen und Geräthschaften zur Bienenzucht; 2) von der Behandlung der Bienen im Frühjahr; 3) von der Behandlung der Bienen in der Schwarmzeit; 4) nach der Schwarmzeit; und 5) im Winter. Diese Eintheilung, nebst einem Inhaltsverzeichnifs über das Ganze und über jeden Paragraphen, sind das ganze Verdienst des Hn. *D.* — Aber wie kommen denn Honigessig, Honigwein, Honigpflaster, und die Anpflanzung und Aussaat der für die Bienen nützlichen Gewächse in den 4 Abschnitt, welcher ja nur von der Behandlung der Bienen nach der Schwarmzeit handeln soll? Warum hat Hr. *D.* diese Artikel nicht mit in den Anhang gebracht?

Matuschka hat alle *vier* Arten der Bienenzucht, nämlich in Klotzbeuten, Lagerstöcken, Körben und Magazinen abgehandelt; Hr. *D.* aber hat die beiden ersten Arten weggelassen, und lehrt vorzüglich nur die Magazinbienenzucht. Wollten aber etwa die Leute von ihrer gewohnten Korbbienenzucht, die in Westphalen mit der Herbstreduction oder Abtödtung der schlechten und fetten Stöcke verbunden ist, nicht abgehen: so lehre er, wie *Matuschka*, sie auch die Korbbiennenzucht treiben, ohne die Bienen so grausam umzubringen. Dieses geschähe, wenn man die Vorschwärme allemal mit ihren Mutterstöcken versetzte, und nachdem die Brut in den Mutterstöcken alle ausgelaufen wäre, dieselben abtrommelte, sie hernach ausschnitte, und die Bienen als einen zweyten Schwarm in einem anderen Stocke wieder anbauen und sein Futter eintragen liefse. Diese Methode ist uns schon seit mehr als 50 Jahren aus Frankreich bekannt: die Magazinbienenzucht hingegen gar auf hundert Jahre: wie kam es also, dafs der jüngste unter allen deutschen Bienenschriftstellern es erst einsah, dafs dieses die *vortheilhafteste* Bienenzucht für den Landmann ist?

In der Lehre über die Faulbrut trägt der Vf. *Matuschka's* Irrthümer getreulich wieder vor, und giebt S. 41 die Erkältung als die Ursache derselben an. Alle Bienenväter aber wissen, dafs die Bienen Alles, was ihnen schädlich werden könnte, aus dem Stocke, geschweige aus dem Gebäude und besonders aus der Brut, wegschaffen, und daher keine erkältete Brut, wie die Erfahrung bey der strengsten Kälte lehrt, aufkommen lassen, die nicht wenigstens auf den Boden herab geworfen würde; auch ist es wider alle Erfahrung, dafs die Bienen so weit ihre Brut verlassen, und völlig erstarrt im Stocke beysammen liegen bleiben müfsten, und dafs die getödtete Brut so bald in Fäulnifs übergeht. Dieses weifs Jeder, der zuweilen Brut ausgeschnitten und weggeworfen hat; sie vertrocknet wohl, aber sie fault nicht. Wie will nun Hr. *D.* im Stocke bey strenger Kälte eine Fäulnifs ohne Wärme erklären? Kann wohl eine Fäulnifs gedacht werden ohne Entzündung des Körpers? Ist aber Entzündung da: so ist mit derselben auch ein gewisser Grad Wärme frey gemacht; und diese sollten die Bienen nicht benutzen? — Noch ein ärger Geschrey wird von der Brutpest gemacht, die ein blofses Hirngespinst ist. Nach S. 143 entsteht sie blofs durch unzeitiges Füttern, also durch die Schuld der Menschen. „Wird den Bienen im Frühjahre, wenn noch kein Blüthenstaub vorhanden ist, zerlassener Honig reichlich gegeben: so sehen sie, ihrem Naturtriebe gemäfs, diesen Honig als Nahrung aufser dem Stocke, als Honig in der Natur an. Hiedurch verführt, setzen sie nun Brut auf Brut ein, indem sie ihrem Naturtriebe gemäfs mit dem gefütterten Honig auch Blüthenstaub draufsen zu finden glauben u. s. w.“ Dafs viel Brut gezeugt wird, ist richtig; aber Rec. sieht nicht ein, wie die Brut davon sterben kann, wenn die Bienen keinen Blumenstaub finden, denn die Made nährt sich davon nicht, sondern von der Futtermilch. Wäre diese aber schädlich: so müfsten die Bienen krank seyn, die sie erzeugt haben. Nun aber werden die Bienen vom reinen Honige nicht krank: also mufs auch ihre Milch gesund seyn, die Bienen mögen Blüthenstaub haben oder nicht. Hiezu kömmt noch, dafs dieses alles schon durch die Erfahrung widerlegt wird; denn wie viel Blumen werden nicht im Frühjahre gefüttert! Auch widerlegt sich der Vf. S. 44 selbst, wenn er sagt: „Lecken nun die Bienen diesen (angesteckten) Honig auf: so verderben sie damit ihren Magen auf immer, und können daher nie wieder gesunde Futtermilch zubereiten.“ Dadurch ist das Räthsel gelöst. Füttert man unreinen Honig: so bekommen die Bienen natürlich die Faulbrut, es mag im Frühjahr oder Sommer seyn; der Blüthenstaub schützt nicht. Honig wird nicht von der Fäulnifs angesteckt, sondern er widersteht vielmehr derselben. Aber sauer kann er werden, und die Säure unterdrückt die Productionskraft der Bienen. Die Faulbrut aber ist eine Folge von geschwächter Reproductionskraft; hält nun die Einwirkung der Schädlichkeit auf die Natur der Bienen einige Zeit lang an: so werden die Kräfte desto mehr unterdrückt, und die Krankheit wird bösartig, aber nicht pestartig. — Rec. mufste über diesen Irrthum weitläuftig werden, weil daraus falsche Grundsätze zur Behandlung der Bienen gefolgert worden sind. *Matuschka* folgert daraus, und Hr. *D.* schreibt ihm getreulich nach: 1) S. 46. Die Bienen müfsten in einen neuen Korb gethan werden, und drey bis vier Tage die Hungercur aushalten. Man bedenke nur, geschwächte Bienen dem starken Einflufs der äufseren Luft in einem leeren Korbe auszusetzen, und dazu hungern zu lassen! Ist es nicht der gröfste Unsinn, geschwächte Bienen auf eine doppelte Art zu schwächen, dafs sie wieder gesund werden sollen? Wie viel mag wohl Hr. *D.* faulbrütige Bienen curirt haben! 2) S. 61. Die Bienen müfsten im Frühjahre so sparsam als möglich, etwa alle 3 bis 4 Tage, mit 1, höchstens 2 Löffeln voll Honig gefüttert werden, damit sie die Brutpest nicht bekämen. Dann darf man sich aber auch nicht wundern, wenn nach S. 38 im Frühjahre Mottengespinnst in den Körben verhütet werden soll, nach S. 79 die Bienen sammt ihrer Mutterbiene im Sommer von den Motten ausgejagt werden, und der Vf. S. 118 eine Angstlichkeit über das Mottengespinnst äufsert, weil dieis eine natürliche Folge von Hunger und von Kraftlosigkeit ist. Ist aber der langsame Hungertod nicht weit grausamer als der Schwefeltod, gegen wel-

chen der Vf. geeifert hat? 3) S. 108 No. 6. Wenn das Verſtellen der Stöcke eher als in der Schwarmzeit vorgenommen würde: ſo würde der ſtarke Stock durch den Verluſt der Bienen leicht faulbrütig. Alſo dürfen die ſchwachen Stöcke mit den ſtarken im Frühjahre nicht verſtellt und gefüttert werden; ſondern man läſst ſie lieber verderben, und zuletzt von den Motten herausjagen! Es dürfen um ſo weniger Ableger eher gemacht werden, als bis zur Schwarmzeit, weil der Mutterſtock alle Bienen verliert, und gar keine wieder bekömmt. *Matuſchka* ſagt dieſs ausdrücklich; ſein getreuer Nachbeter aber redet S. 96 ganz unbeſtimmt nur von einer *Zeit*, welche für den Landmann und die Bienen die *bequemſte* und *vortheilhafteſte* wäre. Dieſe Unbeſtimmtheit ſetzt gewiſs keinen Menſchen in Verlegenheit, weil die Erfahrung ſchon vorher bey den meiſten alles ſelbſt widerlegt hat. Jedoch kann Hr. *D.* zum Verſtellen der Stöcke überhaupt nicht gut rathen, weil er nach S. 51 ſeiner Sache noch ungewiſs iſt, ob ſich die Bienen auch vertragen würden. So unverträglich ſind ihm bey der Vereinigung auch die Vorſchwärme, die er S. 89 theilen lehrt, weil die alten Mütter die Veranlaſſung zu einem Kriege gäben. Man ſieht daraus, was die Irrthümer für Folgen nach ſich ziehen. Andere ſind froh, wenn ſie Doppelſchwärme in ihre Stöcke bringen können; und welche Mühe würde es bey groſsen Bienenſtänden koſten, die Hauptſchwärme auf die vorgeſchriebene Art zu trennen, wo in einem Tage dieſer Vorfall oft vorkömmt. Die ganze Sache aber beruht auf einem Miſsverſtande. Der Schüler hörte nämlich von ſeinem Meiſter in vollem Eifer gegen *Riem*, der bey Vorſchwärmen lauter *junge* Mutterbienen annahm, die entgegengeſetzte Behauptung, daſs die Vorſchwärme *alte* Mütter bey ſich hätten, welche auf 9 Jahre lang leben könnten. Streng genommen aber kann weder die eine noch die andere Behauptung Statt finden. Hr. *D.* iſt hier von ſeinem Meiſter getäuſcht, und er hat nur eine Unverträglichkeit zu befürchten, wenn zu einem Schwarme, der eine junge Mutterbiene hat, Bienen von einem Vorſchwarme, der eine alte Mutterbiene hat, hinzukommen, dieſe mögen mit der jungen Mutterbiene nicht zufrieden ſeyn; hingegen umgekehrt läſst es ſich der andere Theil Bienen bey einer alten Mutterbiene gefallen. Es kömmt bey der glücklichen Vereinigung nur darauf an, daſs die alte Mutter mit ihren Bienen beym Schwärmen ſich zuerſt anlegt, oder zuerſt in den Stock eingeſchlagen werde. Da nun das unterſchiedliche Verhalten der Bienen wegen ihrer Mutterbienen S. 107 bey einer anderen Gelegenheit dem Vf. nicht unbekannt iſt: ſo ſieht man wohl, daſs er in der Eilfertigkeit ſeinem Meiſter Alles nur nachgebetet, und ſelbſterworbene Kenntniſſe von der Bienenzucht eigentlich nicht hat.

Rec. würde nicht fertig, wenn er alle Irrthümer widerlegen ſollte, er hat ſich nur auf die ſchädlichſten beſchränkt, damit ſie ſich durch dieſe Schrift nicht weiter verbreiten. Auch von Sprachfehler und Provincialismen iſt die Schrift nicht frey.

Ks.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Berlin*, b. Vieweg: *Die Nützlichkeit der Bienen und die Nothwendigkeit der Bienenzucht*, von einer neuen Seite dargeſtellt von *Chriſtian Conrad Sprengel*. 1811. 8. 8. (9 gr.) Der Leſer wird von dem Vf. auf eine ſeltſame Weiſe von Berlin zum halliſchen Thore hinaus nach Tempelhof zu auf einen Spaziergang geführt, welcher durch zwey Buchweizenfelder geht; bey dieſen bleibt er mit ſeinen Beobachtungen ſtehen, und bemerkt, daſs der Buchweizen auf beiden Feldern an Stroh reichlich gerathen, an Körnern aber miſsrathen iſt. Er nimmt davon mehrere Stengel und Zweige mit nach Hauſe, reiſst davon, ohne zu wählen, 10 Äſtchen mit ihren völlig reif gewordenen Ähren ab, zählt ſowohl die befruchteten Blumen oder die Körner, als die unbefruchteten Blumen einer jeden, und bringt 39 Körner und 555 unbefruchtete Blumen heraus; daraus ſieht er, daſs die Leute kaum den zehnten Theil von dem einerndteten, was ſie eigentlich hätten einerndten ſollen. Dieſer Buchweizen wird nun das eigentliche Thema dieſer Schrift. So lieſet man 18 Seiten, ohne daſs ein Wort von Bienen vorkommt.

Der Vf. iſt weder Ökonom, noch Bienenwirth; vielmehr ſcheint die Botanik ſein Lieblingsgeſchäft. Daher ſucht er die wahre Urſache der Unfruchtbarkeit des Buchweizens aus einer nach S. 4 vorausgeſchickten Theorie über die Einrichtung und Befruchtung der Blumen zu demonſtriren, und weil nun ein Theil Blumen, die er Saftblumen nennt, wozu auch die Blume des Buchweizens zu rechnen iſt, ſich von ſelbſt nicht befruchten könne, ſondern durch Inſecten; ja manche ſogar ganz ausſchlieſslich von Bienen befruchtet werden müſsten: ſo behauptet er (erſt S. 40), der Buchweizen müſſe von Bienen befruchtet werden, und in ſolchen Gegenden, wo er nicht geriethe, ſey die Urſache in dem Mangel der Bienen zu ſuchen; und ſo auch umgekehrt. Der Hauptſache nach hat alſo das Buch den rechten Titel nicht erhalten. Weil indeſs die Bienen wegen der Befruchtung der Saftblumen auf die Fruchtbarkeit ſo vieler anderer Früchte, wie auf die Buchweizenfrucht, einen wohlthätigen Einfluſs haben: ſo läſst ſich wohl erklären, wie das Buch zu dem gegenwärtigen Titel gekommen iſt. Denn iſt die Theorie richtig: ſo folgt natürlich, daſs die Bienen nützlich ſind, und die Bienenzucht auch nothwendig iſt. Davon hebt der Vf. erſt S. 26 an zu reden, und S. 28 ſtellt er folgende Reſultate auf: „1) Die Bienen ſind weit nützlichere Thierchen, als man bisher geglaubt hat: ſie gehören zu den vorzüglichſten und unentbehrlichſten Hausthieren. 2. Die Bienenzucht iſt eine weit wichtigere Sache, als wofür man ſie bisher gehalten hat, da ſie nicht bloſs den Wohlſtand einzelner Perſonen vermehrt, und dem Luxus Vorſchub thut, ſondern die Wohlfahrt aller Einwohner eines Landes befördert. 3) Die Bienenzucht verdient von der Landesregierung einer weit gröſseren Aufmerkſamkeit gewürdiget zu werden, als bisher geſchehen iſt. 4) Der Gewinn an Honig und Wachs iſt nicht der Hauptzweck der Bienenzucht, ſondern nur eine Nebenſache, ein bloſses Accidens. Der Hauptzweck iſt die Befruchtung der Blumen und die Beförderung reichlicher Erndten. Die Bienenzucht würde getrieben werden müſſen, wenn auch jener Nebenzweck nicht Statt fände, jenes Accidens wegfiele; ſie muſs in Jahren, in welchen gar kein Honig und Wachs gewonnen wird, keine Verringerung leiden. 5) Wer den Bienen einen ſo groſsen Theil ihres auf eine mühſame und beſchwerliche Art erworbenen Honigs entzieht, daſs ſie im Winter darben oder umkommen müſſen, handelt nicht nur undankbar, ſondern auch gemeinſchädlich. 6) Wer die Bienen mit Schwefeldampf tödtet, oder, wie die Landleute ſprechen, einen Bienenſtock einſtöſst, um ſich des ganzen Vorraths an Honig und Wachs auf Einmal zu bemächtigen, begeht ein doppeltes Verbrechen, da er ſich nicht nur gegen die Bienen, ſondern auch gegen den Staat vergeht. Der Staat muſs ein ſtehendes Heer von Bienen haben.“

Wenn der Vf. glaubt, er habe die Nützlichkeit der Bienen und die Nothwendigkeit der Bienenzucht von einer neuen Seite dargeſtellt: ſo mag ihm wohl aus der Acht gefallen ſeyn, was *Willdenow* in der *Einleitung* zu ſeinem *Handbuche* ſchon darüber geſagt hat, die er doch vielmal wird geleſen haben. Dank verdient er aber in ſofern, daſs er dieſen intereſſanten Gegenſtand dem Publicum beſonders vor Augen geſtellt hat. Rec. wünſcht nur, daſs Hr. *Sp.* eine bündigere Ordnung im Vortrage befolgt, und weniger Ausſchweifungen gemacht haben möchte.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 DECEMBER, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Muſeum für altdeutſche Literatur und Kunſt*, herausgegeben von Dr. *F. H. v. d. Hagen*, *B. J. Docen* und Dr. *J. G. Büſching*. Erſten Bandes erſtes und zweytes Heft; jedes mit einem Kupfer. 1809 u. 1810. VIII u. 648 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dieſe Zeitſchrift iſt allen durch die altdeutſche Literatur- und Kunſt-Denkmäler bedingten Kenntniſſen gewidmet. „Muſik, Bildnerey, Baukunſt, öffentliches und häusliches Leben, und was man gewöhnlich unter dem Namen der Alterthümer begreift, und daher nicht von unſerer Betrachtung ausgeſchloſſen, ſondern werden, zum Theil erneut und verjüngt, auch hier noch eine Zierde oder anſchauliche Vorſtellung gewähren. Unſer Hauptgegenſtand wird jedoch immer die Sprache, Poëſie, kurz, die geſammte Literatur und ihre Geſchichte bleiben.“ „Deutſche Art und Kunſt wird uns ſolchergeſtalt zwar am meiſten und liebſten beſchäftigen, als unſere vaterländiſche, und auch als die eigentliche Wurzel und Mutter der geſammten neueren; aber ſchon eben dieſes Verhältniſſe und ihre daraus hervorgegangene vielſeitige Berührung und mannichfaltige Wechſelwirkung mit der eigenthümlichen romantiſchen oder wälſchen werden uns einen willkommnen und trifftigen Anlaſs geben, auch dieſe mit in die Unterſuchung zu ziehen, und auch von hier auf die antike Welt und fürder geleitet, alles in einem noch höheren Zuſammenhange zu betrachten. Wie wir auch auf dieſem Wege einer harten Einſeitigkeit begegnen möchten, welche die claſſiſche Literatur und Kunſt der ſogenannten romaniſchen entgegenſtellt, um dieſe herabzuſetzen: ſo wünſchten wir nicht minder zur Erforſchung und Bearbeitung der alten einheimiſchen Denkmäler, nach claſſiſcher Art, beyzutragen und aufzufodern.“ Streitfragen von Bedeutung, und mit Anſtand erörtert, können in dieſem Muſeum Platz finden; aber alles Unbedeutende und Kleinliche wird bey Seite geſetzt. Zu neuen Ausgaben oder bloſsen Abdrücken, zumal längerer Werke, iſt hier nicht der Ort: dagegen werden kürzere Stücke, wenn ſie für die Kunſt ihres Zeitraums überhaupt oder für einzelne Künſtler und beider Geſchichte merkwürdig ſind, hier einen ſchicklichen Platz finden. Deſsgleichen kleinere Bruchſtücke von Handſchriften gröſserer Werke, zumal wenn dieſe ſchon gedruckt ſind, zur Vergleichung oder anderweitigen Ergänzung derſelben. Noch ſind Erneuungen und Übertragungen alter Werke durchaus für andere, mehr der allgemeinen Unterhaltung beſtimmte Blätter verwieſen, indem man ſich hier beſonders nur auf wiſſenſchaftliche und gelehrte Bearbeitung beſchränkt.

Erſtes Stück. I. *Wolfram von Eſchenbach*, ſein Leben und ſeine Werke. *Schlegel* nennt ihn in der *Europa* (2 Band 2 Heft S. 138) den gröſsten Dichter, den Deutſchland jemals gehabt hat, und die *büſchingiſche* Abhandlung über ihn eröffnet dieſes inhaltreiche Muſeum auf eine würdige Weiſe. Die Abhandlung iſt die Frucht von dem fleiſsigſten, umſichtigſten, kritiſchen Studium der Werke des Dichters und der anderen Schriften, die auf ſeine und ſeines Geſchlechts Geſchichte Beziehung haben. Der Text enthält das Reſultat der Forſchungen des Vfs.: in den zahlreichen, ausführlichen und ſehr gelehrten Noten wird der Text begründet. Neuerlich gemachte, erfreuliche Erfahrungen veranlaſſen Rec. zu der Anführung, daſs ſich in mehreren Bibliotheken in den Rhein-, Mayn- und Lahn-Gegenden ſicher noch Manches findet, was zur Aufklärung der Sachen und der Zeit, welchen dieſes Muſeum gewidmet iſt, nützlich gemacht werden kann, wie denn, der ſehr wichtigen Archive und Bibliotheken in Frankfurt zu geſchweigen, unter anderen die Bibliotheken des ehemaligen Benedictinerkloſters Arnsburg in der Wetterau (die der Buchhändler Körner in Frankfurt im Ganzen gekauft), und die burg-friedbergiſche Bibliothek (deren Benutzung der ſehr humane, und deutſche Art und Kunſt liebende Burggraf von Weſtphal gern und freundlich erleichtert) Manches enthalten, was dem Forſcher ſehr förderlich iſt. Auch ſind in dieſen Grenzſtrichen, bis zu welchen die Römer in Deutſchland vordrangen, viele Männer von ungemeinem Intereſſe für deutſches Alterthum, welche denjenigen, die ihre Studien hierauf richten, mit Verſtand dienlich ſeyn können, und dazu ſehr bereitwillig ſind. In Frankfurt, Wiesbaden, Darmſtadt, Gieſsen, Marburg, Friedberg u. ſ. w., ſelbſt auf dem platten Lande ſind Männer dieſer Art, deren einige ſelbſt an Privatſchätzen für die Geſchichte Deutſchlands reich ſind. So iſt, um nur eins anzuführen, Rec. in Gieſsen von einem alten ächten Familienbilde des Götz von Berlichingen (welches der gelehrte Diplomatiker, Dr. *Öfer*, beſitzt) ſehr angenehm überraſcht, und der *goetheſche* ihm ſeitdem noch mehr veranſchaulicht worden.

Wolfram von Eſchenbach und Pleienfelden iſt im 12 Jahrhundert geboren, und hat bis in den Anfang des 13 gelebt. Tag und Jahr der Geburt, wie des Ab-

lebens, sind nicht bekannt. Auch über das Geburtsland sind, wie bey Homer, die Stimmen verschieden. *Joh. von Müller* war geneigt, ihn der Schweiz zuzusprechen, aber Hr. *B.* und *Docen* vindiciren ihn dem deutschen Vaterlande, und zwar der Oberpfalz. Für diese Meinung ist, nach Rec. Überzeugung, schon dieses zureichender Grund, dass im Püterich der Dichter Wolfram von Eschenbach und *Pleienfelden* heisst, und letzterer Ort unzweifelhaft zur Oberpfalz gehört, und dass sodann Wolfram, welcher doch in seinem Parzifal selbst Städte des linken Rheinufers, wie Cölln und Mastricht, nennt, der Schweiz nicht *einmal* in seinen Gedichten erwähnt. Die ungemeine Ausbreitung der Familie (zu den S. 4 angeführten Orten können noch Eschenrode im Hessen-Darmstädtischen und Atzbach am rechten Lahnufer im Nassauischen — eines aschebacher Marca in der Wetterau gedenkt die Note selbst — u. v. a. hinzugefügt werden) hat Rec. auf die Vermuthung geleitet, der ursprüngliche, vom Stammorte hergekommene, Name der Familie sey von *Pleienfelden* gewesen, und *Eschenbach* ein späterer Ehrenname, welcher ihren Gliedern nach ihrer grossen, und da sie in so vielen Landen Eingang gefunden, gewiss wohlthätigen Ausbreitung verliehen worden. Denn schon bey *Gylmann* werden als Synonyme von *Esch* oder *Öseh* genannt Bezirk, Fluss, Gebiet u. dgl., und *Schilter* in seinem Glossarium erklärt *Asch*, *Esch*, *Eschen* durch *campestria loca*, und *campi in arva perennia exculti* (vgl. *Frisch* deutsch-lateinisches Wörterbuch im Artikel *Esch*, *Schilters* Glossarium unter *Scaz*, und *du Fresne* bey *Escaeta*, *Escheta* u. s. w.). Und so wäre dieser Name ein hoher Ehrenname, indem er bezeugte, die Glieder der Familie von Pleienfelden seyen für die Gegenden, wo sie sich niedergelassen, gewesen, was der erquickende Bach für die Fluren ist, in welchen er fliesst. Wolfram, der herrlichste unter den Minnesingern, ob er gleich Waffenruhm am höchsten hielt (*Schildes amt ist min art. Parzifal* V. 3418), erhielt am Hofe zu Massfelde in der Grafschaft Henneberg den Ritterschlag, und scheint hernach ein umherwanderndes Leben geführt zu haben. Bey Landgraf Herrmann von Thüringen hat er wahrscheinlich am längsten verweilt, die Hauptperson derjenigen Sänger, die auf der Veste Wartburg ihren Aufenthalt hatten, und im Gesange wetteiferten. Auch in mehreren niederdeutschen Orten, Erfurt, Werthheim u. s. w. scheint er sich aufgehalten zu haben. Seine häuslichen Umstände müssen sehr bedrängt gewesen seyn: auch klagt er im Parzifal sowohl, als Titurel, über die wenige Gunst, die ihm bey dem weiblichen Geschlechte geworden. Gegen das Ende seines thätigen Lebens zog er sich auf den Wohnsitz seiner Väter zurück, vielleicht mit seiner Frau, einem Kinde und einem Bruder. Sein Leib ruht in der Frauenkirche des Marktes Eschenbach, woselbst Püterich von Reicherzhausen um das J. 1450 seine Grabstätte suchte und fand. Das Jahr 1207 hat er gewiss überlebt. Seine Zeitgenossen und verbündeten Freunde in der Kunst des Gesanges waren: Walther von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Biterolf, der tugendhafte Schreiber, Klingsor, Hartmann von der Aue und Heinrich von Veldeck, der von ihm überlebt ward. Er war seinen Zeitgenossen Meister des Gesanges. Sie nannten ihn den Weisen, und ehrten ihn mit dem Namen des Kunstreichen. Wolfram von Eschenbach war der lateinischen Sprache mächtig, wahrscheinlich hatte er auch das Griechische erlernt; der wälschen Sprache war er sehr kundig. In der Philosophie wusste er von Aristoteles, auch Pythagoras war ihm nicht unbekannt: aber Platon kannte er gar nicht. In religiöser Hinsicht war theils die Bibel völlig von ihm durchforscht, theils auch alle Legenden jener Zeit, so wie die Schriften der Kirchenväter, ihm gewiss nicht fremd. Hieraus bildete sich jener tiefe, religiöse, mystische Sinn, der besonders den Titurel so wunderbar und anziehend macht, und über das ganze Gebilde des heiligen Graales einen eigenthümlichen Zauber verbreitet. In astronomischen, astrologischen und physikalischen Kenntnissen steht er Klingsorn gewiss nach: merkwürdige geographische Notizen lassen sich jedoch hin und wieder im Titurel sammeln. Von seinen Werken werden die nächsten Stücke Nachricht geben. *B.* hat sich mit *v. d. Hagen* in diese Arbeit getheilt.

II. *Gallerie altdeutscher Dichter*, von Docen. 1) *Conrad von Würzburg*. Bey keinem der übrigen Dichter dieses Zeitraums hat sich die Reife des poetischen Talents klärlicher bewiesen, als in den Productionen der reich begabten Muse Conrads; aber sie haben auch nicht die ganze jugendliche Frühlingsfrische, und das innige, kräftige Gefühl der Poeten aus der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts. Meister Gottfried von Strasburg war Conrads poetisches Ideal. Seine Gegenstände sind mit Absicht gewählte Themata; seine Metrik so sicher als gewandt; seine Diction glänzend, und der Reichthum seines Ausdrucks unerschöpflich, wie sein Talent in volltönigen Reimen. Aber ungeachtet der gereiftesten Kunstfertigkeit ist das Gefühl des Dichters bey weitem nicht so innerlich, so hinreissend, wie bey einigen der vortrefflichsten früheren Dichter. Von den kleineren Gedichten Conrads zeichnen sich einige aus: auch seine kleineren Erzählungen sind der Aufmerksamkeit werth, wenig aber wird heut zu Tage das weitläuftige Lobgedicht auf die heilige Jungfrau, die güldene Schmiede genannt, gefallen. Wichtiger für uns ist der trojanische Krieg, und der Vf. hat Recht, seine Mähre zu vergleichen mit „einem endlosen Flusse, darin ein Berg versänke wohl.“ Übrigens lebte Conrad ganz seiner Kunst und allein in ihr, und sagt, er würde thun wie die Nachtigall, „wohl gefalle ihr ihr Gesang, der allen Unmuth von ihr jage, und ob Niemand da wäre, der sie vernähme, des achte sie doch wenig.“ 2) *Rudolph von Hohen Ems*, Dienstmann zu Montfort. Er gehört unter die fruchtbarsten Dichter aus der Periode der Minnesinger. Seine Blüthe fällt in die Zeit, wo Wolfram von Eschenbach und seine Zeit- und Kunst-Genossen eine zahlreiche Menge jüngerer Nachfolger erweckt hatten.

In den Gedichten Rudolphs von Montfort ist vorzüglich der *Sinn* zu verehren. Mehr, wie in einem anderen seiner Zeit, lebt in seinen Werken ein heiliges, inniges Gefühl, welches in religiösen Dingen, wie in der Liebe, in der Schönheit der Natur, in Thaten und Handlungen, mit gleicher Wärme überall den Gegenstand umfaßt. Vorzüglich reflectirt sich die eigene, hohe Schönheit dieses Dichters in dem Epos von Barlaam und Josaphat, durchaus christlichen Inhalts. Aber Rudolph erreichte in seinen Gedichten, was das höchste Ziel alles ritterlichen Lebens war, nicht nur „Gottes Ehre", sondern auch „weltlichen Preis." Den letzten durch seinen Alexander den Grosen in sechs Gesängen, und noch vielmehr durch Wilhelm von Orleans, eines der schönsten altdeutschen Gedichte, das in der Rhodonia von *Docen* erscheinen wird. 3) *Meister Gottfried von Straßburg.* Wer kennt nicht den Tristan dieses Meisters Gottfried? Hr. *D.* sagt, „dieser Roman ist mit einem solchen zarten liebenden Sinn gebildet, daß ich ohne Bedenken dieses Gedicht für das Schönste halte, das in jenen Zeiten der deutsche Kunstsinn hervorgebracht hat. — Wir besitzen wenige Gedichte, die im Geiste die Ahnung des ursprünglichen, göttlichen Schönen in dem Grade anregen, wie dieses unvergleichliche Werk." Wolframs von Eschenbach und seiner Nachahmer Manier sagte dem Meister Gottfried nicht zu. Denn bey dem Reichthum glänzender poëtischer Schönheiten befolgte er doch stets eine edle Simplicität und weises Ebenmaß: Wolframs Parzifal aber ist, nach Hn. *D.*, eine Composition von einer wunderbaren romantischen Wildheit, im Ausdruck nicht selten unklar, gesucht, eigensinnig, und Gottfried sagte von den Lobpreisern und Nachahmern Eschenbachs: „Sie wollen uns mit dem Stocke Schatten gewähren, nicht mit dem grünen Lindenblatte", „ganz, setzt Hr. *D.* hinzu, das Bild der modernen *erstrebten* Objectivität in der Poësie." Durch solche und ähnliche eigenthümliche Ansichten der vereinigten Herausgeber wird dieses Museum vorzüglich interessant, und Rec. freut sich besonders auf die Verhandlung der streitigen Puncte, die die Herausgeber selbst, die Kenner, unter und gegen einander zu erörtern finden.

III. *Die Klage der Kunst.* Ein Gedicht des Conrad von Würzburg. Belehrendes Actenstück zu II. 1.

IV. *Über den Unterschied und die gegenseitigen Verhältnisse der Minne- und Meister-Sänger.* Ein Beytrag zur Charakteristik der früheren Zeitalter der deutschen Poësie, von *Docen.* Aus dem n. literarischen Anzeiger ist der Streit bekannt, den *Docen* und *Grimm* über dieses Thema geführt haben. *Grimm* behauptet die Identität der Minne- und Meister-Sänger, und zwar so, daß er die Minnesinger als Art, die Meistersänger aber als Gattung ansieht, und daher, nach seiner Ansicht, alle Minnesinger Meistersänger, nicht aber umgekehrt alle Meistersänger Minnesinger sind. *Docen* dagegen lehrt, daß eine wesentliche Differenz zwischen den beiden sey. Dieser Streit, in welchem die beiden anderen Herausgeber des Museums auf *Docens* Seite getreten sind, wird in dieser Zeitschrift einer genaueren Auseinandersetzung, Prüfung und Untersuchung unterworfen werden. Solch' eine Untersuchung ist keineswegs so unfruchtbar, wie sie auf flüchtigen Anblick erscheinen könnte. Sie greift tief in das Wesen der Poëtik des Mittelalters ein, und wird noch sehr wichtige Entdeckungen zu Tage fördern. Nur wünscht Rec., daß sie sich, so weit es thunlich ist, von der processualischen Form, zu häufigem Citiren des Gegners, zu häufigem Repliciren und Dupliciren entfernt halte, damit sie, die ihrer Natur nach schon sehr ausgedehnt seyn muß, nicht gedehnt werde. Mit wahrer Freude sieht Rec. dem entgegen, was *v. d. Hagen* beytragen will, insonderheit auch der *büschingschen* Darlegung der Töne der Meistersänger, und der Abhandlung des sachsen-hildburghausischen Hofmedicus, Dr. *Hohenbaum*, über die Musik des Mittelalters. Übrigens ist Rec. von der Wahrheit der Ansichten *Docens* und seiner Freunde völlig überzeugt, und, wie Hr. *Büsching*, der Meinung, daß wir jene alte Benennung der Minne- und Meister-Sänger treu geschieden und gesondert bewahren, und es in der Folge wohl müssen werden. Über das der No. IV angefügte Minneland von Muscablut, dessen Weise oder „*Hofton*" auch Hans Sachs nachgebildet, nur zwey Bemerkungen. In Strophe 3 heißt es:

Dein ärmlein weis, mit ganzem fleis
Gesnitzet sind, dein händlein lind
Nach allem wunsch gezieret; +
Dein leib ist ran, gar wolgetan
Sten dir dein Brust, nach mannes luft
Sein sie . . . *geplasmiret* +.

Hinter „*geplasmiret*" steht ein Fragezeichen. Rec. trägt kein Bedenken, es durch (plastisch) gebildet, geformt zu erklären, und von πλασμα abzuleiten, und das vorhergehende Bild aus der Bildnerey „*Gesnitzt*" kömmt dieser Erklärung noch zu Hülfe. Das, dem Metro nach, fehlende Wort ist durch „*wol*", oder, da der Dichter sehr reimreich ist, durch „*fein*" zu ersetzen. Die Strophe 4 ist:

Sie antwurt mir, aus voller gir,
Die minniglich, die elrenrich,
Aus rosenrotem munde; +
Ein früntlich grus, mit worten sus
Ward mir bekant, ir weisse hand
Bot si mir dar zur stunde; +
Ein halsen, küssen mir da wurd,
Mit weissem arm umfangen,
Ir roter mund mich da berurt
Mit rosenroten wangen.

Der unterstrichene Vers lautet in dem handschriftlichen Text: „*Ein halsen, ein küssen ward da versant.*" Unstreitig ist dieß fehlerhaft geschrieben, und Hr. *D.* hat daher auf obige Art geändert. Rec. kann aber in diese Änderung nicht einstimmen, weil sie ihm nicht im Tone des Dichters zu seyn scheint, auch das *wurd* dem volltönenden u in *berurt* nicht ganz entsprechend ist. Er glaubt in dem Verse der Handschrift bloß in dem Worte *versant* die drey Buchstaben s, a, n ändern, und statt ihrer die im Schrei-

ben mit ihnen leicht zu verwechselnden f, u, r setzen zu müssen, so dass der Vers also lautet:

Ein halsen, ein küssen ward da verfurt (verführt),

in dem Sinne, wie man sagt, ein lustiges Leben verführen, oder, die verführen einen Lärm, wo die Sylbe ver, oder auch vir, nach Schilters Ausdruck, eine *intensive* Bedeutung hat. — Zu dieser No. IV gehört als Fortsetzung No. VIII im zweyten Heft.

V. *Versuch einer vollständigen Literatur der älteren deutschen Poësie.* Von den frühesten Zeiten bis zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Erste Abtheilung, das Verzeichniss sämmtlicher Dichter von 800 bis 1500 enthaltend, von *B. J. Docen.* Schon Eccard in Helmstädt versprach 1711 eine *Historiam poëtarum Germanicorum ab ultima antiquitate usque ad finem seculi decimi quinti*, desgleichen *Gottsched* 1746 eine *Historiam poëseos teutonicae medii aevi inde a temporibus Caroli M. ad saeculum usque decimum septimum;* aber Beider Versprechen ist unerfüllt geblieben. In der Folge hat sich *Adelung* durch sein (der Berichtigung und Ergänzung bedürfendes) chronologisches Verzeichniss der Dichter und Gedichte aus dem schwäbischen Zeitpuncte von 1130 bis 1325 um dieses Fach der deutschen Literatur, zu welchem sich wahrscheinlich auch unter seinen nachgelassenen Papieren Beyträge finden, verdient gemacht: nicht weniger *Koch* durch sein schätzbares Compendium der deutschen Literaturgeschichte. Jedoch ist noch viel zu thun übrig, und Hr. *D.* daher schon lange mit der Idee einer Handbibliothek unserer älteren poetischen Literatur beschäftigt, wozu hier vorgearbeitet wird. Eine zweyte Abtheilung dieses Versuchs soll die anonymen Gedichte in einer systematisch-chronologischen Folge bis 1500 aufzählen. Rec. empfiehlt diesen Aufsatz zu besonderer Aufmerksamkeit und zur Unterstützung des Vorhabens des Vfs. allen denen, welche aus öffentlichen Bibliotheken oder ihrem Privatschatz Unterstützung gewähren können. Was *Hoffstäter* als Custos der wiener Bibliothek gesammelt hat, und wovon nächstens, wie Rec. gehört, zwey Bände erscheinen und mehrere nachfolgen sollen, wird nützlich seyn. Die beiden Mitherausgeber haben schon in Noten, und *v. d. Hagen* noch in einem Nachtrage Einiges berichtigt und zugesetzt, auch in ihren „*deutschen Gedichten des Mittelalters*" schon vorgearbeitet.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Winterthur*, in der steinerschen Buchhandlung: *Arnold von Winkelried*, ein vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen, von *Jakob Hottinger*. 1810. 150 S. 8. (12 gr.) Dieses Drama ist mit einer gewissen einfachen Naivetät, mit Geist und Munterkeit, und in den komischen Partheien nicht ohne Laune und ergötzliche Ironie verfasst; aber der Dichter hat die Schwierigkeit, welche im gewählten historischen Stoffe für die dramatische Form liegt, nicht ganz besiegt, und lässt daher in den Acten, so kurz sie sind, hie und da eine Leere spüren. Eine grosse That ist darum nicht immer für ein Drama passend, weil sie oft nur einen einzigen Moment ausmacht, und das Drama eine fortgehende Handlung, die ein Abdruck innerer wechselnder, steigender Thätigkeit ist, darzustellen unternimmt. Wenn aus der Begebenheit und That eine dramatische Handlung werden soll: so muss der Charakter und das Schicksal einer Person sich darin offenbaren und entwickeln, und damit genau verknüpft und verwebt seyn. Hier sehen wir die vielen Zwischenräume zwar nicht gerade mit Nebendingen, doch häufig mit solchen Formen und Auftritten ausgefüllt, die für den entscheidenden Moment und für das Resultat des Ganzen, welches noch dazu den Augen des Zuschauers entrückt werden muss, nicht wichtig genug sind. Besonders fehlt es der Hauptperson des Stücks, Arnold von Winkelried, an Gelegenheit, in einer fortgehenden Handlung die Grösse und Festigkeit seines Charakters allmählich zu zeigen. Sonst — wenn man dieses Schauspiel als ein schwaches Gemälde von dem Zustande und der Gesinnung der damaligen Schweizer in einem etwas locker geknüpften Zusammenhange betrachten will: so mag es wohl auf ein paar Stunden eine kleine Unterhaltung und dem Geist einige Nahrung gewähren; es herrscht — wenn auch keine genügende Würde und Hoheit — doch auch keine Unnatur darin.

T. Z.

Pädagogik. *Abdera: Wie Boreas seine Kinder lehrt.* Ein Buch für Windmüller, enthaltend eine Vorrede und 4 Fragen. Im Jahre nach Erfindung der allein selig machenden Methoden. 46 S. 8. (4 gr.) Eine plumpe Satyre, hauptsächlich auf *Pestalozzi*, deren Vf. ohne Sinn für das Grosse, das in dem Streben des edlen Schweizers liegt, nicht blos mit den Waffen eines bleyernen Witzes, sondern auch mit gehässigen Insinuationen gegen ihn auftritt. Zur Probe des ersteren diene folgende Stelle aus den *liturgischen Fragmenten am Geburtsfest der neuen Methoden* S. 34:

Kein Ochs, kein Eselein
Stehn mehr am Kripplein klein,
Ziehn kurz und lange Striche,
Quadrate gros und klein,
Zerhackt in tausend Brüche
Sind Burgsdorfs Krippelein.
Eya Krippelein! Eya Krippelein!

Und was die letztere betrifft: so beschuldigt der Vf. den wackeren *Pestal.*, dass seine neue Unterrichtsmethode auf nichts als *Geld*, *Ertödtung des Schönheitsgefühls*, *Obscurantismus* und *Pabstthum* (!) hinarbeite. „Nach *P's.* Methode, heisst es in dem *Fragment eines Schreibens an den Dalai Lama*, ersparst du in Zukunft alle die Summen, die du bisher auf Schullehrer-Seminarien verwendet hast. Mit jenen *Stufen der Pädagogik* (*P.* Elementarbüchern) in der Hand kann dein *Leifaffe* (!), wenn er nur lesen und sprechen lernt, ein besserer Schulmeister seyn, als Horstigs Lieblingssöhne. Je weniger er selbst hinzu thut, je mehr er Maschine ist; desto besser erfüllt er seinen Zweck. Geld; rufe Pestal. an deinen Hof. Er verspricht Wunder. *Der Educationsrath Stroh stösst in die vom Offenbarungs-Engel unmittelbar ihm geschenkte Weis-End-Posaune.* Alle Welt subscribirt, pränumerirt, abonnirt. Es regnet Geld. Man wird betrogen. Aber man ist froh, dass man den Wind noch so wohlfeil gekauft hat. Noch mehr. Aus Schweden, Polen, Wittenberg reiset man an deinen Hof. Einige reisen auf herrschaftliche Kosten, Andere auf Subscription u. s. w. *Ertödtung des Schönheitsgefühls.* Du meinst, wenn diess bey deinen Unterthanen erwacht: so würden sie deine Steppen und Sandwüsten, und am Ende dich selbst nicht mehr schön finden? Dafür ist Rath. Lass sie nach Pest. Methode zeichnen. *Dann fangen sie den St. Gotthardt in Noten, und zerhacken den Rheinfall in Quadrate;* und wenn sie dich sehen: so fällts ihnen nicht ein, zu fragen, ob du schön oder häslich seyst. *Sie werfen dich auf ihre quadrirte Tafel, lesen das Staarfell, das dir auf dem rechten Auge liegt, genau in sein Quadrat, und von allen den Purpurbergen, die dem Liebe zum Wein bescheinigen, behält jeder seine eigenthümliche Stelle.*" *Ohe jam satis est!* — Dass auch *Olivier* bey diesem Vf. nicht leer ausgegangen sey, lässt sich erwarten. Doch Rec. ists müde, auch nur ein Wort von dieser Sudeley noch weiter nachzuschreiben.

L—r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 DECEMBER, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Unger: *Museum für altdeutsche Literatur und Kunst*, herausgegeben von Dr. *F. H. v. d. Hagen*, *B. J. Docen* und Dr. *J. G. Büsching* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

VI. *Beytrag zur Geschichte und Literatur der deutschen Volksbücher*, durch Dr. *F. H. v. d. Hagen*. Eine gerechte Kritik und schätzbare Ergänzung der, in vielem Betracht interessanten, Schrift von *Görres* über die deutschen Volksbücher, mit Rücksicht auf die Nachträge, die *Görres* selbst schon in der Zeitung für Einsiedler und in den heidelberger Jahrbüchern der Literatur geliefert. Rec. wünscht, dass Alle, die sich so wohl gefallen in dem Tone, welchen *Görres* angenommen, beachten mögen, was S. 239 gesagt wird. „Im Ganzen ist doch die Art und Weise, wie hier über diese Werke (die deutschen Volksbücher) gesprochen wird, nicht zu loben. Sie ist, wie in den übrigen Schriften von *Görres*, und hat in der Darstellung voll (Bilder-) Sturm und Drang etwas Krampfhaftes, Unbehagliches; dies letzte hier um so mehr, da sie an so schlichte, einfältige Gegenstände, wie diese Volksbücher, gewendet ist, und öfters mit dem mässigeren Bericht von und aus ihnen, und den literärischen Notizen darüber hart absticht. Auch als poëtische, oder vielmehr dithyrambische Ergiessung über diese Art und Kunst ist sie doch gar zu überschwenglich. Wenn man auch nicht in Abrede seyn will, dass diese Schreibart, welche wir in mehreren Büchern wiederfinden, nicht *blos* nachgeahmt, sondern den verschiedenen Verfassern, auf verschiedene Art, eigenthümlich und natürlich sey: so wird man dabey doch nicht minder in gewisse frühere Vorbilder erinnert; so wie die Familienähnlichkeit unter einander unleugbar ist. Überall aber trägt diese Manier, die jetzo so verbreitet ist, den nicht erfreulichen Stempel der Zeit, der sich hier auch selbst in der Art ausdrückt, wie dieses Buch aufgewachsen ist: vergleichbar einer Pflanze, aus der Wurzel des alten Stammes lustig und *wucherisch* emporgeschossen, und ihn neu umgrünend, zwar mit eigenem Laube.“ Die Berichtigungen und Ergänzungen sind des Mannes würdig, der mit Geist und Gelehrsamkeit und mit unermüdlichem Eifer forschet, und werden Jedem, der sich für Studien dieser Art interessirt, sehr angenehm seyn. Rec. hebt nur aus No. 10 etwas heraus, um anzudeuten, dass diese Studien und die Werke, die sie betreffen, keinesweges (wie noch so Viele glauben) blos für den Literator anziehend sind, sondern, wie Alles, was von den Musen gegeben wird, ein unbegrenztes Interesse haben. Seit *Hufelands* und *Bertuchs* eindringlichen Empfehlungen des Badens ist die Lust und Liebe dazu in Deutschland so sehr angeregt worden, dass man jetzt selbst in kleineren Städten wohl unterstützte Badeanstalten findet, und Alt und Jung sich um diese Brunnen des Lebens sammeln. Wie ergötzlich wird es nun nicht den Empfehlern und Liebhabern dieser Brunnen seyn, wenn sie finden, dass ihre wundersame Kraft und Wirkung schon in der alten schönen Zeit der Minne und des Meistersanges erkannt, und in sehr vielen Liedern hoch gefeyert worden! In *Montevilla's* (*Mandeville's*) Reisen im 14 Jahrhundert, aus dem Wälschen und Lateinischen ins Deutsche übersetzt (unter anderen) durch Otto von Diemeringen, Domherrn zu Metz, und in der Übersetzung ein beliebtes, deutsches Volksbuch geworden, geschieht auch eines „*Jungelborn*“ Erwähnung, welcher ursprünglich aus dem Paradiese fliesst, alle, die davon trinken, heilt oder jung und gesund erhält, und welchen Montevilla selbst (ein englischer Dr. der Medicin) viel gekostet und bewährt gefunden hat. Diese Dichtung vom Jungbrunnen kömmt in den Gedichten der Minnezeit häufig vor. Im Titurel — auch in den Erzählungen der tausend und einen Nacht kömmt er vor — wird ihm sogar die Kraft beygelegt, das Geschlecht zu verändern: im Heldenbuch blos die verjüngende. In diesem (Ausgabe v. 1590 Bl. 74, a), als Wolfdietrich die, ihm erschienene, rauhe Els nicht minnen will, findet man das folgende Lied:

Sie fuhrte so getrade
Den Fürsten lobelan
In ein gar schön Kemnate
Hett sie ein Jungbrunnen stahn;
Die ein seit war gar kalte,
Die ander Seit war warm,
Darin sprang sie gar balde:
Sie bat (bad't, sich Gott bewahren.

Rauch Elsz die Königinne
In dem Tauff ward genannt
(Die) Frauwe Sigeminne,
Die schönst ober alle Landt;
Da in des Brunnens wage
Hett sie die Haut gelahn
Es sah auch nie kein Auge,
Kein Weib so wol gethan.

Sie ſprach zu dem Jünglinge
„Wöllt jr ſo ſchöne weſen,
„So waſchen euch geringe,
„So ſeynd jr auch geweſen,
„Und, als jr ſicherliche
„Warent vor manchem jar
„Schön und auch minnigliche;
„Das ſag ich euch fürwar.“

Da ſprang er frölich nider
Wol in den Brunnen dan;
Als er nun kam herwider,
Da war er wunneſan.
Mit ſaufftem ſüſſem Sinne
Er an ein Bath da lag,
Mit Frauwe Sigeminne
Er da viel Freuden pflag.

Auch der ehrliche *Hans Sachs* (Gedichte Th. IV. S. 343 b) träumt in ſeinem 62 Jahr von verjüngendem Baden, kaltem und warmem,

„Mir traumbt, wie ich kem wol beſunnen
Zu einem groſsen runden Brunnen,
Von Merbelſtein palieret klar,
Darein das Waſſer rinnen war,
Warm und kalt, wol aus zwölf Rören
Gleich eim Wildbat“

Aber indem er hereinſteigen will in das Marmorbad, um ſich zu verjüngen, erwacht er aus ſeinem Traum, und ſingt davon das Liedchen:

Meins verjüngens ich ſelber lacht;
Dacht mir, ich muſs nun bey mein tagen
Die alten Haut mein lebtag tragen,
Weil kein Kraut auff Erd iſt gewachſen
Heut zu verjungen mich, H. Sachſen.

Zweytes Heft. VII. *Berichtigungen und Nachträge zu Bodmers Ausgabe der maneſſiſchen Sammlung von Minneſingern, nach der Urſchrift in der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris.* Von *G. W. Raſsmann*, mit einem Vorwort von *F. H. v. d. Hagen.* Immer ſchon hat man dem bodmeriſchen Abdruck der maneſſiſchen Sammlung, ſo wie der anderen durch ihn herausgegebenen altdeutſchen Gedichte — zu welchen man auch die müllerſche Sammlung rechnen kann, da er faſt alle Abſchriften für dieſelbe beſorgte — den Vorwurf gemacht, daſs durch Unterlaſſung aller, dem Herausgeber ſo leichten Nachhülfe für das Verſtändniſs und die Erklärung der Gebrauch und die Verbreitung derſelben ſo ſehr erſchwert ſey. Aber man zweifelte doch nicht daran, daſs der Abdruck wenigſtens getreu und vollſtändig wäre, indem *Bodmer* ſelber, und wiederholt, verſichert: „unſere vornehmſte Sorge war für dieſsmal, daſs wir eine ſorgfältige und genaue Abſchrift von der maneſſiſchen Handſchrift gaben (S. Vorr. zu Th. I. S. V, vgl. S. XX und Vorr. zu Th. II. S. V). Allein endlich, im Morgenblatt von 1808, erklärte Hr. Prof. *Beneke* in Göttingen, daſs der Auslaſſungen in der bodmeriſchen Ausgabe ſo viele wären, daſs er ſie beſonders herausgeben würde, lieſs es jedoch dunkel, worauf ſeine Entdeckung ſich eigentlich gründete. Um ſelbige Zeit war Hr. *Raſsmann* in Paris, und Hr. Prof. *v. d. Hagen* erſuchte ihn, die Urſchrift ſelber nochmals zu unterſuchen, und genau mit *Bodmers* Abdruck zu vergleichen, Hr. *Raſsmann* hat den Auftrag des Freundes ausgerichtet, und die ſehr mühſame Arbeit mit vielem Eifer und Fleiſs betrieben, ſo daſs ſie als eine der wichtigſten und belohnendſten in dieſem Fache der Literatur zu achten iſt. Die Handſchrift und ihre Bilder ſind genau beſchrieben, die alte Schreibart iſt getreu dargeſtellt, einzelne Wörter und Verſe, ganze Strophen und Lieder haben Verbeſſerungen, Ergänzungen, richtigere Abtheilungen erhalten. Es iſt unbegreiflich, wie *Bodmer* verfahren, wie er, gegen Andere oft ſo ſpitz und ſcharf, gegen ſich ſelber ſo ſtumpf und nachſichtig, man möchte ſagen, unſichtig geweſen iſt. Bis S. 48 von *Bodmers* Abdruck wird hier derſelbe durch Hn. *Raſsmann* ſchon um mehr als ein Drittel ergänzt. Vor Allen iſt, nach dem Vorliegenden, Gottfried von Nifen von *Bodmer* ganz unverzeihlich verſtümmelt. Dieſer, durch Zurückgabe ſeines Eigenthums, jetzo einer der reichſten Dichter, iſt bey *Bodmer* auf drey Spalten verkürzt, und das von ihm Abgedruckte nur einzelne Strophen von ganzen, längeren Liedern, und nicht einmal alle Anfangsſtrophen, ſondern willkührlich aus der Mitte herausgeriſſen.

Die pariſer Handſchrift (N. 7266 der p. Manuſcripte) iſt auch im Äuſseren prachtvoll, in mittlerem Folio, in rothes Leder gebunden, mit dem Titel: *Recueil d' anciens poëtes allemands*, und hat 429 Blätter von ſtarkem, ſchönem, jedoch hin und wieder durch Gebrauch etwas beſchmutztem Pergament. Auf dieſen Pergamentblättern ſind die Werke der 140 Dichter in der, durch *Bodmer* bekannten, Folge, columnenweiſe, höchſt ſauber, leſerlich, ſchön geſchrieben. Jeder Dichter hat ſeine eigene, nicht immer ganz ausgefüllte, Zahl von Blättern; oft finden ſich zwiſchen den Liedern oder zu Ende derſelben Räume, Spalten, Seiten, ja mehrere ganze Blätter, die leer geblieben. Jede Strophe iſt abgeſetzt, und beginnt mit einem gemälten, künſtlich verzierten Buchſtaben. Zu Anfang der Lieder ſind dieſe Initialen beſonders groſs, oft, vornehmlich das I, drey Zoll lang, und ihre Farbe abwechſelnd blau oder roth, ſelten violett. Die Strophen ſelbſt ſind ohne abgeſetzte Zeilen in Eins weg mit lauter kleinen Buchſtaben geſchrieben. Die Reime und Puncte hinter denſelben bezeichnen das Ende der Zeilen. Oft iſt am Schluſſe das letzte Wort oder die letzte Sylbe, zur Erſparniſs des Raums, hinten abgeſetzt, alsdann aber ſorgfältig von der folgenden Strophe, in der ſie ſteht, durch ein eigenes Zeichen abgeſondert. Die Schrift iſt ſchöne, gerade, dem Gedruckten ähnliche Fractur. Kleinere Verſchiedenheiten abgerechnet, laſſen ſich zwey Hände auffallend unterſcheiden. Die Tinte iſt nicht gleich, oft ſehr ſchwarz, oft bis zur Unleſerlichkeit verblichen oder abgeſchelfert. Jedem Dichter (ob ganz bis ans Ende, weiſs Hr. *R.* nicht gewiſs) ſteht ein illuminirtes Bild voran, eine ganze Seite einnehmend. Die Ausführung iſt roh, aber einfach und ausdrucksvoll. Oft ſind die Gegenſtände ſchwer

zu erkennen, sehr schwer zu deuten. Die Farben sind sehr lebhaft und gut erhalten. Gold ist bey manchen nicht gespart. Über den Bildern stehen mit rother Fracturschrift die Namen der Dichter, die zu Anfang ihrer Lieder mit gewöhnlicher Schrift am Rande wiederholt sind. Den Strophen der abgesetzten Lieder ist — vielleicht von Bodmer — die Zahl beygeschrieben, die man in seiner Ausgabe aber so ungern vermisst, als die Absonderung der verschiedenen Lieder.

Den aus diesem Mspt. abgedruckten Mittheilungen haben Hr. *Raßmann* selbst und Hr. *v. d. Hagen* erläuternde, historische, kritische Anmerkungen beygegeben. Einige haben Rec. noch Zweifel übrig gelassen, andere sind gegen seine Überzeugung, z. B. S. 381. In der Handschrift steht: „Die siht man in wunnen beiden." *v. d. H.* schreibt „beide," und erklärt das erste für einen offenbaren Schreibfehler. Ein Sprachfehler ist es, aber darum hält es Rec. noch nicht für Schreibfehler, weil im südlichen Deutschland dieser Sprachfehler des ephelkystischen N ganz allgemein ist. — Auf derselben Seite, Strophe 170, Vers 2 und 3 vom Ende an hat die Handschrift:

Si kan mir die fröide machen
Das min herze an froiden *kranket*.

v. d. H. schreibt, statt des letzten Wortes, „*krachet*", denn „so fodern Reim und Sinn". Der Sinn ganz gewiss nicht; denn gerade das „an Freude *erkranken*" drückt den höchsten Grad, das Extrem, der Freude aus, wie wir auch bey recht herzinniglichem Lachen von Kranklachen sprechen; und mit dem Reim nehmen es die Alten nicht immer so genau, dass sie völlige Gleichheit des Endschalls fodern, wenn nur die Haupttöne Ähnlichkeit und Assonanz haben. S. 408 Z. 6 v. o. hat die Handschrift: „Davon ich *multe* haben wan." Für *multe* schlägt Hr. *R.* „*muge*," *v. d. H.* „*muhte*," möchte, vor. Rec. möchte gern das Wort *multe* selbst retten, und hat unter andern, da der Purismus der alten Deutschen nicht verschmäht, wälsche, lateinische, griechische Wörter ins Deutsche zu gestalten, an das lateinische *multa*, *mulcta*, Busse, Wette, eine „*poena, hoc aevo frequentissima*" S. *Heineccii Elementa juris german.* T. II. S. 342. §. 384. gedacht; aber so viel er auch nachgesonnen und nachgesucht hat, weiss er diesen seinen Gedanken doch nicht zu begründen. Wenn aber H. *R.* und *v. d. H.* das l oder lt in dem Worte verdächtig finden: so geht dagegen des Rec. Verdacht auf das m, und er setzt statt *m*ulte — *wulte*.

VIII. S. oben N. IV. — IX. *Der heilige Graal und seine Hüter.* Von Dr. *J. G. Büsching.* Der heilige Graal ward der Inbegriff desjenigen, was die Dichter des Mittelalters von dem Heiligen und Hohen der christlichen Religion auszusprechen wagten. Zwey Dichter aus dieser Zeit machten ihn besonders zum Hauptvorwurf ihrer Werke: *Chretien de Troyes*, und *Wolfram von Eschenbach*, der sich wieder auf einen provençalischen Dichter *Kyot* bezieht, in Absicht dessen noch manches Wesentliche, sogar sein Daseyn, im Ungewissen liegt. Der heilige Graal ist die Schüssel, aus welcher Jesus Christus den Tag vor seinem Leiden speisete, und das heilige Abendmahl ertheilte. Diese Schüssel ward, schon in alten Zeiten, aus einem Edelstein gemacht, der, *Jaspis Exilix* genannt, wunderbare Kräfte besitzen sollte. Joseph von Arimathia nahm diese Schüssel, und fing in selbiger das aus den Wunden Christi fliessende Blut auf, da ihm der Leib des Göttlichen zur Beerdigung anvertraut ward. Aber die Juden, erzürnt gegen Joseph, ergriffen ihn, und er wurde in einen finstern Kerker geworfen, wo er Hungers sterben sollte. Jedennoch, ob er gleich über vierzig Jahre lang in diesem Kerker bleiben musste, wurde er am Leben erhalten durch die Kraft des heiligen Napfes. Nach zwey und vierzig Jahren endlich ward Joseph durch Titus, des Vespasianus Sohn, aus dem Kerker erlöset, und beschloss nun, mit allen seinen Verwandten gegen den Euphrat zu ziehen und das Wort Christi zu predigen. — Diese letzten Umstände u. a. hat *Chretien*, den aber *Wolfram von Eschenbach* der Verfälschung der Mähre vom Graal, wie es scheint, nicht mit Unrecht, beschuldigt. — Mit der Geschichte von den Hütern des Graals verhält es sich nach *Eschenbachs* Parzifal und besonders Titurel also. Titurel, aus dem mächtigen, kappadocischen Fürstenstamme des Senabor, dessen Sprösslinge bald zum Christenthum bekehrt wurden, war der Sohn von Titurisone (geboren von Argusille, der Tochter des Vespasianus und Gemahlin des Parille, Königs von Frankreich) und Elizabel von Arragonien, Tochter der Bonifante und des Kaisers Tibery. In hohen Tugenden lebte Titurel, als ihm Engel den Graal brachten. Ein Berg San Salvador in Salvaterre in Spanien lag mitten allein in einem grossen Walde. Niemand konnte ihn finden, den nicht die Engel geleiteten, welche auch Titurel dorthin führten. Mit Mauern und Thürmen umgab Titurel den Felsen, auf welchem er Palläste erbaute. In den Lüften schwebte der Graal, denn damals lebte noch Keiner, der ihn zu berühren und zu tragen würdig war, und gab alles zum Baue Erfoderliche. Aber Titurel wollte dem Graal auch einen Tempel stiften, und begann, die heilige Capelle zu Montsalvatz (dieser Name, d. i. behaltener Berg, ward dem Berge gegeben) aus edelem Gesteine, Gold und dem Holz der Aloë zu bauen. Unerschöpflich ist der Dichter in Beschreibung der Pracht und wundersamen Bauart dieses Tempels. In der Mitte des Tempels stand ein überreiches Werk, Gott und dem Graale zu Ehren. Dreyssig Jahre lang ward daran gearbeitet, und es stellte im Kleinen den Tempel ganz vollkommen dar. In diesem besonderen Gemache ward der Graal bewahrt. Seine Hüter heissen die Tempeleise (deren Zusammenhang mit den Tempelherren unverkennbar ist). Ein Karfunkel, der Knopf eines köstlichen Thurms, der in der Mitte des Dachs emporstieg, leuchtete diesen Hütern des Graals Nachts zur heiligen Burg. Als Titurel den Tempel vollendet: hatte er als Ritter vierhundert Jahre lang Gott und dem Graal gedient, und dennoch sah er nicht älter aus, als wenn er erst vierzig Jahre alt wäre. Keinem

menschlichen Wesen war damals die Berührung des Graales erlaubt; aber ein Engel, dem König Titurel zu Huld und Freude, führte den Graal in die ihm bestimmte Sacristey, und eine Inschrift an dem heiligen Gefäss erlaubte dem König, sich zu verehelichen, und offenbarte ihm, dass seine Braut in Hispanien wohne. Er vermählte sich darauf mit der spanischen Prinzessin Richonde, die ihm eine Tochter gleiches Namens gebar, und einen Sohn, der, nach Richondens Vater, Frimutelle genannt wurde. Der König von Granat, bezwungen durch Titurel, gab seine Tochter Clarisse an Frimutelle zur Gemahlin, der mit selbiger fünf Kinder erzeugte, Amfortas, Trevenzent, Tschoysiane, Herzeloide und Urepanse de Tschoge. Tschoysiane war die erste, welche würdig erfunden wurde, den bisher von Engeln gehaltenen Graal zu tragen. Titurel sieht endlich auch seinen Wunsch erhört, Frimutelle, durch eine Inschrift am Graale selbst, zum König vom Graale berufen zu sehen. Tschoysiane, Vielen verweigert, ward an Kyot von Kattelangen (Catalonien) vermählt; aber sie starb, als sie ihm eine Tochter gebar, Sigune genannt, und die Geschichte dieser Sigune und ihres Geliebten, Tschyonatulandes, ist der Hauptinhalt des Titurel. Als Frimutelle in einem Lanzenkampf geblieben, ward Amfortas König im Graale. Aber dieser nahm nicht ein ähnlich Weib, sondern wandte, ritterlich minnend, seine Liebe zur Orgiluse. Und die Strafe des Himmels ereilte ihn: er ward im Kampfe mit Granoflanz unheilbar verwundet. Indem er an seiner Wunde schmerzlich litt, erschien am Graale geschrieben: „Ein Ritter würde nach Montsalvatz kommen, jung, rein und unerfahren. Sähe dieser die Bereitungen und Ceremonieen am heiligen Graale, und fragte in der ersten Nacht, was dies bedeutete: so wäre Amfortas genesen, und der Ritter König des Graales. Nach der ersten Nacht verginge die Kraft seiner Frage.“ Ein solcher Ritter erschien, und der Ritter war Parzifal. Allein er that die Frage nicht, obgleich ihn die Pracht und Herrlichkeit, die er erblickte, Wunder nahm, und ritt des anderen Morgens weiter, und bestand am Hofe des Königs Artus und unter den Rittern der Tafelrunde, und anderwärts, siegreich mannichfaltige Kämpfe. Die Hüter des Graals, denen offenbart worden, dass in Parzifal ihnen ein Herr werden, und Amfortas genesen sollen, sendeten Kundrie la Surziere, die Botin des Graales, innerlich schön, aber äusserlich ein weiblicher Therfites, aus, um Parzifal aufzusuchen. Kundrie fand ihn, und kam mit ihm und seinem Bruder, Ferafis, auf Monsalvatz an. Die Tempeleise empfingen sie mit Freuden, und Amfortas ward schnell geheilt. Parzifal fand sein Weib, Gundwiramurs, und seine beiden Söhne, Lohelangrien und Kardis, wieder, und Ferafis wurde getauft und vermählte sich mit Urepanse de Tschoye. Urepanse zog mit ihrem Gemahl nach Indien (Tribalibot von den dortigen Einwohnern genannt), wo sie einen Sohn Johann gebar, welcher wegen seiner Heiligkeit späterhin Priester Johann genannt wurde. Sie hatte bis zu ihrer Vermählung den Graal getragen: nun trug ihn Aribadale, Gundwiramurs Tochter. Den Hütern des Graals schien der Occident zu sündlich, und nicht würdig, das Heiligste und Höchste, was das Christenthum den Geweihten zu zeigen hatte, aufzubewahren, und sie wendeten sich daher gegen den Orient, und der immer noch lebende Titurel und Parzifal gingen mit ihnen und dem heiligen Graal. Ferafis und Urepanse zogen ihnen entgegen, und herrlich und rührend war auf beiden Seiten der Empfang. Alle die Lande, welche Ferafis unterworfen waren, hatte er zum Christenthume bekehrt, aber wunderbares Lob legte er dem Priester Johann, dem Fürsten Indiens, bey, und entzündete durch seine Erzählung in der Brust Parzifals und der Tempeleisen die Begierde, ihn zu sehen und ihm ihre Dienste anzubieten. Kaum erhielt Johann Nachricht hievon, als er mit allen seinen Kreuzen dem Graale entgegenging. Titurel belehrte ihn über die Heiligkeit desselben, und schloss damit, „ein halbes Jahrtausend habe er Kunde davon gehabt, und ihn gesehen, aber jetzt, da der Graal im heiligen Lande sey, sehne er sich nach irdischer Ruhe.“ Sein Wunsch ward erfüllt, und er starb. Nimmermehr ward nun Jemand, wie sonst, durch den Graal gespeiset: aber an ihm erschienen noch die Namen derer, welche im Lande sündigten. Priester Johann bot Parzifaln die Krone seiner Lande an, aber dieser verweigerte sie, bis die Inschrift am Graale gebot, die auch befahl, dass er seinen Namen mit dem des Priesters Johann vertauschen solle. Nach Parzifals Tode, der nur zehn Jahre hier herrschte, fiel das Reich an den Sohn des Ferafis und der Urepanse. Am Graale findet man immer den Namen dessen, der Priester Johann, d. i. Regent, seyn soll. — Im Occident erhielt sich, vornehmlich unter den Beysitzern der Tafelrunde, ein Gerücht vom Graale und ein Streben nach ihm. Artus und seine Ritter zogen aus, um ihn zu erobern, durchschweiften die ganze Welt, kehrten aber unverrichteter Sache zurück. Im fernen Orient blieb der heilige Graal bey seinen Hütern verborgen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Maurer: *Nützliches und unterhaltendes Wochenblatt für den gebildeten Bürger und den denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck.* Vierzehntes Vierteljahr. 1812. S. 1353—1456. 4. (16 gr.)

Eisenach, b. Wittekind: *Handbuch der Erfindungen*, von *Gabr. Christ. Benj. Busch*, fürstl. schwarzburg-sondershäusischem Consistorial-Assessor, Superintendenten, Oberpfarrer und Ephorus der Schulen zu Arnstadt. 5ter Theil, den Buchstaben *G* enthaltend. 1811. 366 S. (1 Rthlr. 6 gr.) 6ter Theil, den Buchstaben *H* enthaltend. 1812. 270 S. (22 gr.) 4te ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 DECEMBER, 1812.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Museum für altdeutsche Literatur und Kunst*, herausgegeben von Dr. *F. H. v. d. Hagen*, *B. J. Docen* und Dr. *J. G. Büsching* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die angezeigte Abhandlung vom Graal soll zugleich Vorbereitung seyn auf die fortzusetzende Betrachtung Wolframs von Eschenbach und seiner Werke. In der Bearbeitung derselben hat sich Hr. *Büsching* mit Hn. *v. d. Hagen* so getheilt, dass dieser den Krieg auf der Wartburg übernommen, Hr. *B.* aber den Titurel u. s. w. besorgen wird. Wie mag doch Hr. *B.* befürchten, dass diese Behandlungsart von ernsten Sachkennern möge getadelt werden? Gerade diese Behandlungsart ist nothwendig, um den Deutschen über das wahre Deutsche das Verständniss zu öffnen. Was weiss denn jetzt der Deutsche von seinen Ahnen, als allenfalls ein Wort von Hermann? einem braven, kräftigen Deutschen, dessen Geschichte aber, insonderheit was deutsche Treue und Einigkeit betrifft, nicht eben erbaulich ist. Denn wenn der Schwiegervater selbst den Schwiegersohn verräth und verkauft, und die Völkerschaften Eines Stammes darin dem Beyspiel ihrer Grossen folgen: was ist daran sonderlich zu rühmen und daraus zu lernen? — Von der reinen, d. h. treuen, lieblichen und kräftigen Deutschheit wissen Wenige etwas Rechtes und Gründliches. Romulus und Remus, Achilles und Ulysses sind ihnen allenfalls bekannt: aber wie viele kennen Titurel, Parzifal, Tristan? und nun gar die anderen Namen, und die biedere altdeutsche Sprache! Sie sind den Meisten fremder, als selbst das Chaldäische: wie können sie sich nun damit befreunden? *Klopstocks*, *Grüters* u. A. Bemühungen für die alte, nicht-wälsche Mythologie sind hochachtungswürdig und nie zu vergessen. Allein sie lehren denn doch mehr Nordisches, als Deutsches. Aus dem warmen Herzen von Deutschland muss deutsches Leben und Wesen abgeleitet werden, und wessen Sinn und Gefühl und Verstand aus dieser Quelle ernährt wird, der zerschneidet den deutschen Körper nicht in eine nördliche und südliche Hälfte, und denkt und empfindet mit deutscher Individualität, wie Hans Sachs und Meister Gottfried von Strasburg, und die ächten Minne- und Meistersinger. Es ist erfreulich, dass jetzt auf deutschen Universitäten auch für das Deutsche Lehrstühle errichtet werden, und dass sie auf ihren Sitzen Männer haben; wie *v. d. Hagen*. Aber nicht erst auf Universitäten, schon in den *Schulen* sollte man vom deutschen Heldenbuche lehren, wie man von fremden lehrt, und von deutscher Mythologie, wie von der anderen, auf dass Lohelangrien, Sigune u. s. w. unseren deutschen Lehrlingen so bekannt werden, als Lucretia und Brutus, und Iphigenia und Achilles. Wenn dieses auf Schulen geschieht, so werden erst die Universitätslehrer recht wirken können. Man glaube ja nicht, dass Rec. durch diese Äusserungen beabsichtige, der classischen Alterthumswissenschaft und der Sprache der Griechen und Römer etwas zu entziehen! Im Gegentheil! Er will, dass das alte Sprach- und Geschichts-Studium auf Schulen die Hauptsache sey, und ist überzeugt, dass nur im Verein mit ihm das Studium der Deutschheit gedeihen könne, wie jedes andere. Aber er wünscht, dass würdige Schullehrer zugleich mit dem Sinn für altdeutsches Wesen den Sinn für das classische Alterthum überhaupt erwecken.

X. *Altdeutsche Handschriften der kaiserlichen Bibliothek zu Wien*, von *F. H. v. d. Hagen*. Nächst Rom verwahrte, vor den letzten unglücklichen Kriegen, Wien den reichsten Schatz altdeutscher Handschriften, wiewohl dieselben bis dahin fast gar nicht bekannt waren, so dass man nicht einmal weiss, wie viele und welche da sind, noch weniger ihre nähere Beschaffenheit kennt. *Peter Lambeck* legte seine weitläuftigen „*Commentarios Bibliothecae Caesareae Vindobonensis*“ zwar auf das Ganze an, aber er kam in den acht Foliobänden derselben vom J. 1665—1679 nicht einmal mit den griechischen Handschriften zu Ende. *Adam Franz Kollar* wiederholte dieselben nur in einer berichtigten und ergänzten Ausgabe, mit Hinzufügung eines neunten Bandes vom J. 1766—1778. Endlich führte *Michael Denis* (in „*Codices manuscripti theologici bibl. Palatinae Vindob. Latini aliarumque occidentis linguarum.* Vindob. 1793—95. 2 Voll.) das Werk zwar weiter, aber auch er kam noch nicht über die theologischen, meist lateinischen, Handschriften hinaus. *Joh. Benedict Gentiloti*, bis 1723 Kollars fleissiger Vorgänger, führte Lambecks Werk fast zu Ende, bis zum 14 Buche, welche Fortsetzung in 15 Bänden 4041 lateinische und in den neueren Sprachen vorhandene Handschriften, und in dem letzten Buche von 2 Bänden unter den 445 philologischen, nach *Lambecii Comment. ed. Kollar* S. 731 u. ff., auch unsere altdeutschen umfasst, und deren Druck daher willkommner gewesen wäre, als ein wiederholter Lambecius. Nähere Kenntniss, und selbst Abschriften von einigen derselben, wusste ich

jedoch *Gottsched*, unter anderen durch den Reichshofrath von Senkenberg, zu verschaffen. *Adelung* erhielt mehrere Notizen und Auszüge durch Hn. Leon, von welchem auch im *Bragur* einige Beyträge dieser Art stehen. Hr. *Brun* gab, auf Veranlassung des Hn. von Mecheln, 1787 dem sel. *Oberlin*, nach Gentiloti, dergleichen Nachrichten und Auszüge, welche *Oberlin* dem Hn. *p. d. Hagen* vor einigen Jahren zu freyer Benutzung mittheilte. Auch *Joh. von Müller*, welcher der wiener Bibliothek, die schon zu Lambecks Zeit mehr als 10,000 Handschriften zählte, 12 Jahre lang vorstand, sandte dem Hn. *v. d. H.* ein Blatt mit wichtigen Nachweisungen, welches hier unter No. 1 mitgetheilt wird. Die unschätzbare Hausbibliothek der österreichischen Fürsten auf dem alten Stammschlosse Ambras in Tyrol, unfern Insbruck, war im J. 1665, sammt der reichen Erbschaft, dem Kaiser Leopold I zugefallen, und wurde, durch Lambecks Bemühung, noch im selbigen Jahre, dem wichtigsten Theile nach, der kaiserlichen Bibliothek in Wien einverleibt. An Drucken wurden aus den 5880 Bänden nur 1489 ausgewählt, die Handschriften aber, 583 an der Zahl, alle mitgenommen, worunter die besten, ältesten und wichtigsten deutschen Manuscripte sind. Und zwar sind diese besonders aus der Handbibliothek des Kaisers Maximilian, unter und in welchem das altdeutsche Ritterthum sich gleichsam in seinem letzten herrlichen Wiederschein zeigte, und der, bey seinem Leben schon, ein gefeyerter Held der Epopöe (im Weisen Kunig und Thewerdank), und selber sich auch in diesem Felde mit Glück versuchend, zugleich offenen und anhänglichen Sinn für die Denkmäler der älteren, schöneren Zeit hegte.

Ausser dem schon genannten Blatt von *J. v. Müller* enthält dieser Aufsatz unter No. 2 „*Quidam codices poematum Germanicorum rhythmicorum, qui in bibliotheca Viennae asservantur*", von dem sel. *Oberlin* mitgetheilt, und unter No. 3 eine nähere Beschreibung dieser Handschriften. No. 4 enthält einige hieher gehörige Nachrichten von *Leo von Seckendorf*, der seine Liebe zu dem deutschen Vaterlande mit seinem Blut besiegelt hat. *Have! egregia anima!*

Möge die Fortsetzung dieses gehaltreichen Museums doch bald folgen! Hr. *v. Heli*, ein Schweizer, hat zu dem ersten Heft Wolfram v. Eschenbach in voller Rüstung, und zu dem zweyten eine Scene aus dem Krieg auf Wartburg gezeichnet. Der Druck ist in den bekannten ungerschen Lettern. So aufrichtig aber Rec. Hn. *Ungers* Verdienste anerkennt: so sehr wünschte er doch für dieses Museum die gewöhnliche deutsche Schrift. Die kleinen Lettern in den Noten und Gedichten scheinen ihm besonders angreifend für das Auge zu seyn. Dergleichen ist aber vornehmlich bey Studien zu vermeiden, die ohnedies nöthigen, Vieles zu sehen und zu lesen, wobey die Augen nicht geschont werden dürfen. Dr. Sch.

Plesse, ohne Angabe des Verlegers: *Timoleon, Tragödie.* 1810. 89 S. 4. (16 gr.)

Der Vf., der sich unter der Vorrede *Karl Albert Eugen Schäfer* unterschreibt, fodert strenge, aber ausführliche Kritik, und darauf hat er auch in mehrerer Hinsicht Anspruch. Die Fabel seines Stücks ist rein tragisch. Timoleon, der die Freyheit seines Vaterlands nur durch Brudermord zu retten vermag, und durch Brudermord rettet, und darüber sein eigenes Selbst dem moralischen Untergange hingiebt, ist eine tragische Situation. Allein gerade das rein Tragische dieser Situation finden wir hier nicht psychologisch genug entwickelt. Timoleon muss, der Geschichte zufolge, erscheinen als ein eherner Republicaner, entflammt von dem glühendsten Gefühle für Freyheit und Vaterland, von dem brennendsten Hasse gegen Willkühr, Druck und Tyranney. Er muss aber zugleich als ein empfindender Mensch, als ein zärtlicher Bruder, als ein frommer Sohn erscheinen. In jenen Zügen *zusammengenommen* liegt das Tragische der Handlung; und ihren anscheinenden Widerspruch zu einigen, ist allerdings eine schwere Aufgabe. Diese hat der Dichter nicht befriedigend gelöst, und dadurch seinem Stücke den tragischen Effect genommen. So wie die Mischung jener Züge, an die das Interesse des Ganzen geknüpft ist, mit einer Weisheit geschehen musste, welche nur der höchsten Kunst gelingen konnte: so musste jener ernste Republicanismus, welcher die Katastrophe herbeyführt, doch stets vorherrschend erscheinen. Hier aber ist es gerade der umgekehrte Fall. Des Dichters Timoleon hört, von Anfang bis zu Ende, nicht auf, über sein und Korinths Schicksal zu wehklagen. Dadurch verliert der Charakter alle Haltung, und die Handlung wird eintönig. Unbeweglich muss der *geschichtliche* Timoleon den Entschluss stets im Busen tragen, zum Heil des Vaterlands Alles zu opfern. Die Äusserung seiner Empfindung, seiner Bruderliebe, seiner kindlichen Frömmigkeit muss sich nicht in Tiraden, einzig in den Versuchen aussprechen, seinen Bruder zurückzuführen. *So* und *nur so* kann der edle Republicaner unsere Bewunderung, und der untergehende unglückliche Bruder, der noch unglücklichere Sohn unsere Theilnahme aufregen. Diese Theilnahme gründet sich auch am meisten auf die letzten Verhältnisse. Der hohe Begriff der Griechen für das, was die Römer so schön *pietas filii* nannten, die unbegrenzte älterliche Gewalt und kindliche Liebe und Ehrfurcht können allein Timoleons Untergang anschaulich machen. Dieser geschichtliche und Sitten-Zug hätte also vor Allem herausgehoben werden sollen. Des Dichters Timoleon scheint den Schmerz der Mutter gar nicht zu ahnen, und dieser ist es doch, der vorzüglich den schönen Kampf zwischen Bürger- und Sohnes-Pflicht motiviren sollte. Auch Demariste, die Mutter, ist verzeichnet. Sie erscheint zuletzt, nur um ihrem Sohne zu fluchen, gegen ihn zu wüthen (S. 81). Ganz vergisst sie, dass auch Timoleon ihr Sohn, ihr edler Sohn ist; alle Nüance von Weiblichkeit ist verwischt, und so bleibt denn dieser entscheidende Theil der Handlung, der dem Dichter so reichen psychologischen Stoff bot, grell und nackt aus der Geschichte herausgehoben, ohne Interesse. Man ver-

gleiche damit, wie zart und mit welcher Weisheit *Schiller* eine ähnliche Situation in der Braut von Messina behandelte! So wissen wir auch nicht, warum der Dichter den Timoleon selbst seinen Bruder ermorden läßt. Nach Plutarch gab er diesen Mord nur zu, und verhüllte sein Gesicht. Dieß ist offenbar wahrer, natürlicher und interessanter.

Alles Obige soll indeß nur beweisen, daß der Dichter sich an eine Aufgabe gewagt hat, die ihm zu schwer war. Er besitzt allerdings Phantasie und Kunstsinn, so wie das ganze Stück, mit Einschluß der angehängten Anmerkungen, seine Kenntniß der Alten beurkundet. Wird er seine reiche, aber noch allzu üppige Phantasie zügeln; wird er anhaltend die Theorie der dramatischen Kunst studiren, und sich überzeugen, daß nur diejenigen Erscheinungen, welche unmittelbar aus der Analyse des Charakters der Handelnden hervorgehen, eine interessante Handlung erzeugen können; wird also seine Darstellungsweise mehr *innere* Haltung, Wahrheit, Leben und Kraft erhalten: so kann allerdings die Bühne Viel von ihm erwarten.

Auch in der Sprache finden wir jene Unnatur, jenen Mangel an Correctheit. Des Rhythmus gar nicht zu gedenken, erlaubt sich der Vf. unverzeihliche Härten, z. B. S. 54 der Tag der Entscheidung in dem Spiegel *bäng-licher* Zukunft u. s. w. S. 59. Ich bring der Edlen Aufruf, ihr *Vermächt-nifs* Euch u. s. w. Die Beywörter sind unnatürlich, componirt und gehäuft. Z. B. S. 32. Das *bang-aufklopfende* Herz u. s. w. S. 35. *Das schmerz-umdämmerte* bange Herz u. s. w. Im Ganzen hat der Dichter wohl die alte Form der Tragödie zu ängstlich nachgeahmt; und der Chor spielt bey ihm eine noch bedeutendere Rolle, als bey den Alten. Mehrere Stellen dieser Chöre, z. B. S. 18. 32, haben indeß einen nicht gemeinen poetischen Werth. Correctheit! Correctheit! und Hr. *S.* wird mit Ruhm auf seiner Bahn fortschreiten.

E — e.

Insbruck, auf Kosten des Vfs.: *Die Maskerade.* Ein Lustspiel nach höherer Ansicht, von *L. Andreas Petz. Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.* 1808. XV u. 112 S. 8.

Hr. *P.* ist seinem *ersten* Motto (denn auf der Rückseite des Titels steht noch ein *zweytes*, aus Tiedges Urania) mindestens in Absicht der *Mischung* treu geblieben. Denn eine buntere Mixtur, eine seltsamere Olla Potrida ist uns noch nicht vorgekommen. Es drängte den Vf., über so manche Gegenstände seine Meinungen und Ansichten ins Publicum zu ergiefsen, vielleicht auch seine Kenntnisse auszukramen, und da wählte er denn zufällig, obgleich sehr unglücklich, die *dramatische* Form, d. h. er dialogisirte. Freylich mußten, der Entstehungsart gemäß, seitenlange bisweilen höchst drollige Monologen zum Vorschein kommen. Man sehe z. B. die von Antonius Cromwell, als er die Untreue seiner Frau entdeckt u. s. w. Da indeß die einmal gewählte Form doch nicht allenthalben geschmeidig genug war, um dem Vf. zu seinen Geistesergiefsungen hinlänglichen Spielraum zu lassen: so hat er durch *Noten unter dem Text* reichlich gesorgt, z. B. über die Franzosen, die Heiligen, das Mönchswesen, die tyroler Erdfälle, das Gleichgewicht von Europa u. s. w.

Den Beschluß macht ein in jeder Rücksicht colossal-grotesker Panegyricus auf den jetzigen König von Baiern, und das baierische neue Regierungssystem, dessen Beurtheilung man wohl besser der Folgezeit überlassen dürfte, und um den Spaß zu vollenden, schliefst das Ganze mit einem Tanze: eines *Citoyen* mit einem k. k. Soldaten, eines Capuziners mit Martin Luther, eines Bauern mit einem Advocaten, eines Juden mit einem Reformirten, eines Engländers mit einem Franzosen, eines Russen mit einem Mahomedaner, des Papstes mit Huß u. s. w. *Alle* machen während des Drehens *Knixe* zum Bilde des vergötterten Königs, umhalsen sich, und die Musik währt fort, während der Vorhang schon die Gruppen deckt, und (setzt der Vf. hinzu) „hier, wills Gott! der Musen, zufriedene Zuschauer, oder Leser macht!" Das scheint denn nun freylich der Wille des Musen-Gottes *nicht* zu seyn. So viel ist aber gewiß, daß wohl noch wenig so originell-excentrische, komische und drollige Producte je die Presse verlassen haben. Und hiemit mag denn dieses sonderbare Lustspiel *nach höherer Ansicht*, dem unter allen möglichen Bücher-Prädicaten gerade dieses am wenigsten zukommt, in den Strom der Vergessenheit hinabschwimmen!

E — e.

Leipzig, b. Lincke: *Pallas am Ufer des Ganges*, oder *Taschenbuch für Lebensweisheit und Lebensgenuss.* Aus dem Hindostanischen. 1807. XXIV u. 115 S. 12. (12 gr. gebunden.)

Zur Befriedigung des Lesers über die Entdeckung dieses sogenannten schätzbaren Denkmals morgenländischer Weisheit wird ein sog. Schreiben eines sog. Engländers aus Peking an seinen Freund in London bekannt gemacht. „Es ist eine uralte Sage, heißt es in demselben, bey den chinesischen Gelehrten, daß in den Archiven der Pagode des Grofs-Lamas zu Lassa in Tibet alle Bücher befindlich seyn sollen, die schon seit Jahrhunderten verborgen liegen. Der jetzt regierende Kaiser, ein grofser Liebhaber der chinesischen und tartarischen Alterthümer, war seit langer Zeit von dieser Meinung so eingenommen, daß er endlich beschloß, alle Mittel zu versuchen, diese Bücher zu entdecken. Seine erste Sorge war, eine, in der Sprache und den alten Schriftzügen von Tibet wohl unterrichtete Person ausfindig zu machen. Seine Wahl fiel auf einen der Han-lins oder Doctoren der ersten Classe, Namens Kao-tson. Dieß war ein Mann von 50 Jahren, von ehrwürdigem Ansehen und geübter Beredsamkeit. Mittelst der Bekanntschaft, die er zufälliger Weise mit einem gewissen, sehr geschickten Lama, der sich lange Zeit in China aufgehalten, gemacht hatte, war er in der geheiligten Sprache von Tibet vollkommen erfahren. Mit diesen Kenntnissen unternahm er die Reise nach diesem

Lande, und um seine Gesandtschaft zu beglaubigen, beehrte ihn der Kaiser mit dem Titel eines Kolao oder ersten Ministers. Man fügte hiezu ein seiner Würde angemessenes Reisegeräthe und Gefolge, Geschenke von unermesslichem Werthe für den Grosslama und die vornehmsten Priester des nämlichen Ordens, und einen von dem Monarchen eigenhändig geschriebenen Brief (der hier mitgetheilt wird)." Der Mandarin soll eine ausführliche Beschreibung seiner Reise, die von beynahe unglaublichen Begebenheiten voll ist, bekannt gemacht haben, wovon der englische Vf. nach seiner Rückkunft in Europa eine Übersetzung herauszugeben Willens ist. Er fand eine ausgezeichnete Aufnahme bey den Lamas, und hielt sich ganze sechs Monate bey ihnen auf, indem er seine Zeit zur Entdeckung verschiedener Stücke des Alterthums von grosem Werth verwendete. Das allerälteste Denkmal, das ihm in die Hände fiel, war eine kleine Abhandlung über die Sittenlehre, geschrieben in der Sprache und Schreibart der Gymnosophisten oder Braminen. Er übersetzte sie, gestand jedoch zugleich, dass die chinesische Sprache, ungeachtet ihres Reichthums, nicht vermögend sey, den Nachdruck und den Schwung der Urschrift zu erreichen. Einige haben geglaubt, fährt der Briefsteller fort, dies Werk sey aus der Feder des alten Braminen Dandamis entsprungen, dessen Brief an Alexander den Grosen von griechischen und römischen Schriftstellern angeführt wird; Kao-tson selbst halte es für das Product eines alten indischen Weisen. Der englische Übersetzer wird nicht genannt; der deutsche Herausgeber aber hat sich am Ende des Werkchens: *Johann Christian August Steingruber* unterzeichnet, über dessen Schicksale man im 53 Stück des Reichs-Anzeigers v. J. 1799 Manches erzählt findet. Das Ganze besteht aus 7 Theilen und 975 Abtheilungen, und enthält einfache Lehren über verschiedene Gegenstände aus dem Gebiete der reinen Moral. Alles wird in Hexametern vorgetragen, wobey man sich denn freylich nicht an solche Fesseln darf, wie z. B. im 7 Abschnitt: *Von der Zufriedenheit*, vorkommen:

— —. — — Doch hat ihre (der ewigen Weisheit) Liebe zum Menschen
Festgesetzt in der Ordnung der Dinge eine Wahrscheinlich-
Kein des guten Erfolgs für alles Rechtschaffne, Vernünftge.

Angehängt sind *einige praktische Maximen der Lebensweisheit, gesammelt aus den Erfahrungen des vielfach Unglücklichen*, vom deutschen Herausgeber, in denen wir aber eben keine neuen Gedanken haben auffinden können, man müsste denn Sätze, wie z. B. folgende, dafür gelten lassen wollen: „Gewöhnt euren Geist zu kriegerischer Tugend im Kampf mit dem Schicksal. Alles geht in der Welt nach der preussischen Taktik: Marsch, was fällt, das fällt!" In dem Werkchen selbst sind wir, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, nicht im Stande gewesen, irgend ein Merkmal zu entdecken, aus dem sein indischer oder wenigstens morgenländischer Ursprung erhellen könnte. Nirgends ist orientalischer Schwung oder orientalische Phantasie sichtbar, nirgends eine Anspielung auf alte Sagen der Vor- oder Fabel-Welt, nirgends eine Spur von Analogie mit anderen hindostanischen Gedichten, deren Alterthum anerkannt ist. Jeder Unbefangene wird das Büchelchen von Anfang bis zu Ende durchlesen, ohne auch nur auf den Gedanken zu gerathen, hier kein europäisches Product unserer Tage vor sich zu haben, belehrten ihn das Titelblatt und der Vorbericht nicht eines Anderen. Wer es aber dafür ansehen will, dem wollen wir diese Freude gern lassen. F. M.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Giessen*, b. Tasché u. Müller: *Skizzen zu Predigten über die weibliche Würde.* 1807. 172 S. 8. (12 gr.) Im J. 1803 kam in demselben Verlage von Tasché und Müller ein Buch heraus unter dem Titel: *Die heiligen Weiber aus Palästina.* Ein Buch zur Belehrung und Unterhaltung für edle deutsche Frauen. Erster Theil. Die edlen deutschen Frauen scheinen aber nicht viel nach dem Büchlein gefragt zu haben: denn jetzt wird es unter obigem Titel den Predigern zum Kauf angeboten. Nun wird es begreiflich, wie Skizzen zu Predigten den Frauen nicht haben gefallen können; unbegreiflich aber ist und bleibt es, wie ein Buch, das zur Unterhaltung für Frauen anfänglich bestimmt war, sich in Predigt-Skizzen hat verwandeln können. — n.

Nürnberg, b. Riegel u. Wiesner: *Vorschriften zum Schönschreiben.* 1812. 37 Bl. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) Diese Vorschriften empfehlen sich weniger durch ihre schöne Schrift, als durch ihre bequeme Einrichtung. Die lateinische Schrift ist indessen besser, als die deutsche, welche für ihren Charakter eine etwas zu schiefe Lage, und in einzelnen Buchstaben, z. B. dem f und f, noch einige weniger begünstigte Formen hat. Der Schreiber dieser Vorschriften ist *J. A. Ball* in Nürnberg, und *G. Vogel* zu Wöhrd bey Nürnberg hat sie gestochen. Stich und Druck sind gut. V. zo.

Magdeburg, b. Creutz: *Anweisung zum Boston, Tri-Boston und Boston-Whist.* Ohne Jahrzahl. 34 S. 32. (8 gr.) Dieses Büchelchen enthält die Gesetze und einige Regeln der genannten Spielarten kurz und deutlich. Ihm ist eine auf Pappe gezogene Tabelle in französischer Sprache zugegeben, welche die Berechnung der gewonnenen oder verlornen Spiele nach Marken enthält. Ebenfalls brauchbar für den, der sie braucht. — g

PÄDAGOGIK. *Kopenhagen*, b. Schubothe: *Comparatio inter commoda atque incommoda educationis publicae et privatae.* Scripsit *H. B. Melchior*, D. philos. et praeceptor ad theseos et physices in paedagogio Herloviano. 1802. 152 S. (8 gr.) Wahrscheinlich eine akademische Gradualschrift, wie der halb weggeschnittene alte Titel vermuthen lässt, die in gewöhnlichem Latein abgefasst ist, und eben keine neuen Ansichten der Sache zeigt. Ihr Resultat ist: dass keine der beiden Erziehungsarten ohne Einschränkung besser zu nennen sey; dass die Wahl nach Beschaffenheit der Subjecte getroffen werden müsse; dass für kleinere Kinder die Privat-, für erwachsenere die öffentliche Erziehung den Vorzug verdiene. Die Grenzen dieser Blätter erlauben keine genauere Prüfung der einzelnen Begriffe und Sätze, woraus jene Resultate hervorgegangen sind.

es unschätzbare Document des Alterthums, wohl nicht gerathen. W. L. P.

Salzburg, in der mayrischen Buchhandlung: *Versuch einer beurkundeten Darstellung des Kirchenwesens in Baiern, salzburgischen Diöceseantheils, von den ersten Spuren des Christenthums daselbst bis auf unsere Zeiten.* Aus dem baumburgischen Archidiakonalarchiv bearbeitet von *Joseph Lechner*, königl. Oberschulinspector im Landgerichte Traunstein und Pfarrvicar zu Siegesdorf. Erster Band. 1810. XV u. 356 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

So gros die Verdienste eines *Aventins*, *Brunners*, *Idelzreiters*, *Falkensteins* und in neueren Zeiten eines *Westenrieders*, *Mederers*, *Schollineers*, *Ziergibls*, *Wolfs*, *von Pallhausen*, *Winters* und Anderer sind, welche sie sich um die vaterländische Geschichte erworben haben: so mussten diese Männer dennoch wegen des weiten Umfanges dieses Gebietes noch viele Regionen unbebaut liegen lassen. Man mus sich daher freuen, dass der Vf. obiges Werkes ein solches bisher wenig bebautes Land zur Cultur übernahm. Auch billigt es Rec. sehr, dass Hr. *L.* sich nicht blos auf den Bezirk von dem Archidiakonat Baumburg beschränkte, aber auch nicht weiter als bis auf den salzburgischen Diöceseantheil in Baiern ausdehnte, und theilt mit ihm den Wunsch, dass auch die Geschichte anderer, in Baiern eingreifender Kirchensprengel nach *Einem* zweckmässigen Plan bearbeitet werden möchte. So dürfte die Nachwelt durch ein vereinigtes Zusammenwirken mehrerer prüfender Männer wirklich erlangen, was man für jetzt nur wünschen kann.

Darf aber das vorliegende Werk auch Anderen, die sich mit dem Vf. in die Kirchengeschichte von Baiern theilen, zur Norm dienen? — Diese Frage beantwortet sich aus der näheren Prüfung desselben von selbst. Rec. giebt vorerst dessen Inhalt an, und schickt dann seine Bemerkungen nach.

Was der Leser hier zu suchen habe, bezeichnen nachstehende Aufschriften: *Inhalt des ersten Theils. Buch.* Von den ersten Spuren des Christenthums in Baiern bis zu dessen allgemeiner und bleibender Ausbreitung. 1 *Abschnitt.* Einführung der christlichen Religion in Baiern. Vorzügliche Apostel in dem ehemaligen Noricum. Nähere Prüfung der von ihnen bekannten historischen Nachrichten. Darstellung der Betriebsamkeit salzburgischer Heidenbekehrer. 2 *Abschnitt.* Beschaffenheit des christlichen Regionsunterrichts im Allgemeinen und der Verbreiter desselben. Ihr Einfluss und ihre Wirkung auf das Volk. 3 *Abschnitt.* Allmähliche Verbreitung des Christenthums mit bleibendem Erfolge durch die Herzoge. Apostel, deren sie sich zu diesem Behufe bedienten. Geist dieser Apostel. 4 *Abschnitt.* Entstehung der Pfarreyen auf dem Lande. Verhältnisse und Zustand des Pfarrers. Allmählicher Übergang der Pfarreyen in die heutige Form. II *Buch.* Äussere Ansicht des Kirchenwesens in Baiern. 1 *Abschnitt.* Historische Übersicht der sämmtlichen Pfarreyen und Beneficien des Archidiakonalbezirks Baumburg in Bezug auf ihre Gründung, Lage, Beschaffenheit, bisherige Schicksale und den Gehalt. 2 *Abschnitt.* Darstellung des ganzen Archidiakonalsprengels, in Bezug auf sämmtliche, darin begriffene Kirchen, deren Schutzheilige, Altäre, Begräbnisplätze, Dotation und Vermögen. Einzelner Bevölkerungszustand jeder Pfarrey. Vergleichung der heutigen Bevölkerung mit jener nach der überstandenen allgemeinen Pest in Baiern, am Ende des dreyssigjährigen Krieges.

Rec. erwartete, und sicher jeder Leser mit ihm, dass diese Geschichte, welche nach der Aufschrift *aus dem baumburgischen Archidiakonalarchive bearbeitet* ist, ihre Angaben einzig oder doch vorzugsweise auf das genannte Archiv stützen würde, da diese Quelle *allein* und *ausschliessend* genannt wird; allein er fand sich in seiner Erwartung sehr getäuscht, da, wenigstens in diesem ersten Bande, beynahe überall auf die schon bekannten und längst benutzten Quellen verwiesen wird. Rec. verspricht sich demnach, dass die bezeichnete Quelle für den zweyten Band dieses Werkes reichlicher fliessen, und den Freunden der Geschichte viel Neues und Interessantes liefern werde.

Selbst die gelehrten Vorarbeiten über die älteste Geschichte Bojoariens eines *Mederer*, *von Pallhausen* u. s. w. wurden von dem Vf. nicht berücksichtigt, welche ihm doch den gebahnten Weg schon gezeigt und ihm die Mühe erspart hätten, sich denselben durch unwegsame und dunkle Gegenden selbst zu suchen. — Hätte Hr. *L. von Pallhausens* Abhandlung über die Frage: Wann und wie lange wurde Baiern in öffentlichen Documenten Noricum genannt? u. s. w. (in dem Bande der historischen Abhandlungen der baier. Akad. der Wissenschaften v. J. 1807) gelesen: so hätte er sicher den Namen *Noricum* nicht mit der Ankunft Garibalds I in Bojoarien untergehen lassen. Die dort S. 487—498 aus Urkunden und Geschichtschreibern ausgehobenen zahlreichen Belege hätten ihn belehrt, dass dieser Name nicht bis in die zweyte Hälfte des 6, sondern des 12 Jahrhunderts fortgedauert und nur dann aufgehört hat, als Heinrich der Löwe die Markgrafschaft Ostbaiern oder Österreich an Heinrich Jasomirgott abtrat. — Auch die ebendort behauptete Ankunft Garibalds I *aus Franken* würde Hr. *L.* nicht so bestimmt und unbedingt ausgesprochen haben, wenn ihm Hn. *von Pallhausens* Werk: „Garibald, erster König Bojoariens, und seine Tochter Theodolinde, erste Königin in Italien" u. s. w. bekannt gewesen wäre. *Von Pallhausen* zeigt dort S. 7 Note 3 aus *Marcellinus*, dass *Agilo*, von dem er als Stammvater alle Agilolfinger herleitet, aus Noricum abstammte, und dort verschiedene, sehr wichtige Ämter bekleidete. Doch da dieses letztere Werk erst später erschien: so kann dessen Berücksichtigung dem Vf. nicht zugemuthet werden.

Wohl aber verdient dies eine Rüge, dass der Vf.

die schon bekannten Quellen trübte, oder wenigstens aus denselben zuweilen nur einseitige Resultate ableitete. So kommt Hr. *L.* öfters auf die Apostel und ersten Bischöfe Bojoariens zu sprechen, und nimmt sie überall hart mit, ohne des vielen Guten, welches durch sie dem Vaterlande wurde, Erwähnung zu thun. Im 3 Abschnitte, unter der Aufschrift: *Geist dieser Apostel*, sieht er in Bonifaz nur den unbescheidenen und ehrgeizigen Heidenbekehrer, in Rupert aber und dessen Nachfolger nur habsüchtige Priester, denen blos um weltliche Besitzungen zu thun war. Vom Bischofe Virgil, den er noch am gelindesten behandelte, heisst es S. 86: 7) Der Speculationsgeist, dem er vor der Annahme der bischöflichen Weihe ausschliefsend huldigte, belebte ihn auch noch nach dem gedachten Ereignisse. Man wird kaum eine Kirche finden, die er einweihte, ohne vorher um den Besitz derselben gehandelt oder gezankt zu haben. Oft stellte er sich sogar der Verlegenheit oder gar der Beschimpfung blos, ehe er in diesem Systeme etwas aufopferte. Ja nach S. 60 „würde heute das schlechteste Consistorium den allerbesten der ersten Glaubensboten den Beruf eines Volkslehrers nicht ungeahndet haben ausüben lassen."

Rec. sind die von dem Vf. benutzten Quellen wohl bekannt; er weifs, dafs sie von den ersten Heidenbekehrern in Baiern manches Versehen darstellen; aber auch ausgezeichnete Tugenden derselben. Warum nahm Hr. *L.* nur die ersten, nicht auch die letzten, in seinen Plan auf? Rec. ist vollkommen überzeugt, dafs Bojoariens Apostel, wenn sie sich auch zu Zeiten einen oder den anderen Misgriff in der Art der Bekehrung zu Schulden kommen liefsen, um die Cultur des Volkes, zu welcher die Ausbreitung des Christenthums immer der erste Schritt war, bleibende Verdienste haben, und Rec. hätte gewünscht, dafs diese nicht übersprungen worden wären. — *Mannert*, der Protestant, hat Rupert (in der ältesten Geschichte Bojoariens S. 179) weit billiger behandelt, als Hr. *L.*, der katholische Pfarrvicar von Siegesdorf.

Gegen die Darstellung der Lichtseite der ersten Glaubensboten in Baiern hätte man dem Vf. die vielen Nachrichten von den Schutzpatronen der Kirchen des Archidiakonalbezirkes von Baumburg, von ihren Altären, Begräbnifsplätzen, Dotationen, die höchstens nur ein *örtliches* Interesse haben, gern erlassen.

Die Sprache des Vfs. ist nicht überall rein und verständlich. So heifst es S. 82: Den Priestern wurde verboten irgendwo hinzugehen, *ohne bey sich habendes Öl*. So hängt Hr. *L.* überdiefs an gewissen Lieblingswörtern; das Wort *Bewandnifs* z. B. kehrt beynahe auf jeder Seite, und im ganzen Werke unzählige Male wieder.

Übrigens liefert dieses Werk neben dem Bekannten allerdings auch viele neue und interessante Nachrichten, stellt manche Materialien gut zusammen, und eröffnet überhaupt von der Kirchengeschichte Salzburgs mehrere wichtige Ansichten. Rec. fodert daher den Verf. auf, das Publicum bald mit dem zweyten Bande desselben zu beschenken. Nur wünscht er, dafs Hr. *L.* aus dem Archidiakonalarchiv von Baumburg recht viele, bisher unbekannte Schätze mittheile, dafs er sich in den bereits vorhandenen Vorarbeiten, wenigstens in soferne er die älteste Kirchengeschichte Bojoariens behandelt, fleifsig umsehe; dafs er aber auch aus den bekannten Quellen das Gute wie das Böse ableite, und unbefangen zu Werke gehe, immer eingedenk des ersten Gesetzes der Geschichte: *Ne falsi quid dicat!*

W. L. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Pirna*, b. Friese: *Vollständige Geschichte der jährlichen Sonn-, Fest- und Feyer-Tage*, für Kirchen- und Schul-Diener bearbeitet. 1804. 40 S. 8. (3 gr.) Ohne vorgesetzte Einleitung handelt der ungenannte Vf. von dem Ursprunge der Sonntagsfeyer, von dem Kirchenjahre und den Adventsonntagen, von dem Feste der Geburt Jesu, wo auch der noch an vielen Orten gewöhnlichen, in ein Fest des Pöbels ausgearteten, Christmetten gedacht werden konnte, von dem Neujahrstage und den übrigen Festen, die bis Michaelis, wovon in der 17ten und letzten Abtheilung die Rede ist, in den meisten christlichen Gemeinden gefeyert werden. Er leitet den Ursprung mehrerer Festtage aus dem Heidenthum ab, giebt die eigentliche Entstehungszeit, so weit sie ausgemittelt werden konnte, an, und bemerkt, was Päpste und Kirchenversammlungen in dieser Hinsicht verordnet haben. Fruchtbare Kürze und zweckmäfsige Auswahl, die Legende von den zu Cölln und Mailand ruhenden Gebeinen der sogenannten heiligen drey Könige S. 16 abgerechnet, empfehlen diese kleine Schrift, und eignen sie zu einem nützlichen Handbuche für Lehrer in Bürger- und Land-Schulen, die von gröfseren Werken keinen Gebrauch machen können. — Dafs der Sonntag nach S. 5 davon den Namen erhalten haben soll, weil Jesus die Sonne der Gerechtigkeit genennt wird, will Rec. nicht einleuchten. Schon im zweyten Jahrhunderte war dieser Name (του ἡλιου ἡμερα), wie man aus Justins zweyter Apologie sieht, gewöhnlich. Im apostolischen Zeitalter nannte man diesen Tag πρωτην των σαββατων. Höchstwahrscheinlich hat Paulus die Feyer dieses Tages zuerst unter den Heidenchristen eingeführt. S. Apostelgesch. 13, 42. Vergl. 20, 7. — Das Weihnachtsfest ward schon im 4ten Jahrhunderte in Antiochien, Constantinopel und in anderen morgenländischen Gemeinden gefeyert. — Der Sonntag Lätare S. 21 wird in einigen Gegenden der Todtensonntag, und die Woche vor Ostern S. 24, die Marterwoche genannt. Über die Zeit der Osterfeyer S. 29 verdient besonders *Jo. Aug. Ernesti Judicium de celebrando paschate*, Lipf. 1775. 4. gelesen zu werden. — Einige Feste, z. B. die in mehreren Ländern gewöhnlichen Bufstage, ingleichen das Kirchweih- und Reformations-Fest, hat der Vf. mit Stillschweigen übergangen.

F. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 DECEMBER, 1812.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Schoell: *Voyage de Humboldt et Bonpland.* Première Partie. Rélation historique. Atlas pittoresque. Auch unter dem Titel: *Vues des Cordillères, et Monumens de peuples indigènes de l'Amérique;* par *Al. de Humboldt.* 1810. Troisième livraison, contenant les Planches 23 à 31, avec leur explication, von S. 125 bis 222. gr. Fol. (Prix, avant la lettre (ou plutôt la lettre légèrement tracée), pour accompagner les exemplaires de la Rélation historique, sur papier vélin, 108 francs; avec la lettre finie, pour le papier fin, 72 francs.)

Was in No. 99, 100 und 101 des laufenden Jahrganges unserer A. L. Z. von den beiden ersten Lieferungen dieses vortrefflichen Werks überhaupt gesagt worden ist, gilt im Allgemeinen auch von dieser dritten. Sie enthält die Abbildung und Beschreibung von drey Ansichten aus den südlichen Cordilleren, fünf mexikanischen Monumenten und einem peruanischen. *Ansichten aus den südlichen Cordilleren.* Tab. XV. *Le Chimborazo, vu depuis le plateau de Tapia.* Die Tab. XVI zeigte diesen Riesen unter den Bergen von dem Gürtel des ewigen Schnees umgeben, welcher in dieser Nähe des Aequators sich in einer Höhe von 4800 Meters über der Meeresfläche erhält. Auf der gegenwärtigen, sehr gut gerathenen farbigen Kupfertafel erblickt man ihn, wie er auf dem dürren Plateau von Tapia, unfern von dem Dorfe Lican, der Residenz der alten Oberherrn von Quito, vor der Eroberung durch den Inca Tupac-Yupanqui erscheint, und wie ihn die berühmten Reisenden am 24 Junius 1802, nachdem sie am vorhergehenden Tag ihre Excursion nach dem Gipfel gemacht hatten, und nachdem ein sehr tiefer Schnee gefallen war, gesehen haben. Die Entfernung des Dorfes Lican von dem Gipfel des Berges beträgt in gerader Linie etwa fünf Lieues. Nur Reisende, welche die Spitzen des Mont-Blanc und Mont-Rose in der Nähe erblickten, und vermögend, den Charakter der hier sich darstellenden, Ehrfurcht erregenden, ruhigen und majestätischen Scene zu empfinden. Die Masse des Berges ist so ausserordentlich gross, dass das Auge an dem der Grenze des ewigen Schnees nahen Theil desselben, auf einmal eine Breite von 7000 Meters umfasst. Der Glanz dieses Schnees und der magische Effect seines zurückstrahlenden Lichtes werden durch die grosse Reinheit der Luft noch verstärkt. Auf dem Grunde der zurnen Atmosphäre, deren Gewölbe unter den Wendekreisen, in einer Höhe von 5000 Meters, die Farbe des Indigo hat, erscheinen die Umrisse des Gebirgs sehr rein und scharf. Das Plateau von Tapia hat eine Höhe von 3000 Meters, und demnach etwa die des Canigou, eines der höchsten Gipfel der Pyrenäen. Die Region der Holzpflanzen reicht bis zu einer absoluten Höhe von 3500 Meters. Die Region der Sträucher wird von der der grasartigen Pflanzen durch Alpenkräuter, Büsche der Nerteria, der Valerianen u. s. w. getrennt. Die grasartigen Pflanzen bilden eine sehr breite Zone, welche von Zeit zu Zeit, aber immer nur auf wenige Tage, mit Schnee bedeckt wird. An dieselbe grenzt die Region der Kryptogamen, welche die von vegetabilischer Erde entblösten Porphyrfelsen hie und da bedecken, und endlich kommt die Linie des ewigen Eises, das Ziel des organischen Lebens. Tab. XXX. *Cascade du Rio Vinagre, près du volcan de Puracé.* In einem schönen Thale des Rio Cauca, am Fusse der Vulkane Puracé und Sotara, liegt die Stadt Popayan, der Hauptort einer Provinz des Königreichs Neu-Granada. In einer Höhe von nicht mehr als 1800 Meters über der Fläche des Südmeers und unter einer Breite von 2° 26′ 17″ erfreut es sich eines vortrefflichen Klima, welches weit weniger heiss ist als das von Karthago und Ibaqué, und gar viel gemässigter als das von Quito und von Santa-Fe de Bogota. Wenn man von Popayan gegen den zu den höchsten Anden-Spitzen gehörigen Gipfel des Puracé hinaufsteigt: so gelangt man in einer Höhe von 2650 Meters auf eine kleine von Indianern bewohnte und mit vieler Sorgfalt angebaute Ebene (*Llano del Corazon*). Zwey ausserordentlich tiefe Schluchten, an deren Rande die Häuser des Dorfes Puracé erbaut sind, begrenzen diese Ebene. Das kleine Dorf ist berühmt wegen der schönen Cascaden des Flusses Pusambio, den die Spanier wegen seines sauren Wassers Rio Vinagre nennen. Von drey Stürzen welche er bey der erwähnten Ebene macht, sind zwey sehr bedeutend, und der zweyte derselben findet sich hier abgebildet. Das Wasser fällt eine Höhe von mehr als 124 Meters herab und bildet eine Cascade, die eine höchst malerische Wirkung hervorbringt. Tab. XXXI. *Poste aux lettres de la province de Jaën de Bracamoros.* Zur möglichsten Beförderung der Geschwindigkeit der Communicationen zwischen den Küsten des Südmeers und den, den Anden östlich gelegenen Provinz Jaën de Bracamoros, pflegt der peruanische Eilbote im Verlauf zweyer Tage einmal im Flusse Guancabamba oder Chamaya, und hierauf im Amazonenfluss

von Pomahuaca und Ingatambo an bis nach Tomependa zu ſchwimmen. Nachdem er die Briefe, welche ihm alle Monate anvertraut werden, in ein Schnupftuch oder in eine Art von Schlafbeinkleidern, guayuco genannt, eingewickelt hat: windet er jenes oder dieſe in Form eines Turbans um den Kopf. In dieſem Turban trägt er auch das groſse Meſſer, welches alle Indianer, weniger zu ihrer Vertheidigung, als um ſich einen Weg durch die Wälder zu bahnen, bey ſich führen. Eine unzählige Menge kleiner Cascaden verhindert die Schiffbarkeit des Fluſſes Chamaya, und der Fall deſſelben iſt ſo bedeutend, daſs er nach Hn. v. H. Unterſuchungen von der Furth von Pucara bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Amazonenfluſs, in der kleinen Entfernung von achtzehn Lieues, 542 Meters beträgt. Glücklicherweiſe für den Boten, er heiſst im Lande der Eilbote, welcher ſchwimmt (*el corco que nada*), halten ſich keine Crocodile in demſelben auf.

Mexikaniſche Monumente. Tab. XXIII. *Relief en basalte, représentant le Calendrier mexicain.* Auf dem groſsen Platze von Mexiko, da, wo ehemals der groſse Tempel des Kriegsgottes Mexiti geſtanden hatte, fand man im J. 1790 dieſen ungeheuren Stein etwa 70 Meters weſtlich von dem zweyten Eingang des Pallaſtes des Vicekönigs, in der geringen Tiefe von fünf Decimetern. Er hatte eine ſolche Lage, daſs man die bearbeitete Seite erſt dann bemerken konnte, als er in eine verticale Stellung gebracht worden war. Als Cortes die Tempel zerſtören, die Götterbilder und Alles, was auf den alten Cultus Beziehung hatte, zertrümmern lieſs: mag man die Maſſen dieſes Steines zum Zerſchlagen zu groſs gefunden und ihn alſo, wie er war, vergraben haben, damit er den Augen des beſiegten Volkes entzogen werde. Die Geſtalt deſſelben iſt ein rechtwinkliches Parallelipipedon, von vier Meters Länge, eben ſo viel Breite und einem Meter Dicke, der Durchmeſſer des darauf ausgearbeiteten Kreiſes aber, welcher die Hieroglyphen der Tage enthält, beträgt nur 3 Meters, 4. Die Schwere dieſer ungeheuren Maſſe, die in einem grauſchwärzlichen Trapp-Porphyr auf einer Grundlage von baſaltiſcher Wacke beſteht, beträgt jetzt noch mehr als 482 Quintaux (24,400 Kilogrammen), und da keines der die Stadt in einer Entfernung von acht bis zehn Lieues umgebenden Gebirge einen Porphyr von ſolchem Kern und ſolcher Farbe aufzeigt: ſo kann man ſich die Schwierigkeiten begreiflich machen, welche die Mexikaner beſiegen muſsten, um dieſelbe bis an den Fuſs des Tempels zu bringen. Die darauf befindliche Bildhauerarbeit hat denſelben Charakter der Vollendung, welcher allen Werken der Mexikaner eigen iſt. Die concentriſchen Kreiſe, die zahlloſen Abtheilungen und Unterabtheilungen ſind mit mathematiſcher Genauigkeit vorgeſtellt. Je länger man das Detail dieſer merkwürdigen Sculptur unterſucht: deſto lebhafter ſpringt einem der Geſchmack für Wiederholung derſelben Formen, der Geiſt der Ordnung und das Gefühl der Symmetrie, welche bey halb civiliſirten Völkern das Gefühl des Schönen erſetzen, in die Augen. Die Erklärung der hier ausgeführten Zeichen und Abtheilungen läſst ſich nur mit der Kupfertafel in der Hand verſtehen, und kann alſo nicht weiter berührt werden. Derſelben voraus ſchickt Hr. v. H. von 125—188 eine höchſt intereſſante Diſſertation über das chronologiſche Syſtem der Mexikaner, aus welcher wir, da dieſer Gegenſtand nur äuſserſt ſelten in der literariſchen Welt zur Sprache gebracht wird, in gedrängteſter Kürze einige Auszüge mitzutheilen uns verpflichtet halten. — Die Mexikaner hatten einen bürgerlichen und einen Ritual-Kalender. Jener hieſs *Tonalpohualli*, die Rechnung der Sonne; dieſer *Meztlapohualli*, Rechnung des Mondes. Das bürgerliche Jahr war ein Sonnenjahr von 365 Tagen. Es hatte achtzehn Monate, und jeder derſelben zwanzig Tage. Nach Verlauf der 18 Monate oder 360 Tage fügte man fünf Ergänzungstage hinzu. Der bürgerliche Tag begann mit Aufgang der Sonne und hatte acht Zwiſchenzeiten, deren vier, nämlich der Aufgang, der Untergang und die beiden Durchgänge der Sonne durch den Meridian, eigene Namen führten. Jeder Monat zerfiel wieder in vier kleine Perioden von fünf Tagen. Die Woche von ſieben Tagen ſcheint kein einziges Volk des neuen Continents gekannt zu haben. Dreyzehn Jahre machten einen Cyclus, genannt *Ilalpilli;* vier *Ilalpilli* eine Periode von 52 Jahren, *Xiuhmolpilli*, Verknüpfung der Jahre, und zwey dieſer Perioden ein Alter, *Cohuehuetitiztli.* Den ſcharfſinnigen und mühſamen Unterſuchungen des Hn. *Gama* zufolge, welche Hr. v. *H.* zur Grundlage der ſeinigen gemacht hat, endigte das bürgerliche Jahr der Tolteken und Mexikaner am Schluſſe der Periode Xiuhmolpilli jedesmal zur Zeit der Winter-Sonnenwende. Im erſten Jahr deſſelben entſprachen die fünf Ergänzungstage dem 4, 5, 6, 7 und 8 Januar. Weil ſie aber die Intercalation immer nur am Schluſſe eines ganzen Xiuhmolpilli machten: ſo ging der Anfang des Jahres alle vier Jahre um einen Tag, und am Ende der ganzen Periode um zwölf bis dreyzehn Tage zurück. Der letzte Ergänzungstag im letzten Jahr derſelben traf alſo mit dem 26 December zuſammen; indem jedoch dieſe fünf Ergänzungstage für unnütz und unglücklich gehalten wurden: ſo nahm man den Tag des Winterſolſtitiums oder den 21 December für das Ende des Xiuhmolpilli an. — Den Ritualkalender brauchten die Prieſter und zwar nur dieſen allein. Er enthielt eine gleichförmige Reihe kleiner Perioden von dreyzehn Tagen, welche für halbe Mondeslaufe (*demi-lunaisons*) gehalten werden können. Ein Mondenjahr darf man aber nicht in dieſer Reihe kleiner Cyclen ſuchen. Die Zahl 13 diente, die Übereinſtimmung zwiſchen dem bürgerlichen und Ritual-Almanach zu erhalten. Ein bürgerliches Jahr von 365 Tagen hatte einen Tag mehr als 28 dreyzehntägige Perioden. Dieſer überzählige Tag formirte am Ende einer Periode Ilalpilli eine vollſtändige kleine Periode, und ein ganzes Ilalpilli hatte alſo etwa ſo viel Wochen von dreyzehn Tagen als das Jahr bürgerliche Tage. Ein Jahr des Ritual-Almanachs hatte ſo dreyzehntägige Perioden,

oder 260 Tage und alſo 52 fünftägige Perioden. Ein Xiuhmolpilli oder Cyclus von 52 Jahren umfaſste 1460 dreyzehntägige Perioden und mit den dreyzehn Schalttagen 1461. — Die Jahre des Cyclus Xiuhmolpilli unterſchieden die Mexikaner niemals durch fortlaufende Zahlen, ſondern ſie ſetzten der Zahl des Jahres eines Cyclus Ilalpilli in fortgehender Ordnung eines der vier Zeichen folgender periodiſcher Reihe bey: *Tochtli*, Kaninchen oder Haſe; *Acatl*, Rohr; *Tecpatl*, Kieſel; *Calli*, Haus. Denkt man ſich nun einen Cyclus Xiuhmolpilli in ſeine vier Ilalpilli oder dreyzehnjährigen Perioden getheilt und die Zeichen der erwähnten periodiſchen Reihe den darin enthaltenen Jahren beygefügt: ſo findet ſich, daſs kein Ilalpilli mit demſelben Zeichen beginnen kann; daſs ein Zeichen, mit welchem er anfängt, ihn auch beſchlieſsen muſs, und daſs daſſelbe Zeichen niemals derſelben Zahl angehören kann. Auch für die Tage hatte man ähnliche und noch dazu doppelte periodiſche Reihen. — Die Intercalation der Mexikaner, durch welche ſie die Irrthümer ihrer Chronologie vermeiden konnten, war, da ſie ein Sonnen- und kein Mond-Jahr hatten, einfacher als bey Griechen und Römern vor der Einführung des Merkidinus. Sie vernachläſſigten die Intercalation, bis die überzähligen Stunden eine kleine Periode von dreyzehn Tagen bildeten, die am Schluſſe einer Xiuhmolpilli eingeſchaltet wurde. — Bey Darſtellung der Methode, nach welcher die Jahrescyclen der Mexikaner durch periodiſche Reihen beſtimmt wurden, erwähnt Hr. v. *H.* S. 148 u. f. die aus fünf kleinen Perioden von zwölf Jahren zuſammengeſetzten Jahrescyclen der Chineſen, Japaner, Kalmücken, Mantſchu und anderer tatariſcher Horden. Der Geiſt dieſer Methoden in der Chronologie der Mexikaner und der erwähnten aſiatiſchen Völker ſcheint derſelbe zu ſeyn, ja der Vortheil der Simplicität iſt ſogar auf der Seite des amerikaniſchen Volks. Aber auch ein groſser Theil der Namen, mit welchen daſſelbe die zwanzig Tage einer Monate bezeichnete, ſoll mit den Zeichen eines im entfernteſten Alterthum bey den Völkern des öſtlichen Aſiens gebräuchlichen Thierkreiſes übereinſtimmen. Der Raum verbietet, die auf ein tiefes Studium der alten Aſtronomie gegründeten und mit dem gröſsten Scharfſinn durchgeführten Beweiſe für diese Behauptung hier anzugeben. Wirklich verſchaffen ſie der durch das ganze Werk angenommenen Hypotheſe, die Talteken, die Azteken und andere amerikaniſche Völker als Stämme von tatariſcher oder mongoliſcher Abkunft darzuſtellen, ein bedeutendes Gewicht. Rec. war es eine höchſterfreuliche Erſcheinung, dieſen zur Zeit noch unverſuchten Weg, der Verwandtſchaft der Völker durch die Übereinſtimmung in den Grundſätzen über die Zeitrechnung, welche ihrer Natur nach die Reſultate einer ſehr langſamen und merkwürdigen Entwickelung des menſchlichen Geiſtes geweſen ſeyn müſſen, und wenn und wo ſie einmal gefunden waren, gewiſs mit der gröſsten Sorgfalt bewahrt wurden, auf die Spur zu kommen, hier mit eben ſo viel Eifer als Glück betreten zu ſehen. Auch die Kalmücken und Siameſen haben dieſelben Zeichen des Thierkreiſes wie die Tataren, Tibetaner, Sineſen und Japaner. Man findet die Namen derſelben in *Müllers* Samml. ruſſiſcher Geſch., Band IV S. 354, und in *Kämpfers* Beſchreibung von Japan, Ausg. v. *Dohm*, Th. I. S. 52, und es iſt bey dieſer gänzlichen Übereinſtimmung ſehr natürlich, ſie unter den Gründen für die Abkunft dieſer Völker von einem Urvolk mit geltend zu machen. Ob nun aber auch die weit geringere Übereinſtimmung zwiſchen dem mexikaniſchen und tatariſchen Thierkreiſe, die ſich höchſtens auf ſechs gleiche Zeichen reducirt, zu demſelben Verfahren, zu denſelben Schlüſſen berechtigen darf, wagt Rec. nicht zu entſcheiden. Freylich iſt es öfters mit groſsen Schwierigkeiten verknüpft, bey Nachforſchungen über gemeinſchaftlichen Urſprung und alte Verbindungen der Völker, die in dem Weſen des menſchlichen Geiſtes gegründeten Ähnlichkeiten, man möchte ſie die anthropologiſchen nennen, von den genealogiſchen oder auf einer und derſelben Tradition beruhenden zu unterſcheiden. Jene ſind natürliche, dieſe entſcheidende. Sehr natürlich ſcheint es zu ſeyn, daſs die früheſten Volksſtämme den Conſtellationen die Namen ſolcher Thiere beygelegt haben, welche beſtändige Gegenſtände ihrer Wünſche und Beſtrebungen, oder ihrer Furcht ſind. Dann iſt es aber ganz zufällig, daſs ſie zum Theil dieſelben wählten, um ſo mehr, da dieſe Wahl offenbar zuweilen durch an gewiſſe Jahreszeiten geknüpfte, und von ihnen abhängige Zuſtände oder Äuſserungen dieſer Thiergattungen beſtimmt wurde. Unter den gemeinſchaftlichen Zeichen dieſes mexikaniſchen und tatariſchen Thierkreiſes befinden ſich Tiger und Affe. Weil nun dieſe beiden Thiere weder in der Tatarey noch in den Gegenden von Nordamerika, aus welchen die Mexikaner nach Anahuac, und zwar ſchon im Beſitz ihrer Zeitrechnung, wanderten, exiſtiren: ſo ſollen dieſe Völker auf einem Punct des alten Continents entſprungen ſeyn, und von da dieſe Zeichen mitgenommen haben. Für ausgemacht iſt es anzunehmen, daſs das chronologiſche Syſtem der Azteken oder Mexikaner ganz ein und daſſelbe mit dem der Talteken geweſen iſt. Von den Azteken ſcheint es gewiſs zu ſeyn, daſs ſie es ſchon auf die Wanderung nach Anahuac beſaſsen; damit iſt aber gar noch nicht entſchieden, daſs auch die Talteken es mit dahin gebracht haben. Eben ſo gut kann es erſt in dieſem Lande, entweder als Reſultat eigener Beobachtungen oder als Erbſchaft von einem ſchon vor ihnen in demſelben wohnhaften Volke, von ihnen feſtgeſetzt oder angenommen worden ſeyn. Sowohl Affen als Tiger ſind in den weſtlichen und ſüdlichen Landſtrichen Anahuacs zu finden, und es bedarf alſo keiner Abkunft aus dem ſüdlichen Aſien, um zu erklären, wie die Azteken zu dieſen Zeichen gekommen ſind. Daſs ſie dieſelben ſchon vor der Ankunft in Anahuac hatten, iſt ein Beweis für die ohnedieſs groſse Wahrſcheinlichkeit, daſs nicht alle Verbindung zwiſchen ihnen und den Talteken abgeſchnitten war, als dieſs

in Anahuac herrſchten, und daſs wenigſtens mittelbar Manches von den Erfindungen und Kenntniſſen dieſes ſinnreichen Volks bis zu ihnen gelangt iſt. Tab. XXVI. *Epoques de la Nature, d'après la Mythologie aztèque.* Unter den Zügen von Ähnlichkeit zwiſchen den Monumenten, Traditionen und Gebräuchen der Völker Aſiens und Amerikas ſcheint Hn. *v. H.* derjenige, welchen die aztekiſche Mythologie in der kosmogeniſchen Fiction der periodiſchen Zerſtörungen und Wiederherſtellungen des Univerſums darſtellt, vorzüglich merkwürdig. Das Original der hier mitgetheilten Zeichnung findet ſich in dem im J. 1566 von dem Dominikanermönch *Pedro de los Rios* copirten *Cod. Vaticanus* No. 3738. Sie iſt um ſo ſchätzbarer, weil ſie eines jeden Alters Dauer durch Zeichen angiebt, deren Werth uns bekannt iſt. Hr. *v. H.* ordnet die vier Weltalter aus guten Gründen folgendermaſsen: Erſter Cyclus. Dauer: $13 \times 400 + 6 = 5206$ Jahre. Das Alter der Erde, auch das Alter der Rieſen. Die Olmeken und Xicalanken, zwey ſehr alte und noch vor den Talteken blühende Völker, ſollen bey ihrer Ankunft in den Ebenen von Tlascala (Tlaxcallan) noch Rieſen gefunden haben. Am Ende dieſes Alters vertilgt eine allgemeine Hungersnoth die erſten Menſchen. Zweyter Cyclus. Dauer $12 \times 400 + 4 = 4804$ Jahre. Das Alter des Feuers. Xiuhteuctli, der Gott des Feuers, kommt auf die Erde. Um der allgemeinen Feuersbrunſt zu entgehen, werden die Menſchen in Vögel verwandelt. Nur ein Paar rettet ſich in eine Höhle. Dritter Cyclus. Dauer $10 \times 400 + 10 = 4010$ Jahre. Das Alter des Windes. Ungeheure Stürme tödten die Menſchen, deren einige in Affen verwandelt werden. Vierter Cyclus. Dauer $10 \times 400 + 8 = 4008$ Jahre. Das Alter des Waſſers. Die Menſchen ſterben durch eine groſse Üb
mung, ſie werden Fiſche, und nur ein Paar r
einem Kahn. Nach einem anderen Syſtem
Dauer aller vier Alter zuſammen nur 1417 J
zwar die des erſten $13 \times 52 = 676$, de
$7 \times 52 = 364$, des dritten $6 \times 52 = 312$, un
ten $1 \times 52 = 52$ Jahre. Die Kataſtrophen der
nen Weltalter werden von den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern übereinſtimmend angegeben, wegen der Ordnung aber, in welcher dieſelben auf einander folgen, ſind die Meinungen verſchieden. Die hier angegebene Ordnung hat darin Unrecht, daſs ſie das Alter des Feuers zum zweyten macht, da es doch das vierte und letzte ſeyn muſs. Es war nämlich eine allgemein gültige Vorſtellung bey den Mexikanern, daſs der Gott des Feuers dem vierten und letzten Weltalter ein Ende machen würde. Man widmete ihm deswegen eine ganz ausgezeichnete Verehrung, und jedesmal am Schluſſe einer Periode von zwey und funfzig Jahren beging man in der Erwartung der von ihm abhängigen Zerſtörung der Welt das vornehmſte und wichtigſte aller religiöſen Feſte. Mit *Gomara* fünf ſolche Zeitalter anzunehmen, und die vier genannten für ſchon vergangen zu halten, möchte aus mancherley Gründen, und unter anderen darum nicht zweckmäſsig ſeyn, weil die Vierzahl derſelben gewiſs nicht zufällig den vier dreyzehnjährigen Perioden des Cyclus Xiuhmolpilli, den vier Jahreshieroglyphen, mit welchen man auch die vier Elemente, Erde, Waſſer, Luft und Feuer, anzudeuten pflegte, den vier benannten Zwiſchenzeiten des bürgerlichen Tages, den vier Himmelsgegenden u. ſ. w. entſpricht. Die Ähnlichkeit des aztekiſchen Mythus von den vier Weltaltern mit dem indiſchen iſt alſo doch wohl nur eine anthropologiſche im oben angegebenen Sinn. Ein erweislicher Irrthum aber iſt die S. 210 als allgemeingültig aufgeſtellte Behauptung: „*Dans le Système des Hindoux, les âges ou yougas se terminent tous par des inondations*" —; denn nur einige Saſtra's oder heilige Schriften der Indier ſind dieſer Meinung. Nach dem von Hn. *Lord* in *Relig. of Banians* mitgetheilten, und daraus in *Majers* allgem. mythol. Lex. im Art. Jogs Th. II. S. 471 u. f. aufgenommenen Auszug eines Saſtra, endigte das erſte Weltall durch eine groſse Waſſerfluth; das zweyte durch ungeheure Stürme; das dritte, indem die Erde ſich aufthat und die Menſchen verſchlang; das vierte wird durch Waſſer, und dann durch Feuer beſchloſſen. Tab. XXVII. „*Peinture hiéroglyphique tirée du manuscrit borgien de Veletri, et signes des jours de l'almanach mexicain.* Auf dem oberen Felde des Gemäldes erblickt man den Gott des Feuers, zu ſeinen Füſsen ein heil
Gefäſs, und ihm gegenüber einen mit der bunten Haut eines Menſchenopfers bekleideten Prie
auf dem unteren den Gott Tonacateuctli, an
echten Hand ein Meſſer, Agaveblätter und ei
back mit Weihrauch haltend. Die Bedeutung
er weiblicher Kinder, die ſich bey den Händen
, bleibt unerklärt. Die zwanzig Hieroglyphen der Tage erſcheinen hier zuerſt in authentiſcher Vollkommenheit. Jede der erſten Seiten des Codex, aus welchem ſie genommen ſind, enthält fünf Reihen von dreyzehn Hieroglyphen, und auf vieren findet man $5 \times 13 \times 4 = 260$ Tage, oder ein Jahr von zwanzig halben Mondlaufen des Ritualalmanachs. Tab. XXVIII. *Hache aztèque.* Hr. *v. H.* hat dieſe mit Hieroglyphen bedeckte, aus einem dichten Feldſpath verfertigte Axt in dem Cabinet des Königs von Preuſſen zu Berlin niedergelegt.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Der unſichtbare Kundſchafter.* Nach dem Engliſchen von *A. G. Meiſsner.* Erſter Theil, zweyte verbeſſerte Auflage. 1812. 596 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Zwickau, b. Darnmann: *Bibliſche Blumenleſe, enthaltend tauſend auserleſene Ausſprüche der heiligen Schrift nach der Folge der bibliſchen Bücher.* Nebſt kurzem Inbegriff der bibliſchen Geſchichte. Zweyte Auflage. (Ohne Jahrzahl.) 80 S. 8. (4 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 DECEMBER, 1819.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Schoell: *Voyage de Humboldt et Bonpland.* Première Partie. III Livraison etc.
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Tab. XXIX. *Idole aztèque de porphyre basaltique, trouvée sous le pavé de la grande place de Mexico.* Die durch einen blutigen Cultus gleichsam geheiligte Wildheit der Sitten, die Tyranney der Fürsten und Priester, die erdichteten Träumereyen der Astrologie und der häufige Gebrauch der symbolischen Schrift, scheinen bey den Azteken am meisten dazu beygetragen zu haben, die Barbarey in den Künsten und den Geschmack an incorrecten und gräselichen Formen zu erhalten. Das hier mitgetheilte Monument besteht in einem auf allen Seiten mit Bildhauerarbeit bedeckten Felsenblock von mehr als drey Metres Höhe und zwey Metres Breite. Die Abbildung zeigt es von vorn, von hinten, von der Seite, von oben und unten. Beym ersten Blick möchte man dieses Idol für einen Teotetl oder göttlichen Stein halten, für einen mit Sculpturen gezierten Batylus, für einen mit hieroglyphischen Zeichen bedeckten Felsen. Eine nähere Betrachtung dieser unförmlichen Masse aber läst an dem [illegible] Theil die Köpfe von zwey in sich verschlungenen Ungeheuern, und in jedem Gesicht einen grosen mit Zähnen bewaffneten Rachen bemerken. Wahrscheinlich sollen diese ungeheuren Bildungen Mexi[illegible] vorstellen; denn es war ein Gebrauch der Mexicaner bey der Krankheit des Königs oder anderen allgemeinen Unglücksfällen die Köpfe der Götterbilder mit Masken zu bedecken. Die Arme und Füse sind durch eine mit grosen Schlangen umgebene Draperie verdeckt, welche mit dem Namen *cohuatlicuye* bezeichnet wurde. Alle diese Verzierungen, insbesondere die in Gestalt von Federn angebrachten Franzen, sind sehr fleisig ausgeführt. Ein Memoire des Hrn. v. H., mit der aztekischen Archäologie sehr vertrauten *Gama* vermuthet es wahrscheinlich, dass dieses Idol den Gott des Krieges, Huitzilopochtli, und seine Gemahlin Tlalmiqui darstellt. Der Name der Göttin kommt von *miqui*, sterben, und *tloyao*, göttlicher Krieg, weil man von ihr behauptete, sie geleite die Seelen der in Vertheidigung der Götter gebliebenen Krieger nach dem Hause der Sonne, einem Paradiese der Mexikaner, und verwandle sie daselbst in Colibris. Da dieses Idol auf allen Seiten bearbeitet ist, und selbst auf der unteren die Abbildung des Mictlantecutli, des Herrn der Todtenwelt, darbietet: so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, dass dasselbe von zwey Säulen frey in der Luft getragen wurde. Wirklich bemerkt man an den beiden schmalen Seiten die Stellen, welche auf den tragenden Säulen geruht haben mögen, und zu diesem Zweck besonders eingerichtet sind. Wahrscheinlich war es die Decke derjenigen Pforte, durch welche man die zum Opfertod bestimmten Unglücklichen, unter dem Bildnisse des Gottes der Todtenwelt hinweg, zum Altar führte.

Peruanische Monumente. Tab. XXIV. *Maison de l'Inca, à Callo, dans le royaume de Quito.* Nachdem die Incas Tupac Yapanqui und Huayna-Capac, der Vater des unglücklichen Atahualpa, die Eroberung des Königreichs Quito vollendet hatten, liefsen sie nicht nur vortreffliche Strafsen über den Rücken der Cordilleren führen, sondern auch, um die Verbindung zwischen ihrer Hauptstadt und den nördlichsten Provinzen des Reichs zu erleichtern, auf dem Wege von Cuzco nach Quito in gewissen Entfernungen Herbergen, Magazine und besondere Gebäude zu ihrer und ihres Gefolges Aufnahme anlegen. Auf demjenigen Theil der grosen Heerstrafse, welcher von Cuzco nach Caxamarca führte, waren schon seit Jahrhunderten dergleichen Herbergen (*tambos*) und Häuser der Incas vorhanden. Auf Befehl der genannten Inca wurden nur diejenigen errichtet, deren Ruinen gegenwärtig noch von der Provinz Caxamarca bis der südlichen Grenze des Königreichs Quito zu den Gebirgen von los Pastos bemerkt. Ehe jenes Dammes der Cordilleren der Anden, welcher die Gewässer zwischen dem Südmeer und dem atlantischen Ocean vertheilt, findet man auf einer sehr weiten mit Bimastein bedeckten Ebene das Panecillo von Callo oder Caio und die Ruinen des Hauses des Inca Huayna-Capac. Das Panecillo oder Zuckerbrod (*pain de sucre*) ist ein mit kleinen Gesträuchen von Molina, Spermacoce und Cactus bedeckter kegelförmiger Erdhügel von etwa achtzig Meter Höhe. Die Einwohner behaupten, dieser Hügel, dessen glockenähnliche Form eine bewundernswürdige Regelmäsigkeit hat, sey ein Tumulus, oder einer jener zahlreichen Hügel gewesen, wie sie die alten Bewohner des Landes zu Ehren der Prinzen und anderer angesehener Personen zu errichten pflegten. Ulloa hielt es für ein militärisches Monument, und zwar für einen Wartthurm, von welchem man die umliegende Gegend belugte, um den Inca gegen den ersten Anlauf eines unerwarteten Überfalls in Sicherheit bringen zu können. Hn. v. H. aber scheint

es ein vulcanischer Hügel zu seyn, dem die Eingebornen eine regelmäfsigere Form gegeben haben. Beide Meinungen lassen sich sehr gut mit einander vereinigen. Das Haus des Inca, welches sich vorzüglich gut erhalten hat, und von früheren Reisenden nur höchst unvollkommen beschrieben worden ist, liegt ein wenig südwestlich von dem Panecillo, drey Lieues von dem Crater des Cotopaxi und etwa zehn Lieues von der Stadt Quito. Es bildet ein Viereck, dessen jede Seite dreyfsig Meters lang ist. Die Höhe der Mauern beträgt ungefähr fünf Meters, die Dicke derselben über einen Meter. Vier grofse äufsere Thüren und acht Zimmer, deren drey sich erhalten haben, lassen sich noch unterscheiden. Die Ähnlichkeit der Thüren mit denen der ägyptischen Tempel; die mit der gröfsten Symmetrie vertheilten Nischen, deren Anzahl sich in jedem Zimmer auf achtzehn beläuft; die Cylinder, welche zum Aufhängen der Waffen dienten, und der Schnitt der Steine: alles erinnert an das auf Tab. XX vorgestellte Gebäude von Canar. Merkwürdig ist die gänzliche Übereinstimmung in der Bauart aller peruanischen Monumente. An allen Gebäuden der Incas, Inga-Pilca werden sie genannt, in Peru, Quito und bis an den Amazonenfluss, welche auf dem Rücken der Anden in einer Strecke von mehr als 450 Lieues 1000 bis 4000 Metres über dem Niveau des Oceans erhaben sind, und deren wahrscheinlich keines vor dem dreyzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung errichtet wurde, bemerkt man einen und denselben Typus. Weit älter sind die Gebäude von Vinaque und Tiahuanaca und die Mauern von ungebrannten Backsteinen, welche ihren Ursprung den Puruays oder alten Einwohnern von Quito verdanken, deren Regenten und Oberhäupter der Conchocando oder König von Lican und die Guastays oder ihm zinsbaren Fürsten waren. Man stimmt in den von Hn. *v. H.* ausgesprochenen Wunsch ein, dafs es recht bald einem unterrichteten Reisenden gelingen möge, die Ufer des grofsen Sees Titicaca, die Provinz Collao, und vor allen das Plateau von Tiahuanaco, den Mittelpunct einer alten Civilisation des mittäglichen Amerika, genau zu untersuchen, und beklagt zugleich, dafs es ihm nicht selbst ausführbar gewesen ist, diese interessante Aufgabe zu lösen.

M. F.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Dyk: *Handbuch der Geschichte Napoleons des Ersten und seines Zeitalters.* Vom Professor *Schütz* zu Halle. 1810. X u. 692 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk, das sich als ein *Handbuch der Geschichte Napoleons und seiner Zeit* ankündigt, enthält nichts, als eine chronikartige, nach der Zeitfolge geordnete, Zusammenstellung und Andeutung der merkwürdigsten Begebenheiten seit Napoleons Geburt, und liefert nicht einmal vollständige Materialien zu einer Geschichte dieser Zeit, sondern nur eine Übersicht der historischen Erscheinungen, brauchbar für den allein, der mit dieser Geschichte schon vertraut ist. Wer also hier seine Wifsbegier befriedigen zu können, und etwas Neues zu lernen glaubt, wird sich sehr getäuscht sehen, und auch der historische Forscher wird keine Ausbeute finden. Verdienstlich ist's, die bedeutendsten Thaten und Ereignisse einer so reichen und so verworrenen Zeit, wie die unsrige, früh zu sammeln und aufzuzeichnen, wie dies in *Bredows Chronik* geschieht, und die zerstreuten Züge zu einem vollständigen Gemälde dieser Zeit aufzubewahren, wodurch dem künftigen Geschichtschreiber von den Zeitgenossen vorgearbeitet wird. Auch eine chronologische Übersicht ist, wenn gleich minder verdienstlich, und weniger schwierig, doch dankenswerth; nur mufs sie sich für nichts Anderes ausgeben, als was sie wirklich ist.

Irrig ist aber auch der Grundsatz, oder die Voraussetzung, auf die Hr. *Sch.* gebaut hat, und die er in der Vorrede zu rechtfertigen sucht, dafs, wie die Geschichte eines jeden wahrhaften Regenten die gleichzeitige seines Reiches, so die Geschichte Napoleons die Geschichte seines *ganzen Zeitalters* sey. Denn wie unermefslich und jetzt noch unbestimmbar grofs auch dieses Helden Einflufs, nicht blofs auf die politischen, sondern auch auf andere Lebensverhältnisse war und ist, in allen Ländern Europa's und selbst der entfernten Welttheile; wie mächtig er auch sein ganzes Zeitalter ergriffen, bewegt, und mit dem Geist seines grofsen Werks oder den Folgen desselben durchdrungen hat: so streiten doch Vernunft, Erfahrung und Geschichte gegen die Wahrheit jenes zweydeutigen Ausspruchs. Nur diesen bestreitet Rec., ohne den Vf. darum einer Herabwürdigung der Geschichte zeihen zu wollen, die nicht nach Zeitrücksichten und irdischen Verhältnissen gemodelt werden darf.

Ein Werk, das nicht eine wirkliche Geschichte, nicht die ganze moralische und physische Geschichte eines Zeitalters, sondern nur eine Skizze dessen, was geschah und gethan ward, aufstellt, macht eine falsche Prätension, wenn es sich und Andere überreden will, dafs es vollständig das ganze Zeitalter abbilde. Ein jedes grofses Menschenleben ergreift den Geist seines Zeitalters, und es spiegelt sich dieses in jenem, aber sein Leben ist doch nicht das Leben der Zeit.

Der Vf. beginnt sein Werk mit *Napoleons* Geburt, d. i. den 15 Aug. 1769, und endet mit des Kaisers und der neuen Kaiserin Einzug in Paris, d. i. d. 2 April 1810. — Das also wären die Grenzen, innerhalb welchen unser Zeitalter bestände. — Zeitalter! Nun ja; ein vager Begriff! — Aber vom Jahr 1769 bis 1789, bis zum Anfang der franz. Revolution, und von 1789 bis 1809 — wie viele Zeitalter und Zeiten, und Zeichen und Geister der Zeit, sind in den 40 Jahren begriffen und involvirt! — Die Zeit hat dermalen ein kurzes Leben; unsere Jahre sind wie die Jahre der Urgeschichte und der Urväter, nach der Meinung mancher Interpreten, nur Monate, und wer 40 nach sonstiger Zeitrechnung durchlebte, hat den Dienst von 400 mitgemacht! Von 69 bis 89 ging es noch den alten langsamen, ja hier besonders trägen Gang, der eigentlich nur Einmal energisch beschleunigt wurde! Aber von 89 bis 1809 — der Zeitraum umfafst viele Zeiten!

Nun fragen wir, was die erste Hälfte, von 69—89 und drüber hinaus bis 1795, gemein hat mit des nachherigen Helden Geburt, Kindheit und Jugend? Ist hier noch ein anderer innerer Zusammenhang als der, dass der Knabe und Jüngling die Einwirkung seines Zeitalters erfuhr, und dadurch mit bestimmt ward: so ist der Zusammenhang so mystisch verborgen, dass, wir bekennen es, er uns nicht einleuchtet, und auch wohl der Historiker überhaupt keine Notiz davon nehmen kann. Uns scheint die Geschichte der letzten Regierungsjahre Friedrichs d. II, der politischen Angelegenheiten, der grossen nordamerik. Revolution und des Freyheitskampfes, so wie der ersten Jahre der franz. Revolution und aller Zeichen, die derselben vorangingen, an eine Geschichte *Napoleons* nicht gebunden.

Davon aber abgesehen, halten wir die Arbeit des Hn. *Sch.* allerdings für brauchbar. Sie gewährt eine leichte Übersicht des Merkwürdigsten, was seit 1769 bis 1810 in der politischen Welt geschah und gethan ward, auch manche Erinnerungen an ausgezeichnete Menschen aus dieser Periode. Auch finden wir darin nicht blofs eine trockene chronologische Zusammenstellung der wichtigsten Erscheinungen, sondern durch den mehr erzählenden Ton und die Einwebung solcher Andeutungen, wodurch der innere Zusammenhang des Aufgezeichneten aufgeklärt werden soll, und des Inhalts von Friedensschlüssen, Constitutionen und Tractaten, hat das Ganze noch ein reicheres Leben gewonnen. Was der Vf. in der Vorrede verspricht, Genauigkeit und möglichste Vollständigkeit der aufgeführten Thatsachen, rühmen wir gleichfalls; minder aber können wir solche *Deutlichkeit* darin anerkennen, „dass auch dem, in der neueren Zeitgeschichte gänzlich Unbewanderten Nichts darin (wie Hr. *Sch.* hoffen läfst) unverständlich bleiben sollte!“ —

Im Druck ist die Einrichtung getroffen w
Alles, was unmittelbar der Geschichte
angehört, oder an seinen Namen und sei
sich anknüpft, durch gröfsere Lettern sic
Übrigen auszeichnet. Dasselbe ist bey der
der französischen Revolution geschehen,
diese leicht besonders übersehen läfst. Überhaupt wird man sich in dem Buche leicht orientiren können.

Der Vf. theilt die Geschichte dieser Zeit in 4 Perioden: 1) Von der Geburt *Napoleons* bis zum Anfang der französischen Revolution (1769—1789); 2) — bis zur Erhebung *Napoleons* zum Oberconsul der französischen Republik (9 Novemb. 1799); 3) — bis zu N. Antritt der französischen Kaiserwürde (18 May 1804); 4) — bis auf gegenwärtige Zeiten, oder bis auf N. Vermählung mit der ältesten Tochter Kaiser *Franz II* von Österreich. Diese Anordnung ist in der Vorrede so ausgedeutet: „Der erste Zeitraum enthält die Entwickelungsgeschichte *Napoleons*, als Menschen; der 2te stellt ihn als den für das Ideal einer republicanischen Freyheit feurig glühenden Jüngling dar; der 3te als den zum Mann herangereiften Geist, der die Schwärmereyen seiner Jugend prüft, und der 4te zeigt ihn in der ganzen eisernen Consequenz, mit welcher der Mann von Grundsätzen auf einer, aus Prüfung einmal veränderten, Überzeugung beharrt.“ — Dagegen wäre nun wohl Vieles zu erinnern, wir dürfen aber hier dabey nicht verweilen. Am fehlerhaftesten erscheint diese Bestimmung darum, weil die dafür angegebenen Gesichtspuncte aus dem Werke selbst nicht erhellen, noch durch die Thatsachen der vier Perioden bestätigt werden, was doch bey solcher Anordnung der Perioden wesentlich nothwendig wäre. Der einseitige Gesichtspunct des Vfs. wird hienach offenbar. Da die Specialgeschichte *Napoleons* immer als das Wesentlichste behandelt ist: so ist denn auch die erste zwanzigjährige, und an Thatsachen doch nicht ganz leere Periode gar zu kurz — auf 46 Seiten abgefertigt worden. Die zweyte hat deren schon 151 eingenommen; die dritte 160, und die vierte gar 328. Diese Ungleichheit ist wohl auch daher entstanden, dass Hr. *Sch.* nicht das ganze Werk selbst ausfuhrte, sondern die Ausarbeitung der Jahrgeschichte von 1805 bis 1810 dem Hn. Dr. *Venturini* überliefs, dessen Darstellungsweise aus der Fortsetzung von *Bredow's* Chronik bekannt ist. Hr. *Sch.* berichtet im Ganzen gedrängter und bündiger.

Rec. darf die Vff. nicht durch alle Einzelheiten begleiten, und giebt deshalb für seine ferneren Bemerkungen nur einige wenige Belege. Offenbare Unrichtigkeiten und Irrthümer, gröbere Fehler sind ihm nicht aufgestofsen. S. 456 ist als die nächste unmittelbare Ursache des endlichen Entschlusses des Königs von Preussen für den Krieg die Nachricht angegeben, „dass *Napoleon* Hannover wieder an *England* geben wolle.“ Man weifs, dass keineswegs dieses allein den König bestimmte, wiewohl jene Sage unter den nächsten Motiven zum Krieg auch ihre Rolle spielte. S. 558 wird zum 23 April 1808 „*Fr. Schlegels* Übertritt zum katholischen Glauben (Kirche)
ner Domkirche“ erwähnt. *Schlegel* selbst
Zeitungsnachricht mit der Bemerkung wi
m: Man könne nicht werden, was man
resen! — Unbedeutender ist der Irrthum
die um Dresden aufgeworfenen Fortifica
erden (nach der Abreise der königl. Fa
milie, am 10 April 1809) demolirt.“ Das Geschütz wurde entfernt, so wie alles Militär; aber die Verschanzungen hat man nicht demolirt, aufser was zufällig geschah. — Ähnliche kleine Irrungen liefsen sich auch in der ersten Hälfte des Werks nachweisen, wenn uns der Raum dazu vergönnt wäre

Übrigens scheint uns nichts Wesentliches in den Berichten zu fehlen, ausgenommen in den Nachrichten von den Vorfällen in *Polen*, im J. 1809, die zu ergänzen sind (vorzüglich nach dem ausführlichen Werk: Österreichs Kriegsgeschichte in dem Jahre 1809. 3 Bände 1810 und 11, welches vollständige Actenstücke enthält). Dagegen ist manches Unwesentliche und Minderwichtige aufgeführt, z. B. S. 468 die Begnadigung des Fürsten Hatzfeld, auf Fürbitte seiner Gemahlin; S. 485, wo bey der Capitulation von *Brieg* in Schlesien (16 Januar 1807) seltsam genug nichts gefügt ist, als: „Jäger und Förster sind frey!“ S. 562 zum 15 Mai 1808 bey des Königs von Westphalen Einzug in Braunschweig:

„er wird von Hn. Campe, mit einer Schaar Kinder, auf einem theatralischen Gerüste, bewillkommnet.“ Was soll das in der Geschichte? — Dafür hätten wir lieber an anderen Stellen einen kleinen zweckmäßigen Zusatz gewünscht. Wenn ganz müßig S. 474 der unbedeutende und gewöhnliche Anfang des russischen Manifests gegen Frankreich steht, und unnützerweise 6 Zeilen wegnimmt: so wäre zweckmäßiger S. 478 bey der Bemerkung: „Sachsen erhält den cotbusser Kreis, verliert dagegen in Thüringen,“ eine Zeile mit dem Zusatz, was S. verlor, angefüllt. Oft wäre durch den Zusatz von zwey oder drey Worten Alles klarer, anschaulicher geworden. So, um dieß nur mit ein paar Beyspielen zu bewähren, — S. 490 wo zum 16 Febr. 1807 der Staatsvertrag über die Abtretung des *Breisgau's* und der *Ortenau* an *Baden* erwähnt, aber nur der eine contrahirende Theil, *Baden*, genannt ist. (Beym raschen Wechsel der politischen und statistischen Verhältnisse unserer Zeit sieht auch der Unterrichtete sorgfältigere Bezeichnungen und Angaben gern!). S. 493 „Der bisherige Oberanführer der *Servier* wird als Fürst v. S. proclamirt.“ Warum fehlt des Mannes Name, den wir weit zurück erst suchen mußten? S. 519. „Das Königreich (Westphalen) ist abgetheilt in Departements.“ — Wieviel? Jetzt sind deren *acht:* Dep. der *Aller*, *Fulda*, *Elbe*, *Leine*, *Ocker*, *Saale*, *Werra* und des *Harzes*. S. 556. „Die Herz. von Meklenburg-*Schwerin* und *Strelitz* werden in den Rheinbund aufgenommen. Ersterer stellt 1900 Mann Contingent.“ Wieviel denn letzterer? — S. 488 wird bemerkt: „*Schweidnitz* capitulirt auf dieselben Bedingungen wie Brieg“; dort aber ist nichts weiter angeführt, als das Unbedeutende, dessen wir oben gedachten.

Die Darstellung ist meist zweckmäßig; doch der Ausdruck nicht immer von Nachläßigkeiten und Unbestimmtheiten frey, besonders in der 2 Hälfte, wie aus wenigen Beyspielen auf bald hinter einander folgenden Seiten erhellen wird. S. 551 wird beym 17 März 1808 des Stiftungs- und Organisations-Decrets der kaiserl. Universität gedacht, und dazu bemerkt: „Die Resultate des Forschens will man immer gleich sehen!!“ Was bedeutet hier das „*gleich?*“ S. 582 bey der Convention zwischen *Preussen* und *Frankreich*: „*Stettin*, *Küstrin* und *Glogau* bleiben im Besitz der Franzosen, bis die ganze Kriegscontribution von 148 Mill. Franken abgezahlt ist. Nachmals nur 126 Mill.“ Man erfährt nicht, woher diese Abänderung in der Summe gekommen. S. 586 steht beym 6 Oct. 1808 nach der grosen Jagd auf dem Ettersberge, und Besichtigung des Schlachtfeldes, bloß: “ *Napoleon und Goethe* in Weimar. S. 588 mußten die neben *Goethe* und *Wieland* genannten minder berühmten Namen entweder näher bezeichnet werden, oder ganz wegbleiben. Auch an sonderbaren Ausdrücken fehlt es nicht. So läßt S. 616 der Vf. 8000 Mann österreichische Cavallerie „*zusammengehauen* noch über die Donau setzen.“ Anderer nicht zu gedenken. Auch bezeichnet der Vf. die franz. Marschälle oft bloß nach ihren Ortstiteln: *Treviso*, *Danzig*. Es klingt aber doch ziemlich sonderbar, wenn, wie anderwärts, S. 621 berichtet wird: „*Dalmatien* geht, retirirend vor den Engländern, über den Minho, und vereinigt sich mit *Elchingen*.“ Endlich bemerken wir noch, daß ganz verschiedenartige, wichtige, aber auch minder bedeutende Erscheinungen mit !! und !!! aufgeführt werden, die bald als Zeichen der Verwunderung oder des Erstaunens, bald der leisen Mißbilligung, bald, wir wissen selbst nicht warum, da stehen. In wie verschiedener Bedeutung sie gebraucht sind, kann man vergleichend aus S. 470. 599. 606. 609. 679 ersehen.

Diese Bemerkungen bewähren wenigstens die Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die Rec. einem brauchbaren Werke gewidmet, und erinnern, dasselbe, bey einer möglichen zweyten Auflage, von solchen und ähnlichen Flecken zu reinigen.

Beygefügt ist eine „Genealogie des Kaiserhauses Bonaparte“, die mit Karl Bonaparte, dem Vater Napoleons, beginnt. Voran ein paar Worte über des Geschlechtes florentinischen Ursprung. Endlich ist, um die letzten Seiten des Buchs zu füllen, „als Schlußstein“ ein Fragment der bey Eröffnung der Frühlingssitzung 1810 im grosen Rathe zu Luzern gehaltenen Rede zugegeben. K

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Der Blick Jesus auf Natur, Menschheit und sich selbst*, oder *Betrachtungen über die Gleichnisse unseres Herrn.* Ein Lesebuch für Christusverehrer. Von *Joh. Ludw. Ewald.* Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1812. XVI u. 446 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Die erste Auflage dieses verdienstlichen Buches, welches sich zu einem Geschenk an Kinder nach ihrer Confirmation eignet, erschien 1785 b. Göschen in Leipzig; die zweyte 1795; bey dieser dritten ist noch eine Betrachtung über Joh. 13, 1—15 beygefügt, weil dort eine Parabel in Handlung erzählt wird.

Nürnberg, b. Lechner: D. *Martin Luthers kleiner Katechismus nebst einem Liederkatechismus* oder *Hauptwahrheiten der christlichen Religion in Liederversen* mit vorausgeschickten erläuternden kurzen Sätzen zum Gebrauch für den ersten Religionsunterricht. Vierte Auflage. 1811. 72 S. 8. (2 gr.)

Sondershausen u. *Leipzig*, b. Barth: *Buch für Kinder*, oder *erste Anleitung zum Lesen und Denken*, von *G. Ch. Cannabich.* Dritte ganz umgearbeitete und verbesserte Auflage. 1812. 163 S. 8. (3 gr.)

Breslau u. *Leipzig*, b. Wilh. Korn: *Vollständiger Unterricht über den praktischen Ackerbau für denkende Landwirthe aus allen Ständen.* Vom Verfasser der berliner Beyträge. Umgearbeitet, und wo es nöthig war, berichtigt, von *G. Brieger.* Dritte Auflage. Erster Theil. 1811. X u. 379 S. Zweyter Theil. 1812. 524 S. 8. Auch unter dem Titel: *Allgemeiner vollständiger Ackerkatechismus zum Gebrauch angehender Wirthschaftsbedienten und des gemeinen Landmanns, auch allenfalls zur Unterweisung der Jugend in den Landschulen.* 2 Theile. (2 Rthlr. 12 gr.) Die erste Auflage erschien 1776, die zweyte 1798.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 DECEMBER, 1812.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LÜNEBURG, b. Herold u. Wahlſtab: *Hinweiſungen auf das Eine, was Noth iſt.* In Predigten aus der neueſten Zeit von *J. H. B. Dräſeke.* 1812. VII u. 482 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. iſt durch ſeine bisherigen Predigtſammlungen zu rühmlich bekannt, als daſs Rec. nicht auch die gegenwärtige mit bedeutenden Erwartungen hätte in die Hände nehmen ſollen. Und er ſah ſich darin nicht betrogen. Auch dieſe Predigten, 18 an der Zahl, zeichnen ſich aus durch religiöſe Wärme, reiche Gedankenfülle, ſorgfältige Benutzung der Texte, glückliche Wahl und Ausführung der Hauptſätze, praktiſche Tendenz und überhaupt durch ein rühmliches Beſtreben des Vfs., über das Alltägliche ſich zu erheben. Indeſs haben Rec. manche dieſer Predigten vor den anderen gefallen, und was man, ſo viel ſich Rec. erinnert, ſchon bey den früheren Arbeiten des Vfs. bemerkt hat, daſs er zuweilen in das Geſuchte und Gekünſtelte verfalle, zu wenig populär predige, ſich bisweilen triviellе Ausdrücke erlaube, und nicht ſelten die Hauptſätze zum Nachtheil der Ausführung des Ganzen in Bildern faſſe, ſcheint auch, wenn gleich vielleicht in geringerem Grade, die gegenwärtige Sammlung zu treffen. Rec. wird erſt die Hauptſätze der Predigten angeben, und dann einige Bemerkungen zur Beſtätigung ſeines Urtheils hinzufügen, nicht um des Vfs. Arbeiten herabzuſetzen, ſondern nur, um ihn auf einige Mängel, die ihn noch von dem Ziele, das er ſich vorgeſetzt hat, entfernt halten, hinzuweiſen, in der Überzeugung, daſs bey Männern von des würdigen *D.* Predigertalenten und Beſtrebungen auch kleinere Mängel nicht überſehen werden dürfen. Die Hauptſätze ſind folgende: 1) Über Finden und Suchen im Leben auf Erden. 2) Der Geiſt ächten Wohlmeinens iſt ein Geiſt ſtrenger Ordnung. 3) Selig ſind die Augen, die da ſehen, das ihr ſehet. 4) Aus dem Glauben kommt dem Menſchen Heil und Hülfe. 5) Sie eſſen alle und werden ſatt. 6) Und ſie war eine Wittwe. 7) Wie dünket euch um Chriſto? 8) Des Chriſten Erhabenheit über das Urtheil der Welt. 9) Wer hat Euch aufgehalten, der Wahrheit zu gehorchen? 10) Der Himmel löſet alle irdiſchen Bande. 11) Jeder Augenblick unſeres Lebens gehört Gott. 12) Wie lieblich, o Herr, ſind deine Wohnungen! 13) Wir haben nur Einen Retter — Chriſtus. 14) Jeder Lebenstag iſt ein Buſstag. 15) Uns fehlt nichts, als der Muth — anzufangen. 16) Können wir für uns einſtehen? (Neujahrspredigt). 17) Der Wunder Gröſstes iſt Liebe zu Gott. 18) Chriſtenthum und Höflichkeit. — Vorzüglich verdienen nach Rec. Gefühl No. 3. 5. 6. 10. 13 und 16 geleſen zu werden. Auch iſt es ſehr zu empfehlen, Worte des Textes zum Hauptſatz zu machen, wie bey 3. 6. 7. 9 und 12. Eben ſo hat es Rec. ſehr gefallen, daſs der Vf. bisweilen ſeinen Eingang ſo paſſend mit dem Liede in Verbindung bringt, bey deſſen Schluſs er die Kanzel betritt, wie bey No. 10 und 11. — Das Gekünſtelte hingegen zeigt ſich z. B. in den Hauptſätzen 1. 16. 17, und in einzelnen Ausdrücken, z. B. S. 418: *Die ächte Liebe iſt die Lebensluft des Gottverwandten Geiſtes.* Daher mangelt es auch ſolchen Ausdrücken und Hauptſätzen, ja ihrer Ausführung ſelbſt, an Faſslichkeit, und die in den Hauptſätzen aufgegriffenen Bilder werden nicht immer ganz glücklich durchgeführt, z. B. in No. 1. Wörter, wie S. 401 *ausgegohren*, 409 *Vermummung*, 410 *zerbröckelt*, ſind für die Kanzel nicht ganz paſſend, und S. 112 die Stelle: *und Speiſen ſogar, die ihren Kreislauf machten und ihre feineren Nahrungsſtoffe bereits abgaben zur Vermehrung und Erhaltung des Lebens, müſſen, auch in dieſer verächtlichen Geſtalt, noch eine Schaar geringerer Geſchöpfe ſättigen*, iſt wahr und fein geſagt, aber doch geeignet, ekelhafte Empfindungen zu erregen. — Auch wollen Rec. die Worte: *einſchüchtern, Mühſal, hinzufühlen*, nicht recht behagen. Übrigens ſcheint in manchen Predigten zu viel Dispoſition zu ſeyn, z. B. No. 1; in manchen zu wenig, z. B. No. 13. — Über den Titel will Rec. nicht rechten, wiewohl er eigentlich jeder ächt chriſtlichen Predigtſammlung vorgeſetzt werden könnte. Das Geſagte ſey dem Vf. ein Beweis, wie ſehr das Leſen ſeiner Predigten den Rec. gefeſſelt habe. Möge er das Publicum noch mit mehreren ſolcher Sammlungen beſchenken! 7.4.5.

HANNOVER, in der helwingſchen Hofbuchhandlung: *Chriſtlich religiöſer Blick auf die Zeiten zur Beruhigung des Herzens und zur Erweckung frommer Thätigkeit;* in Predigten von *Joh. Phil. Ernſt Ebbeke*, Prediger zu Rethmar ohnweit Hannover. 1 Bändchen. 1810. VIII u. 130 S. 8. (10 gr.)

Daſs der Vf. dieſer Predigten die traurigen Zeitumſtände bey ſeinen Vorträgen berückſichtigt, ver-

dient um so mehr Beyfall und Ermunterung, da es noch immer Prediger giebt, die das Jahr hindurch auch nicht einmal der bedrängten Zeiten gedenken, in welchen wir leben. Ohne die Begebenheiten unserer Tage, als solche, auf die Kanzel zu bringen, kann und muss der Prediger sie religiös benutzen. Das ist denn auch der Wille des Vfs., und es leuchtet aus seinen Predigten überall ein religiöser Sinn hervor, und ein unverkennbarer Eifer, diesen Sinn auch in Anderen zu beleben und zu stärken. Dabey empfehlen sie sich durch eine gebildete Sprache, durch ruhige, herzliche Darstellung, durch praktische Tendenz und durch gehörige Benutzung des Textes. Indess haben sie auch ihre Mängel, auf deren Beseitigung der Vf. bey den folgenden Bändchen hinarbeiten möchte. Es fehlt ihnen an Leben und Eindringlichkeit, wodurch der Leser zum Folgen und Verstehen gezwungen wird. Die Perioden sind bisweilen verwickelt und schleppend, die Hauptsätze und Theile meist zu weitläuftig ausgedrückt, und der Stil oft unverständlich, in einigen Stellen auch sprachwidrig. Rec. könnte für alle diese Erinnerungen Beweise anführen; aber aus Mangel an Raum begnügt er sich nur mit einigen Winken. Die getadelte Dunkelheit findet er gleich in dem Thema der 1 Predigt: *vom Segen des religiösen Blicks auf die jetzigen Zeiten.* Hier hätte der Vf. bestimmt angeben sollen, was er unter *dem religiösen Blick* verstehe? Das Wort *Blick* schliesst den Begriff des *flüchtigen* in sich, und der Zuhörer kann fragen: ist denn schon ein Blick auf die Religion, eine flüchtige Erinnerung an dieselbe, hinreichend, uns im Glauben an Gott und im Wandel nach Gewissen zu stärken? Auch hat der Vf. nicht immer streng eingetheilt und bisweilen fallen die Theile zusammen, daher denn Wiederholungen unvermeidlich waren. Dass der Vf. seine Hauptsätze und Theile mitunter sehr weitläuftig gefasst hat, beweise z. B. die 3 Predigt: *in wiefern Gottes Vorsehung durch allgemeinere, schwere Drangsale und drückende Übel, welche wir unter den Völkern der Erde bemerken, die Erziehung der Menschen zu einem höheren Grade von Vollkommenheit fortführen könne?* Weitläuftige Schilderungen der Zeitbegebenheiten und ihrer Folgen, dergleichen z. B. S. 64 ff. stehen, billigt Rec. ebenfalls nicht. Ein Wort zu seiner Zeit geredet sind übrigens gewiss die beiden letzten Predigten: *wozu der gegenwärtige drückende Lauf der Zeit nach Grundsätzen der Religion in Ansehung unserer Kinder auffodere, wenn der Blick auf dieselben so leicht ein sorgenvoller Blick werden kann?* — obschon auch dieser Hauptsatz weit kürzer und faslicher ausgedrückt seyn könnte.

7. 4. 5.

CREFELD, b. ter Meer: *Beyträge zur Veredlung unserer kirchlichen und häuslichen Andachten,* von *B. C. C. Natorp.* Erste Sammlung. Mit einer Vorrede von dem Herrn Dr. *Hufnagel.* 1805. XXIII u. 202 S. 8. (14 gr.)

Ohne über die Menge liturgischer Beyträge in unseren Zeiten zu klagen, wollen wir lieber mit Hn. Dr. *Hufnagel* (Vorrede XI) darin das tiefer gefühlte Bedürfniss freymüthiger Herzensergiessungen im Geiste der Religion anerkennen und ehren, und die Beyträge unseres Vfs, wie sie es verdienen, mit Dank empfangen. Hr. *N.* hat schon durch mehrere Schriften gezeigt, dass er inneren Beruf habe, zur Veredlung des Volks mitzuwirken, und vorliegende Beyträge sind ein neuer Beweis davon. Die Sammlung enthält eine öffentliche und eine Privat-Confirmationsfeyer, 3 Trauungsreden; 2 Taufreden; 14 Gebete und Gebetsideen; eine kirchliche Huldigungsfeyer, und eine Abendmahlsfeyer am Neujahrstage. — Die Confirmationsfeyer zeichnet sich vornehmlich dadurch aus, dass der Vf. sie in allen ihren Theilen bey mannichfacher Abwechselung zu einem Ganzen zu verbinden gesucht hat. Sie geht von dem, von Hn. *Nebe* gedichteten, wohlgelungenen Hauptgesange aus, der hier abgedruckt und mit einer genauen musikalischen Vorschrift, wie er vorgetragen werden müsse, begleitet ist. Die zweckmässige Abwechselung des Vortrags bey dieser Feyer hat um so mehr unseren Beyfall, da die Confirmationshandlung leicht durch ihre Dauer ermüdet. Die Prüfung der Confirmanden, welche ebenfalls von dem Hauptgesange ausgeht, und deren Gang durch Fragen angedeutet wird, wechselt mit kurzen Anreden an die Gemeine, oder an Ältern und Kinder; diese Anreden sind verschieden in Ton und Inhalt, zuweilen herzlich zutraulich, dann kräftig rednerisch, Gnomensprache, Gebet u. s. w. Die glückliche Benutzung specieller Umstände aus dem Leben und den Verhältnissen der Kinder und Ältern musste zur Erhöhung des Interesse derselben beytragen. — In den Trauungsreden weiss der Vf. Lebensweisheit mit Religion passend zu verbinden, und jene durch diese zu heiligen. Von den Taufreden ist die eine von *Petersen* bey der Taufe seines eigenen Kindes einfach und herzlich; die zweyte bey der Taufe des Erstgebornen eines Amtsgenossen, von dem Herausgeber, ist ein Erguss eines jugendlich freundschaftlichen Enthusiasmus. — Die Gebetsideen beziehen sich alle auf besondere Predigten und Feste. Das erste ist ein Schlussgebet nach einer Predigt am Charfreytage von Dr. *Hufnagel*, mit einer Wärme, die an einzelnen Stellen in Odenschwung übergeht; das letzte eine in eine Art von Rhythmus gefasste Umschreibung des Vater Unsers, am Erndte-Dankfest. Manchen Gebeten möchten wir mehr Simplicität im Ausdruck wünschen, um sie für ästhetisch vollendet, d. h. von Herzen kommend und zu Herzen gehend, zu erklären. — Die Huldigungsrede bey der Besitznehmung des Stifts und der Freystadt Essen über 1 Pet. 2, 17 scheint uns besonders musterhaft, sowohl in Rücksicht des rednerischen kraftvollen, wahrhaft populären Vortrags, als auch des edlen und würdigen Anstandes, mit welchem der Religionslehrer, als Volksredner, hier vor seiner Gemeine und der neuen Obrigkeit auftritt. Der Gang der Feyer ist auch hier durch eine zweckmässige Anleitung, die sich sogar auf die Vor- und Nachspiele der Orgel erstreckt, zu einem ästhetischen

Ganzen verbunden. Nach der Einleitung singt die Gemeine „ohne Begleitung der Musik" den einfachen und naiven Vers aus einem alten Liede: „Ach wie flüchtig, Ach wie nichtig Sind der Menschen Sachen! Alles, alles, was wir sehen, das muss fallen und vergehen: Wer Gott fürcht't, bleibt ewig stehen!" — Der Schluss der Predigt, wo der Vf. alle Stände anredet, und gleichsam in einer neuen Welt als Sprecher des Sittengesetzes die alte ewige moralische Ordnung von neuem promulgirt, und wo er seine Gemeinde, als *Deutsche*, zur alten Treue und Redlichkeit; als *Bewohner Westphalens*, zur Bewahrung des Ruhmes der Biederkeit und Wahrheit, und als *Preussen's* Unterthanen, zur Vaterlandsliebe und Gehorsam auffodert, — ist, so wie die ganze Predigt, ein Beweis der inneren Kraft und der schönen Rednergaben des Vfs. — Gleiches Lob gebührt auch der Abendmahlsfeyer am Neujahrstage. Wir wünschen, dass diese Beyträge dem beabsichtigten Zweck vielfältig befördern und dieses den Vf. ermuntern möge, der ersten bald eine zweyte Sammlung folgen zu lassen.

rm.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Passionspredigten für die häusliche Erbauung und zum Vorlesen beym Gottesdienste*, von *Joh. Wilh. Friedrich Mehlis*, Superintendenten zu Oldendorf. IV u. 147 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. entschuldigt in der Vorrede die Herausgabe dieser Predigten mit verschiedenen an ihn ergangenen Ermunterungen. Nach Rec. Einsicht bedürfen sie dieser Entschuldigung nicht. Hr. *M.* hat seinen Endzweck, *das Andenken an den grossen, edlen Dulder für das Herz und Leben möglichst fruchtbar zu machen*, vor Augen behalten und erreicht. Er redet die Sprache des Herzens, und weiss Herz und Verstand zugleich anzuziehen, er weiss, zu rühren und zu überzeugen. Gleich weit entfernt von philosophischer Kunstsprache, und von platten, niedrigen Ausdrücken, wird sein Vortrag die Gebildeten wie die weniger Gebildeten befriedigen. Die Disposition ist leicht und fasslich, und meist logisch richtig, die Ausführung lichtvoll, biblisch, warm und bündig, und so glaubt Rec. mit allem Rechte, diese Predigten zu den auf dem Titel angegebenen Absichten empfehlen zu können. Die Hauptsätze und Texte sind: 1) Von der Pflicht, seines leidenden Heilandes zu gedenken, über Ebr. 12, 2. — 2) Jesus ist durch sein Leiden vollkommner geworden, über Ebr. 2, 10. — 3) Jesus in seinem Leiden ein Muster treuer Freundschaft, über Joh. 18, 7. 8. — 4) Jesus lehrt uns, wie wir uns gegen die zu verhalten haben, die im Leiden um uns sind, über Joh. 18, 11. — 5) Jesus in seinem Leiden ein Muster der Feindesliebe, über Luc. 23, 34. — 6) Jesus lehrt uns, wie wir uns gegen Lasterhafte zu verhalten haben, über Marc. 14, 18—21 — 7) Jesus, ein Muster für die, welche Unrecht leiden, über 1 Pet. 2, 23. — 8) Jesus, ein Muster frommer Geschäftigkeit im Leiden, über Luc. 23, 27—31. — 9) Jesus, ein Muster der Ergebung in Gottes Willen, über Matth. 26, 37—39. — 10) Von der Fürsorge des sterbenden Jesus für seine Mutter, über Joh. 19, 25—27. — 11) Das heilige Abendmahl, ein Segen der Welt, über 1 Cor. 11, 23. — 12) Glücklich ist der Mensch, der am Ende seines Lebens mit Jesu sagen kann: es ist vollbracht! über Joh. 19, 30. — Rec. würde in Verlegenheit seyn, wenn er die vorzüglichsten darunter angeben sollte: denn sie haben alle ihm einen schönen Genuss gewährt. 7. 4. 5.

Gmünd, b. Ritter: *Die letzten Worte des Abschied nehmenden und sterbenden Jesus.* In eilf Predigten vorgetragen in der Stadtpfarrkirche zu Schwäb. Gmünd von *Johann Thomas Vogt.* — Dem Christenvolke zur Betrachtung gewidmet. 1812. IV u. 198 S. 8. (12 gr.)

Rec. kennt die früheren Schriften des Vfs. nicht, muss aber gestehen, dass diese Predigten zu den vorzüglichsten katholischen Erbauungsbüchern zu rechnen sind. Überall leuchtet aus denselben ein religiöser Sinn, eine Herzlichkeit, eine Lebhaftigkeit in der Darstellung der Charaktere und Situationen, und eine praktische Tendenz hervor, welche nicht in allen *protestantischen* Predigten zu finden ist. Die Diction ist rein und edel, und nie stösst man auf Eigenthümlichkeiten des katholischen Religionssystems, welche protestantische Leser befremden könnten. Es sind bey diesen Predigten einzelne Reden, Handlungen oder Lagen Jesu aus der Leidensgeschichte, zum Grunde gelegt, und den Eingang zu jeder Predigt bildet eine Erklärung des sontäglichen Evangeliums. Da der Vf. seine Predigten dem gemeinen Volke bestimmt, und ihnen mehr die Homilienform gegeben hat: so tadelt Rec. es nicht, dass nicht viel Disposition in den Predigten ist; vielmehr ist es gerade so, wie Hr. *Vogt* sein Thema und die Theile ausgedrückt hat, oft für den gemeinen Mann am fasslichsten. Vorzüglich hat Rec. die dritte Predigt der ersten Abtheilung gefallen: *welches Andenken, welche Lehren und Hoffnungen Jesus den Seinigen hinterliess.* Auch die dritte Predigt der zweyten Abtheilung: *Jesus Liebe gegen seine Mutter, ein Beyspiel für Ältern und Kinder*, hat Rec. recht sehr angezogen, und es sey ihm erlaubt, eine Stelle aus derselben hieher zu setzen: „Sieh deine Mutter, ausschweifender, ungehorsamer, träger, nur sinnlichen Genuss und lärmende Freude verlangender Sohn! Sieh, wie sie weint über deine Verblendung! Sieh, wie sie der Stunde fluchen möchte, in der sie dich geboren hat! Sieh, wie sie in Jammer und Sorgen die Nächte durchwacht, die du in Unmässigkeit und Schwelgerey hinbringst! Sieh deine Mutter, und sey versichert, ihre Thränen werden dich einst anklagen vor Gottes Richterstuhl! Höre ihr Bitten, komm zurück an ihr betrübtes Mutterherz, und lass dich durch ihr Warnen und Ermahnen retten aus dem Strome, der dich unwiederbringlich fortreissen würde ins Verderben."

In einigen Stellen hat sich der Vf. etwas zu stark ausgedrückt, und es ist ihm zu rathen, sich vor solchen Übertreibungen zu hüten; z. B. S. 16, wo es von Jesu heifst: *Es ist ihm recht lieb, dafs das Leiden nicht mehr fern ist.* In der Erwiederung des Petrus: *nicht allein die Füfse, sondern auch die Hände und den Kopf*, würde Rec. lieber das Wort *Haupt* beybehalten haben, weil der Ausdruck *den Kopf waschen* im gemeinen Leben eine ganz andere Bedeutung hat. Doch, solche Bemerkungen mögen den Vf. nur überzeugen, dafs Rec. seine Predigten mit aller Aufmerksamkeit gelesen hat. 7. 4. 5.

ERFURT, b. Keyser: *Fest- und Casual-Predigten, meist mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit gehalten*, von *Joh. Christian Grofse*, Pfarrer in Betten bey Finsterwalde im Königreich Sachsen. 1809. X u. 452 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. will durch diese Predigten seinen Vorgesetzten „Rechenschaft von seiner Amtsführung ablegen", zugleich aber sich die Aufmerksamkeit des Publicums für sein mit einem Freunde herauszugebendes Museum für Homiletik und andere Theile der (welcher?) Amtsführung, das auch schon unter dem Titel: *Archiv für den Kanzel- und Altar Vortrag*, erschienen, und 1811. No. 92, ferner 1812 No. 208 unserer A. L. Z. von einem anderen Rec. angezeigt worden ist, erwerben.

Es sind der Predigten 20, über ungesuchte, aber gründlich ausgeführte Hauptsätze. Die Rede flieſst dem Vf. angenehm und reichlich dahin. Der Sti ist deutlich und ungekünstelt, ohne Anstofs für gebildetere Zuhörer und verständlich für ungebildete re. Viele Stellen erwärmen durch ihre Herzlichkeit Sehr wohl hat Rec. die Manier gefallen, bibliscl Stellen gleich, und soviel wir gesehen haben, immer passend, in die Rede selbst, ohne Anführung, zu verweben, z. B. S. 200. 300. 307. Manche Predigten sind jedoch etwas zu wortreich, fast überladen, und wiederholen zu sehr.

SR.

KLEINE SCHRIFTEN.

HOMILETIK. *Zerbst*, b. Kramer: *Ein paar Worte über zweckmäfsige Einrichtung und Abfassung der Predigten* von *A. F. Hergetius*. 1812. 42 S. 8. (3 gr.) Mit Recht sagt der Vf.: „Die Predigt ist und bleibt für den Prediger das hauptsächlichste Vehikel seiner moralischen Wirksamkeit auf Andere, und der Weg, auf welchem er am besten seinem Beruf Genüge leisten kann. Die Zeiten sind leider vorbey, wo er auch aufserhalb der Kanzel viel Einfluss auf die Moralität seiner Gemeinde äufsern konnte." Allein wenn er die Bestimmung des Predigers blofs darein setzt, dafs er Befestiger der wankenden oder bereits gesunkenen Moralität seyn soll: so kann ihm Rec. nicht beystimmen. Allerdings ist die Sinnlichkeit ein Hauptfeind der Sittlichkeit, und wenn der Prediger ihn bekämpfen und der Vernunft das Übergewicht verschaffen will: so mufs er freylich Belehrung und Überzeugung zu Hülfe nehmen; damit wird er aber auch Ruhe des Geistes und Gefühl für höhere Bestimmung befördern. Dieſs würde Rec. ausdrücklich mit bemerken, wenn er den Beruf des christlichen Predigers bestimmen sollte; ungefähr so: Der Prediger soll den Menschen durch eine würdige Gotteskenntnifs zur Sittlichkeit und Ruhe des Geistes führen, und ihm seine Bestimmung für diese und jene Welt fühlbar und wichtig machen. Der Vf. ist nicht damit zufrieden, dafs der Prediger Alles mit der Autorität der Bibel und mit den positiven Sätzen des höchsten Gesetzgebers erzwingen solle, ohne sich dabey der übrigen erlaubten Mittel zu bedienen. Eben so wenig billigt er das Benehmen derer, die blofs auf den Verstand und die Überzeugung der Zuhörer hinarbeiten, ohne sich um die mit interessirten Nebenkräfte zu kümmern, wiewohl er äufsert, dafs vielleicht bey sehr gebildeten Menschen der Prediger mit blofsen Vernunftgründen auskommen könne, woran jedoch Rec. zweifelt. Die Beantwortung der Frage: *wie müssen Predigten eingerichtet seyn, um ihren Zweck zu erreichen?* richtet sich, wie der Vf. sagt, nach der Bedeutung des Wortes *Volk*, worunter er den Inbegriff aller Individuen eines Staates versteht, abgesehen von ihrer verschiedenen Intelligenz. Da nun die Gemeinden aus Gebildeten und Ungebildeten bestehen: so mufs der Prediger so predigen, dafs Alle erbaut, belehrt und gebessert werden. Und daher giebt er folgenden äufseren Bestimmungsgrund für die Einrichtung der Predigten an: *man lasse sich zu den Begriffen seiner Zuhörer herab.* Anders, sagt er, mufs man in einer grofsen Stadt, anders in einer Landstadt, anders vor einer Landgemeinde predigen. So wahr dieſs ist: so scheint doch der Vf. die Grenzlinien nicht genau genug gezogen, sondern Eigenthümlichkeiten für jede Classe angegeben zu haben, die in gewissem Grade auch auf die anderen passen. So meint er z. B., die Predigt vor einer grofsen Stadtgemeinde müsse 3) eine praktische Rede seyn und den vernünftigen Willen in hohem Grade bestimmen, 4) rührende Kraft besitzen, und das sinnliche Begehrungsvermögen in Anspruch nehmen, dadurch, dafs sie auf die Vortheile, das Löbliche, Anständige u. s. w. aufmerksam mache; ferner der Prediger müsse mit Salbung sprechen, d. h. so dafs Jeder fühle, er sey von der Wichtigkeit und Gröfse des abzuhandelnden Gegenstandes ergriffen, und für die Sache der Moralität begeistert. Aber Rec. fragt jeden Unparteyischen, ob nicht alle diese Eigenschaften an jeder guten Predigt gefunden werden müssen, sie werde gehalten, wo sie wolle. Eben dieſs ist zum Theil von dem, was der Vf. von den Predigten vor Landstadtgemeinden sagt. Rec. führt davon No. 5 an: Übrigens mufs die Gesticulation und Declamation eine Würde besitzen, die die Meinung bey den Zuhörern hervorbringt, dafs der Prediger als Interpret des göttlichen Willens spreche. — Mufs denn dieſs nicht auch vor anderen Gemeinden geschehen? — Und wenn der Prediger einer Landgemeinde, nach des Vfs. Meinung, sich in seinen Vorträgen so viel als möglich an die Ausdrücke und Aussprüche der heiligen Schrift halten soll: so fragt sich: mufs denn das nicht der Stadtprediger auch? Nach Rec. Überzeugung hört der Stadtprediger nie, ein christlicher Prediger zu seyn, der nicht die Bibel sorgfältig benutzt. Man denke nur an *Reinhard*, den der Vf. selbst als Muster im Predigen vor grofsen Stadtgemeinden anführt. Wo vermifst man in irgend einem seiner Vorträge die Bibel? Überhaupt kann Rec. nicht billigen, wenn Prediger allein auf die Gebildetesten ihrer Zuhörer Rücksicht nehmen; von diesen ist doch überall nur die kleinste Zahl vorhanden. Das hat auch *Reinhard* nicht gethan, vielmehr haben seine meisten Predigten das Gepräge einer edlen erhabenen Popularität, denn er weifs sehr wohl, dafs der gröfste Theil seiner Zuhörer nur halb gebildet ist. — Eher würde Rec. als Regel vor Landgemeinden angeführt haben, dafs der Prediger viel in Gleichnissen rede, und sich der Beyspiele häufig bediene. Der Schluss der Abhandlung enthält noch einige Herzenserleichterungen über die nothwendige Berücksichtigung der Fähigkeiten der Candidaten, zu welcher Art von Gemeinden sie passen, bey Besetzung der Predigerstellen. So herzlich sie gemeint seyn können: so wenig werden sie berücksichtigt werden, so lange noch einzelnen Patronen das Patronatsrecht zusteht, und die Consistorien nicht mehr Kenntnifs von ihren Predigern und Candidaten haben, und in ihrer Wahl beschränkt sind. 7. 4. 5.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 DECEMBER, 1812.

KATECHETIK

STUTTGARDT, b. Steinkopf! *Unterricht in der christlichen Religion für die Jugend*, mit angehängten Betrachtungen und Gebeten für Confirmanden und Communicanten, von M. *Christ. Friedr. Benj. Vischer*, Diakonus in Ludwigsburg. 1810. 172 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift entstand, nach der Vorrede, durch die Vorbereitung auf den Confirmanden-Unterricht, und der Vf. übergab sie dem Druck, theils um von dem Unterrichte, welchen er den Confirmanden ertheilte, Rechenschaft abzulegen, theils ihnen am Schlusse desselben etwas in die Hände zu geben, dessen sie sich zur Wiederholung und zum weiteren Nachdenken über die erste und wichtigste Angelegenheit des Menschen auch in reiferen Jahren bedienen könnten. Gegen die Ordnung und Form des Buchs ist wenig zu erinnern; aber desto mehr gegen die Materie. Gleich im 2 §. der Einleitung wird gesagt, dass die Menschen blos durch ihre sich selbst überlassene Vernunft zu einer richtigen Erkenntniss der Religion theils gar nicht, theils nur sehr langsam gelangen. Der Vf. nimmt also eine Offenbarung an. Daraus aber, dass es der natürlichen Religionserkenntniss an Deutlichkeit, gründlicher Gewissheit und Vollständigkeit, so wie an Fruchtbarkeit mangele, auf die Nothwendigkeit und auf das Bedürfniss einer Offenbarung zu schliessen, ist sehr falsch. Denn auch bey der Offenbarung vermissen wir in Ansehung der Religionslehre hie und da Deutlichkeit, Gewissheit und Vollständigkeit; und die Fruchtbarkeit der Erkenntniss hängt nicht von der Offenbarung, sondern von der Erkenntniss selbst ab, wenn sie moralisch ist. §. 12 heisst es: Wenn ich mich von der Wahrheit der christlichen Religion und von ihrem göttlichen Ursprung gründlich überzeugen will: so muss ich vor allen Dingen überzeugt seyn, dass die Urkunden derselben ächt und unverdorben auf uns gekommen sind, d. i. dass sie wirklich aus dem Zeitalter und von den Verfassern herrühren, denen sie zugeschrieben werden. Jene Überzeugung kann aber selbst ein Gelehrter mit allen seinen kritischen Hülfsmitteln nicht haben, und diese Erklärung ist nicht vollständig; eine Schrift kann wirklich zu der angegebenen und angenommenen Zeit geschrieben seyn, und von den Verfassern herrühren, denen sie zugeschrieben wird, und doch nicht unverdorben und unverfälscht zu uns gekommen seyn, es kann ihr die *integritas* im dogmatischen Sinne fehlen. Und wie kann die Wahrheit der christlichen Religion auf einem historischen Beweise ruhen, die, als Religion betrachtet, keines anderen Beweises als eines moralischen fähig ist? Ein anderes ist Religion und Religionsgeschichte. Nach §. 21 ist die heil. Schrift „Richtschnur meiner Urtheile und meines Verhaltens." Ist es die ganze oder nur derjenige Theil der Schrift, den wir das N. T. nennen? Beide Theile sind doch wohl ihrem Inhalte nach von einander sehr unterschieden. Sollten wir uns nach der ganzen Schrift richten: so müssen wir nach dem alten Testamente Juden, und nach dem neuen Christen seyn. Und wie kann die Schrift Richtschnur meiner Urtheile und meines Verhaltens anders seyn, als durch die Urtheile meiner Vernunft, die sie auslegen, ihren Sinn erforschen, mit den Grundsätzen der Vernunft vergleichen, und sie nur dann zur Richtschnur meiner Urtheile machen kann, wenn der in ihr liegende oder ihr zugeeignete Sinn mit den allgemeinen Vernunftwahrheiten übereinstimmt. Ist dann nicht eigentlich die Vernunft die Richtschnur meiner Urtheile und meines Verhaltens, und die Schrift nur ein dargebotener Stoff, den die Vernunft bearbeiten muss? Nach §. 27 giebt es nur Einen Gott, der sich uns aber nach Jesus Lehre als Vater, Sohn und Geist geoffenbart haben soll. Was mag sich doch die arme Jugend dabey denken, wobey der Lehrer sich selbst nichts denken kann! Wozu solche Floskeln in einem Religionsunterrichte? In einer Dogmatik mögen sie noch Statt finden. Ist es denn nicht genug, dass Jesus das ist, wofür er sich ausgab, Gottes Gesandter, und dass Gottes Geist Gott selbst, und der Geist und die Kraft seiner Lehre ist? §. 39 wird gesagt, dass Gott die Leiden und den Tod seines Sohnes für die Strafen gelten lassen wolle, die sein Gesetz dem Sünder drohete, und ihn, wenn er mit vollem Vertrauen sich an ihn wendet (an wen? an Gott? oder an Jesus? und wie, und auf welche Art?), der Sünde entsagt, und seine Vorschriften (wessen Vorschriften? — Man sieht wohl, was der Vf. meint, aber es ist doch nicht bestimmt gesprochen) als gerecht, d. i. schuldlos (?) behandeln wolle. Denkt sich der Vf. bey allem diesem etwas Deutliches? Glaubt er wirklich, dass in Gottes Gerichte Einer für den Anderen gestraft werden kann, und dass der Schuldige nun schuldlos ist, weil er das glaubt und der Sünde entsagt. Bleibt nicht die Schuld und Strafe (natürliche) immer? Und verliert sich nur noch im Gewissen durch Verwandlung unedler Gesinnungen in edle? Und wozu diese

KLEINE SCHRIFTEN.

KATECHETIK. *Ansbach*, b. Gaffert: *Erinnerungen aus dem (an den) christlichen Religionsunterricht für Confirmanden am Tage ihrer öffentlichen Confirmation.* 1809. 24 S. 8. (2 gr.) Dieser Unterricht enthält weder das Wesentliche, noch das Wichtigste der christlichen Religion, welches er zufolge der Einleitung enthalten soll. Zum Wesentlichen rechnen wir solche Lehren, ohne welche die Religion, und die christliche, von der hier die Rede ist, nicht seyn kann.

oraus wissen
n war, die
Vereinigung
em?) Wie
Hier wird
gion, christ-
graphie mit
nn Niemand
uben? Und
e nähere Be-
eligion Ver-
s? Und ist
der Anwei-
kommenste?
nd Wahrhei-
nicht ver-
elches seine
las ist christ-
den sich in
n Taufbunde

sagt, ist blosse Dogmatik und gehört gar nicht zur Religion. Überhaupt ist von der Taufe verhältnifsmäfsig zu viel gesagt. Die Religionspflichten hingegen sind beynahe nicht berührt. Enthält nun dieser Unterricht nicht das Wesentliche der christlichen Religion: so enthält er auch nicht das Wichtigste, denn dieses ist eben das Wesentliche, d. h. die Haupt- oder Grund-Lehren, woraus sich die übrigen leicht herleiten lassen. Wie kommt es übrigens, dafs der Vf. die allgemeinen Pflichten gegen Gott und den Nächsten von der Bestimmung des Menschen unterscheidet, und diese blofs in die Selbstbeherrschung setzt? Gehören jene Pflichten nicht auch mit zur Bestimmung des Menschen? Φ.

Darmstadt: *Christlicher Religionsunterricht für die Jugend besonders für Confirmanden*, von *J. W. Lichthammer*, Pfarrer bey der Stadtgemeine zu Darmstadt. 1809. 5 Bog. 8. (3 gr.) Dieser Unterricht ist vollständiger und zweckmäfsig, und, wenige Stellen ausgenommen, ganz moralisch. Er empfiehlt sich durch Ordnung und Fafslichkeit, und sucht durch eingestreuete Liederverse die Lehren erbaulich zu machen. Dafs er in Fragen und Antworten abgefafst ist, billigen wir nicht. Denn ein solcher Unterricht macht bequeme Lehrer und Schüler: man fragt und antwortet, wie es da steht. Der Inhalt ist gröfstentheils rein und vernunftmäfsig. Doch erinnern wir Folgendes: S. 3 wird das alte und neue Testament wie gewöhnlich erklärt; nämlich jenes durch Schriften, welche lange vor Christi Zeiten, und dieses durch Schriften, welche nach Christi Zeiten geschrieben sind. Hienach gehört auch Homer und Hesiodus zum alten, und L. An. Seneca und Quintilian zum neuen Testamente? S. 7 soll der Gedanke an Gottes Allmacht uns ermuntern, ihn stets mit kindlicher Ehrfurcht zu verehren. Wie fliefst diese aus der blofsen Allmacht? S. 5 wird Jesus für Gott erkannt, weil er mit Gott in der genauesten Verbindung stehe, und er sich selbst den eingebornen Sohn seines himmlischen Vaters genannt habe, und seine Apostel versichern, dafs er im Anfange bey Gott gewesen, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes sey, und ihn daher selbst Gott genannt haben! Was sind diefs für Argumente bey einer der Vernunft so ganz neuen und widersprechenden Lehre? Hat sich denn Jesus je Gott genannt? Und hätte er sich so genannt: wer könnte einem Menschen, und wenn er auch die gröfsten Thaten zu thun vermögend wäre, glauben, wenn er von sich sagte, er sey Gott? So liest man auch von einem heiligen Geiste, durch den uns Gott zu allem Guten beystehen soll, ohne nur mit einem Worte zu gedenken, wer dieser heilige Geist sey; ferner von einer Auferweckung der Leiber und von einem Gerichte Jesu. S. 21 wird der Glaube an Jesum so erklärt, dafs man Alles, was uns die Bibel von der Person Jesus sagt, für untrüglich wahr und gewifs halte u. s. w. Wie viel sagt aber nicht die Bibel von Jesu, nach den jüdischen messianischen Begriffen, und wie viel auch metaphorisch! Sollen wir diefs alles für die Sache selbst halten, oder nur für eine gewisse Form und Einkleidung derselben? Und die Bibel sagt uns diefs eigentlich nicht, sondern die biblischen Erklärer. Denn wenn jene es sagte: so müfsten die Erklärungen alle übereinstimmen. Übrigens sind die Erklärungen des Vfs. sehr vernünftig. Z. B. Was ist natürliche und geoffenbarte Religion? Was ist die Versöhnung der Menschen durch Christum? — Und wir trauen es ihm zu, dafs er auch das Übrige richtiger dargestellt haben würde, wenn er frey und ohne systematische Bande hätte reden dürfen oder wollen. Gewifs, am bedenklichsten sind diejenigen Katechismen, welche weder warm noch kalt, weder alt noch neu, sondern ein Mittelding zwischen beidem — und gleichsam paläoneologisch, oder neo-paläologisch, und folglich in keinem Falle consequent sind. Φ.

Königsberg, b. Nicolovius: *Belehrungen des Christenthums über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen.* Ein Leitfaden zum Unterricht der Confirmanden, von *Karl Gottlieb Fischer*, ehemaligem Pfarrer des königl. grofsen Hospitals zu Königsberg in Preussen. 1808. 102 S. 8. (8 gr.) In kurzen Sätzen aus den Fragen: Was bin ich? Woher bin ich? Unter wem stehe ich? Wo lebe ich? Wozu lebe ich in der Welt? Wie kann ich so glücklich werden, als mich Gott haben will (als es Gott will)? Wie suche ich glücklich zu werden? sagt der Vf. alles brav und gut. Das Spielende der Fragen mag Vielen gefallen, und das Aufmerken und Behalten erleichtern. Dafs manche Materien nicht an ihrer rechten Stelle sind, und manche Wiederholungen vorkommen, war wohl nicht zu vermeiden. Φ.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Altona*, b. Hammerich: *Timotheus. Dem gebildeteren Landmann vorzüglich gewidmet.* Das ist meine Freude, dafs ich mich zu Gott halte. Ps. 73, 28. 1812. 243 S. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser Schrift ist Hr. *Petersen*, Prediger zu Bau bey Flensburg. Bey Ausarbeitung derselben setzte er sich den Zweck vor Augen, dadurch zur Religiosität und zu einer weiseren Anwendung des Lebens zu erwecken. Er wollte durch mehrere aufgestellte Beyspiele zeigen, wie der christliche Landmann und Arbeiter durch so manches Ereignifs seines täglichen Lebens veranlafst werden könne, sich mit seinem Sinn und Herzen zu Gott zu nahen. Timotheus ist ein alter, erfahrner, ehrwürdiger und gelehrter Landmann, der seine Erfahrungen und Ansichten seinen jüngeren Lebensgenossen mittheilt. Die Einfalt und Herzlichkeit, mit der er dieses thut, hat viel Einnehmendes, und die Natürlichkeit seiner Ansichten viel Überzeugendes. Wo er auf Vorurtheile und fehlerhafte Gewohnheiten seiner Landleute zu reden kömmt, weifs er sich mit vorsichtiger Rechtschaffenheit zu benehmen, und schonend den wunden Fleck anzugreifen. Besonders hat auch Rec. die zweyte Abtheilung gefallen, welche des alten Vaters Timotheus gesammlete Aufsätze enthält. Der dreyzehnte Aufsatz: Es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden, ist eben so voll Wahrheit, als voll Einfalt. Und so auch die andere. Die in dieser Abtheilung entlehnten Aufsätze von *Krummacher* und *Engel* stehen an ihrer Stelle. Wir wünschen dem Buche viele Leser unter den Landleuten; es wird seines Zwecks nicht verfehlen. Bc.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 DECEMBER, 1812.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Halle, b. Hemmerde: *Herodoti Halicarnaſſei hiſtoriarum libri, qui enarrationem pugnarum inter Graecos et Perſas complectuntur.* Textum recognitum cum ſummariis, excerptis ſuperiorum interpretum ſuisque animadverſionibus et indicibus edidit *Davides Schulz.* Praemiſſa eſt diſſertatio de Herodoti vita, dialecto et ſcribendi genere. Vol. I. 360 S. Vol. II. XX, 44 u. 528 S. 1809. 8. (4 Rthlr.)

2) Lemgo, b. Meyer: Ἡροδότου Ἁλικαρνησσέως Ἱστορίης ἀπόδεξις. Κτησίου Κνιδίου λείψανα. *Herodoti Halicarnaſſei et Cteſiae Cnidii quae exſtant opera et fragmenta graece.* Recenſuit et Weſſelingianae recenſionis varietates adjecit *D. Anguſt. Chriſt. Borheck.* Editio altera, priori correctior et auctior. T. I. 1808. 6, 168 u. 414 S. T. II. 470 S. T. III. 1810. 602 S. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Einem Mangel in unſerer Literatur, welcher die Vernachläſſigung eines claſſiſchen Geſchichtſchreibers zur ſchädlichen Folge gehabt habe, wünſchte Hr. Prof. *Schulz*, wo möglich, abzuhelfen, und ſo entſtand das Werk (No. 1), deſſen Inhalt jetzt näher angezeigt werden ſoll. Der erſte Band enthält den Text des Herodotus vom 94 Capitel des ſechſten Buches an bis zum Ende des neunten, gröſstentheils nach der ſchäferiſchen Recenſion, in längeren oder kürzeren Abſchnitten, je nachdem es der Inhalt, der über jedem einzelnen angegeben iſt, zu fodern ſchien. Den zweyten Band eröffnet eine Vorrede von Entſtehung, Plan und Zweck des Werkes; in der darauf folgenden *diſſertatio* werden die uns bekannten Lebensumſtände des Herodotus, nach *Weſſeling*, erzählt, und einige allgemeine Bemerkungen über den Dialekt des Schriftſtellers und ſeine Schreibart gemacht; dann folgt der Commentar, welcher theils Auszüge aus *Weſſelings*, *Valkenärs* und *Larchers* Anmerkungen, theils des Vfs. eigene Erläuterungen enthält; den Beſchluſs machen zwey Indices, der eine über die Nomina propria, der andere über die Gräcität.

Wir ſtimmen mit Hn. *Schulz* darin völlig überein, daſs Herodotus mehr als Plutarchus oder Cebes auf Schulen geleſen zu werden ſich eigne; auch daſs, wenn einmal eine Auswahl getroffen werden ſollte, die letzten Bücher, welche den Kampf der Griechen gegen die Perſer erzählen, den Vorzug verdienten. Weniger zu billigen iſt das Verfahren, welches er bey den Auszügen aus *Weſſ.* und *Valck.* beobachtet hat; denn in dieſen läſst ſich oft das, was jene beiden Männer lehren, von dem, was er ſelbſt ſagt, äuſserlich nicht unterſcheiden, und zuweilen gewinnt es ſogar das Anſehen, als ob ſie gerade das Gegentheil deſſen meinten, was ſie doch eigentlich wollten. Betrachten wir aber nun das, was er ſelbſt zur Erläuterung des Schriftſtellers, namentlich in Hinſicht auf Sprache und Kritik, hinzugethan hat: ſo finden wir unter wenigem des Beyfalls Würdigen Vieles, was eine befremdende Unbekanntſchaft mit der Sprache und groſse Nachläſſigkeit verräth. Zum Belege dieſes Urtheils wird Folgendes hinreichen.

VI. 94. Ὁ δὲ Πέρσης τὸ ἑωῦτοῦ ἐποίεε. Ὁ Πέρσης iſt hier, wie an hundert Orten, ὁ βασιλεὺς τῶν Περσῶν. Dieſs weiſs der Vf. recht gut, fügt aber hinzu: „*uno loco*, lib. VIII. 136 extr., τὸν Ἀθηναῖον *eodem modo dictum inveni, quo* ὁ Πέρσης *hic et ſaepius alibi ponitur.*“ Alſo wäre ὁ Ἀθηναῖος dort ὁ βασιλεὺς oder wenigſtens τύραννος τῶν Ἀθηναίων? Nichts weniger. Die Stelle heiſst: τάχα δ' ἂν καὶ τὰ χρηστήρια ταῦτά οἱ προλέγοι, συμβουλεύοντα σύμμαχον τὸν Ἀθηναῖον οἱ ποιέεσθαι. Es iſt alſo bloſs der auch beym Herodot (ſ. *Weſſ.* zu VII. 149) wie bey den Attikern ganz gebräuchliche Singularis anſtatt des Pluralis der Völkernamen, und die Stelle war vielmehr als entſcheidend für dieſen Gebrauch anzuführen, da es an anderen zweifelhaft ſcheinen kann, ob das Oberhaupt verſtanden, oder das ganze Volk als Einheit gedacht worden ſey. — Cap. 96. Ἐπεὶ δὲ ἐκ τοῦ Ἰκαρίου πελάγεος προσφερόμενοι προσέμιξαν τῇ Νάξῳ, (ἐπὶ ταύτην γὰρ δὴ πρώτην ἐπεῖχον στρατεύεσθαι οἱ Πέρσαι μεμνημένοι τῶν πρότερον,) οἱ Νάξιοι πρὸς τὰ οὔρεα οἰχοντο φεύγοντες, οὐδὲ ὑπέμειναν. Mit Recht iſt hier die Interpunction geändert, und μεμνημένοι auf die Perſer bezogen worden, denn die Naxier hätten durch die Erinnerung an das Vorige (vgl. V, 34) vielmehr beſtimmt werden müſſen, ſich in der Stadt zu vertheidigen. — Cap. 97. Ἐγὼ γὰρ καὶ αὐτὸς ἔτι τοιοῦτα φρονέω, καί μοι ἐκ βασιλῆος ὧδε ἐπέσταλται. Hier iſt nicht einzuſehen, warum von der durch drey Codices beſtätigten Lesart *Weſſ's.* τοσαῦτα, auf welches auch die frühere Vulgata ἐπὶ τοσοῦτό γε hindeutet, abgewichen worden iſt. ἔτι τοσαῦτα iſt ganz, wie wir ſagen: ich ſelbſt habe *noch ſo viel* Einſicht. τοιοῦτα hingegen läſst ſich kaum anders erklären, als durch ein wunderliches ὕστερον πρότερον: der König hat mir dieſs aufgetragen, und *überdieſs* denke ich ſelbſt ſo. — Cap. 98. Μετὰ δὲ τοῦτον ἐνθεῦτεν ἐξαναχθέντα Δῆλος ἐκινήθη, ὡς ἔλεγον οἱ Δήλιοι, καὶ πρῶτα καὶ ὕστατα μέχρι ἐμεῦ σεισθεῖσα. Nachdem die Verſuche *Weſſ's.* und *Valck's.*, dieſe Stelle mit Thucyd. II, 8 (ἔτι δὲ Δῆλος ἐκινήθη ὀλίγῳ πρὸ τούτων, πρότερον οὔπω σεισθεῖσα, ἀφ' οὗ Ἕλληνες μέμνηνται) in Übereinſtimmung zu bringen, angeführt ſind, ſetzt der Vf,

hinzu: „*Plane subscribimus extremae Valck. notae: vixisse quidem Herodotum usque ad tempus, quo secundum Thucydidem Delos mota dicatur, sed haec jam olim scripto consignata audum ante videri in vulgus emisisse; ut adeo Delus ipsi dici potuerit, si vera narrabant Delii, tum temporis πρῶτα καὶ ὕστατα μέχρι ἐμεῦ σεισθεῖσα.*“ Allein hiemit ist blos der eine Theil der Schwierigkeit gehoben, und die Worte des Thucydides *πρότερον οὔπω σεισθεῖσα* widersprechen so lange, bis man auch darin *Valck.* beytritt, dass die vom Herodot erwähnte Erderschütterung nicht allgemein bekannt oder anerkannt gewesen sey, und dass dies durch die Worte *ὡς ἔλεγον οἱ Δήλιοι* angedeutet werde. — Cap. 103. *Κτείνουσι δὲ οὗτοί μιν κατὰ τὰ πρυτανήϊον νυκτὸς, ὑπείσαντες ἄνδρας.* Mit Portus ist dies *ὑπείσαντες* im Index unter *ὑπιέναι* aufgeführt, und durch *clam mittentes* übersetzt. Jetzt kann der Vf. durch Buttmann oder Matthiae eines Bessern belehrt seyn. Ohne Grund auch ist hier von *Wess.* Interpunction, der *νυκτὸς* mit *ὑπείσαντες* verbindet, abgewichen; *νυκτὸς* bezeichnet nicht die bestimmte Nacht, in welcher Cimon getödtet wurde, sondern im Allgemeinen die Zeit, wo seine Feinde ihm Hinterhalt zu legen pflegten. — Cap. 105. *Ἀποπέμπουσι ἐς Σπάρτην κήρυκα Φειδιππίδην.* Nepos Milt. 4 nennt denselben Läufer Philippides. Zu dieser Abweichung, die blos daher rührt, dass andere griechische Schriftsteller ihn *Φιλιππίδης* nennen, macht der Vf. folgende Bemerkung: „*facilis est ac frequens commutatio cognatarum illarum δ et λ literarum: δάκρυμα, lacryma.*“ Sollte hier eine paläographische Notiz beygebracht, oder durch Analogie demonstrirt werden, Phidippides und Philippides sey einerley? und welches von beiden ist seltsamer? — Cap. 107. *Τῆς παροιχομένης νυκτὸς ὄψιν ἰδὼν ἐν τῷ ὕπνῳ τοιήνδε.* Die Worte *ἐν τῷ ὕπνῳ*, welche in zwey Codicibus fehlen, scheinen dem Vf. unächt, und er schliesst sie mit Klammern ein, weil an den übrigen Stellen, wo sie gefunden werden, *νυκτὸς* oder *ἐν τῇ νυκτὶ* nicht dabey stehe, VII, 12 hingegen, wo *ἐν τῇ νυκτὶ* stehe, *ἐν τῷ ὕπνῳ* fehle. Was die lezte Stelle betrifft: so wäre es, da *κατύπνωσε* unmittelbar vorausgeht, mehr als herodoteische Genauigkeit gewesen, zu schreiben *ἐν τῷ ὕπνῳ ἐν τῇ νυκτί.* Die übrigen Stellen aber sind von anderer Art, und fodern entweder keine Zeitbestimmung, oder haben sie sonst schon, wie VI, 118. Hier aber heisst es *τῆς παροιχομένης νυκτὸς*, und *ἐν τῷ ὕπνῳ* wird hinzugefügt, weil ja auch einem Wachenden in der Nacht ein Gesicht erscheinen kann. — Cap. 109. *Καὶ ἦν μέν γε ὑποκύψωσι τοῖσι Μήδοισι, δέδοκται τὰ πείσονται παραδεδομένοι Ἱππίῃ.* Um das *palam est* des Laurentius Valla zu würdigen, musste die Lesart eines Codex, welcher *δέδεκται* für *δέδοκται* hat, bedacht werden; dann wäre das Urtheil: *minus accurate*, weggefallen, *δέδοκται* übrigens ist richtig: wenn sie sich den Medern unterwerfen: so ist ihr Untergang ausgemacht. Oder vielleicht auch: so haben sie selbst beschlossen, über sich verhängt, was ihnen widerfahren wird. — Ebendaselbst: *ἢν δὲ τῶν ἀποσπευδόντων τὴν συμβουλὴν ἕλῃ.* Für *συμβουλὴν* hat *Wess.* aus einem Codex *συμβολὴν* aufgenommen, welches *Valck.* und *Reiske* billigten. Der Vf. behält, mit *Schäfer*, *συμβουλήν*. Da aber das in diesem Capitel öfters vorkommende *συμβαλεῖν* und *συμβολὴ* die Lesart des Codex, der überdiess einer der vorzüglichsten ist, zu bestätigen scheint: so musste zur Vertheidigung der Vulgata wenigstens dargethan werden, dass Herodot die Form *συμβουλὴ* für *συμβουλίη* gebraucht. Vgl. *Wess.* zu III, 1. So lange dies nicht erwiesen ist: scheint es rathsamer, *συμβολὴν* anzunehmen, und mit *Reiske* *ἔσχῃ* für *ἕλῃ* zu lesen. — Cap. 115. *Τῇσι δὲ λοιπῇσι (νηυσὶ) οἱ βάρβαροι ἐξαναχρουσάμενοι — περιέπλωον Σούνιον.* Um die Art des Rückzuges der Schiffe, welche das Wort *ἐξαναχρούεσθαι* bezeichnet, noch deutlicher zu machen, setzt der Vf. nach einem Auszuge aus *Valck.* zu VIII, 84 hinzu: „*Praepositiones facti celeritatem significant: auf und davon, Germanus forte dixerit.*“ Und gleichwohl sagt er selbst vorher, das Wort bedeute *sensim se recipere, non fugere.* Durch *solche* Vergleichungen der beiden Sprachen wird nichts gewonnen. *ἀνὰ* drückt die rückgängige Bewegung, und *ἐξ* den Abzug aus. — Cap. 125. *Ὁ δὲ Ἀλκμαίων πρὸς τὴν δωρεὴν ἐοῦσαν τοιαύτην τοιάδε ἐπιτηδεύσας, προσέφερε.* Das Comma nach *ἐπιτηδεύσας* verdunkelt den Sinn, zu dessen Erklärung um so mehr etwas gesagt werden musste, da *Valck.* an dem *προσέφερε* anstiess, und *προσέφευγε* dafür lesen wollte. *Aviditas*, sagt er, *Alcmaeonis dono nondum contenta πρὸς τὴν δωρεὴν ἐοῦσαν τοιαύτην τοιάδε ἐπιτηδεύσας προσεφεύγε· insuper talia commentus est.* Aber Alcmäon begnügte sich in der That mit dem Geschenke, welches ihm alles das Gold zum Eigenthume verhiess, *τὸν ἂν δύνηται τῷ ἑωϋτοῦ σώματι ἐξενείκασθαι ἁπαξ*, und wandte nur, um ihm den möglichst weitesten Umfang zu geben, die beschriebene Methode an. Also: *donum ita cum comparatum esset, hanc ad illud artem excogitans adhibuit;* und dies ist die gewöhnliche Bedeutung von *προσφέρειν*. — Cap. 128. *Ἐν τῇ συνεστοῖ διεπειρᾶτο.* Dieser Lesart zweyer Handschriften gab *Wess.* in den Noten seinen Beyfall vor der Vulgata *συνεστίῃ*, und Hr. *Schulz* hat sie in den Text aufgenommen. Er erklärt sie, wie *Wess.*, *in familiari usu et convictu*, und führt zur Bestätigung die ähnlichen Wörter *εὐιστὼ* und *ἀπιστὼ* an. Allein aus diesen Wörtern selbst und aus den Stellen, die *Valck.* zu I, 85 anführt, erhellet deutlich, dass *συνεστὼ*, wenn es jemals gebräuchlich war, nichts anderes bedeuten konnte, als *συνουσία*, Gesellschaft, Zusammensеyn überhaupt. An unserer Stelle nun, wo schon vorher gesagt worden war, dass Klisthenes die Freyer seiner Tochter geprüft habe, *καὶ ἐπὶ ἑκάστῳ ἐὼν ἐς συνουσίην καὶ συνάπασι*, und wo es darauf heisst: *καὶ ἐς γυμνάσιά τε ἐξαγινέων, ὁκόσοι ἦσαν αὐτῶν νεώτεροι, καὶ τόγε μέγιστον ἐν τῇ συνεστίῃ διεπειρᾶτο*, da musste nothwendig eine besondere Art der Prüfung, nicht mehr die allgemeine durch den Umgang überhaupt, angezeigt werden, und dies geschieht durch das Wort *συνεστίη*, die Mahlzeit. Vgl. Steph. Thes. Ind. h. v. und das Adj. *συνεστιος*. Dieses hätte also nicht geändert werden sollen. — Cap. 129. *Κατέχων πολλὸν τοὺς ἄλλους ὁ Ἱπποκλείδης· κατέχειν* wird hier richtig durch *re-*

primere erklärt. Es ist unser *nicht aufkommen lassen*. Aber die Stellen aus Thucydides, I, 17 und 130, gehören nicht hieher, da in der ersten durch den darauf folgenden Infinitiv κατεργάζεσθαι das, woran Griechenland verhindert wurde, ausgedrückt ist, in der zweyten aber, wo κατέχειν τὴν διάνοιαν vorkommt, der Accusativ, wie gewöhnlich, die *Sache* enthält. — Ebendas. Ὦ παῖ Τισάνδρου, ἀπορχήσαό με μὴν τὸν γάμον. Hier werden zur Erklärung des Wortes ἀπορχήσασθαι, vertanzen, durch Tanzen verlieren, die gleichfalls mit ἀπὸ zusammengesetzten Verba ἀπομανθάνειν, ἀπολειτουργεῖν und ἀποδοκιμάζειν angeführt. So wäre demnach ἀπομανθάνειν durch Lernen verlieren (eine Bedeutung, die nur zufällig neben der eigentlichen des Verlernens bey Xenophon Cyrop. IV, 3, 14 auch paßt), ἀπολειτουργεῖν (ein Wort, das einmal bey Antonin. X, 21 steht und *ausdienen* heißt) durch Dienen verlieren, u. s. w. Aber noch weit sonderbarer und fast komisch ist die Vergleichung der herodoteischen Redensart ἐκπλῶσαι ἐκ τοῦ νοῦ, welche bedeuten soll: *sich um den Verstand, vom Verstande schiffen*. Das Wahre darüber sagt *Wess.* zu III, 155, wo er zugleich wegen einer dort befindlichen Variante den Vers des Aristophanes (Nub. 137) καὶ φροντὶδ' ἐξήμβλωκας ἐξευρημένην anführt. Aus diesem Verse nun zieht unser Vf. das ἐξήμβλωκας auch herbey, als erläuternd für die Redensart ἐκπλῶσαι ἐκ τοῦ νοῦ, und hebt dadurch seine eigene Erklärung, sich um den Verstand schiffen, stillschweigend wieder auf, welches an und für sich freylich gut ist. Endlich muß auch Homer noch einen Beytrag liefern, indem er Od. σ, 326 auf ähnliche Weise sagen soll: σύ γέ τις φρένας ἐκπεπαταγμένος ἐσσι. Nun fehlten nur noch die übrigen mit ἐξ zusammengesetzten Verba. — Cap. 130. Τῆς ἀξιώτιος εἵνεκα τῆς ἐξ ἐμεῦ γῆμαι. Wenn man über diese Stelle Erläuterung im Index sucht: so findet man Folgendes: „ἄξιος *dignus; interdum pro* ἀντάξιος, *par, aequiparandus* VII, 104. *Hinc* ἀξίωσις VI, 130." Eben so wenig findet man irgendwo Aufschluß über die Worte ἐξ ἐμεῦ γῆμαι, die um so mehr einer Erklärung bedurften, da ein Unerfahrner leicht τῆς ἐξ ἐμεῦ verbinden und θυγατρὸς hinzudenken könnte. Und doch schrieb der Vf. für Unerfahrne, wie Mehreres von dem beweist, was er erklärt, z. B. VI, 127, wer die Dioskuren gewesen, 137, was τοσοῦτον — ἴσον bedeute, und viele Artikel im Index. — Cap. 132. Φὰς αὐτοὺς καταπλουτιεῖν, ἢν οἱ ἕπωνται. Mit Bezug auf diese Stelle heißt es im Index: καταπλουτεῖν *perdivitem esse*. VI, 132. Dieß rührt wohl unstreitig von einem der Schüler her, deren Theilnahme an der Verfertigung des Index p. XVII der Vorrede erwähnt wird. Wir verweisen ihn auf Buttmanns griechische Grammatik §. 86. Anmerk. 14. — Cap. 138. Καὶ σφισι βουλευομένοισι δεινόν τε ἐξέδυνε, μὴ διαγινώσκοιεν etc. Die Uebersetzung: *horrendum quoddam subibat eorum animum*, ist wenigstens zweydeutig, und kann leicht von dem fürchterlichen Entschlusse der Pelasger, die Kinder der Athenerinnen zu tödten, verstanden werden. Aber wegen des Folgenden τί δὴ ἀνδρωθέντες δώσειν ποιήσουσι, muß es bedeuten: es kam ihnen gefährlich vor, sie glaubten fürchten zu müssen. Vgl. δεινὰ ποιευμένους VII, 35. Das Verbum διαγινώσκειν übrigens, so wie Cap. 136 προσγίνεσθαι, sucht man vergebens im Index.

VII, 6. Οὗτός τε δὴ χρησμῳδέων προσεφέρετο, καὶ οἵ τε Πεισιστρατίδαι καὶ οἱ Ἀλευάδαι γνώμας ἀποδεικνύμενοι. Die ersten Worte werden in den Anmerkungen so erklärt: *oracula canens illis auxilio ferebatur*, und der Index wiederholt es, beiden Sprachen zum Trotz. Denn es ist von den Anregungen die Rede, durch welche Onomacritus und die Pisistratiden und Alcmaeoniden den Xerxes zum Kriege bewegen wollten. Also: *ille oracula canendo, hi sententias dicendo Xerxem aggressi sunt.* — Cap. 10, 1. Ἤτοι κατὰ γῆν ἢ καὶ κατὰ θάλασσαν ἐσσωθῆναι, ἢ καὶ κατ' ἀμφότερα. Zu diesen durchaus falschen Worten wird eine Anmerkung gemacht: „*subintell.* τὰ μέση. *terra marique. Infra* c. 139. Καὶ „οὕτω ἂν ἐπ' ἀμφότερα ἡ Ἑλλὰς ἐγίνετο ὑπὸ Πέρσῃσι." Aber an dieser Stelle heißt ἐπ' ἀμφότερα *in beiden Fällen*. Der Schriftsteller redet von dem Schicksale, welches Griechenland wahrscheinlich gehabt haben würde, wenn nicht die Athener zur See sich den Persern entgegengestellt hätten: dann hätten die Lacedämonier, von allem Beystand der übrigen Griechen entblößt, entweder fallen, oder sich den Persern ergeben müssen, *und so würde Griechenland in beiden Fällen den Persern unterthan geworden seyn.* — Ebendas. 2. Οἰκὼν ἀμφοτέρῃ σφι ἐχώρησε. Den Sinn dieser Stelle, welche *Wess.* nicht verstand, hat unser Vf. richtig so angegeben: „*Sibi quasi opponit haec ipse Artabanus: non ergo in utraque parte (et mari et terra) iis successit. Jam his respondet: verum tamen si etc.*" — Ebendas. 5. Ὁρᾷς δὲ ὡς ἐς οἰκήματα τὰ μέγιστα αἰεὶ καὶ δένδρεα τὰ τοιαῦτ' ἀποσκήπτει βέλεα. *Larcher* bezieht τὰ τοιαῦτα auf δένδρεα. Hr. *Schulz* findet dieß *inept*, da δένδρεα schon hinlänglich durch μέγιστα bestimmt sey, und βέλεα allein hier nicht habe gesagt werden können. Man braucht aber nur mit dem mediceischen Codex τὰ βέλεα zu lesen, und *Larcher* hat unstreitig Recht. Was soll in diesem Zusammenhange, wo an nichts anders als an Blitze gedacht werden kann, das matte τὰ τοιαῦτα βέλεα? — Ebendas. 8. Γνόντα ἐπ' οἵους ἄνδρας ἀναγινώσκεις στρατεύεσθαι βασιλῆα. Den Irrthum *Larchers*, welcher γνόντα nicht auf den Mardonius, sondern auf das vorausgegangene τινὰ bezieht, rügt der Vf. ziemlich hart, begeht aber selbst einen, indem er übersetzt: *tu, qui bene nosti, cum qualibus viris bellum inire regi persuades.* Artabanus prophezeyet dem Mardonius ein schmähliches Ende im Kriege gegen die Griechen. Aber daß er gegen seine Überzeugung die Griechen als verächtliche Feinde dem Xerxes vorgestellt habe, dieß konnte er ihm nicht mit Wahrscheinlichkeit vorwerfen; und wenn er es thut: wie schwächt er dadurch den Ausgang seiner prophezeyenden Rede, indem er in den Ton des Anklägers fällt, dessen er selbst im Anfange nicht den Mardonius würdigt. γνόντα heißt also: *nachdem du wirst eingesehen haben.* — Cap. 15. Πέμπει ἄγγελον ἐπὶ Ἀρτάβανον καλέοντα. Dieß soll so viel seyn, als ἐπικαλέοντα Ἀρτάβανον „*per tmesin frequentissimam. Si conjungeretur* πέμπει ἐπὶ Ἀρτ., *Graecum hoc utique esset, sed abundaret* καλέοντα, *ut bene monet*

Valck.“ Glaubt man nun nicht, auch *Valck.* nehme die Tmesis an? Aber man wird getäuscht. Vielmehr hält dieser καλέοντα für Glosse; *neque enim*, sagt er, *praepositio ἐπὶ in tali structura censeri posset a verbo avulsa.* Und diese Vermuthung gewinnt dadurch einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, dass ἐπὶ in mehreren Codicibus fehlt, wovon aber Hr. *Schulz* nichts erwähnt, wie denn überhaupt die Angabe der Varianten, auch in wichtigen Fällen, höchst unkritisch von ihm vernachlässigt wird. Z. B. VII, 10, 2 ἀμφοτέρῃσι für ἀμφοτέρῃ σφι. Ebend. 5 τὰ βέλεα für βέλεα. 17 ἆρα σὺ δὴ κεῖνος ἧς für σὺ δὴ κεῖνος εἶς. 20 ἀναισιμομένῳ für ἀνομένῳ, denn so, und nicht ἀναισιμουμένῳ, wie der zweydeutige Auszug aus *Wess.* erwarten lässt, hat ein Codex. 25 παρασκευάζοντο für παρασκευάζετο. Ebend. πορθμήσιν für πορθμηίοισι.. *Wess.* zieht das Erste vor, wovon man nichts erfährt, indem die mit *W.* und *S.* bezeichnete Note blos von πορθμήϊον handelt. — Cap. 35. Καὶ κατεῖναι ἐς τὸ πέλαγος πεδέων ζεῦγος. Im Index heisst es: „κατιέναι, κατεῖναι, *devenire, redire, descendere.*“ Aber das Daseyn eines Infinitivs εἶναι von εἰμι ist noch nicht erwiesen; wenigstens ist das beym Herodot V, 108 vorkommende εἶναι, welches Fischer zu Well. II, 507 und Buttmann Gr. S. 291 Anm. von εἰμι ableiten, nichts weiter als der Infin. von εἰμί. Und an unserer Stelle dürfte wohl sonst nicht leicht Einer an ein anderes Stammwort als ἴημι denken. — Cap. 36. Καὶ οἱ μὲν ταῦτα ἐποίεον, τοῖσι προεχέετο αὕτη ἡ ἄχαρις τιμή· τὰς δὲ ἄλλοι ἀρχιτέκτονες ἐζεύγνυσαν. Hiezu lesen wir Folgendes: „ταῦτα ἐποίεον. *Referas ad init.* c. 34 τὴν μὲν λευκολίνου, — τὴν δ' ἑτέρην τὴν βυβλίνην, *sc.* γεφύρην. *Facilis esset mutatio* τοῦ ταῦτα in ταύτας, *at non necessaria, neutrum in talibus usitatissimum pro ceteris generibus.* Τὰς δὲ (γεφύρας, *nam de duplici ponte sermo*) *tamen respondet huic* ταῦτα. *Illos pontes isti fecerunt, hos alii architecti.*“ Eine Erklärung, welche der Grammatik eben so sehr als dem Zusammenhange und dem Sprachgebrauche widerspricht. Das Imperfectum ἐποίεον steht dem ἐζεύγνυσαν entgegen, und beide Handlungen müssen folglich als gleichzeitig fortwährend gedacht werden. Ταῦτα kann sich hier auf nichts anderes beziehen, als auf das zunächst Vorausgegangene, die Züchtigung des Hellespontes und die Hinrichtung der Aufseher beym ersten Brückenbau. Zu τάσδε aber wird leicht aus dem ζεύξι im Vorigen γεφύρας hinzugedacht, und *Valck's.* Vermuthung, dass ἄκτας herausgefallen, scheint ungegründet.

So viel wird hinreichen, unser oben ausgesprochenes Urtheil zu bestätigen. Wir schliessen mit dem Wunsche, dass, wenn einmal eine zweyte Auflage nöthig werden sollte, sie *non uno loco*, wie der Vf. am Schlusse der Vorrede verspricht, von dieser ersten sich unterscheiden möge.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Philologie. *Breslau*, in Commiss. b. Gehr: *Lateinische Elementar-Übungen zum Gebrauch für Schulen.* Herausgegeben von *Carl Friedrich Etzler*, Prof. u. Coll. prim. am Elisabeth-Gymnasium zu Breslau. 1807. Erster Theil Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Latein. ins Deutsche. Erster Cursus. 82 S. Zweyter Cursus 110 S. Zweyter Theil. Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. Erster Cursus. 46 S. Zweyter Cursus. 62 S. Dritter Cursus. 118 S. 8.

Ebendaselbst: *Grammatischer Leitfaden für den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache.* Zu den latein. Elementar-Übungen gehörig. 1808. 38 S. 8.

Ebendas.: *Wort-Register zu den lat. Elementar-Übungen* von *C. F. Etzler*, Prof. u. s. w. 1808. 72 S. 8. (Zusammen 1 Rthlr.)

Schon zehn Jahre früher gab der Vf. *Elementar-Übungen in der latein. Sprache* heraus. Die gegenwärtige, nach einem erweiterten Plane angelegte, Sammlung von Übungsstücken soll nun die Stelle der vorigen vertreten. Die Grundsätze, von denen der Vf. bey der Verfertigung dieses seines Elementarbuchs ausgegangen, hat er in der Vorrede zum ersten Theile dargelegt. Da der Hauptzweck bey Erlernung alter Sprachen ist die Lesung der classischen Autoren, welche in derselben geschrieben haben: so muss, seiner Meinung nach, auch schon die Vorbereitung dazu auf diesen Zweck angelegt seyn. Die besten Stoffe zu Vorübungen der Art sind ihm also immer die, welche aus den Alten selbst geschöpft sind, und den Geist des Alterthums athmen. Ausserdem verlange die grammatische Erlernung fremder und besonders alter Sprachen eine genaue Abstufung in den dahin gehörigen Operationen, eine ununterbrochene Berücksichtigung des Leichteren und Schwereren. An dem Inhalte der dargebotenen Stoffe liege wenig, da die jungen Gemüther durch die Betrachtung der Form hinlänglich beschäftigt, und bey einer zweckmässigen Behandlung desselben auch angezogen werden. Sobald die Declinationen der Substantiven und die activischen Indicativen der Verben erlernt sind, kann dieses Lesebuch vorgenommen werden. — Diesen von ihm aufgestellten Grundsätzen ist der Vf. durchaus treu geblieben, und überall erkennt man den geübten Schulmann, der das Leichte und Schwere beym latein. Sprachunterricht nicht allein aus der Abstraction aufgefasst, sondern hauptsächlich auch durch mannichfaltige Erfahrungen kennen gelernt hat. Die späteren Übungsstücke empfehlen sich auch durch ihren Inhalt. Ob aber die gewählten Stücke jemals dazu werden dienen können, den Geist des Alterthums zu offenbaren, das mag dahin gestellt seyn: es ist schon genug, wenn sie nur die Aufmerksamkeit auf die Erforschung desselben lenken. Und mehr lag auch wohl nicht im Plane des Vfs. Was mit wenig Worten von dem Gebrauche des Buchs und der dabey zu beobachtenden Methode gesagt ist, darüber wird bey keinem Verständigen ein Widerspruch Statt finden. — Auch der zweyte Theil ist mit vieler Sorgfalt und Behutsamkeit ausgearbeitet. Der erste Cursus in sechs Pensen fängt mit dem Gebrauch der substantivischen Declinations-Formen an, und endet mit einigen vorläufigen Übungen des Conjunctivs, jedoch nur in sofern er auch im Deutschen mit ausgedrückt ist. Es ist gar sehr zu billigen, dass die Aufmerksamkeit sobald auf den Gebrauch des Conjunctivs gerichtet wird, da er immer seine eigene Schwierigkeiten hat. Der zweyte Cursus beginnt mit einigen Zusätzen und Erweiterungen des ersten Cursus, Casus und Präpositionen betreffend, und schliesst beym vierten Pensum mit den Übungen im rechten Gebrauche der latein. Verbalformen, besonders der schwereren. Der dritte Cursus beschäftigt sich hauptsächlich mit den Abweichungen des Lateinischen vom Deutschen. Obschon sich der Vf. darüber erklärt hat, dass er diesen Übungen keine Wörter und Redensarten beygegeben: so glaubt Rec. doch, dass es nicht etwa blos für die Bequemlichkeit des Gebrauchs, sondern selbst für die genauere Kenntniss der Sprache von Nutzen gewesen seyn würde, wenn, wo nicht alle, doch wenigstens den schwierigsten Ausdrücken die latein. Wörter beygefügt worden wären. — Der grammatische Leitfaden ist zwar, wie schon die Seitenzahl zeigt, ganz kurz, aber er enthält doch Alles, was diese Elementarübungen an grammat. Kenntnissen voraussetzen. Das Wortregister ist treu und vollständig, und indem es nicht ängstlich die Stellen nachweiset, wo das Wort in dieser oder einer anderen Bedeutung anzutreffen, übt es zugleich des Nachdenken. Pbs.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 DECEMBER, 1812.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEMGO, b. Meyer: *Herodoti Halicarnaſſei et Cteſiae Cnidii quae exſtant opera et fragmenta graece.* Recenſuit D. *Auguſt. Chriſt. Borheck* etc. *(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)*

No. 2. Bey der Beurtheilung der *borheckſchen* Ausgabe des Herodotus kommt es erſtlich auf die Untersuchung des Textes, zweytens auf die Betrachtung des Verzeichniſſes an, welches der Herausgeber von den abweichenden Lesarten der *weſſelingſchen* und *ſchäferſchen* Recenſion am Ende des dritten Bandes gegeben hat. Er ſelbſt fällt in der Vorrede S. 3 folgendes Urtheil über ſeine Arbeit: *Eſt igitur haec noſtra Herodotei operis editio nova nullius priorum repetitio, ſed nova, eaque accurata ejus recenſio, in qua Muſas Herodoteas tam ad veterum librorum fidem, quam e conjecturis virorum doctorum integritati reſtituere tentavimus.* Es wird ſich zeigen, wie ihm dieſer Verſuch gelungen ſey. B. I. C. 1. ἐσβαλομένους δὲ ἐς τὴν νέα, σχεσθαι ἀποπλέοντας ἐπ' Αἰγύπτου. Mit Unrecht iſt dieſe Lesart *Weſſelings* beybehalten worden. Der Sinn fodert den Aoriſtus ἐσβαλομένους, den *Schäfer* aus einem Codex aufgenommen hat. Eben ſo war B. IV. C. 10 ſtatt διδόιτα δὲ ἀπαλλάσσεσθαι mit *Sch.* aus 2 Codd. zu ſchreiben δόντα. — C. 2. πέμψαντα δὲ τὸν Κόλχων βασιλῆα. Hier leſen zwey der beſten Codd. τὸν Κόλχον, und in dem einen ſteht βασιλέα am Rande. Mit Recht alſo lieſs *Sch.* die Gloſſe weg. — C. 5. ὁμοίως σμικρὰ καὶ μεγάλα. So ſchreibt hier Hr. *B.* mit *Sch.*; B. II. C. 74 aber behält er ἐόντες μικροί, wo *Sch.* ebenfalls, nach der Vorſchrift der Grammatiker, auch gegen die Codd. σμικροί ſchreibt. Unmittelbar vorher lieſt unſer Vf. παραβήσομαι ἐς τὸ πρόσω τοῦ λόγου, anſtatt προβήσομαι; hoffentlich nur ein Druckfehler, da παραβ. ſich auf gar nichts ſtützt. — C. 13. Hier wird folgendermaſsen interpungirt: ἦν μὲν δὴ τὸ χρηστήριον ἀνέλῃ, μιν βασιλέα εἶναι Λυδῶν. Weder *Weſſ.*, noch *Sch.*, noch ſonſt irgend Jemand, der weiſs, was ein Enkliticon ſagen will, trennt μιν von ἀνέλῃ. — C. 14. In den Worten πάρεξ δὲ τοῦ ἀργύρου iſt ohne alle kritiſche Autorität der nothwendige Artikel weggelaſſen worden. — C. 29. Statt ὡς ἕκαστος αὐτέων ἐπιχνέοιτο ſteht hier ἀπικνέοιτο. Will man auch dieſen und ähnliche Irrthümer auf Rechnung des Setzers ſchreiben: für die Brauchbarkeit des Buchs wird dadurch nichts gewonnen. — C. 34. Πάντα τοῖσι χρέωνται ἐς πόλεμον ἄνθρωποι. Alle Codd. leſen χρέονται. Wahrſcheinlich lieſs ſich Hr. *B.* durch *Weſſelings* Äuſserung in den *Var. Lect.* (χρέονται *omnes, pro quo* χρέωνται *ſolet Herodotus*) verleiten, auch hier χρέωνται zu ſchreiben. Aber man ſehe *Koen. ad Gregor. Cor. de dial. Ion.* §. XV. — C. 43. Zu den Worten ἐξέπλησε τοῦ ὀνείρου τὴν φήμην wird in den *Var. lect. Schäfers* Lesart φῆμιν erwähnt, und dabey die Vermuthung geäuſsert, es ſey vielleicht ein Druckfehler. Man begreift nicht, was den Anlaſs zu dieſer Vermuthung mag gegeben haben, zumal da φῆμιν in einem Cod. ſteht. Oder kannte Hr. *B.* das Wort nicht? — C. 58. Um ſich von den früheren Herausgebern zu unterſcheiden, ſchreibt der unſerige hier nicht ἐμοί τε mit *Weſſ.*, noch ἐμοιγε mit *Sch.*, ſondern nach einer eigenen Accentlehre ἐμοί γε. — C. 86. ἔλεγε δή, ὡς ἦλθε ἀρχὴν ὁ Σόλων ἐὼν Ἀθηναῖος, καὶ θεησάμενος πάντα τὸν ἑωυτοῦ ὄλβον, ἀποφλαυρίσειε, οἷα δὴ εἰπας τὰ αὐτῷ πάντα ἀποβεβήκεε οἱ, τῆπερ ἐκεῖνος εἶπε. Alſo ſchreibt Hr. *B.*, gröſstentheils nach *Valck.*, nur daſs dieſer οἱ nach ἀποβ. wegläſst. Uns ſcheint die Lesart derjenigen Codd., welche ſtatt τῇ nach εἰπας, woraus *Valck.* τὰ machte, ὥστε haben, die richtige zu ſeyn, und nur mit veränderter Interpunction ſo zu ſchreiben: ἀποφλαυρίσειε, οἷα δὴ εἰπας· ὡς τε αὐτῷ π. ἀπ. οἱ, τῆπερ ἐκ. εἶπε. Faſt eben ſo *Schäfer*, der nur οἷα in οἱ· ἃ zertheilt. Der Sinn iſt folgender: Cröſus ſagte, wie Solon gekommen, und nachdem er ſeine ganze Herrlichkeit geſehen, mit welchen Worten er ſie herabgeſetzt, und wie ihm alles alſo begegnet ſey, wie jener geſagt habe. — C. 118. Die erſten Worte dieſes Capitels Ἅρπαγος μὲν δὴ τὸν ἰθὺν ἔφαινε λόγον zieht Hr. *B.* noch zum vorigen, und fängt das 118 mit Ἀστυάγης δὲ an. Daſs dieſe Abtheilung nicht zu verwerfen ſey, zeigt der Schluſs des vierten Buchs ἡ μὲν δὴ Φερετίμης τῆς Βάττεω τοιαύτη τε καὶ τοσαύτη τιμωρίη ἐγένετο ἐς Βαρκαίους, verglichen mit dem Anfange des fünften οἱ δὲ ἐν τῇ Εὐρώπῃ τῶν Περσέων καταλειφθέντες ὑπὸ Δαρείου. Aber nun hätte auch z. B. das 88 Cap. des I B. nicht mit den Worten ἃ μὲν ταῦτα ἔλεγε, ſondern mit Κῦρος δὲ, deſsgleichen C. 127 nicht mit Πέρσαι μέν νυν, ſondern mit Ἀστυάγης δὲ (vgl. C. 78 und 79) angefangen werden müſſen. Und da der Eingang des ſechſten, achten und neunten Buchs zeigt, daſs μέν, auch wenn es verſchiedene Subjecte trennt, nicht nothwendig den Schluſs macht, wovon ſich auch kein philoſophiſcher Grund angeben läſst, ſo wenig wie vom Gegentheile: ſo war es beſſer, zur Verhütung eines vergeblichen Nachſchlagens, die alte Abtheilung beyzubehalten. —

C. 138. Hier wird von den Perſern erzählt, daſs ſie keinen mit der Krätze Behafteten in ihrem Lande geduldet hätten: ξεῖνον δὲ πάντα, τὸν λαμβανόμενον ὑπὸ τουτέων, πολλοὶ ἐξελαύνουσι ἐκ τῆς χώρης. Den meiſten Erklärern war πολλοὶ anſtöſsig. *Sylburg* ſchlug vor πολλόν, *Reiske* οἱ πολλοί, *Ruhnken* πομποί, *Schäfer* ſchrieb πάλιν. *Reiz* glaubte durch Verſetzung zu helfen, und mit ihm ſchreibt unſer Herausgeber — τουτέων, ἐξελαύνουσι ἐκ τῆς χώρης: πολλοὶ καὶ τὰς λευκὰς περιστερὰς, τὴν αὐτὴν αἰτίην ἐπιφέροντες. Rec. behält die Vulgata bey: jeden Fremden, der davon befallen wird, treiben ſie in Haufen (nicht einzelne oder wenige) zum Lande hinaus. — Vom 165 Cap. an verſucht es Hr. *B.* auf eigene Gefahr, die ioniſchen Formen gegen die Codd. wiederherzuſtellen, da er bisher meiſt nur *Schäfern* zu folgen brauchte. Dabey begeht er manche Inconſequenz und manchen groben Irrthum. So ſchreibt er C. 191 ἐπυθέατο für ἐπύθοντο, läſst indeſſen bald darauf προεπύθοντο ſtehn. C. 183 λαβέειν, und B. IV. C. 5 λαβεῖν u. dgl. m. B. I. C. 178, wo es von der Stadt Babylon heiſst: ἐκεκόσμητο δὲ ὡς οὐδὲν ἄλλο πόλισμα, τῶν ἡμεῖς ἴδμεν, da ſetzt er den Pluralis ἐκεκοσμέατο, und zu den Worten deſſelben Cap. τάφρος βαθέα τε καὶ εὐρέα καὶ πλέη ὕδατος macht er folgende Note: *pro βαθέα καὶ εὐρέα, quod cum W. et S. expreſſimus, nunc Ionica βαθέη καὶ εὐρέη praeferremus; πλέη enim, quod ſtatim ſequitur, Herodotum βαθέη et εὐρέη h. l., ut multis in aliis, Ionum more ſcripſiſſe indicat.*

Wir enthalten uns billig aller weiteren Unterſuchung eines Textes, deſſen Unzuverläſſigkeit und völlige Unbrauchbarkeit aus den angeführten Stellen deutlich hervorgeht, und wenden uns zur Betrachtung des gegebenen Verzeichniſſes von den abweichenden Lesarten *Weſſelings* und *Schäfers*. Hier erfreuet uns auf den erſten Anblick die groſse Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher wir alle Abweichungen, ſelbſt der Interpunction, angegeben finden; wir hoffen der beſchwerlichen Vergleichung der beiden Ausgaben hinführo überhoben zu ſeyn. Aber dieſe Hoffnung iſt eitel; wir finden bey genauerer Prüfung auch dieſes Verzeichniſs ganz unzuverläſſig und unbrauchbar. Im vierten Buche z. B. ſind folgende Lesarten *Schäfers* oder *Weſſelings* nicht angezeigt: C. 1 δυῶν δέοντα τριήκοντα *S.*, δυῷν *B.* mit *Weſſ.*, der aber δυῶν ebenfalls für richtiger hielt, wie aus einer Anmerkung zu p. 8, 28 erhellt. Man ſehe die Stelle des *Euſtathius* bey *Fiſcher ad Well.* II, 157 und *Gronov.* zu Herodot. III, 131. — C. 2. τοῦ τὰς φλέβας τε ἐμπίμπλασθαι *S.* aus Cod. Arch., τὰς φλέβας τε πιμπλ. *B.* — Ebendaſelbſt ἐπὰν δὲ ἀμέλξωσι. *W.* nach allen Codd., ἐπεὰν *B.* mit *Reiz* und *S.*, nach *Koen. ad Gregor. Cor.* p. 465 ed. *Schäf.* — C. 3. Nicht ἀντικατιζεόμενοι, wie fälſchlich angegeben iſt, ſondern ἀντικατιζεύμενοι lieſt *Sch.* für ἀντικατιζόμενοι. — C. 5. καὶ τὸν ἰδόντα *W.*, τῶν *B.* nach *R.* und *Sch.* aus einem Cod. — C. 6. τοὺς βασιλῆας *W.* nach allen Codd. und Ausgaben, τοῦ βασιλῆος *B.* mit *R.* und *S.*, nach *Fabers* Conjectur. — C. 8. τὸν Ἡρακλέα ὡς ἀπικέσθαι *S.* aus einem Cod., τὸν Ἡ. ἀπ. ohne ὡς *B.* nach *Weſſ.*, der aber ὡς billigt. — C. 9. σῶστρα δὲ σὺ *S.* aus 2 Codd., σῶστρά τε σὺ *B.* nach *W.* — C. 11. δεόμενον κινδυνεύειν, nicht δεύμεν. κ., wie hier geſagt wird, *W. S.*, δέον μένοντας κ. *B.* nach *Valckenärs* Conjectur, der aber vor εἰσὶ noch οὐδὲν verlangt. — C. 15. καὶ τὸν μὲν εἰτανται ταῦτα *W.*; *B.* läſst mit *Sch.* μὲν weg. — C. 18. ἀπὸ δὲ ταύτης ἀνθρωποι οἰκέουσι Σκύθαι γεωργοί *W.* (nicht bloſs *S.*, der allein genannt wird). *B.* ſchreibt auf *Valck.* Vorſchlag ἄνω für ἄνθρωποι. Rec. hält ἄνθρωποι für richtig, und ſetzt mit *Sch.* nach οἰκέουσι ein Komma. Zunächſt an das öſtliche Ufer des Boryſthenes ſtöſst die Waldregion, ἡ Ὑλαίη (vgl. C. 76), dann, hinter dieſer, wohnen *Menſchen*, hierauf folgt wieder eine Wüſte. — C. 20. μεσαμβρίην *W. S.*, μεσημβρίην *B.*, der das η hier für ioniſcher ſcheint gehalten zu haben. — C. 22. τετραμμένοι *W.* nach den Codd., τετραμμένοι *B.* mit *Reiz*. Unmittelbar vorher heiſst es in den *Var. lect.*: *cornua nullum poſt τοξεύσας S.* Man glaubt alſo, *Sch.* ſchreibe τοξεύσας ἐπιβὰς ἐπὶ τὸν ἵππον. Aber er ſchreibt τοξεύσας καὶ ἐπιβὰς etc. Es iſt unbegreiflich, wie Hr. *Borheck*, der doch die *ſchäferſche* Ausgabe vor ſich haben muſste, dieſes nicht ſehen, oder zu erwähnen für überflüſſig halten konnte. Dieſelbe Nachläſſigkeit nun iſt, bald mehr bald weniger, durch das ganze Verzeichniſs der Varianten ſichtbar, und es kann von deſſen Brauchbarkeit nicht weiter die Rede ſeyn.

Auſser den neun Büchern des Herodotus iſt in dieſer Ausgabe auch der Anhang abgedruckt, welcher ſich an der *weſſelingſchen* befindet. Zuerſt die ἔξηγησις περὶ τῆς τοῦ Ὁμήρου γενέσιος καὶ βιοτῆς, die unter Herodots Namen geht, aber auſser einigen ioniſchen Formen nichts mit dieſem gemein hat. Die Kritik muſs bey dergleichen Producten vorzüglich behutſam ſeyn, und es iſt nicht erlaubt, einer gewiſſen Übereinſtimmung wegen gemeine Formen gegen die Codices in ioniſche zu verwandeln, wie Hr. *B.* an vielen Stellen gethan hat; ſelbſt wenn es erwieſen wäre, was bloſse Vermuthung iſt, daſs der Vf. dieſe Schrift als herodoteiſch habe einſchwärzen wollen. Übrigens zeigt der Zuſammenhang des Ganzen, daſs ſein Urheber mit dem Geiſte des Herodotus wenig bekannt war, und es hat ganz das Anſehen, als habe er bloſs die homeriſchen Fragmente, die er etwa kannte, in einen hiſtoriſchen Zuſammenhang bringen wollen. — In der Angabe der Lesart *Weſſelings* vermiſst man auch hier öfters bedeutende Abweichungen, namentlich da, wo Conjecturen in den Text aufgenommen ſind. Cap. 14 iſt in dem Fragmente v. 3 ein den Sinn verdunkelnder Druckfehler ἣν ποτ' ἐπύργωσαν für ἣν ποτ' ἐπ. Der Zuſammenhang dieſer Stelle, an welcher Verſchiedenes verſucht worden iſt, ſcheint folgender: ἣν ποτ' ἐπύργωσαν λαοὶ Φρύγιοι, Σμύρνην, ἣν τε δι' ἀγλαὸν εἰσιν ὕδωρ ἱεροῖο Μέλητος, ἔνθεν ἀπορνύμεναι etc. Denn mit *Ernſtii* unter der αἰδοίη μήτηρ des zweyten Verſes ſchon die Stadt zu verſtehen, hindert das Verbum ἐπύργωσαν. Cap. 29 ſind nach ποιεύμενος αὐτὸν aus Verſehen die

Vorte οἱ δὲ Φράτορες ἐκέλευον ἄγειν αὐτόν weggelaſſen. Es folgen nun die von *Stephanus* gemachten Auszüge aus verſchiedenen Schriftſtellern über perſiche und ägyptiſche Einrichtungen und Gebräuche, und len Beſchluſs machen des Cteſias Perſica und Indica us Photius, nebſt den Fragmenten daraus, wie ſie *ungermann* geſammelt hat, deſſen hin und wieder ingeſtreuten Bemerkungen Hr. *B. Weſſelings* Namen eygeſetzt, der gar keinen Theil daran hat. Mit leichter Mühe hätten hier folgende Stellen verbeſſert werden können: Perſ. C. 2. ἐπεὶ δὲ Βάκτριοι Ἀστυΐγᾶν ιὲν, πατέρα Κύρου γεγεννημένον, Ἀμύτιν δὲ μητέρα ιαὶ γυναῖκα, ἔμαθον. Man ſchreibe γεγενημένον. — 2. 3. καὶ νικᾷ Κῦρον, καὶ συλλαμβάνει ζωγρίαν, μετὰ ιαὶ ἄλλων πλείστων. Παρμίσην τε τὸν Ἀμύτιος ἀδελρὸν, καὶ τρεῖς αὐτοῦ παῖδας. Hier muſs das Komma nach ζωγρίαν gelöſcht, und ſtatt des Kolon nach πλείστων geſetzt werden; denn nicht den Cyrus bekam Sparethra gefangen, ſondern nur den Parmiſes und drey von deſſen Söhnen. — C. 9. μέγιστον δὲ παρ' αὐτῷ ἠδύνατο — Βαγαπάτης, ὃς καὶ παρὰ τῷ ατρὶ μέγιστος, καὶ μετὰ τον Πετισάκα θάνατον οὗτος ιτρατεύει ἐπ' Αἴγυπτον. Daſs Cambyſes nach des Peiſacas Tode den Feldzug gegen Ägypten unternommen habe, verſteht ſich nach dem, was vorher von dem Tode dieſes Günſtlings des Cyrus geſagt iſt, von ſelbſt, und man ſieht nicht ein, wie die Zeitbeſtimmung ſo angegeben werden konnte. Man leſe μέγιστος ἦν μετὰ τὸν Π. θάνατον. Οὗτος etc. Schon *Höſchel* hat ἦν, καὶ etc. Über den Petiſacas vgl. C. 5. — Ind. C. 7. ἔχει δὲ καὶ ἐκ πλαγίου τῆς κέρκου ἔνθα κέντρα, ſc. ὁ μαρτιχόρας. Von demſelben Thiere ſagt Aelian. H. A. IV, 21 παρ' ἑκάτερα αὐτῷ ἡ οὐρὰ κέντροις διείληπται. Hieraus erhellet, daſs im Cteſias geleſen werden muſs ἔνθα καὶ ἔνθα κέντρα. — Fragm. Perſ. C. 48. οἷα πάσχει πολλάκις ὁ λόγος αὐτοῦ, πρὸς τὸ μυθῶδες καὶ δραματικὸν ἐπιτρεπόμενος τῆς ἀληθείας. Rec. lieſt ἀποτρεπόμενος. Wollte indeſſen Hr. *B.* den *jungermanniſchen* Text unverändert wiedergeben: ſo hätte er doch wenigſtens den ungeheuren Schwarm von Druckfehlern abwehren ſollen, welcher ſich in dieſem Cteſias niedergelaſſen und ihn ganz unkenntlich gemacht hat. Er ſelbſt fühlt das Drückende dieſes Geſchäfts, und ſagt am Ende des dritten Bandes, nachdem er einige Errata aus den letzten Büchern des Herodotus, der im Ganzen wenigſtens gegen die erſte Ausgabe ziemlich correct gedruckt iſt, vertilgt hat: *in emendandis erroribus typographicis in textu operis Herodotei fatigati, appendicem lectoribus emendandum* (ſelbſt hier ſpielt ihm der Setzer einen Streich) *reliquimus.* Folgende können zur Probe dienen: Perſ. 6. εἰκεῖσι für οἰκεῖοι. 12. ξυλάριου für ξυλάριον. 17. ὅτε für ὅτι. 27. οὕτος für οὑτως. 33. ὅτι μή für ὅσοι μή. 47. nach πέθεντο αὐτῷ fehlen die Worte τὴν κίταριν. 63. ιτίαι δὲ ἃς für δι' ἃς. — Ind. 6. μοριοφόρουν für ιυριοφόρου. 18. πῆξει für πῆξαι. 19. πίτος für πίτυς. — Fragm. Perſ. 7. p. 377. τελευθήσας für τελευτήσαι. 11. v. 2 iſt der Artikel vor κλῆσιν weggelaſſen, wodurch der politiſche Vers zerſtört wird. 12. περὶ μακρὸν für περὶ ὧν μακρόν. 24. διαλογίας für διλογίας. 43. ἀπέθανων für ἀπιθάνων. 47. τὸ δεδιέναι für τῷ δεδιέναι. — Fragm. Ind. 28 nach βραχυτάτων ſind die Worte καὶ τοῦτο ausgefallen. 29. ἐφ' ἑαυτῷ für ἐφ' ἑαυτό u. dgl. m.

Noch iſt zu erwähnen, daſs in dem erſten Bande die *Notitia literaria de Herodoto* aus dem *Fabricius*, mit *Harles* Anmerkungen, ferner ein von dem Herausgeber verfertigter brauchbarer *Index editionum Herodoti auctior Fabriciano-Harleſiano et ſecundum aetates digeſtus*, endlich die lateiniſche Überſetzung einer Abhandlung *Gatterers* in der allg. hiſtor. Bibl. T. II. p. 46 — 126, *de contexto Hiſtoriarum Herodoti* überſchrieben, vorausgeſchickt iſt. Dieſe Überſetzung aber, die ebenfalls den Herausgeber zum Verfaſſer hat, hätte füglich ungedruckt bleiben können, da für die Überſicht ſchon durch die kurzen Inhaltsanzeigen über den einzelnen Abſchnitten (lieber ſähe man ſie, wie bey *Reiz*, unter dem Texte) geſorgt iſt, und ſie ſich eben nicht durch ihre Latinität empfiehlt. So lieſt man S. 90 folgende Periode: *Omnia denique ſi conferamus, hoc patet: neminem niſi Graecum Aſiaeque minoris incolam, cujus in tempora Perſici regni media actas incidebat, tale orbis hiſtoriarum contextum, quale quidem Herodoteum eſt, conficere non potuiſſe.* S. 107. *Alia inter opera ingentia deſcripſit quoque Herodotus lacum illum artificioſum, quem Nitocris fodendum* (vermuthlich ein Druckfehler) *curaverat, ut Euphrates, dum labea fluminis intra urbem ac deſcenſus qui ex portulis ad flumen ferunt, educebat coctis lateribus, pontemque in flumine ſtruebat, aquas ſuas in hunc immitteret.* Cr.

Obiger Anzeige fügen wir hinzu, daſs von der *ſchulziſchen* Ausgabe auch eine kleinere Handedition zum Behuf der Vorleſungen erſchienen iſt, unter folgendem Titel:

HALLE, b. Hemmerde: *Herodoti hiſtoriarum libri, qui narrationem pugnarum inter Graecos et Perſas complectuntur.* Textum recognitum cum ſummariis et indicibus in uſum lectionum edidit *Davides Schulz.* 1809. 546 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Text und die Summarien ſind aus der gröſseren Ausgabe wiederholt; die Indices neu, und für den Bedarf der Schüler ausgearbeitet. „*Ex Aemil. Porti lexico Ionico* (heiſst es in der Vorrede) *tantum, ut par eſt, petii, quantum veri rectique et pro inſtituti ratione commodi offerebat.*“ Dieſs iſt im Ganzen geleiſtet. Der ſaubere correcte Druck und das gute Papier in beiden *ſchulziſchen* Ausgaben bewährt die gewohnte Sorgfalt der rühmlich bekannten Verlagshandlung. E.

HERALDIK.

PARIS, b. Vf.: *Armorial général de l'Empire Français*, contenant les Armes de sa Majesté l'Empereur et Roi, des Princes de sa famille, des Grands Dignitaires, Ducs, Comtes, Barons, Chevaliers et celles des Villes de 1, 2 et 3 Classe avec les

planches des Ornemens extérieurs, des signes extérieurs et l'Explication des couleurs et des Figures du Blason, pour faciliter l'Etude de cette Science. Présenté a sa Majesté l'Empereur et Roi par *Henry Simon*, Graveur du Cabinet de sa Maj. l'Empereur et Roi et du Conseil du Sceau des Titres. T. I. 1812. 70 Pl. u. 22 Bogen Text. fol. (13 Rthlr.)

Das Decret vom 1 März 1808 gab Frankreich einen neuen Adel, und demselben neue Wappen, wenigstens mit neuen Abzeichen, denn einige Familien haben ihre alten Wappenbilder behalten, z. B. die *Noailles*, *Louvois*, *Alsace*, *Rochefoucauld* u. s. w. Auch verschwand der Helm von den französischen Wappen, und dessen Stelle nahm eine Art von Huth (*Toque*) ein, der nach mannichfachen Abstufungen geziert und ausgeschmückt ist. Die Helmdecken (denn das alte heraldische Wort *Lambrequin* ist beybehalten worden, obgleich Hüte die Plätze der Helme auf den Schilden einnehmen) sind nach der Anzahl dieser oder jener Dignität zugetheilt. Die Wappen selbst können, unter gewissen Voraussetzungen, welche das Decret angiebt, forterben, und werden, nur in dieser Hinsicht, Stammwappen. Im Allgemeinen aber haben die Wappen, durch ihre Abzeichen, auch bemerkbare allgemeine Bestimmungen, und werden dadurch gleichsam allgemeine Wappen, wozu die anderen Bilder, als Beywappen gefügt werden, ob sie gleich eigentlich die Hauptwappen sind. Die *Grofs-Würden des Reichs* (*Princes Grands-Dignitaires*) führen in dem Schildeshaupte ein blaues, mit 17 goldenen Bienen bestreutes Feld, die Toque ist schwarz, mit Sammet, mit goldener Spange, aufgeschlagen mit Eisenhüthlein (*Vaire; Varium vellus*), besteckt mit 7 Federn, die Helmdecken sind Gold, ihrer sechse. Das Schild und die Toque umgiebt ein blauer mit goldenen Bienen bestreuter Mantel, mit Hermelin gefüttert, bedeckt mit einem blauen mit Hermelin verbrämten Ehrenhuthe in Form eines Kurfürstenhuthes (*Bonnet d'honneur*, *forme electorale*). Im Schilde nun selbst wird das Stamm- oder Haupt-Wappen hinzugesetzt. Die *Ducs:* Schwarze Sammet-Toque, mit goldener Spange, 7 Federn, sechs goldene Helmdecken, den umgebenden Mantel (dessen Farbe das Armorial nicht angiebt), mit Eisenhüthlein besetzt. Das *allgemeine* Wappen im Schildeshaupte ein rothes, mit silbernen Sternen bestreutes Feld. Die *Reichsgrafen:* Ihr allgemeines Wappen, rechts ein blaues Eckschild, oder sogenanntes Frey-Viertel (*Franc-Quartier*; *Quadrans honoris*), in welchem sich die bildlichen Bezeichnungen ihrer Functionen befinden. Die *Grafen-Senatoren* (*Comtes Senateurs*): schwarze Sammet-Toque mit goldener und silbener Spange, verbrämt mit Gegen-Veh (*Contre hermine*), zwey goldene und zwey silberne Helmdecken, im blauen Frey-Viertel eine silberne, um einen goldenen Spiegel sich windende Schlange. *Grafen-Erzbischöfe:* Im blauen Frey-Viertel ein goldenes Kreuz, über die Toque erhebt sich das erzbischöfliche Kreuz, und darüber der rothe Huth. *Militär-Grafen:* Im blauen Frey-Viertel ein aufwärtsgewandtes silbernes Schwert mit goldenem Griff. Die *Grafen-Minister:* Im blauen Frey-Viertel einen goldenen, rechtssehenden Löwenkopf, mit ausgeschlagener rother Zunge. Die *Grafen-Staatsräthe:* Das Frey-Viertel achtzehnfach geschachtet von Gold und Blau. *Präsident des gesetzgebenden Corps:* Zwey goldene Gesetztafeln im blauen Felde. — *Officiere vom Hause des Kaisers:* eine goldene, mit einem Giebel bedeckte Vorhalle, und die goldenen Buchstaben D. A. *Minister im Auslande:* Silberner Löwenkopf im blauen Frey-Viertel. *Officiere vom Hause der kaiserlichen Prinzen:* Eben jene Vorhalle und die Buchstaben D. I. *Präfecten:* Eine goldene, dreyfach gezierte Mauer, über welcher ein Eichenzweig schwebt, ohne welchen auch die *Maires* diese Mauer führen. *Präsident des Wahlcollegiums:* Drey goldene Wecken. *Mitglied des Wahlcollegiums:* Goldener Eichenzweig, hochaufstehend. *Güterbesitzer:* eine goldene aufrechtstehende Ähre am Stengel. Die *Barone;* Eine schwarzsammetne Toque, aufgeschlagen mit Gegen-Veh, silberne Spange, und zwey silberne Helmdecken. Ihr Frey-Viertel ist roth, und in der linken Oberecke befinden sich die Bey-, Standes- oder Functions-Zeichen. Die *Ritter:* Schwarze, grünaufgeschlagene Toque, mit silbernen Reiherbusch. Die *Städte der ersten Classe:* Siebenfach gezinnte (*Creneau*) goldene Mauer, statt des Helms, aus welcher ein halber goldener Adler sich erhebt. Im Schildeshaupte drey aufwärts fliegende Bienen im rothen Felde. Die *Städte der zweyten Classe:* Die Mauerkrone, mit fünf silbernen Zinnen; die, *der dritten Classe*, einen Korb mit goldenen halben Garben. Guirlanden dienen statt der Helmdecken. Hinter dem Wappen des *Vice-Connetable* befinden sich die Marschallsstäbe, hinter dem des *Grofs-Kammerherrn* die Schlüssel. Nach der ehemaligen französischen Heraldik führten die Oberstallmeister, Ober-Küchen-Keller-Meister alle die Zeichen ihrer Standeswürde hinter und neben ihren Wappen.

Mit diesem neuen französischen Wappenbuche sind von Liebhabern und Freunden der Heraldik die Werke eines *Menestrier*, *Vulson de la Colombierre* u. s. w., und die damaligen Staatswappenbücher zu vergleichen, die unter dem Titel: *L'Etat de la France*, gewöhnlich zu erscheinen pflegten.

In dem sehr kurzen *Avis* des *Armorials* sagt der Herausgeber desselben, es sey über das Blasonwesen nicht viel zu reden, die alten Heraldiker hätten Allerley fabulirt, phantasirt und supponirt, und damit sey nicht viel abgemacht worden. Der Ursprung der Wappen gehöre in die Zeiten der Kreuzzüge, und die Heraldik datire ihren Ursprung aus dem 12 Jahrhundert. Somit genug. — Liebhaber der Heraldik kennen die gehaltvolle Vorrede zu dem sogenannten *weigelschen* Wappenbuche.

U. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 DECEMBER, 1812.

RÖMISCHE LITERATUR.

Zürich, b. Ziegler: *Cornelius Nepos de vita excellentium imperatorum.* Mit Anmerkungen von *Joh. Heinrich Bremi.* Zweyte sehr vermehrte und berichtigte Ausgabe. 1812. XXII und 392 S. 8. (1 Rthlr.)

Man erwarte in dieser Ausgabe des Cornelius nicht eine von den leider gewöhnlichen Bearbeitungen *in usum tironum*, die oft weniger der Beurtheilung als einer Warnung werth sind, und nur von der Armseligkeit derer zeugen, die sich berufen dünken, der jugendlichen Schwäche aufzuhelfen. Einsicht und Plan macht Hn. *Bremi's* Arbeit zur achtbaren und empfehlungswerthen Sache. Das Buch ist zwar schon früher (1796) in einer ersten Ausgabe erschienen, allein es wurde in der zweyten umgearbeitet, und zur Hälfte bereichert, so dass wir recht verfahren, wenn wir weder auf Vergleichung der Ausgaben, noch auf die Beurtheilung der früheren Rücksicht nehmen, sondern das Ganze als ein neu dargebotenes betrachten.

Die Grundsätze, die Hr. *B.* für sogenannte Schulausgaben in der Vorrede zur ersten Ausgabe aufstellte, sind, da sie aufs Neue abgedruckt worden, dieselben geblieben, und mussten es bleiben. Möchte auch Manches dabey nur Rüge des Schlechteren ausmachen, und Einzelnes auch in grössere Bestimmtheit gesetzt werden müssen: so ist doch die richtige Ansicht von der Behandlung der alten Schriftsteller auf Schulen gut aufgefasst, und die Momente sind bedeutungsvoll hervorgehoben worden, so dass sie allen Schulmännern mit Nachdruck empfohlen werden müssen. Nur die Erbärmlichen, denen ein geistloser Schlendrian wohl thut, oder die, bequem genug, Alles durch Gefühl zwingen wollen, können an einer *philologischen* Behandlung der Autoren auf Schulen Anstoss nehmen. Wird Philologie und Kritik in Schulen als ein blosser Variantenkram und als todte Worterklärung betrachtet: dann möchte sie mit Recht daraus verbannt bleiben; aber bey richtiger Einsicht wird Jeder die Behauptung bekräftigen, dass alle Lectüre der Alten nur philologisch und kritisch seyn dürfe und müsse. Ob Schüler sich künftighin ausschliessend solchem Studium widmen oder nicht, ob für den Schriftsteller, der eben behandelt wird, etwas dabey zu gewinnen stehe, ob über dem Studium der Sprache nicht die Kenntniss der Sachen vernachlässigt werde: diese Fragen kommen nicht zur Rücksicht. Nicht die Schriftsteller sollen in Schulen bearbeitet, sondern das Ganze einer Sprache, und mithin einer Gedankenwelt in ihrer Nothwendigkeit aufgefasst werden; nicht auf Bildung von Philologen sind eigentlich Schulen berechnet, sondern auf Bildung der Gelehrten. Aber nichts kann diesen wissenschaftlich vorbereiten, als die Ergründung der Gesetze, nach denen der Geist in classischen Menschen rege war und schaffte und sich aussprach; alles Andere macht nur praktische Beziehung hievon aus, wie alles Ding sich in den Gedanken auflöst und unter dessen Formen steht. Das Verfahren aber kann hiebey nur kritisch seyn, so wie die durch die Zeit oft zufällig veranlassten Verderbungen und Varietäten das brauchbarste Hülfsmittel enthalten. Doch wie Wenige sind für solches Studium geeignet; wie wenige auf Schulen berechnete Ausgaben der Alten erfüllen die Anfoderung an Brauchbarkeit und geistvollen Gehalt! Darum sey uns ein Beytrag ächter Art, in dem reines wissenschaftliches Streben waltet, willkommen, und werde recht eifrig benutzt und empfohlen.

Nicht für Anfänger, die noch mit Grammatik und Vocabeln zu kämpfen haben, schrieb Hr. B. seine Anmerkungen, sondern für reifere Jünglinge, und der Lehrer, wie jeder Sprachkundige, wird sie gern lesen und dabey an Manches erinnert, ja auch belehrt werden. Durchgängig bewährt sich ein ächtes Studium der Sprache und eine gute Methode, vor Allem aber ein redliches Bemühen, dem es um die gute Sache zu thun ist. Mag sich auch Manches in mehr Bestimmtheit fassen, Manches sich verbessern lassen: so geht selbst dem Irrthum nicht der Grund ab, der leichter täuschen konnte, wenn die Beobachtung nicht allseitig angestellt, und das Specielle nicht auf allgemeinen Sprachgrund zurückgeführt worden war. Einen Fehler nämlich theilt Hr. *B.* mit vielen Philologen, dass er für die einzelnen durch Induction verarbeiteten Fälle schnell Regeln bildet, und dadurch diese unnöthig häuft, während der allgemeinere Grundsatz schon den speciellen in sich fasst, und dieser nur aus jenem abgeleitet werden muss. Da Schriften, welche weiteren Fortgang vermitteln wollen, auf strengere Beurtheilung Anspruch machen, und da es hier wirklich der Untersuchung gilt: so wollen wir, um dem Vf. und unseren Lesern Genüge zu leisten, einige Abschnitte prüfend verfolgen, und nicht sowohl, was Gutes wir gefunden, aufzählen, als vielmehr bemerken, was uns einer Änderung oder gänzlichen Umformung be-

dürftig ſcheint. Wir wählen zufällig das Leben des Conon und die Folgenden.

Conon I, 1. *In qua poteſtate.* Hr. *B.* bemerkt, daſs bey den Wörtern, welche Macht, Gewalt, Herrſchaft bezeichnen, *in* ſtehe, mit der Bedeutung unſeres: *während.* Hiezu bedurfte es keiner ſpeciellen Regel, ſondern höchſtens der Bemerkung, daſs ein beygefügtes *in* nicht bloſs bey den genannten Begriffen, ſondern auch bey allen anderen den Begriff des *Zuſtandes als eines fortdauernden* hervorhebt. II, 3. *Tauro tenus.* Die Regel, als ſtehe *tenus* nur bey dem Ablativ des Singularis, aber beym Ablativ und Genitiv des Pluralis, reicht nicht aus, wie ſchon *Gronov* zu Livius 44, 40 gezeigt hat. III, 1. *Meritis valebat.* Hr. *B.* nimmt an, daſs bey *valere* und ähnlichen Verbis der Ablativ ſtatt *propter* mit dem Accuſ. ſtehe, nach *Görenz* zu Cic. *de legg.* I, 15. Dieſer Regel kann man überhoben ſeyn, ſobald man den richtigen Begriff des Ablativs feſtſetzt, nach welchem dieſer Caſus nicht bloſs die Urſache und Veranlaſſung, ſondern jeden (zufälligen) Beſtimmungszuſatz anzeigt, und ſich dabey örtlich, zeitlich und urſächlich verhält. So in *valere* — wozu dann *meritis* gefügt wird, — wie in jedem Anderen. Auf denſelben Grund muſste die Erklärung von *factis et moribus* im Chabrias III, 4 zurückgeführt werden. Dion I, 2. *Alia ab natura.* Hr. *B.* folgt *Görenz* zu Cic. Acad. I, 2, daſs *ab* vor einem Conſonant ſtehe, weil das vorhergehende Wort mit einem Vocal endige. Als Regel iſt dieſs nicht ausreichend. Cornelius muſste bey der Häufung der *a*-Sylbe (*multa alia ab natura habuit bona*) wohl ſo ſchreiben. Gleich darauf nimmt der Herausg. Anſtoſs an *ingenium docile, come*, da *comis* vom Charakter, *ingenium* aber vom Verſtande geſagt werde, und erklärt es dann vom Charakter des Schülers, *lenkſam.* Vielmehr aber muſste auf den Begriff von *ingenium* aufmerkſam gemacht werden, in welchem ſich Charakter und Verſtand nach alter Denkweiſe nicht ſo ſcharf ausſcheiden, wie wir zu trennen gewohnt ſind. Unſere Sprache kommt hiebey nicht nach. I, 4. An *legationes diligenter obire* durfte nicht Anſtoſs genommen werden, da es die Sorgſamkeit bey Übernahme der Geſandtſchaft, und aller Aufträge und Vollmachten in ſich ſchlieſst. Die Regel zu II, 2, daſs Cornelius *qui quidem* mit dem Indicativ ſetze, wenn die Verbindung lockerer iſt und der zweyte Satz nur eine nähere Beleuchtung oder Erläuterung des erſteren enthält, mit dem Conjunctiv in einer engen Verbindung der Sätze, wo das Relativum die Stelle des *ut conſequentiae* vertritt, dieſe Regel muſste beſtimmter gefaſst werden. *Quidem* ändert und beſtimmt für die Conſtruction nichts, ſondern hebt das *qui* nur mehr hervor, wie ὅ γε, die Conſtruction ſelbſt aber iſt keine andere als die allgemeingültige des *qui* im Erläuterungsſatze und im abhängigen Beſtimmungsſatze. — III, 3. *Autem* ſoll in dem Satze *Plato autem tantum etc.* eine allgemeinere Bemerkung an das Vorhergehende knüpfen. Vielmehr nimmt *autem* ganz eigentlich eine unterbrochene Gedankenreihe wieder auf, und ſo tritt der angeführte Satz in Beziehung auf das, was oben vom Plato geſagt worden war. Iphicrates I, 1. Die Anmerkung, welche mit Recht *non tam magnitudine rerum geſtarum, quam diſciplina militari nobilitatus eſt* vertheidigt, hätte weit kürzer gefaſst werden können, wenn der Vf. nur angegeben hätte, daſs *tam — quam* in *demſelben Grade — in welchem* bedeutet. II, 4. Unklar iſt die Bemerkung, daſs, wenn ein Gegenſatz zwiſchen einheimiſchen und fremden Truppen iſt, die fremden Truppen immer *exercitus conductitius*, nicht *conductus*, heiſsen, in wiefern nämlich auf den Stand der Miethtruppen im Allgemeinen Rückſicht genommen wird, nicht auf die Perſon, welche ſie in Sold genommen hat. Kurz faſſe man den Unterſchied: *conductitius exercitus* iſt ein in Sold ſtehendes, *conductus* ein in Sold genommenes Heer; alſo nur eine verſchiedene Beziehung derſelben Sache. III, 4. Hr. *B.* theilt ab: *at, ille, merito, inquit, facio*, und erklärt *at* verbunden mit *merito facit* durch *profecto.* Dieſs kann wohl geſagt werden, allein die Abtheilung iſt unlateiniſch, und *at* kann von *ille* nicht getrennt werden. Es ſteht aber *at* in Beziehung auf das vorausgegangene *rarum videretur.* — Chabrias II, 3. *A quibus (Aegyptiis) magnas praedas Ageſilaus faciebat.* Hr. *B.* erklärt *praedas* durch *Vortheile, Gewinn*, und glaubt, daſs dann *a quibus* geſagt werden könne, wie Timoth. I, 3: *a quo quum Laco pecuniam numeratam accepiſſet.* Daſs *praedas* ſo geſetzt werden könne, hätte ſollen durch die Hauptſtelle Cicer. II in Verr. III, 50, 165: *ipſum maximos quaeſtus praedasque feciſſe*, bewieſen werden. Dabey aber bleibt die Schwierigkeit in *a quibus* noch unaufgehellt. Es muſs, wie in vielen anderen Stellen, durch: *von Seiten welcher*, erklärt werden. So ſagt Terentius Phorm. V, 6, 4: *Otium a ſenibus ad potandum ut habeam.* Daſs IV, 3 *natantem* dem *natantes* vorgezogen wird, befremdet uns, da die ganze Structur dieſes verlangt und *natantem* einen überflüſſigen Zuſatz enthält. Nicht ſelten vermiſsten wir in den Regeln zureichende Beſtimmtheit. So zu Datam. III, 2: „Es ſtehen zwey Adjectiva ohne Copula bey einem Subſtantivum, weil nicht zwey verſchiedene Eigenſchaften (?) angegeben werden, ſondern das zweyte Adjectivum nur eine nähere Erklärung des erſten (?) enthält.“ Soll heiſsen: weil das zunächſt ſtehende Adjectivum mit dem Subſtantiv Einen Begriff ausmacht. *Duplex amiculum* heiſst ein Doppelwams; dazu als Prädicat *agreſte.* — Miltiades I, 1 *ut jam non ſolum de eo bene ſperare, ſed etiam.* So lieſs Hr. *B.* drucken, weil *jam* hier als Hauptbegriff erſcheine, und dann immer voran ſtehe; denn *non jam* habe eine ſpecielle Bedeutung, wie *non amplius*, und deſswegen werde nirgends *non jam ſolum* geſetzt, ſondern wenigſtens zwiſchen *non* und *jam ſolum* einige Worte eingeſchoben. Aus dieſer Bemerkung wird kein Lernender das Weſen und die Bedingung der genannten Partikeln hinlänglich kennen lernen, zumal wenn er Stellen, wie Eumenes XII, 1 *non jam de eo*

ıcmptum esse supplicium, mit anderen wie Quintil. I, 7, 4 *figuris jam non quaesitis, sed sponte se offerentibus*, und mit VI, 1, 10 *jam nihil amplius dicturi sumus*, vergleicht. Die richtige Auseinandersetzung würde hier zu viel Raum einnehmen. Eben so unbestimmt, ja unrichtig ist die darauf folgende Rechtfertigung von *judicarunt*, statt *judicarant*, weil nämlich das Plusquamperfectum eine relative Zeit sey, und hier mit dem Futurum in Verbindung gesetzt einen Widerspruch bilde. Wie *judicarant* in dem Satze *talem futurum qualem cognitum judicarant* mit dem Futuro der Zeit nach verbunden sey, läßt sich nicht einsehen. Wird nicht jeder Anfänger finden, daſs *judicarant* in einem Zeitverhältnisse zu *considere possent* stehen würde. Nur die Sache und der Zusammenhang verlangt *judicarunt*, nicht die Construction des Tempus. Die an sich ganz richtige Regel von *qui* nach *esse* mit dem Conunctiv und Indicativ (zu Miltiad. 3, 3) kann und muſs genauer gefaſst und abgekürzt werden, wenn man *qui* mit der den vorausgegangenen Begriff erklärenden Bedeutung von *qui* unterscheidet, welches das Subject erst bestimmt oder setzt; dort ist es ein gegenständlich, hier innerhalb des bloſsen Gedankens, und darum auch nach besonderer Bedingung vom Conjunctiv begleitet. Steht in *fuit Miltiades, cui illa custodia crederetur*, dennoch der Conjunctiv: so ist der Satz nur als Gedanke genommen, wie denn Griechen und Römer Vieles, was wir real setzen, nur ideal bezeichnen.

Doch wir brechen ab, um noch Einiges über die kritisch behandelten Stellen beyzufügen. Nicht wenige Stellen sind wirklich verbessert, und durch die Aufnahme zurückgewiesener und verkannter Lesarten wieder hergestellt worden, so daſs diese Ausgabe auch in dieser Hinsicht Aufmerksamkeit verdient. Vorzüglich bemerkenswerth ist, daſs Hr. *B.* sich des Sprachgebrauchs seines Schriftstellers ganz zu bemächtigen gesucht hat, und daher auch Manches zur Entscheidung bringt, was Andere ohne die Rücksicht auf das Charakteristische weder beweisen noch zurückweisen konnten. Wir wollen uns hier nur auf Einiges beschränken, in dem wir anderer Meinung seyn zu müssen glauben. Im Conon III, 8 will Hr. *B. Neque admirandum* dem gewöhnlichen *neque id mirandum* vorziehen; allein wenn auch von Seiten des *admirari* nichts einzuwenden ist: so wird man *id* nicht aufgeben können, da es, wie bey jedem guten Schriftsteller, zur Hervorhebung des folgenden Satzes dient. — Die Worte *quod προσκυνεῖν illi vocant* gehören nach Hn. *B.* nicht zur Rede des Tithraustes, sondern sind Zusatz des Cornelius. So aber spricht durchaus kein Römer, und nun erst haben die Worte das Ansehen einer Glosse. Eingeschaltete Sätze mit *nam* oder *enim* verhalten sich anders. Bey V, 2 *pugna sua navali* hätten wir gern Stellen zur Beweisführung gesehen. Dion II, 3 schlägt Hr. *B.* zu lesen vor: *Itaque quum a Dionysio tyranno crudeliter violatus esset, quippe qui eum vexandi jussisset.* Die Härte in dem gewöhnlichen *quippe quem* scheint dem Cornelius nicht fremd; auch kommen ähnliche Stellen beym Livius vor. II, 5. Hr. *B.* vertheidigt mit Bosius *Hoc aeger sumpto, ut somno sopitus, diem obiit supremum*, da nur die Ähnlichkeit der Todesart mit dem Schlafe bezeichnet werde. Der Schriftsteller will sagen, daſs er an dem Schlaftrunk gestorben sey, und die Lesart *somno sopitus* liesse sich vertheidigen, da *somno sopitus* statt des einfachen *sopitus* stünde. Allein der Hauptpunct, durch welchen *ut* nöthig wird, liegt in dem Gegensatze zwischen *sopor* als künstlicher Schlaf, Schlaftrunk, und *somnus*, natürlicher Schlaf. Senec. epist. 83 fin. sagt auch *sopore sumpto dormire*. Der Sinn ist: der Kranke starb durch den Schlaftrunk, wie durch natürlichen Schlaf eingeschläfert. Mit vollem Rechte hat Hr. *B.* VII, 2 *nisi in amicorum possessiones* und X, 2 *iidem — praedicabant* aufgenommen, so wie X, 4 *elatus publice* verbunden. Bey der Stelle im Iphicrates II, 5: *Epaminondae retardavit impetus*, wo Andere *inceptus* lesen, hätte bemerkt werden sollen, daſs *retardare impetus* eine allem Zweifel überhobene Formel ausmacht. *Cic. divin. in Caecil.* XI, 33 *ut istius animos atque impetus retardaret.* Bey Attic. I, 2 nimmt Hr. *B.* an der Composition der Adjectiva in *Patre usus est diligente, indulgente et — diti* Anstoſs, da doch *diligenti* und *diti* einen natürlichen Zusammenhang haben, und daher *indulgente* zu verwerfen stehe. Zieht man aber nur die richtige Bedeutung von *patre uti* in Rücksicht: so ergiebt sich, daſs hierauf die Prädicate bezogen werden müssen, und dann die Stellung derselben willkührlich ist. Doch möchte die Autorität des mediceischen Codex nicht zu verwerfen seyn. Mit Recht schloſs der Herausg. III, 1 die Worte *quod — adscita* als verdächtig in Klammern ein. Cornelius Buch ist mehr, als selbst Hr. *B.* zugiebt, durch die Hand eines Glossators entstellt. Als Zusätze fremder Art nimmt der Herausg. an: *erat* Themist. VII, 2, *adiuvante te* Pausan. II, 4. *Athenienſibus* Cimon I, 1 u. a. Allein er hätte namentlich in Hinsicht auf ganze Sätze, wohin wir auch Dion II, 4 *quod sorores — habere* rechnen möchten, noch genauere Untersuchung anstellen sollen. Im Atticus XXI, 3 läſst sich eher eine Lücke vermuthen, als annehmen, daſs die Worte *atque hoc prius quam ei accideret* eingeschoben seyen.

Wir haben nur Weniges ausgehoben, und kaum Etwas von dem vielen Guten, das sich in dem Buche findet, erwähnt. Dieſs werden und sollen die Leser in demselben selbst finden. Bekanntschaft mit der römischen Sprechweise verräth sich fast durchgängig, und hat zu mancher Parallele Veranlassung gegeben. Nur haben wir gewünscht, Hr. *B.* hätte auch darauf aufmerksam gemacht, wie sich in Cornelius Sprechweise Vieles aus Dichtern angeeignet hat, und manche Formel, so wie die Structur der Sätze, nur aus dem Gebrauche der Dichter bewiesen werden kann. Möge das Buch eifrigen Schulmännern und durch diese allen nach Gründlichkeit und besserer Einsicht strebenden Jünglingen empfohlen seyn! X. P.

SCHÖNE KÜNSTE.

KÖLN, b. Rommerskirchen: *Äsopische Dichtungen von Conrad Heinrich Fischer.* 1809. 118 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hat schon im J. 1806 eine *Fabellese für die Jugend* herausgegeben, in welche er, neben den fremden, auch eine Anzahl seiner *eigenen* Fabeln aufnahm. Da diese in einer pädagogischen Zeitschrift eine günstige Beurtheilung gefunden hatten (günstig, vermuthlich mehr in pädagogischer, als ästhetischer Hinsicht): so entschloss er sich, sie nebst den noch ungedruckten zu sammeln und herauszugeben. Es sind in Allem 60 Stück, theils von eigener Erfindung, theils, wie der Vf. sagt, freye Nachahmungen französischer und italiänischer Fabeldichter. — Die pädagogische Tendenz dieser Fabeln hat der Vf. gleich in der ersten nach seiner Weise darzulegen gesucht; sie ist von *seiner* Erfindung, und ihr Inhalt, den wir geben wollen, kann zur Probe dienen, wie ihm das Erfinden gelingt. Ein verzärteltes Kind wird am Fieber krank und will keine Arzney einnehmen. Was thut die kluge Mutter?

> Sie macht drauf einen frischen Teig
> aus *Milch* und *Eyern*, *Mehl* und Zucker;
> in diese knetet sie zugleich
> die Pillen für den armen Schlucker;
> bäckt sie zum herrlichen Biscuit,
> vergoldet ihn und kommt damit
> vergnügten Blicks zum kranken Knaben;

und so weiter; denn der Vf. braucht noch 15 Verse, um zu sagen, dass der Bube den leckeren *Milch- und Eyer-Kuchen* drey Tage lang gespeist, und davon *das Fieber* ihn verlassen habe. (!) Mit dieser Mutter und ihrer Curart vergleicht sich Hr. *F.* und seine Dichtungen, als einen süssen Vehikel, den Lesern die bitteren Pillen der Wahrheit beyzubringen, und ahndet nicht, dass er dadurch bey Verständigen nur eine geringe Meinung von ihrem Werth erregt hat. Wirklich fehlt es diesen Dichtungen fast durchgängig an Interesse, lebhafter Behandlung, Gedrungenheit des Stils, Feinheit und Würde der Sprache; die Erfindung ist oft dürftig, gemein oder selbst widerlich. Ein Hund und ein Schwein baden sich in einem Flusse; kaum sind sie heraus: so wälzt sich das Schwein wieder in einer faulen, kothigen Pfütze herum, und da sich der Hund verwundert, sagt es, es wolle sich abkühlen; „und was kann es schaden? ich kann im Fluss mich wieder baden.“ Am meisten hat der Vf., nach unserem Dafürhalten, durch seine schon erwähnten Nachahmungen fremder Muster gewagt, welche vor ihm schon von anderen Dichtern mit viel grösserem Glück nachgebildet waren. Wem wird No. 46 *der Bauer und sein Sohn* gefallen, wenn er entweder das witzige Original des *La Fontaine*, oder die an treffenden und jovialischen Zügen reiche Nachahmung von *Falk* (*der Esel*) gelesen hat? Oder wem wird die frostige Erzählung No. 52 *der Bauer und der Hund* behagen, wenn er die schöne, rührende Darstellung dieses Stoffs von *Nicolai* (*Finette*) kennt? — Die aufgeführten handelnden Wesen haben hier selten den wahren *mythischen Charakter*, wovon die Bedeutsamkeit einer Fabel abhängt. In No. XII soll eine *Spinne* einen Menschen bedeuten, der nach einem hohen Stande strebt; in No. 32 die *Rose* das Bild eines *Stolzen* seyn; und in No. 20 wird eine *Schlange* gewählt, um eine *Gans* (die hier den *Eiteln* vorstellt) zu belehren, was Verdienst sey. Sprachrichtigkeit und Reinheit haben wir nur selten, doch zuweilen, vermisst, z. B. S. 9 *der auf es zielte;* der Apostroph steht mehrere Male auch vor einem Consonanten; das Wort *Luder* (S. 118) und einige gemeine Schimpfreden (wie ebendaselbst) nehmen die Musen nie in den Mund. Von der *Diction* und *Versification* haben wir schon eine kleine Probe gegeben; beide sind im Ganzen gut, fliessend und leicht. Von Seiten der *Moral* sind diese neuen Fabeln ohne Tadel; und sind ihre *Lehren* gleich nicht *neu* und *anziehend:* so können sie doch für die kleine Jugend *nützlich* seyn; und da wir auch verschiedene Stücke gefunden haben, in welchen der Vf. entweder in Ansehung des *Stoffs* oder der *Behandlung* glücklicher gewesen, und die erwähnten Fehler vermieden hat: so könnte Hr. *F.*, dem wir die Anlage zu dieser Dichtart keineswegs absprechen, bey strengerer Anwendung der Kritik auf seine Arbeiten, mit der Zeit unseren Vorrath guter und vortrefflicher Fabeln vielleicht vermehren. Die besseren Stücke, die wir meinen, sind No. 22. 27. 41. 51 und 56, unter welchen No. 41 *die Dame und die Magd* — eine poetische Erzählung, nicht eine Fabel! — dem Vf. am besten gelungen ist.

V — n.

NEUE AUFLAGEN.

Giessen, b. Taschè u. Müller; *Anfangsgründe der Naturlehre zum Gebrauch für Schulen, auch zum Selbstunterricht für Liebhaber dieser Wissenschaft*, von *Friedr. Wilh. Dan. Snell.* Neue Auflage. Erste und zweyte Abtheilung. Mit 4 Kupfertafeln. 1810. 588 S. 8. Auch unter dem Titel; *Encyklopädie der Schulwissenschaften für höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht* ausgearbeitet von einer Gesellschaft von Gelehrten und herausgegeben von *Fr. W. D.* und *Ch. W. Snell.* Vierte Abtheilung: *Naturwissenschaften.* I. II Band. *Naturlehre*, von *Fr. W. D. Snell.* 1. 2 Abtheilung. (2 Rthlr.)

Leipzig, in der weygandschen Buchhandlung: *Taschenbuch für Kartenspieler auf das Jahr* 1813. Auch unter dem Titel: *Die deutschen Kartenspiele*, oder Anleitung, die üblichsten Spiele mit der deutschen Karte als Solo, Contra, Schafskopf, Einwerfen, Funfzehnern, Bassadewitz, Piket, Mariage und Elfern bald und gründlich zu erlernen. Neue Auflage. Mit 3 Kupfern. 1813. X u. 374 S. 8. (20 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 DECEMBER, 1812.

BOTANIK.

WIEN, auf Kosten des Herausgebers u. in Commiss. b. Schaumburg u. C.: *Archiv der Gewächskunde*, von *Leopold Trattinnick*, des k. k. botanischen Museums Custos u. s. w. Erster Band. Erste Lieferung. 1811. 8 S. Mit 50 Abbildungen und 59 Tafeln. Zweyte Lieferung. 1812. XXIV u. 8 S. Mit 50 Abbildungen und 58 Tafeln. Royal-8. (Jede Lieferung 8 Rthlr. 12 gr.)

In den zwey letzten Decennien hat die Botanik einen bedeutenden Zuwachs an neuen Pflanzen-Gattungen und Arten erhalten, und da wir gleichwohl, wie *Humboldt* (in seinen Ansichten) behauptet, „noch kaum den fünften Theil der Vegetabilien des Erdbodens dem Namen nach kennen“: so scheint es fast unmöglich, künftig alle Gewächse durch blosse Beschreibungen ihrer Formen und der mannichfaltig gebildeten Organe ohne bildliche Darstellungen hinreichend zu unterscheiden. Aus diesem Grunde muss die Erscheinung eines Werks, wie das vorliegende, dessen classischer Werth in den richtigen, der Natur getreuen Abbildungen der Pflanzen, sich offenbart, allen Botanikern und Liebhabern der Kräuterkunde zur Freude gereichen, zumal da Hr. *T.*, der seine botanischen Kenntnisse durch die Herausgabe mehrerer lehrreicher Schriften längst beurkundet hat, in der Ankündigung versichert, dass er zu diesem Archiv schon viele Pflanzenabbildungen vorräthig habe, und daher im Stande sey, nach wenigen Jahren eine vollständige Sammlung zu liefern. Der Hauptzweck dieses wichtigen und instructiven Werks geht also dahin, die Beschreibungen der in *Willdenows Spec. plant.* und in *Persoons Synopsis plant.* abgehandelten Pflanzen durch richtig und deutlich gezeichnete Abbildungen anschaulicher zu machen, und zugleich die Richtigkeit der Analogie, so viel als möglich, durch beygefügte Analysen und Vergrösserungen zu bestätigen oder zu modificiren. Die Abbildungen selbst entlehnt Hr. *T.* theils aus seltenen und kostbaren Werken, theils lässt er sie, unter seiner Aufsicht und Leitung, nach lebenden Exemplaren fertigen, wozu ihn die reichen botanischen Gärten in und bey Wien die schönste Gelegenheit darbieten. Dabey soll die möglichste Wohlfeilheit des Werks mit bescheidener Eleganz verbunden werden. Da jedoch die ungeheure Menge, sowohl der jetzt bekannten als der noch hinzukommenden neuen Pflanzen den Preis des Werks noch zu sehr erhöhen, und das Ganze deswegen manchen Botanisten zu kostspielig seyn dürfte: so fühlte Hr. *T.* sich bewogen, auch in dieser Hinsicht ein Erleichterungsmittel zu ergreifen, und zum Nutzen derjenigen, welche nur einzelne Fächer in der Botanik auszufüllen, und die hiezu nöthigen Abbildungen zu besitzen wünschen, folgende Partialausgaben unter eigenen Titeln zu liefern: 1) Eine Flora von Österreich; 2) eine Sammlung ökonomischer Pflanzen, in Verbindung mit den officinellen; 3) eine Sammlung von Bäumen und Sträuchern; 4) eine Auswahl von neuen und sehr seltenen oder sonst höchst merkwürdigen Gewächsen u. s. w. In dieser Absicht hat er auch die Kupfertafeln nicht numeriren, sondern nur die Namen der darauf abgebildeten Pflanzen beyfügen lassen, damit der Käufer die Kupfer nach Belieben selbst ordnen und zu dem vorgesetzten Zweck benutzen kann. Was den Text betrifft: so hat der Vf. aus guten Gründen nur ein Namenverzeichniss der abgebildeten Pflanzen, verbunden mit den Erklärungen der auf den Tafeln befindlichen Figuren, vorausgehen lassen. Dagegen finden die gelehrten Botaniker mehrere interessante Beobachtungen und Beschreibungen von neuen oder noch nicht hinreichend bestimmten Pflanzen und andere wissenswerthe Notizen in einem besonderen Werke, welches in Rücksicht auf die Zahl der Pflanzen und der aufgestellten Numern mit dem Hauptwerke gleichen Schritt hält, und unter dem Titel:

Observationes botanicae, tabularium rei herbariae illustrantes,

in lateinischer Sprache erscheint, und mit den Lieferungen des Archivs zugleich ausgegeben werden soll. Zuerst liefert der Vf. blos Abbildungen von Phänogamen; die Kryptogamen sollen dann nachfolgen, wenn er mit der Phänogamie das vorgesteckte Ziel erreicht haben wird.

Die *erste* Lieferung hebt an mit der Gattung *Acer*, wovon 20 Arten auf 25 Tafeln abgebildet vorkommen. Um die Grenze dieser Blätter nicht zu überschreiten, heben wir nur die neuen und seltenen Arten aus: No. 6) *Acer Austriacum Tratt.* Eine neue Art, deren Kennzeichen in *Observat. bot.* so angegeben sind: *A. foliis sub quinquelobis, lobis acuminatis, floribus corymbosis, alis divaricatis.* Sie ist mit unserem Feldahorn, *A. campestre*, zunächst verwandt, aber unterschieden durch längere, fast filzige Blattstiele, durch die langgespitzten Einschnitte der Blätter, durch grösere Blumen, die in Doldentrauben gesammelt sind, und durch die Stellung der Flügelfrüchte. 13) *A. opulifolium Vill.* ist *A. opulus Willd.* 14) *A. obtusatum Waldst. et Kitaib.* 15)

A. pictum Thunb. Die vorliegende Abbildung ſtellt nur einen Zweig ohne Blüthen und Früchte dar; aber deſto vollſtändiger und belehrender ſind folgende Arten: *A. japonicum, palmatum, diſſectum* und *creticum* abgebildet. Unfehlbar wird der Vf. die in *Willd. Spec. pl.* aufgeführten und hier noch fehlenden neuen Arten in den folgenden Heften nachliefern. Von der Gattung *Loaſa*, die hier unmittelbar auf *Acer* folgt, finden wir in *Willd. Spec. pl.* nur 6, in dieſem Archiv hingegen 14 Arten beſchrieben und ſehr ſchön abgebildet. *Loaſa chenopodiſolia*, welche *Willdenow* in gedachtem Werke und *Perſoon* in *Synopſ. pl.* als eine wirkliche Art nach *Lamarck* beſchrieben haben, betrachtet Hr. *T.* als eine Varietät von *L. Xanthiifolia Juſſ.*; deſswegen hat er auch von der erſten keine Abbildung geliefert. *L. urens Jacq.* iſt hier von *L. ambroſiaefolia Juſſ.* hinreichend unterſchieden; zur letzteren gehört *L. hiſpida ſyſt. nat.* Die neuen Arten dieſer Gattung, welche in *Humboldt's* Meiſterwerke (*Plant. aequinoct.* 4 Lief. T. 14 u. 15) vorkommen, haben wir mit den Arbeiten des Vfs. verglichen, und können verſichern, daſs die Nachbildungen, beſonders in Betreff der Analyſen, gut gerathen ſind. *Loaſa ranunculifolia* iſt auf zwey Tafeln vorgeſtellt. Die erſte enthält einen Zweig in natürlicher Gröſse; die zweyte eine vollſtändige Pflanze in verjüngtem Maſsſtabe. Auf gleiche Weiſe iſt auch die Gattung *Thouinia* nach *Poiteau* abgehandelt. Vier Arten davon ſind abgebildet, nämlich No. 35) *Thouinia ſimplicifolia;* 36) *Th. trifoliata;* 37) *Th. pinnata;* 38) *Th. decandra.* — 39) *Schrebera ſwietenoides Roxb.* 40) *Bergera Koenigii Roxb.* 41) *Cansjera ſcandens Roxb.* 42) *Plantago nana Tratt. Obſ. bot.* 1. p. 23. Der Charakter dieſer neuen Art, welche Hr. *T.* in Öſterreich wildwachſend fand, iſt ſo angegeben: *Pl. foliis ovato-ſubrotundis undulato-dentatis, cano-pubeſcentibus, ſcapis (e baſi cujuslibet folii) decumbentibus cano-tomentoſis, ſpicis erectis ovatis.* Die ganze Pflanze wird kaum 1 Zoll hoch, wie auch die Abbildung zeigt. 43) *Viola lutea Smith fl. brit.* 44) *Conium ſtrictum Tratt. Obſ. bot.* 1. p. 24: *C. Caulibus diffuſis, ramoſiſſimis, ſtrictiſſimis, umbellis umbellulisque depauperatis proliferis, dentibus foliorum acutiſſimis.* Mit dem *Conio maculato* zunächſt verwandt, aber unterſchieden durch einen ſehr äſtigen, kaum 2 Fuſs hohen Stengel, durch ſehr ſteife Zweige und Blumenſtiele und durch kleinere Blumen. Wächſt in Ungarn. 45) *Ajuga ſpecioſa Tratt. Obſ. bot.* 1. p. 25. *A. caulibus adſcendentibus ramoſis pubeſcentibus, foliis ſubnudis craſſiusculis, caulinis radicalibusque longe petiolatis ſubſinuatis, floralibus ſeſſilibus ſinuato-dentatis viridibus; verticillis terminalibus.* Sie findet ſich in Ungarn auf Bergen, und iſt von einer anderen Art, *A. Genevenſis*, durch gehäufte geſtielte Blätter und durch grüne Deckblätter zu unterſcheiden. 46) *Orobanche Cariophyllacea Smith.* 47) *Trifolium heterophyllum Tratt. Obſ. bot.* p. 26. *T. Spicis globoſis ſolitariis denſis, calycis dentibus ſubaequalibus, tubum corollae monopetalae inaequalis aequantibus, ſtipulis ovatis ariſtatis, caulibus procumbentibus diffuſis ſtrictiſſimis.* Hr. *T.* bemerkt, daſs dieſer Klee mit dem *T. medio Willd.* ſehr nahe verwandt ſey, aber ſich unterſcheide durch aufſteigende ſehr ſteife Stengel, durch viel gröſsere weiſse Blumen und durch die verſchiedenen Formen der Blättchen, die bald rundlich eyförmig, bald umgekehrt herzförmig und lanzettförmig ſind. Dergleichen Verſchiedenheit in den Blattformen finden wir aber auch bey mehreren Kleearten, z. B. *Trifol. ſtrictum* u. a. 48) *Cineraria crocea Tratt. Obſ. bot.* p. 26: *C. floribus umbellatis, caule flexuoſo, foliis planis inaequaliter dentatis, inferioribus ſpathulato-cordatis, petiolis alatis denticulatis, ſupremis ſeſſilibus integerrimis.* Eine ſchöne Pflanze, auf dem carpathiſchen Gebirge wildwachſend, die ſich durch groſse gelbe Blumen auszeichnet. 49) *Chryſanthemum (Pyrethrum Willd.) corymboſum var. radio flavo.* 50) *Centaurea Badenſis Tratt. Obſ.* p. 28. *C. calycibus ſphacelatis albo-ciliatis glabris, foliis coriaceis interrupte pinnatis; laciniis linearibus calloſo-marginatis ſubfalcatis, radicalibus medio duplicato-pinnatifidis caule ſubunifloro.* Dieſe neue Art ſcheint mit *Cent. ſcabioſa* zunächſt verwandt zu ſeyn, doch hinreichend unterſchieden durch die Geſtalt der Blätter und durch einen faſt einblümigen Stengel. Hr. *T.* fand ſie in Öſterreich auf Hügeln zwiſchen Baden und Merkenſtein.

Die *zweyte* Lieferung eröffnet der Vf. mit der Gattung *Tulipa*, wovon ſieben wirkliche Arten und einige ausgezeichnete Varietäten auf 12 Tafeln abgebildet vorkommen, und in *Obſerv. bot.* von No. 51 bis 62 beſchrieben ſind. 63) *Epilobium ſimplex Tratt. Obſ. bot.* p. 37: *E. caule ſimplici ſtricto, foliisque decuſſatis liniari-lanceolatis integerrimis, ſeſſilibus pubeſcentibus, petalis emarginatis.* Obſchon die Abbildung zeigt, daſs dieſe neue Art im Sexualſyſtem zur zweyten Unterabtheilung (*ſtaminibus erectis regularibus, petalis bifidis*) gehört: ſo hätte doch unſeres Erachtens die Blume zergliedert, und dann die Stellung der Zeugungsorgane deutlicher gemacht werden ſollen. Sie unterſcheidet ſich von *E. pubeſcens* blos durch lauter gegenüberſtehende gamrandige ungeſtielte Blätter; von *E. paluſtre* durch den einfachen Stengel und durch kleinere Blumen. 64) *Clematis ochroleuca Willd.* 65) *Senecio monanthus Willd.* auf zwey Tafeln. 66) *Conyza candida L.* Von der Gattung *Iſatis* ſind 4 Arten auf 6 Tafeln abgebildet, nämlich: *I. tinctoria L.; I. praecox Kitaib.; I. Luſitanica L.* und *I. Armenia L.* 71) *Cypſela Turpin in Ann. de Mus. d. Par.* Der *Character genericus* iſt ſo angegeben: *Cal. monophyll.* 5 *partitus, coloratus. Cor. o. ſtam.* 2 — 3 *perigyna. Ovarium liberum, uniloculare, ſtylus bifidus. Capſula unilocularis polyſperma, baſi circumciſſa. Semina numeroſa, receptaculo centrali libero affixa.* Da die meiſten Blumen nur zwey Staubfäden tragen, wie die auf vorliegender Kupfertafel ſehr genaue Zergliederung der Blüthen und Fruchttheile zeigt: ſo wird dieſe Gattung im linneiſchen Syſtem in der *Diandria digynia* einen Platz einnehmen. Nur eine Art, *Cypſela*

umifusa, ist in diesem Archiv abgebildet. Es ist eine ihrige fast succulente weitschweifige Pflanze, mit egenüberstehenden Blättern und einzelnen kleinen lumen. 72) *Petunia Juſſieu in Ann. de Mus.* t. 2. . 216. *Char. gener.: Cal. profunde 5-fidus: laciis oblongis ſubſpathulatis. Cor. tubuloſa, limbo ilatato, ſub 5-lobo inaequali. Stamina 5 inaequaa, non exerta. Stigma capitatum ſubbilobum. Caſula calycis baſi infra cincta apice bivalvis, 2-locuris polyſperma, ſeminibus minutis. Juſſieu* hat zwey rten, *P. Nyctaginea* und *P. parviflora*, beschrieben, ie der Vf. vortrefflich abgebildet und mit den nöthigen nalysen versehen hat. 74) *Sanguinaria Canadenſis L.* 5) *Sangu. Canadenſis β.* Eine Varietät, die sich urch einen blattlosen Schaft, durch gröfsere Blätter nd durch eine zehnblättrige Blume unterscheidet. 76) *Gymnoſtyles Juſſ.* Diese Gattung ist ohne Zweifel mit *Hippia*, *Eriocephalus*, *Parthenium* und einigen anleren Gattungen in der *ſyngeneſis neceſſaria* nahe verwandt. In *Perſoon's Synopſ.* finden wir sie zwischen *Hippia* und *Eriocephalus*, und in *Willdenow's Enum.* l. zwischen *Iva* und *Filago* aufgestellt. *Juſſieu* hat in *Ann. d. Mus.*) drey Arten: *Gymnoſtyles anthemifolia*, *G. naſturtiifolia* und *G. peteroſperma*, beschrieben, die auch in diesem Archiv vortrefflich abebildet sind. 79) *Hydrocharis morſus ranae L. foemina et mas*, auf zwey Tafeln. 80) *Hydrocharis spongia Boſc.* Eine neue sehr merkwürdige Art aus Carolina. 81) *Johannia inſignis Willd.* (*Chuquiraga Juſſ. gen. pl.* p. 119). 82) *Johannia microphylla Pratt. J. foliis ovatis, margine incraſſatis, pungentibus, ſubtus piloſiusculis; ramulis pubeſcentibus.* Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden hauptsächlich dadurch, dafs alle ihre Theile kleiner und die Blätter in der Jugend mit feinen Haaren bekleidet sind. Beide Arten, die in diesem Werke sehr schön abgebildet und beschrieben sind, wachsen auf Bergen in Peru. 83) *Schradera capitata Willd.* 84) *Schradera ligularis Rudge. S. ſtipulis emarginatis, brevibus, foliis lanceolatis acuminatis, bracteis ligulatis longiſſimis.* Ist in Gujana einheimisch. 85) *Waldſteinia Geoides Willd.* 86) *Kitaibelia vitifolia Willd.*, auf zwey Tafeln abgebildet. 87) *Cornutia punctata Willd.* Diese Pflanze hat *Jacquin*, und nach ihm *Perſoon in ſynopſ. pl.* 2. p. 143, von der linneischen Gattung *Cornutia* getrennt, und unter dem Namen *Hoſtana* aufgeführt. Den *Charact. geter.*, welcher mit der vorliegenden Abbildung vollkommen übereinstimmt, hat *Perſoon* so angegeben: *Cal. obſolete bilobiatus, 4 dentatus. Cor. ſubringens: lacinia intermedia labii inferioris ampla, emarginata. Drupa nuce 4-locularis, 4-ſperma.* Da nun die linneische *Cornutia* und *Perſoon* durch einen sehr langen Griffel und durch eine *bacca monoperma* sich unterscheidet, und dazu *Cornutia pyramidalis Plum. gen.* und *Lamarck. ill. ſ.* 541 gehört: so ist nicht einzusehen, warum der Vf. die *jacquinische* Benennung: *Hoſta caerulea*, nicht beybehalten hat; denn der *Hemerocallis Japonica Willd.*, welche er hier *Hoſta Japonica* genannt, und auf zwey Tafeln trefflich abgebildet hat, konnte er eben sowohl, wenn er sie durchaus zu einer neuen Gattung erheben wollte, einen anderen Namen geben. *Hoſtea viridiflora Willd.* kommt hier wieder nach *Aubl.* unter dem Namen: *Matelea paluſtris*, vor. 90) *Bonplandia trifoliata Willd.* 91) *Perſoonia ferruginea Smith.* 92) *Salvia Booſii Tratt. S. foliis longe petiolatis inaequaliter ſerratis venoſis nudis pellucido-punctatis, verticillis ebracteatis, corollis extus tomentoſis calyce 3plo longioribus.* 93) *Helleborus triſolius L.* 94) *Anemone Groenlandica Oeder.* 95) *Septas capenſis L.* 96) *Cephalotus follicularis Labillard. Nov. Holl.* 2. p. 7. *Char. gen.: Cal. 6-fidus. Cor. o. ſtam. 12 filamentis capitatis calyci ad margines affixis, germina 6 ſupera, unilocularis, monoſperma, ſtylis totidem lateralibus.* Eine neue Gattung, die zur linneischen *Dodecandria hexagynia* gehört. Es ist nur die hier abgebildete Art bekannt, welche durch zwey schlauchartige, gestielte Bälge, die zwischen den Blättern stehen, sich auszeichnet. 97) *Abama oſſifraga Adanſ.* Der *Char. gen.* ist: *Perianthium perſiſtens ſexpartitum aequale; ſtam. filamenta 6 lanuginoſa, germen conicum, ſtigmatibus 3. Capſula 3-locul., 3-valvis, ſemina numeroſa utroque fine appendice filiformi inſtructa.* 98) *Podocarpus Aſpleniifolia Labillard. Nov. Holl.* 99) *Podophyllum peltatum L.* 100) *Rouſſea ſimplex Smith.*

Durch diese Anzeige der in den beiden ersten Lieferungen enthaltenen Abbildungen glauben wir die Leser hinreichend unterrichtet zu haben, dafs dieses Archiv vor vielen ähnlichen, bisher bekannten Kupferwerken den Vorrang gewinnen, und den beabsichtigten Zweck erfüllen werde. Die Kupfer sind nicht illuminirt; dagegen hat der Vf. die Foderungen der Kenner durch richtige Darstellungen aller charakteristischen Merkmale der Pflanzen, durch Reinheit des Stichs, und endlich durch schönes Papier und gefälligen Druck zu befriedigen gesucht. Die zweyte Lieferung schliefst Hr. *T.* mit der Ankündigung eines deutschen Commentars zum Archiv der Gewächskunde für Damen, Landwirthe, Techniker u. s. w., für Schulen, Bildungs- und Erziehungs-Institute. Möchte der würdige Vf. in der Ausführung seines Planes nach Wunsch unterstützt werden, und uns bald mit der Fortsetzung dieses Werks erfreuen! Dch.

Dresden, in d. begerschen Buch- und Kunst-Handlung: *Historische, bildliche Darstellung der in Deutschland einheimischen Bäume und Sträucher.* Ein nützliches Lesebuch für die Jugend. Erstes Bändchen. Mit 58 illuminirten Abbildungen. Ohne Jahrzahl. 119 S. Zweytes Bändchen: *Historische Darstellung der in Deutschland angebauten Küchengewächse; Öl-, Farben-Kräuter und der gemeinsten Giftpflanzen.* Mit 74 illuminirten Abbildungen. 106 S. kl. 4. (Beide Bändchen 2 Rthlr. 16 gr.)

In der Vorrede bemerkt der ungenannte Vf., dafs er Kinder gefunden habe, die verschiedene ausländische Zierpflanzen kannten, aber nicht im Stande waren, die einheimischen nutzbaren und gebauten Gewächse von den Giftpflanzen gehörig zu unterschei-

den. Aus diesem Grunde habe er sich entschlossen, in vorliegender Schrift nicht nur den Nutzen oder Schaden der in Deutschland häufig vorkommenden Gewächse darzulegen, sondern auch die Beschreibungen derselben durch ausgemalte Abbildungen anschaulicher zu machen. Im ersten Bändchen liefert er die vorzüglichsten einheimischen Holzarten, d. i. Bäume und Sträucher, von der ehrwürdigen Eiche bis zur Moosbeere herab, beschreibt zuerst ihre Blätter, Blüthen und Früchte, und zeigt dann kürzlich den Nutzen, welchen die verschiedenen Holzarten in ökonomischer und technischer Hinsicht gewähren. Das zweyte Bändchen enthält die in Deutschland angebauten Getreidearten, Küchengewächse, Farbe liefernden Kräuter, und die meisten Giftpflanzen, die auf gleiche Weise, wie im ersten Bändchen, beschrieben und abgebildet sind. Die Erklärung der Kupfertafeln und beygefügte Register erleichtern das Aufsuchen der abgehandelten Pflanzen. Aus dem Gesagten erhellt, dass diese Schrift der Jugend belehrende Unterhaltung darbietet, und daher auch den beabsichtigten Zweck erfüllen wird. Nur hätte der Vf. sich mehrere und gründlichere botanische Kenntnisse erwerben, und hauptsächlich bey der Beschreibung der Pflanzen bessere Ausdrücke wählen sollen. Z. B. im zweyten Bändchen S. 22 heisst es: „Wenn die Blümchen abgeblüht haben: so schiessen Samenstengel hervor.“ S. 54. „Oben an den Spitzen der Stengel zeigt sich die weisse Blüthe in Blumengestalt!!“ S. 70. „Die Blätter haben unten, wo sie am Stiele anliegen, eine Niere“ u. s. w. Mit Unrecht zählt der Vf. die bekannte und allgemein beliebte Erdbeere (*Fragaria vesca*) zu den Sträuchern; es ist eine perennirende Pflanze, die wegen ihrer trefflichen Früchte in Gärten gezogen und durch Cultur veredelt wird.

Die Abbildungen finden wir zwar gröstentheils nach der Natur richtig dargestellt, aber wegen des verjüngten Massstabes, welchen der Vf. dem Format des Buchs anzupassen sich genöthigt sah, sind manche unkenntlich und zum Theil auch schlecht illuminirt, z. B. die Tanne, der Schlehendorn u. s. w. Übrigens sind wir mit der Arbeit zufrieden, und können diese Schrift den Kindern als ein belehrendes Bilderbuch empfehlen. tr.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. juniussischen Buchhandlung: *Der kleine Historien-Almanach*, oder *Sammlung seltsamer Abenteuer, wunderbarer Geschichten und merkwürdiger Erscheinungen*, aus Chroniken zusammengetragen. 1804. 263 S. 12.

Eine Sammlung merkwürdiger Begebenheiten, Anekdoten, Ereignisse u. s. w., mit kluger Auswahl gesammelt, glaubwürdigen Schriftstellern, und zwar *gut* nacherzählt, gäbe immer den Inhalt eines interessanten Almanachs, besonders für Damen und die Jugend. Dies ist aber bey gegenwärtiger Sammlung nicht der Fall. Sie ist zusammengerafft ohne gute Wahl, und ohne bedeutende Absicht; überall ist das Wahre mit Fiction vereinigt, und der Ton der Erzählungen selbst ist so ungleich, wie ihn der Sammler eben dort fand, wo er seine Erzählungen abschrieb. Sogar das sodatische Heptameron der K. Margarethe hat Novellen abgeben müssen, die hier mit in der Reihe wahrer Geschichten prangen. Diese historische Licenz ist doch wohl ein wenig stark. Der Sammler müsste denn wahre *Namen* mit wahren *Begebenheiten* verwechseln. Er hätte in der That besser gethan, des ihm bekannten *Ernst* (S. 256) historische Blumenlese, sein historisches Bilderhaus u. s. w. durchaus zu plündern (da es doch einmal auf so etwas abgesehen war), und die Ausbeute den Lesern vorzulegen, als aus weniger bedeutenden Sammlungen Bruchstücke, wie z. B. die S. 84. 85. 91. 125. 170. 171. 178. 189 u. v. a. m. als ungenieſsbare Schaugerichte aufzutragen und dem Publico vorzusetzen. — Es ist unnöthig, über das ganze Stoppelwerk viele Worte zu verlieren; das aber will Rec. der Leser wegen noch bemerken, dass die gewechselten Liebesbriefe des Kurf. Ludwig von der Pfalz (deren in diesem Almanach (S. 140 ff.) nur drey mitgetheilt werden, und ohne die Antworten der schönen Degenfeld), nebst den Antworten seiner Geliebten, nichts als Copieen der Liebesbriefe sind, welche Aeneas Sylvius in seinem bekannten Roman Eurialus und Lucretia seinen Liebenden wechseln läfst. Seltsam genug schicken jene beiden einander alte Briefe zu, und freuten sich dennoch, sich so hübsch und fein in lateinischer Sprache gegenseitig etwas sagen zu können, was jene Liebenden (ungerechnet die Auf- und Über-Schriften der Briefe) auch schon gesagt hatten. Der Vf. des Buchs: *La Vie et les Amours de Charles Louis Elect. Palatin. Colon.* 1692, hat diese Briefe französirt, und sie haben dadurch all ihren Reiz verloren. Die sämtliche Degenfeld schreibt derselbe durchgängig d'Eguenfeld, und nennt sie Maria *Susanna* (so wie auch der Sammler der Geschichten im gegenwärtigen kleinen sogenannten Historien-Almanach), aber falsch. denn sie hiefs *Louisa*. S. *Imhoffs* histor. Stammtafeln. Tab. 7. Übrigens liefs der Kurfürst eine Munze auf seine Geliebte prägen, welche *Köhler* (Münzbelustig. II Th. S. 25) mittheilt und beschreibt. Die Geschichte dieser Beiden erwartet noch einen guten deutschen Erzähler. L. P.

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., b. Brönner: *Der sicher und geschwind heilende Pferdearzt*, oder *gründlicher Unterricht über die Erkenntniss, Ursachen und Heilung der Krankheiten der Pferde, von J. B. von Sind.* Herausgegeben von *K. W. Ammon.* Siebente durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. Auch unter dem Titel: *Taschenbuch für angehende Pferdeärzte, Ökonomen und Pferdebesitzer.* Herausgegeben von *A. W. Ammon.* 1813. XIV u. 400 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

Monatsregister

vom

December 1812.

I. Verzeichniss der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Anweisung zum Boston, Tri-Boston und Boston-Whist 249, 432.

B.

Bernsteinii epistola ad Bonnium, sistens observationem luxationis femoris 242, 372.
Blumenlese, biblische. 2 Aufl. 251, 447.
Busch Handbuch der Erfindungen. 5. 6 Th. 4 Aufl. 248, 423.
Buttmann über den Mythos der Sündfluth 238, 545.

C.

Cornelius Nepos de vita excellentium imperatorum. Mit Anmerkungen von *Bremi*. 2 Ausg. 257, 489.

D.

Darstellung, historische, bildliche, der in Deutschland einheimischen Bäume und Sträucher. 2 Bändchen 258, 502.
— — historische, der in Deutschland angebauten Küchengewächse, Oel-, Farben-Kräuter und der gemeinsten Giftpflanzen 258, 502.
Dassel Commentar des hannöverischen Landeskatechismus für Schullehrer und Prediger 254, 467.
Dedekind die vortheilhafteste Bienenzucht für den Landmann 246, 404.
Dräseke Hinweisungen auf das Eine was Noth ist 253, 457.

E.

Ebbeke christlich-religiöser Blick auf die Zeiten zur Beruhigung des Herzens und zur Erweckung frommer Thätigkeit. 1 Bdchen. 253, 458.
Encyklopädie der Schulwissenschaften für höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht, herausg. von *F. W. D.* und *Ch. W. Snell*. 4 Abth. 1. 2 Bd. Neue Aufl. 257, 495.
Erinnerungen aus dem christlichen Religionsunterricht für Confirmanden am Tage ihrer öffentlichen Confirmation 254, 471.
Etzler lateinische Elementarübungen. 1 Th. 1. 2 Cursus. 2 Th. 1—3 Cursus 255, 479.
— — grammatischer Leitfaden für den ersten Unterricht in der lateinischen Sprache 255, 479.
— — Wortregister zu den lateinischen Elementarübungen 255, 479.

F.

Fallenstein Idunna 243, 383.
Fischer, C. H., äsopische Dichtungen 257, 495.
Fischer, K. G., Belehrungen des Christenthums über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen 254, 472.
Fouqué, Baronin, Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung 244, 385.

G.

Geschichte, vollständige, der jährlichen Sonn-, Fest- und Feyer-Tage 250, 439.
Grosse Fest- und Casual-Predigten, meist mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit gehalten 253, 463.

H.

Hagedorn Abhandlung über den Bruch des Schenkelbeinhalses 242, 372.
Harcke Zuruf an alle Aerzte, eine gänzliche, aber allein und sicher Heil bringende Reform in der Heilkunde betr. 242, 375.
Hergetius ein paar Worte über zweckmässige Einrichtung und Abfassung der Predigten 255, 463.
Herodoti Halic. historiarum libri, qui enarrationem pugnarum inter Graecos et Persas complectuntur. Ed. *Schulz*. Vol. I. II 255, 473.
— — historiarum libri, qui narrationem pugnarum inter Graecos et Persas complectuntur. In usum lectionum edidit *Schulz* 256, 486.
— — et Ctesiae Cnidii quae extant opera et fragmenta graece. Rec. *Borheck*. Ed. altera. T. I—III 255, 473.
Herrmann Landwirthschaftskatechismus. 1 Th. 246, 401.
Historien-Almanach, der kleine 258, 503.
Höpfner der kleine Physiker. 2 Aufl. 245, 400.
Hottinger Arnold von Winkelried 247, 415.
de Humboldt Vues des Cordillères et Monumens de peuples indigènes de l'Amérique. 3 Livr. 251, 441.

K.

Kartenspiele, die deutschen. Neue Aufl. 257, 496.
v. Kotzebue Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. 11 Jahrg. 243, 383.
Küchendahl der westphälische Huissier in Civil-, Municipalpolizey-, Corrections- und Criminal-Sachen 240, 359.

L.

Lechner Versuch einer beurkundeten Darstellung des Kirchenwesens in Baiern, salzburgischen Diöcesantheils. 1 Bd. 250, 437.
Letromi Lethe. Versuch einiger Grundlinien zur Untersuchung von der Fortdauer und dem Zustande des Menschen nach dem Tode 243, 377.
v. Lewer meine Studien und Launen von der Polizey 245, 398.
— — patriotische Beyträge zur Justiz- und Polizey-Organisation. 2—5 Heft 245, 398.
— — Polizeypraxis im K. Baiern oder Handbuch der Sicherheitspolizey 245, 398.
Lichthammer christl. Religionsunterricht für die Jugend, besonders für Confirmanden 254, 471.
Löbenstein-Löbel Erkenntniss und Heilung der häutigen Bräune, des millarschen Asthma und des Keuchhustens 241, 365.

Luthers kleiner Katechismus nebst einem Liederkatechismus. 4 Aufl. 252, 455.

M.

Magazin für das Civil- und Criminal-Recht des K. Westphalen. Herausgegeben von *Oesterley* und *Spangenberg*. 1—3 Bd. 239, 345.
Materialien zur Vorbereitung auf Katechisationen über den biblischen Katechismus oder über ein anderes Religionsbuch. 2. 5 Lieferung 254, 468.
Mehlis Passionspredigten für die häusliche Erbauung und zum Vorlesen beym Gottesdienste 253, 461.
Meissner der unsichtbare Kundschafter. Nach dem Engl. 1 Th. 2 Aufl. 251, 447.
Melchior Comparatio inter commoda atque incommoda educationis publicae et privatae 249, 432.
Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, herausgeg. von *v. d. Hagen*, *Docen* und *Büsching*. 1 Bd. 1. 2 Heft 247, 409.

N.

Natorp Beyträge zur Veredelung unserer kirchlichen und häuslichen Andachten. 1 Sammlung 263, 459.

O.

Oesterley, s. Magazin.

P.

Pallas am Ufer des Ganges, oder Taschenbuch für Lebensweisheit und Lebensgenuss. Aus dem Hindostanischen 249, 430.
Petz die Maskerade 249, 429.
v. Pallhausen Garibald, erster König Bojoariens, und seine Tochter Theodolinde, erste Königin in Italien. oder die Urgeschichte der Baiern 250, 433.

R.

Rapport addressé à Son Exc. le Ministre de l'Intérieur, sur les ouvrages envoyés au concours sur le Croup 241, 361.
Reiche Beobachtungen und Gedanken über Erziehung und über Volksschulen 244, 391.
Reimann Spicilegium observationum anatomicarum de Hyaena 241, 367.
Rohlwes allgemeines Vicharzneybuch. 5 Aufl. 239, 351.

S.

Schott Epitome theologiae christianae dogmaticae 238, 337.
Schrödter ausführliche sokratische Katechisationen über die gesammten einzelnen Sätze unserer christl. Glaubenslehre. 1 Bd. 2 Th. 254, 468.
Schubert, geb. *May*, Gedichte. 2 Aufl. 239, 352.
Schulgesetztafel 238, 344.
Schütz Handbuch der Geschichte Napoleons I und seines Zeitalters 252, 451.
Simon Armorial général de l'Empire françois. T. I 256, 486.
v. Sind der sicher und geschwind heilende Pferdearzt. Herausgeg. von *Ammon*. 7 Aufl. 258, 505.
Sintenis öffentliche katechetische Prüfungen. 1—3 Bdchen. 254, 469.
Skizzen zu Predigten über die weibliche Würde 249, 431.
Snell Anfangsgründe der Naturlehre zum Gebrauch für Schulen. 1. 2 Abth. Neue Aufl. 257, 495.
Sprengel die Nützlichkeit der Bienen und die Nothwendigkeit der Bienenzucht 246, 407.
Stolz Erläuterungen zum N. T. für geübte und gebildete Leser. 6 Heft. 3 Ausg. 245, 399.

T.

Taschenbuch für angehende Pferdeärzte, Oekonomen und Pferdebesitzer. Herausgeg. von *Ammon*. 7 Aufl. 258, 504.
— — für Kartenspieler auf das J. 1813. N. Aufl. 257, 496.
Thiele kurzgefasster Unterricht für diejenigen, welche sich zu brauchbaren Calculatoren, hauptsächlich bey Landescollegien, bilden wollen 245, 395.
Timoleon, Tragödie (von *Schäfer*) 249, 427.
Timotheus. Dem gebildeteren Landmanne vorzüglich gewidmet (von *Petersen*) 254, 472.
Trattinnick Archiv der Gewächskunde. 1 Bd. 1. 2 Lieferung 258, 497.
— — Observationes botanicae, tabularium rei herbariae illustrantes. 258, 498.

V.

Vischer Unterricht in der christl. Religion für die Jugend 254, 466.
Vogt die letzten Worte des Abschied nehmenden und sterbenden Jesus 253, 462.
Vorschriften zum Schönschreiben 249, 432.
Voyage de *Humboldt* et *Bonpland*. 2 Partie. 5 Livr. 251, 441.

W.

Wie Boreas seine Kinder lehrt 247, 415.
Wilmsen die Lehre Jesu Christi in kurzen Sätzen und in Gesängen für den katechetischen Unterricht 254, 470.
Wochenblatt, nützliches und unterhaltendes, für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann, herausgegeben von *Wadzeck*. 14 Vierteljahr 248, 423.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Amelang in Berlin 254.
Anonyme Verleger 245 (2). 247. 249 (2). 254. 256.
Barth in Leipzig 238.
Begersche Buch- und Kunst-Handlung in Dresden 258.
Brönner in Frankfurt a. M. 258.
Creutz in Magdeburg 249.
Darnmann in Züllichau 251.
Dieterich in Göttingen 239. 246. 254.
Druckerey, kaiserl., in Paris 241.
Dyk in Leipzig 252.
Friese in Prag 250.
Gassert in Anspach 254.
Gebauer in Halle 254.
Gehr in Breslau 255.
Gräff in Leipzig 242.
Grunert d. Aelt. in Halle 243.
Hahn, Gebr., in Hannover 245. 255.
Hammerich in Altona 254 (2).
Hartmann in Leipzig 243.
Hayn in Berlin 243.
Hellwingische Buchhandlung in Hannover 244. 253.
Hemmerde und Schwetschke in Halle 242. 255. 256.
Herder in Freyburg und Constanz 246.

Herold und Wahlstab in Lüneburg 253.
Hinrichs in Leipzig 245.
Hitzig in Berlin 244.
Juniussische Buchhandlung in Leipzig 268.
Keyser in Erfurt 245. 253.
Korn in Breslau 239.
Kramer in Zerbst 253.
Lechner in Nürnberg 252.
Lentner in München 250.
Lincke in Leipzig 249.
Maurer in Berlin 239. 241. 248. 252.
Mayrische Buchh. in Salzburg 250.
ter Meer in Crefeld 253.
Meyer in Lemgo 255.
Nicolai in Berlin und Stettin 238.
Nicolovius in Königsberg 254.
Reichard in Braunschweig 242.
Riegel und Wiesner in Nürnberg 249.
Ritter in Gmünd 255.
Rommerskirchen in Köln 257.
Salfeld in Berlin 238.
Schaumburg u. C. in Wien 268.
Schöll in Paris 251.
Schubothe in Kopenhagen 249.
Steinersche Buchh. in Winterthur 24.
Steinkopf in Stuttgardt 254.
Taschè und Müller in Giessen 249. 257.
Unger in Berlin 247.
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 239.
Vieweg in Berlin 246.
Vogel in Leipzig 241.
Weiss in Berlin 254.
Wesche in Blankenburg 240.
Weygandsche Buchh. in Leipzig 257.
Wittekind in Eisenach 248.
Ziegler in Zürich 257.

III. Intelligenzblatt des December.

Literarische Nachrichten.

Kurze Notizen über die neueste italiänische Literatur 71, 564. 76, 604.
— — — — — englische Literatur 74, 588.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Jena Verl. 73, 583. 77, 614.
Akademische Buchh. in Kiel Verl. 70, 557. 71, 567. 72, 575. 76, 607. 608. 77, 615.
Andreäische Buchh. in Frankfurt a. M. Verl. 77, 609.
Braunes in Berlin Verl. 74, 589.
Bureau für Literatur u. Kunst in Halberstadt Verl. 76, 607.
Cnobloch in Leipzig Verl. 77, 612.
Craz und Gerlach in Freyberg Verl. 72, 575.
Darnmann in Züllichau Verl. 71, 565.
Dürr in Leipzig Verl. 72, 573. 574.
Engelmann in Leipzig Verl. 77, 611.
Erholungen. Ein thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete 72, 569.
Ernst in Quedlinburg Verl. 76, 605.
Gödsche Buchh. in Meisen Verl. 70, 557. 73, 584.
Hartknoch in Leipzig Verl. 77, 612.
Hartwich u. *Ruhl* in Cassel mineralog. Anzeige 71, 567.
Hayn in Berlin Verl. 72, 570.
Hemmerde und Schwetschke in Halle Verl. 77, 614.
Herold und Wahlstab in Lüneburg Verl. 72, 571.
Heyer in Giessen Verl. 76, 606.
Heyer und Leske in Darmstadt Verl. 72, 570.
Hitzig in Berlin Verl. 72, 573. 76, 605.
Jasche in Büchenberg, das Wissenswürdigste aus der Gebirgskunde 77, 610.
Keilsche Buchh. in Kölln Verl. 75, 599.
Kley hebräisches Lesebuch 77, 615.
Köhler in Leipzig Verl. 70, 558. 77, 609.
Kruse Anzeigen und Erläuterungen über meinen Atlas zur Geschichte u. s. w. 73, 584.
Landes-Industrie-Comptoir, h. s. priv., in Weimar Verl. 76, 608.
Mohr und Zimmer in Heidelberg Verl. 70, 559.
Monath- u. Kuslersche Buchh. in Nürnberg Verl. 76, 606.
Nicolaische Buchh. in Berlin u. Stettin Verl. 77, 612. 613.
Perthes in Gotha Verl. 73, 583.
Pierer Taschen- und Addreß-Buch für praktische Aerzte und Wundärzte 70, 555.
Reclam in Leipzig Verl. 77, 613. 614.
Rengersche Buchh. in Halle Verl. 73, 584. 77, 611.
Riegel und Wiesner in Nürnberg Verl. 72, 570.
Ruhl, s. *Hartwich*.
Schüppelsche Buchh. in Berl. Verl. 72, 572. 573.
Vogel in Leipzig Verl. 75, 600.
Wagner welthistorisches Erinnerungsblatt 72, 571.
Weidmannische Buchh. in Leipzig Verl. 73, 584.
Weygandsche Buchh. in Leipz. Verl. 71, 565. 566. 72, 572.
Weinlig in Dresden, neue Musikalien 76, 608.
Wilmans in Frankfurt a. M. Verl. 70, 558.
Ziegler u. S. in Zürich Verl. 70, 557.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Bachmann in Jena 69, 552.
Barzelotti in Siena 71, 564.
Bauer in Erlangen 69, 552.
Baumgarten-Crusius in Leipzig 69, 551.
Bessel in Naumburg 76, 603.
Blochmann in Leipzig 76, 603.
van der Borth van Verwolde in Verwolde bey Zütphen 71, 564.
Borger in Leiden 71, 564.
van Brienen van de Groote Lindt in Amsterdam 71, 564.
Bucher in Jenkau 76, 603.
v. Bülow in Wolfenbüttel 69, 552.
Cojarski in Rzessow 70, 554.
Danz in Jena 69, 551.
van Dedem van de Gelder in Holland 71, 564.
Duval in Paris 73, 580.
van Dyk in Amsterdam 71, 564.
Dylius in Amsterdam 71, 564.
Eichstädt in Jena 69, 551.
Emmert d. J. in Bern 73, 580.
Falck in Amsterdam 71, 564.
Fritz in Wien 70, 553.
Grapengiesser in Berlin 73, 580.
Haase in Leipzig 73, 580.
Häfele in Klagenfurt 70, 556.
Hausleuthner in Hirschberg 73, 580.
Hoffmann in Rotterdam 71, 564.
Hooft in Amsterdam 71, 564.
Jacobi in München 73, 580.
Joachimz in Amsterdam 71, 564.
v. Ittner in Freyburg 73, 580.
v. Kamptz in Berlin 73, 580.
Kiesshaber in Nürnberg 74, 587.
Krauss in Harderwyk 71, 564.
Kriel in Gratz 70, 554.
Lempke in Wismar 69, 547.
Lichtenstein in Berlin 71, 564.
Lucä in Heidelberg 73, 578.
Luth in Bern 73, 580.
van Maanen im Haag 71, 564.
v. Marquette in Amsterdam 71, 564.
May in Heidelberg 73, 578.
Meineke in Leipzig 76, 603.
Milbacher in Lemberg 70, 554.
Milsky in Stanislawow 70, 554.
Müller in Kolomea 70, 554.
Ontyd im Haag 71, 564.
de Pabst tot Bingerden in Cleve 71, 564.

Perger in Czernówitz 70, 554.
Petrowicz in Brzezan 70, 554.
Piwocki in Brzezan 70, 554.
Rehm in Mainheim 74, 387.
a Roy in Amsterdam 71, 564.
Ruſs in Wien 73, 580.
Schifferli in Bern 73, 580.
Schneditz in Klagenfurt 70, 555.
v. Schubart in Livorno 71, 564.
Schultes in Landshut 73, 580.
v. Schuylenburgh van Bommenede im Haag 71, 564.
Schweitzer in Jena 69, 551.
Skibinsky in Jaslo 70, 554.
Stark in Jena 69, 552.
v. Strombeck in Celle 69, 552.
Tittmann in Dresden 73, 580.
Tribolet d. S. in Bern 73, 580.
Tychſen in Roſtock 74, 586.
Tydemann in Franecker 71, 564.
Vereul in Amſterdam 71, 564.
Verhuell in Paris 71, 564.
v. Veſt in Klagenfurt 70, 555.
Weichardt in Jena 76, 603.
v. Wendt in Erlangen 73, 577.
Wettengel in Breckerfeld 73, 579.
Wichers in Gröningen 71, 564.
Wiſinger in Rzeszow 70, 554.
van Zuylen van Nyevelt, Graf, in Holland 71, 564.
— — — — — — *J. A.*, in Rotterdam 71, 564.

Nekrolog.

d'Apples in Leipzig 73, 581.
Armbruſt in Erlangen 74, 587.
Brandmüller in Augsburg 74, 587.
Frank in Nürnberg 74, 587.
Heſſe in Bentheim-Steinfurt 73, 581.
Mollwitz in Stuttgardt 74, 587.
Popp in Kirchahorn 74, 587.
Sauer in Erlangen 73, 581.
Schlegel in Merſeburg 73, 581.
Schloſſer in Berlin 74, 587.
Schnakenburg in Gardelegen 74, 587.
Zambeccari in Bologna 73, 581.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Aleſſandria, Preisaufgabe der italiäniſchen Societät der Wiſſenſchaften, Literatur und Künſte 76, 603.
Bordeaux, Preisaufgabe der Société de médecine 69, 552.
— — Preisvertheilung und Preisaufgabe der Société des sciences, belles-lettres et arts 69, 552.
Caen, Preisfragen der Académie des sciences, belles-lettres et arts 74, 587.
Haarlem, Preisvertheilungen und Preisaufgaben der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften am 23 May 71, 561. 74, 587.
— — Preisertheilung der teylerſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften am 30 Oct. 74, 587.
Lyon, Preisaufgabe der Société de médecine 76, 603.
Paris, öffentl. Sitzung und Preisvertheilung der Claſſe der ſchönen Künſte des Inſtituts am 3 Oct. 73, 582.
— — Preisertheilung der Société philotechnique am 11 Oct. 76, 604.
— — Vorleſung eines Briefs von *Banks* im Inſtitut, die Entdeckung einer neuen Inſel betreffend 76, 604.
Somme-Departement, Preisaufgabe der Académie des sciences etc. 69, 552.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Böhmen, angeordnete Viſitationen der Landgymnaſien — neues Gymnaſium zu Reichenau — neue Claſſe am Gymnaſium zu Budweis 76, 602.
Budweis ſ. Böhmen.
Ellwangen, Errichtung eines Prieſterſeminarium 73, 579.
Erfurt, Promotion 73, 579.
Erlangen, Disputationen, Promotionen und Pfingſtprogramm 73, 577.
Frankfurt a. M., Prüfungen im Gymnaſium — Verordnung, die neue Organiſation des Gymnaſium und Lyceum betreffend 74, 586.
Göttingen, Preisertheilung, Disputationen und Promotionen 71, 561.
Galizien, Veränderungen im Lehrerperſonale an den Gymnaſien 70, 553.
Grätz, Veränderung im Lehrerperſonal 70, 554.
Heidelberg, Disputationen, Promotionen und Abſchiedsſchrift 73, 577.
— — — Prüfungen im Gymnaſium 73, 578.
Jena, lat. Lectionskatalog — Anweſenheit des Herzogs von Weimar und der fürſtl. Familie — *Schotts* Disputation — *Lempke's* Jubeldiplom — Promotionen (in der juriſtiſchen Facultät *Paulſſen*, *Emminghaus*, *Bartholomäi*, *Schnaubert*; in der mediciniſchen *Oetzmann*, *Eckardt*, *Suffert*, *Feller*, *Fleck*; *Gutsmuths* nachgelieferte Diſſertation; in der philoſophiſchen *Göttgen*, *Moder*, *Weiſs*) — Prorectorats- und Decanats-Wechſel — Feyerlichkeiten dabey und Programm — Errichtung eines theologiſchen Seminarii u. Einweihung der erneuerten Collegienkirche — *Kleins* pädagogiſches Inſtitut 69, 545.
Jenkau, Michaelis-Programm — Lehrerperſonal des Conradinum 70, 603.
Klagenfurt, Veränderung im Lehrerperſonale 70, 555.
Mähren, neuer Lehrer an jeder der 5 Hauptſchulen und Dotationszulage 70, 553.
Mannheim, Prüfungen im Lyceum am 24 Sept. 73, 579.
Marburg in Steyermark, Errichtung einer vierten Claſſe bey der Hauptſchule 70, 554.
Oeſterreich, Verordnung, die juridiſchen Studien betr. — Befreyung der Schullehrer vom Militär — Landcharten für Schulen 76, 601.
Peſth, Stiftungsfeyer der Univerſität am 25 Jun. 70, 556.
Reichenau, ſ. Böhmen.
Wien, Gehaltserhöhung der mediciniſchen Aſſiſtenten — *Frints* Lehrbuch der Rel. — *Hombergs* Unterrichtsanſtalt für d. jüdiſche Jugend 70, 553.
— — Veränderung im Lehrerperſonale — Geſchenk für das Taubſtummeninſtitut 76, 602.
Würzburg, Promotionen 73, 579.

Vermiſchte Nachrichten u. Anzeigen.

Auction in Regensburg 70, 559.
Bothe in Berlin, erſte und letzte Erklärung 77, 615.
Bücher-Auction in Halberſtadt 77, 615.
Directorium der J. A. L. Z., an die Leſer der J. A. L. Z. 75, 593.
— — — —, Anwort auf mehrere Anfragen, die Nachricht aus Wien betr. 74, 591.
— — — — Erklärung, daſs Hr. *Salat* nicht Mitarbeiter an der J. A. L. Z. ſey 76, 608.
Dümmler in Berlin, Anzeige 70, 560.
Heinſius in Gera, herabgeſetzter Bücherpreis 71, 568.
Klaproths Abriſs der alten chineſiſchen Geſchichte in den Fundgruben des Orients ſoll aus dem Franzöſiſchen entlehnt ſeyn 71, 565.
Kloſtermann in Paris, an die Herren Buchhändler Deutſchlands 77, 615.
Kreyſsigs in Annaberg Oden auf *Heyne's* Tod und auf *Bretſchneiders* Doctor-Promotion 73, 582.
Nachricht aus Wien, von *F. K.* 70, 560.
Ober-Landes-Gericht, k. preuſſ., in Schleſien, Anzeige für Liebhaber von Conchylien, Mineralien und Kupferſtichen 71, 568.
Salat in Landshut, Verbeſſerung und Anzeige 77, 616.
Weygandſche Buchh. in Leipzig, herabgeſetzter Bücherpreis 72, 576.